Billigste und anmuthigste Lectüre zu Hause und auf der Reise!
Preis nur 50 Pfg. pro Bändchen.

Illustrirte WANDERBILDER

1. Zuger See und Rigi.
2. Uetliberg bei Zürich.
3. Vierwaldstätter-See u. Rigi.
4. Rorschach und Heiden.
5. Wallfahrtsort Einsiedeln.
6. Thun und Thunersee.
7. Interlaken. 8. Ober-Engadin.
9. Baden-Baden.
10. Wallis u. Simplon.
11. Zürich.

Jedes Bändchen enthält 20—30 Original-Illustrationen, davon je 6 auf englischem Tonpapier.
Nebst Uebersichts- u. Routen-Karten.

Die Collection erscheint gleichzeitig in **französischen** und **englischen** Ausgaben.

Nord un Süd
Kunstvereinigung der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule, Berlin

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Digitized by Google [69]

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Digitized by Google

Achter Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achter Band.

(Mit den Porträts von Eduard Hanslick, Hans Hopfen und Wilhelm Jensen.)

Breslau 1879.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

AP30
N6
1879:1

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Inhalt des 8. Bandes.

Januar — Februar — März.

1879.

Eduard Hanslick in Wien. Seite

Musik und Musiker in Paris ... 99

Mit dem Porträt von Eduard Hanslick. Radirung von P. Halm in München.

Paul Heyse in München.

Aus der italienischen Reisemappe ... 47

Hans Hopfen in Berlin.

Flinserls Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors ... 244

Mit dem Porträt von Hans Hopfen. Radirung von D. Raab in München.

E. Hübner in Berlin.

Laokoon ... 346

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.

Im Mai. Eine Symphonie ... 365

Mit dem Porträt von Wilhelm Jensen. Radirung von P. Halm in München.

Wilhelm von Kardorff in Wabnitz.

Die wirthschaftlichen und finanziellen Reformprojecte des Reichskanzlers ... 213

Fritz Krauß in Zürich.

Shakespeare und seine Sonette ... 226

Paul Lindau in Berlin.

Julian Schmidt und der „Schillerpreis" ... 118

Rudolph Lindau in Berlin.

Gute Gesellschaft. Roman ... 1. 143. 277

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Die Cultur der Hochrenaissance in Italien ... 74

M48396

Digitized by Google

Fr. Merkel in Rostock. Seite

Der Kuß. Eine anthropologische Studie 380

Ludwig von Ompteda in Wiesbaden.

Bilder aus englischen Landsitzen 392

H. B. Oppenheim in Berlin.

Das allgemeine Stimmrecht 53

W. Preyer in Jena.

Die Concurrenz in der Natur 191

Bibliographie 141. 273. 406

Digitized by Google

W. C. Willenbuecher

Band 8. — Heft 22.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Januar 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

Januar 1879.

Inhalt.

Rudolph Lindau in Berlin. Seite

Gute Gesellschaft, Roman 1

Paul Heyse in München.

Aus der italienischen Reisemappe 47

H. B. Oppenheim in Berlin.

Das allgemeine Stimmrecht 53

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Die Cultur der Hochrenaissance in Italien 74

Eduard Hanslick in Wien.

Musik und Musiker in Paris 99

Paul Lindau.

Julian Schmidt und der „Schillerpreis" 118

Bibliographie 141

Hierzu das Portrait Eduard Hanslick's, Radirung von J. L. Raab in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage (Radirung) in Lex.-8.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VIII. Band. — Januar 1879. — 22. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Eduard Hanslick.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Gute Gesellschaft.

Roman
von
Rudolph Lindau.

— Berlin. —

I.

Die Baronin d'Eltang hatte zu Anfang des Winters 1865 einen kurzen Kampf mit dem Baron, ihrem Gemahl, zu bestehen gehabt, aus dem sie, wie bei allen ähnlichen Gelegenheiten, als Siegerin hervorgegangen war.

Man zankte sich häufig bei den d'Eltangs, oder vielmehr man war dort immer uneinig, sobald irgend eine Frage von Mann und Frau gemeinschaftlich in Erwägung gezogen wurde. Sagte sie „weiß", so antwortete er „schwarz"; wollte sie „ja", so bestand er auf „nein". Schließlich geschah stets das, was die Baronin gewollt hatte. — Weshalb sie seit zwanzig Jahren unermüdlich fortfuhr ihren Gatten um Rath zu fragen, nachdem sie seit ebenso langer Zeit keinen Zweifel mehr darüber hegen konnte, daß jeder ihrer Vorschläge bei ihm auf Widerstand stoßen würde, vermochte sich Niemand zu erklären. Sie selbst dachte darüber ebensowenig nach, wie sie sich Mühe gab, den Baron zu überzeugen, daß ihre Meinung den Vorzug vor der seinigen verdiene. Ihr fortwährendes Umrathfragen war eine alte Gewohnheit, die aus den allerersten Jahren ihrer Ehe datirte. In den meisten Fällen hörte sie jetzt gar nicht mehr, was der Baron auf ihre Fragen antwortete; in keinem Falle beachtete sie es. — Der alte Herr d'Eltang konnte nicht einmal ein schlecht behandelter Ehemann genannt werden. Er war weniger als das. Er hatte zu geringe Bedeutung in den Augen seiner Gemahlin, um irgend welche besondere Behandlung nöthig zu machen. Er existirte als Mitglied des Hausstandes, wie der Stuhl als Theil des Mobiliars. Sie sorgte, ohne Zeit, Mühe oder Geld zu sparen, für seinen

Digitized by Google

Anzug, seine Nahrung, ja seinen Comfort, gerade wie sie darauf achtete, daß das Silberzeug geputzt, die Teppiche ausgeklopft, die Gardinen gewaschen wurden. Sie war keineswegs eine hartherzige oder eine böse Frau; und er war nicht etwa unglücklich zu nennen. Sobald er von seinen Rechten als Hausherr abstrahiren wollte, hatte er nicht mehr Grund über sie zu klagen als die wohlgepflegten, reichlich bezahlten, alten Diener, und die gut gefütterten Pferde. Alles gedieh im Hause der Baronin. Daß der Baron mager blieb, war Schuld seiner Constitution, nicht der Vernachlässigung, unter der er zu leiden hatte.

Er war ein kleiner Mann von sechzig Jahren mit einem milchweißen Gesichte und feinem, schneeweißem Haar, unter dem der Schädel rosig, wie der eines Kindes hervorblickte. Er rasirte sich die Lippen und das Kinn und trug von einem Ohre zum andern, einer weißen Guirlande gleich, einen schmalen, spärlichen, langen Bart. Er hatte dunkle, lebhafte Augen, die man, als er jung war, schön genannt hatte, und eine kleine, meckernde, zornige Stimme. Er hatte sich nicht in sein tragi-komisches Schicksal ergeben und hörte nie auf, gegen seine Unterdrückung zu protestiren. Und er that dies nicht etwa im Geheimen, sondern sagte frei heraus, was er auf dem Herzen hatte. Er fürchtete seine Frau durchaus nicht; es war ihm im Gegentheil eine große, wenn schon seltene Genugthuung, sie ärgerlich zu machen — aber er war außer Stande sich der Ausführung irgend eines ihrer Projecte zu widersetzen. Sie leitete und verordnete Alles im Hause, das Kleine wie das Große; sie bestimmte, wann gegessen werden, welche Leute man empfangen, welche besuchen sollte; sie hatte den einzigen Sohn des Hauses, Robert, zur Armee geschickt, obgleich der alte Baron ihn seit seiner Geburt für die diplomatische Carrière bestimmt hatte; und sie hatte die älteste Tochter, die schöne Marie d'Eltang, gegen den ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters, mit dem Baron von Vieuville verheirathet. — Der alte Herr d'Eltang konnte weder gegen das Eine noch das Andere irgend etwas thun. Er durfte sich darüber ärgern; es stand ihm frei zornig zu werden, die Thüren zu werfen, seiner üblen Laune in Worten Luft zu machen; aber das war Alles. Verhindern konnte er nichts von dem, was seine Frau wollte. — „Du bist der eingefleischte Eigensinn,“ sagte er zornig. — „Ja, ja,“ antwortete sie, „Du hast ganz recht;“ und sie that, was sie wollte.

Die Baronin war bedeutend jünger als ihr Gemahl; sie war fünfundvierzig Jahre alt und noch immer eine angenehme Erscheinung, obgleich sie seit einiger Zeit stärker wurde, als sich dies mit ihrer kleinen Figur und außerordentlichen Lebhaftigkeit vertrug. Sie hatte schönes, schwarzes Haar, auf das sie als junge Frau sehr stolz gewesen war und das sie durch Anwendung einiger einfacher Kunstmittel vor dem Grauwerden bewahrte; dunkle, glänzende, kluge Augen und die warme, matte Gesichtsfarbe der Südländerinnen. Ihre winzig kleinen Hände und Füße waren mit größter Sorgfalt gepflegt.

Der Baron und die Baronin waren Beide reich und verfügten ein Jeder, bis zu einem gewissen Grade, selbständig über ihren Antheil am gemeinschaftlichen Vermögen. Während des Sommers bewohnten sie eine große Besitzung in Südfrankreich, die einen Theil der reichen Mitgift der Baronin gebildet hatte, oder hielten sich in einem vornehmen Badeorte auf; im Winter lebten sie in einem aristokratischen Hôtel des Faubourg St. Honoré, das dem Baron gehörte.

Der kurze Streit, der zu Anfang des Winters 1865 zwischen Herrn und Frau d'Eltang stattfand, verlief folgendermaßen.

Das Ehepaar war vor wenigen Tagen nach Paris zurückgekehrt. Die Baronin hatte noch keine Besuche gemacht und, außer den nächsten Verwandten, auch noch Niemand empfangen. Bei dem Diner waren nur Herr und Frau d'Eltang und Anna, das einzige Kind, das noch im Hause war, zugegen gewesen. Nach dem Essen saß diese leise gähnend auf einem großen Sessel am Kamine, während der Vater stirnrunzelnd die legitimistische „Union" las. Die Baronin ertheilte im Eßsaale der Dienerschaft verschiedene Befehle.

Sobald sie in den Salon getreten war, nahm sie ihrer Tochter gegenüber am Kamine Platz und sagte, mit dem Baron sprechend, ohne sich jedoch nach diesem umzuwenden:

„Leg' die Zeitung einen Augenblick nieder, lieber Gaston. Ich habe etwas Wichtiges mit Dir zu besprechen."

Der „liebe Gaston" war sprüchwörtlich in den Salons des Faubourg St. Germain und des Faubourg St. Honoré. Er antwortete:

„Gedulde Dich fünf Minuten. Die Sache hat wol nicht so große Eile. Ich wünsche einen interessanten Artikel zu Ende zu lesen."

Die Baronin fuhr ruhig fort, als säße ihr der „liebe Gaston" bereits aufmerksam lauschend gegenüber: „Wir müssen im Laufe dieses Winters, außer den gewöhnlichen kleinen Donnerstag-Diners, zwei große Diners und einen Ball geben. Auch müssen wir jeden ersten Donnerstag-Abend im Monat zum Empfang festsetzen. Wenn die jungen Leute bei der Gelegenheit zum Klavier tanzen wollen, so ist das ihre Sache."

Herr d'Eltang hatte die Zeitung niedergelegt, aber er protestirte noch gegen die Unterbrechung, indem er in der Mitte des Zimmers sitzen blieb. Anna's Müdigkeit war verschwunden. Sie hörte nun aufmerksam zu.

„Was meinst Du dazu, lieber Gaston?"

„Ich meine, daß wir unser Haus besser gleich als einen öffentlichen Vergnügungsort in den Zeitungen annonciren lassen können."

„Ich beabsichtige," fuhr die Baronin fort, „die kleinen Diners etwas zu vergrößern; anstatt drei bis fünf Personen, wie wir dies bisher gethan haben, können wir jedesmal fünf bis sieben einladen. Zehn Personen bilden noch einen intimen Kreis, in dem man sich schnell und gut kennen lernen kann. Es ist um so nothwendiger, uns auf etwas mehr Gäste einzurichten, als meine Schwester und Bertha sehr häufig, wenn nicht ganz regelmäßig,

diesen Diners beiwohnen werden. Bertha ist nun sechsundzwanzig Jahre alt, und ich wünsche sehr, daß sie sich im Laufe dieses Winters verheirathe."

„Weshalb ladest Du nicht auch Deine anderen Nichten, Louise und Emma und Helene ein für alle Male ein? Das Hôtel d'Eltang würde als Heirathsbureau gewiß recht beliebt werden."

„Gaston, Du vergißt, daß Anna Dich hört!"

„Als ob Anna nicht gerade ebenso gut wüßte wie Du und ich, was mit diesen projectirten Festlichkeiten bezweckt wird! . . Bertha hätte vor drei Jahren Karl Pérade heirathen sollen. Sie wird später noch bereuen, eine so gute Partie ausgeschlagen zu haben."

Der Baron hatte die Genugthuung, das letzte Wort zu haben. Dies harmlose Vergnügen gönnte ihm die Baronin sehr häufig. Sie wandte sich an ihre Tochter und bat diese, Schreibmaterialien und das kleine Buch zu holen, in dem die Adressen der zahlreichen Verwandten, Freunde und Bekannten des Hauses in alphabetischer Ordnung verzeichnet waren. Nachdem das Verlangte herbeigeschafft war, vertiefte sich die Baronin in eine halblaute Unterhaltung mit Anna, während der Baron mit einem höhnischen Lächeln die Zeitung wieder aufnahm.

Nach einer halben Stunde hatte das junge Mädchen unter Anleitung ihrer Mutter verschiedene Listen aufgesetzt.

„Willst Du einen Augenblick zuhören, lieber Gaston?" fragte die Baronin.

Herr d'Eltang that, als höre er nicht und las weiter.

Die Baronin, die ihm den Rücken zukehrte und sich nicht nach ihm umgesehen hatte, fuhr fort:

„Das große Diner wird am 23. December stattfinden. Darum brauchen wir uns heute noch nicht zu bekümmern. Zum 2. December werde ich fünf Personen, außer meiner Schwester und Bertha, einladen; nämlich Marie und Edmund, den Graf Illien, Herrn Tressan und Sir Richard Harvey."

„Ich begreife nicht, was die fremden Leute bei einem Familiendiner zu thun haben und weshalb Du Russen, Franzosen und Engländer zusammenwürfeln willst."

„Zum 9. December rechne ich auf . . ."

„Wenn Du nichts dagegen hast, so sage mir dies in acht Tagen; denn bis dahin habe ich die Namen, die Du mir heute nennen wirst, doch wieder vergessen. — Es ist neun Uhr, und ich werde jetzt in meinen Club gehen."

Er erhob sich würdevoll, wie es einem Manne gebührt, der nach seinem Kopfe handelt, und verließ den Salon.

Es war dem Baron d'Eltang ziemlich häufig gestattet, in den Club zu gehen. Die Stunden, die er dort verbrachte, waren die stolzesten und glücklichsten seines Lebens. Er war ein guter Whistspieler, und es kam nicht selten vor, daß der Eine oder der Andere seiner Clubgenossen sich auf sein Urtheil berief. Sein größter Wunsch seit langen Jahren war, jeden Abend

im „Cercle“ zubringen zu können. Leider war daran vorläufig noch gar nicht zu denken. Zwei, wol auch drei Mal in der Woche lag ihm die Verpflichtung ob, seine Frau und Tochter in Gesellschaft zu begleiten.

„Wenn Anna erst verheirathet ist, so wird sich das ändern,“ sagte er sich. — Anna war nun neunzehn Jahre alt. Sie war zwar nicht so schön wie ihre Schwester Marie, die berühmte Baronin von Vieuville; aber sie war hübsch, graziös, wohlerzogen, reich, von guter Familie. Der alte Herr durfte hoffen, bald von ihr befreit zu werden. Er rieb sich vergnügt die dürren, weißen Hände, wenn er daran dachte. Er wollte am Ende seines Lebens noch einmal ein neues Leben beginnen.

II.

Die beiden gefeiertsten Frauen von Paris geruhten, sich in den Champs Elysées von dem schaulustigen Sonntagspublicum bewundern zu lassen. Sie saßen, nachlässig zurückgelehnt, in einer offenen Kalesche, die von zwei prachtvollen Pferden in gemessen stolzem Schritt von dem Platz der Concorde nach dem Arc de Triomphe hinaufgezogen wurde. Es war vier Uhr Nachmittags; das Wetter hell, freundlich, milde sogar, trotz der bereits vorgerückten Jahreszeit. Die breite Chaussée der Promenade war mit Wagen dicht bedeckt; auf den Trottoirs, rechts und links, drängten sich Tausende von Fußgängern. — Die Leute im Wagen warfen herablassende Blicke auf die bunte Menge zu Fuß und ließen sich bewundern, oder, ohne daß sie es ahnten, belächeln; die Fußgänger kritisirten, als säßen sie im Theater — und alle Welt, die Schauspieler wie die Zuschauer schienen mit ihrem Schicksal wol zufrieden.

Die Gräfin Martha Daxat und die Baronin Marie von Vieuville waren nicht gerade schöner als fünf oder sechs andere junge Frauen und Mädchen, die sich zur selben Stunde in den Champs Elysées befanden; aber mehr als alle anderen wurden sie bemerkt und bewundert. Ueberall nannte, zeigte man sie sich. „Siehe da! die schönen Freundinnen!“ hieß es, „die Gräfin und die Baronin“ — und der Fremde oder der Provinziale, dessen Aufmerksamkeit auf diese Weise von dem ihm als Cicerone dienenden Pariser erweckt worden war, hatte nur noch Augen für die beiden stolzen Frauen, die sich langsam, feierlich, wie in einer Vorstellung von lebenden Bildern an ihm vorbeiziehen ließen.

Jede Generation der französischen Gesellschaft hat ihre zwei oder drei besonderen Lieblinge gehabt, die sie vor allen andern auszeichnete, indem sie sie die „schönen“ benannte. Zur Zeit der Blüthe des zweiten Kaiserreichs sprach man niemals kurzweg von der Gräfin Daxat und von der Baronin Vieuville; man sagte allgemein: „die schöne Gräfin“ und „die schöne Baronin“. Noch öfter hörte man die Beiden als „die schönen Freundinnen“ bezeichnen; denn in Gesellschaft sowohl wie im Theater, auf dem Rennplatz oder auf der Promenade erblickte man sie häufig zusammen und ein inniges Freundschafts-

verhältniß schien sie mit einander zu verbinden. Sie hatten sich auch gegenseitig ganz lieb und sahen sich gern, und wenn die Eine gestorben wäre, so würde die Andere dies aller Wahrscheinlichkeit nach lebhaft bedauert haben. Beide hatten mancherlei Sorgen und glaubten nicht selten Grund zu haben, anderen, weniger bevorzugten Sterblichen gleich, über ihr Schicksal zu klagen. Die Gräfin, obgleich erst sechsundzwanzig Jahre alt, war seit zwei Jahren bereits Wittwe und hielt es von Zeit zu Zeit noch für ihre Pflicht, über den Tod des verstorbenen, alten, häßlichen Grafen, dem sie ihre Stellung in der Pariser Gesellschaft und ihr großes Vermögen verdankte, in Wort und Miene zu trauern; auch hatte sie die dunkeln Kleider, die ihr sehr gut standen, erst vor wenigen Monaten abgelegt und ein volles Jahr lang in strenger Zurückgezogenheit gelebt. — Die vierundzwanzigjährige Baronin hatte manch' heißen Kampf mit dem Baron zu bestehen, wenn es sich darum handelte, diesen zu bewegen, Rechnungen des Schneiders und der Putzmacherin, die nicht selten eine phantastische Höhe erreichten, zu bezahlen. Auch kam es vor, daß ein naher Verwandter, ein Freund oder eine Freundin erkrankte oder starb, daß ein sehr bequemes Kammermädchen, an dessen Dienste man sich gewöhnt hatte, entlassen werden mußte, oder daß die alte Marquise de Drieux, die verwittwete Schwester des verstorbenen Grafen Daxat, auf mehrere Wochen zum Besuch nach Paris kam und ihr Hauptquartier bei ihrer jungen Schwägerin aufschlug, an deren Lebensweise und Lebensanschauung sie vieles zu tadeln fand und mit rücksichtslosem Freimuthe tadelte. Alles dies und manches Aehnliche war sehr unangenehm, traurig, störend, genug um das Leben gelegentlich ein oder zwei Stunden lang zu verbittern; — aber die große, nie schlummernde Sorge der Gräfin sowohl wie der Baronin, war doch die um ihre Schönheit. Sie wußten, daß sie für die schönsten Frauen von Paris galten, und die Hauptaufgabe ihres Lebens war vorläufig noch, dieses Rufes, um den sie von allen anderen Frauen beneidet wurden, würdig zu bleiben. — Nun fand es sich aber, daß keine Frisur, kein Kleid, kein Hut, kein Schmuck der Baronin so gut stand, wie die Gesellschaft der Gräfin; und daß diese nie schöner erschien, als wenn sie sich zur Seite der Baronin zeigte. Die Beiden ergänzten sich gewissermaßen, um ein Ganzes von überraschender Schönheit zu bilden. Kaum konnte Der, der sie zum ersten Male zusammen sah, einen Ausruf des Erstaunens unterdrücken.

Die Gräfin war eine Südländerin. Sie stammte aus einer alten Patrizierfamilie. Sie war groß, von stolzer, edler Haltung. Die Form des Kopfes war von vollkommener classischer Schönheit. Sie hatte das goldig glänzende, schöne Haar, die wundervolle Hautfarbe der blonden Italienerin; ihre großen, hellbraunen Augen, um eine Schattirung dunkler, als das Haar, blickten träumerisch, müde, traurig; der Mund war streng, zu ernst beinah für das junge, schöne Antlitz.

Die Baronin, kleiner, zarter und überhaupt unbedeutender als die stolze italienische Schönheit, hatte außerordentlich feine, wenn auch nicht ganz regel-

mäßige Züge, dunkle, lebhafte, lachende Augen und tiefschwarzes, mattglänzendes, dichtes Haar.

Die ersten Künstler hatten um die Gunst gebeten, „die schönen Freundinnen“ malen zu dürfen. Diese hatten es auch einmal gestattet. Das Bild hatte ungeheueres Aufsehen erregt, und ganz Paris, ja Vertreter aller Nationen der Erde hatten dasselbe auf der Ausstellung bewundert. Die Gräfin und die Baronin durften sich mit Recht sagen, sie seien weltberühmte Schönheiten. Sie wußten es, und ein eigenthümlicher, nicht gerade angenehmer Ausdruck von Siegesgewißheit lag auf ihren Zügen.

Der Wagen, in dem die beiden schönen Frauen an jenem Novembertage die Champs Elysées hinauffuhren, war jetzt in der Mitte der belebten Promenade, an dem sogenannten „Rond-Point“ angelangt. Dort war das Gedränge so groß, daß er Halt machen mußte. — Ein Herr, der auf dem Trottoir, in der ersten Reihe der Fußgänger stand, hob den Hut leicht in die Höhe und grüßte die Baronin mit einem freundlichen, zutraulichen Lächeln. Er war ein Mann in den vierziger Jahren, stattlich, vornehm, mit einem ruhigen, wohlwollenden Gesichte. Die Baronin dankte ebenso freundlich wie sie gegrüßt worden war, und als sie bemerkte, daß der Wagen sich nicht sofort wieder in Bewegung setzen werde, winkte sie dem Grüßenden zu. Der Herr trat an den Wagenschlag. Die Baronin reichte ihm die Hand.

„Sie werden seltener und seltener,“ sagte sie. „Seit Wochen sind Sie nicht bei uns gewesen. Wann darf ich Sie einmal wieder erwarten?“

Der Angeredete lächelte. Es war ein angenehmes Lächeln, das ihn um zehn Jahre verjüngte.

„Ich hatte die Ehre, heute vor acht Tagen bei Ihnen zu essen,“ sagte er, „und ich war Mittwoch Abend in Ihrem Hause.“

„Sie halten genauer Rechnung von Ihren Besuchen, als ich. Jedenfalls sind mir dieselben zu selten, denn ich finde, daß Sie uns vernachlässigen. Essen Sie heute bei uns. Wir sind ganz allein.“

„Ich bedauere unendlich. Ich bin nicht frei.“

„Dienstag denn, wenn Ihnen dies paßt!“

„Mit großem Vergnügen.“

„Auf Dienstag also!“

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung, und der Herr, nachdem er mit freundlicher Höflichkeit gegrüßt hatte, trat auf das Trottoir zurück.

„Wer ist dieser Herr?“ fragte die Gräfin, sich an die Baronin wendend.

„Mein alter Freund Harvey.“

„Ein mir vollständig unbekannter Name! . . . Wie sagten Sie?“

„Harvey, Sir Richard Harvey Baronet,“ wiederholte die Baronin langsam und deutlich.

„Ein Freund von Ihnen? Wie kommt es, daß ich ihn niemals in Ihrem Hause gesehen habe? — Sein Gesicht ist mir nicht ganz unbekannt; aber ich bin sicher, daß Sie ihn mir nicht vorgestellt haben.“

„Das ist ganz richtig. Sir Richard Harvey würde im Stande gewesen sein, mir die Freundschaft aufzusagen, wenn ich ihm eine neue Bekanntschaft verschafft hätte. Er ist ein Original, ein alter Junggeselle, ein Menschenfeind. Er hat meine Diener bestochen und besucht mich nur, wenn diese ihm an der Thür sagen, daß ich mit Edmund allein bin. Aber er ist mein bester, zuverlässigster Freund; und er ist auch ein alter, sicherer Freund Edmunds."

„Was treibt er?"

„Allerhand Gelehrsamkeit: Philosophie, Philologie, Archäologie, ich weiß nicht genau was. Er verschont seine Freunde mit seiner Wissenschaft, die sehr groß sein soll und vor der ich, ohne sie zu kennen, die allergrößte Achtung habe. Ich halte es von Zeit zu Zeit für meine Pflicht ihn nach seinen Arbeiten zu fragen. Dann antwortet er mir: „Das interessirt Sie ja doch nicht;" und da dies die Wahrheit ist, so lassen wir das Gespräch über dieses Thema wieder fallen."

„Sie kennen ihn schon lange?"

„Sehr lange. Er kam in das Haus meiner Eltern als ich noch unverheirathet war. Ich schwärmte damals für ihn. Er weiß es. Ich habe es ihm seitdem gestanden. Er besucht uns häufig; aber er bleibt selten länger als bis zehn oder elf Uhr, d. h. bis andere Leute kommen. Er ist aus sehr guter Familie, liebenswürdig, reich, er spielt wundervoll Clavier; er würde überall, wo er sich vorstellte, gern gesehen sein; aber er behauptet, er langweile sich in jeder großen Gesellschaft, und ich habe nun seit langen Jahren aufgegeben, ihn von seiner Misanthropie heilen zu wollen. Ich nehme ihn, wie er ist; und er ist mir lieb. Ich möchte, Sie machten seine Bekanntschaft. Ich bin sicher, daß er Ihnen gefallen würde."

„Ich fürchte, Sie irren sich. Ich liebe keine Sonderlinge. Alle, die ich gekannt habe, waren affectirte, eitle Menschen, die sich absonderliche Eigenthümlichkeiten andichteten, um ihre Kleinheiten und Schwächen dahinter zu verbergen."

„Der Baron Harvey gehört nicht zu diesen Leuten," antwortete die Baronin mit großer Wärme; „und Sie würden sich keine zehn Minuten mit ihm unterhalten, ohne sich davon zu überzeugen. Er ist vollständig unaffectirt, schlicht und einfach. Seine Liebe zur Zurückgezogenheit hat, so glaube ich, ihren Grund in einem alten Herzenskummer. Ich kenne die Geschichte nicht genau: Er war mit einem jungen Mädchen, einer Engländerin, verlobt. Sie starb oder sie wurde ihm untreu; kurz, er verheirathete sich nicht. Alles dies geschah, ehe ich ihn kennen lernte. Meine Eltern waren mit seiner Familie befreundet; aber er hat sich erst seit einigen Jahren in Paris niedergelassen, und ich wurde ihm zum ersten Male vorgestellt, als ich aus dem Kloster kam, d. h. kurze Zeit vor meiner Verlobung. Seine Traurigkeit interessirte mich damals, und ich bemühte mich, über den Grund derselben Erkundigungen einzuziehen. Aber ich konnte nichts Bestimmtes in Erfahrung bringen. Mein Vater behandelte mich, bis ich mich verheirathete, wie ein

Kind und war nach meiner Verheirathung längere Zeit böse mit mir. Meine Mutter wußte selbst nur wenig von der Vergangenheit des Barons, oder wollte nicht mit mir darüber sprechen. Jetzt ist die Leidensgeschichte meines Freundes so alt geworden, daß außer ihm selbst wohl Niemand mehr daran denkt."

Die Gräfin antwortete nicht, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Der Wagen war am Arc de Triomphe angelangt. Die Baronin gab Befehl, nach Hause zu fahren. Die Menge hatte sich etwas verlaufen, und die Kalesche rollte nun schnell dem Platz der Concorde zu. In der Nähe derselben überholte sie Sir Richard Harvey. Er schritt langsam einher, den Kopf etwas gesenkt und dem Anschein nach vollständig unbekümmert um das, was um ihn vorging. Die Baronin bemerkte ihn nicht. Die Gräfin erkannte ihn jedoch wieder und sah sich nachlässig nach ihm um.

„Ihr Freund sieht in der That äußerst schwermüthig aus," sagte sie.

„Wer? Was?" fragte die Baronin; die bereits wieder an ganz andere Dinge dachte.

„Ihr Freund, der englische Baron."

„Wie kommen Sie darauf?"

„Wir fuhren soeben an ihm vorbei. Er ging seines Weges und sah aus, als folge er einem Leichenbegängniß."

III.

Das Programm der Baronin d'Eltang war genau ausgeführt worden: das kleine Diner von zehn Couverts hatte stattgefunden, und seit elf Uhr füllten sich die hellerleuchteten Säle des Hôtels mit zahlreichen Gästen, meist jungen Leuten, Altersgenossen von Bertha Lemercier, Anna d'Eltang und Marie von Vieuville.

An der Eingangsthür des ersten Salons, dicht hinter dem Baron und der Baronin d'Eltang, die sich dort aufgestellt hatten, um ihre Gäste zu bewillkommnen, bemerkte man ein junges, hageres, hellblondes Mädchen, das die Eintretenden mit einem schnellen, scharfen Blick musterte, dann den Mund zu einem süßlichen Lächeln verzog und einem Jeden ein paar artige Worte sagte. — Das war Fräulein Lemercier, Anna d'Eltang's Cousine. Sie war weder hübsch noch häßlich, doch fiel sie Jedermann auf. Sie hatte ein beunruhigend aufmerksames, kluges Gesicht; helle Augen, die Alles sahen; feingeschnittene durchsichtige Ohren, die Alles hörten; einen graden Mund, der gewiß Alles verschweigen konnte, was er nicht sagen wollte. Sie hatte heute viel zu beobachten, viel zu überlegen. — Weshalb hatte man sie bei Tisch neben Sir Richard gesetzt und Anna neben den Grafen Illien? Bildete sich ihre Tante ein, daß sie sich von dem wortkargen, mürrischen Manne den Hof machen lassen wollte? — Weshalb hatte Tressan sie nicht zu Tisch geführt? Es war geradezu unpassend, daß man diesem Marie zur Nachbarin

gegeben hatte. Vieuville war wüthend darüber gewesen. Er hatte während der ganzen Mahlzeit kein Wort gesprochen. Er war eifersüchtig. Das war ein Trost. — Der junge Graf Illien war ein Narr vom reinsten Wasser. Um in die grobgesponnenen Netze zu fallen, die Anna für ihn gestellt hatte, konnte er nichts Anderes sein. — Wie albern diese aussah, wenn sie das schüchterne junge Mädchen spielte! Es war sehr amüsant, die Beiden zu beobachten. — Sie warf einen Blick in den Saal: dort, gerade der Thür gegenüber, saßen die jungen Leute. Illien drehte sich verlegen den feinen röthlichblonden Schnurrbart, und Anna spielte, dem Anscheine nach noch verlegner, mit ihrem Fächer. Bertha lächelte: „Nun so frag' sie doch, Du Narr, ob sie Dir ihre schöne Hand reichen will! Siehst Du nicht, daß sie nur darauf wartet, um Dir sanft erröthend zu gestehen, daß sie Dich unaussprechlich liebt? O die kindischen lächerlichen Narren!" — Sie wandte sich etwas mehr nach rechts. Ihr Blick verfinsterte sich plötzlich. In einer Fensternische stand die „schöne Baronin" und neben ihr, in affectirt nachlässiger Haltung, der eleganteste Cavalier im Salon, der „unwiderstehliche" Olivier Tressan. Die Beiden unterhielten sich, wie es schien, von alltäglichen Dingen, denn auf den jungen, schönen Gesichtern lag derselbe Ausdruck vornehmer, müder Gleichgültigkeit. Aber Bertha's scharfe Augen sahen hinter diesen Masken andere, leidenschaftlich erregte Gesichter. — „Da stehen sie wieder beisammen, die Elenden; und sie bilden sich ein, die ganze Welt durch ihr Komödiespielen zu täuschen. Sie mögen Vieuville täuschen, bis es mir gefällt, ihm die Augen zu öffnen; aber ich, ich sehe klar. Nimm Dich in Acht, meine schöne Cousine!"

„Die Frau Gräfin Dazat," rief ein Diener in den Saal hinein.

Die Angemeldete nahm, nachdem sie Frau d'Eltang und Bertha Lemercier begrüßt hatte, den Arm des alten Barons und ließ sich von diesem in den Saal führen. Dort kam ihr Frau von Vieuville entgegen und „die schönen Freundinnen" ließen sich neben einander nieder, um sich, wie gewöhnlich, bewundern zu lassen.

Bertha wandte sich halb nach ihnen um. — „Die alte Komödie in neuen Costümen. Wie oft habe ich sie nicht schon spielen sehen. — Das ist recht, schöne Gräfin; blicke jetzt nach oben, damit Jedermann sehen kann, wie groß Deine Augen sind; und nun schlage den Blick nieder, um Deine langen Wimpern bewundern zu lassen. — Was kömmt nun? Zeigen wir die Hand, den Fuß oder den junonischen Nacken? Wir zeigen zunächst den Schwanenhals. Wir wenden uns langsam von rechts nach links und von links nach rechts. Vortrefflich, vortrefflich . . Und wie verhält sich die schöne Cousine dabei? Wie das Veilchen, das im Verborgenen blüht. — Sie schlägt die Augen nieder. Ihre Wimpern sind dunkler und ebenso lang wie die der Gräfin. Ha! jetzt sucht sie Tressan mit den Augen . . . Die Blicke der Beiden begegnen sich . . . O, die Elenden!"

Frau d'Eltang hatte gesagt: „Und wenn die jungen Leute nach dem Essen zum Clavier tanzen wollen, so ist das ihre Sache."

Die jungen Leute waren der Meinung, daß Tanzen eine gute Sache sei. — Hinter dem Piano erschien plötzlich ein blasser, blonder Musikant mit weißer Cravatte und sorgfältig gebürstetem, correctem, schwarzem Anzug. Er zog sich mit großer Ruhe die nicht mehr ganz neuen, weißen Handschuhe aus, warf einen vollkommen gleichgültigen Blick auf die glänzende Gesellschaft und hämmerte dann, ohne eine Miene zu verziehen, mit einem Gesichte, das während eines unterdrückten Gähnens versteinert zu sein schien, einen Tanz nach dem andern ab: Walzer, Quadrille, Polka, Mazurka, Lanciers und so fort und so fort; Alles im schärfsten Tacte.

„Ach, bitte den Baccio!“

Der Baccio!

Anna d'Eltang und der junge Graf Illien; Frau von Vieuville und Berthas Bruder, René Lemercier; Bertha und Olivier Tressan wirbelten mit einem Dutzend anderer Paare im Saale herum.

Es war zwölf Uhr.

Sir Richard näherte sich langsam der Ausgangsthür. Er war der Meinung, daß er den Anforderungen, die seine Freunde an ihn stellen durften, vollkommen gerecht geworden war. Er hatte sich während der Mahlzeit mit Bertha Lemercier und seinem Liebling, Frau von Vieuville, nach dem Essen mit den älteren Damen, dem Baron d'Eltang und seinem Schwiegersohn unterhalten. Frau von Vieuville war auf unerwartet schwachen Widerstand gestoßen, als sie ihm zugeflüstert hatte, die Gräfin Daxat wünsche seine Bekanntschaft zu machen. Er hatte sich dieser vorstellen lassen und war dann volle zehn Minuten an ihrer Seite geblieben. Darauf hatte er ein paar freundliche Worte an Alexis Illien gerichtet, der ihm vor sechs Monaten, bald nach seiner Ankunft in Paris, einen Empfehlungsbrief von seinem Onkel, einem alten Freunde Sir Richards, überbracht hatte. — Nun saßen die älteren Herren und Damen am Whisttische, und die junge Gesellschaft tanzte. Sir Richard fühlte, daß er seine Schuldigkeit gethan habe und gehen durfte. Zu Hause erwartete ihn ein behagliches Zimmer und ein gutes Buch. Dort war er besser aufgehoben als in dem heißen Tanzsaale.

Er war in der Nähe der Thür und suchte nach der Nummer, die man ihm im Vorzimmer gegen seinen Mantel und Stock überreicht hatte, als er von Olivier Tressan, mit dem er an jenem Abend noch nicht gesprochen hatte, begrüßt wurde.

Der junge Mann war dem vornehmen, ruhigen Engländer nicht sympathisch. Die Eigenschaften, die jenem in den Pariser Clubs eine Berühmtheit verschafft hatten, um die er von den meisten eleganten Männern beneidet wurde, hatten in Harvey's Augen keinen besonderen Werth. Tressan zog sich tadellos an, ritt kühn und gut, spielte sehr hoch, wurde von einem halben Dutzend Damen der Halbwelt offenkundig angebetet und stand in dem Rufe, auch in der vornehmen Gesellschaft schwierige Erfolge mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit errungen zu haben. — Harvey hatte mit Unruhe bemerkt,

daß sich eine geheimnißvolle Intimität zwischen Tressan und Frau von Vieuville gebildet hatte. Sein Verdacht ging nicht so weit, wie der von Bertha Lemercier; auch war er in gewissen Beziehungen nicht so scharfsichtig wie diese; aber er fürchtete, daß die Ruhe, das Glück seines Lieblings, durch den gewissenlosen Tressan gefährdet werden könnte, und dies genügte ihm, um ihn mit Argwohn und dem entsprechenden Uebelwollen zu behandeln.

„Entschuldigen Sie, lieber Baron," fing Tressan an, „daß ich meine Rechnung mit Ihnen noch nicht in Ordnung gebracht habe. Ich werde es in diesen Tagen thun."

„Das hat keine Eile," antwortete Harvey ruhig und kalt.

Er hatte sich seit einigen Tagen im Stillen darüber gewundert, daß Tressan eine, im Verhältniß zu seinem Aufwand kleine Summe — es handelte sich um zehntausend Franken — die er sich vor einem Monat unter einem plausiblen Vorwand von ihm geborgt, noch nicht zurückerstattet hatte; aber es war ihm bis jetzt nicht eingefallen, Tressan durch ein Wort oder einen Blick daran zu erinnern. Harvey war ein reicher Mann. Er hatte etwas in seinem Wesen, was junge Leute ermuthigte, sich an ihn zu wenden, wenn sie in Verlegenheit waren; aber die Antwort, die er seinem Schuldner nun gab, war nicht so freundlich, wie dieser erwartet haben mochte.

„Ich werde mir die Ehre geben, Sie morgen oder übermorgen aufzusuchen," sagte Tressan mit einem leichten Anflug übler Laune.

„Ihr Besuch wird mir jederzeit angenehm sein," antwortete Harvey. Dann verbeugte er sich leicht und verließ den Salon.

Im Hôtel d'Eltang wurde inzwischen fleißig fortgetanzt und erst gegen drei Uhr Morgens gab die Baronin dem vor Müdigkeit noch bleicher gewordenen Musikanten, der halb schlafend, vielfach vorbeischlagend, aber immer noch im scharfaccentuirten Tempo weiterspielte, ein stummes Zeichen, worauf dann sein stilles, gelangweiltes Gesicht ebenso plötzlich und unbemerkt hinter dem Piano verschwand, wie er vor einigen Stunden dort aufgetaucht war. — Bald darauf wurde es leer im Tanzsaale.

— „Nun," sagte der alte Herr d'Eltang, als er endlich mit seiner Frau und Tochter allein war, „wenn Ihr das als ein kleines Tanzvergnügen bezeichnet, so bin ich neugierig, wie lange der „große Ball" dauern wird."

— „Wie hast Du Dich amüsirt?" fragte die Baronin, sich an ihre Tochter wendend.

— „Vorzüglich, liebe Mutter."

— „Du hast viel mit dem Grafen Illien getanzt. Er macht mir den Eindruck eines recht liebenswürdigen jungen Mannes."

Anna antwortete darauf nicht; der alte Herr d'Eltang verzog sein welkes Gesicht zu einem höhnischen Lächeln.

— „Alle polnischen Grafen, die ich in meinem Leben gekannt habe — und ihrer Zahl ist Legion — waren liebenswürdige Männer."

— „Der Graf Illien ist nicht Pole, sondern Russe" — antwortete die

Baronin. „Komm, Anna, wir wollen zu Bette gehen. Der Papa ist müde und übler Laune."

In dem Coupé, in dem Herr und Frau von Vieuville ihrer Wohnung zurollten, wurde kein Wort gesprochen. Die Baronin, in ein großes weißes Tuche eingehüllt, hatte sich in eine Ecke gedrückt und that, als ob sie schliefe; der Baron blickte aus dem Wagenfenster und schien die Laternenpfähle zu zählen, an denen er vorbeifuhr. — Bertha Lemercier hatte, kurz bevor er das Hôtel d'Eltang verließ, ein paar anscheinend harmlose Worte an ihn gerichtet, die ihn außerordentlich nachdenklich gemacht hatten.

— „Wie schön Marie heute wieder aussieht," hatte sie gesagt. „Ich bin ganz stolz auf meine Cousine. Sie ist vielleicht nicht von so regelmäßiger Schönheit wie die Gräfin, aber sie ist unvergleichlich angenehmer, liebenswürdiger und sie gefällt allgemein viel mehr als ihre stolze, kalte Freundin."

Vieuville, der bei seinen Bekannten in dem Rufe stand, nicht eben geistreich zu sein und der eine gewisse Scheu vor der scharfzüngigen Bertha hatte, die sich manchmal über ihn lustig zu machen schien, sah diese verlegen an, nicht wissend, was sie mit ihren Aeußerungen über seine Frau bezweckte.

— „Wo ist Marie?" fragte er, um nur etwas zu sagen.

Bertha blickte sich im Saale um, als suche sie ihre Cousine.

„Ich sah sie vor einer Minute noch," sagte sie, „sie unterhielt sich mit ihrem Tänzer, Herrn Tressan, der beste Tänzer hier, wie Marie die beste Tänzerin der Gesellschaft ist. Es ist wahrhaft entzückend, die Beiden durch den Saal wirbeln zu sehen . . . Tressan ist auch verschwunden. Er wird mit Marie in ein anderes, kühleres Zimmer gegangen sein. Sie haben viel getanzt. Es ist hier sehr heiß."

Darauf war Bertha wieder fortgegangen. Vieuville glaubte zu verstehen, daß sie nur mit ihm von seiner Frau gesprochen habe, um ihm zu sagen, daß ihre Cousine viel mit Herrn Tressan getanzt habe und jetzt wieder mit ihm zusammen sei. — Weshalb bemerkte Bertha dies? Was sie sagte, war nicht ganz wahr; denn Vieuville wußte genau, daß Marie nur zweimal mit Herrn Tressan getanzt hatte. Aber sie hatte verschiedene Male mit dem eleganten Fant gesprochen. Weshalb wollte Bertha seine Aufmerksamkeit darauf lenken? „Sie ist eine boshafte Person," sagte er sich. Aber er fühlte sich, seit einigen Wochen bereits, nicht mehr ganz ruhig. Bertha hatte eine empfindliche Saite berührt. Sie vibrirte fort während der Fahrt vom Hôtel d'Eltang nach dem Hôtel Vieuville; und plötzlich überraschte er sich, wie er, unvernehmlich leise zu dem Gerassel des dahinrollenden Wagens und zu dem gleichmäßigen Hufschlag der Pferde, vier Worte in regelmäßigem Tacte, immer und immer wiederholte: „Wenn sie mich täuschte . . . wenn sie mich täuschte." Als er sich Rechenschaft von dem ablegte, was er murmelte, fühlte er, wie ihm das Blut heiß und jäh zu Kopfe stieg. Er ballte die Rechte mit solcher Gewalt zusammen, daß der Handschuh, der dieselbe bedeckte, über den Knöcheln zerplatzte.

— „Mach' das Fenster zu, mich friert," sagte Marie mit einem halbunterdrückten Gähnen.

— „Wir sind zu Hause," antwortete er barsch.

— „Du bist heute wieder recht angenehmer Laune," bemerkte sie im gleichgültigsten Tone.

Der Wagen hielt. Ein Diener sprang vom Bock und riß den Kutschenschlag auf. Herr und Frau von Vieuville stiegen aus und traten in das Haus. Als sie langsam die hellerleuchtete Treppe hinaufgingen, sagte Vieuville halblaut, wie mit sich selbst sprechend:

„O, ich kann noch viel besserer Laune sein."

Sie wandte sich um, sah ihn verwundert an und antwortete:

— „Du hast lange Zeit gebraucht, um diese Antwort zu finden; unglücklicherweise verstehe ich sie nicht."

— „Desto besser für Dich. Gute Nacht! Verstehst Du mich: desto besser für Dich!"

Sie zuckte die Achseln und wiederholte: „Ich verstehe Dich nicht. Gute Nacht!"

Aber als sie sich allein in ihrem Zimmer fand, nachdem die Kammerfrau, die ihr beim Ausziehen behülflich gewesen, sich entfernt hatte, saß sie noch lange mit bleichem, ängstlichem Gesichte vor dem Kamine; und als sie schon im Bette lag, verfolgten sie noch die zornig funkelnden Augen, mit denen Vieuville sie angeblickt, als er ihr gesagt hatte: „Verstehst Du mich! desto besser für Dich, wenn Du mich nicht verstehst!"

IV.

In der neuen Avenue de l'Empereur, die vom Trocadero nach Passy und dem Bois de Boulogne führt, gab es im Jahre 1865 noch eine gewisse Anzahl kleiner hübscher Villen, die von geschmackvoll angelegten, gut unterhaltenen Gärten umgeben, vorzugsweise von Fremden: Russen, Engländern, Amerikanern, sowie von pensionirten höheren französischen Offizieren und Beamten bewohnt waren. Die Miether fanden dort schöne, gesunde, verhältnißmäßig billige Wohnungen, die eben nur einen, von den Inhabern wenig beachteten Nachtheil hatten, nämlich den, etwas weit entfernt von dem Mittelpunkte der Stadt zu sein. — Die Avenue de l'Empereur war damals eine der ruhigsten unter den gutbewohnten Straßen von Paris.

Der Portier einer dieser kleinen Villen, die unbewohnt erschien, obschon der Garten mit besonderer Sorgfalt gepflegt war, empfing eines Morgens, in den letzten Tagen des Monat December einen Besuch, der ihn in nicht geringem Grade beunruhigte. Dieser Portier unterschied sich von den meisten seiner Amtsgenossen zunächst dadurch, daß er nicht ein ältlicher, mürrischer Mann, sondern ein flinker, hübscher, junger Bursche, in der Mitte der Zwanziger war. Man hörte ihn des Morgens singen und pfeifen, während

er sich im Garten mit irgend einer leichten Arbeit beschäftigte, und man sah ihn regelmäßig gegen elf Uhr, sehr ordentlich und hübsch angekleidet, aus dem Hause treten, dasselbe verschließen und dann verschwinden. Gewöhnlich erschien er spät Abends wieder in der Avenue; aber manchmal kehrte er bereits im Laufe des Nachmittags dorthin zurück, stellte sich in die Straße, unmittelbar vor der offenen Thür der Villa auf und blickte aufmerksam nach rechts und links, bis er einen dunklen, einfachen, von einem schnellen Traber gezogenen Wagen erkannte. Dann strengte er die scharfen Augen noch mehr an, um zu sehen, ob er in der Umgegend irgend etwas Verdächtiges bemerkte, und wenn dies nicht der Fall war, so gab er dem Kutscher ein Zeichen, worauf dieser scharf anhielt, öffnete den Wagenschlag und ließ eine dichtverschleierte Dame aussteigen, die raschen Schrittes in das Haus trat und dort verschwand. Der Wagen fuhr sogleich wieder fort.

Die Portiers der Nachbarschaft hatten die Scene verschiedene Male beobachtet und waren darüber nicht wenig intriguirt. Sie hatten ihrem jungen Collegen Visiten abgestattet und ihn eingeladen, sie wieder zu besuchen, wie dies der Anstand unter wohl situirten Portiers erheischt; aber Franz Lecouvreur — das war sein Name und das war Alles, was man von ihm wußte — hatte ihre Neugierde nicht befriedigt, sondern durch seine erstaunliche Zurückhaltung nur noch mehr gereizt. Daß ein pflichttreuer Concierge die Geheimnisse des seinem Schutze anvertrauten Hauses Fremden gegenüber bewahrte, war in Ordnung; aber daß er in Gesellschaft seiner Collegen dieselbe Reserve beobachten wollte, zeigte einen vollständigen Mangel an guten Conciergensitten und war unerhört. Die Portiers bildeten eine förmliche Verschwörung gegen Franz Lecouvreur, überwachten ihn und sein Haus von früh bis spät und brachten mit der Zeit Folgendes in Erfahrung:

Woher der Wagen mit der Dame kam, wußte man nicht. Er schien selten zwei Mal hintereinander denselben Weg zu wählen. Wol aber hatte man entdeckt, daß er eine kleine Stunde, nachdem die Dame ausgestiegen war, gegen vier oder fünf Uhr, bald nachdem es dunkel geworden, wieder erschien. Er hielt dann jedoch nicht vor dem verdächtigen Hause an, sondern fuhr in einer Seitenstraße, in der Nähe desselben, langsam auf und ab, bis er durch einen Pfiff von Franz gerufen wurde. Dann fuhr er schnell vor, die Dame stieg ebenso geheimnißvoll wie sie ausgestiegen war, wieder ein, und das Coupé rollte davon. An ein Folgen desselben war bei der Gangart des Pferdes nicht zu denken.

Bald nachdem die Dame gegangen, war man sicher, einen Herrn aus dem Hause treten zu sehen. Er sah sich um, wie Jemand, der sich beobachtet fürchtet, ging zu Fuß den Champs Elysées zu, bis er eine Droschke fand und ließ sich nach einem der großen Clubs auf dem Boulevard des Italiens fahren.

Es war ganz klar, daß zwei Liebende sich in der Villa Rendezvous gaben. Der Herr war jung, schlank und äußerst elegant. Er hatte ein

bleiches, scharf gezeichnetes, vornehmes Gesicht, dunkle Augen und einen feinen, schwarzen Schnurrbart. Soviel hatte man in der Dämmerung oder wenn er unter einer Laterne vorüberging, bemerken können.

Aber wer war die Dame? Eine vornehme Frau natürlich. Wer weiß: vielleicht die Kaiserin, oder die Prinzessin Mathilde oder irgend eine der berühmten Hofdamen, die den intimen Kreis der Kaiserin bildeten und über deren Sitten die fabelhaftesten Geschichten im Munde des Volkes circulirten.— Ein mit modernen Romanen gut genährter Kopf wie der eines regulären pariser Concierge, hält mit besonderer Vorliebe das Abenteuerlichste für das Wahrscheinlichste.

Seit einigen Tagen hatten die freiwilligen geheimen Agenten, welche die Spur von Franz Lecouvreur und seiner Herrschaft verfolgten, eine neue und wichtige Entdeckung gemacht. Der pflichtvergessene Concierge war, zur Ehre der Zunft wußte man es nun, kein wirklicher Concierge. Er war nicht mehr und nicht weniger als ein gewöhnlicher Kammerdiener, der die Eigenschaften eines Concierge usurpirte — Kammerdiener des vielgenannten Herrn Tressan, dessen Name bei allen Rennen, Taubenschießen, Hofjagden, Festen und „ersten Vorstellungen" fortwährend in den Boulevard-Zeitungen genannt wurde. — Man war Lecouvreur gefolgt; hatte ihn in ein Haus der Rue de Courcelles treten sehen, sich dort nach ihm erkundigt, und da man mit einem vernünftigen, ordentlichen Concierge hatte sprechen können, bald Alles erfahren, was man dort lernen konnte, und dagegen berichtet, was man wußte. — Franz Lecouvreur war seit sechs Jahren Kammerdiener des Herrn Tressan und war ebenso „mauvais sujet" wie sein Herr, der große Stücke auf ihn hielt und dem er sehr zugethan zu sein schien.

„Das ist ganz natürlich," hatte der berichterstattende Concierge aus der Rue de Courcelles seinem Collegen aus der Avenue de l'Empereur erklärt. „Er hat Fünfzehnhundert Franken Lohn, ohne den Wein; eine Masse Trinkgelder, zweihundert Franken Neujahrsgeschenk und die abgelegten Kleider seines Herrn. Es ist ihm gestattet, sich den Bart wachsen zu lassen und er braucht keine Livrée zu tragen. Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß er auf seinen Herrn wie auf seinen Augapfel aufpaßt. Es würde ihm in seinem Alter schwer werden, eine ähnliche Stellung wie seine jetzige in ganz Paris zu finden."

Der Berichterstatter hatte um Discretion gebeten und es war ihm gelobt worden, daß das professionelle Geheimniß nicht verrathen werden sollte. Darauf hatten sich die beiden Concierge unter Versicherung gegenseitiger Hochachtung getrennt. — Die bei der Frage interessirten Portiers der Avenue de l'Empereur wußten nun also, daß Herr Tressan einen „pied à terre" in ihrer Nähe besitze, in dem er eine vornehme Dame in unregelmäßigen, ziemlich nahe gelegenen Zwischenräumen zu empfangen pflegte. Ein Theil des geheimnißvollen Schleiers war gelüftet. Man war etwas beruhigter. Man sah der Zukunft vertrauend entgegen; man durfte hoffen, bald Alles zu erfahren, was man zu wissen berechtigt war.

Lecouvreur hatte keine Ahnung davon, daß man bereits so Vieles und Richtiges über ihn und seinen Herrn in Erfahrung gebracht hatte. Es war ihm nicht entgangen, daß seine Nachbarn den Versuch gemacht hatten, ihn auszuforschen und ihm unfreundliche Mienen zeigten, seitdem er diesem Versuche widerstanden hatte. Niemand aus der Umgegend wünschte ihm jetzt noch „guten Morgen“ und „gute Nacht“. Daraus machte er sich wenig. Die Bewohner des entlegenen Stadttheils kamen ihm wie Provinzialen vor, deren Eigenthümlichkeiten ihm eine gewisse Zerstreuung gewährten. Er hielt es für unter seiner Würde, sich über sie zu ärgern.

Eines Morgens gegen elf Uhr, als Lecouvreur, mit den Arbeiten in der Villa fertig, sich darauf vorbereitete, die Avenue de l'Empereur zu verlassen, hörte er klingeln. Er öffnete die Thür und sah einen corpulenten Herrn in den dreißiger Jahren, mittlerer Größe, hereintreten. Lecouvreur nahm sofort genau sein Signalement: Blondes, feines, spärliches Haar; ein bleiches, feistes, finsteres Gesicht; kleine, dunkle, stechende Augen; ein langer, spitz gedrehter Schnurrbart. Anzug, vom glänzend gebürsteten Hut bis zu den blank gewichsten englischen Schuhen, von tadelloser Eleganz. — „Ein vornehmer Mann, der nicht mit sich spaßen läßt,“ sagte sich Lecouvreur. „Was hat der bei uns zu suchen?“

„Ist diese Villa zu vermiethen?“ fragte der Fremde.

„Nein, mein Herr,“ antwortete Lecouvreur schnell beruhigt.

„Wer bewohnt sie?“

„Sie ist nicht zu vermiethen.“

„Das sagten Sie mir bereits, und ich fragte Sie darauf, von wem sie bewohnt sei.“

„Ich habe darüber keine Auskunft zu geben,“ antwortete der Diener mürrisch. „Ich bin hier Concierge, um Besuche und Briefe für meine abwesende Herrschaft zu empfangen.“

„Ich kenne Ihren Herrn.“

„Dann ist es unnöthig, Ihnen zu sagen, wer er ist.“

„Ihr Herr wohnt in der Rue de Courcelles und heißt Herr Olivier Tressan.“

Lecouvreur war betroffen und schwieg. Es konnte nichts nützen, die Wahrheit zu leugnen; aber er wollte vermeiden, seinen Herrn durch ein Wort zu compromittiren.

„Sie sehen wie ein vernünftiger junger Mensch aus,“ fuhr der Fremde gelassen fort. „Wollen Sie eine hübsche Summe Geldes verdienen?“

„Hm,“ meinte Lecouvreur und sah den Versucher mißtrauisch an.

Dieser zog ein kleines ledernes Portefeuille aus der Tasche, auf dem Lecouvreur's schnelles Auge eine silberne Baronenkrone entdeckte, und legte einen Fünfhundert-Frankenschein auf den Tisch.

„Das ist das Angeld,“ sagte er, den Diener scharf fixirend. „Sie sehen, ich bin im Ernste. — Wollen Sie eine hübsche Summe Geldes verdienen?“

Lecouvreur hatte im Dienste seines Herrn, dessen Existenz an Abenteuern aller Art reich war, viel erfahren und gelernt.

„Was verlangt der Herr von mir?“ fragte er die Blicke zu Boden schlagend.

„Nicht viel,“ antwortete der Fremde. „Erstens, daß Sie mit Niemand von meiner Visite sprechen; zweitens, daß Sie mir sagen, wann Sie den nächsten Besuch ihres Herrn erwarten; drittens, daß Sie mir einen Platz anweisen, wo ich die Dame, die an dem Tage ebenfalls kommen wird, sehen kann.“

„Was der Herr von mir verlangt, würde mich um den besten Platz bringen, den ich je gehabt habe und je wieder bekommen kann.“

„Sie sollen dafür reichlich entschädigt werden.“

Lecouvreur schien zu überlegen.

„An dem Tage, wo Sie es mir möglich machen, Herrn Tressan und die Dame hier zusammen zu treffen, zahle ich Ihnen zweitausend Franken.“

„Ich würde gern zweitausend Franken verdienen,“ sagte Lecouvreur wie mit sich selbst sprechend. „Ich bin ein Diener, der für Geld arbeitet . . . Zweitausend Franken ist eine große Summe. Ich würde sie gern verdienen.“

„Das kann mit Leichtigkeit geschehen. Aber merken Sie sich Eins, Herr . . . Wie heißen Sie?“

„Franz Lecouvreur.“

„Merken Sie sich Eins, Herr Franz Lecouvreur. Wenn Sie mich hintergehen sollten, so würde ich das sicherlich erfahren; und sollte ich es erfahren, so würde es Ihnen schlecht gehen. Ich lasse nicht mit mir spaßen!“

Das hatte sich Herr Franz Lecouvreur bereits gesagt.

„Verstehen Sie mich, Herr Franz?“

„Vollkommen!“

„Das freut mich. Also wann erwarten Sie Ihren Herrn?“

„Er läßt mir immer des Morgens sagen, wann er kommen wird. Ich bin bis jetzt ohne Nachricht von ihm. Er wird heute nicht kommen.“

„So werde ich morgen um dieselbe Stunde wieder hier sein, um zu erfahren, ob Sie mir etwas Neues mitzutheilen haben. Auf Wiedersehen.“

Der Fremde entfernte sich. Lecouvreur sah ihm sinnend nach, steckte den Fünfhundert-Frankenschein in die Tasche, und machte sich langsam auf den Weg nach der Rue de Courcelles. Er war fest entschlossen, seinen Herrn nicht zu verrathen. Er war nicht für ein paar tausend Franken käuflich. Ja, wenn der Fremde von zwanzigtausend Franken gesprochen hätte, so wäre die Angelegenheit vielleicht zu überlegen gewesen. Wie die Sachen standen, wollte er sich als treuer, zuverlässiger Diener bewähren. Er rechnete dafür auf eine gute Belohnung von seinem Herrn. Aber er war beunruhigt, obgleich er unerwartet gute Aussichten hatte, in kurzer Zeit viel Geld zu verdienen. Der Fremde sah in der That nicht aus, als ob er mit sich spaßen lasse. Wer mochte er sein? — Er hatte einen militärischen Anstand. Er war

vielleicht ein junger General, ein Freund des Kaisers, oder des allmächtigen Vice-Kaisers, oder des Polizeipräfecten. — Lecouvreur wünschte nicht, sich mit ihm zu verfeinden. „Er ist jedenfalls der Gemahl der Dame, die wir in der Avenue de l'Empereur empfangen," sagte er sich. Er kannte diese Dame nicht. Er hatte ihr Gesicht nie gesehen. Sie war immer, dicht verschleiert, schnell an ihm vorübergegangen und er hatte sich keine Mühe gegeben, ihre Züge zu unterscheiden. Herr Tressan hatte ihm gesagt: „Franz, Sie dürfen die Damen, die ich in der Avenue de l'Empereur empfange, nicht erkennen. Wenn Sie zufälligerweise Eine von ihnen erkennen sollten, so müßte ich mich zu meinem Bedauern von Ihnen trennen."

Während Lecouvreur über Alles dies nachsinnend dahinging, begab sich der fremde Herr schnellen Schrittes nach dem Hôtel Vieuville. Er war mit seinem Tagewerk sehr zufrieden, und der zornige, finstere Ausdruck auf seinem Gesichte machte verschiedene Male einem bittern Lächeln Platz. Er glaubte, dem Ziele jetzt nahe zu sein, das er seit drei Wochen mit zäher Ausdauer, mit Aufwand aller seiner geistigen Kräfte verfolgte. Er war stolz auf das, was er gethan hatte, auf das, was er zu thun beabsichtigte. Er war geneigt, sich für einen sehr feinen Kopf zu halten. Er hatte Niemand um Rath gefragt. Er hatte allein, nach seinem eigenen Gutdünken gehandelt. — Lecouvreur war der zweite Concierge, den er im Verlauf weniger Tage für sich gewonnen zu haben glaubte. Der Portier in der Rue de Courcelles hatte sich bewährt. Er hatte, nachdem er einige Goldstücke empfangen, berichtet, daß Herr Tressan nie eine Dame in der Rue de Courcelles empfange, sondern zu dem Zwecke eine andere Wohnung in der Avenue de l'Empereur besitze. — Das war der Wahrheit gemäß. Vieuville durfte annehmen, daß der reichlich bezahlte Portier der Villa ebenfalls gute Dienste leisten werde. „Und dann? . . Und dann?" fragte er sich. Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste. Er glaubte Tressan bereits in den Händen zu halten. Er ging nach dem Frühstück in die Schießallee von Gastine Renette und probirte dort, mit großem Erfolg, eine kleine Taschenpistole, die er noch aus seiner Junggesellenzeit her besaß, und die jahrelang unbenutzt auf der Commode seines Schlafzimmers gelegen hatte. Vor dem Essen begab er sich darauf in den Fechtsaal, wo er von dem Lehrer als ein alter, geehrter Gast mit großer Freude begrüßt wurde.

„Sie haben sich lange nicht bei uns sehen lassen, Herr Baron," sagte der Fechtmeister. „Sie werden etwas aus der Uebung sein. Lassen Sie sehen: En garde . . Nun es geht noch. Das Auge ist gut. Die Hand etwas schwerer geworden, als früher; aber sie wird bald wieder geschmeidig werden. Wie schade, Herr Baron, daß Sie so häufig und so lange pausiren. Bei Ihren Anlagen sollten Sie eine der besten Klingen von Paris sein. . . Das war sehr hübsch parirt und ripostirt . . . Bravo! Bravo! . . . Oh, Sie sind ein gefährlicher Gegner, Herr Baron . . . Jemand, der Ihr Spiel nicht so genau kennt, wie ich, würde diesen Stoß nicht parirt haben . . . Sie

wollen sich auf diese Attaque besonders einüben? . . . Sehr wohl . . . Gut . . . vorzüglich . . . Ruhen Sie sich etwas aus . . . Sie sind außer Athem . . . Ich stehe sofort wieder zu Diensten; ich habe nur zwei Worte mit dem Grafen Illien zu wechseln."

Der junge Russe war vor wenigen Minuten in den Fechtsaal getreten und begrüßte den Baron Vieuville mit einer etwas zurückhaltenden Höflichkeit. Die Beiden waren nur oberflächlich mit einander bekannt geworden und fühlten sich nicht besonders zu einander hingezogen. Illien, der die d'Eltangs in Biarritz kennen gelernt und sich schnell mit der Baronin und Anna befreundet hatte, war, seitdem er sich in Paris aufhielt, beinahe fortwährend in Gesellschaft zweier junger Männer, die dem Baron Vieuville nicht sympathisch waren, der Herren Tressan und Lemercier. Diese hatten ihn in ihre Clubs eingeführt, zeigten sich mit ihm im Theater und im Bois de Boulogne und schienen bereit, wie sie geeignet waren, ihn in alle Geheimnisse des Lebens von Paris einzuweihen. Der Graf Alexis Illien war ein Cavalier, der ihnen Ehre machte. Er hatte ein feines, edles Gesicht; er war groß, schlank und bewegte sich mit dem Anstand eines vornehmen Mannes. Man wußte bereits, daß er ein verwegener Reiter sei, sich im Fechtsaal auszeichne, und die ganze Nacht am grünen Tische sitzen konnte, ohne Ermüdung oder üble Laune zu zeigen. Außerdem munkelte man, daß er einen steinreichen, alten Onkel besitze, dessen natürlicher und einziger Erbe er sei. Alles das waren Eigenschaften, die von Herrn Tressan, Lemercier und deren Freunden in vollstem Maße gewürdigt wurden. — Auch bei den Frauen hatte der junge Russe Glück. Sie bewunderten sein üppiges, blondes Haar, seine helle, nordische Gesichtsfarbe, seine „charmante" Schüchternheit. Er erröthete noch wie ein junges Mädchen, wenn ihm eine schöne Frau in die Augen blickte. Man sah voraus, daß dies nicht lange dauern, daß Tressan es ihm bald abgewöhnen würde. Er hatte sich in den letzten Wochen schon merklich verändert. Er sah nicht mehr so frisch, so lebenslustig aus, wie zu Anfang des Winters. Dies fiel sogar Vieuville auf, der sich sicherlich nicht rühmen durfte, ein scharfer Beobachter zu sein und er erzählte es am Abend seiner Schwiegermutter, als er dieser auf dem Wege, seine Frau in eine Soiree zu führen, einen kurzen Besuch machte. — Anna seufzte leise, als sie dies hörte. Die Besuche des Grafen Alexis waren seit einiger Zeit immer seltener und kürzer geworden und sie fühlte sich darüber sehr unglücklich.

V.

Illien war nur kurze Zeit im Fechtsaal geblieben, hatte, gegen seine Gewohnheit, allein gegessen und irrte nun, trotz des unfreundlichen Wetters, seit einer Stunde bereits in den verödeten Champs-Elysées umher. Das Herz war ihm schwer. Er war mit sich und der Welt unzufrieden. Er fühlte sich sehr elend.

In Rußland hatte er vom Leben nicht viel mehr kennen gelernt, als was er in den Büchern, die man ihm zu lesen gestattet, gefunden hatte. Während seines Aufenthalts in Frankreich hatte er von der ihm plötzlich eingeräumten Freiheit anfänglich einen sehr bescheidenen Gebrauch gemacht. Es war seine Absicht gewesen, „mit Nutzen“ zu reisen und er hatte zunächst alle Museen, Monumente, Bibliotheken, die er auf seinen Wegen antraf, mit großem Eifer besucht und mit freudigem Erstaunen bewundert. In Biarritz, wo er den heißen Theil des Sommers verlebt hatte, war er durch Vermittelung einer russischen Dame, der alten Fürstin O., mit der Familie d'Eltang in Verbindung getreten. Anna war ihm sehr liebenswürdig erschienen und er hatte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sich in das junge hübsche Mädchen zu verlieben. Er hatte sich jedoch klar gemacht, daß es seinem Onkel, der gleichzeitig sein Vormund und gewissermaßen sein Adoptivvater war, mißfallen könne, wenn er ihm, bald nachdem er ihn verlassen hatte, die Anzeige mache, daß er sich mit einer Fremden verheirathen wolle. Er wußte, daß der alte Graf Woikoff die Franzosen nicht gerade wohlwollend beurtheilte. Alexis hatte ihm deßhalb nur geschrieben, er habe durch die Fürstin O. die Bekanntschaft einer vornehmen französischen Familie gemacht, die ihn sehr freundlich aufgenommen habe und in der er sich um so schneller heimisch zu fühlen hoffe, als er in Erfahrung gebracht habe, daß Sir Richard Harvey ein langjähriger intimer Freund dieser Familie sei. — Sein Plan war nun, den Onkel, der ihm versprochen hatte, zu Anfang des neuen Jahres nach Paris zu kommen, bei den d'Eltangs vorzustellen. Der gute alte Herr konnte dann nicht verfehlen, so meinte der Verliebte, Anna in sein Herz zu schließen. Dann wollte Alexis ihn um die Erlaubniß bitten, sich um die junge Französin bewerben zu dürfen. Dies war, nach seiner Büchererfahrung, der richtige Weg, den junge, vornehme Leute, die sich zu verheirathen beabsichtigen, einzuschlagen haben. Einstweilen wollte er sich des Herzens des jungen Mädchens so viel wie möglich versichern, ohne jedoch einen entscheidenden Schritt zu thun.

Illien hatte das Programm bis vor wenigen Wochen getreulich ausgeführt; aber dann hatte seine schnell wachsende Intimität mit Tressan und Lemercier dasselbe ganz plötzlich beseitigt. Alexis hatte sich zunächst, gewissermaßen aus Neugierde, „amüsirt“. Wie viele junge Leute glaubte er, eine ernste Pflicht zu erfüllen, indem er das heitere Leben aus eigener Anschauung kennen lernte. Er wähnte sich sehr weise, über alle Versuchungen — von denen noch keine an ihn herangetreten war — erhaben. Nach wenigen Tagen hatte er, wie dies vorauszusehen war, aufrichtiges Vergnügen am Vergnügen gefunden. Seine guten Vorsätze waren darüber vergessen worden, und seine junge Philosophie hatte an den ersten Klippen, auf die sie stieß, Schiffbruch erlitten. Alexis lebte seit einigen Wochen wie im Taumel und war förmlich berauscht. Die Umwandlung in seinem Wesen war jedoch zu schnell vor sich gegangen, um nicht, zu Anfang wenigstens, von heftigen Reactionen gefolgt zu sein.

Als der junge Russe an jenem Decemberabend die Champs Elysées auf- und ablief, und sich die naßkalte Winterluft in das heiße Gesicht wehen ließ, war sein Zustand wohl mit dem eines Mannes zu vergleichen, der am Morgen nach einem wüsten Trinkgelage mit heftigen Kopfschmerzen zur Besinnung kommt und die Cumpane und den Wein verwünscht, die ihn am vorhergehenden Abend trunken gemacht haben. Es kam Illien vor, als habe er in vier Wochen bedeutend gealtert, als sei er nun ein lebenserfahrener, lebensmüder Mann. Er konnte mit einer Art von Rührung, die seinem Selbstgefühle schmeichelte, an den Alexis denken, der vor wenigen Monaten, unerfahren und rein, nach Frankreich gekommen war. Er hielt sich nun für einen blasirten Lebemann, für einen, der „den schäumenden Becher der Lust“ bis auf die Hefe geleert hatte.

Nun war es der Freude genug! Der Ernst des Lebens trat an ihn heran. — Er war ein fertiger Mann. Er wollte wie ein solcher handeln. Sein Onkel mußte in vierzehn Tagen in Paris sein. Er wollte diesem sagen können: „Ich habe mit der Jugend unwiderruflich abgeschlossen. Hier siehst Du einen frühreifen, vor den Jahren gealterten Mann vor Dir. Wir wollen jetzt gemeinschaftlich wirken und schaffen.“

Aber ehe dies geschehen, ehe er den Onkel durch seine Mannesreife überraschen konnte, mußten noch einige Formalitäten erfüllt, einige Jugendsünden getilgt werden. Illien hatte erst seit zwölf Stunden den Vorsatz gefaßt, mit der Vergangenheit zu brechen. Er konnte sie leider nicht sofort abschließen. Er hatte seit acht Tagen mit fortdauerndem Unglück gespielt, und nicht nur Alles verloren, was er an baarem Gelde besessen und womit er unter gewöhnlichen Verhältnissen noch reichlich mehrere Monate hätte leben können, sondern er schuldete einen Betrag, der ihm, der niemals Schulden gehabt, niemals Geldsorgen gekannt, sehr bedeutend erschien — nämlich zehntausend Franken. Er hatte diese Summe gestern im Club verloren und Tressan, der an jenem Abend unter den Gewinnenden gewesen, war sein Gläubiger. Illien wußte aus Romanen, die er gelesen hatte, sehr genau, daß Spielschulden innerhalb vierundzwanzig Stunden bezahlt werden müssen; Tressan hatte ihm ausdrücklich gesagt, er brauche das Geld nicht sofort, aber Illien fühlte, daß ihm zwar mit dieser Aeußerung doch nur ein paar Tage Frist gegeben wären. — Wie sollte er das Geld so schnell herbeischaffen? Dem guten Onkel schreiben, ihm einen großen Kummer bereiten? Dazu fehlte Alexis der Muth. Uebrigens war nicht einmal Zeit dazu. Graf Woikoff befand sich auf seinen Gütern. Ein Brief brauchte sechs Tage, um ihn zu erreichen. Und doch mußte das Geld unbedingt gefunden werden. — Alexis kannte nicht einen einzigen Wucherer auch nur dem Namen nach. Er schämte sich, Tressan oder Bertha's Bruder, Lemercier, zu bitten, ihn bei einem dieser gefälligen Herren einzuführen. Was würden jene, seine Freunde, von ihm gedacht haben, wenn er ein solches Anliegen an sie gestellt hätte? Er hatte Tressan bedeutende Summen mit der größten Gleichgültigkeit verlieren und

bezahlen, gewinnen und eincassiren sehen. Zehntausend Franken schienen eine Bagatelle für ihn. Alexis durfte nicht wagen, einzugestehen, daß er deswegen in Verlegenheit sei.

Wo konnte er Hülfe suchen? Schon verschiedene Male hatte er, als Antwort auf diese Frage, an einen freundlichen, älteren Herrn gedacht, der ihm, als er sich ihm zum ersten Male vorstellte, gesagt hatte: „Ihr Onkel ist ein Freund von mir. Sie sind mir von ihm empfohlen. Wenn ich Ihnen mit Rath und That beistehen kann, so dürfen Sie über mich verfügen." War es nicht am einfachsten von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen? Ja, er wollte Sir Richard Harvey aufsuchen. Es blieb ihm kein anderer Ausweg übrig.

Illien war am Platz der Concorde angelangt, als er diesen Entschluß gefaßt hatte. Er überschritt die Brücke, die dort die beiden Seine-Ufer verbindet, und begab sich nach der Rue de l'Université, wo Sir Richard in einem alten Hause seit einer Reihe von Jahren seine Residenz aufgeschlagen hatte.

Der Baronet war zu Hause. Der junge Russe stieg mit heftigem Herzklopfen die breite steinerne Treppe hinauf, blieb eine halbe Minute rathlos vor der Stubenthüre stehen, faßte dann endlich Muth und klingelte laut. — Die Thür wurde schnell geöffnet, und der alte stille Diener, der den Grafen Illien als einen Freund des Hauses kannte, führte den Eintretenden in das Arbeitszimmer seines Herrn.

Wie ruhig und heimisch es dort aussah! Ja, in einem solchen Zimmer konnte man ein Leben führen, wie Graf Illien es nun in Zukunft führen wollte. — Aber daran durfte er vorläufig nicht denken. Er mußte zunächst mit der traurigen Vergangenheit abschließen.

Sir Richard saß in einem behaglichen Hausanzug am Kamin und schien gelesen zu haben. Auf einem kleinen Tisch, der neben ihm stand, lagen Bücher und Zeitungen. Er erhob sich, ging dem späten Gaste mit einem wohlwollenden Lächeln entgegen und nöthigte ihn, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Illien war in großer Verlegenheit. Er wußte nicht, wie er seine Rede beginnen sollte. Sir Richard bemerkte dies sofort und hatte auch in seinem Geiste nicht lange Zweifel darüber, welcher Art das Anliegen sein werde, das sein Schützling an ihn zu stellen beabsichtigte. Wenn junge Leute einen ältern Freund zu einer ungewöhnlichen Stunde unerwartet besuchen, so kann man immer dreist zehn gegen Eins wetten, daß sie in Geldverlegenheit sind. — Sir Richard wollte dem Grafen ein unangenehmes Geständniß erleichtern und sagte ihm deshalb nach wenigen Minuten: „Nicht wahr, Alexis, Sie gebrauchen Geld?"

Illien wurde roth bis an die Stirn, blickte zu Boden und nickte mit dem Kopfe.

„Wieviel gebrauchen Sie?" fragte Sir Richard freundlich aufmunternd. Illien hatte nicht den Muth, eine directe Antwort zu geben. Er wollte erklären, auf welche Weise er in Verlegenheit gerathen sei; er wollte auch

die Versicherung geben, daß er in Zukunft nie wieder etwas thun werde, um in eine ähnliche Lage zu gerathen. Aber seine Rede war nicht fließend. Er stotterte und stammelte, wiederholte ein halbes Dutzend Mal dieselben Phrasen und fühlte mit großem Unbehagen, daß die ruhigen Augen Sir Richard's unverwandt auf ihn gerichtet waren. Er hatte eigentlich noch gar nichts gesagt, als Sir Richard ihn bereits wieder unterbrach:

„Geben Sie sich keine Mühe, lieber Alexis," sagte der Baronet ernst, aber freundlich, „mir ein unnützes Geständniß zu machen. Ich glaube zu wissen, um was es sich handelt. Sie haben gespielt und haben verloren. Wieviel gebrauchen Sie, um Ihre ganze Schuld zu decken?"

„Es ist eine große Summe. Ich hatte verschiedene Bons gezeichnet und habe mir erst am Ende der Soirée Rechenschaft von der Größe meines Verlustes abgelegt. Es ist eine Lehre für mich, die mir für das ganze Leben dienen soll . . ."

„Wieviel schulden Sie, lieber Alexis?"

Eine Pause. Ein Seufzer. Dann mit leiser Stimme: „Zehntausend Franken."

„Das ist in der That eine große Summe für einen jungen Menschen, der noch nichts verdient."

Sir Richard war aufgestanden, hatte eine Schublade in seinem Schreibtisch geöffnet, dort längere Zeit gesucht und kam nun mit einem Paquet Banknoten in der Hand an den Kamin zurück.

„Hier ist das Geld," sagte er. „Es thut mir leid, Ihnen bemerken zu müssen, daß es mir nicht Freude macht, Sie in der Lage zu sehen, einen solchen Dienst von mir anzunehmen. Aber Sie haben recht gethan, zu mir zu kommen."

Illien war in die Höhe gesprungen. „Sir Richard," sagte er mit bewegter Stimme, „ich danke Ihnen. Ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort . . ."

„Nein, geben Sie mir Ihr Ehrenwort nicht," unterbrach der Baron wieder. „Es genügt mir, zu sehen, daß Sie die Vergangenheit bereuen und die Absicht haben, ein neues, würdigeres Leben zu beginnen."

„Die Absicht habe ich in der That. Auf mein heiliges . ."

Er stockte, als er Sir Richard lächeln sah, und fuhr ruhiger fort:

„Ich wünschte Sir Richard, daß Sie mir Gelegenheit geben wollten, Ihnen zu beweisen, wie ernst ich es meine. — Sie haben das Recht, mir gegenüber mißtrauisch zu sein, aber ich hoffe, daß es mir gelingen wird, Ihre gute Meinung wieder zu gewinnen. — Ehe ich Sie sah, hatte ich bereits den festen Vorsatz gefaßt, meine bisherige Lebensweise zu ändern. Dank Ihrer Freundlichkeit bin ich in der Lage diesen Entschluß nun sofort auszuführen. — Ich gehe von hier in den Club. Dort bin ich sicher im Laufe des Abends, meinen Gläubiger zu treffen, und nachdem ich ihn bezahlt, sage ich ihm und seinen Freunden Lebewohl. Ich werde in Zukunft meine

Zeit nützlicher verwenden, als ich dies während der letzten Wochen gethan. Gestatten Sie mir, Sie manchmal zu besuchen. Mein Onkel wird in vierzehn Tagen oder drei Wochen hier ankommen. Ich möchte, daß der Eindruck, den ich heute auf Sie gemacht haben muß, dann bereits vollständig verwischt wäre."

Der Ton, in dem dies gesagt wurde, zeigte so aufrichtige Reue, der Sprecher blickte Sir Richard dabei so gerade und treuherzig an, daß dieser, der immer gern das Beste von den Menschen glaubte, Mitleiden mit seinem jungen Freunde fühlte und den Wunsch hegte, ihm beizustehen, die neuen, guten Vorsätze auszuführen. Er ermunterte Illien deshalb, ihn zu besuchen, und rieth ihm an, häufiger zu den d'Eltangs zu gehen, wo er sich mit liebenswürdigen jungen Frauen und Mädchen unterhalten könne; endlich sagte er ihm, daß er ihn gern bei den wenigen Bekannten, die er von Zeit zu Zeit sehe, einführen werde.

„Kommen Sie morgen zu der Baronin Vieuville," schloß er. „Ich werde Sie dort anmelden. Sie sind ihr vorgestellt und sie wird sich freuen, Sie zu sehen. Sie hat mir bereits verschiedene Male von Ihnen in wohlwollender Weise gesprochen. Sie ist eine schöne, herzensgute und kluge Frau. — Kennen Sie Ihre Freundin, die Gräfin Taxat?"

„Ich habe die Ehre gehabt, ihr vorgestellt zu werden; ich habe eine Karte bei ihr abgegeben, aber ich habe sie noch nicht in ihrem Hause gesprochen."

„Ich werde sie morgen oder übermorgen sehen," fuhr Sir Richard fort, „und um die Erlaubniß bitten, Sie eines Abends zu ihr zu führen. Sie werden an der guten Gesellschaft Geschmack finden, ich zweifle nicht daran, und den Club und den Spieltisch bald nur noch wenig vermissen."

Illien drückte dem Baronet noch einmal tief gerührt die Hand, versprach, am nächsten Abend um halb neun Uhr zur Baronin Vieuville zu kommen und entfernte sich dann voll der besten Vorsätze. — Er ging direct nach dem Club, um seine Rechnung mit Tressan zu ordnen.

Der grüne Tisch war noch leer. Die Spieler versammelten sich dort selten vor Mitternacht, und es war erst elf Uhr. Illien begab sich deshalb in das Lesezimmer um zu warten. Die erste Person, die er dort erblickte, war Tressan. Er saß vor einem Schreibtisch mit einer Feder in der Hand und einem weißen Bogen Papier vor sich und schien dermaßen mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er Illien's Eintreten gar nicht bemerkte. Dieser wünschte ihm guten Abend. Tressan blickte zerstreut auf und antwortete kurz: „Guten Abend". Aber der junge Russe ließ sich dadurch nicht abweisen; er wollte das Geld, das er in der Tasche hatte, los werden.

„Hier ist meine Schuld von gestern Abend," sagte er, Tressan das soeben erhaltene Packet Banknoten überreichend; „vielen Dank."

„Welche Schuld?"

„Nun, die zehntausend Franken!"

„Ach ja, richtig; die Sache hatte keine Eile. Danke.“

Tressan steckte das Geld in die Tasche und ergriff gleich darauf wieder die Feder mit einer Bewegung, die so deutlich wie Worte sagte: „Ich habe zu thun und wünsche, nicht gestört zu sein.“

Illien war etwas verwundert über dies Benehmen. Er hatte erwartet, daß Tressan ihm freundschaftliche Vorwürfe darüber machen werde, daß er ihn wie einen Fremden behandle. Er hatte im Geist eine Antwort fertig gemacht, die versichern sollte, daß er, Illien, keine Karte mehr anrühren werde und deshalb Eile habe, seine Spielschuld zu bezahlen. Es war nicht möglich von dieser Phrase augenblicklich Gebrauch zu machen. Tressan ignorirte die Gegenwart seines jungen Freundes, den er bis dahin mit so zuvorkommender Höflichkeit behandelt hatte, vollständig.

Illien setzte sich etwas piquirt an einen andern Tisch und nahm eine Zeitung. Nach einigen Minuten trat ein Diener in das Zimmer und überreichte Tressan ein kleines Billet. Er riß es auf, nahm in einer viertel Minute von dessen Inhalt Kenntniß, griff nach seinem Hut und eilte, ohne Alexis eines Blickes gewürdigt zu haben, aus dem Zimmer.

Alexis hatte sich von seinem Erstaunen über dies Benehmen kaum beruhigt, als Lemercier ihn begrüßte.

„Haben Sie Tressan gesehen?“ fragte er.

„Er war soeben hier. Er schien den Kopf voll zu haben. Er sagte mir kaum guten Tag und ging fort, ohne mir Adieu zu sagen.“

„Er hatte mir ein Rendezvous gegeben,“ sagte Lemercier. „Wir wollen zusammen essen und dann eine Visite machen. Er ist nicht gekommen und hat sich auch nicht entschuldigen lassen. Ich werde ihn in ein paar Stunden hier sehen; ich werde im Spielzimmer auf ihn warten. — Wir finden uns dort wol auch wieder. Auf Wiedersehen!“

Illien begab sich bald darauf nach Hause und schrieb einen langen Brief an seinen Onkel. Dann ging er zu Bett, ebenso zufrieden mit sich und der Welt, wie er vor wenigen Stunden damit unzufrieden gewesen war.

Tressan hatte vor dem Club einen Wagen genommen und sich nach dem Boulevard Haußmann fahren lassen. Dort stieg er vor einem großen, neuen Hause aus, ging, ohne nach Jemand zu fragen, an der Portierloge vorüber und klingelte, als er im ersten Stockwerk angelangt war. Ein Diener in schwarzem Frack und weißer Cravatte öffnete ihm.

„Ist Frau Alzati zu Hause? Ist sie allein?“

„Frau Alzati erwartet Herrn Tressan.“

Der Diener schritt voraus, öffnete eine Thür und Tressan trat in einen kleinen, matt erleuchteten Salon. Er hatte seinen Ueberrock nicht abgelegt und den Hut auf dem Kopf behalten. Diesen stellte er nun auf einen Stuhl und warf sich in einen niedrigen Sessel, der vor dem Kamine stand.

Der Salon war mit großer, fast schwerfälliger Pracht, mit Ausschließung alles Auffallenden und mit Vorliebe für dunkle, ruhige Farben ausgestattet.

Schwere, seidene Vorhänge hingen an den Fenstern und Thüren. Ein kostbarer Teppich bedeckte den Fußboden. Die Wände waren mit alten, gut erhaltenen Gobelins überzogen. Die Uhr auf dem Kamin, die ciselirten Candelaber, der kleine Kronleuchter, jeder Stuhl, Sessel oder Tisch trugen den unverkennbaren Stempel, den die ersten und berühmtesten pariser Werkstätten ihren Productionen aufdrücken. Eine schwere, heiße Luft herrschte in dem kleinen Zimmer.

Nach einer Minute öffnete sich eine Seitenthür; eine kleine, schneeweiße Hand schob den Vorhang, der dieselbe verdeckte, zurück und eine Frau trat langsam und geräuschlos herein. Es war eine wunderbare, überraschende Erscheinung. Sie näherte sich Tressan und blieb eine Weile, ohne zu sprechen, vor ihm stehen.

Die Frau war groß. Sie hatte ein weißes, weiches Gesicht, das von üppigem röthlich-blondem Haar eingerahmt war und aus dem die braunen heißen, tiefen Augen erstaunlich schön hervorleuchteten. Sie trug ein Hausgewand aus bräunlich-rothem Sammt, das vom Hals, wo es durch eine kostbare Nadel zusammengehalten war, schwer und gerade, ohne eine Falte, auf die Zehen herabfiel und die hohe üppige Gestalt noch bedeutender erscheinen ließ. Aus den dunklen, weiten Aermeln glänzten die runden, weißen, nackten Arme wie Marmor hervor.

„Was verschafft mir die Ehre dieses formellen Besuches?“ fragte sie. Es war eine volle, weiche Stimme, die mit der ganzen Erscheinung und mit der Umgebung in vollem Einklang war. „Wozu war es nöthig, mir zu schreiben?“

„Blanche,“ sagte Tressan, ohne die an ihn gerichtete Frage zu beantworten, „Sie können mir einen großen Dienst leisten.“

Ein Ausdruck der Freude flog schnell über das weiße Gesicht, das gleich darauf wieder ruhig und undurchdringlich wurde: „Was willst Du haben?“ fragte sie.

„Du kannst beruhigt sein,“ entgegnete Tressan bitter lächelnd, „soweit ist es noch nicht mit mir gekommen, wie Du zu denken scheinst: ich verlange kein Geld von Dir.“

Sie zuckte die Achsel. „Wer denkt daran?“ sagte sie kleinlaut.

„Du dachtest daran,“ antwortete er. „Kenne ich Dein Gesicht nicht; kann ich nicht darauf lesen? — Aber darum handelt es sich ja nicht.“

„Um was handelt es sich?“

„Wir kennen uns seit geraumer Zeit, liebe Blanche,“ fuhr Tressan fort. „Ich habe Dich manchmal geärgert und Du mich; aber im Grunde glaube ich, sind wir doch gute Freunde geblieben. Hab' ich Recht? — Willst Du mir einen Dienst leisten, der für mich von Wichtigkeit ist?“

„Wozu diese Vorrede? Komm' zur Sache!“

„Ich habe volles Vertrauen zu Dir. Ich gebe Dir mein Wort, daß ich mich fest und ruhig auf Dich verlasse. — Willst Du mir versprechen,

verschwiegen zu sein; sei es, daß Du mir den verlangten Dienst leistest, sei es daß Du denselben verweigerst."

„Um Himmelswillen, Olivier, was bedeutet dies? Sprich!"

„Du versprichst mir, zu schweigen?"

„Ja, ja! So sprich!"

Sie war womöglich noch weißer geworden, und ihre Augen leuchteten noch wunderbarer. Sie sah Tressan ängstlich an.

„Du irrst Dich wieder," sagte dieser, überlegen lächelnd. „Nun bildest Du Dir gar ein, ich habe ein großes Verbrechen begangen und suche bei Dir Schutz. Nein, nein, Blanche; die Sache ist gar nicht romantisch. Du wirst vielleicht darüber spotten, Dich vielleicht darüber ärgern; erschrecken wirst Du darüber nicht."

„Ich weiß jetzt Alles," antwortete sie nach einer kurzen Pause. „Es ist schlecht von Dir, daß Du in einer solchen Angelegenheit zu mir kommst. Du bist immer hart und grausam gegen mich gewesen. Was verlangst Du von mir?"

„Wenn Du ein Mann wärst, so würde ich Dir sagen: Es handelt sich darum, die Ehre einer Frau zu retten; da Du eine Frau bist und wir alte Freunde sind, so sage ich Dir: es steht viel für mich auf dem Spiele."

„Das weiß ich Alles: es ist unnütz davon zu sprechen. Sage mir, was ich für Dich thun soll."

Tressan saß eine Weile stumm. Blanche beobachtete ihn mit einem eigenthümlichen Gemisch von Zärtlichkeit, Mitleiden und Verachtung. Nach einer kurzen Pause nahm er wieder das Wort. „Zieh' Dir einen ganz einfachen, schwarzen Anzug an," sagte er, „schwarz von Kopf bis zu Füßen; hänge Dir einen dichten Schleier vor, daß es selbst in der Nähe unmöglich ist, Dein Gesicht zu erkennen, und dann begleite mich."

„Ja," antwortete sie, „aber gieb mir zuvor einige Aufklärung. Du hast nicht die Absicht, mich zu intriguiren?"

„Ach nein," antwortete er mit demselben Lächeln wie vorher, „über solche Spielereien sind wir wohl hinaus, meine gute Blanche."

Er erklärte darauf in kurzen Worten, was er von Frau Alzati verlange. Sie sollte am nächsten Tage um zwei Uhr in einen Wagen steigen, den sie an der Ecke der nächsten Straße finden und der sie, ohne, daß sie eine Directive zu geben habe, nach einem Hause in einem entlegenen Stadttheil führen würde. Dort sollte sie schnell eintreten und sich in ein Zimmer begeben, in dem Tressan auf sie warten würde. Nach einer Stunde, vielleicht schon früher, je nach den Umständen, würde sie derselbe Wagen dann wieder abholen und nach ihrer Wohnung zurückführen. Damit kein Irrthum vorfallen könne, wünschte Tressan, daß nun sofort eine Art Generalprobe vorgenommen werde. Er bat deshalb Blanche, ihn zu begleiten, damit er ihr den Wagen, das Haus und das Zimmer zeigen könne. „Das ist Alles. Du siehst, ich verlange nicht viel von Dir," schloß er seine Rede.

Er war bemüht gewesen, während des Sprechens unbefangen zu erscheinen.

Blanche, die starr in das Kaminfeuer blickte, hatte ihn nicht mit einer Silbe unterbrochen. Jetzt, da er schwieg, wandte sie sich langsam nach ihm um und, ohne ihn anzublicken, die Augen noch immer zu Boden gesenkt, sagte sie:

„Ich will Dir diesen Dienst leisten; aber es ist schlecht von Dir, daß Du Dich deswegen an mich gewandt hast. Es giebt hundert Frauen in Paris, die stolz gewesen wären, Dir gefällig zu sein und denen dies nicht wehe gethan hätte. Weshalb bist Du gerade zu mir gekommen?“

Er zuckte ärgerlich und ungeduldig die Achseln.

„Du hast mich immer schlecht und grausam behandelt,“ wiederholte sie.

Sie stand auf und wollte sich der Thür nähern. Er ergriff ihre Hand. „Blanche,“ sagte er und er sprach nun mit einiger Wärme, „Du irrst Dich. Du thust mir Unrecht. Ich bin zu Dir gekommen, weil Du meine beste Freundin bist, die einzige, auf die ich mich verlassen kann. Mein Gesuch hat Dich verletzt! — Zürne mir deswegen nicht! — Ich habe schlecht an Dir gehandelt! Ja! — Es thut mir leid genug. Aber was ist nun daran zu ändern. Ich wünschte, ich wäre nie von Deiner Seite gewichen, Blanche ...“

Er wollte sie umarmen. Sie wies ihn sanft, aber entschieden zurück.

„Nein,“ sagte sie, „laß' mich!“

Er sah sie erstaunt an.

„Ich bin ein elendes Geschöpf,“ fuhr sie fort, und nun sah sie ihm mit thränenfeuchten Augen gerade in's Gesicht. „Doch hast Du mich nie klagen hören. Ist das wahr?“

Er nickte.

„Du sollst mich auch heute nicht klagen hören. — Du bist sehr klug, Olivier Tressan, sehr klug. Und doch kenne ich Dich in- und auswendig, und Du weißt absolut nichts von mir. — Aber das schadet nichts. Du kannst Dich auf mich verlassen. Das ist ja die Hauptsache. — In wenigen Minuten bin ich wieder hier.“

Sie ging nun hinaus. Er zog die Augenbrauen in die Höhe und sagte vor sich hin:

„Bianca Alzati sentimental! Wie schade, daß ich nicht in der Laune bin, mich zu amüsiren!“

VI.

Am nächsten Tage begab sich Sir Richard Harvey gegen sieben Uhr zu Frau von Vieuville, die ihn zum Essen eingeladen hatte. Der Baron war noch nicht nach Hause zurückgekehrt.

„Ich weiß nicht, wo er heute bleibt,“ sagte sie. „Er ist um ein Uhr ausgegangen und ich habe ihn seitdem nicht wiedergesehen.“

Die junge Frau sah bleich, abgespannt und beunruhigt aus.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte der Baronet theilnehmend.

Sie blickte ihn traurig an: „Ach," antwortete sie, „ich möchte, ich könnte es Ihnen sagen."

Sir Richard wurde verlegen und wollte dem Gespräch eine andere Wendung geben. Die Baronin bemerkte dies und sagte noch trauriger: „Wenn auch Sie mich verlassen, so habe ich Niemand mehr. Sie sind mein einziger Freund."

„Ich verlasse Sie nicht," antwortete Sir Richard, „aber ich möchte Ihnen, ehe Sie mit mir sprechen, zu bedenken geben, ob ich Ihnen helfen kann. Ich weiß nicht, was Sie mir anvertrauen wollen; und es ist vielleicht besser, daß ich es nicht erfahre. Ueberlegen Sie sich dies reiflich. Es hängt wahrscheinlich nur von Ihnen ab, Ihrer Unruhe ein Ende zu machen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Ist dies nicht der Fall, gebrauchen Sie Rath, so verfügen Sie über mich. Aber handeln Sie nicht übereilt; werden Sie sich zunächst klar darüber, ob irgend Jemand außer Ihnen in der Lage ist, Ihnen beizustehen."

Frau von Vieuvielle stand eine kleine Weile nachdenklich. Ehe sie wieder sprechen konnte, wurde heftig geklingelt und gleich darauf trat der Baron in das Zimmer. Er sah verstört aus und begrüßte seine Frau und Sir Richard hastig und zerstreut. Während der Mahlzeit betheiligte er sich nur wenig an dem Gespräche. Er aß beinahe gar nicht und versank verschiedene Male in tiefes Nachdenken. — Frau von Vieuville warf ihrem Gaste beunruhigte Blicke zu, die dieser absichtlich nicht zu bemerken schien.

Bald nachdem die kleine Gesellschaft vom Tische aufgestanden war und sich wieder in den Salon begeben hatte, wurde Graf Alexis Illien angemeldet. Frau von Vieuville unterhielt sich freundlich mit ihm und gab sich große Mühe ihre Verstimmung zu verbergen. Der Baron dagegen genirte sich nicht und ging mit finsterer Stirn im Salon auf und ab. Harvey beobachtete ihn mit wachsender Besorgniß.

Es wurde wieder an der Eingangsthür geklingelt.

„Wer mag da noch kommen?" fragte Vieuville halblaut und unwirsch.

Illien warf einen fragenden und verlegenen Blick auf Sir Richard. Der Ton, in dem Vieuville gesprochen hatte, sagte deutlich, daß ihm jede Gesellschaft augenblicklich ungelegen sei. Harvey winkte beschwichtigend mit den Augen. Frau von Vieuville war bleich geworden.

Fräulein Bertha Lemercier trat in den Salon. Alle, mit Ausnahme von Illien, der ein gewisses Unbehagen fühlte, ohne jedoch zu ahnen, weßhalb die Andern verstimmt waren, athmeten beruhigter auf. — Bertha gab ihrer Cousine den kalten Kuß auf beide Wangen, der in Frankreich unter Verwandten weiblichen Geschlechts üblich ist, begrüßte die Herren und ließ sich dann neben ihrer Cousine, Illien gegenüber, am Kamin nieder. Sie bemerkte sofort, daß ein Gewitter im Anzuge sei und wollte in Erfahrung bringen, woher es komme. — Sie sprach von ihrer Tante, der Baronin d'Eltang; Alles blieb ruhig. — Von Anna. Illien erröthete leicht. Das kümmerte Bertha

nicht. — Von Frau von Taxat. Vieuville setzte seine mürrische Promenade fort und Marie blieb unbewegt. — Von Tressan. — Halt! Jetzt hatte sie richtig getroffen. — Marie bückte sich und machte sich am Kamin zu schaffen, obgleich das Feuer hell und gut brannte. Vieuville blieb mitten im Salon stehen und fragte hastig:

„Was sagten Sie von Herrn Tressan?"

„Nichts von Bedeutung," antwortete Bertha, „ich fragte nur, ob Marie ihn kürzlich gesehen habe?"

„Er war vor einigen Tagen hier," antwortete diese ohne das Gesicht vom Feuer abzuwenden.

„Und ich hoffe, es werden noch mehrere Tage vergehen, ehe wir das Vergnügen haben, ihn wieder hier zu sehen," setzte Vieuville bestimmt hinzu.

Bertha schien überrascht. „Was bedeutet dies?" fragte sie. „Ist die schöne Freundschaft schon wieder zu Ende? Man spricht von der Unbeständigkeit der Frauen! Was ist sie im Vergleich zu der der Männer? — Vor ein paar Wochen erschienen Sie und Tressan unzertrennlich, und nun sprechen Sie, als ob Sie gar nicht wenig genug von ihm sehen könnten."

„Jedermann hat seine Sympathien und Antipathien," antwortete Vieuville übler Laune. „Herr Tressan ist mir nicht sympathisch. Das ist Alles."

„Das höre ich zum ersten Male," fuhr Bertha fort. „Gestatten Sie mir, lieber Vetter, mich darüber zu wundern."

„Wundern Sie sich, liebe Cousine," antwortete Vieuville mit plumper Ironie: „das kann ich nicht verhindern, aber das ändert an der Thatsache nichts, daß Herr Tressan mir unsympathisch ist."

Bertha fuhr fort, die Erstaunte zu spielen. „Da sind Sie eine seltene Ausnahme," sagte sie. „Alle Welt ist einstimmig in ihrem Lobe von der Liebenswürdigkeit des Herrn Tressan. — Sie haben ja auch seine Bekanntschaft gemacht, Graf Illien; was ist ihre Meinung über Herrn Tressan?"

Alexis war verlegen. Er lebte noch in der Illusion, daß vornehme Männer, inclusive verheirathete, in Frauengesellschaft niemals üble Laune zeigen, und Vieuville's Benehmen, das ihm ungeschliffen erschien, hatte ihn unangenehm überrascht.

„Ich habe Herrn Tressan immer sehr zuvorkommend gefunden," sagte er, „und er steht im Club, wo er mich eingeführt hat, im besten Ansehen."

Sir Richard sah an Vieuville's Augen, daß dieser im Stande war, etwas Unhöfliches auf diese Aeußerungen zu erwiedern. Er kannte den Baron genau. Er wußte, daß er ein schwacher, beschränkter, leidenschaftlicher Mann sei, und daß die Gegenwart seiner Frau und Cousine ihn nicht verhindern werde, laut zu sprechen und unangenehme Sachen zu sagen, wenn ihm das Blut zu Kopfe steigen sollte. Er bemerkte auch, ohne den Grund zu wissen, daß Bertha diesen Auftritt absichtlich heraufbeschworen hatte und nichts thun werde, um denselben zu beendigen. Er ergriff deshalb, ehe Vieuville antworten konnte, das Wort, und versuchte das Gespräch auf einen allgemeinen

Gegenstand zu lenken, indem er bemerkte, daß sich über Sympathien und Antipathien nicht streiten lasse. Er sprach absichtlich gelassen und schwerfällig, so daß Bertha ungeduldig wurde und in ihrem Herzen den „langweiligen Engländer", der sich in das Gespräch mischte, verwünschte. Vieuville, der mürrisch zuhörte, bequemte sich endlich, seine unterbrochene Promenade wieder fortzusetzen. Harvey sprach darauf von andern, gleichgültigen Dingen; dann, nachdem die Ruhe, äußerlich wenigstens, wieder hergestellt war, bereitete er sich zum Gehen vor. Frau von Vieuville drückte ihm die Hand, als er ihr gute Nacht sagte und sah ihn ängstlich an. Illien, der sich äußerst unbehaglich in der fremden Gesellschaft fühlte, verließ den Salon gleichzeitig mit Harvey. Auch Bertha Lemercier ging bald darauf. Sie sah, daß Vieuville noch aufgeregt war. Sie wollte ihm nicht Zeit geben, sich zu beruhigen und ihn nicht stören, für den Fall es seine Absicht sein sollte, seiner Frau eine Scene zu machen.

„Was mag vorgefallen sein?" fragte sie sich, als sie, von einer alten Kammerjungfer begleitet, ihrer Wohnung, die in der Nähe des Hôtel Vieuville gelegen war, zueilte. „Er hat sich über Tressan geärgert. Das ist ganz klar. Aber was mag dieser gethan haben? Wenn René nicht ein so unverbesserlicher Einfaltspinsel wäre, so würde ich es leicht erfahren; aber mein charmanter Herr Bruder versteht nichts als sein und mein Geld auf die albernste Weise zum Fenster hinaus zu werfen. Und er ist noch obendrein stolz darauf und glaubt ein zweiter Tressan zu sein. Ein liebenswürdiger junger Mann, mein Herr Bruder!"

Als Harvey zu Hause angelangt war, überreichte ihm sein Diener einen Brief, den Herr Tressan mit dem Auftrage abgegeben hatte, ihn sorgfältig aufzubewahren, da derselbe Geld enthalte. Harvey öffnete das Couvert und fand darin zehntausend Franken, die ihm sein Schuldner „mit vielem Dank" zurückerstattete. — Als er das Geld einschließen wollte, bemerkte er auf dem Bankbillet, das oben auf dem Paquet lag, den Stempel, den sein Banquier, ein Engländer, auf alle größeren Noten, die durch seine Hände gingen, zu drücken pflegte. — „Da bekomme ich das Geld, das ich Alexis geliehen habe, schneller zurück als ich vermuthen konnte," sagte er vor sich hin. „Also Tressan hat es ihm abgenommen? — Ich fürchte, Herr Tressan, Sie werden kein gutes Ende nehmen."

Im Salon des Hôtels Vieuville wurde um diese Zeit ebenfalls noch des Herrn Tressan gedacht. — Als Bertha gegangen war, erhob sich die Baronin und näherte sich der Thür.

„Wohin gehst Du?" fragte Vieuville.

Sie wandte sich halb um und antwortete über die Schulter:

„Ich bin müde. Ich will zu Bett gehen."

„Ich wünsche, daß Du noch hier bleibst."

Sie war bereits in der Nähe der Thür und blieb dort eine Secunde bewegungslos stehen. Dann wiederholte sie, dem Baron noch immer den Rücken zuwendend: „Ich sage Dir, daß ich müde bin."

„Ich wünsche, daß Du bleibst.“

Sie that, als ob sie ihn nicht gehört hätte. „Gute Nacht“, sagte sie. — Sie wollte den Salon verlassen, aber er war an ihrer Seite und ergriff ihre Hand in dem Augenblick, als sie die Thür öffnen wollte.

„Hörst Du mich nicht? Willst Du mich nicht hören? Ich sage Dir, Du sollst bleiben! Verstehst Du mich?“

„Laß mich los, Du thust mir wehe,“ sagte sie leise und ruhig.

Er ließ die Hand wieder frei und legte sich nun erst Rechenschaft ab, daß er sie heftig gedrückt habe.

Sie betrachtete die Hand aufmerksam. Er folgte ihrem Blick und sah, daß seine starken, sehnigen Finger deutliche, weiße, rothgeränderte Spuren auf der kleinen weichen Hand gelassen hatten. — Er mußte ihr wehe gethan haben. Aber keine Muskel zuckte in ihrem todtbleichen Gesichte. Endlich erhob sie die dunklen, glühenden Augen und den Baron gerade und fest anblickend sagte sie langsam, feierlich, mit zitternder Stimme:

„Seit einem Monat erkenne ich Dich nicht mehr. Du bist wie umgewandelt, und ich weiß nicht warum. Ich habe Deine üble Laune ruhig ertragen, ohne darüber zu klagen; aber Du darfst es nicht zu weit treiben. Meine Geduld ist bald zu Ende . . . Eben hast Du mir wehe gethan. — Ich verlasse Dich jetzt. Ich gehe in mein Zimmer. Aber merke Dir Eins: Wenn Du Dich jemals wieder vergessen solltest, wie Du es eben gethan, so verlasse ich dies Haus und Du siehst mich nie wieder.“

Sie wandte sich ab; und er wagte nicht, sie aufzuhalten. Sie sprach und schritt mit der Geberde einer beleidigten Königin. Als er sich von seinem Erstaunen erholt und seine Gedanken weiter gesammelt hatte, war sie verschwunden. Er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn: „Was habe ich gethan? Narr, der ich bin!“ murmelte er vor sich hin. „Was habe ich gethan?“ Dann versank er in tiefes Nachdenken. — Wie, wenn er sich getäuscht, wenn Marie nichts verbrochen hätte? Er hatte keine Beweise für ihre Schuld. Er fürchtete Schlimmes, er ahnte es; aber er wußte Nichts. Heute Nachmittag hatte er gehofft, Gewißheit zu erlangen; aber nun war er in größerem Zweifel als zuvor.

Er war in der Avenue de l'Empereur gewesen; er hatte sich dort in der Loge des Portiers, einem Verbrecher gleich, verborgen. Tressan war zur bestimmten Stunde erschienen und gleich darauf eine dicht verschleierte Dame. — Sie war um einen Kopf größer, als Marie; im Nacken hatte er, unter dem Hut und Schleier, röthlich-blondes Haar hervorquellen sehen. Die ganze Erscheinung erinnerte viel mehr an die Gräfin Daxat, als an die Baronin Vieuville.

„Ist das die Dame, die Herr Tressan hier gewöhnlich empfängt?“ hatte er Franz Lecouvreur gefragt.

Dieser hatte darauf mit anscheinend vollkommener Aufrichtigkeit geantwortet: „Das Gesicht kenne ich nicht, denn die Dame kommt stets dicht verschleiert; aber die Figur scheint mir dieselbe.“

„Haben sie nicht eine kleinere Dame hierherkommen sehen?“

„Bedeutend kleiner?“

„Ja; um einen Kopf beinah.“

„Nein, niemals. Ich könnte mich täuschen, wenn es sich um ein Geringes handelte; aber ich bin sicher, daß die Dame, welche ich hier immer gesehen habe, eine große Dame ist.“

Vieuville sah den Diener fest und drohend an. Aber Lecouvreur war dem schwerfälligen Edelmann mehr als gewachsen und ertrug den Blick mit größter Ruhe.

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Franz,“ sagte der Baron bedeutsam, „daß Sie es bereuen werden, wenn sie mich getäuscht haben.“

„Ich habe Sie nicht getäuscht,“ antwortete Lecouvreur trotzig, „und ich weiß nicht, weshalb sie mir drohen. Ich kenne Sie nicht, ich möchte, ich hätte Sie nie gekannt. Wenn ich den besten Platz verliere, den ich je gehabt, so sind Sie Schuld daran. Es ist nicht recht von Ihnen, daß Sie mit mir jetzt Streit suchen, nachdem ich treulich erfüllt habe, was Sie von mir verlangten.“

„Hier ist Ihr Geld,“ sagte Vieuville. Er war mißtrauisch; er ahnte, daß er betrogen sei; aber er wollte, selbst auf diese Gefahr hin, sein Versprechen nicht brechen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Diener.

„Sie haben mich nicht hintergangen?“ fragte Vieuville nochmals. „Sie haben nicht mit Herrn Tressan gesprochen?“

„Nein, ich habe ehrlich gethan, was Sie von mir verlangt hatten.“

Lecouvreur hatte, als er dies sagte, dem Baron treuherzig in die Augen gesehen, und dieser hatte sich darauf entfernt, nachdem er endlich begriffen, daß er vorläufig in der Avenue de l'Empereur nichts mehr erreichen könnte. Er war stundenlang in den einsamsten Alleen des Bois de Boulogne umhergelaufen, hatte die abenteuerlichsten, unsinnigsten Pläne geschmiedet, um seine Frau zu entlarven und sich an Tressan zu rächen; war dann in den Fechtsaal gegangen, wo er wieder regelmäßig erschien, und hatte sich mit dem Vorsatze nach Hause begeben, seine Frau, ohne Mißtrauen zu zeigen, auf das Schärfste zu überwachen. Nichts von dem was sie that, sollte ihm entgehen. Er wollte sie mit Netzen umspinnen, und sie sollte darin gefangen werden und untergehen. Er hatte diese listigen Vorsätze mit seinem gewöhnlichen Geschick ausgeführt. Dank der Scene, die stattgefunden hatte, konnte Marie nun nicht mehr zweifeln, daß er eifersüchtig sei; sie mußte sogar verstanden haben, wen er beargwohne. — Und die spitzzüngige Bertha wußte das nun wahrscheinlich auch; und Sir Harvey und Graf Illien ebenfalls.

„Ich werde zum Stadtgespräch werden,“ sagte er sich wüthend. — „Oh, Narr, dreifacher Narr, der ich gewesen bin! Wenn Marie schuldig ist, so habe ich sie gewarnt, und ist sie unschuldig, so habe ich sie tödtlich beleidigt.“

Sie hatte ihn gerade und fest angesehen, nicht wie Eine, die sich schuldig fühlt. Ihre Stimme hatte gezittert; aber nicht vor Furcht. Wenn sie unschuldig wäre? — Er war nun sechs Jahre verheirathet. Sie war die schönste Frau von Paris; gefeiert, umringt wie Keine. Und nie, nie bis vor Kurzem, hatte sie ihm den geringsten Grund zu Klagen, zu Argwohn gegeben. Wie oft hatte sie nicht mit ihm über die jungen und alten Gecken gelacht, die um ihre Gunst buhlten! Vor einigen Wochen noch hatte sie ihm gesagt, daß sie Tressan die Thür weisen wollte, wenn er, Vieuville, dies wünsche. — Sie war vielleicht unschuldig. Er hatte sich übereilt; er war von Eifersucht geblendet, ungerecht, hart gewesen. Er hatte ihr wehe gethan! Und er wußte nicht einmal, ob er ihr den leisesten Vorwurf machen dürfte, ob sie nicht vielmehr das Recht habe, sich durch seinen unbegründeten Argwohn verletzt zu fühlen; ob er nicht der einzig Schuldige sei! — Wie sie bleich geworden war! Wie sie die kleine, gedrückte Hand betrachtet, und wie ihre Stimme gezittert hatte! Konnte sie ihm je verzeihen? Sie sollte wenigstens aus seinem Munde hören, daß er sie über Alles liebe, daß Niemand sie lieben könne wie er.

Er verließ den Salon und klopfte bescheiden an die Thür ihres Schlafzimmers.

„Wer ist da?“ rief sie ängstlich von innen.

„Ich bin es,“ sagte er leise. „Darf ich eintreten?“

Die Antwort ließ auf sich warten. Er glaubte sie weinen zu hören.

„Darf ich eintreten?“ wiederholte er in bittendem Tone. Er öffnete die Thür vorsichtig. Es war dunkel im Zimmer, und er trat auf den Fußspitzen hinein, wie ein Kind, das einen Fehler begangen hat und Verzeihung erflehen will.

VII.

Es war heiliger Abend. — Die Gräfin Dazat hatte wenige Tage vorher in einem Gespräche mit Harvey den Wunsch geäußert, der feierlichen Mitternachtsmesse in der Madelaine beizuwohnen, und der Baronet hatte sich erboten sie dorthin zu begleiten. Vieuville und seine Frau wollten mit ihnen gehen. Illien, der der Gräfin nun einen Besuch abgestattet hatte und auf das Freundlichste von ihr empfangen worden war, war aufgefordert worden, sich der kleinen Gesellschaft anzuschließen. Man wußte, daß sich ein berühmter Organist in der Madelaine hören lassen würde, und man war sicher, einen großen Theil der eleganten pariser Gesellschaft in der Kirche anzutreffen. Die schönen Freundinen durften dort nicht fehlen.

Während der großen Messe, der die beiden Frauen aufmerksam folgten, bemerkte Illien, der sich neugierig in der Kirche umsah, eine auffallend schöne, junge Frau, die in seiner Nähe saß und in tiefster Andacht versunken schien. Sie trug ein einfaches, schwarzes Kleid; doch zog sie viele Blicke, von Männern

sowohl wie von Frauen, auf sich. Sie schien davon nichts zu bemerken und hielt die Augen unverwandt auf ein Gebetbuch gerichtet. Sie war sehr bleich und hatte röthlich-blondes Haar wie das der Gräfin.

Als der Gottesdienst vorüber war und die Gesellschaft, in der Illien sich befand, nun langsam dem Ausgang der Kirche zuging, bemerkte der junge Russe, daß die schöne Beterin sitzen blieb, gleichsam als wolle sie abwarten, daß sich die Menge etwas verlaufen habe. Die Gräfin ging dicht an ihr vorüber. Illien folgte wenige Schritte dahinter. Er hatte sich vorgenommen, das bleiche Gesicht in der Nähe genauer zu betrachten; aber ein dichter, schwarzer Schleier war plötzlich davorgezogen worden, und der Kopf hatte sich noch tiefer als während der Messe gesenkt. —

Illien wandte sich an Vieuville und fragte flüsternd: „Kennen Sie die Dame hier, dicht vor uns, zu meiner Rechten? — Die Gräfin geht gerade an ihr vorüber.“ —

Vieuville's Augen folgten der gegebenen Weisung. „Nein,“ antwortete er lebhaft. „Wissen Sie, wer die Dame ist?“

Illien schüttelte den Kopf. Die Beiden blieben einen Augenblick vor der Verschleierten stehen; dann mußten sie, um keine Störung zu verursachen, weitergehen.

Vieuville hätte schwören mögen, daß die Frau, die Illien ihm soeben gezeigt, dieselbe sei, die er in der Avenue de l'Empereur gesehen hatte. Er war sicher, den ganz einfachen, aber doch sehr eleganten Hut und das röthlich-blonde Haar wiedererkannt zu haben. Er fragte Illien, wie die Dame aussehe, ob sie jung oder alt, hübsch oder häßlich sei.

„Sie ist sehr schön, auffallend bleich, sie sieht vornehm aus,“ antwortete Alexis. „Ich würde sie auf fünfundzwanzig Jahre schätzen. — Sie hat ein eigenthümliches Gesicht. Sie ist außerordentlich schön.“ — Er dachte einen Augenblick nach und dann setzte er hinzu: „Sie sieht der Gräfin ähnlich: ja sie hat etwas von der Gräfin in ihrem Gesicht, in ihrer ganzen Erscheinung. Aber sie ist noch schöner als diese.“

Dies stimmte ebenfalls. Auch Vieuville hatte in der Avenue de l'Empereur, als er die große Dame an der Portierloge vorbeigehen sah, unwillkürlich an die Gräfin Taxat gedacht. Er nahm sich vor, auf listige, vorsichtige Weise Erkundigungen nach einer Dame einzuziehen, die sehr schön sei, der guten Gesellschaft anzugehören schien und einige Aehnlichkeit mit der Gräfin Taxat habe. — Lemercier konnte ihm vielleicht Auskunft geben, denn er machte ein Geschäft daraus, alle pariser Berühmtheiten zu kennen; aber er mußte mit großer Vorsicht ausgeforscht werden, denn er war ein Freund Tressan's, und Vieuville wollte selbst den Schein vermeiden, als ob er ferner das geringste Interesse an den Herzensangelegenheiten des jungen Mannes nähme. Das ging ihn glücklicherweise nun nichts mehr an. Er war wieder mit seiner geliebten Marie versöhnt. Sie hatte ihm großmüthig verziehen. Er hegte keinen Verdacht mehr. Er hatte sie sogar bitten müssen, Herrn Tressan nach

wie vor zu empfangen. Sie hatte nur zögernd ihre Einwilligung dazu gegeben. War ihr der Friede des Hauses, seine, Vieuville's Ruhe und Zufriedenheit nicht unendlich viel mehr werth, als die Verbindung mit einem jungen Manne, von dem sie weiter nichts wußte, als daß er ein guter Tänzer und angenehmer Erzähler sei? — Vieuville hatte jedoch richtig bemerkt, daß die Leute sich darüber wundern könnten, wenn Herr Tressan plötzlich aus ihrer Gesellschaft verbannt erschiene. Er, der Baron, war ein erfahrener, ruhiger Mann. Marie hat dies anerkannt: „Wie Du willst," hatte sie gesagt. „Ich unterwerfe mich Deinem Urtheile. Mag Herr Tressan zu uns kommen, so lange Du es wünschest. Von dem Augenblicke an, wo Dir dies einen Schatten von Unruhe bereitet, bleibt ihm die Thür unseres Hauses verschlossen." Marie war nicht nur die schönste, sie war auch die beste Frau von Paris.

Vor der Thür der Madelaine bot Harvey seinen Arm der Baronin von Vieuville an; die Gräfin nahm den des Barons. Das Wetter war so schön, daß Harvey's Vorschlag, man solle zu Fuß nach Hause gehen, einstimmig angenommen wurde. Bereits vorher war beschlossen worden, daß man nach der Mitternachtsmesse, die am 24. December gebräuchliche Spätmahlzeit, den sogenannten Reveillon, im Hôtel Vieuville einnehmen wolle.

In den Champs Elysées kreuzte sich eine kleine Gesellschaft mit Tressan und Lemercer. Man begrüßte sich und es wurden ein paar Worte gewechselt; dann setzte ein Jeder seinen Weg fort.

Illien, der einige Schritte hinter dem letzten Paar, dem Baron und der Gräfin, zurückgeblieben war, wurde von Tressan angehalten:

„Wo soupiren Sie?" fragte ihn dieser.

„Bei Frau von Vieuville."

„Wenn Sie nicht zu lange aufgehalten werden und unsere Gesellschaft Ihnen behagt, so will ich Ihnen sagen, wo Sie uns heute noch finden können. Wir haben einen kleinen spießbürgerlichen Reveillon veranstaltet. Kommen Sie. Es wird Sie vielleicht amüsiren."

Illien führte seit mehreren Tagen ein ganz exemplarisches Leben. Er war sehr stolz darauf: aber er verheimlichte sich nicht, daß er sich dabei etwas langweilte. Die gute Gesellschaft, in die Sir Richard ihn eingeführt, war, darüber hatte Illien keinen Zweifel, nicht so amüsant wie die weniger gute, mit der Tressan ihn bekannt gemacht hatte. Dessenungeachtet wollte er seinen Vorsätzen treu bleiben; er war fest entschlossen, keine Karte wieder anzurühren, aber er glaubte, daß es ihm gestattet sei, sich an einem großen Festtage, an dem alle Welt vergnügt war, eine kleine harmlose Zerstreuung zu gewähren. Am nächsten Tage wollte er das Klosterleben, das er nun führte, wieder beginnen.

„Ich werde gern kommen," antwortete er. „Wo kann ich Sie finden?"

Tressan nannte eine Adresse auf dem Boulevard Haußmann. „Fragen Sie nach Frau Alzati," sagte er. „Ich werde Sie anmelden und garantire Ihnen freundliche Aufnahme. Sie finden uns dort bis gegen drei Uhr; vielleicht sogar noch später. Also auf Wiedersehen!"

Damit gingen Tressan und Lemercier weiter. Illien beschleunigte den Schritt und hatte seine anderen Freunde bald wieder eingeholt. — Keiner von diesen schien seine kurze Abwesenheit bemerkt zu haben. — Die Baronin Vieuville war in eifriger Unterhaltung mit Harvey; die Gräfin Taxat hing ihren eigenen Gedanken nach, vollständig unbekümmert um ihren Begleiter, der sich die größte Mühe gab, sie angenehm zu unterhalten.

Harvey hatte natürlich bemerkt, daß Vieuville und seine Frau wieder versöhnt waren. Er hatte absichtlich vermieden, mit Marie darüber zu sprechen. Diese schien übrigens das Bedürfniß, ihm ihr Vertrauen zu schenken, für den Augenblick wenigstens wieder verloren zu haben, denn sie hatte ihm, als sie ihn nach dem Auftritt im Hôtel Vieuville zum ersten Male wieder gesehen, nur gesagt: „Sie waren neulich sehr freundlich . . und Sie hatten wie immer Recht. Sie sind mein bester Freund!“ — Als Tressan vor wenigen Minuten vorübergegangen war und sie begrüßt hatte, war sie vollständig unbefangen geblieben; auch hatte sie die Unterhaltung mit Harvey, ohne die geringste Zerstreuung zu zeigen, gleich darauf ruhig fortgesetzt. — Harvey wunderte sich, wie er dies schon häufig gethan hatte, über die Kunst, welche so viele Frauen, und nicht allein die klugen besitzen, das, was sie tief bewegt, zu beherrschen und zu verbergen. Die kleine, leichtsinnige, gutmüthige Frau, der er in geistiger Beziehung unendlich überlegen war und die sehr wol wußte, daß er sie durchschaute, spielte vor ihm so meisterhaft unbefangen Komödie, als ob er ein Kind gewesen wäre. Sie wünschte Herrn Tressan „guten Abend“ und fuhr dann fort mit ihrem Begleiter über gleichgültige Dinge zu sprechen.

Die kleine Nachtmahlzeit ging heiter und schnell vorüber. Vieuville war von rührender Aufmerksamkeit für seine Frau, und diese nahm seine Huldigungen wie eine Königin gnädig entgegen. Harvey war etwas einsilbig. Die junge Gräfin unterhielt sich freundlichst mit Illien. Sie ließ sich von dem jungen Mann erzählen, wie er in Rußland gelebt habe; sie schien großes Interesse an seinen Jagdabenteuern zu finden und war augenscheinlich bemüht, ihm zu gefallen. Merkwürdigerweise gelang ihr dies nicht so vollständig wie gewöhnlich. Illien war zerstreut. Er dachte bereits mit geheimer Sehnsucht an die Gesellschaft, die auf dem Boulevard Haußmann versammelt war, und wünschte sich dorthin. Bald nachdem die Mahlzeit im Hôtel Vieuville vorüber war, bereitete er sich zum Gehen vor.

„Sie verlassen uns schon?“ fragte die Gräfin mit einem leichten Vorwurf in der Stimme.

Illien, der, obgleich er ein Russe war, wenig Geschick besaß die Wahrheit zu verbergen, brachte verlegen eine ungenügende Entschuldigung hervor. Niemand außer der Gräfin hörte was er sagte; diese begnügte sich mit dem gegebenen Vorwand. Illien sagte darauf Allen „gute Nacht“ und eilte, wenige Minuten später, schnellen Schritts dem Boulevard Haußmann zu. — Er führte erst seit wenigen Tagen das Leben eines „reifen Mannes“; aber es schien

ihm, als ob er sich seit einer Ewigkeit nicht mehr amüsirt habe. Er sehnte sich nach „heiterer“ Gesellschaft, nach einer Zerstreuung, und würdigte die gute Gesellschaft, die er verlassen hatte, keines Gedankens mehr. Aber sie sollte ihre Rechte nicht verlieren; er wollte morgen, übermorgen, wenn er sich langweilte, wenn der „Ernst des Lebens“ wieder an ihn herantrat, an sie denken.

Tressan und Lemercier waren in außergewöhnlich ernster Stimmung gewesen als sie, eine Stunde vorher, Illien und seinen Freunden begegnet waren. Tressan hatte nach reiflicher Ueberlegung — er handelte überhaupt selten unüberlegt, obgleich er den Ruf eines leichtsinnigen Menschen hatte — den Entschluß gefaßt, eine vertrauliche Unterredung mit Lemercier zu haben. Dieser war sein bester Freund, oder wenigsten derjenige unter seinen Bekannten, den er am leichtesten bewegen zu können glaubte, ihm einen uneigennützigen Dienst zu leisten. Er hatte ihm, in einigen nachlässig hingeworfenen Phrasen zu verstehen gegeben, daß seine finanzielle Lage in den letzten Jahren eine schwierige geworden und daß er entschlossen sei, einen entscheidenden Schritt zu thun, um dieselbe zu verbessern.

„Ich habe mit beinah' ununterbrochenem Unglück gespielt,“ sagte er, „und ich habe, ohne daß das Ihnen vielleicht aufgefallen ist, eine ganz bedeutende Summe verloren.“

„Es ist mir wol aufgefallen,“ bemerkte Lemercier.

„Ich habe auch an der Börse speculirt,“ fuhr Tressan fort, „und es ist mir dort noch schlechter gegangen als am grünen Tisch. Ich schulde meinen Wechselagenten augenblicklich ungefähr hunderttausend Franken. Der Mann ist sehr artig; ich habe nicht zu fürchten, daß er Scandal macht; aber es verursacht mir doch viel Sorge, ihn nicht sofort bezahlen zu können.“ —

„Womit wollten Sie ihn schließlich bezahlen?“ fragte Lemercier.

„Im Ganzen ist meine Lage nicht verzweifelt,“ sagte Tressan beruhigend. „Ich habe nur das verzehrt, was mir meine Mutter hinterlassen hat. Mein Vater ist reich. Ich könnte allen meinen Sorgen ein schnelles Ende machen, wenn ich zu ihm zöge, wie er mich auffordert es zu thun; aber Sie werden einsehen, daß der Gedanke, in Rennes zu leben, wenig Anziehendes für mich hat und daß ich erst noch Verschiedenes versuchen will, ehe ich nach der Provinz zurückkehre.“

„Das sehe ich sehr wol ein. — Aber was können Sie versuchen? . . . Eine größere Anleihe, rückzahlbar nach dem Tode Ihres Vaters?“

„Nein,“ sagte Tressan bestimmt, aber ohne jede Entrüstung; „ich gehöre nicht zu denen, die Erbschaftsaussichten discontiren.“

„Nun, was wollen sie dann thun?“ fragte Lemercier.

„Ich will mich verheirathen.“

„Das ist eine Idee! — Mit wem?“

„Mit einem reichen Mädchen.“

„Und was würde Madame Blanche dazu sagen?“

„Blanche hat nichts dazu zu sagen. — Uebrigens ist sie eine vernünftige, gute Frau, die meinem Glücke nicht im Wege stehen würde.“

Die Beiden gingen eine Weile schweigend neben einander her. Tressan fühlte, daß er etwas mehr sagen müsse, um Lemercier zu seinem treuen Verbündeten zu machen.

„Ich bin jetzt vierunddreißig Jahre alt,“ fuhr er fort. „Ich habe zahlreiche Bekannte; viele davon sind mir wohlgesinnt. Erst vor wenigen Tagen fragte mich der Herzog wieder, ob ich geneigt sei, um einen Anfang zu machen, den Posten als Geschäftsträger an einem kleinen deutschen Hofe anzunehmen. Ich schmeichle mir, nicht ungeschickter zu sein als die andern Herren unter meinen Landsleuten, die ich Diplomatie treiben sehe: und ich glaube, daß ich ziemlich schnell Carrière machen würde. Mein verehrter Herr Papa, der mich augenblicklich sehr kurz hält, weil er mich zu etwas Vernünftigem anhalten und mein „ausschweifendes Leben“, wie er es nennt, nicht begünstigen will, würde mir sofort eine anständige Pension aussetzen, wenn ich regelmäßig zu arbeiten anfangen oder mich mit seiner Bewilligung verheirathen wollte. Ich beabsichtige, ihm in beiden Punkten Genugthuung zu geben. — Ich werde mich jetzt ernstlich um eine Anstellung bewerben und ich will mich verheirathen. — Sie, Lemercier, sollten dasselbe thun. Wenn man einmal ein Dreißiger ist, so wird es Zeit an die Zukunft zu denken.“

„Was könnte ich anfangen?“ sagte Lemercier kleinlaut. „Sie haben Freunde und Gönner; um mich würde sich Niemand bekümmern.“

„Dafür lassen Sie mich sorgen,“ antwortete Tressan mit ruhiger Sicherheit.

Nun wurde Lemercier's Interesse für Tressan's Zukunfspläne plötzlich ein aufrichtiges.

„Ja,“ sagte er, „ich weiß, daß ich auf Sie rechnen kann; und ich danke Ihnen dafür. Sie zweifeln aber hoffentlich auch nicht, daß ich glücklich sein würde, Ihnen einen Dienst zu leisten. In jedem Falle bitte ich Sie, über mich zu verfügen.“

Tressan nickte Lemercier wohlwollend zu und klopfte ihm zutraulich auf die Schulter. „Sie können auf mich rechnen,“ sagte er.

Die Beiden waren nun vor dem Hause von Frau Alzati angelangt und traten hinein.

Blanche war allein. Sie schien jedoch erst vor wenigen Minuten angekommen zu sein, denn sie hatte den Hut noch nicht einmal abgelegt. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid.

„Ich wette, Sie sind zur Mitternachtsmesse gegangen,“ sagte Tressan, nachdem er sie begrüßt hatte.

Sie nickte.

„Sind wir ganz allein?“ fuhr er fort, sich im Salon umsehend.

„Wen hätte ich einladen sollen?“ fragte sie.

„Irgend Jemand,“ meinte Tressan. „Man lacht zu Vieren und zu Fünfen besser als zu Dreien.“

„Ich habe keine Freunde,“ antwortete Blanche, „und Sie wissen es.“

Blanche sprach, als ob Tressan's Aeußerung sie verletzt habe, und dieser wurde plötzlich befangen und fragte sich, ob er nicht vielleicht zu ungenirt gewesen sei, indem er, ohne Autorisation der Wirthin, Illien eingeladen habe, ihn bis drei Uhr Morgens in ihrer Wohnung aufzusuchen.

„Ich habe mir erlaubt,“ sagte er ziemlich kleinlaut, „einem Freund hier Rendezvous zu geben. Sie nehmen mir dies hoffentlich nicht übel?“

„Ich nehme Ihnen seit langer Zeit bereits nichts mehr übel,“ antwortete sie.

Lemercier sah verwundert auf. Blanche hatte bis jetzt, in seiner Gegenwart wenigstens, Tressan gegenüber, niemals Verstimmung oder üble Laune gezeigt. Nun sprach sie in einem Tone, der deutlich zeigte, daß Tressan aufgehört hatte absoluter Herr in ihrem Hause zu sein. — „Sie weiß bereits, daß Tressan sie verlassen wird,“ dachte er. Er wagte es Blanche bedeutsam anzusehen, und seine Absicht war, durch seinen Blick Tressan zu tadeln und der schönen Frau zu zeigen, daß sie in ihm, Lemercier, wenn sie es wünsche, einen Freund, einen Ersatz für Tressan finden könnte; aber Blanche schien den Blick nicht zu verstehen, und ihre Augen glitten gleichgültig von ihm ab.

Tressan war durch die Antwort seiner Freundin betroffen; aber es gelang ihm schnell, seine Verlegenheit zu bemeistern.

„Ich bin überzeugt,“ sagte er, „daß es Ihnen angenehm sein wird, den Grafen Illien kennen zu lernen. Er ist der naivste, unschuldigste junge Mann, der augenblicklich auf dem pariser Pflaster umherläuft; und die Frauen, die ihn kennen, sagen, er sei der liebenswürdigste und hübscheste Page, den man seit Jahren hier erblickt.“

Blanche sah Tressan groß, verwundert an; aber entgegnete nichts.

„Ich nehme mich des jungen Mannes an,“ fuhr Tressan fort, „weil er mir von guten Freunden auf das Wärmste empfohlen ist. Sir Richard Harvey interessirt sich lebhaft für ihn; die d'Eltangs kennen ihn; er ist einer der wenigen Bevorzugten, die von der schönen Gräfin Daxat empfangen werden, er . . .“

„Wie sieht er aus?“ fragte Blanche mit einiger Lebhaftigkeit.

„Er ist sehr groß, schlank, blond; ein feines Gesicht, hübsche blaue Augen, schönes, dichtes lockiges Haar . . . .“

Der Diener meldete in diesem Augenblick, daß das Mahl servirt sei; und die Drei begaben sich in den Speisesaal, der mit derselben schweren Pracht ausgestattet war, wie der kleine Salon, in dem die Unterhaltung bis jetzt stattgefunden hatte.

Gegen zwei Uhr wurde Illien angemeldet. Er hatte keinen Wagen gefunden, er war schnell gelaufen; die Bewegung in der kalten, trockenen Winterluft hatte ihm die Wangen geröthet. Er war ein Bild jugendlicher Kraft und Schönheit. Tressan erhob sich, ging ihm entgegen und stellte ihn Frau Alzati vor, die ihn freundlich und unbefangen bewillkommte.

Alexis glaubte zu träumen. Die schöne Frau, die ihm zulächelte, war

die bleiche, andächtige Beterin, die er vor zwei Stunden in der Madelaine bewundert hatte. Er stammelte einige Worte der Entschuldigung, sich zu einer so ungewöhnlichen Stunde vorstellen zu lassen und nahm dann neben Frau Alzati, wo ein Stuhl für ihn freigelassen war, Platz. — Tressan und Lemercier bemerkten seine Verlegenheit, aber schoben sie auf Rechnung seiner bekannten Schüchternheit und bemühten sich, dem Gespräche den ungezwungenen Ton wiederzugeben, der bis dahin geherrscht hatte. Dies gelang ihnen jedoch nicht. Blanche schien zerstreut und warf von Zeit zu Zeit einen eigenthümlich forschenden Blick auf ihren neuen Gast. Dieser konnte seine Befangenheit nicht bemeistern, obgleich Tressan und Lemercier ihm durch ihre Haltung und ihr Gespräch ziemlich deutlich zeigten, daß er sich in einem Hause befände, wo es auch neu Eingeführten gestattet sei, sich heimisch zu fühlen. Gegen Ende der Mahlzeit gerieth die Unterhaltung ganz und gar in's Stocken, und sobald man von Tisch aufgestanden war, ergriff Lemercier seinen Hut, um zu gehen. Illien hielt es für seine Pflicht, ein Gleiches zu thun. Als er von Frau Alzati Abschied nahm, sagte ihm diese mit einem freundlichen Lächeln, das ihm eigenthümlich bekannt erschien, daß sie häufig des Abends zu Hause sei und sich freuen werde, ihn bald wiederzusehen. — Illien stammelte erröthend einige unverständliche Worte des Dankes, drückte Tressan die Hand und verließ das Zimmer und das Haus gleichzeitig mit Lemercier.

Sobald er auf der Straße war, überhäufte er diesen mit Fragen: Wer war Frau Alzati; woher kam sie; wie war es zu erklären, daß er noch nie von ihr sprechen gehört, daß er sie nie gesehen hatte?

Lemercier, der sich in Tressan's Gesellschaft klein fühlte und bescheiden auftrat, war geschmeichelt, den jungen Fremden, der ihm berufen schien eine gewisse Rolle in der eleganten pariser Welt zu spielen, belehren zu können. Er steckte sich behaglich eine Cigarre an, blies einige dicke Rauchwolken vor sich her und sagte in der affectirt ruhigen Weise, die er als ein Nachahmer Tressan's seit einiger Zeit angenommen hatte:

„Das ist eine ziemlich lange Geschichte, mein Lieber; aber wenn Sie nicht müde sind und noch ein Stück Wegs mit mir gehen wollen, so will ich Ihnen gern erzählen, was ich weiß."

Illien war durchaus nicht müde und gern bereit, Lemercier bis nach Hause zu begleiten.

„Sehr wohl denn," fuhr dieser fort. „Ich krame mein ganzes Wissen vor Ihnen aus. — Frau Bianca tauchte vor circa drei Jahren, im Monat Februar oder März 62 hier auf. Sie erschien damals in Gesellschaft eines italienischen Gemahls, der sich Alzati nennen ließ und nach meiner Meinung ebensoviel Recht auf diesen, wie auf irgend einen andern beliebigen Namen hatte. Daß Bianca mit ihm verheirathet war, bezweifle ich nicht und zwar einfach aus dem Grunde, daß sie ihn wahrscheinlich bald verlassen haben würde, wenn sie nicht durch feste Bande an ihn gebunden gewesen wäre.

Er war nämlich ein recht unangenehmer Mensch. Er schien bedeutend älter als seine Frau zu sein, die damals zwei- oder dreiundzwanzig Jahr alt, vielleicht noch jünger sein mochte. Er sah aus wie ein Fünfziger. Er war in seiner Jugend wahrscheinlich sehr schön gewesen, schön in der Art der Wachsköpfe, die in den Schaufenstern von Haarschneidern ausgestellt werden. Er hatte ganz regelmäßige Züge, große dunkelblaue Augen, die schmachtend und ausdrucksvoll gewesen sein mochten und jetzt wässerig verschwommen waren; lockiges, fettes, pechschwarz gefärbtes Haar, einen Mund mit etwas aufgeworfenen Lippen, dessen Häßlichkeit der gefärbte, lange Vollbart nicht ganz verbergen konnte. Er schminkte sich, hatte ein falsches Gebiß und sah aus, als ob er jeder Niederträchtigkeit fähig gewesen wäre. Er war sehr reich — wenigstens gab er viel aus — und man munkelte, daß er die schöne Blanche als junges Mädchen von verarmten vornehmen Verwandten gekauft habe. Dies ist jedoch niemals ganz klar geworden, denn er sprach nicht von seiner Vergangenheit — er hatte wahrscheinlich guten Grund dazu — und Frau Blanche, wie Sie heute Abend bereits bemerkt haben werden, ist weder eine Plaudertasche noch eine Frau, die sich gegen ihren Willen ausfragen läßt.

„Es ist nun meine Ueberzeugung, daß Alzati mit seiner schönen, jungen Frau nach Paris gekommen war, um sie als Aushängeschild und Lockvogel zu benutzen. Unsere gute Gesellschaft, die im Allgemeinen Fremden gegenüber sehr anspruchslos und wenig wählerisch ist, blieb ihm jedoch verschlossen. Er machte auch keinen Versuch, dort einzudringen; aber es gelang ihm, auf irgend eine Weise in einem anständigen Club zugelassen zu werden und dort am Spieltische eine große Anzahl von Bekanntschaften zu machen. — Einige junge Leute, die keine Rücksichten zu nehmen hatten, oder keine nahmen, wenn es sich darum handelte, eine schöne Frau kennen zu lernen, besuchten ihn in seinem Hause, weil dies das einzige Mittel war, die schöne Blanche in der Nähe zu sehen. — Die Frau ging nämlich nie aus. Man konnte weder im Theater, noch in Gesellschaft, noch im Bois de Boulogne mit ihr zusammentreffen. Sie lebte in ihrem prachtvollen Hôtel auf dem Boulevard Malesherbes wie in einem Kloster. Der Ruf ihrer außerordentlichen Schönheit war jedoch durch den Ersten von uns, der sie gesehen hatte, rasch in ganz Paris verbreitet worden, so daß der alte Alzati bald die Auswahl unter den reichsten und vornehmsten jungen Leuten der Stadt hatte, um seinen Salon zu bevölkern. — Man wurde glänzend empfangen und hatte das Recht, sich dort bald mit derselben Ungezwungenheit wie in einem öffentlichen Locale zu bewegen.

„Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß im Hôtel Alzati gespielt wurde, und zwar sehr hoch, und ich würde Ihren Scharfsinn unterschätzen, wenn ich zu betonen für nöthig hielte, daß Alzati seinem Vornamen Felice alle Ehre machte. Er gewann im Laufe des ersten Winters bedeutende Summen und ruinirte in sechs Monaten ein halbes Dutzend oder mehr junger Leute. Er genoß übrigens des vollsten Mißtrauens und wurde von uns Allen scharf

überwacht; aber es war ganz unmöglich, ihn jemals bei der kleinsten Unregelmäßigkeit zu ertappen. Er spielte mit derselben Verwegenheit und mit demselben Glücke, sei es, daß er selbst die Karten hielt, sei es, daß er gegen die Bank pointirte. — Man hätte meinen sollen, daß er bald keine Gegner mehr finden würde; — aber nein. Sein Salon war immer voll, und diejenigen, die dort Eintritt hatten, wurden sogar von allen Anderen förmlich beneidet. Dies hatte verschiedene Gründe: Erstens war es unmöglich, dem Wunsche zu widerstehen, Frau Blanche wiederzusehen, nachdem man sie einmal kennen gelernt hatte; zweitens hoffte ein Jeder mit der Zähigkeit, die man bei Spielern allein findet, daß das Glück endlich aufhören werde, seinen Günstling Felice zu bevorzugen; drittens war es Mode, hoher „Chic“, sein Vermögen im Hôtel Alzati zu verlieren. Der alte Gauner hatte es verstanden, den Herzog Desgremont, dessen Cousin Riancourt, den schönen Rohault, den Grafen Duquesne, den wilden Ashton, Tressan und ähnliche in seine Hölle zu locken und dort zu fesseln; und es fehlte nicht an jungen Leuten, die von dem edlen Wunsche beseelt waren, sich in dieser Gesellschaft mit Anstand und Eclat zu ruiniren. — Ich selbst wurde erst gegen Ende des Winters, im Februar 63, durch Tressan dort eingeführt. Glücklicherweise für mich starb Alzati bald darauf, so daß ich Einer der Wenigen bin, die nicht klagen dürfen, die Gastfreundschaft, die in seinem Hause geboten wurde, übermäßig theuer bezahlt zu haben.

„Frau Blanche kam nie in das Zimmer, in dem jede Nacht bis drei oder vier Uhr Morgens gespielt wurde. Sie saß bis gegen Mitternacht in einem andern Salon und hatte dort gewöhnlich zwei oder drei junge Leute um sich, die ihr den Hof machten. Alzati bekümmerte sich, dem Anscheine nach, wenig um sie; er schien ihrer ganz sicher zu sein. Ich bemerkte verschiedene Male, daß, wenn er sie rief, sie schnell und furchtsam zu ihm aufblickte, wie ein gut dressirter Hund, der, während er von einem Fremden gestreichelt wird, plötzlich den Pfiff seines Herrn hört. — Wie der Mensch zu dieser Gewalt über die schöne junge Frau kam, weiß hier in Paris Niemand.

„Eines Abends, während des Spieles, wurde Felice Alzati vom Schlage gerührt, und vierundzwanzig Stunden darauf starb er, ohne wieder zur Besinnung gekommen zu sein. Dies ereignete sich im Monat April 1863. Bald darauf verschwand Frau Blanche und gleichzeitig mit ihr der von uns Allen mit Recht beneidete Olivier Tressan.

„Unser gemeinschaftlicher Freund hat nun einmal Glück bei den Frauen. Was sie Alle, jung oder alt, klug oder einfältig, für ihn einnimmt, vermag ich nicht zu erklären. Die Thatsache ist, daß er, soviel ich weiß, noch an kein Frauenherz vergeblich angepocht hat. — Er hatte Frau Blanche während eines ganzen Jahres den Hof gemacht. Viele sagen, sie habe ihn noch zu Lebzeiten ihres Mannes erhört. Der Beweis für diese Behauptung dürfte schwer zu erbringen sein. Darüber dagegen kann kein Zweifel existiren, daß sie, sobald sie frei war, Tressan's Geliebte wurde.“

Lemercier hielt hier inne. Illien, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, wollte jedoch noch mehr erfahren.

„Nun?“ fragte er, „und was hat sich seitdem zugetragen?“

„Ich besinne mich soeben, ob ich ein Recht habe, es Ihnen zu erzählen,“ antwortete Lemercier, „denn was nun noch zu sagen übrig bleibt, gereicht unserem liebenswürdigen Freunde Olivier vielleicht nicht gerade zum Ruhme. Aber da verschiedene andere Leute in der Lage sind, Ihre Wißbegierde zu befriedigen und Sie sich möglicherweise mit Ihrer Frage an einen Rivalen oder Gegner Tressans wenden könnten, so ist es wohl in seinem Interesse am besten, Sie erfahren durch mich, welche Rolle er seit dem Tode des Gatten der Frau Blanche gespielt hat.

„Er hatte ihr versprochen, sie zu heirathen. Ich weiß dies aus Aeußerungen, die sie bald nach dem Tode ihres Mannes und kurz vor ihrer Abreise von Paris mir selbst gegenüber machte. — Als sie sechs Monate später, im November 1863, hierher zurückkehrte, war von diesen Projecten nicht mehr die Rede. Tressan machte, seinen Freunden und Bekannten gegenüber, kein Hehl daraus, daß sie seine Geliebte sei; er prahlte mit ihr, er war stolz auf sie — und sie ließ sich dies gefallen. Sie war nämlich vollständig in ihn vernarrt. Ihre Schwermuth allein protestirte gegen die Behandlung, die er ihr zu Theil werden ließ, und die, gelinde gesprochen, rücksichtslos war; — aber Tressan ist nicht der Mann, um sich durch traurige Blicke in seinen Vergnügungen stören zu lassen. — Meine Meinung ist, daß er der schönen Frau während der sechs Monate, die er mit ihr allein verbracht, etwas müde geworden war. Sein Stolz oder seine Eitelkeit ließ den Gedanken, sie zu heirathen, nicht mehr aufkommen. Man hatte ihr zwar bis zum Tode ihres Mannes niemals etwas nachsagen können, aber sie war am Ende doch nicht eine Frau, die Tressan in den Salons, wo er zu Hause ist, einzuführen gewagt haben würde. Niemand wußte, woher sie kam; sie zeigte sich öffentlich so selten, daß Einige meinten, sie verberge sich; das Vermögen, das sie von Alzati geerbt, hatte keinen ganz lautern Ursprung; auch wußte Niemand genau, wie groß es sei. Kurz, während sie Alles vereinigte, was sie als Geliebte begehrungswerth machen konnte, fehlten ihr doch einige der vorzüglichsten Requisiten, die ein empfindlicher und stolzer Mann wie Tressan, bei seiner rechtmäßigen Gattin finden will.

„Im Laufe des Winters bereits erkaltete das Verhältniß zwischen den Beiden. Blanche schien ihrem ungetreuen Olivier noch immer mit Leib und Seele ergeben; aber dieser zeigte sich seltener und seltener bei ihr und behandelte sie, häufig sogar in Gegenwart Anderer, mit einer Rücksichtslosigkeit, die, so glaube ich, die Frau auf das empfindlichste verletzen mußte. Aber sie ließ Alles über sich ergehen. Frauen sind unter allen Umständen schwer zu verstehen, wenn sie einmal lieben, werden sie vollständig unberechenbar. —

„Während des Sommers verließ Blanche Paris. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß sie dies auf Befehl Tressan's that. Als sie vor einigen

Monaten zurückkehrte, schien Olivier ganz mit ihr gebrochen zu haben. — Ich glaube, er hatte irgend ein neues Verhältniß angeknüpft. Seit ein paar Tagen erst erscheint er wieder häufiger bei ihr, aber ich würde mich sehr wundern, wenn dies seinen Grund in einem Wiedererwachen seiner Liebe für sie hätte. Uebrigens habe ich heute bemerkt, daß Blanche selbst nun endlich zur Vernunft zu kommen scheint. Ihre Augen folgten Tressan nicht mehr mit derselben ängstlichen Liebe wie früher; sie blickt nicht mehr wie eine Magd zu ihrem Herrn zu ihm auf; sie wagt es, ihm zu zeigen, daß er sich unerlaubte Freiheiten in ihrem Hause nimmt, und ich sehe voraus, daß, wenn Tressan nicht etwas thut, um sie von neuem an sich zu fesseln, sie sich über kurz oder lang ganz von ihm losreißen wird. — Dann wird er bereuen, was er verscherzt hat, denn er findet eine zweite Frau Blanche nie wieder. Ich bin sein Freund, aber kann doch nur sagen, daß er verdient hat, sie zu verlieren."

Die Beiden waren schon vor einigen Minuten vor Lemercier's Wohnung angelangt, und die lange Erzählung war vor dessen Hausthür vollendet worden. — Illien hätte noch stundenlang zuhören können; aber Lemercier hatte bereits geklingelt und wünschte nun seinem Begleiter eine gute Nacht. — Dieser ging in so tiefes Nachdenken versunken von dannen, daß er den Weg nach seiner Wohnung verfehlte und endlich in einem ihm ganz unbekannten Stadtviertel, wohin er sich verirrt hatte, eine Droschke nahm und sich von dort nach Hause fahren ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der italienischen Reisemappe.

Von

Paul Heyse.

— München. —

Museum von Neapel.

I. Apollo unter den Grazien.

(Relief.)

Laß nur nicht von den Mädchen zurück aufs Lager dich locken,
Dem mit schwerem Entschluß kaum du den Rücken gewandt.
Süß wohl schmeicheln sie dir, die gefälligen Kinder; sie kennen
Jegliche Kunst, die weich Götter und Menschen bestrickt.
Doch es entnervt ihr wonniger Kuß. Nicht glückt dir ein mächtig
Fernhintreffendes Lied, gabst du der Charis dich hin.

II. Narciß.

Worauf horchst du, Schöner? Auf jenen gewaltig entbrannten
Archäologischen Zank, wie zu benennen du seist?
Schalkheit schürzt dir die Lippen. Du denkst wohl, keiner der Heiden,
Noch so sicher getauft, thu' es an Reiz dir zuvor.

III. Rath der Götter.

(Relief.)

Aphrodite in eigner Person und Eros und Peitho
Um die Beiden bemüht, die sich zu gut nur verstehn?
Helena senkt schamglühend das Kinn, der kecke Verführer
Scheint zu erwägen, ob auch ehrbar und sittlich der Raub.
O die Losen! Sie spielen die Schüchternen, möchten den Schein sich
Geben, als folgten sie nur zögernd der Himmlischen Rath.
Laßt sie nur zwei Minuten allein, und Helena liegt in
Paris' Armen; es kann Peitho noch lernen von ihr.

IV. Perseus und Andromeda.

(Relief.)

Sieh, wie ehrerbietig der Held die gerettete Schöne
  Leitet die Felsen hinab, da er den Drachen erlegt.
Doch nicht traut sie dem Frieden; sie folgt mit Zagen dem Retter,
  Dem appetitliches Fleisch ganz wie dem Unthier behagt.

V. Der Farnesische Herkules.

Welch ein schwellend Gebirge von Fleisch und Muskeln! Am Kopf nur
  Kam er ein wenig zu kurz; enge sind Schädel und Stirn.
Doch so schuf ihn Natur mit Bedacht. Ein Klügerer hätte
  So fruchtlosem Geschäft schwerlich das Leben geweiht,
Nicht vom Schmutze gesäubert die Welt, von wüstem Geziefer,
  Noch prometheischen Trotz rettend vom Geier befreit.
Aber erkennst du denn nicht, halbgöttischer Thor: des Augias
  Stall häuft wieder sich an, wieder ergänzt sich die Zahl
Grimmiger Hydrahäupter; es kreischen die Stymphaliden,
  Kraft und Gewalt aufs Neu' schmieden in Bande den Geist.
Darum senkst du nun freilich das Haupt in zweifelnder Schwermuth;
  Doch nicht gänzlich umsonst hast du die Kräfte bewährt.
Glück bei Weibern trägt es dir ein; es liebten die schönen
  Seelen sogar von je diesen athletischen Wuchs,
Mit so geringem Verstande gepaart, und Omphale setzt auf
  Solch stiernackigen Freund gerne den zärtlichen Fuß.
Ja, im Olymp, wo Hebe, die Zierlichschwebende, furchtlos
  Dir in die schwielige Faust bräutlich ihr Patschchen gelegt,
Stiftest du Zwietracht fast. An ihrem gewaltigen Kriegsgott
  Schielt nun Venus vorbei, neidet der Kleinen ihr Glück.
Fast wird eifersüchtig der Vater der Menschen und Götter,
  Da leutselig wie nie Juno den Neuling begrüßt.
Nur die Grazien flüchten entsetzt; es rümpfet Minerva
  Höhnisch die Lippe: Warum ließ man den Hausknecht herein?

VI. Bacchus' Nachtbesuch bei den Liebenden.

(Relief.)

Sagt, wer lädt so spät sich zu Gast? Sie wähnten sich sicher,
  Aber der Alte, der Gott, spürt die Liebenden aus.
Hier, so ruft den Begleitern er zu, hier will ich ein wenig
  Rasten. Der Hausherr war einst mir genauer bekannt.
Untreu ward er dem Alten; es zwang ihn stärkerer Zauber,
  Und mit Eros im Kampf pfleg' ich den Kürzern zu ziehn.
Doch mir kehrt ein Jeder zurück; ich harre geduldig,
  Bis die lodernde Gluth selbst nach Erfrischung verlangt.
Lös't mir nun die Sandalen, ihr Knaben. Ich mach' es als Hausfreund
  Gern mir bequem. Doch ihr, trunkene Laffen, entweicht! —

Ach, wie erschrickt das Pärchen! Sie hören die taumelnden Stimmen
Drauß' in der Gasse; die Muthwilligen lärmen am Thor.
Seid nur getrost! Ihr seht, kaum hält der Alte sich aufrecht;
Bald entschläft er, und treu hütet dann Eros das Haus.

VII. Venus Kallipygos.

Göttliches Weib! — „O pfui, die Hetäre!“ — Warum so entrüstet?
Hast du doch selbst wohl schon „göttliche Pfirsich!“ gesagt.

VIII. Venus-Corso.

Wie so rührend dagegen, so hilflos-edel der Corso
Steht, mit keuschestem Reiz seliger Ruhe geschmückt.
Niemand wagt, das Verlorne hinzuzustümpern. Es rühre
Nicht die banausische Hand an das unsterbliche Werk.
Doch die Andere hätt' ein Jeder ergänzt in Gedanken,
Denn im Lüsternen ist Meister so mancher Gesell.

IX. Kunst und Publikum.

Hörst du das freche Geschnatter im Saal der Bronzen? — Mir schaudert!
Hätten sich Gänse verirrt in den geheiligten Raum? —
Nicht doch! Menschenstimmen! Man lacht, man trällert Passagen.
Shocking! hör' ich und Well! — Dear me! — Nun seh' ich sie auch:
Amerikanerinnen, ein halbes Dutzend, die Hütchen
Sehr verwogen und schief über den Scheitel gerückt,
Dort auf dem Marmorsopha, vertieft in Berichte vom letzten
Rout, wo Mistris und Miß neue Toiletten gesehn.
Und nun folgt Médisance. Es hören die edlen Gebilde
Rings im Saale mit großängigem Staunen den Klatsch.
Doch was wollt ihr? Man kauft für das Eintrittsgeld im Theater
Doch die Erlaubniß auch, nur in die Logen zu sehn.

Rom.

I. Eintritt in Rom.

Dicht vor Ponte molle begrüßt den nordischen Wandrer
Rechts der Täufer und links Christus, zur Taufe geneigt.
Ueber die Breite des Wegs sprüht hier die Gnade, zum Zeichen,
Daß ein Tropfe des Heils auch die Verstocktesten trifft.
Aber der Teufel erfand das Dampfroß. Heiden und Juden
Schleichen sich heillos jetzt hinten herum in die Stadt.

II. Bernini's Brunnen auf Piazza Navona.

Ja, er ist nur ein Manierist, doch manchmal im größten
Stil, deß wilder Humor jeden Stilisten beschämt.
Dies Flußgöttergesindel, das ungeschlachte, die Bestien
Um den zerklüfteten Fels, vom Obelisken bekrönt —
Hätt' ein Größerer hier sich so groß aus dem Handel gezogen,
Mit so guter Manier hier ein Stilist uns ergötzt?

III. Nothwehr.

Wer als strebender Künstler nach Rom wallfahrtet voll Andacht,
Mitleidswürdig zuerst scheint er den Andern und sich.
Denn hier ist so Großes geschehn, so gewaltige Fußspur
Ließen die Alten zurück in dem empfänglichen Staub,
Ach, wie klein, nothdürftig und jämmerlich scheint sich der Enkel!
Pinsel und Meißel und Stift sagt er mit Seufzen Valet.
Aber getrost! Der Naturtrieb wacht. Wie immer das suum
Esse beschaffen, es wird sorglich und treu conservirt.
Bald erwählt sich ein Jeder nach seiner Art und Begabung
Eilig ein kleines Gebiet, das er mit Eifer bebaut.
Neben Cypressen und Palmen gepflanzt, nimmt freilich ein Kohlfeld
Nicht zum Besten sich aus, aber es nährt doch den Mann.
Und nun malt er vergnügt Ciociaren und bunte Veduten;
Kuppelnde Lohnlakay'n führen die Fremden ihm zu.
Einige hab' ich gesehn vor einem Vierteljahrhundert,
Damals rüstig bemüht Ruhm zu verdienen und Geld.
Und ich fand sie wieder, noch ganz die Alten, bemüht nur,
Da sie des Ruhms nun satt, Geld zu verdienen und Geld.
Ja, Gottlob, Roms Luft ist gesund, und just die Philister —
Hier in der Petersstadt werden sie petrificirt.

IV. Das Unverzeihliche.

Alles verstehn und verzeihn wir Deutsche, das schwülstigste Pathos,
Dürre Gelehrsamkeit, gleißende Frivolität;
Nur unschuldige Grazie nicht. Wer deren sich schuldig
Macht, wird eilig als ein tändelnder Schwätzer verschrie'n.

V. Auf eine griechische Büste des Traumgotts.

Wer dich bildete, Dämon, geflügelten Hauptes, die Lippen
Höhnisch pressend, den Blick eisig ins Leere gespannt,
Ihm umschwirrten das Lager zu Nacht nur trügliche Larven;
Glückweissagend und treu bist du ihm nimmer genaht.

Stets nur täuschtest du hämisch ihm vor das Bild der Geliebten,
Das, mit Händen berührt, schaurig in Nebel zerfloß,
Eh' es dem Armen vergönnt, an geliebten Lippen der Sehnsucht
Fieber zu kühlen, das Haupt sanft ihr zu betten im Schooß.
Oder du hast all' das ihm gewährt, daß nur um so bitt'rer
Er aus seligem Wahn wieder erwache zur Qual.
Bleibe mir stets vor Augen, den Leichtbetrognen zu warnen,
Daß auch wachend er nie traue dem Traume des Glücks!

VI. Die „sterbende Meduse".

(In Villa Ludovisi.)

Dies jungfräuliche Haupt in des bitteren Todes Umnachtung
Duldend geneigt, die stolz schwellende Braue, der Mund
Nie von niedrigen Worten entweiht, von stummer Verachtung
Leise gerümpft, noch jetzt, da er das Leben verhaucht —
Wie? ihr nennt sie Meduse? Des Haarschmucks seidene Fülle
Ringelt an Wangen und Hals wirr in den Nacken hinab,
Wie vom Todesschweiße genetzt, vor Schauder erstarrend,
Doch in Schlangen verkehrt nimmer sich dieses Gelock,
Nie feindselig wird dies Antlitz blicken, das Leben
Rings versteinernd. Es sinkt willig hinab in die Nacht.
Denn hier oben im Lichte, der Brutstatt niedren Gezüchtes
Wo in üppigem Flor nur das Gemeine gedeiht,
Ach, was hielte die Seele zurück, die edelgeboren
Ihres Gleichen umsonst sucht in dem eklen Gewühl?
Fremd durchwallt sie die Pfade des fröhlichen Haufens, sie ist nicht
Wie die Andern und hat nicht sich zu schmiegen gelernt.
Hoffahrt schelten sie ihr den ruhigen Adel und Kaltsinn
Ihre Trauer: als Schuld schmäh'n sie ihr eigenstes Selbst.
Nirgends ein ebenbürtiges Glück im Leben, im Tod nur
Darf sie sich hoheitsvoll ihrer Bestimmung erfreu'n.
Und die Gedankenlosen, die Lustigen, gehn an der Todten
Unversteinert vorbei, höchstens die Achseln gezuckt:
„Warum wollte sie besser als Andere sein? Nun hat sie's
Schlimmer als Andere; ihr ist nach Verdienste geschehn."
Und ihr nennt sie Meduse? O nennt sie die Muse der Tragik,
Und wer seelenverwandt, tröste sich dieses Gesichts!

VII. Auferstehung.

Jeder, und sei er auch noch so jung, hier lernt er Erinnern;
Lernt' er es sonst schon, — hier wird er ein Meister der Kunst.
Doch hier ist's kein traulich Geschäft. Von herzlicher Treue,
Zärtlicher Sehnsucht weiß hier die Erinnerung nichts.
Was verschwunden, gehörte der Welt. Es rauscht wie ein Sturmwind
Wenn sich ein Folioblatt dieser Annalen bewegt.

Nur wer lesen gelernt auch zwischen den Zeilen, er liest in
  Diesem Gedenkbuch auch seelebewegende Schrift.
Dichteraugen erscheint in dem Armband, das in der Villa
  Unter dem Schutte sich fand, mehr als ein goldener Reif.
Ihnen ersteht aus der Asche der Arm und winkt und bewegt sich,
  Schmiegt sich schüchtern und fest um des Erkorenen Hals.
Wesenloses gewinnt nun Gehalt, Geringes Bedeutung,
  Und aus Moder und Staub lodert noch einmal der Geist.

Das allgemeine Stimmrecht.

Von

H. B. Oppenheim.

— Berlin. —

Keine Frage hat seit 1789 in den von den Ideen der französischen Revolution beeinflußten Culturstaaten die Masse so oft leidenschaftlich erregt, wie die des Rechtes zur Wahl der Volksvertretung, — eine Frage, deren Lösung den Grad der activen Theilnahme des Einzelnen an dem Gemeinwesen entscheidet und normirt.

Das Repräsentativsystem hat die Welt erobert; wir finden Kammern auf Honolulu, das allgemeine Stimmrecht in der Eintagsverfassung des zerfallenden türkischen Reiches, in Japan den Uebergang von einer feudalen Militair-Aristokratie zu landständischen Einrichtungen. Einige mikroskopische Ausnahmen abgerechnet, giebt es keinen Staat mehr, der so klein wäre, daß die Volksgemeinde darin, wie in den antiken Republiken, unmittelbar beschließen könnte. In den meisten Communalverfassungen sogar hat man sich irgend einer Vertretungsform bequemen müssen. Und für die absolut regierten Staaten ist es, nach der übereinstimmenden Ueberzeugung selbst der herrschenden Klassen, nur noch eine Frage der Zeit und zwar kurzer Zeit, wann sie in die Reihe der constitutionellen Staaten eintreten werden. Monarchen und Minister scheinen sich danach zu sehnen, ihre moralische Verantwortlichkeit zu mindern, oder theilweise abzuladen. Zum Steuer-Erheben und selbst zum Bankrottmachen kommt ihnen die Repräsentativ-Maschine äußerst bequem zu Statten. Wenn daneben manchmal den Machthabern alle wesentlichen Gewalten verbleiben, so pflegen unzufriedene Gemüther das als „Scheinconstitutionalismus“ zu bezeichnen, — was aber nicht besagen will, daß Wahlen und Abstimmungen deshalb ganz bedeutungslos wären.

Das wichtigste Organ des modernen Staates beruht also auf dem Wahlgesetz, durch dessen correcte Anwendung der maßgebende und ent-

Digitized by Google

scheidende Factor entsteht, von dessen correcter Anwendung also auch die Legalität aller folgenden Acte abhängt. Wenn von der correcten Anwendung des zu Recht bestehenden Wahlgesetzes die Gesetzlichkeit der parlamentarischen Entscheidungen abhängt, so hängt die Weisheit und die Ersprießlichkeit derselben von dem Inhalt des Wahlgesetzes ab. Je nach dem Wahlsystem mag revolutionäre Leidenschaft die gesetzgebende Versammlung zu unheilvollen Beschlüssen hinreißen oder ruhige Besonnenheit und reife Ueberlegung das Staatsschiff an den gefährlichen Klippen vorbeilenken.

Seitdem der Reiz der Neuheit geschwunden ist, hat auch der sonst übliche Enthusiasmus für jede Art von Volksvertretung abgenommen; nicht mehr hält man ohne Weiteres die vox populi für unfehlbar; der Vorbehalt, daß unter dem gegebenen Wahlsystem die rechte vox populi nicht zum Ausdruck komme, steht jedem in seinen Interessen oder seinen Theorien gekränkten Staatsbürger zur Seite. Ja, die Leute, die sich von der Einführung des allgemeinen Stimmrechts eine Radicalreform an Haupt und Gliedern versprachen, dürfen ihre Hoffnungen auf den Tag vertrösten, daß das allgemeine Stimmrecht durch die Zulassung der Frauen eine wörtliche Wahrheit werde. — Andererseits hört man oft nach Schillers Demetrius citiren: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn, — Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen!“ Doch werden wir uns einstweilen mit dem System der Majoritäten begnügen müssen, da ein Wahlgesetz, welches den in der Minorität verbliebenen Verstand destillirt, noch nicht gefunden ist, und man bei der Bevorzugung der Minoritäten schließlich zu der Narrheit der vereinzelten Sonderlinge gelangen müsste, — denn der Einzelne bildet die sicherste Minorität.

In dem Geiste demokratischer Entwickelung, der in dem Repräsentativ-System nach Gestaltung ringt, ist die Tendenz zur Erweiterung der Vertretungskörper ohnedies gegeben. Mit dem Uebergang von den erblichen Sonderrechten der altständischen Verfassungen durch die Klassenvertretungen hindurch bis zu der numerischen Vertretung der Gesammtheit war die Frage des allgemeinen Stimmrechts schon implicite entschieden. Die fortwährende Ausdehnung des Kreises der Wahlberechtigten bis an gewisse vorläufig von mächtigen socialen Vorstellungen (Ausschließung der Weiber) gezogene Grenzen liegt in der Natur der numerischen Vertretungsform und geht mit der ökonomischen Entwickelung Hand in Hand. Was man auch über die Gefahren des allgemeinen Stimmrechts denken möge, es hat durch seine Einfachheit vor allen anderen Wahlsystemen den größten Vorsprung. Es bildet die breiteste und am wenigsten anfechtbare Grundlage des ganzen Staatsorganismus. Es mag lange dauern, bis es zum Durchbruch kommt; aber, einmal zugestanden, wird es mit großer Zähigkeit festgehalten, und es bedarf dann schwerer Katastrophen, um die einmal für mündig erklärten Klassen wieder zu entmündigen. Es hat die einfachste Logik für sich und löst sich in einem Prinzip auf, während allen beschränkten Wahlsystemen mit

Leichtigkeit Widersprüche und Inconsequenzen, ja in vereinzelten Fällen völlige Absurditäten nachzuweisen sind. Die Kritik des preußischen Dreiklassen-Wahlsystems war zur Zeit in Aller Munde und fand damals auch ein Echo in einer wirksamen Parlamentsrede des norddeutschen Bundeskanzlers. Allein gewisse Einrichtungen, welche die Kritik verurtheilt und die Dialektik vernichtet, befinden sich unter Umständen noch recht wohl und mögen noch ein langes Leben beanspruchen. Die Institutionen sterben nicht immer an ihren inneren Widersprüchen, — oft sogar erhalten sie sich dadurch in einer vortheilhaften Wirksamkeit, wenn nämlich gewisse Einrichtungen und Zustände sich ineinander eingelebt haben, — wie wir es bei manchen Steuersystemen, welche die stärksten theoretischen Bedenken herausfordern, alle Tage erleben. Im praktischen Leben muß man den einfachen Formeln mißtrauen und den Fortschritt verfolgen auf den historisch vorgezeichneten Schlangenpfaden. Denn mehr noch, als vor den einfachen Formeln, muß man sich hüten vor den unhistorischen Erfindungen, vor den an keine Vergangenheit, an keine Lebensgewohnheit anknüpfenden Neuerungen.

Diese Betrachtung soll keine Apologie des preußischen Dreiklassen-Wahlsystems enthalten, welches ja auch keine historische Grundlage hat. Auch mag ein Theil seiner guten Wirkungen auf Rechnung der indirecten (Wahlmänner-) Wahl zu setzen sein, eines Modus, der von der verschiedenartigen Werthung der Wahlstimmen ausgeht und bedingt ist. Im Uebrigen unterscheidet sich das Dreiklassen-System doch nur äußerlich und der Form nach von den auf Steuer-Census beruhenden Wahlsystemen, welche bis auf die neueste Zeit in den meisten Culturstaaten vorherrschend waren, — nur äußerlich, nicht nach der Absicht des Gesetzes: dem Vorherrschen der besitzenden Klassen.

Das allgemeine Stimmrecht hat natürlich an sich schon die Sympathien des Volkes für sich. Es stützt sich auf die alte Naturrechts-Theorie, welche den Staat auf dem Mehrheitswillen seiner lebenden Bürger erbaut, und knüpft ganz unmittelbar an Jean Jacques Rousseau's „Contrat social" und die Theorie der „Gleichheit", d. h. der äußeren Gleichberechtigung aller Bürger an. Dem vermeintlichen Rechte aller Einzelnen, deren Abstimmungen den Willen der Mehrheit zum Gesammtwillen erheben und als solcher die Grenzen seiner Berechtigung selber ziehen oder auch — den unverbrüchlichen Rechten des Individuums gegenüber — die Grenzen oft verwischen, stand ein mystischer Glauben an die Unfehlbarkeit der Volks-Instincte und der Mehrheits-Beschlüsse helfend zur Seite. Aus der multiplicirten Unzulänglichkeit der Einzelnen sollte die Weisheit der Gesammtheit mit unerschütterlicher Autorität hervorgehen.

Dagegen mochte die pragmatische Beobachtung geschichtlicher Vorgänge nur zu oft constatiren, daß der breitere Menschenstrom den leidenschaftlichen Eingebungen leichter zugänglich ist, und daß die größere Masse an sich ein Individuum bildet, in welchem erwägungslos ein einziger heftiger Eindruck oder *eine* gewaltig aufregende Vorstellung überwiegt.

Daher kommt es häufig, daß die Organe beschränkter Wahlsysteme oder gar die eigentlichen Interessen-Vertretungen ihre Privilegien kaltblütiger zu wahren wissen, als die großen populären Versammlungen; und daß der Umfang des populären Stimmrechts oft theuer erkauft wird durch den Inhalt der nützlichsten Verfassungsrechte. Wie vortrefflich wissen Usurpatoren dieses Instrument zu spielen! Die demagogische Tyrannis Napoleon's III. ist eines der glänzendsten und lehrreichsten Beispiele hierfür. Zu seinen Zwecken reichte das allgemeine Wahlrecht des Parlamentarismus nicht aus — die nationalen Abstimmungen über grundlegende politische Fragen erweiterten den Spielraum der Intrigue und der Meinungsfälschungen. Auf die Fragestellung kommt in diesen Dingen Alles an; es giebt da höchst bedenkliche Suggestiv-Fragen, die mit dem Schwert in der Hand gestellt werden und nur eine Art der Beantwortung zulassen.

Es bedurfte dieser epochemachenden Erscheinung nicht, um die innere Verwandtschaft zwischen dem cäsarischen und dem demokratischen Absolutismus nachzuweisen und den Weg zu zeigen, auf welchem sich auch der erstere mit dem allgemeinen Stimmrecht zurecht findet.

Ueberhaupt kann die Frage nach dem besten Wahlsystem ebensowenig abstract beantwortet werden, als etwa die nach der besten Staatsverfassung. Das Wahlsystem muß im Zusammenhang mit den übrigen Staatseinrichtungen, mit der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, dem Bildungsstand und dem Nationalcharakter beurtheilt werden. Wenn eine unwiderstehlich starke und unverkennbare Richtung unserer Zeit auf die stufenweise Verwirklichung des allgemeinen Stimmrechts hinweist, so ist sicherlich eine entsprechende Umgestaltung unseres gesammten Verfassungslebens dadurch indicirt. Ob aber die Umgestaltung sich in der Richtung nach dem Cäsarismus vollziehen wird, oder zu einer wahrhaft demokratischen Erhöhung der Volks- und Einzelrechte führen kann, das hängt von der Reife der neu zugelassenen Volksklassen ab. Da hilft kein absolutes Dogma der „Volks-Souveränetät", keine französische Menschenrechts-Theorie; auf abstracten Voraussetzungen dieser Art ist nichts zu erbauen. Nicht am Eingang der Weltgeschichte steht das demokratische Princip, sondern am Ausgang; in der Zukunft liegt die Verwirklichung dieses Ideals, nicht in der Vergangenheit. Jede Rechtsfrage tritt zuerst als Machtfrage auf und muß sich so erst durchsetzen. Auch das allgemeine Stimmrecht erhält erst seinen vollen Inhalt und seine wahrhaftige Existenz, wenn die überwiegende Mehrheit der Individuen zu dessen Ausübung herangereift ist. Und je nach dem Grade der ökonomischen Entwickelung werden die Massen ganz oder theilweise selbstständig wirkende Factoren oder bloßes „Stimmvieh" sein. Die Machtfrage und die Culturfrage decken sich hier durchaus.

Das Stimmrecht ist kein angeborenes Menschenrecht, sondern ein Organ des öffentlichen Lebens, ein Werkzeug der öffentlichen Wohlfahrt. Wer es zu üben vermag, ist auch sittlich verpflichtet, es zu üben. Ja, eine

dem Wahlrecht entsprechende Wahlpflicht wäre erst die richtige Ergänzung des allgemeinen Stimmrechtes und würde erst Resultate ergeben, die dem Zufall und der Partei-Intrigue entrückt sind. Aufgabe der Gesetzgebung ist es, annähernd die Grenzen zu finden, innerhalb welcher, nach der durchschnittlichen Bildung der verschiedenen Gesellschaftsklassen, das Stimm- und Wahlrecht zum Wohle des Gemeinwesens ausgeübt werden kann. Ein Recht, das nur zum Schaden der Gesammtheit und somit auch zum eigenen Schaden ausgeübt würde, wäre nicht haltbar auf dem Boden des öffentlichen Lebens.

Freilich enthält das erweiterte Stimmrecht auch in hohem Grade ein pädagogisches Element. Die Völker lernen erst in der Schule des Lebens; sie können nicht erst ihr Staats-Examen ablegen, bevor sie sich den vom Schicksal ihnen gestellten Aufgaben unterziehen. Große nationale Anstrengungen erheischen ein Zusammenfassen aller Kräfte, ein Zusammenwirken aller Symathien, aller Ueberzeugungen. Wo ein großartiger, nationaler Aufschwung alle Herzen zusammenstimmt, da versagt das allgemeine Stimmrecht niemals: es bezeugt und erneuert die nationale Erhebung. Die allgemeine Wehrpflicht, zumal mit der politischen Bedeutung, welche ihr die geschichtliche Entwickelung seit den Befreiungskriegen in Deutschland zuertheilt, fordert gleichsam das allgemeine Stimmrecht heraus. Wo Alle mitthaten, wollen Alle auch mitrathen. Dann aber muß die allgemeine Schulpflicht ihnen dazu die nöthige Befähigung verleihen. Der Schulzwang setzt aber auch die Unentgeltlichkeit der Volksschule voraus.

Diese Voraussetzungen gliedern sich Schritt für Schritt zu einer engeren Solidarität der Staatsgenossen. Es geht da mit der Volksbildung, wie mit der öffentlichen Gesundheitspflege: wer selber gesund bleiben will, muß auch bei seinen Nachbarn die Epidemien zu verhüten suchen.

Die bloße Schulbildung thut es freilich nicht, wenigstens nicht allein. Was aber die politische Bildung betrifft, so tritt bei den nicht uninteressirten Lehrmeistern nur zu oft das Verziehen an die Stelle des Erziehens. Auch unter sonst günstigen Umständen sind die unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen des allgemeinen Stimmrechtes gemischter Art. Temperament und Lebensgewohnheiten mögen sich verhältnißmäßig geeignet erweisen, so fragt es sich noch, ob der entsprechende Grad politischer Mündigkeit und moralischer Selbstständigkeit vorhanden sei.

Die schönen Seiten des Nationalcharakters mögen sich in erhabenen Momenten noch so glänzend bewährt haben, für die tägliche Friedensarbeit reichen sie vielleicht doch nicht aus. Die Kraft, welche der Löwe zu Sprung und Griff verwendet, kann nicht zum Ziehen des Pfluges verwerthet werden. Im täglichen Leben aber muß die stille Begeisterung für den allmäligen Fortschritt und die gewissenhafte Hingebung an eine kaum lohnende, zumeist unbelohnte und selten recht gewürdigte Thätigkeit an die Stelle genialer Inspiration treten. Am bedenklichsten sind die Uebergänge: wie herrlich ist ein um seine Unabhängigkeit ringendes Volk; aber nach der siegreichen

Befriedigung seiner Sehnsucht tritt oft ein Zustand der Erschlaffung ein, der an Demoralisation grenzt.

Die Deutschen gelten vielfach für unpraktisch; sie sind es nicht in den gewerblichen oder technischen Dingen, soweit der Schwerpunkt derselben in die Sphäre der Privatthätigkeit fällt. Aber für alles öffentliche Wirken in größerer Gemeinschaft vermißt man den praktischen Instinct, das richtige Maß, die in der Schule der Erfahrung erworbene Uebung. Es herrscht eine gewisse Neigung vor, nach fremden oder abstracten Formeln zu handeln. Wir haben eben zu lange in der Kleinkinderschule des Particularismus gesessen umd dadurch den Fernblick in's Freie und die Uebersicht über das Ganze eingebüßt. Vor langer Zeit sagte ein berühmter Schriftsteller: Wer mit einem Engländer über Religion spreche, könne darauf gefaßt sein, eine Dummheit zu hören, wer aber einen Engländer über Politik oder Nationalökonomie reden höre, werde gewöhnlich etwas Vernünftiges vernehmen. Bei uns ist es leider umgekehrt; es ist unglaublich, welcher empfindliche Mangel an gesundem Urtheil, zumal über volkswirthschaftliche Verhältnisse, selbst in den sogenannten gebildeten Klassen unseres Vaterlandes noch herrscht. Ich brauche dafür nur auf das Ueberwuchern des Socialismus und aller seiner akademischen, kirchlichen, agrarischen und zünftlerischen Abarten hinzudeuten, deren massenhaftes Auftreten durchaus nicht auf die niederen Klassen beschränkt ist. Auch abgesehen von diesen utopisch ideologischen Tendenzen der verschiedensten Kaliber, welche eine Ausnahmsgesetzgebung herausforderten, wenn auch nicht rechtfertigen, — prüfe man nur einmal die Ansichten unserer Gewerbetreibenden über die gegenwärtige Geschäftsstille, wie sie die neuere Gesetzgebung — und manchmal auch die ältere — dafür verantwortlich machen, selbst wo es kaum möglich ist, irgend einen inneren Zusammenhang herauszufinden; wie sie die unbedeutendsten Dinge, z. B. Wanderlager u. dgl. m., für den Grund einer tiefgehenden Krisis erklären; wie der Blick der Interessenten in diesen Dingen selten weiter geht, als ihre Nasenspitze; wie sie selbst ihren nächsten Vortheil verkennen und die neueren Einrichtungen, denen sie massenhaft zugejauchzt haben, nun auf einmal verurtheilen, obgleich eine reactionäre Wendung in der wirthschaftlichen Politik und Gesetzgebung das Uebel nur verschlimmern könnte. Daneben fehlt es nicht an berühmten Staatsmännern, deren Expectorationen diese allgemeine Verwirrung noch vermehren. Wer hätte es noch vor Kurzem für möglich gehalten, daß ein beträchtlicher Theil unserer Landwirthe, im Widerspruch mit ihren klarsten Interessen und ihren ehrenhaftesten Traditionen zum Trotz, sich von den windigen Vorspiegelungen der Schutzzoll-Verschwörer verleiten und verlocken lassen würde?! —

Und die Arbeiterklasse, der des Lebens Nothdurft doch eine strenge Lehrmeisterin ist! Der militirende Theil derselben ist fast so zahlreich, als er zu schlimmerer Zeit in England war; wie verschieden ist aber ihr Verhalten! Dort das ausdauernde Erstreben bestimmter, klarer Ziele zur Ver-

besserung ihrer Gesammtlage, manchmal wohl durch engherzige Berechnung eingeschränkt, aber im Ganzen doch mit großer Ausdauer und Sicherheit durchgeführt! Dagegen in Deutschland eine schulmäßige Sectirerei, ein frivoles Spiel mit revolutionären Vorstellungen, die Aufhetzung zum Klassenkampfe einem Arbeitgeberstande gegenüber, der weniger als anderswo an seinen Bevorzugungen festhält und kaum jemals sein „Bourgeois"-Bewußtsein zur schroffen Geltung bringt. Der deutsche Arbeiterstand erschöpft seine politische Kraft für die unfruchtbare Genugthuung, einige theoretische Brandreden von der Tribüne des Reichstages erschallen zu lassen! — Seine revolutionären Elemente gestalten sich nach einer fremden Schablone und tragen das Gepräge des Epigonenthums an sich. Wenn die englischen Arbeiter einen Strike organisiren, um einen höheren Lohn zu erlangen, so machen Einem die deutschen Arbeiter manchmal den Eindruck, als ob sie nur höheren Lohn verlangten, um einen regelmäßigen Strike machen zu können. Auch in dieser Welt der brutalsten Thatsachen überwiegt noch das schattenhafte Theoretisiren.

Wenn von den betheiligten Klassen die Sonder-Interessen nicht richtiger aufgefaßt werden, kann man dafür auf eine unbefangenere und sachlichere Auffassung des allgemeinen Interesses rechnen? — Aber die Mangelhaftigkeit der Erkenntniß ist weit entfernt, einen höheren Grad von Uneigennützigkeit und Objectivität zu gewährleisten. Im Gegentheil, wo die rechte Einsicht fehlt, da fehlt sicherlich das Verständniß für die Wechselseitigkeit und die Harmonie der Interessen. Spricht etwa das zersplitternde und kleinliche Fractionswesen für eine höhere politische Bildung? Wirkt unter solchen Umständen die politische Agitation, wie das allgemeine Stimmrecht sie braucht und provocirt, erziehend oder verziehend? — Es ist von den Parteiführern kaum, es ist von den Wahlcandidaten erst recht nicht zu erwarten, daß sie in uneigennütziger Weise objective Vernunft predigen und dadurch dem rücksichtsloseren, gar vieles versprechenden Gegner zum Siege verhelfen. Sie stehen in hitzigem Gefecht und alle Mittel gelten. Ihr einziges, leidenschaftlich erstrebtes Ziel können sie nur durch das Gewinnen und Erschmeicheln der populären Vorurtheile erreichen; auch bei den Redlichsten findet da ein Pactiren statt. Das wird mit jeder Wahlcampagne ärger.

Ja, der Codex der Ehre enthält heuer für Wahlkämpfe schon besonders laxe Bestimmungen und läßt in recht schlimmen Fällen noch mildernde Umstände zu.

Die Beredsamkeit der Führer richtet sich nicht blos nach der begrenzten Fassungsgabe, sondern ebensowohl nach den positiven Irrthümern der Geführten: der Redner steigt herunter, der Hörer wird nicht heraufgezogen. Ausnahmen sind vorbehalten. Die Herrschaft der hohlen aber wohlgefälligen Phrase inficirt den Verstand und entwöhnt des ruhigen Denkens. Es mag wohl ein Moment der Abstumpfung für die sich überbietende Phraseologie einmal eintreten, aber wann?

Noch sind wir nicht so weit. Bis jetzt hat das Uebel zugenommen: Die Gemeinheiten und Verlogenheiten der Agitation werden schamloser, ohne daß das Publicum in demselben Maße mißtrauischer und gewitzigter würde. Mit weniger heiligem Ernst, als in der ersten Zeit, aber mit mehr Geschick wird das Wahlgeschäft — immer mehr als Geschäft betrieben. Wir sehen schon die Anfänge des Instituts bestimmter Wahlagenten, welche eine Candidatur in Entreprise nehmen. Kurz, die Erreichung des Ziels wird den Capacitäten erschwert und den Faiseurs erleichtert. Je weniger die Wählerschaft von dem Ernste der Wahlhandlung durchdrungen ist, desto mehr steigen auch die Actien der den Capacitäten entgegengestellten Localcandidaten. Selbst in England wird es häufig beklagt, daß mit dem Wegfallen der zahlreichen verrotteten Burgflecken (rotten boroughs oder nomination boroughs) den Capacitäten der Eintritt in das Parlament erschwert sei. (Die großen Herren der beiden herrschenden Parteien verfügten früher über gewisse fast ausgestorbene Wahlflecken zu Gunsten derjenigen ihrer begabteren Parteigenossen, welche weder als Söhne oder Brüder von Lords von selbst befähigt, noch zu den Popularitätskämpfen besonders geeignet erschienen. Man kann sich doch wohl denken, daß ein Hume oder Macaulay einer großen Wählerschaft gegenüber unbehülflicher auftritt als z. B. manche Koryphäe unserer Fortschrittspartei.) — Uebrigens sehe ich das schlimmere Uebel in der allgemeinen Demoralisation und Verflachung, die mit jeder allgemeinen Wahl, bei uns also in den kurzen Zeiträumen von drei zu drei Jahren, sich steigert, nicht in den Personen der Gewählten. Wenn das Niveau der Capacitäten und der Charaktere seit zehn Jahren eher ab- als zunahm, so mochte es dafür auch noch andere Gründe geben.

Es wäre an sich wohl kein großes Unglück, daß z. B. 6—12 Socialdemokraten im deutschen Reichstage sitzen und gelegentlich ihre Reden, oder vielmehr ihre Rede halten. Daß wir die Krankheit der socialdemokratischen Verblendung, deren Verbreitung und Ansteckungsfähigkeit erkennen, ist immerhin dem allgemeinen Stimmrecht zu verdanken. Freilich steigert sich die Krankheit auf demselben Wege: Das allgemeine Stimmrecht constatirt nicht blos die Gefahr, es wirkt auch befruchtend und verschärfend auf die Ursachen der Ansteckung.

Auch die weite Ausdehnung und tiefe Einwurzelung der ultramontanen Partei war für Viele, und vielleicht nicht am wenigsten für gewisse Urheber des Culturkampfes selbst, eine überraschende Enthüllung. Diese ultramontanen Wählerschaften sind sicherlich kein Product des allgemeinen Stimmrechts; sie treten in die Erscheinung, wenn sie von ihren Führern aufgeboten werden, aber sie bestehen nahebei in demselben Umfang, auch wenn Niemand ihrer bedarf oder nach ihnen fragt. Freilich ist aller Fanatismus ansteckend und ohne die Bruthitze der Agitation würde manche Larve nicht als geflügeltes Insect auskriechen. Doch kann man derartigen Zahlenverhältnissen gegenüber nicht von künstlichen Gestaltungen reden.

Wenn also das allgemeine Stimmrecht die Verirrungen des Volksgeistes sicherer, rascher und lebhafter darstellt, als die anderen Wahlsysteme, so liegt darin doch auch ein Gewinn; ob es aber jederzeit ein adäquates Bild der Volksseele liefert, ist schon deshalb stark zu bezweifeln, weil seine Resultate so sehr schwankend sind. Das Stimmrecht gibt oft nur Stimmungsbilder. Es scheint, daß die wechselnden Stimmungen leichter zum Ausdruck kommen, als die dauernden Ueberzeugungen; und zweifellos haben die extremen Anschauungen in der Wahlagitation einen starken Vorsprung. Wir haben schon auf die systematische Ausbildung der Volksschmeichelei und deren Zunahme aufmerksam gemacht. Der geringere Theil der betreffenden Phraseologie gehört der bewußten Heuchelei an, der weitaus größere der um sich greifenden Verflachung. Wo Jedermann zu einer Entscheidung aufgerufen wird, glaubt sich auch Jeder zu einem Urtheile berechtigt und befähigt. Wo nun gar der Parlamentarismus noch verhältnißmäßig machtlos ist, wie bei uns, wird die Controle weniger durch gewissenhafte Selbstprüfung geübt.

Die kurzen Legislatur-Perioden und die häufig wiederkehrenden Wahlacte tragen auch nicht dazu bei, den Sinn für die Bedeutung und Wichtigkeit des Wahlactes zu beleben und das Gefühl der moralischen Verantwortlichkeit zu stärken. Außerdem veranlaßt die Häufigkeit der allgemeinen Wahlen einen zu großen Verbrauch an Candidaten und einen zu raschen Wechsel derselben. Der unabhängige Politiker kommt dabei schwerer zum wohlverdienten Ansehn. Der gewöhnliche Abgeordnete, noch ehe er auf seinem Sitze warm geworden ist, schielt schon wieder nach der nächsten Wahlcampagne. Zwischen dem Novizenthum des ersten Jahrgangs und den Sorgen des letzten liegt keine genügende Frist zur Entfaltung unabhängiger Ueberzeugungen und erprobter Leistungen. Den vielen Neulingen gegenüber behalten nun die alten Fractionsführer ihre unbestrittene Geltung, so daß sich gerade unter dem Einfluß der kürzeren Perioden um so unbedingter ein lähmender Parlaments-Schlendrian ausbildet und befestigt.

Wo der Parlamentarismus auf realer Macht fußt, da werden sich in der Regel einige große Parteien gegenüber stehen, welche ihre eigenen Reihen ernsthaft sichten und auf der Höhe der Befähigung zu erhalten suchen, die den gestellten Aufgaben entspricht. Bei einer wirklich parlamentarischen Regierung würde die hohle Phrasenherrschaft sich nicht drei Wochen lang halten können, weil jeder nach Einfluß strebende Politiker sich in die Lage denken muß, für sein Wort einzustehen und sein Programm verantwortlich auszuführen. Da weiß man denn auch, wie viel die rein theoretischen Fortschritts-Programme in der politischen Praxis werth sind.

In wirklich constitutionellen Ländern wird zu einer Kammer-Auflösung nicht blos in Folge einer zwischen Ministerium und Majorität obwaltenden Meinungs-Differenz geschritten, in welchem Fall der Monarch auch den andern Weg des Ministerwechsels betreten kann, um die nöthige Einigung herzustellen; es geschieht ebenfalls, wenn sich keine feste Majorität vorfindet; ja es geschieht

alsdann sicherlich, denn in diesem Falle wäre das andre Mittel, der Ministerwechsel, nicht mit Sicherheit zu ergreifen. Mit einer zweifelhaften Majorität oder einer schwankenden und unzuverlässigen Anhängerschaft kann und will ein englisches Cabinet sich nicht halten; bei uns ist das die Regel. Damit hängt bei uns denn auch die Mannichfaltigkeit der Fractionen und mit diesen die häufige Wiederkehr unnatürlicher Coalitionen zusammen. Solche Verhältnisse tragen die Keime politischer Demoralisation in sich. Der große Apparat entspricht oft nicht den geringen Erfolgen und die als unfruchtbar sich ergebende Aufregung heftet sich zuletzt mehr an Persönliches und Locales. Die ganze Maschinerie geräth in Mißcredit, noch ehe sie recht in's Leben getreten ist.

Man mag einwenden, daß eine Landesvertretung, welche Steuern herabmindern, Ausgaben verweigern und Gesetzesvorlagen verwerfen kann, nicht als machtlos bezeichnet werden darf. Freilich nicht, aber neben diesen negativen Befugnissen fehlt unserer Volksvertretung die Möglichkeit des positiven Schaffens und Gestaltens, so daß die Verführung, eine rein negirende Richtung einzuschlagen, mit jeder einzelnen Enttäuschung wächst. Weil nun das allgemeine Stimmrecht naturgemäß den extremen Richtungen den Kampfplatz eröffnet und den Sieg ermöglicht, so ist es in einem solchem Zustande gefährlich, während es unter gesünderen Voraussetzungen jedenfalls auch die Vortheile der Ausgleichung in größeren Dimensionen bietet.

Oder vielmehr: Die vorhin geschilderten Gefahren des allgemeinen Stimmrechts sind die Gefahren des Stimmrechts überhaupt, die nur um so deutlicher hervortreten, je weiter der Kreis seines Wirkens ist. Auf je breiterer Grundlage das Wahlsystem organisirt wird, desto mehr kommen, wie die Vortheile, so auch gewisse Uebelstände zur Erscheinung, welche der Natur des Stimmrechtes unvermeidlich anhängen, falls nicht in der harmonischen Ausbildung der öffentlichen Einrichtungen und in der höheren Volksbildung Gegengewichte hergestellt sind. Ein Land kann nicht in der volksthümlichen Ausdehnung des Stimmrechts vorwärts schreiten und im Uebrigen zurückbleiben; sonst verwandelt sich der Segen in Fluch. Die einmal eingeschlagene Entwickelung kann auch nicht ohne ernste Gefahren zurückgelenkt werden.

Ohnehin erweisen sich bei näherer Betrachtung alle dem allgemeinen Stimmrecht aufgesetzten Dämpfer, soweit sie noch in Frage kommen können, als ziemlich werthlos. Mit welchem Nachdruck wurde nicht die Diätenlosigkeit der Abgeordneten als ein wirksames Gegengewicht vertheidigt! Keinenfalls aber haben die Anhänger derselben die eigentliche Wirkung in Deutschland vorausgesehen. Dieses angebliche Sicherheitsventil hat sich gerade gegen die extremen und reichsfeindlichen Parteien völlig machtlos gezeigt und dagegen den Mittelparteien geistige Capacitäten und Arbeitskräfte entzogen, — weil eben die socialen Verhältnisse bei uns anders liegen, als in den Ländern, von denen aus exemplificirt wurde.

Die anderen manchmal befürworteten Einschränkungen in Bezug auf die

Dauer des Domicils, das Alter, den Bildungsgrad u. s. w. sind großentheils von geringer Tragweite. Lesen und Schreiben kann so ziemlich Jedermann in Deutschland; das Alter der Wahlfähigkeit kann nicht wohl höher bemessen werden, als mit dem vollendeten fünfundzwanzigsten Lebensjahre. Die Dauer der Ansäßigkeit ist kein Kriterium der Solidität; denn der Ortswechsel, selbst der häufige Wechsel der Arbeitsstätte und des Domicils, sowohl bei den gewöhnlichen gewerblichen Beschäftigungen, wie bei den höchsten Berufsarten (Professoren, Künstler, Beamte u. s. w.) hängt von Zufälligkeiten ab, die mit der Zuverlässigkeit und Vertrauenswürdigkeit der Persönlichkeiten gar nichts zu thun haben. Wo solche Einschränkungen noch bestehen, da sind sie auf veraltete, zünftlerische Voraussetzungen zurückzuführen; dem modernen Geist der Industrie widersprechen sie. Die Domicilfrage hängt heutzutage überhaupt nur mit dem Verhältniß des Individuums zur Gemeinde, nicht mit seinen reinstaatlichen Beziehungen zusammen.

Wirksamer wäre wahrscheinlich eine Steuergrenze, auch die niedrigste, z. B. die Bedingung irgend einer minimalen directen Steuer. Aber man verhehle sich nicht, daß man damit den Boden des allgemeinen Stimmrechts verläßt, und daß ein Rückfall in das verhaßte Census-System nirgends schwerer empfunden würde, als in Deutschland, dem Lande der allgemeinen Wehrpflicht, neben welcher die Bezahlung directer Steuern als secundär zurücktritt. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Verschiedenartigkeit der einzelstaatlichen Steuersysteme die Ausführung eines Wahlcensus noch erschweren, eventuell noch ungerechter machen würde.

In welcher Weise übrigens ein solcher Census eingriffe, wird in verschiedenen Gegenden anders und im großen Ganzen sehr schwer zu beantworten sein. Unter dem preußischen Dreiklassensystem, welches eine ganz ungeheure Bevorzugung der Höchstbesteuerten enthält, wird die geringere Betheiligung in der untersten Klasse und der entschiedenere Liberalismus der oberen Klassen constatirt.

Von mancher Seite wird die Verbindung des allgemeinen Stimmrechts mit der indirecten Wahl in Anregung gebracht. Nicht als ob man glaubte, daß dadurch alsbald anderen Candidaten zum Siege verholfen würde! Dies ist schon deshalb nicht anzunehmen, weil die durchgeführte Organisation der Parteien jedenfalls stark genug wäre, sich über die Ernennung der Wahlmänner zu erstrecken und diese nicht blos nach allgemeinen Partei-Richtungen ernennen zu lassen, sondern sie auf bestimmte Namen zu verpflichten und danach wählen zu lassen. Es giebt Völker, denen dieser Wahlmodus widerstrebt; sowohl Earl (John) Russell, als Stuart Mill sprechen die Ansicht aus, daß eine stufenweise Abstimmung in England nicht durchzuführen wäre. Das begreift sich, wenn man an die althergebrachte drastische Gestaltung der englischen Wahlen denkt. Für unsere Sitten aber hat dieser Modus nichts Widersprechendes. Wenn er auch an dem unmittelbaren Wahl-Resultat, wie gesagt, zunächst wahrscheinlich Nichts verändern würde, so könnte er doch möglicherweise die

Wahlbewegung mit der Zeit in andere Bahnen lenken und somit indirect auch auf die Parteiverhältnisse und deren Ergebniß zurückwirken. Wir haben uns ja vorläufig noch nicht so sehr über die Resultate des allgemeinen Stimmrechts zu beklagen, da sie durchgängig nicht in sehr beträchtlicher Weise von den Ergebnissen der beschränkteren Wahlsysteme abweichen, wo dieselben daneben bestehen. Was zur Vorsicht mahnt, sind die stärkeren Fluctuationen, der Zuwachs der extremen Parteien (Rechts und Links) und, vor Allem eine gewisse zunehmende Verwilderung in den Wahlsitten. Entgegengesetzt den bei dem Dreiklassen-Wahlsystem hervortretenden Erscheinungen sehen wir hier die ungebildeteren Klassen, die Anhänger extremer Richtungen eifriger zur Wahlurne wallen, während ein Theil des Mittelstandes durch sträfliche Indolenz indirect den öffentlichen Frieden gefährdet. Das allgemeine Stimmrecht fördert eben die Machtstellung der größeren Gruppen, die von durchschlagenden populären Stichwörtern bewegt werden, und schüchtert oft die kleineren Gruppen, deren Anschauungen feiner nüancirt sind, ein. Auf sehr großen Versammlungen kann sich der Redner nur von mächtigen breiten Pinselstrichen einen Erfolg versprechen; es wird da gleichsam al fresco gemalt und Alles in ein grelles Licht verschoben. Die Gerechtigkeit für den Gegner darf von einer solchen Versammlung nicht erwartet werden; der Andersmeinende ist wenigstens ein Verräther. Die aus den Religionskriegen und überhaupt den kirchlichen Kämpfen uns überkommene und geschichtlich anerzogene Unart, auch in weltlichen Dingen die Meinungsabweichungen mit der Intoleranz und dem Fanatismus sectirerischen Verfolgungseifers zu unheilbaren Gegensätzen zu steigern, zeigt sich jedesmal bei den Wahlen. Dieselben Leute, welche sich vor dem Wahltage gegenseitig die Ehre abzuschneiden suchten, vertragen sich oft nachher im Sitzungssaale, den praktischen Aufgaben gegenüber, gar nicht so schlecht.

Man darf erwarten, daß durch indirecte Wahlen das Tempo langsamer, die Temperatur lauer werde. Die Wahl eines einzelnen Wahlmanns, eines Mannes aus der Nachbarschaft, den er wirklich kennt, kann den einfachen Bürger nicht zu phantastischen Uebertreibungen oder zu leidenschaftlichen Erregungen hinreißen. Auch die eigentlich entscheidenden Debatten der Candidaten vor den Wahlmännern spielen sich dann in einem engeren, höher gebildeten Kreise ab, in welchem z. B. thatsächlich falsche Behauptungen nicht so leicht Eingang finden.

Sicherlich ist es einer Capacität, welche nicht zugleich Localgröße ist, leichter, vor Wahlmännern durchzudringen, als vor Urwählerversammlungen. Mancher hervorragende Mensch ist den Wahlmännern bekannt, dessen Namen der Menge gar Nichts bedeutet. Bei dem empfindlichen Mangel an politischen Talenten und selbst an brauchbaren Kennern der Verwaltung ist dieser Punkt nicht von geringem Gewicht, zumal auch die Diätenlosigkeit manche tüchtige Kraft fern hält. In Deutschland gewähren die Abgeordneten-Mandate bisher wohl Ehre, aber keine Macht, keine Aussicht auf Ministerposten, kein

einflußreiches Patronat. Nur wenige, besonders gewandte, Personen wissen, unter besonders günstigen Umständen ihr Mandat materiell zu verwerthen. In den Ländern, wo das allgemein der Fall ist, werden die Wahlkämpfe noch hitziger geführt; da bedarf es in der Regel einer strengen und mit den umfassendsten Cautelen ausgestatteten Strafgesetzgebung, um Stimmenkauf und Bestechlichkeit oder auch Gewaltthätigkeiten auszuschließen. So schlimm steht es um uns noch nicht, aber auch nicht gut und keineswegs erfreulich. An Verleumdungen der Gegner fehlt es selten; oft werden dieselben erst im letzten Augenblick auf den Markt gebracht, wenn keine Widerlegung mehr möglich ist. Von ganz anderem Umfang und anderer Tragweite ist die fast gewohnheitsmäßige ebenso unlegale als unloyale Beeinflussung der Wahlen durch die Staatsbehörden, mit staatlichen Mitteln, mit der offenen oder versteckten Androhung materieller Nachtheile. In gewissen Gegenden ringt der clericale Einfluß gegen den gouvernementalen; seine Mittel sind oft noch eindringlicher, noch packender; aber gegen den Landrath giebt es keinen Kanzelparagraphen, wie gegen den Caplan und selbst den Bischof.

Die Beeinflussungen auf ökonomischem Gebiet, durch die Arbeitgeber, finden sich in Deutschland nur höchst sporadisch und würden auch durchweg ihr Ziel verfehlen. Auf je einen Arbeitgeber, der seinen Arbeitern einen conservativen Candidaten aufdrängen wollte, würden sich zwei Arbeitgeber finden lassen, die aus Rücksicht auf ihre Arbeiter fortschrittlich wählen. Haben wir keine zum unentgeltlichen Ehrendienst ausgestattete Gentry im englischen Sinne, so fehlt uns dafür auch die ihr Klassen-Interesse auf politischem Gebiet hartnäckig verfolgende Bourgeoisie im französischen oder belgischen Stil. Der bürgerliche Liberalismus hat in Deutschland nachhaltig das allgemeine Stimmrecht verlangt und den Arbeitern die Associationsfreiheit verschafft. Daß so rasch und mühelos erworbene Rechte Anfangs mißbraucht würden, darauf konnte man gefaßt sein. Weit über alle Erwartung aber war das gewaltsame Auftreten der socialdemokratischen Arbeiterpartei in den letzten Wahlperioden, zumal 1874 und 1877. Hier stieß man auf eine geschlossene Organisation, wie sie nur mit blinden Werkzeugen und verblendeten Massen durchführbar ist. An unermüdlichen Agenten, die im festen Dienst der Parteileitung auftraten, fehlte es nicht. Gegen die von den Führern designirten Candidaten, wie unbedeutend oder unbekannt sie auch sein mochten, erhob sich nirgends in der Partei ein Widerspruch. Agenten und Candidaten recitirten unermüdlich überall dasselbe Programm und Formular, wie es für die zeitweilige Situation schlau genug zurecht gemacht war, und versprachen in einem Anhang auch allen örtlichen Beschwerden Abhülfe. Unter solchen Anführern drang eine Menge unreifer, theilweise noch nicht wahlberechtigter Bursche ungeladen in die fremden, besonders die liberalen Parteiversammlungen ein, um die Verhandlung zu verhindern oder doch zu stören, eventuell ihre Standesgenossen abzufangen oder einzuschüchtern. Auch hierfür war ein festes Verfahren vorgeschrieben, welches regelmäßig damit begann, daß man die Wahl des Vor-

sitzenden aus der Versammlung beantragte und in zweiter Linie einen der socialdemokratischen Eindringlinge vorschlug. Wäre man auf ihren ersten Antrag eingegangen, etwa weil die im Besitz des Saales Befindlichen sich in der Mehrheit wußten, so würden die Eindringlinge jedenfalls ihre Minderheit für eine Mehrheit ausgegeben und darin den weiteren Anlaß zu fernern tumultuarischen Störungen gefunden haben. Hätten sie wirklich gesiegt, so wäre selbstverständlich kein Anderer mehr zu Worte gekommen. Gegen solche Angriffe war die Wahlfreiheit zumeist auf die Selbsthülfe der Betheiligten angewiesen; bei den Behörden fand sie durchgängig nur einen sehr unzureichenden, zumeist gar keinen Schutz.

Auf diese Weise waren wir in Gefahr, in amerikanische Zustände zu verfallen, und sicherlich wäre auch die weitere Folge der amerikanischen Unsitten nicht ausgeblieben, daß sich nämlich die bürgerlich-anständigen und gesetzten Leute immer mehr von der Politik zurückgezogen und den Rowdies und der Lumpokratie das Feld überlassen hatten.

Ich könnte mich in solcher Lage, wie ich schon oben angedeutet und ausführlicher vor fünf Jahren dargelegt habe, mit dem Gedanken einer allgemeinen Wahlverpflichtung und eines strafrechtlich gesicherten Wahlzwanges befreunden; aber das bloße Wählen ist nur ein geringer Theil der jedem anständigen und unabhängigen Menschen von dem Geist des allgemeinen Stimmrechts auferlegten staatsbürgerlichen Verpflichtungen. Wie will der bürgerliche Liberalismus mit den Fanatikern der Unordnung fertig werden, wenn seine Anhänger nicht mit ganzer Seele und voller Energie dabei sind! —

Sowohl im Interesse des gesicherten Rechtsbestandes, wie in dem der öffentlichen Moral muß die Reinheit und Unabhängigkeit der Wahlen auf das Strengste aufrecht erhalten werden. Neben den von uns geschilderten, theilweise ephemeren Erscheinungen erheischt die gouvernementale Beeinflussung als das verbreitetste Uebel die sorgfältigste Beachtung. Das ist bei uns die chronische Krankheit, wie in England die Bestechung. Stufenweise, wie die Schritt für Schritt erkämpfte Ausdehnung des Wahlrechts stattfand, befleißigten sich die Engländer einer immer strengeren Verfolgung der früher tolerirten Wahlbestechung und spielten die Materie immer mehr auf das Gebiet hinüber, wohin sie in der That gehört, nämlich das strafrechtliche. Früher wurden auch die britischen Wahlprüfungen nach Parteistandpunkten entschieden, bis 1770 durch Plenarbeschlüsse des Hauses, — seit 1770 (nach der sogenannten Grenville-Acte) von durch das Loos gebildeten Ausschüssen, in welchen unter der Herrschaft des Zufalls selbstverständlich gegen Parteilichkeit oder Unzulänglichkeit des Urtheils keine Garantie gegeben war. Seit 1849 wurde dagegen eine durch den Sprecher des Hauses zu bildende Central-Wahlcommission eingesetzt. Seit 1862 besteht daneben für besondere Fälle von Wahlumtrieben eine außerparlamentarische Untersuchungscommission und mit dem Gesetz vom 31. Juli 1868 ist in dieser Richtung der Abschluß erfolgt, indem für die

Wahlpetitionen ein eigener Gerichtshof constituirt wurde. Auch bei uns waren bis vor ungefähr drei Jahren die Wahl-Prüfungen der Willkür und dem Zufall der zusammengeloosten Abtheilungen soweit preisgegeben, daß diese ausschließlich die endgültige Entscheidung des Hauses vorbereiteten. Seitdem wird im Reichstage, und danach auch im preußischen Landtage, eine Central-Wahlprüfungs-Commission ernannt, deren Mitglieder von den Parteien nach ihrer Befähigung und Vertrauenswürdigkeit ausgesucht werden. Jedenfalls ist zu hoffen, daß sich nun allmälig eine feste Praxis in der Beurtheilung der oft wiederkehrenden Unregelmäßigkeiten ausprägen werde.

Auch auf diesem Boden wachsen die Schwierigkeiten mit der Ausdehnung des Stimmrechts. Wenn man die Uebertretung gewisser formaler Vorschriften des Wahlreglements jedesmal unnachsichtlich ahnden wollte, so käme kaum eine gültige Wahl zu Stande, — zumal auf dem flachen Lande, wo die schwierigere Ausführung einer ganzen Anzahl subalterner und ungeschulter Leute anvertraut werden muß. Auf das Gesammtresultat kommt es an und auf die dasselbe beeinflussenden Handlungen, besonders auf deren etwaigen dolosen Charakter, nicht auf die pedantische Beobachtung gewisser äußerlicher Formalitäten, welche zwar nicht unnütz sind und sich auch immer mehr einbürgern müssen, deren Einzelnheiten aber nicht für die Gültigkeit einer ganzen Wahl maßgebend sein können. Ebensowohl möge man sich vor einer allzu complicirten Wahl-Arithmetik, wie sie manchmal schon getrieben wurde, hüten. Wo z. B. ein ganzer Wahlkreis von unberechtigten Beeinflussungen inficirt war, wird durch die Vernichtung einer Anzahl anrüchiger Stimmzettel noch keine Wiederherstellung erzielt; denn wer kann die Stimmzettel zählen, welche gar nicht bis zur Wahlurne gelangten, weil sie durch Einschüchterung entfernt blieben! Oft auch geschieht durch partielle Stimmzettel-Cassirungen den ehrlichen Leuten ein Unrecht. Es muß aber überhaupt vermieden werden, daß die begangene Unordnung mittelbar der Partei zu Gute komme, von der sie ausging, weil sich sonst leicht eine Praxis der gefährlichsten Mißbräuche ausbilden könnte.

Daß das Wahlgeheimniß, besonders in den kleineren Bezirken, nicht mit absoluter Sicherheit zu wahren ist, wird von zahlreichen Erfahrungen dargethan. Unter Umständen können die einzelnen Fälle gleichgültig sein, unter Umständen kann die Gültigkeit der Wahl davon abhängen. Den Wahlprüfenden muß auch hier das Recht des freien Ermessens unverkürzt zur Seite stehen. Allein das von allen Seiten anerkannte Mittel — zwar nicht zur radicalen Durchführung des Wahlgeheimnisses, aber doch zu dessen relativ höherer Sicherung — welches in der allgemeinen Einführung gleichmäßiger Stimmzettel-Couverts besteht, sollte nicht länger vorenthalten bleiben.

Zu den bedenklichen Eigenthümlichkeiten unserer Wahlordnungen gehört es auch, daß die beanstandeten Mitglieder bis zur definitiven Entscheidung des Falles Sitz und Stimme einnehmen. Es sind im preußischen

Abgeordnetenhause schon Abstimmungen entschieden worden durch beanstandete Mitglieder, deren Mandate später cassirt wurden. Mindestens müßte die Versammlung nach Lage des Falles über das Stimmrecht der Beanstandeten zu erkennen haben.

Wir haben schon erwähnt, mit welcher Vorsicht die Engländer an der Grundlage ihres Repräsentativsystems festhielten, so daß jeder Fortschritt auf das Mühseligste erkämpft werden mußte. Natürlich behauptet jede berechtigte Körperschaft mit Zähigkeit die Basis ihres Rechtsbestandes und zwar um so energischer, je umfassender die ihr zustehenden Rechte sich entwickelt haben; sie vollzieht damit zugleich eine geheiligte Pflicht. Den socialen Neuerungstrieben muß eine Kraft des Beharrens entgegenstehen, denn jede Neuerung trägt ein wenig den Charakter des Experimentes an sich; an die Stelle der bekannten und für unerträglich gehaltenen Mißbräuche könnten leicht bisher unbekannte und darum schon minder erträgliche Mißbräuche treten. Auch ist der ganze Umfang einer socialen Reform schwer zu überschauen. Mit der Reform-Acte von 1832, über die trotz ihres fragmentarischen Charakters selbst ein Lord John Russell das Princip der „Finalität" aussprach, während berühmte englische, sowie deutsche Philosophen und Staatsgelehrte darin den Verfall Englands erblickten, sollte eigentlich der Grundcharakter des Unterhauses nicht verändert, nur das darin vertretene industrielle Interesse sollte dem Grundbesitz-Interesse gegenüber mäßig verstärkt werden. Jedenfalls wäre ohne diese Wahlreform das große Gesetz von 1846, die Abschaffung der menschenmordenden Getreidezölle, niemals durchgegangen. Ein volles Menschenalter später, zu derselben Zeit, als Deutschland leichten Herzens mit beiden Füßen in das allgemeine Stimmrechtssystem hineinsprang, thaten die Engländer nun erst einen weiteren Schritt auf der Bahn des immer noch beschränkten Stimmrechts. Das Gesetz vom 15. August 1867, welches von einem lauen Freunde als ein „Sprung in's Dunkle" bezeichnet wurde, hält immer noch an Besitzes- und Domicil-Qualificationen fest; aber indem es dieselben erleichtert, mindert es auch die Gegensätze zwischen Stadt und Land.

Die englischen Politiker, so durchdrungen sie großentheils von den Fährlichkeiten einer demokratisch constituirten regierenden Klasse sind, verhehlen sich doch nicht, daß alle Wegweiser dahin deuten.

Selbstverständlich denkt man überall nur für die unmittelbare Nationalvertretung an das allgemeine Stimmrecht. Wo einzelne Standes-Interessen oder die Wahrung gewisser Vermögens-Verhältnisse wohl berechtigt sind, wie in der Communalverwaltung und bei sonstigen Mittelgliedern zwischen den Individuen und dem Gemeinwesen, da wäre das allgemeine Stimmrecht nicht am Platze; es würde ungerecht und könnte nur auflösend wirken. Das Selfgovernment ist nicht der Boden des allgemeinen Stimmrechts, wohl aber

die beste Vorschule desselben für die verschiedenen Interessenkreise. Die Interessen wollen und sollen vertreten sein, aber als solche, d. h. in den engeren Kreisen, wie in den weitesten die nationalen Gesinnungen. Der Abgeordnete soll den ganzen Staat vertreten, nach seiner eigensten Ueberzeugung, nicht nach den Mandaten seiner Wähler. Er begeht Felonie, wenn er ein locales Interesse vorzugsweise in's Auge faßt. Nur wenn diese Anschauung lebendig ist, hat das allgemeine Stimmrecht einen Sinn; sonst würde es nur das Uebergewicht der Unbildung bedeuten. In der That drängt das vorschreitende Stimmrecht regelmäßig die Interessengruppen etwas zurück und bringt die idealen Parteiprogramme schärfer zum Ausdruck. Aber in demselben Verhältniß und aus demselben Grunde sind auch die Organe des beschränkten Stimmrechts oft mächtiger und selbstbewußter, als die des allgemeinen.

In England vertrat Earl Grey die aristokratische Ansicht, mit der er keineswegs allein stand: wenn es jemals dazu kommen sollte, daß statt des Besitzes die Zahl zur Grundlage des Wahlrechts würde, dann müßten die Privilegien und Befugnisse des Unterhauses eingeschränkt werden; nur neben dem Uebergewicht einer gebildeten Minorität, wie in England (vor 1867) bedürfe eine Regierung so wenig der cäsarischen Machtmittel. Allein die Herrschaft des britischen Unterhauses ist so fest begründet, daß derartige Theorien sie nicht erschüttern können. Sollte die traditionelle Entwickelung, innerhalb deren das Unterhaus seine mächtigen Functionen ausübt, einmal unterbrochen werden, so würde sich doch schwerlich eine ihm ebenbürtige Macht zur Correctur desselben finden, es sei denn im allgemeinen Stimmrecht selbst.

Im Jahre 1865 hatte der bekannte Statistiker Leone Levi die Berechnung aufgestellt, daß bei einer britischen Volksvertretung nach der Zahl 4 Procent auf die höheren, 32 auf die mittleren und 64 auf die arbeitenden Klassen fallen würden; während im Verhältniß zu der directen Besteuerung 83 Procent auf die höheren, 13 auf die mittleren und 4 auf die arbeitenden Klassen kämen. Dieses Rechenexempel, welches annähernd richtig sein mag, zeigt allerdings ungeheuere Gegensätze; aber es ist höchst unwahrscheinlich, daß die Fluctuationen des passiven Wahlrechtes den Veränderungen des activen Wahlrechtes in gleichem Schritt folgen sollten, oder vielmehr, daß der Charakter und das Gepräge der Gewählten sich ebenso verändern sollten, wie die Standesverhältnisse der Wähler. Wenigstens war das noch in keinem Lande von alter Cultur zu beobachten; da wirken noch eine Reihe von Factoren mit, welche sich nicht in Zahlen fassen lassen. Auch nach der ersten Reformbill blieb das Verhältniß in England derartig, daß ein gutes Drittel der Unterhaus-Mitglieder auf die eine oder andere Weise mit dem Adel des Landes zusammenhing, und vermuthlich findet auch nach dem zweiten Reformacte noch ein ähnliches Verhältniß, wenn auch hoffentlich in einem schwächeren Maaßstabe, statt.

In einem wohl organisirten Parteileben lösen sich historische Kräfte aus, welche den nackten Nationalismus der Wahlmechanik modificiren und die bestehenden Institutionen selbständig weiter bilden helfen. Aber diese Aussicht genügt nicht, die englischen Staatsmänner und Publicisten ohne Weiteres über die unbekannten Möglichkeiten ihrer demokratischen Zukunft und über die gute Erziehung ihres künftigen Wahl-Souveräns zu beruhigen. Sie beschäftigen sich damit, eine Reihe von Sicherheitsschrauben in Erwägung zu ziehen. Bald sollten die Männer der Intelligenz mehrere Stimmen (Plurality of votes) haben — ein umgekehrtes Klassen-Wahlsystem; bald sollte für die Vertretung der Minoritäten besondere Sorge getragen werden.

Die Berücksichtigung der Minoritäten hat auch im Gesetze von 1867 einen Platz gefunden, insofern Sect. IX. und X. bestimmen, daß in denjenigen Wahlbezirken, welche durch drei Mitglieder vertreten sind, jeder Wähler nur für zwei Candidaten stimmen solle, und in der Stadt London, welche vier Vertreter hat, Jeder nur für drei. Da das absolute Stimmenmehr nicht vorgeschrieben ist, so wird dadurch erreicht, daß jede irgendwie erhebliche Minorität unter drei Candidaten einem der Ihrigen zum Siege verhelfen kann. Aber was ist die Folge davon? Die Folge ist, daß Liverpool Manchester u. a. m. statt drei Vertreter nur einen haben, indem der dritte sich mit einem der beiden Ersten abpaart. Hier liegt also eine Unterdrückung der Majoritäten vor und eine unbillige Mindervertretung großer, im vollen Leben wurzelnder Kreise.

Die Sorge für die Minoritäten hat das vielbesprochene, in England von Stuart Mill und Henry Fawcett, in Deutschland von Robert von Mohl*) befürwortete System des Herrn Thomas Hare (zuerst 1859 veröffentlicht) hervorgerufen, welches verführerisch aussieht, aber schwerlich stichhält. Es besteht darin, daß jeder Wähler seine Stimme irgend einem Candidaten geben kann und daß jeder Candidat, der eine gewiße Anzahl von Bülletins auf seinen Namen gesammelt hat, als gewählt zu betrachten ist. Natürlich müßte diese Organisation mit großem Scharfsinn so veranstaltet werden, daß keine Fälschung möglich wäre, daß möglichst wenig Stimmen verloren gingen und daß nur die gesetzliche Anzahl von Deputirten die hinreichende Stimmenzahl erlangen könnte.

Mir scheint der Kernpunkt dieses, wenn es ausführbar sein sollte, jedenfalls äußerst verwickelten Systems weniger in der Vertretung der Minoritäten, als in der Beseitigung der localen Einflüsse und dem Siege der Capacitäten zu liegen. Wer mit offenem Sinne die heutigen Zustände betrachtet, kann von einer Unterdrückung der Minderheiten im Ernste nicht sprechen. Die Minorität des einen Ortes ist Majorität an andern, und da jeder Abgeordnete,

*) Der im Uebrigen ein Anhänger methodischer Interessenvertretung war. Er hat aber niemals den Versuch gemacht, diese beiden weit aus einander liegenden Gesichtspunkte zu vereinbaren.

die Gesammtheit zu vertreten hat, so kann auch jede Partei und jedes Individuum sich in dem Abgeordneten vertreten sehen, der ihren Ueberzeugungen am nächsten steht. Es könnte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn beispielsweise eine Partei, welche numerisch ein Drittel der Bevölkerung ausmacht, nicht auch ungefähr ein Drittel der Wahlkreise erobern sollte, — vorausgesetzt, daß sie denselben Eifer anwendet und ebenso genau weiß, was sie will, wie die anderen Parteien. An Eifer und Selbstgefühl pflegt es aber den Minoritätsparteien nicht zu fehlen. Die Gegner des bestehenden (localisirten) Wahlsystems denken sich etwas, das nie und nirgends stattfindet, nämlich, daß in jeder einzelnen Localität die verschiedenen Parteien sich nach völlig gleichen Proportionen gegenüber stehen. Als ob nicht schon Stadt und Land einen entscheidenden Unterschied machten, Bildung und Wohlstand und alle mannichfaltigsten Interessen auf das Bunteste und Ungleichartigste vertheilt wären! — In der That hat das Hare'sche System eine ganz andere Bedeutung und beruht auf einer ganz anderen Voraussetzung: Indem es jedem Wähler einen überall gültigen Wahlzettel in die Hand steckt, nimmt es ein überwiegend persönliches, gleichsam ein angeborenes Wahlrecht zum Ausgangspunkt. Es entbindet den Einzelnen von den einschränkenden Stimmverhältnissen der ihn umgebenden Wahlkörperschaft, aber es entzieht ihm auch den Einfluß auf dieselbe; es isolirt ihn und verändert dadurch die ganze geschichtlich gewordene Wirksamkeit und die Zusammengehörigkeits-Verhältnisse der bisherigen Wahlordnung. Stuart Mill ist sich bei der Vertretung des Hare'schen Vorschlages dieses Endzieles wohl bewußt; er meint auf diesem Wege die Aera des allgemeinen Stimmrechts für England vorbereiten zu können und ein neues Zeitalter parlamentarischer Reform einzuweihen, nach der Durchgangszeit des Kampfes die Siegesperiode der Repräsentativ-Verfassung. Nicht mit Unrecht fürchtet er von der numerischen Vertretungsform ein weiteres Zurückdrängen der Capacitäten; er möchte neue Kräfte heranziehen. Seine Auffassung kommt aber über einen gewissen äußeren Mechanismus nicht hinaus, wenn er z. B. sagt: In hundert Wahlbezirken können die Deputirten überall mit der Hälfte und einer Stimme darüber erwählt sein, so daß demnach das halbe Land vertreten wäre; die schwache Majorität ist selbst aber meistentheils erst das Product einer Abstimmung innerhalb der siegenden Partei, so daß in Wahrheit nur Minoritätswahlen durchdringen. Damit widerlegt er sich selbst am schlagendsten, indem er sich darauf beruft, daß schon jetzt die Diagonale der Gesinnungen zum Ausdrucke kommt. Wenn er die gegenwärtige Partei-Organisation in England für ein Uebel hält, so hat er doch keinen Grund, dieselbe als das ausschließliche Product der Localisirung der Wahlen zu betrachten; sonst hätte ja diese überall sich vorfindende Thatsache überall dieselben Folgen hervorrufen müssen.

Diese ganze arithmetische Berechnungsweise, geht von der seltsamen Hypothese aus, daß $\frac{1}{2}$ Nation + 1 Mann, in welcher blos $\frac{1}{4}$ Nation + 1 Mann als Majorität der Majorität zu stecken hat (u. s. w. bis zum

winzigsten Bruchtheil) das Ganze durch ein electorales Taschenspielerkunststück beherrschen könnte. Die Herrschaft des öffentlichen Geistes, unter welcher vor Allem die freien und allgemeinen Wahlen stehen, gleicht schlimmere Unebenheiten aus, als diese mit Stuart-Mill'scher Sophistik ausgeklügelten. Warum sollten denn der wirklichen Majorität nicht wenigstens die Mittel zu Gebote stehen, mit welchen die von Stuart-Mill ausgerechnete Minorität zum Schein der Majorität gelangt?! Warum sollte die Minorität compacter auftreten können, als die Majorität?! Daß alle Parteien nur durch Gesinnungs-Compromisse und Vermittelungen zusammenhalten, hat mit dieser oder jener Form oder Reform des Wahlrechts gar Nichts zu thun. Es ist das innerste Wesen jeder praktischen Politik überhaupt, welches sich in den fortschreitenden Compromissen ausspricht. Wünschenswerth wäre reiflich das Zurückdrängen der localen Einflüsse und der Local-Interessen, mit denen so oft reactionärer Schwindel getrieben wird. Ob aber der dagegen gemachte Vorschlag, wenn er ausführbar wäre, nicht das Kind mit dem Bade verschütten würde, steht dahin. Bei einer so atomistischen Vertretungsform würde der lebendige Zusammenhang zwischen den Wählern und dieser mit dem Candidaten unterbrochen; die Wahlkörperschaften würden nicht mehr Brennpunkte der öffentlichen Meinung darstellen. Das System würde allerdings eine Menge parlamentarischer Localgrößen durch wirkliche Capacitäten ersetzen, worauf der englische Radicalismus mit Recht großen Werth legt; aber die Uebersichtlichkeit der Interessen und die schärfere Gruppirung der Parteien ginge verloren. Nach dem ersten Dutzend wirklicher Capacitäten kämen die Sonderlinge und Sectirer an die Reihe, welche sich eine Gemeinde nothdürftig zusammenwarben. Oder — und das wäre auf die Länge das Wahrscheinlichere — jede Partei müßte die ganze Verfügung über ihre gesammte Stimmenzahl in die Hände eines kleinen Ausschusses legen und auf die Bethätigung persönlicher Sympathien völlig verzichten. Mit scharfsinnigem Eindringen in die Einzelnheiten der Ausführbarkeit hat der geistreiche Walter Bagehot dem Hare'schen System ein solches Prognostikon gestellt. Er weist auch nach, daß sich dieses so überaus complicirte „System der freiwilligen Wahlkörperschaften" weder mit der äußeren Unabhängigkeit, noch mit der Mäßigung, welche einem machtvollen Parlament innewohnen müssen, vertragen würde.

Es ist übrigens nicht zu befürchten, daß dieses viel besprochene Project jemals in der Wirklichkeit die Gestalt eines politischen Ereignisses annehmen würde. Keine zur Herrschaft gelangte Partei wird sich auf ein solches Experiment einlassen. Während gerade der deutsche Conservative, der sich dafür begeistert hat, es für einfach und unumgänglich erklärte, haben die englischen Radicalen, die ihm Gevatter standen, sich mit ängstlicher Bescheidenheit darüber geäußert. Es giebt in der Politik Theorien, deren Bedeutung anderswo liegt, als in ihrer praktischen Durchführbarkeit. So liegt der Werth der Hare'schen Combination in der schärferen Analyse des allgemeinen

Stimmrechtes und dem Hinweis auf dessen mißbräuchliche Anwendbarkeit. Und damit wären wir zu unserem Ausgangspunkt zurückgekehrt: das beste Wahlsystem, wie die beste Verfassung, sind keine Maschinen, die, einmal geheizt oder aufgezogen, von selbst weiter arbeiten, sondern ihre Güte besteht darin, daß sie dem öffentlichen Geist den geeignetsten Wirkungskreis bereiten und daß sie alle Einzelkräfte befähigen und bestimmen, in entsprechender Weise an dem Gemeinwesen sich zu betheiligen.

Die Cultur der Hochrenaissance in Italien.

Von

Wilhelm Lübke.

— Stuttgart. —

Gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts schickt sich die Kunst in Italien an, den Gipfel der Vollendung zu ersteigen. Die Malerei geht von dem durchgebildeten Naturalismus, mittelst dessen sie fast ein Jahrhundert lang daran gearbeitet hatte, sich die ganze Welt der Erscheinungen zu unterwerfen, zu jener hohen, freien Idealität über, in welcher alles Einzelne zu stilvoller Größe geadelt wird. Sie erreicht dies Höchste durch die angespannte Thätigkeit einer Reihe der größten Meister, neben welchen selbst die bedeutendsten unter den Vorgängern in zweite Linie zurücktreten müssen. Diese Entwickelung reicht bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, an einzelnen Orten selbst noch über diese Zeit hinaus. Alles was innerhalb dieses Zeitraums geschaffen wurde, ist wie mit dem glänzenden Wiederschein eines höheren Daseins geweiht. Man erkennt, daß die gesammelte geistige Kraft der Nation in diesen Schöpfungen ihren vollkommensten Ausdruck gefunden hat.

Wo irgend wir sonst in der Geschichte einem hohen künstlerischen Aufschwung begegnen, pflegt derselbe das Ergebniß eines kraftvollen politischen Lebens, eines in Gesundheit blühenden Volksthums zu sein. Anders im Cinquecento Italiens. Erwägen wir die damaligen politischen Verhältnisse des Landes, vor Allem die sittlichen Zustände des öffentlichen Lebens, so gewinnen wir den Eindruck, daß die farbenglühende Wunderblume jener Kunst aus dem giftgeschwängerten Boden eines moralischen Sumpfes emporsteigt. Unser Staunen wächst, wenn wir gewahren, daß diese Kunst im Ganzen und Großen, mit verschwindenden Ausnahmen, in dem holden Farbenreiz, in der würzigen Reinheit ihres Duftes keinen Hauch von jener Fäulniß verräth. So erwächst uns denn die Aufgabe den tieferen Gründen dieser Erscheinung nachzuspüren.

Digitized by Google

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war so ziemlich der letzte Rest mittelalterlicher Städtefreiheit in Italien verschwunden. Aber auch die ansehnliche Zahl kleinerer Gewalthaber, welche sich namentlich in Oberitalien und der Romagna sowie in Umbrien, Herrschaften gebildet hatten, waren zu Gunsten größerer Territorien mit allen Mitteln von List und Gewalt beseitigt worden. Eine der letzten Massenvertilgungen der kleineren Tyrannen wurde durch Cesare Borgia in Scene gesetzt, als dieser rücksichtslose Würger seine Condottieri nach Sinigaglia lockte und Alle auf einen Schlag erdrosseln ließ. So ging aus den erbitterten Kämpfen um Macht und Einfluß eine Reihe von größeren Staaten hervor, unter denen Venedig, Mailand, Florenz, Neapel und der Kirchenstaat die ersten Rollen spielte. Den letzteren in die Reihe der italienischen Staaten einzufügen, war schon seit Sixtus IV. die Politik der Päpste. Alexander VI. und sein ruchloser Sohn setzten diese Bestrebungen ausschließlich in der Absicht fort, die Familie Borgia zu erhöhen; und kein Mittel, weder Gift noch Dolch, Verrath und Ueberfall jeder Art wurden von dem Oberhirten der Christenheit verschmäht, dieses schmachvolle Ziel zu erreichen. Als dann der energische Julius II. den päpstlichen Stuhl bestieg, nahm er die Politik der Borgia auf, bebte ebenfalls vor keiner Verrätherei und keiner Gewalthat zurück, hatte aber wenigstens die Entschuldigung, nicht dem schnöden Privatinteresse einer Familie, sondern, nach der Auffassung jener Zeit, der Kirche zu dienen. Aber während er den äußeren Glanz und die politische Machtstellung des Kirchenstaates auf's Höchste steigerte, zog er die rein geistige Macht der Kirche dessen, der da gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ in den Strudel profaner Angelegenheiten, in den befleckenden Schlamm einer ruchlosen Politik hinein. So entstand jene Verquickung des Heiligen mit dem Profanen, welche der ferneren Entwickelung des Papstthums einen so verhängnißvollen Charakter aufgeprägt, einen großen Theil der christlichen Welt zum Abfall gezwungen und sich mit den hochherzigen Einheitsbestrebungen der italienischen Nation in Todfeindschaft gesetzt hat. Erst in unseren Tagen sollte es den Italienern gelingen, unterstützt durch das gute deutsche Schwert, diese unheilvolle Verknüpfung zu lösen.

Die moralischen Schäden, welche aus jenen politschen Zuständen sich für die Nation ergaben, traten in allen Erscheinungen des Lebens zu Tage. In dem eigennützigen Kampfe der einzelnen Staaten und Herrscher erlosch bis zum letzten Funken der nationale Gedanke, der Sinn für die Einheit, Freiheit und Größe des Vaterlandes, der in Dante noch zu glühenden Zornesflammen emporgeschlagen war. Was früher dafür eine Art Ersatz geboten hatte, die leidenschaftliche Liebe zur Vaterstadt, einer der stärksten Antriebe bei den großen Schöpfungen des Mittelalters, siechte ebenfalls dahin. Ebensowenig gab es in dem damaligen Italien eine Anhänglichkeit an legitime, angestammte Herrscherfamilien, da solche überhaupt nicht vorhanden waren, sondern die bestehenden Dynastien sich durch Usurpation

gebildet hatten. Man ließ die einmal vorhandene Gewalt über sich ergehen, sank zu immer größerer Stumpfheit und politischer Interesselosigkeit herab und rächte sich für den Verlust der Selbständigkeit höchstens durch Schmähreden und Pasquille.

Noch bedenklicher litt der öffentliche Zustand dadurch, daß die einzelnen Staaten, um sich einander zu erwehren und an Macht zu überflügeln, zu Bündnissen mit auswärtigen Mächten sich gezwungen sahen. So wurde damals wiederum Italien von fremden Heeren verwüstet und selbst Julius II., trotz seines Programms, die Fremden aus Italien zu vertreiben, konnte den Bündnissen mit auswärtigen Mächten nicht entgehen. Nichts ist verwirrender, als das Schauspiel der stets von Neuem geknüpften und eben so schnell verrätherisch gebrochenen Bündnisse, welches namentlich die Politik des damaligen Papstthums darbietet. Dies ränkevolle Spiel voll Tücke und Arglist ging mit jeder Art Blutthat, mit Gift und Dolch Hand in Hand. Es gibt im damaligen Italien nirgends Treue und Glauben, nirgends Redlichkeit, nirgends Respect vor geheiligten Verträgen. Meineid und Wortbruch sind die tägliche Nahrung dieser Politik. Der größte Staatsmann der Zeit, Niccolo Macchiavelli, spricht von all' diesen Dingen mit einer kühlen Ruhe, als ob sie sich von selbst verständen. Als Julius II. mit Zurücklassung seiner militärischen Begleitung in Perugia, das sich ihm ergeben hatte, einzog, tadelte Macchiavelli den ruchlosen Tyrannen der Stadt, Giampolo Baglione, daß er nicht die Gelegenheit zu einer großen That benutzt habe, deren Ruhm alle damit verbundene Schmach und Gefahr überragt haben würde. Dagegen verhehlt derselbe Macchiavelli seine Bewunderung des Cesare Borgia nicht. Wie an der meisterhaften Exposition eines Drama's, wie an der harmonischen Schönheit eines Kunstwerks, labt er sich an dem schaurigen Netz von Tücke, Arglist und Mord, in welches der blutdürstige Borgia seine Opfer verstrickt. Und doch, wer an die Gräuel der Baglionischen Bluthochzeit denkt, der mag es als ein nicht unverdientes Verhängniß betrachten, daß soviele kleinere Schlangen durch den Drachen Cesare unschädlich gemacht wurden. Man begreift aber, welche sittliche Verödung im Gemüthe eines Volkes einreißen muß, dem die begeisterte Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, Treue und Glauben gegen Herrscher und Regierung, stolze Freude an der Blüthe des Staates mit dem letzten Rest politischer Selbstthätigkeit zu Grunde gegangen sind. Mit Recht bezeichnet schon Macchiavell das Papstthum als den Fluch des italienischen Volkes, da es durch seine politische Rolle die Nation um Einheit, Macht und Freiheit gebracht.

Aber noch unheilvoller wurde die Priesterherrschaft für den Geist der Nation, da sie denselben im tiefsten Grunde entsittlichte. Das frivole Spiel mit dem Heiligsten, die unglaubliche Lasterhaftigkeit der Priesterschaft, in welcher die Weltgeistlichen mit den Mönchen um den Preis der Ruchlosigkeit wetteiferten, hatte längst bei einem ohnedies sinnlich gearteten Volke die Religion zu roher Aeußerlichkeit entwürdigt. Zu Alexander's VI. Zeit war

Rom eine Banditenhöhle geworden, angefüllt von Meuchelmördern und Spionen. Als der Herzog von Gandia, des Papstes älterer Sohn, dem Ehrgeiz seines Bruders Cesare im Wege stand und plötzlich durch nächtlichen Meuchelmord aus dem Wege geräumt wurde, bezeichnete die allgemeine Stimme Cesare als den Mörder. Frecher und offenkundiger würgte er den Gemahl seiner Schwester Lucrezia, wie er vorher den Lieblingskämmerer seines Vaters Pedro Caldes unter des Papstes eigenem Mantel erdolcht hatte. Daneben wüthete im Stillen das bekannte weiße Pulver der Borgia und räumte mit unheimlicher Sicherheit unter den Cardinälen auf, die sich nicht gefügig erwiesen. Als daher Alexander VI. plötzlich starb und mit ihm zugleich Cesare gefährlich erkrankte, war man allgemein überzeugt, daß sie aus Versehen ein Gift genommen, welches sie für Andere bestimmt hatten. Beim Anblick der gräßlich entstellten Leiche, der schwarz aufgelaufenen, aufgedunsenen Züge weideten, wie ein Geschichtsschreiber sagt, Tausende die haßentflammten Blicke an dem todten Drachen, der die Welt vergiftet hatte. Der Schlimmste aber lebte und würgte noch eine Zeit.

Das Alles sind weltbekannte Dinge; aber man muß sie stets dem Gedächtniß erneuern, wenn es sich um eine richtige Vorstellung von jenen Zeiten handelt.

Nicht mehr so grauenvoll, aber nicht minder entsittlicht waren die Zustände Roms unter Julius II. und dem frivolen Lebemann Leo X., der mit Schmunzeln von der „einträglichen Fabel des Christenthums" zu sprechen pflegte. Unter letzterem wurde der Vatican eine Schaubude für Possenreißer, Comödianten und Tänzer, und die Wände widerhallten von wieherndem Gelächter über die gemeinen Späße und Zoten der päpstlichen Schaubühne. War es doch ein Cardinal, der durch seine Verbindung mit Rafael berühmt gewordene Bibbiena (Bernardo Dovizi), der eine der beliebtesten damaligen Comödien, die Calandra, geschrieben hatte, welche Leo X. bei Anwesenheit der Marchesa Isabella Gonzaga im Vatican aufführen ließ. Der edlen Fürstin gefiel das Stück dermaßen, daß sie es später auf ihrer Bühne in Mantua zu widerholen befahl; wahrlich nur ein Beweis von der sittlichen Integrität jener erlauchten Dame, deren kräftiger Geist zu den höchsten Erscheinungen jener goldenen Zeit gehört und, fern von aller Prüderie, im Gefühl ihrer Lauterkeit auch derben Cynismus zu ertragen vermochte. Der Dichter hat die Menächmen des Plautus dadurch noch zu überbieten gesucht, daß die zu fortwährenden Verwechselungen Anlaß gebenden Zwillinge ein Bruder und eine Schwester sind, wodurch dann eine Reihe von Situationen herbeigeführt wird, wie sie sich possenhafter, aber auch unzüchtiger nicht denken lassen. Allerdings muß man stets die Verschiedenheit im Schicklichkeitsgefühl der einzelnen Zeit im Auge behalten, wie denn manches Plumpe, ja Obscöne selbst bei Shakespeare als Ausfluß einer derberen Zeit hinzunehmen ist: aber in der Calandra handelt es sich um nichts als um grobe Unsittlichkeit und Alles wird mit einer cynischen Deutlichkeit ausgemalt, die denn doch ein schlimmes Licht auf die sittlichen Zustände wirft.

Und ein weiterer Blick auf die italienische Literatur jener Zeit wird dies Urtheil bestätigen. Wenn im 15. Jahrhundert die Literatur durch ihre unmittelbare Anlehnung an classische Vorbilder und durch die Aufnahme der lateinischen Sprache, in der man das Ausdrucksmittel für alles Höhere verehrte, einen einseitig gelehrten Zuschnitt erhalten hatte, gegen welchen sich freilich Einzelne, wie Lorenzo de Medici zu Gunsten der Vulgärsprache und eines populären Inhalts auflehnten, so entwickelt sich bald nach dem Beginn des 16. Jahrhunderts eine nationale Literatur von eigenthümlicher Mannichfaltigkeit und Ueppigkeit. Von der Lyrik mit den Tausenden von Sonetten und Madrigalen ist am wenigsten zu sagen, da in diesen eng begrenzten Gattungen die Versuchung zu gezierter und geschraubter Ausdrucksweise zu nahe lag. Und doch ist hier schon die Meisterschaft in Beherrschung der Form bewundernswerth und beweist am besten, daß das formale Talent in den Italienern eine allen andern Nationen überlegene Ausbildung erlangt hatte. Auch fehlte es nicht an einzelnen Dichtern, welchen wie Serafino d'Aquila manches einfach Schöne im echten Tone des Volkslieds gelang. Zu diesen Ausnahmen darf man auch Vittoria Colonna und Michelangelo zählen. Hier ist wahre Empfindung, tiefgesättigter Gedankengehalt, Adel der Seele und kräftiger Wohllaut des Ausdrucks. Für Vittoria wurde der frühe Verlust ihres ritterlichen Gemahls, Ferrante d'Avalos, Marchese von Pescara, der Quell der Dichtung. Ein echter Schmerz gibt ihr jene elegischen Klagen ein, die so ergreifend aus ihren Versen uns entgegentönen. Immer mehr gibt sie sich dann gegen Ausgang ihres Lebens einer fast ascetischen Stimmung hin, die nur im Anschluß an das ewige Heil den Frieden findet. Einen ähnlichen Entwickelungsgang nimmt die jener innig von ihm geliebten Frau verwandte Gemüthsstimmung Michelangelo's. Wie weiß er in seinen früheren Gedichten das Sehnen einer unerfüllt gebliebenen reinen Liebe zu schildern:

„Wer ist's, der mit Gewalt mich an Dich reißt,
So frei ich bin, gefesselt und gebunden?
Wenn ohne Kette Du zu ketten weißt,
Mit unsichtbarem Band mein Herz umwunden!
Wer wird vor Deinem Antlitz mich beschützen,
Wer vor dem Flammenblitz der Augen,
Aus denen Amor selbst die Pfeile sendet?"

Und wer wird nicht ergriffen von dem Ausdruck glühender Hingebung in dem schönen Sonett:

„Wie wunderbar, o Herrin, wenn auch immer
Wir's neu erfahren, daß für läng're Zeiten
Ein Bildniß lebt, das wir aus Stein bereiten,
Als der, der ihm verlieh des Lebens Schimmer!

Den Ursprung siehst am letzten Ziel Du nimmer,
Es weicht Natur der Kunst im Siegesschreiten;
Ich weiß es, dem des Meißels Lust und Streiten
Bekannt — und seh' im Geist des Daseins Trümmer.

Ein langes Leben, sei's in Stein, in Farben,
Könnt' ich im Abbild schaffen für uns Beide,
Drinn uns're Seel' und Züg' ich eingeschrieben:

Daß tausend Jahre noch, nachdem wir starben,
Man säh' wie schön Du war'st, der ich mich weihte,
Und wie nicht Thorheit war mein heißes Lieben!"

Um die volle Wirkung dieser edlen Gedichte zu empfinden, muß man sie in der Ursprache lesen, deren markiger Klang, gedankenvolle Schönheit und rhythmischer Schwung selbst durch die beste Uebersetzung nicht erreicht wird:

„Sicchè mill' anni dopo la partita,
Quando tu bella fosti, ed io t'amassi,
Si veggia, e come a amarti non fui stolto."

So finden wir denn in der italienischen Lyrik jener Zeit neben manchem Erkünstelten und Geschraubten nicht selten den Ausdruck echter Empfindung und tiefer Gedanken. Und es fehlte diesen Schöpfungen keineswegs an einer lebendigen Theilnahme der Zeitgenossen. Besonders galt dies bei dem erregbaren Naturell der Nation von den Vorträgen der Improvisatoren, denen man mit einer Begeisterung lauschte, wie im Alterthum den homerischen Rhapsoden oder im Mittelalter den Gesängen der Troubadours. Von dem berühmtesten unter diesen Volksdichtern, Bernardo Accolti aus Arezzo, den man „l'Unico Aretino" nannte, wird uns berichtet, daß er namentlich am Hofe Leo's X. sowie am Urbinatischen in großem Ansehen stand. Wenn sich die Kunde verbreitete, „der Einzige" werde singen, so schloß man alle Läden; Handel und Verkehr standen still und die Menge strömte hin, ihn zu hören. Athemlos lauschten ihm Vornehme und Geringe man stellte Wachen an die Thüren, um Störungen zu vermeiden, Beifallssalven begleiteten seine Worte und die vornehmsten Prälaten drängten sich heran, ihn mit überschwänglichem Lobe zu überschütten.

Und doch steht ungleich glänzender das Epos in einer Reihe hochbegabter Dichter auf und hier vor Allem erkennt man sowohl die Schwächen wie die Vorzüge der nationalen Phantasie. Es war kein einheimischer, sondern ein entlehnter Stoff, die französischen Sagen vom Kaiser Karl und seinen Paladinen, welche die italienische Dichtung zum Gegenstand nahm. Da aber die mittelalterliche Welt mit ihren feudalen Verhältnissen, mit Ritterlichkeit, Treue und Keuschheit den damaligen Italienern unendlich fern lag, so vermochten sie diese ganze Welt nur durch das Medium des Spottes und der Ironie zu betrachten. So ergibt sich denn ein subjectives Hervortreten des Dichters, der in souveräner Keckheit mit seinem Stoffe schaltet. Wieder ein Beweis von der frühen und starken Ausbildung des Individualismus in Italien. Am wenigsten bemerkt man diesen durchaus modernen Standpunkt bei Bojardo, der in seinem verliebten Roland zwar die bunte Phantasie dieser Märchen- und Sagenwelt in ihrem kaleidoskopischen Wechsel dem Auge vorführt, aber noch in ernsthafter Weise das Ritterthum mit seinen idealen

Eigenschaften verherrlicht. Dagegen hatte schon Luigi Pulci in seinem „Morgante maggiore“ den Ton schalkhafter Komik angeschlagen, und in den Gestalten seines ungeschlachten Titelhelden und des noch ungeschlachteren Margutte ein possenhaftes Element eingeführt. Die ganze Frivolität der Renaissancecultur Italiens kichert aus seinem mit schlüpfrigen Scenen durchwebten Gedichte unverholen hervor; und nicht minder keck ist der Spott, den er mit den heiligsten Einrichtungen der Kirche treibt. Man kann das Sacrament der Taufe z. B. nicht boshafter verhöhnen als es im achten Gesange geschieht, wo die heidnische Prinzessin Meridiana sich schleunig taufen läßt, weil sie nur unter dieser Bedingung Olivier's Liebe erlangen kann. Was aber in diesen Dichtungen Liebe heißt, ist himmelweit entfernt von der edlen durchgeistigten Flamme, die wir darunter verstehen, ist ausschließlich nur roher Sinnengenuß. Nicht minder frivol sind die Anrufungen Gottes, der Madonna und der Heiligen, mit welchen jeder Gesang beginnt, wie denn gleich der Anfang des ersten das Evangelium Johannes travestirt und im zweiten sogar der für uns gekreuzigte höchste Jupiter („summo Giove, per noi crocifisso“) angerufen wird, beiläufig eines der zahlreichen Zeugnisse für die wunderliche Vermischung christlicher und heidnischer Anschauungen. Man kann sich den Effect solcher feierlichen Anrufungen, mit welchen der lascive Ton der nachfolgenden Geschichten oft den seltsamsten Contrast bildet, bei einer geistreichen, den kirchlichen Superstitionen längst entwachsenen, Zuhörerschaft lebhaft vorstellen; man glaubt ihren Jubel zu hören, wenn Margutte sein Glaubensbekenntniß dahin abgibt: „Il vero pater-nostro è il fegatello“.

Die höchste Vollendung sollte diese Gattung der Epopöe in Ariost's „Orlando furioso“ finden, der bekanntlich als Fortsetzung von Bojardo's Heldengedicht entworfen und ausgeführt wurde. Man darf an diese Werke nicht mit den Vorstellungen von Homer oder von den Nibelungen herantreten, man darf von ihnen nicht die flammende Begeisterung, die weltentiefe Gedankenkraft, den erhabenen Ernst und die religiöse Glut eines Dante verlangen. Ebensowenig darf man ein echtes Ritterthum voll romantischer Schwärmerei, darf man klar ausgeprägte und psychologisch durchgeführte Charaktere erwarten. Es sind üppig berauschende Bilder, in welchen mittelalterliches Ritterthum und Mönchswesen, antike Mythologie, griechische und römische Heroenwelt, christliche und heidnische Anschauungen, orientalische Feenmärchen und allegorische Gebilde bunt durcheinander wirbeln. Diese phantastische Welt zeigt uns der Dichter in der pikanten Beleuchtung eines durchaus modernen Geistes, der an nichts glaubt, mit Allem sein übermüthiges Spiel treibt, selbst die ernsten Vorgänge durch den Blitz schalkhaften Muthwillens zum übermüthigen Scherz umdeutet und einzig nur danach strebt, durch den Glanz der Schilderung, durch das neckische Spiel der Episoden, durch bezaubernde Lebendigkeit der Erzählung den Zuhörer zu fesseln, zu spannen und zu ergötzen. So darf dann auch im Sinne der Zeit das Schlüpfrige, Obscöne der Dichtung nicht fehlen; auch dies Element ist mit Künstlerhand

geschickt eingestreut und erhält durch die wunderbare Anmuth der Form poetisches Bürgerrecht. Wer weiß nicht, wie schwächlich die Helden Ariost's gezeichnet sind, wie niedrig meist seine weiblichen Gestalten stehen, die fast nur sinnliche Begierden erregen, wenn sie nicht selbst als ungeschlachte Reckinnen sich in den Kampf stürzen, wie Bradamante und Marfisa; wer wird nicht zugeben müssen, daß keine tiefere Idee, kein höherer geistiger Gehalt in seiner Dichtung zu finden ist? Sie spiegelt aber so wie sie ist den Geist der damaligen italienischen Cultur der höhern Stände, jene zügellose, nur auf sinnlichen Genuß gerichtete Tendenz, in welcher das große Streben einer Wiedergeburt des Lebens sich verloren hatte, weil alle ethischen Grundlagen durch die bodenlose Verderbtheit der Kirche und des Clerus systematisch aufgelöst und zu einem geistreichen Sybaritismus, einem frivolen, ironischen Spiel mit dem Höchsten und Edelsten herabgekommen waren. Man braucht nur den 28. Gesang des Orlando furioso zu lesen, der von der Untreue der Frauen handelt und man wird sagen müssen, daß man in den höchsten Dichterschöpfungen keiner Nation ähnlich Anrüchiges findet. Und doch ist und bleibt Ariost's Gedicht einer der glänzendsten Sterne am Himmel der neueren Poesie, und kein Ohr wird sich dem bestrickenden Zauber dieser voll dahinrauschenden Ottaven entziehen können.

Kein Wunder, daß solchen Dichtungen das völlig parodische Epos durch Berni und durch Folengo's „Orlandino" (1526) auf dem Fuße folgte. Was wollte dagegen die steifbeinige Ehrbarkeit von Trissino sagen, der in seiner „Italia liberata" sich mühsam in den gelehrten Geleisen des classischen Alterthums bewegt. Tasso's großes Heldengedicht dagegen steht in seiner ernsten religiösen Richtung schon unter dem Einfluß der Gegenreformation und fällt daher nicht mehr in den Rahmen dieser Betrachtung.

Vielleicht noch klarer enthüllt uns das Schicksal des Dramas in Italien den Geist jener Epoche. Was zunächst die Tragödie betrifft, so beginnt sie mit vielversprechenden Anfängen, die aber bald durch die überwiegende Nachahmung der Alten auf unfruchtbare Irrwege ausmünden. Man wird in Trissino's „Sofonisba", dem ersten und zugleich dem bedeutendsten Trauerspiel des 16. Jahrhunderts, eine entschiedene Begabung für Schilderung tragischer Conflicte nicht verkennen. Vor Allem ist der Charakter der Heldin trefflich gezeichnet, und einzelne Scenen, so namentlich der Abschied von den Ihrigen, sind voll echter Poesie. Ebenso fehlt es in den Chorgesängen nicht an schwungvoll lyrischen Stellen; aber das Ganze leidet doch an übelverstandener Nachahmung der Griechen; der Chor selbst mit seinen ungebührlich die Handlung retardirenden, meist überflüssigen Expectorationen, die endlos weitläufigen Erzählungen, die übermäßige Anwendung von Boten, welche die umständlichsten Nachrichten bringen, das Alles verkümmert den echt poetischen Gehalt des Werkes. Noch viel sclavischer begibt sich Giovanni Rucellai mit seinem „Orest" in die Abhängigkeit der griechischen Tragiker, und was desselben Verfassers „Rosmunda" betrifft, so greift dies Trauerspiel zwar

in ein romantisches Stoffgebiet (ältester Longobarden-Zeit), fällt aber damit in jene Schauer- und Gräuelwelt, in deren stets zunehmenden Blutlachen alles echt tragische Leben erstickt ward. Wie weit diese Verirrung gehen sollte, beweist unter vielen Anderen Martelli's „Tullia", die als abschreckendes Scheusal über die Bretter tobt. Für solche Tragödien, die häufig nicht einmal zur Aufführung gelangten, vermochte sich die Nation nicht zu begeistern.

Weit mehr kam der verweichlichte Sinn der höheren Klassen den Schäferdichtungen, wie Sannazaro's „Arcadia" entgegen; aber den höchsten Reiz gewährte doch das **Lustspiel**, in welchem man von Uebersetzungen und Nachbildungen der Komödien des Plautus und Terenz ausging, bald aber den obscönen Inhalt der derbsten antiken Stücke noch weit überbot. Ein Beispiel davon fanden wir schon in Bibbiena's „Calandra"; aber selbst strenge Staatsmänner und ernste Geister verschmähten es nicht, sich gelegentlich auf diesem Gebiete zu ergehen. So entstand Machiavelli's „Mandragola", eine mit ätzender Schärfe die Laster der Zeit, die Ruchlosigkeit der höheren Stände, die sittliche Verwilderung des Familienlebens aufdeckende Komödie. Besteht doch einer der bezeichnendsten Züge darin, daß es ein Geistlicher ist, der mit seinen Sophismen eine tugendhafte Frau zur Sünde verleitet, und zwar um schnödes Geld, einem Liebhaber zu Gefallen. Gleichwohl darf man nicht wähnen, solche Schilderungen seien von den damaligen Zuhörern im Sinne einer moralischen Strafpredigt hingenommen worden. Vielmehr ist unverkennbar, daß die Komödiendichter in Ausmalung der Unzucht wetteiferten und damit dem allgemeinen Geschmack entgegenkamen. Solcher Art ist die „Clizia" Machiavelli's, wo die Figur des schamlos verliebten Alten im Mittelpunkt steht, und die unsaubere Komik im zweiten Aufzug des fünften Acts, in der Erzählung von der Bestrafung desselben, ihren Höhepunkt erreicht. Selbst ein Ariost mit seiner „Lena" opfert dieser Geschmacksrichtung, die bis auf Lodovico Dolce's „Ragazzo", Cecchi's „Assinolo" und Aretino's Komödien in zahlreicher Nachfolge auf dem einmal eingeschlagenen Wege beharrt.

Die gesammte italienische Komödie jener Zeit gefällt sich bei einem lediglich äußeren Streben im Gebiete des Possenhaften, Burlesken und Lasciven. Sie nimmt keinen Anlauf zu tieferer psychologischer Entwickelung, schildert keine Gemüthsconflicte und dreht sich stets um den einen Punkt derb sinnlicher Liebe. Ebensowenig faßt sie das Element einer feineren Charakteristik in's Auge, vielmehr gibt sie statt der Charaktere leere Masken, conventionelle Typen des angeführten Ehemannes, des verliebten Alten, des buhlerischen Weibes, der Kupplerin, des heuchlerischen Mönches. Ueberall nur der Sinn für äußerliches Geschehen, für derbkomische Verwickelungen possenhafter Intriguen. Man hat wohl die Ansicht ausgesprochen, daß eine höhere Entfaltung des italienischen Dramas durch die höfische Pracht der Ausstattung mit Decorationen, Musik und Ballet im Keime erstickt worden sei. Richtiger wird man auch diese wohl auf dieselbe Quelle zurückführen müssen, auf den

überwiegenden Hang zur Aeußerlichkeit, die Abneigung gegen gedankliche Vertiefung, welche einer überwiegend sinnlichen Nation im Blute steckt und durch die Cultur der Renaissance noch gesteigert wurde. Denn was im 15. Jahrhundert, in der Jugendzeit des Humanismus, Ziel des begeisterten Studiums unter opferfreudiger Hingabe aller Kräfte gewesen war, das wurde jetzt der neuen Generation ein Gegenstand leichten Spieles, sybaritischen Genusses. Man muß immer wieder auf den Gegensatz von Deutschland hinweisen, wo dieselbe geistige Strömung, statt anmuthig auf der Oberfläche des Lebens zu verweilen, in die Tiefe des Gewissens hinabstieg und zur Neugestaltung des Glaubens, der Wissenschaft und des sittlichen Lebens hindrängte. Als Luther 1510, ein gläubiger Pilger, nach Rom kam und im Kloster Sta. Maria del Popolo einkehrte, brauchte er nur in eben dieser Kirche seine Augen aufzuschlagen, um die köstlichen Werke der neuen Kunst zu bewundern. Aber das Alles hat ihn offenbar wenig gerührt, er sah überall nur den „großen Gräuel des Papstthums“, den unevangelischen Prunk des Statthalters Christi und der Cardinäle, die offenkundigen Laster der Geistlichkeit, und ohne Zweifel haben diese Eindrücke dazu beigetragen, das reformatorische Werk in ihm zu reifen. —

Fahren wir fort in unserer Umschau, so begegnet uns die Novelle, die als eine der Lieblingsgattungen der Poesie bei den Italienern schon seit Boccaccio die Richtung auf das Lascive festhielt. Auch sie nimmt ihre Stoffe häufig aus der Fremde, vermischt in buntphantastischer Weise mittelalterliche Elemente mit antiken Anschauungen und fügt dazu Stoffe aus der unmittelbaren Wirklichkeit, Alles aber vorwiegend in frivoler und üppiger Tendenz. Ein durchgehender Grundzug ist auch hier die beißende Satire gegen die Geistlichkeit, deren Laster das beliebteste Thema schon bei Massuccio von Salerno bilden. Noch ausgeprägter bei dem Florentiner Agnolo Firenzuola (1548), bei dem die Helden der obscönsten Geschichten regelmäßig Priester, Mönche und Nonnen sind. Dabei ist es gewiß bezeichnend, daß die schmutzigsten dieser Novellenschreiber, wie Firenzuola, selbst Geistliche sind. So auch der verrufene Bandello (1480 bis 1562), der nicht blos Dominicanermönch war, sondern sogar zum Bischof ernannt wurde, und in seinen drei Bänden Novellen sein nicht geringes Talent der Beobachtung und Darstellung meist durch moralischen Schmutz besudelt. Nicht minder bezeichnend, daß in jenen Novellen, welche das Thema des durch die List der Frau hintergangenen Ehemannes variiren, häufig am Schluß eine Nutzanwendung gegeben und Allen zur Nachahmung die Klugheit der Frau empfohlen wird, welche den Schein der Ehrbarkeit zu wahren und doch ihre Gelüste zu befriedigen wisse. —

Es ist nicht erfreulich, bei dieser Seite des damaligen italienischen Geisteslebens länger zu verweilen; doch können wir unsere Bemerkungen darüber nicht schließen, ohne jenes schamlosesten aller literarischen Banditen zu gedenken, welche jemals die edle Buchdruckerkunst mißbraucht haben, des Pietro Aretino. Wie er in seinen „Ragionamenti“ und anderer ebenbürtiger Bordell-Lectüre so ziemlich das Schlimmste der schlüpfrigen Literatur des

15. Jahrhunderts überbietet, so läßt er auch mit seiner vergifteten Feder als ehrabschneidender Strauchdieb Alles hinter sich zurück, was die Poggio, Filelfo, Beccadelli und wie sie heißen mögen, in dieser Richtung je verbrochen haben. Vor seiner Ruchlosigkeit zitterte die ganze gebildete Welt und von seiner Freistätte in Venedig aus brandschatzte er durch frechste Zumuthungen die Fürsten nicht blos Italiens. Trotzdem nannte die Zeit ihn den Göttlichen („il divino") und der Papst, der Kaiser, der König von Frankreich, ja selbst Sultan Soliman, viele andere Fürsten nicht gerechnet, überhäuften ihn mit Geschenken, goldenen Ketten, Jahrgehalten und anderen Wohlthaten, um die Schmeicheleien seiner feilen Feder zu erkaufen, noch mehr aber, um sich vor seinen giftigen Verläumdungen sicher zu stellen. Als er Rom besuchte, nahm Julius III. ihn auf's Glänzendste auf und umarmte sogar diesen literarischen Schandbuben; er selbst aber ließ eine Münze auf sich schlagen, die ihn als die Geißel der Fürsten („flagellum principum") bezeichnete. Das Schamloseste indeß war wohl, daß diese Schmutzseele sich erdreistete, an Michelangelo einen aus Drohungen und Schmeicheleien widerlich gemischten Brief zu schreiben, in welchem er den großen Meister auf die „unanständigen Nuditäten" in seinen Gemälden der sixtinischen Kapelle aufmerksam machte und ihn ermahnte, dergleichen abzustellen! Aber an der diamantenen Reinheit des edlen Künstlers scheiterte dieser Versuch von Einschüchterung und Erpressung. Aretino's Existenz allein ist ein furchtbarer Beweis von der moralischen Fäulniß, von der sittlichen Indifferenz des damaligen Italien.

Verschärft aber werden alle diese Erscheinungen durch einen wichtigen Umstand: die Schmutzliteratur der Humanisten des 15. Jahrhunderts hüllte sich in das Gewand der lateinischen Sprache, war daher nur den gelehrten Kreisen zugänglich; die schlüpfrigen Novellen, Komödien und Epopöen des 16. Jahrhunderts enthüllen allem Volke, besonders der Jugend und den Frauen, ihre ganze Obscönität im durchsichtigen, Allen verständlichen Idiom der Vulgärsprache. Damit waren alle Schleusen geöffnet, und der schlammige Inhalt wälzte sich verheerend über das ganze Land, unaufhaltsam die Volksseele vergiftend. —

Mit schmerzlicher Empfindung wendet sich das Auge des Culturhistorikers von diesen Erscheinungen ab, die er freilich nicht umgehen durfte, wenn er ein wahrhaftes Bild der Epoche zeichnen sollte. Aber wo so viel tiefer Schatten, da ist in der Regel auch glänzendes Licht zu vermuthen; und in der That, an solchen Lichtseiten fehlt es dem wunderbar reichen Bilde jener Cultur keineswegs. Wir dürfen zunächst nicht vergessen, daß neben jenem frivolen Treiben, welches besonders in der Sittenlosigkeit des Clerus gipfelte, eine Reihe ernster, hochsinniger Männer und Frauen vorhanden war, in welchen die rein geistige Richtung der platonischen Akademie, manchmal in eigenthümlicher Vermischung mit christlichen Anschauungen, das ganze Leben beherrscht. Wenn Michelangelo uns auch nicht als einer der größten Künstler dastände, wir würden ihn schon wegen seiner Lauterkeit und Charaktergröße,

wegen der reinen Flamme, die in seinen Gedichten wie ein heiliges Feuer lodert, verehren. In diesen poetischen Ergüssen strömt eine machtvolle, mit Energie nach dem Höchsten ringende Persönlichkeit ihr Innerstes aus; sie enthalten das Glaubensbekenntniß des Meisters, geben in männlicher Kraft gedankenvoller Sprache Zeugniß von den Entwickelungen seines Geistes. Die glühende Hingebung an die Welt des classischen Alterthums umfaßt bei ihm nicht blos die Schönheit der antiken Kunstwerke, sondern fast mehr noch die Gedankentiefe der platonischen Akademie, der er in jungen Jahren zu Florenz nahe gestanden. Das sind die Ideale seiner Jugend, mit denen sich bald die sehnsuchtsvollen Ausrufungen der Geliebten mischen. Aber inmitten einer frivolen Zeit und eines zügellosen Lebens steht seine Liebesempfindung bei dem tief ethischen Kern seiner Natur rein und lauter da. Das Bild der Geliebten verschmilzt sich ihm mit dem der Kunst; es wird ihm vollends zur Idee, die sein künstlerisches Schaffen beseelt.

„Nur höchste Schönheit konnte mich entzünden,
Von ihr allein gewann ich
Die Kraft, Unsterbliches zu schaffen.
Klein sah in Deinem Blick ich meine Größe,
Dich Selt'ne wählt' ich und dem Volk entrann ich:
In meinen Werken lebt nun fort mein Lieben."

Aber die ideale, am Platonismus genährte Glut seiner Mannesjahre wendet sich mit zunehmendem Alter, nicht ohne den umbildenden Einfluß seiner hochsinnigen Freundin, immer mehr der christlichen Anschauung zu. Es ist ergreifend, diesen titanenhaften Geist, der wie der Erzvater mit Gott selbst gerungen, immer milder, demüthiger, ergebener werden zu sehen, in den Gedichten seines Greisenalters nur noch den Ausdruck tiefer religiöser Inbrunst, reuiger Zerknirschung zu finden. In dieser Stimmung läßt er wehmuthvolle Klänge von Resignation, wie Klagen eines Einsamen zu uns dringen.

„Auf sturmbewegten Wogen ist mein Leben
In schwachem Schiff zum Hafen schon gekommen,
Wo von den bösen Thaten und den frommen
Uns Allen obliegt Rechenschaft zu geben.

Und wohl erkenn' ich nun mein innig Streben,
Das heiß abgöttisch für die Kunst entglommen,
Des Irrthums Bürden oft hat aufgenommen;
Und thöricht ist der Menschen Thun und Weben.

Was kann der eitlen Liebe Reiz noch bieten,
Nun, da sich mir zwiefacher Tod bereitet,
Ein sich'rer und ein drohender — und Friede.

Kann Farb' und Meißel nicht dem Geiste geben,
Der jene Liebe sucht, die ausgebreitet
Die Arm' am Kreuz, um uns emporzuheben."

Freilich sah er auf ein langes Leben voll schmerzlicher Enttäuschungen zurück. Die edle Freundin war ihm im Tode vorausgegangen, einsamer, stiller wurde es um den alternden Meister. Und nicht am wenigsten schwer empfand er sein Leben lang den Untergang der florentinischen Freiheit, die er selbst heldenmüthig, jeder Gefahr trotzend, vertheidigt hatte. Um ihn aber war eine neue Generation herangewachsen, die bei gesteigerter äußerer Routine den Verfall der Kunst sichtlich herbeiführte. Endlich klingt aus seinen spätesten Herzensergüssen ein Widerhall der umgewandelten Zeitströmung uns entgegen, die nach verrauschter Lust die Aschermittwochsstimmung der reuevollen Einkehr in's Innere erkennen läßt. Wie dem auch sein mag, und wie sich in herber Einseitigkeit der alternde Michelangelo zuletzt sogar von den künstlerischen Idealen seiner Jugend und seines Mannesalters zur christlichen Askese wendete, jedenfalls bleibt er eine der erlauchtesten Gestalten jener großen Zeit.

Und nicht minder edel zeichnet sich das Bild jener hohen Frau, welche die Welt unter dem Namen der Vittoria Colonna kennt, dem großen Meister innig verbunden durch denselben Adel der Gesinnung und durch eine rührende bis zum Lebensende ausdauernde Freundschaft. Wir finden eine ganze Reihe hochstehender, meist fürstlicher Frauen, in welchen sich alle edlen Elemente der Bildung jener Zeit wie in einem Brennpunkt sammeln, noch erhöht und geläutert durch den Hauch echt weiblicher Anmuth. In Ferrara ist es Eleonora von Aragonien, die Gemahlin des Herzogs Ercole, in Mantua Isabella d'Este, die Gattin des Francesco Gonzaga, in Urbino sind es die Herzogin Lisbetta und Emilia Pia, zu denen man die als Dichterin gepriesene Gräfin Veronica Gambara, aus Correggio, endlich in Venedig die berühmte Caterina Cornaro, Königin von Cypern, fügen kann. Diese edlen Frauengestalten bilden den Mittelpunkt höfischer Kreise, in welchen der Glanz der Bildung sich oft mit tiefer Gründlichkeit verband, Gelehrte, Dichter und Künstler ihr Bestes beitrugen, dem Leben nicht blos flüchtigen Reiz, sondern tieferen Gehalt zu verleihen. Ein bezauberndes Bild solcher Geselligkeit hat Castiglione in seinem „Cortigiano“ als ein edles Denkmal jener Zeit und ihrer Cultur entrollt. Die Damen selbst, früh schon in das Studium der classischen Sprachen und Literaturen eingeweiht, nehmen lebendigen Antheil an allem geistigen Streben. Ihnen gebührt ein hervorragendes Verdienst um die Entwickelung von Literatur und Kunst, denn sie förderten nicht blos durch ihre Aufmunterung alles Edle, sondern wiesen auch in einer Zeit freiester Entfesselung aller Kräfte durch ihr hohes Beispiel dem gewaltigsten Drängen das schönste Maß. Lionardo hat in seiner Mona Lisa, Rafael in seiner Johanna von Aragonien herrliche Abbilder jener im Sonnenglanze edelster menschlicher Bildung strahlenden Frauen hingestellt. Vergessen wir nicht, daß neben den gleißenden, mindestens in zweideutigem Licht schillernden Zügen einer Lucrezia Borgia dieselbe Zeit doch auch solche fleckenlose Frauengestalten aufzuweisen hat.

Solche Geister waren es, die sich in edlen Gemeinschaften, wie dem „Oratorium der göttlichen Liebe" verbanden, zu dem auch der Cardinal Caraffa und sein Freund Gaetano Tiene, namentlich auch der edle Contarini, Sadoleto und viele andere erlauchte Namen gehörten. Von diesem Mittelpunkte aus sollten später die Bestrebungen zu einer sittlichen und geistigen Wiedergeburt der Kirche ihren Ausgang nehmen.

Aber auch die Literatur zeigt genug Spuren eines höheren Sinnes und ernsteren Strebens, am meisten da, wo sie mit der gelehrten Forschung sich verbündet, und von dieser getragen wurde. Ihren Ausgangspunkt hatten diese Bestrebungen in den Studien des classischen Alterthums, die mehr als je nunmehr in Rom, unter der Anschauung der von Tag zu Tag wieder an's Licht gezogenen antiken Kunstwerke, Inschriften und anderer Antiquitäten, und unter der mächtigen Förderung von Päpsten wie Leo X. zu glänzender Blüthe gelangte. Antiquare wie Albertini, Pomponio Leto, Manetti, Andrea Fulvio sammelten nicht bloß die antiken Denkmäler, sondern ließen ihnen auch eine wissenschaftliche Behandlung angedeihen, die nicht geringen Einfluß auf die Entwicklung der Kunst gewinnen sollte. Nicht minder entscheidend war, daß der Geist des classischen Alterthums auf die Geschichtschreibung einwirkte und eine Reihe von großen Historikern erzeugte, die nun nicht mehr in der wunderlich gemischten Vorstellungsweise des 15. Jahrhunderts Modernes und Antikes miteinander verquicken, sondern zu klarer Objectivität in unbefangener Beobachtung und Darstellung der Weltbegebenheiten ihrer Zeit sich erheben. An der Spitze steht hier Niccolo Macchiavelli, der in seinen meisterhaften Betrachtungen über die erste Decade des Livius, in dem bedeutenden Werk über die Kriegskunst, in dem berühmten Buche über den Fürsten, sowie in seinen Gesandtschaftsberichten jenen großen staatsmännischen Blick und den objectiven, historischen Standpunkt offenbart, den er dann in seiner florentinischen Geschichte späterhin so glänzend documentiren sollte. Neben ihm ist Guicciardini zu nennen, ebenfalls ein Florentiner von angesehener Herkunft, ebenfalls Staatsmann, der in seiner florentinischen Geschichte das Meisterwerk damaliger Historiographie geschaffen hat, durch Klarheit des Urtheils, tiefes Verständniß der Menschen und der Dinge und durch classische Objectivität der Darstellung hervorragend. Wenn er, gleich anderen Historikern der Zeit, es für nöthig hielt, seine Darstellung nach dem Muster des Livius durch fingirte Reden aufzuputzen, so zahlt er damit den unvermeidlichen Zoll an die vergötterten antiken Vorbilder. Auch Paolo Giovio gehört hierher, der freilich an Größe des Sinnes jenen Beiden beträchtlich nachsteht, auch von der Anwendung der lateinischen Sprache sich nicht frei machen kann, immerhin aber durch die Genauigkeit seiner auf eigenen Erlebnissen fußenden Darstellung seinen eigenthümlichen Werth behauptet,

Das Höchste aber unter den Schöpfungen dieser großen Zeit sind die Werke der bildenden Künste. In dem vielfach verworrenen, widerspruchsvollen Wesen der Zeit gewähren sie den Eindruck einer gesammelten Kraft,

Größe und Schönheit, in der alle Elemente zu vollkommener Harmonie verschmelzen. Jetzt erst erreichen sie den Abschluß dessen, was seit drei Jahrhunderten sich in steter Bewegung vorbereitet hatte, jetzt erst streifen sie alles Kleine, Enge, Zufällige ab und schwingen sich zur Höhe classischer Vollendung empor. Wenn in allen anderen Geistesprodukten der Zeit eine einseitige Richtung zum Ausdruck kommt, so offenbart sich hier das ganze Naturell und die vielseitige Begabung eines edel gearteten Volkes in seiner Vollkraft.

Entschieden wurde das Schicksal der bildenden Künste dadurch, daß sie ihren Hauptsitz nach Rom verlegten. Während der Entwicklungsepoche des 15. Jahrhunderts war Florenz der Vorort, die Wiege, die Heimath der Künste gewesen. Die frische Luft eines Freistaates, der belebende Hauch des strebsamen Bürgerthums, aus welchem sich die fürstengleiche Macht der Mediceer erhob, alle höhere Bildung in Wissenschaften und Künsten fördernd, das waren die naturgemäßen, lebenschaffenden Bedingungen für die Entfaltung einer Kunst, die in rastlosem Fortschreiten seit Cimabue und Giotto unaufhaltsam dem höchsten Ziele nachgestrebt hatte. Als die Kunst alle Gebiete des Erkennens und Darstellens durchmessen und sich nun zum straffen Zusammenfassen ihrer reichen Gaben anschickte, da wollten es günstige Gestirne, daß ihrer höchsten Bethätigung der größte Schauplatz geöffnet wurde. Wohl wirkte auch in Florenz noch eine Reihe bedeutender Meister, die in ihrer Weise an der Entwickelung des freien, großen Stils theilnahmen, und erst als mit dem letzten Aufstand gegen die Medici (1527) und der heldenmüthigen aber vergeblichen elfmonatlichen Vertheidigung der Stadt gegen das überlegene Heer des Kaisers die Freiheit für immer zu Grabe getragen ward, sank auch unaufhaltsam die Kunst und ließ nur noch einem mattherzigen höfischen Epigonenthum Raum. Ihre neue Heimath hatte sie längst in Rom gefunden, seit durch Julius II. Meister wie Bramante, Michelangelo, Rafael dorthin berufen worden waren. Und hier strahlt nun neben den tiefen Schatten, welche die sittlichen Zustände der ewigen Stadt uns enthüllt hatten, ein glänzendes Bild uns entgegen, mehr als Alles geeignet, uns mit jenem Dunkel auszusöhnen. Denn wie in der moralischen Welt Nichts als absolut schlecht hingestellt werden kann, wie in der Nacht tiefster sittlicher Versunkenheit uns noch ein Hoffnungsschimmer tröstet, so ist im Leben einer großen Stadt nicht Alles von dem Schmutz entstellt, der sich gerne auf der Oberfläche breit macht. Und so finden wir im damaligen Leben Roms genug Züge des Edlen, Hohen, Schönen, die uns die Gegensätze bald vergessen machen.

Vor Allem war Rom von altersher mit dem feierlichen Glorienschein der Weltherrschaft umgeben, der im wiederbelebten Studium des classischen Alterthums neu auflebte und eine höhere Weihe empfing. Wie auch das Priesterthum entartet sein mochte, Rom war doch wieder das Haupt der Welt, die Vertreterin der höchsten Idee, deren die damalige Menschheit fähig war. Und der Vatikan selbst hatte sich rückhaltlos dem Humanismus hin-

gegeben, ließ sich auf den Wogen der großen geistigen Strömung treiben, welche die Edelsten der Zeit bewegte. Noch hielt man es im Vatikan nicht für nothwendig, sich den fortschreitenden Ideen des Völkerlebens feindlich gegenüber zu stellen. So war das Papstthum schon in Vertretern wie Martin V. und Sixtus IV., mehr noch in Julius II. und Leo X. ein Mittelpunkt für das wissenschaftliche, literarische und künstlerische Leben der Zeit geworden. Rom war damals das Vaterland aller Gelehrten, die Heimath der Wissenschaften; Alterthumsforscher und Historiker standen an der Spitze der Bewegung, die einem Antäus gleich aus dem antiken Boden der ewigen Stadt stets neue Kräfte in sich sog. Mit glühendem Wetteifer grub man nach Alterthümern, sammelte antike Inschriften und Kunstwerke, gründete und vermehrte Bibliotheken und Museen, so daß die Summe des Wissens und der Gelehrsamkeit stets höher stieg. Julius II., trotz seines gewaltthätigen, kriegerischen Lebens, Leo X. trotz seines weichlichen Sybaritismus stellten sich mit mächtiger Förderung an die Spitze der Bewegung, die Cardinäle folgten, und wenn einzelne dieser Kirchenfürsten über ein Jahreseinkommen von dreißig Tausend Dukaten verfügten, wovon Vieles freilich für frivolen Luxus verwendet wurde, so blieb doch genug auch für die edelsten Güter der Wissenschaft und Kunst übrig. Die zahlreichen, prächtigen Stiftungen, Schöpfungen der ersten Meister und des höchsten Ranges, sind deß noch jetzt leuchtende Zeugnisse.

Mit den hohen geistlichen Würdenträgern wetteiferten dann selbst einzelne hervorragende Männer aus bürgerlichen Kreisen und vor Allem der sienesische Banquier Agostino Chigi, die ebenfalls aus Siena stammenden Spannochi, ein Bindo Altoviti, Namen, an welche sich zu unvergänglichem Gedächtniß die Thätigkeit eines Rafael knüpft. Von dem üppigen Glanz der lustigen Tage Leo's X. zeugt am besten jenes berühmte Gastmahl, welches Chigi in seiner von Peruzzi erbauten und von Rafael mit Fresken geschmückten Villa, der heutigen Farnesina, dem Papst und seinem Hofe einstens gab. Von goldenen Geräthen und Geschirren aß man, und nach jedem Gange ließ der Hausherr vor den Augen der staunenden Gäste das Goldgeschirr in den vorbeifließenden Tiber werfen. Nur schade, daß heimlich ausgespannte Netze dies Opfer sorglich auffingen und dem prahlenden Gastgeber zurücklieferten! Damals ahnte man noch nichts von dem furchtbaren Gericht, welches kurze Zeit darauf (1527), herbeibeschworen durch die Verrätherei Papst Clemens VII., ebenfalls eines Mediceers, die ewige Stadt ereilen sollte: jener Einnahme und Plünderung Roms durch das Heer Karls V., bei welcher die deutschen Landsknechte, verbunden mit der entmenschten spanischen Soldateska, der Unglückseligen ein Hunderttausendstel von dem Fluch und dem Unheil zurückgeben sollten, mit welchem das Papstthum seit einem halben Jahrtausend Deutschland heimgesucht hatte! —

In solche Umgebungen versetzt, hätte die italienische Kunst so gut wie die gleichzeitige Poesie leicht höfisch und frivol werden können, wenn nicht ein Trieb zum Höchsten die edelsten Meister beseelt und hoch über dem

Alltagstreiben in den Aether der Idee hinaufgehoben hätte. Von Michelangelo wissen wir es aus zahllosen Stellen seiner Gedichte, von Rafael ebenfalls aus bezeichnenden Aeußerungen, daß es im Sinne der platonischen Lehre eine höchste Idee des Schönen war, deren Verwirklichung sie erstrebten. Alle Kunstwerke, welche jene Zeit hervorgebracht, bezeugen dies nicht minder laut und deutlich. Aber auch zu Julius des Zweiten Ruhm muß es gesagt werden, daß er von der Kunst nicht das Kleine, Gefällige verlangte, sondern durchaus das Große und Gewaltige, und daß er ihr Aufgaben stellte, die ihrer vollen Kraft würdig waren. Auf die Weltbühne Roms versetzt, fiel somit alles Enge einer Localkunst von ihr ab; an ihren großen Aufgaben reifte sie selbst heran, entfaltete ihren freien großen Stil in ganzer Majestät, ward Weltkunst im höchsten Sinne des Wortes. Wie zu den Zeiten des Phidias, schuf sie wieder aus den tiefsten Anschauungen ihrer Zeit Gebilde von unvergänglichem, allen Wechsel der Zeiten überdauerndem Werthe.

Dazu wirkte dann in entscheidender Weise die unmittelbare Berührung mit dem classischen Alterthum. Noch uns Spätlebende erfaßt ein neues Daseinsgefühl, wenn wir den Boden Roms betreten, wenn die ernste Größe seiner aus Ruinen und Tausenden von Kunstwerken zu uns redenden Vergangenheit das Gemüth ergreift. Wie fällt da alles Kleinliche einer drückenden, beengenden Wirklichkeit von uns ab; wie erquickt sich die Seele im Verjüngungsbade antiker Herrlichkeit; wie weichen die Nebelschleier von dem befangenen Auge, das nun erst gewohnt wird, den Sonnenglanz höchster Schönheit in sich aufzunehmen! Welches tiefere Gemüth erfährt hier nicht eine Läuterung und Befreiung seines ganzen Wesens! Noch viel stärker wirkte auf die Menschen der Renaissance diese große Vergangenheit. War es doch ein jugendliches Geschlecht in der ungebrochenen Frische erster Begeisterung, betrachteten sie sich ja schon durch Geburt und Abstammung als die Erben jener großen Zeit. Und den Italienern des 16. Jahrhunderts trat das classische Alterthum nicht mehr mit jener verworrenen, unklaren, aus wenigen Bruchstücken geschöpften Gestalt entgegen, wie es den Vätern der Renaissance ein Jahrhundert vorher erschienen war. Der gemeinsame Eifer mehrerer Generationen von Künstlern und Gelehrten hatte ein vollständigeres Bild der untergegangenen Herrlichkeit aus den immer zahlreicher an's Licht geförderten Denkmälern zu Stande gebracht. Vergessen wir nicht, daß damals das Meiste von jenen berühmtesten Schöpfungen antiker Plastik aus Schutt und Versunkenheit ihre Auferstehung feierte, welche bis auf Winckelmann, Lessing, Goethe als die höchsten Schöpfungen der antiken Bildnerei galten, bis die Entdeckung der Parthenonsculpturen noch Höheres kennen lehrte. Damals wurden der Apoll vom Belvedere, der Torso, der Laokoon, die Ariadne und so manche andere Meisterwerke dem Erdboden wieder enthoben. Kein Wunder, daß solche Schöpfungen durchgreifenden Einfluß auf die Künstler und ihre neuentstehenden Werke gewannen. Nicht minder wurde durch regen Verkehr mit Gelehrten und Alterthumskennern, mit denen Rom angefüllt

war, den Künstlern ein neues Licht über das classische Alterthum entzündet. Selbst ein Rafael opferte einen Theil seiner kurzen Lebensjahre der Erforschung und Aufdeckung des antiken Rom.

Am unmittelbarsten zog die Architektur Gewinn aus diesem neuen Verhältniß zur Antike. Man braucht nur die mächtigen, leider nicht vollendeten Pfeilerhallen des größeren Palazzo di Venezia zu betrachten, um die directe Einwirkung des Colosseums zu empfinden, um zu erkennen, wie die Architektur hier aus dem Engen der zierlichen florentinischen Säulenhöfe einen entschiedenen Schritt in die freie Großräumigkeit des römischen Stiles thut. Die ganze Größe dieser Bauweise, von den Grazien des edelsten Maßes umspielt, finden wir dann in den Palastfaçaden und Hofhallen Bramantes, in der Cancelleria und dem Palazzo Giraud, im köstlichen Hofe von Sta. Maria della Pace, dann mit mächtiger ausholendem Schwunge in dem leider nachmals verbauten gewaltigen inneren Hofe des Vaticans, sowie dem durch Rafaels Loggien unsterblich gewordenen Cortile di S. Damaso. Eine Reihe großer Meister, vom älteren Giuliano da S. Gallo über Peruzzi, Rafael und Giulio Romano, bis zu Michelangelo hin entwickelt den römischen Palasttypus in allen seinen Schattirungen und stellt zugleich in den Villen Farnesina, Lante, Madama ideale fürstliche Landsitze hin, umflossen von dem farbenschimmernden Zauber einer aus der antiken Märchenwelt wie eine neue, schaumgeborene Aphrodite auftauchenden Decoration. Die wehmüthige Poesie der goldenen Zeit der Renaissance blickt uns träumerisch aus den halbverfallenen Hallen dieser von der höchsten Kunst geadelten Lustsitze an.

Daneben aber entwirft Bramante in seinen Plänen für St. Peter zugleich die Grundzüge für den höchsten Monumentalbau der goldenen Zeit, indem er den gewölbten, gegliederten Centralbau mit hochragender Mittelkuppel zeichnet, den erst Michelangelo durch die Riesenkuppel St. Peters zur Vollendung bringt. In all' diesen Werken liegt das Entscheidende darin, daß mit den letzten Resten mittelalterlicher Construction und Detailbildung völlig aufgeräumt wird, und daß das Gesetz der römisch-classischen Architektur ausschließlich alles Bauen beherrscht. Und hier erkennen wir dasselbe Grundgesetz, welches in der Literatur jener Epoche sich geltend macht, denn so gut dort der christliche Gott wieder „Jupiter", der Himmel „Olymp", die Cardinäle „Senatoren", der Papst „Divus" und „Optimus Maximus" heißt, so gut in Sannazaro's Gedicht „de partu Virginis" die Fleischwerdung des Wortes von Proteus prophezeit wird, so gut verlangte in der Begeisterung für das classische Alterthum selbst der Kirchenbau sein Gewand von der Antike.

Ist hier der Punkt, wo ohne Zweifel durch völliges Aufgehen in antike Anschauung und durch Aufgeben der mittelalterlichen Tradition dem specifisch christlichen Geiste sein Recht verkümmert wird, so läßt sich Aehnliches auch von der Plastik jener Zeit nicht in Abrede stellen. Auch hier überwiegt immer mehr das Schönheitsgesetz des classischen Alterthums, das sich den kirchlichen Aufgaben um so widerstrebender erweist, je entschiedener die Kunst

den Bahnen der Antike folgt. Das auffallendste Beispiel gab kein Geringerer als Michelangelo in seinem marmornen Christus für Sta. Maria Sopra Minerva, wo die Begeisterung für das antike Schönheitsideal den Künstler so weit führt, daß er den Verkündiger des höchsten und reinsten Spiritualismus in classischer Nacktheit hinstellt. Aber derselbe große Meister bewies in seiner ergreifenden Pietà, daß ihm auch die erschütternden Töne für diese edelste Aufgabe der christlichen Kunst zu Gebote standen. Dennoch gelangt die Plastik der Zeit bei kirchlichen Aufgaben — und diese sind stets noch weitaus die Mehrzahl — immer entschiedener zu einem Stil, dessen lautere Anmuth mehr dem Gebiete des allgemein Menschlichen als des spezifisch Christlichen angehört. So zeigt es uns der edle Andrea Sansovino, nicht bloß in den Grabmälern von Sta. Maria del Popolo, sondern auch in seinen Arbeiten in der Sta. Casa zu Loreto; in seinen Grabgestalten aber schafft er Abbilder des Lebens, in welchen die porträtmäßige Treue durch Adel der Auffassung zu monumentaler Würde erhöht ist.

Außer aller Linie steht dann Michelangelo, der in den Mediceergräbern wie in dem Moses, in den Madonnen wie in den Gestalten des antiken Mythos nur das Gesetz seiner eigenen, tiefen und gewaltigen Subjectivität anerkennt, die freilich mit solch souveräner Herrschaft über Form, Bewegung und Ausdruck ausgestattet ist, daß sowohl die Antike wie das Christenthum in den Hintergrund treten. Hier zeigt sich mehr als irgendwo die Entfesselung der modernen Subjectivität in einer dämonischen Gewaltherrschaft, der die ganze Schaar der kleinen Nachzügler unrettbar zum Opfer fiel.

So fällt denn auch jetzt, ja mehr denn je, die Hauptaufgabe der Kunst wiederum der Malerei anheim. Und hier erheben sich nun vor dem umschauenden Blick jene Heroengestalten der Kunst, welche die Bewunderung und die Liebe der Menschengeschlechter bis in die fernsten Zeiten sein werden. Den Reigen eröffnet die ernste, räthselhaft verschlossene Gestalt Lionardos: ein Grübler und wissenschaftlicher Spürer auf allen Gebieten des Forschens, ein Entdecker wie Wenige im Bereiche des Schönen. In diesem suchenden Tiefsinn ist er noch ganz ein Mensch des 15. Jahrhunderts; ebensosehr Gelehrter wie Künstler: nicht minder Physiker, Ingenieur, Festungs- und Wasserbaumeister, als Maler, Bildhauer, Architekt, ja sogar Musiker und Improvisator. In seinem „Trattato della pittura“ vollendet er das von Leo Battista Alberti Begonnene; aber was jener nur geahnt, führt er zu voller Wirklichkeit in seinen Wunderwerken der Malerei, und so bildet er die Brücke vom 15. in das 16. Jahrhundert. In seine Fußtapfen tritt wie ein junger Herkules, übermüthig kraftvoll, Michelangelo, der zum ersten Mal aus dem tiefsten Studium des classischen Alterthums jenen freien, großen Stil in die Kunst einführt, vor welchem selbst die bedeutendsten Schöpfungen der Vorgänger fast wie befangene Schülerversuche zusammenschrumpfen. Auch er ist in seinem Schaffen von wunderbarer Vielseitigkeit: in allen drei Künsten, in Architektur, Plastik und Malerei die größten Meisterwerke als

unerreichbare Vorbilder für alle Zeiten hinstellend. Die Vollendung in lauterster Schönheit bringt dann Rafael, der aus seiner adligen Seele den unsterblichen Hauch göttlicher Anmuth über Alles verbreitet, was seine Hand berührt; auch Er ist nicht bloß in der Malerei, sondern auch in der Architektur, in Studium und Erforschung des Alterthums erfahren. Daran reihen sich die Vollender rein malerischer Darstellung, Giorgione und Tizian, der seine Gestalten vom goldenen Licht eines reineren Aethers durchleuchten läßt, und Correggio, dessen luftdurchhauchte Gebilde sich in die durchsichtigen Schleier eines verstohlenen Helldunkels hüllen.

So groß aber ist die schöpferische Kraft dieser Zeit, daß neben jenen höchsten Meistern ein ganzer Kreis von Sternen zweiten Ranges aufleuchtet, die jenen an Glanz nicht selten sehr nahe kommen: der feierliche Fra Bartolommeo und der lebensfrische Andrea del Sarto, der stürmisch leidenschaftliche Giulio Romano und der weiche Moretto, der anmuthvolle Soddoma und der markige Gaudenzio Ferrari, der milde Luini und der glänzende Lorenzo Lotto, die farbenprächtigen Ferraresen Garofalo und Dosso Dossi und so viele Andere noch, die von der Intensität und Mannichfaltigkeit des künstlerischen Lebens im Cinquecento Zeugniß ablegen. Ja man kann sagen, selbst die kleinste Localschule feiert unter dem mächtigen Impuls jener großen Anführer eine Erneuerung und schwingt sich in edlem Wetteifer zu eigenthümlicher Vollendung empor. Noch jetzt ist es dem Wanderer wahrhaft staunenerregend, wenn er in Italien auf Schritt und Tritt, selbst in den kleinsten Städten, die glänzenden Schöpfungen dieser Zeit kennen lernt. So unerschöpflich scheint dieser Reichthum, daß das kunstgesegnete Land noch überschwenglichen Besitz aufzuweisen vermag, obwohl es seit Jahrhunderten alle Museen und Privatcabinete Europas, von Madrid bis Petersburg, von Pest und Wien bis Stockholm und London mit seinen Schätzen geschmückt und bereichert hat.

Fragen wir aber nach dem geistigen Gehalt dieser unabsehbaren Kunstwelt, so wird unsere Bewunderung noch höher steigen. Denn in einer Zeit, deren Frivolität und Lasterhaftigkeit nicht zu leugnen ist, in einem Lande, das die bürgerliche Freiheit und die politische Selbständigkeit verloren hat, in einem Volke, das durch ein Zerrbild der Kirche Christi und durch die Ruchlosigkeit des Clerus alle Ideale, den Glauben und die Begeisterung verloren zu haben scheint, und dessen Poesie zum größten Theil in den Novellen, den Epen, den Komödien die Skepsis, die Ironie und die Lascivität ihre Bacchanalien feiern läßt — aus solchen sittlich zerrütteten Zuständen erhebt sich strahlend wie im überirdischen Glanze einer besseren Welt das reine Bild dieser wundergleichen Kunst.

Um diese scheinbar unbegreifliche Thatsache zu erklären, müssen wir vor allen Dingen daran erinnern, daß trotz aller Verderbniß der Kirche und ihrer Glieder, trotz der ironischen Skepsis der vornehmen Klassen, die Religion immer noch das höchste Interesse des Volkes war. Auch die bürger-

lichen Kreise müssen wir uns überwiegend noch ziemlich unberührt von der sittlichen Fäulniß, dem alten Glauben hingegeben denken. Während die Spitzen der Gesellschaft, namentlich die Geistlichkeit und die höfischen Kreise mit Wonne den unzüchtigen Komödien, den frivolen Novellen, den ironischen und schlüpfrigen Epen lauschten, ist es gewiß bezeichnend, daß diese ganze Literatur sowohl nach ihren Stoffen, wie nach ihrer Behandlungsweise so gut wie gar keinen Einfluß auf die bildende Kunst der Zeit geübt hat. Wie ganz anders war es mit Dantes Divina Commedia, die weit über das Mittelalter hinaus ergreifend und anregend auf die Phantasie der Künstler gewirkt hatte! Aber Dante stand im Mittelpunkt einer positiven Anschauung und spiegelte in seinem erhabenen Gedichte die höchsten Ideen, die im Volksgemüth seiner Zeit schlummerten. So sind denn offenbar die Künstler der goldenen Zeit bis auf verschwindende Ausnahmen von den sittlichen Miasmen frei geblieben, vor Allem schon aus dem Grunde, weil sie selbst aus den meist noch unverdorbenen Schichten des Volkes, besonders des Bürgerstandes hervorgingen. Selbst wo einzelne Ausnahmen, wie bei Michelangelo, vorliegen, der einem vornehmen Geschlecht entstammte, mußte doch derselbe mühevolle Entwickelungsgang innerhalb der strengen zünftigen Gliederung durchgemacht werden; und das unablässige Ringen nach der technischen Vollendung und wissenschaftlichen Begründung, welches allein dem Kunstwerk seinen höchsten Werth verbürgte, gab dem Geiste ein hohes Ziel, das nur mit Anspannung aller Kräfte zu erreichen war.

Obwohl nun schon im 15. Jahrhundert das Ideal der Künstler nicht mehr ein specifisch-religiöses war, sondern in erster Linie sich auf vollkommene Lebenswahrheit, Kraft und Mannichfaltigkeit der Charakteristik wendete, war es doch von größter Bedeutung für das stete Fortschreiten der Kunst, daß ihr immer auf's Neue dieselben durch eine geheiligte Tradition überlieferten Aufgaben gestellt wurden. Sie brauchte nicht, wie die heutige Kunst, auf der Hetzjagd nach immer neuen Stoffen ihre beste Kraft zu erschöpfen, sondern sie theilte mit der griechischen Plastik in ihrer besten Zeit den beneidenswerthen Vorzug, an den Gestalten, welche in der Anschauung des gesammten Volkes als ideale Traumgebilde lebten, fortbildend und umgestaltend ihre geschlossene Kraft bethätigen zu können. So entstanden ein Zeus und eine Athene des Phidias, eine Hera des Polyklet, so entstanden die Madonnen eines Lionardo, Rafael, Fra Bartolommeo. Aber die Malerei begnügte sich nicht mehr im Sinne des 15. Jahrhunderts das einfach Natürliche und Wirkliche in diesen Gebilden zu erreichen, sondern sie schöpfte aus den Meisterwerken der antiken Plastik und mehr noch aus dem eigenen, auf's Höchste gesteigerten Schönheitsgefühl den Trieb über das Alltägliche wieder zu Gestalten höchster Schönheit und Idealität durchzudringen. Hier ist es denn auch, wo die Lauterkeit der sittlichen Enpfindung sich glänzend offenbart; denn wer würde bei jenen Madonnen der edelsten Meister, oder bei den hoheitvollen Frauenbildern eines Lionardo vermuthen, daß sie in derselben

Zeit und unter demselben Volke entstanden sind, dessen Dichter in erdrückender Mehrzahl vom weiblichen Geschlecht die schlimmsten Vorstellungen in naiver Schamlosigkeit aussprechen. Was die italienische Malerei damals Hohes geschaffen hat, gehört zu den köstlichsten Gütern der Menschheit, und der Werth derselben wird nicht geschmälert durch die Wahrnehmung, daß allerdings dieser hohe Idealstil nach kurzer Zeit bald in eine leere conventionelle Form sich verflüchtigte.

In diesem Sinne dürfen wir wohl einen vergleichenden Seitenblick auf den großen deutschen Meister werfen, der um dieselbe Zeit, fast unberührt von der italienischen Kunst, die germanische Geistesart am schärfsten und am höchsten ausgeprägt hat. Man kann keinen größeren Gegensatz denken als den zwischen Dürer und den Meistern der italienischen Kunst. Der gewaltige Nürnberger Meister beharrt unentwegt bei dem volksthümlichen Naturalismus des 15. Jahrhunderts. Er schenkt uns nichts von dem Knorrigen, selbst Verzwickten und Unschönen seiner heimischen Umgebungen in Menschen und Zuständen; aber er erreicht dadurch eine fundamentale Tiefe der Charakteristik und eine erschütternde Gewalt der Seelenschilderung, die um so mächtiger wirkt, da sie sich um keine Schönheitslinie, um keine ideale Anforderung kümmert.

Im Gegensatz dazu tritt bei den Italienern eine Abdämpfung des Individuellen ein, welche der Tiefe der Charakteristik Abbruch thut und schnell zu einer typischen Verflachung umschlägt. Freilich hält sie dafür schadlos durch den die Seele bestrickenden Wohllaut der Linien und die holde Anmuth der Geberden. So kam es, daß Dürer in seiner ganzen Größe doch die engen Schranken seiner Zeit und seines Volkes nicht zu überwinden vermochte, die Italiener, durch die Verschmelzung des christlichen Inhalts mit einer aus der Antike wiedergeborenen Schönheit, ihrer Kunst eine classische Vollendung gaben, deren Wirkung im Reinmenschlichen über die engen Anschauungen einer Nation oder einer Zeit hinaus für immer mustergiltig sind.

Aber im christlichen Anschauungskreise sollte die italienische Kunst nicht ausschließlich verharren. Weit stärker als je zuvor wirkt die antike Fabelwelt auf sie ein und begeistert sie zu einer Fülle eigenartiger Schöpfungen. Wenn solche mythologische Darstellungen im 15. Jahrhundert mehr vereinzelt auftreten und meistens jene naive Vermischung des Classischen und Romantischen aufweisen, die zu einer bunten, märchenhaften Phantastik führe, so gewinnt auch auf diesem Gebiet die italienische Kunst jetzt jene Läuterung der Form, die sie mit den classischen Schöpfungen wetteifern läßt. Und doch ist zugleich in ihren edelsten Werken eine solche Fülle eigener Empfindung und freier Gestaltung, daß dieselben fern von aller sclavischen Abhängigkeit wie aus congenialer Schöpferkraft hevorgewachsen scheinen. Rafael's Galatea und seine Psychebilder sind die vollkommensten Beispiele solcher freien Gestaltungen, und um so höher anzuschlagen, da in der Literatur der Zeit das sclavische Nachbeten des classischen Alterthums eine so große und so verhängnißvolle Rolle spielt.

Und noch eins muß von dieser Gattung gesagt werden. Trotz des übermüthigen Geistes der Zeit hält sie sich fast durchweg frei von sittlicher Ausgelassenheit und bewahrt auch hier die reine Höhe vornehmer Grazie, wenn es auch z. B. in den überströmenden Schöpfungen eines Giulio Romano nicht an einzelnen Ausschreitungen in's Derbe, ja Gemeine fehlt, und wenn gewisse Gestalten Correggio's und selbst Tizian's nicht ganz frei von jener Absichtlichkeit bleiben, die einer edlen, hohen Kunst fern sein sollte. Hier aber wagt man kaum zu rügen, weil die höchste Kunst selbst das Bedenkliche in den Schleier der Anmuth hüllt.

Endlich ist nicht zu vergessen, daß auch jetzt die Malerei im Einklange mit Architektur und Plastik ihre bedeutendsten Werke schafft, mit ihnenv erbunden das Bild einer großen Gesammtkunst darstellt, welches schon seit Giotto das Ideal Italiens gewesen war. Nur daß jetzt auf der Stufe der höchsten Vollendung für jede einzelne auch diese Verbindung ihren vollkommensten Ausdruck gewinnt. Will man einen Unterschied von der Kunst des 15. Jahrhunderts betonen, so besteht derselbe darin, daß die decorirende Plastik, welche in jener Epoche vorherrscht, mehr zu Gunsten der Malerei zurücktritt, und daß letztere, nach dem Muster der damals neu entdeckten antiken Wandmalereien in den Thermen des Titus und an anderen Orten, fortan auch in diesen Aufgaben tonangebend wird. Die classischen Schöpfungen dieser Art sind Rafael's Loggien im Vatikan, an welche sich in ähnlichem Sinne Giulio Romano's Decorationen in der Villa Madama anschließen.

So ergiebt sich also überall das glänzende Uebergewicht der Malerei, und wir haben nun nach den tieferen Gründen zu fragen, welche dasselbe bewirkten. Daß die Malerei der natürliche Ausdruck für den Gedankeninhalt der christlichen Aera war, liegt im Wesen dieser Kunst begründet. Daß sie aber gerade in Italien ungehemmt zu dieser Höhe sich entfaltete, die tonangebende Kunst in dem reichen Culturleben der Zeit wurde, läßt sich wohl begreifen. Sie hätte höchstens mit der Poesie oder der Musik um diesen Vorrang streiten können. Wie es mit der Poesie der Epoche stand, haben wir schon gesehen. Seit Dante hatte dieselbe keinen Vertreter mehr gefunden, der mit hinreißender Macht die Ideen, welche im tiefsten Grunde das Leben bewegen, ausgesprochen hätte. Losgelöst vom allgemeinen Bewußtsein, lediglich zum Organ für das moderne Individuum geworden, das sich mit Vorliebe skeptisch und ironisch gegen den überlieferten Glauben verhielt, vermochte die Poesie wohl die höhere Gesellschaft, nicht aber das ganze Volk zu fesseln. Die Musik aber, die im geistigen Leben Italiens damals schon eine bedeutende Rolle spielte, war noch auf jenen Vorstufen des Suchens und Ringens, welche den vollen Ausdruck der Empfindung vermissen lassen. Immerhin ist es jedoch bezeichnend, daß die Italiener, im Gegensatze zu dem kunstreichen contrapunktischen Bau niederländischer Polyphonie, in ihrer nationalen Musik eine Richtung auf das Einfache, Durchsichtige festhalten, welche namentlich in den mit Vorliebe cultivirten weltlichen Gesängen der Frottole

(eigentlich „Gassenhauer") sich erkennen läßt. Schon in diesen schlichten Compositionen bemerkt man jenes Streben nach dem maßvoll Schönen, das den vorherrschenden Charakterzug in allem italienischen Schaffen bildet. Indem diese Musikstücke den Versuch machen, aus dem complicirten polyphonen Satze zur Einfachheit einer sangbaren Melodie mit declamatorischem Hervorheben des Rhythmus zu gelangen, spricht sich darin das Hindrängen zur Homophonie aus, die denn nachmals bei der Entwickelung der Oper von durchschlagender Bedeutung werden sollte. Auch darin begegnet uns wieder der Zug des Italieners zum Individualismus, denn im Einzelgesang erst vermag sich die Persönlichkeit im vollen Glanze ihrer Ausbildung zur Geltung zu bringen. Diese Stufe der Entwicklung setzt dann freilich eine hohe Ausbildung der Instrumentalmusik, die dem Gesang als Begleiterin zu dienen hat, voraus. Und in der That ist schon damals der Reichthum des italienischen Orchesters nicht unerheblich; schon in den musicirenden Engelchören, welche seit Giotto's Zeiten auf den Gemälden die Darstellung der himmlischen Seligkeit begleiten, läßt sich eine gewisse Mannigfaltigkeit der Instrumentation erkennen. Bei der Verehrung der Madonna vollends bleibt nie die Musik zurück; die Venezianer, Giovanni Bellini vor Allem, lassen musicirende Engel vor den Stufen des Thrones mindestens zur Laute und Viola ihre Gesänge anstimmen. Die mannichfachsten Instrumente theilen Luca della Robbia und Donatello ihren musicirenden Kinderfriesen zu. Schon lassen sich Virtuosen auf einzelnen Instrumenten nachweisen, wie jener Giovan Maria, den Leo X mit dem Grafentitel und einer kleinen Stadt belohnte, und den wir vielleicht in dem berühmten Violinspieler Rafael's zu erkennen haben. Ebenso am römischen Hofe zu derselben Zeit der gefeierte Geiger Jacopo Sansecondo, welchen man in Rafael's Apoll auf dem Parnaß vermuthet. Berühmte Künstler, wie Leo Battista Alberti und Lionardo zeichneten sich auch als Musiker aus und verschmähten nicht, wie man namentlich von letzterem weiß, sich auf Erfindung neuer Instrumente zu verlegen. Das vollständige Streichquartett kommt sodann auf den berühmten Gastmahlbildern der Venezianer mehrfach vor. Dies Alles waren indeß einstweilen nur vielversprechende Anfänge; erst ein halbes Jahrhundert später sollten in Palaestrina und Gabrieli den Italienern die Vollender ihrer nationalen Musik erstehen.

Einstweilen blieb die Malerei immer noch bedeutend im Vorsprung und erst als sie abblühte, trat die Musik in die Lücke ein. Die noch jugendliche Empfindungskraft der Zeit äußerte sich in einem starken Bedürfniß edler Anschauung; sie wollte schönheitstrahlende farbenglänzende Gestalten sehen. Selbst die Poesie wurde von diesem malerischen Ideal ergriffen, denn was ist es, als ein Zug ins Malerische, wenn in den Epen die glänzenden Schilderungen und Beschreibungen fast alles Andere zurückdrängen. Und darin kam nicht bloß die vollendete Durchbildung der Künstler dem Zuge der Nation entgegen, sondern es fand dieselbe auch an der verständnißvollen Theilnahme des ganzen Volkes mächtige Förderung. Ein in allen Klassen,

von den höchsten Spitzen der Gesellschaft bis zum schlichten Bürger, auf's Feinste ausgebildeter Schönheitssinn forderte und ermöglichte die classische Entfaltung der Malerei.

So schafft und wirkt diese Kunst über ein Menschenalter in einer reinen Höhe der Anschauung, des Wollens und des Vollbringens, und bildet die Spitze nicht bloß dessen, was die damalige Cultur Italiens vermochte, sondern auch den Gipfel der Malerei des christlichen Zeitalters.

Musik und Musiker in Paris.

(Erinnerungen aus dem Weltausstellungs-Sommer 1878.)

Von

Eduard Hanslick.

— Wien. —

I.

Die Franzosen, leichtbewegt und veränderungslustig im Leben wie in der Politik, sind bekanntlich von einer eigenthümlichen Beharrlichkeit in Sachen der schönen Künste. Namentlich ihre Musik- und Theatergeschichte charakterisirt ein conservativer Zug, ein zähes Festhalten an Traditionen, ästhetischen wie technischen, und anhaltendes Beharren in einmal zweifellos eingeschlagener Geschmacksrichtung. Um so auffallender frappirte mich jetzt ein vereinzelter, ganz unerwarteter Umschlag in dem musikalischen Glaubensbekenntniß der Franzosen: der plötzliche B e r l i o z-Cultus.

Die Compositionen dieses wunderlichen Romantikers werden gegenwärtig in Paris ebenso eifrig gepflegt und enthusiastisch gepriesen, als sie früher mißachtet wurden. Berlioz hat in der Pariser Musikwelt bis an sein Ende als ein Fremdling gelebt; unverstanden und unbeliebt, ja gemieden und verspottet. Seine Tondichtungen kamen nur zur Aufführung, wenn er selbst, auf eigene Kosten, ein Concert zu diesem Zweck veranstaltete. Nur in Deutschland (zuletzt auch in Rußland) hatte seine Musik Verständniß und Sympathie gefunden; das waren die einzigen Tage künstlerischen Glückes, die Berlioz erlebte.

„Die Franzosen allmälig an meine Musik zu gewöhnen," klagte mir einmal Berlioz, „dazu bin ich nicht reich genug." Und jetzt? Ein allgemeiner Berlioz-Enthusiasmus hat die Künstler, die Kritiker und das Publicum in Paris erfaßt. Aus einer plötzlichen totalen Geschmacksumwälzung läßt sich das

Digitized by Google

Räthsel gewiß nicht erklären, ebensowenig blos aus einem Gefühl der Reue, die an dem Verstorbenen gutmachen möchte, was an dem Lebenden gesündigt worden — es hätte sonst dieser Umschwung sofort nach Berlioz' Tode (1869) eintreten müssen. Damals wagte allerdings Pasdeloup ein und das andere Stück Berlioz' in sein Concertprogramm aufzunehmen; aber die allgemeine Pietät, auf die er zählte, war nicht vorhanden, das Publikum zischte. Und jetzt? Jetzt giebt die „Association artistique" (von Ed. Colonne als Rivalin der Pasdeloup'schen Concerte gegründet) fast nichts als Berlioz! Mit der Aufführung der „Sinfonie fantastique" veranstalteten im vorigen Jahre die rivalisirenden Orchester Colonne's und Pasdeloup's ein förmliches Steeple-chase; dieser im „Cirque", jener im Theater „Châtelet", Berlioz hic et ubique. Colonne gab im letzten Winter dreizehnmal die „Damnation de Faust" und viermal das Requiem (!) von Berlioz! Die diesjährige Concert-Saison (November 1878) begann mit der neunzehnten Aufführung der „Damnation de Faust" abermals bei vollem Hause, unter begeistertem Applaus und Dacapo-Rufen. Sogar das classisch exclusive Conservatorium, das vor Berlioz stets ein Kreuz schlug, schmückt jetzt seine Concerte mit Stücken aus der Romeo-Sinfonie und der „Verdammniß Fausts." Wer den Musikgeschmack der Franzosen kennt, muß sofort vermuthen, daß bei dieser Wendung noch ein anderes als das rein musikalische Interesse im Spiele sei. Es ist das nationale. Erst nach dem deutschen Kriege begann der unerwartete Berlioz-Cultus in Frankreich. Das Pariser Publicum begann nach der Niederlage sparsam zu werden mit dem Applaus für deutsche Tondichter, es wollte französische Componisten feiern, nicht nur wie bisher in der Oper, auch im Concertsaal. Man brauchte einen französischen großen Instrumental-Componisten — und fand diesen, wie durch stillschweigende Uebereinkunft, in dem bisher mißachteten Hector Berlioz. Der eifersüchtige Haß gegen Richard Wagner that ein Uebriges; das musikalische Frankreich glaubte, mit einem ebenbürtigen revolutionären Genie ausrücken zu müssen und feiert in Berlioz fortan seinen eigenen, den französischen Wagner. Hier liegt der eigentliche Schlüssel des Räthsels. Prachtausgaben und neue Arrangements Berlioz'scher Werke werden verlegt, enthusiastische Abhandlungen über Berlioz geschrieben; sogar Berlioz-Festivals im Opernhaus veranstaltet (Charfreitag 1878) und mit feierlichen Reden eingeleitet.

Zum erstenmal wird jetzt sogar nach der musikalischen Genesis dieses Meisters geforscht, den verborgenen Wurzeln seines Styls nachgegraben. Mit Interesse las ich eben im „Menestrel" eine ausführliche gründliche Monographie von Octave Fouque über den alten Componisten Lesueur. Dieselbe führt den Titel: „Un précurseur de Hector Berlioz". Der Verfasser hat offenbar die Empfindung, daß sich heute ein lebhafteres Interesse für den verschollenen Componisten der „Barden" nur hoffen lasse, wenn derselbe als Vorläufer und geistiger Urheber der Berlioz'schen Musik behandelt wird. Wenn Berlioz Gott ist, so ist Lesueur sein Prophet —

das ist die Grundidee jenes Essay, welcher manche neue und interessante Mittheilung über Lesueur und Berlioz enthält.

Jean François Lesueur, geboren 1763 in einem Dorfe der Picardie, wurde mit 23 Jahren Capellmeister an der Notre-Dame-Kirche in Paris. Eine damals von ihm verfaßte Broschüre („Exposé d'une musique une imitative et particulière etc.“) enthält das musikalische Glaubensbekenntniß, dem er bis an sein Ende (er starb erst 1837) unwandelbar treu blieb. Darin lehrt er, wie man „Poesie“ und „Malerei“ in die Musik zu legen habe. Für Lesueur war die Musik nichts, wenn sie nicht etwas Bestimmtes ausdrückte oder malte; als höchstes musikalisches Ziel erklärt er die Nachahmung (imitation). Jede seiner Compositionen verfaßt er nach einem „plan raisonné“, den er vor der Aufführung publiciren und vertheilen läßt, damit die Hörer den Inhalt der Composition verstehen können. Lesueur ist durch diesen Vorgang der eigentliche Erfinder der Programm-Musik im Sinne Berlioz'. Lesueur hat die Tonmalerei nicht, wie Beethoven oder Mendelssohn, nebenbei, sondern stets als Kern seiner ganzen Musik behandelt. Berlioz ist der Einzige, der ihm darin vollständig nachfolgte. Auch die Kirchenmusik wollte Lesueur durchaus „une, imitative et particulière“; jede seiner Messen sollte ausschließlich für einen bestimmten Feiertag gelten und dessen Bedeutung erschöpfend ausdrücken. Es grenzt an's Verrückte, was er alles in seinem „Plan zu einer Weihnachtsmesse“ ganz detaillirt in der Musik (die doch immer nur auf denselben lateinischen Meßtext gesungen wurde) ausdrücken wollte. Im Jahre 1786 waren solche Anschauungen etwas Unerhörtes. Von der Kirche auf's Theater übertragen, können sie schlechtweg „Zukunftsmusik“ heißen. Von Lesueurs Opern hatten einige wie „La Caverne“ und „Les Bardes“ bedeutenden Erfolg. Das Publicum jener Zeit wiederholte aber doch zustimmend das fliegende Wort: Lesueur habe so viel Dramatisches in seine Kirchenmusik gesteckt, daß er vergaß, etwas davon auch seinen Opern mitzugeben. Hierin ist ihm jedenfalls Berlioz verwandt. Nachdem Lesueur und Berlioz sinfonische und geistliche Musik geschrieben, in welchen man die dramatische Kraft bewunderte, gaben sie uns Opern, worin das Dramatische nur in verschwindend kleiner Dosis vorkommt. Lesueur besaß kein scenisches Talent, er war ebensowenig wie Berlioz für theatralische Musik geboren. Letzterer präsentirt sich in diesem Fach noch viel ungünstiger: seine Opern hatten gar keinen Erfolg, die Lesueur'schen wenigstens einen vorübergehenden. Der Verfasser des Essay constatirt auf Grund dieser Analogie — une veritable filiation artistique zwischen Lesueur und Berlioz. Um dahin zu gelangen, das geniale und bizarre Geschöpf „Berlioz“ zur Welt zu bringen, bedurfte es einer vorhergehenden Kraftanstrengung der Natur; diese Kraftanstrengung vollzog sich durch Lesueur. Berlioz ist nur ein gelungener Lesueur, und Lesueur ein mißglückter Berlioz. — Auffallenderweise hat man es in Paris unterlassen, gerade das große Weltausstellungs-Publicum mit Berlioz näher bekannt zu machen. In den

officiellen Trocadero-Concerten war fast alles mit unglücklicher Hand und im mißverstandenen französischen Interesse organisirt, so auch die Repräsentation Hector Berlioz'! Anstatt eines seiner sinfonischen Werke vollständig zu geben, riß man ein Fragment aus seiner Oper „die Trojaner" aus dem Zusammenhang heraus, für das dem allgemeinen Verständniß jeder Anknüpfungspunkt fehlte. Interessanter für uns, und des französischen Berlioz-Cultus würdiger wäre es gewesen, die „Trojaner" vollständig als Oper aufzuführen. Dazu mochte sich aber wohl kein pariser Theaterdirector verstehen; der Mißerfolg stand zu deutlich in Aussicht. Berlioz selbst hat hart vor seinem Lebensende doch noch die Befriedigung gehabt, seine „Trojaner" im Theater Lyrique aufgeführt zu sehen. Die Oper erhielt sich nicht lange, woran übrigens auch die mittelmäßige Aufführung und Ausstattung theilweise schuldtragen mochte. Der „Rhapsode", der vor Beginn des Stückes mit einer Harfe in den Händen den „Prolog" absingen muß, erschien nur bei den zwei ersten Vorstellungen, dann strich man ihn als gefährlichen Erzeuger allgemeiner Heiterkeit.

Solch' wunderlicher archaïstischer Einfälle, die vor einem modernen Publicum ein gefährliches Spiel spielen, zählte Berlioz' Oper mehrere. Unter andern kam, wie mir Stephen Heller erzählte, ursprünglich ein Preisconcurs der Dido vor, bei welchem die Zünfte aufmarschirten und jede Zunft in einer anderen griechischen Tonart sang. Ernst Legouvé (der Dichter der „Adrienne Lecouvreur") und ein Professor der lateinischen Sprache halfen Berlioz in der Abfassung des Libretto. Berlioz hatte Stücke aus seiner früher componirten, unvollendeten Oper „die blutende Nonne", von welcher drei Acte fertig waren, in die Partitur der „Trojaner" aufgenommen. Das Libretto der „Nonne sanglante" von Scribe (— die albern schauderhafte Handlung spielt merkwürdigerweise in Prag —) hat bekanntlich Gounod später componirt und ohne Erfolg in Paris (1854) aufführen lassen. Berlioz hatte in seinem Testament angeordnet, daß seine Partitur der „Nonne sanglante" verbrannt werden solle, was auch geschah.

Interessante, mir größtentheils neue Mittheilungen über Berlioz erhielt ich von Stephen Heller. Dieser echte Poet der Claviercomposition, so fein, vornehm und geistreich wie seine Musik, zugleich gut deutsch und schön französisch, er kam mir zu meiner Freude unverändert rüstig entgegen. Hellers mildes, haltungsvolles Wesen wirkt auf Jedermann wohlthuend; mir selbst gehört ein Gespräch mit ihm jederzeit zu den echtesten Freuden in Paris. Stephen Heller also, war einer der sehr wenigen Menschen, vielleicht außer dem Musikschriftsteller B. Damcke der Einzige, der mit Berlioz in dessen letzter Zeit intim und regelmäßig verkehrte. Ich selbst hatte als sehr junger Mensch eine zeitlang Berlioz' täglichen Umgang genossen, während seines Aufenthalts in Prag 1846. Als ich ihn zuletzt 1867 in Paris wiedersah, erschrak ich über die Veränderung, die geistig und physisch über ihn hereingebrochen war. Der einst so schöne, mächtige Kopf senkte sich matt gegen

die Brust; das Gesicht war runzelig und aschfahl geworden, nur selten blitzte ein kurzes Aufleuchten aus den einst so feurigen Augen, und dann war es nur das Aufleuchten einer zornigen Erbitterung. Berlioz fühlte sich total vereinsamt in Paris, vergessen, verschmäht; kein Wort schien ihm hart und stark genug, gegen seine unmusikalischen und undankbaren Landsleute. „Ich arbeite nichts mehr,“ sagte er am Schluß unseres kurzen Gesprächs, mit bitterer Resignation, Alles, was ich noch zu thun habe, ist: „Leiden und Erdulden“. An diese meine letzte traurige Begegnung mit Berlioz anknüpfend erzählte mir Stephen Heller von dessen Ausgang. Berlioz kränkelte seit seiner großen Reise nach Rußland. Der Ertrag seiner Petersburger Concerte sicherte ihm eine bescheidene Revenue, welche ihn seiner tausendmal verwünschten größten Qual enthob: Musikfeuilletons schreiben zu müssen. Zu Rossini und Auber, den „großen musikalischen Banquiers von Paris“ war Berlioz auch in seinen gesunden Tagen nie gegangen. Wer aber, fügte Heller erklärend hinzu, nicht in Rossini's Soiréen kam, der war in Paris „declassé“. In seinen letzten Jahren war Berlioz geradezu „unmöglich“ für jede Geselligkeit. Stundenlang saß er schweigsam, brütend da, zuletzt auch dann noch stumm, wenn man — als letzten Belebungsversuch — die Rede auf seine Compositionen brachte. Psychologisch merkwürdig ist die Gewalt, womit damals eine alte Jugendliebe ihn, den Einundsechzigjährigen wieder erfaßte und zu wahrhaft thörichten Exaltationen trieb. Als Knabe von zwölf Jahren hatte Berlioz eine heftige Leidenschaft für ein achtzehnjähriges Mädchen, Estella, gefaßt, welches ihm natürlich nur mit einem mitleidigen Lächeln antwortete. Etwa fünfzig Jahre lang hatte er nichts von ihr gehört, war inzwischen zweimal Gatte und Wittwer geworden — da packt ihn in seiner melancholischen Vereinsamung plötzlich wieder jene Erinnerung. Nach langen Nachforschungen findet er seine Estella als Wittwe und Mutter erwachsener Söhne in Lyon wieder. An diese würdige alte Frau, der er beinahe fremd ist, schreibt Berlioz Briefe von kindischer rasender Leidenschaftlichkeit. Auf diese wiedergefundene Estella, die sich weit vernünftiger benahm, als er, beziehen sich die wahrhaft tragischen letzten Worte seiner Memoiren: „Ich schreibe nichts mehr, ich componire nichts mehr. Die musikalische Welt von Paris und anderwärts erregt mir Brechreiz oder Wuthanfälle. Aber denken wir nicht mehr an die Kunst. Stella! Stella! — Ich kann jetzt ohne Zorn und Bitterkeit sterben.“ Eines Tages stürzt sich Berlioz, von dieser rasenden Spätliebe bis zur Verzweiflung gefoltert, dem bewährten Freunde schluchzend an die Brust. Heller verweist ihm mit mildem Ernst solche Thorheit, die ihn zugleich unglücklich und lächerlich mache. „Was wollen Sie?“ entgegnet Berlioz, „es ist eine alte Wahrnehmung, daß der im Stiergefecht verwundete Stier sterbend stets zu demselben Thor hinausrennt, durch welches er in die Arena hineingekommen ist.“

Merkwürdig war mir auch die Mittheilung St. Hellers, daß Berlioz kein musikalisches Gedächtniß besaß und z. B. ein Schumann'sches Trio nach zwei

Tagen nicht wiedererkannte. Berlioz brauchte sehr lange, um eine neue Composition zu verstehen, auch componirte er selbst schwer und mühsam. —

II.

Mit Gounod habe ich ein Stündchen angenehm verplaudert, d. h. ihm zugehört. Er gehört nicht zu den Inwendig-Geistreichen, die ihren Reichthum tief versteckt halten, sondern zu den stets Mittheilsamen und Beredten. Man fühlt sogleich, daß er gerne spricht und sich gerne sprechen hört. Mit Vergnügen folgt man seiner raschen, feinen, lebhaften Rede, welche mit Vorliebe von künstlerischen Selbstbekenntnissen zu allgemeinen Maximen aufflattert. Die leichte Selbstbespiegelung des Redners stört uns nicht, weil das sich spiegelnde Antlitz wirklich anziehend ist. Ich fand Gounod heiterer, aufgeräumter, als vor drei Jahren, wo die Erinnerung an seinen zweijährigen Aufenthalt in London noch wie ein herübergenommener schwerer Nebel auf ihm lastete. Sein Herz hatte dort einen schlimmen Feldzug durchgemacht; arg geschlagen und zerschlagen hat er es nach Paris zurückgebracht. Jetzt endlich sind die letzten Ketten rasselnd von ihm abgefallen; die erst so süße, dann unerträgliche und entwürdigende Leidenschaft zu der schönen Frau Georgina Weldon. „Affreux“ nennt er das Benehmen der Dame, die ihn mit vergötternder Zärtlichkeit umstrickt hielt, um seine Protection, sein Talent, seine Arbeit eigennützig auszubeuten und ihm schließlich seine Partituren, die Oper „Polyeucte“ mit inbegriffen, zu veruntreuen. Es hatte eben ein Brief dieser Dame in „Figaro“ gestanden, worin sie von Verfolgungen durch hohe und höchste Personen faselt — ich konnte die Vermuthung nicht unterdrücken, die Schreiberin müsse nicht recht bei Verstand sein. „O nein,“ fiel Gounod lebhaft ein, „sie ist sehr hellsehend, sie sieht im Dunkeln wie eine Tigerkatze, c'est une folle lucide!“ Die Proben seiner neuen Oper „Polyeucte“ — es war Anfang Mai — hatten im neuen Opernhause begonnen. Für eine nervöse, empfindliche Organisation wie die Gounod's ist das ein unerschöpflicher Brunnen von Qual und Mißstimmung. „Ich kenne nichts Schöneres, nichts Herrlicheres,“ rief Gounod aus, „als das Theater in der Idee, in abstracto; aber das wirkliche, reale Theater, das Theater in concreto ist eine Hölle, ein Verderben! Jede von den Sängerinnen, die man mir für die Hauptrolle vorschlägt, hat *eine* werthvolle Eigenschaft, alle übrigen fehlen ihr. Sie besitzt eine wundervolle Stimme, ist aber häßlich, geistlos und spielt wie ein Stück Holz. Oder sie ist schön und intelligent, hat aber keine Stimme, keine Schule u. s. w.“ Indeß kümmere ihn das jetzt wenig. „Mein oberstes Princip ist, nur an dasjenige zu denken, was gemacht werden *soll*, nicht an das, was schon gemacht *ist*. Sehen sie, mein „Polyeucte“ liegt oben auf dem heißen Rost, um gebraten und dem Publicum servirt zu werden, trotzdem weilt mein ganzes Fühlen und Denken fern davon, gehört nur der neuen großen Oper, an der ich eben arbeite, und von der schon zwei Acte fertig sind: „*Abälard und Heloise*“! Natürlich erschrak

ich ein wenig. Es läßt sich in diesem Sujet über einen gewissen einschneidenden Punkt nicht wegkommen; man verlege ihn noch so weit hinter die Scene, noch so tief in einen Zwischenact, der Zuschauer weiß doch, welches Unglück geschehen ist, ein Unglück, das zum größten Unglück einen komischen Beigeschmack hat. „Fürchten Sie nichts," beschwichtigte Gounod meine unausgesprochene Besorgniß; „ich lasse meinen „Abälard" von seinen Feinden gleich umbringen, weiter geschieht ihm nichts". Auch ein anderes naheliegendes Bedenken entkräftete Gounod sofort mit der Versicherung, „Abälard und Heloise" würden keineswegs in einer Reihe von Liebesduetten aufgehen, sondern vielmehr eine Verkörperung der höchsten philosophischen und religiösen Ideen darstellen.

Obgleich Katholik (und wie ich beifügen darf: von schwärmerischer, mystischer Richtung) sei er doch ein großer Bewunderer der deutschen Reformation. Deutschland habe zuerst laut gesprochen, während Frankreich durch drei Jahrhunderte stumm geblieben. Sein „Abälard" soll den Kampf der innern Ueberzeugung gegen die Satzungen der Kirche verkörpern, das Recht der geistigen Freiheit und Aufklärung vertheidigen. Die Handlung gipfle in dem großen Finale des 4. Acts, wo Abälard seine Bücher vor dem geistlichen Gericht verbrennt. Hierauf wird er in einem dunklen Gäßchen auf dem Heimweg überfallen und auf Anstiften der Geistlichkeit ermordet. „Und im fünften Act?" frug ich mit begreiflicher Neugierde. „Im fünften Act finden wir Heloisen im Kloster, umgeben von ihren Nonnen. Abälard kommt als Geist, als Schatten zu ihr; sie singen ein Duo. Abälard weist prophetisch auf das künftige Frankreich, welches die Schuld einer finstern Zeit sühnen und die Liebenden gleich Heiligen verehren werde. Bei dieser Vision zertheilt sich ein Wolkenschleier im Hintergrund der Bühne; wir erblicken den heutigen Kirchhof Père Lachaise mit dem Grabmal Abälard's und Heloisens, zu welchem das Volk in liebender Verehrung pilgert". Die Legende erzählt, der todte Abälard habe sich im Sarge erhoben, als Heloisens Leiche neben ihn gelegt wurde und habe sie umarmt. Das sei freilich auf der Bühne nicht möglich, aber in Form einer Vision gebe der Anblick des gemeinsamen Grabes einen harmonisch versöhnenden Schlußaccord. —

Ich kann nur wünschen, daß Gounod's Begeisterung für diesen seltsamen Stoff sich seinerzeit durch die von ihm gehoffte große Wirkung bewähren und belohnen möge. Auf das Wie der dramatischen und musikalischen Ausführung wird ja Alles ankommen. Jedenfalls wird Gounod durch seine ernste, edle Auffassung die Schmach tilgen, welche französische Librettisten im Verein mit dem Compositeur Henri Litolff kürzlich begingen, indem sie die Geschichte von Abälard und Heloise als komische Operette auf die Bühne brachten — das Cynischeste, Empörendste, was mir in diesem Genre je vorgekommen. Charakteristisch für Gounod ist die Consequenz, mit welcher er gegenwärtig religiöse Ideen als bewegende dramatische Motive in seinen Opern einführt; in seinem „Polyeucte": christliche Verklärung, Märtyrertod für

den Glauben; im „Abälard“: Kampf der echten religiösen Ueberzeugung gegen starre Unduldsamkeit. Er scheint somit zu seinen religiösen Anfängen zurückzubiegen. Daß Gounod, wie die meisten „grands prix de Rome“, als Jüngling einige Kirchenmusik versuchte, ist bekannt und nicht allzu erheblich. Aber neu und bemerkenswerth erschien mir die jetzt erst durch Briefe von Fanny Hensel*) bekannt gewordene Thatsache, daß der junge Gounod sich schon 1843 in Berlin sehr ernstlich mit dem Text zu einem Oratorium „Judith“ beschäftigt habe. Er theilte die Ansicht Fanny Hensels, daß die nächste musikalische Zukunft Frankreichs dem Oratorium gehöre. Davon ist er, freilich nicht zu seinem Nachtheil, bald abgekommen. Paris belehrte ihn gründlich, daß die musikalische Gegenwart sammt einem Stückchen Zukunft dort noch völlig der Oper gehöre.

III.

Den alten Ambroise Thomas habe ich mit Freuden wieder begrüßt. Seine ganze Persönlichkeit bildet eine Art Gegensatz zu Gounod; er spricht nicht viel und am allerwenigsten von sich. Aber seine Stimme klingt warm und theilnehmend, sein Auge strahlt Güte. Weniger blendend als Gounod, macht Thomas den Eindruck größeren Ernstes, und tieferer Bescheidenheit. Jeder Pariser kennt sie von Weitem, diese große, hagere, etwas vorgebückte Gestalt in nachlässiger Kleidung und nachlässiger Haltung. Ein ausgeprägter Charakterkopf, etwas finster und träumerisch. Ingres in Rom hat ihn als jungen Menschen in Mönchstracht gezeichnet. Im Gespräch gewinnt sein Blick eine bezaubernde Gutmüthigkeit, seine harten Züge beleben sich und spielen oft seltsam durcheinander. Er selbst erzählte mir, mit heiterer Selbstironie, ein Witzwort Auber's darüber. Ein gemeinsamer Freund frug eines Tag's Auber: „Finden Sie Ambroise Thomas in seinem Aussehen nicht sehr verändert? „Weiß nicht,“ antwortete Auber, „ich habe ihn nie anders gesehen, als sehr verändert“ (très changé). Der liebenswürdige Umgang Thomas' kömmt leider selbst seinen Freunden wenig zu statten. Der Mann ist buchstäblich überhäuft mit einer Masse von Arbeiten und Geschäften bureaukratischer, administrativer und pädagogischer Natur. Da giebt es kein musikalisches Project in Frankreich, das die Regierung nicht an Thomas zur Begutachtung schickt, kein Preisgericht, dem er nicht vorsitzen, keine das Musikwesen betreffende Reform, die er nicht ausarbeiten mußte. Kommen nun dazu noch die alljährlichen Prüfungen im Conservatorium, so muß er, als Director, von sämmtlichen Zöglingen sich durch 3—4 Wochen einzeln angeigen, anblasen, ansingen lassen und jedem die verdiente Classification ertheilen. Das heißt, einem noch schaffenslustigen Componisten bureaukratisch umbringen. Ambroise Thomas erledigt diese aufreibenden Geschäfte mit

*) „Die Familie Mendelssohn“. Dritter Band. (Berlin bei B. Behr, 1879.)

peinlichster Pflichttreue, er schenkt sich auch nicht eine Note des jüngsten hoffnungsvollen Fagottisten. Unter diesen Verhältnissen kam er in diesem doppelt und dreifach anstrengenden Weltausstellungssommer auch nicht dazu, mir etwas aus seiner „Francesca di Rimini" zu zeigen, wie es seine freundliche Absicht gewesen. Diese Oper ist seit Monaten fertig; ihre Aufführung zur Weltausstellungszeit scheiterte an Besetzungsschwierigkeiten. Thomas brachte es nicht über's Herz (wie es jetzt Gounod hat müssen) die beiden idealen Hauptgestalten seiner Oper einer ehrwürdigen Ruine wie Fräulein Krauß und einem hölzernen Anfänger wie Herrn Salomon anzuvertrauen. Bekanntlich hatte bereits Gounod das Textbuch zur „Francesca di Rimini" zu componiren begonnen, aber die Lust daran verloren und es seinem Collegen Thomas überlassen. Wer weiß, wann dieser damit herausrückt auf die Bühne; ließ er doch seinen „Hamlet" ein paar Jahre im Pult verschlossen, bis er in Faure und der Nilsson die geeigneten Darsteller für Hamlet und Ophelia fand. „Mignon" hat bereits im Lauf von eilf Jahren die fünfhundertste Aufführung erlebt und der Opéra comique zwei Millionen Francs eingetragen.

Ambroise Thomas, der in der Jugend vielfach mit bitterem Mangel gekämpft, konnte sich jetzt von dem Ertrag seiner Opern ein hübsches Grundstück, eigentlich eine kleine Insel (Zilliec bei der Insel St. Gillay an der bretagnischen Küste) kaufen, wo er fern von aller Civilisation und unbelästigt von Pariser Besuchen, die Ferien zubringen und im ungestörten Verkehr mit einer großartig schroffen Natur componiren kann. Als er mit der kindlichen Freude eines nagelneuen Grundbesitzers von dieser Insel erzählte, ahnte Keiner von seinen Freunden, daß der 68jährige Maître Ambroise auf jener Zauberinsel nicht allein zu hausen beabsichtige. Im October l. J. erhielt ich einen Brief von Thomas, worin er mir seine vollzogene Vermählung mit Mlle. Elvire Rémaury anzeigt. Ganz Frankreich wünscht dem neuen Ehemann Glück; besitzt es doch keinen gewissenhafteren und bescheideneren Tondichter; keinen, der mehr Ehrfurcht vor den alten Meistern hätte und mehr Wohlwollen für die jungen.

Aus dem Munde Ambroise Thomas' erfuhr ich ebenso zuverlässige als interessante Mittheilungen über die letzten Tage Auber's. Der Componist der „Stummen von Portici" starb im 90. Lebensjahr während der Belagerung von Paris, in der Nacht vom 12. auf den 13. Mai 1871. Unter den Donnerschlägen jener entsetzlichen politischen Katastrophe blieb der Tod des berühmtesten und ältesten Tondichters in Frankreich fast unbeachtet. „Toute exagération est une faute" sagte er in seiner letzten Krankheit, „man muß nichts übertreiben, auch nicht, wie ich, das lange Leben". Es ist ein vielverbreiteter Irrthum, daß Auber allein und verlassen gestorben sei. Zahlreich waren freilich die Besucher nicht; aber sein treuer Freund und Schüler Ambroise Thomas, dann der gelehrte Bibliothekar des Conservatoriums, Weckerlin, der im selben Hause mit Auber wohnte, umgaben ihn täglich

und haben ihm die letzten Liebesdienste erwiesen. Wie mir Ambroise Thomas erzählte, waren schöne Wagen und Pferde Auber's größte Freude und einziger Luxus. So recht geliebt hat er eigentlich außer seinen Pferden kein lebendes Wesen. Da kam die böse Hungersnoth über das belagerte Paris und die Communards requirirten überall gegen eine unbedeutende Entschädigung Pferde aller Art, um sie zu schlachten. Von vier Pferden, die Auber im Stalle hatte, nahm man ihm vorläufig drei weg; er empfand tiefen Schmerzdarüber, ohne sich zu beklagen oder die mindeste Einwendung zu erheben. Nun kam man auch sein letztes Pferd, einen kostbaren englischen Rappen, Namens Figaro, zu holen. Ambroise Thomas wollte sofort Schritte thun, damit die Behörde aus Achtung für den greisen berühmten Meister eine Ausnahme mache. Aber Auber ließ es nicht zu. „C'est la loi!“ wiederholte er unerschütterlich, obwohl der Schmerz, das edle Thier geschlachtet zu sehen, ihn fast übermannte. Da fand Thomas einen glücklichen Ausweg. Er bat einen einflußreichen Communard um die Erlaubniß, ein anderes Pferd an Stelle des Auber'schen ausliefern zu dürfen und erhielt sie. Der ihm befreundete Chef der großen Pleyel'schen Clavierfabrik, Herr August Wolff, hatte von seinen zehn bis fünfzehn Pferden noch drei zum nothdürftigsten Betriebe seiner Fabrik in Saint-Dénis zurückbehalten dürfen. Eins davon wurde heimlich in den Hofraum von Auber's Haus gebracht und der Commune ausgeliefert, während Auber's Lieblingsroß, vor einen mit Brettern beladenen Wagen gespannt, nach Wolffs Fabrik trabte. Genau wie in so vielen menschlichen Rettungsgeschichten! Täglich erkundigte sich der von heftigsten Schmerzen gefolterte Kranke, ob sein Pferd noch am Leben und gut versorgt sei. Es hat seinen Herrn überlebt. Der Componist des „Fra Diavolo“, der Ewigjunge, Uralte, starb nach einem ununterbrochen glücklichen Leben, gemartert von körperlichen Schmerzen, erdrückt von Kummer über seine Landsleute und von Angst für Paris, das er über Alles geliebt und zeitlebens, Sommer und Winter, nicht verlassen hatte. Lang und furchtbar war der Todeskampf; Auber wurde von Krämpfen förmlich geschleudert, so daß vier Personen ihn festhalten mußten. Die Communards wollten den Tod des berühmten Meisters zu einer demagogischen Manifestation benützen, mit rothen Fahnen und greller Militärmusik die Leiche zur Bestattung abholen. Die Demokraten haßten Auber, den sie „le musicien aristocrate“ nannten; sie hätten die Gelegenheit zu häßlichen Demonstrationen nicht ungenützt gelassen. Ambroise Thomas, dem diese Leute ebenso verhaßt waren, wie seinem verstorbenen Meister, beschloß, eine solche Begleitung um jeden Preis zu verhindern.

Unter dem Vorwand, daß man mit der Bestattung warten müsse, bis Auber's einzige Verwandte und Erben, zwei Nichten in der Provinz, nach Paris gelangen könnten, erwirkte Thomas die Erlaubniß, die Leiche in aller Stille aus Auber's Wohnung fortschaffen und in einem Gewölbe der Trinité-Kirche beisetzen zu dürfen. Hier lag der Leichnam drei Monate lang. Erst nach dem Einrücken der französischen Armee in Paris fand am 15. Juli 1871

die feierliche Uebertragung desselben nach dem Père Lachaise statt. Es war auch dies nur eine provisorische Grube, in welcher die Gebeine des alten Herrn noch immer nicht zur Ruhe kommen sollten. Freunde und Collegen Auber's haben erst später ein eigenes Grab angekauft und mittelst öffentlichen Aufrufs eine Subscription für ein würdiges Grabdenkmal eröffnet. Es erregte anfangs Befremden, daß es einer öffentlichen Subscription zu diesem Zweck bedürfe. Wie? fragte man erstaunt, ein berühmter Componist von dem Einkommen Auber's, der für Niemand zu sorgen hatte, sollte nicht einmal soviel hinterlassen haben? Die Erklärung lautet für's Erste, daß Auber seine Einnahmen fast vollständig für sich und seine verschiedenen Liebhabereien verbrauchte, sodann, daß dieses Einkommen nicht so beträchtlich war, als man glaubte. Zur Zeit seiner größten Erfolge standen Honorar und Tantièmen keineswegs auf ihrer gegenwärtigen Höhe; Auber hat mitunter in vier bis fünf Jahren nicht soviel eingenommen wie jetzt Offenbach oder Lecocq in manchem Monat. Obendrein hatte er bei herannahendem Alter seine Autorrechte ein- für allemal gegen eine billige Jahresrente veräußert. So hinterließ er nur ein bescheidenes Vermögen, welches zwei ihm ziemlich fremdgebliebene Nichten, alte Betschwestern in der Provinz, geerbt haben.

Ich hatte den Opern Auber's von Jugend auf so viel Freude verdankt, daß ich bald nach meiner Ankunft in Paris sein Grab auf dem Père Lachaise besuchte. Es befindet sich auf der rechten Seite der großen Allee, welche ob der vielen ausgezeichneten Männer, die hier nebeneinander ruhen „le salon carré" genannt wird. Das Monument, das erst im Jahre 1877 gesetzt und eingeweiht wurde, ist von edler, würdiger Einfachheit: eine Pyramide von schwarzem Marmor, auf deren Seitenwänden die Hauptwerke Auber's verzeichnet stehen, davor, auf einem kleinen Sockel, die Büste von Auber, eine treffliche Copie nach Dantan. Frankreich, das seine Künstler im Leben wie im Tode zu ehren weiß, hat damit seine Schuldigkeit gethan. Aber trotzdem kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die egoistische Kaltherzigkeit, welche Auber als Menschen anklebte, sich bei seinem Ende an ihm gerächt habe, ja noch heute an ihm räche. Ich sah auf seinem Grabe nur zwei verwitterte Immortellenkränze und davor keine lebende Seele, während das gegenüberliegende Grab Thiers' von frischen Blumen bedeckt und von einer sich immer erneuernden Menge Menschen umringt war, die entblößten Hauptes dem großen Patrioten ihre Huldigung darbrachten. Wie Augenzeugen mir erzählten, sind bei der Einweihung von Auber's Grabstein Ströme von glänzender Beredsamkeit geflossen, aber keine einzige Thräne. Seine Gleichgiltigkeit gegen die Mitmenschen wird ihm nun heimgezahlt und der Tod Aubers scheint keine Lücke zurückgelassen zu haben in dem Herzen von Paris. Auch mir, der ich noch das Glück gehabt, Auber und Rossini zu kennen, ging der Tod des Letzteren ungleich näher und mit aufrichtiger Trauer stand ich vor seiner verlassenen, schmucken Villa, mit der goldenen Lyra über dem Gartenthor, zu Passy. Welch' heiterer, wohlwollender, liebenswürdiger Mensch war dieser alte Italiener! Wie kindlich

in seiner behaglichen Freude am Leben, wie natürlich anmuthig in seinem Gespräch, wie gutmüthig sogar in seinem ironischen Witz! Testamentarisch verfügte Rossini, er sei dort zu begraben, wo seine Frau und Universalerbin es bestimmen werde. Also noch im Tode ein bischen Pantoffelheld von dieser olympischen Madame Olympia, dieser unangenehmen, geizigen Frau, deren stechende Augen ich noch vor mir sehe, wie sie bei Rossini's Soiréen inquisitorisch umherblickten, ob nicht Jemand zu viel oder überhaupt Etwas von dem präsentirten Teller mit Backwerk zu nehmen wage! Rossini's Ruhestätte auf dem Père Lachaise dürfte eine nur provisorische sein: es heißt, daß Italien die Asche seines berühmten Sohnes reclamiren wolle, wie seiner Zeit die Asche Bellini's, die man auch willig ausgefolgt hat. Interessant ist die in Rossini's Testament angeordnete Stiftung eines „prix Rossini" für Franzosen. Der Dichter einer geistlichen oder weltlichen Cantate soll 3000 Francs, der Componist derselben ebensoviel erhalten, in jährlicher Preisbewerbung. Nach dem Wunsche Rossini's hat die Composition hauptsächlich die Melodie zu berücksichtigen, „la mélodie, si négligée aujourd'hui". Ich fürchte, dieses Uebel wird sich durch großmüthige Legate nicht heilen lassen.

IV.

Wenn heute die musikalische Production in Frankreich einen recht trübseligen Eindruck macht, so ist wahrlich der Staat unschuldig daran. Die Regierung vermag keine Talente hervorzurufen, keine Kunstblüthe zu schaffen, das ist eine alte Geschichte. Mehr aber, als man bei uns in Deutschland glaubt, vermag sie beizutragen zur Aufmunterung und Kräftigung der Kunst. Frankreich giebt hierin ein Beispiel; und zwar bleibt die Republik in stetiger Pflege der schönen Künste nicht zurück hinter der Monarchie. In Frankreich gilt dies als eine nationale Ehrensache, und weder die Individualität des Staatsoberhauptes noch die Form der Regierung darf ihr hindernd in den Weg treten. Im Allgemeinen sind moderne Republiken der Kunst nicht günstig; nach dem Nothwendigen sorgen sie vorerst für das Nützliche, und dann noch lange nicht für das Schöne. Wir sehen es am besten an der Schweiz: wie viel thut sie für ihre Schulen, wie wenig für ihre Theater; wie hoch steht ihr Eisenbahnbetrieb, wie tief ihr Concertwesen! Die Republik als solche, die sparsamste, geschäftmäßigste unter den Staatsformen, schwärmt nicht für den holden Luxus der Künste; in Frankreich bewahrt sie trotzdem jene ästhetischen Traditionen mit fast demonstrativem Eifer.

Um speziell von der Musik zu sprechen, so hat Louis Napoleon seine gänzlich unmusikalische Person überall willig hergeliehen, wo es sich um eine glänzende Ermunterung französischen Musiklebens handelte. Er war im Grunde noch unmusikalischer als sein großer Oheim.

Von Napoleon I. erfuhr die Musik mitunter einige persönliche Hätschelei, was seine Bewunderer veranlaßte, ihn für einen großen Musikfreund und

Kenner auszugeben. In Wahrheit war es blos der elementarische, sinnliche Reiz des Klanges, was ihn anzog. Sein besonderes Vergnügen an Trommeln und Glocken bezeigt dies; nicht viel weniger seine ausschließliche Vorliebe für weichlich spielende, geistlos melodiöse Musik. Ferdinand Paër, der süßliche italienische Tonsetzer und feine intrigante Höfling, war Napoleon's Lieblings-Componist. Die Musik that ihm ungefähr den Dienst eines lauen Bades oder eines weichen Sofas zum Ausruhen nach den Kriegsstrapazen. Die Würde der Kunst und des Künstlers galt ihm nichts; er zürnte zeitlebens Cherubini wegen einer bescheiden-freimüthigen Antwort und bedrohte Zingarelli ob seiner politischen Ueberzeugungstreue. Als General und Consul nahm Bonaparte nicht den geringsten Antheil an den Hausconcerten seiner Gemahlin Josephine; als Kaiser protegirte er die Musik, weil (nach den Worten Bourienne's) sein Grundsatz lautete, man müsse das Volk amüsiren, um es zu beherrschen. Derselbe Bourienne erzählt in seinen Memoiren: „Bonaparte sang falsch, und zwar consequent falsch, mochte er aus dem Rathe kommen oder in seinem Cabinete mit mir allein sein, oder nach seiner Gewohnheit die Arme seines Lehnstuhles mit dem Messer beschnitzeln." Was den Neffen betrifft, so hat Louis Napoleon allerdings nicht falsch gesungen, weil er überhaupt nie sang; er protegirte weder einen schlechten Componisten, noch verfolgte er einen guten, denn für ihn existirte überhaupt keiner. Hofconcerten wich er nach Möglichkeit aus, und saß er einmal anstandshalber in seiner Opernloge, so konnte man sicher sein, daß seine Gedanken weit, weit entfernt schweiften von dem, was auf der Bühne oder im Orchester vorging. Doch hat er das Opfer, Musik anzuhören, jedesmal willig gebracht, wenn es für den Ruhm eines französischen Talents zuträglich schien. Auch hat die größte individuelle Unempfindlichkeit für Musik ihn nicht gehindert, manche wohlthätige künstlerische Maßregel in's Leben zu rufen oder doch zu fördern. Zwei wichtige, eingreifende Reformen dankt man der Regierung Napoleon's III. Die eine betraf blos Frankreich und bestand in der Aufhebung der drückenden alten Privilegien bestimmter Theater, also in der Einführung der „Theaterfreiheit" (1863); die andere, die auf friedlichem Wege sich bereits die halbe Welt erobert, war die Einführung einer tieferen, unveränderlichen Orchesterstimmung, des „diapason normal" (1859). Louis Napoleon erhob ferner die dritte Opernbühne von Paris, das Théâtre Lyrique, dessen Hauptverdienst in der Einführung classischer deutscher Opern lag, zum Rang eines kaiserlichen Theaters mit einer jährlichen Subvention von einmalhunderttausend Francs. Eine andere reformatorische Maßregel war das Decret vom 4. Mai 1864, welches die Preisbewerbungen junger Componisten betrifft. Es bestimmt, daß Letztere die entscheidende Jury von neun Notabilitäten selbst wählen dürfen, und macht es dem Théâtre Lyrique zur Pflicht, jedes Jahr einen Concurs zwischen diesen preisgekrönten Conservatoristen (den sogenannten „grands prix de Rome") zu veranstalten und den jungen Componisten das

Libretto zu einer dreiactigen Oper zu liefern. Die preisgekrönten jungen Künstler wurden stets vom Kaiser zur Tafel nach St. Cloud geladen, zur Aufführung ihrer Opern oder Cantaten fand sich der ganze kaiserliche Hof nebst den Ministern und General-Intendanten ein. Die letzte zur Aufmunterung der Componisten erlassene kaiserliche Verordnung datirt vom Jahre 1867 und ist eine Preisausschreibung für drei Opernwerke, welche in den drei subventionirten Theatern — der Großen Oper, der Komischen Oper und dem Théâtre Lyrique — zur Aufführung gelangen sollen. Das Libretto selber ist Gegenstand eines vorhergehenden Concurses, in welchem für die beste Arbeit ein Preis von 3000 Francs ausgesetzt ist. Es sind dies Regierungsmaßregeln von hoher künstlerischer Liberalität. Ueberhaupt erfreuen sich in Frankreich die ausgezeichnetsten Componisten einer völligen Gleichstellung mit den ersten Poeten und Gelehrten. Daß einem berühmten Opern-Componisten lediglich ob dieser Eigenschaft die Würde eines Senators und das Großkreuz der Ehrenlegion zu Theil wird (Auber), also die höchsten im Staate existirenden Auszeichnungen, kommt wol nur in Frankreich vor. Unter Louis Napoleon erhielten vier der schönsten Straßen die Namen Rue Rossini, Meyerbeer, Halévy, Auber, und man hat damit nicht gewartet bis nach dem Tode dieser Männer. Das sind nachahmenswerthe Vorgänge.

Wie gesagt, die jetzige republicanische Regierung in Frankreich thut dies Alles auch, und noch mehr. Für das Jahr 1879 bewilligte die Kammer in ihrer Sitzung vom 28. November v. J. die große Summe von 2,028,500 Francs für Theater und Musik. Die Große Oper erhält jährlich 800,000 Francs; die Komische Oper 300,000 Francs; das Théâtre Lyrique 200,000 Francs. Das pariser Conservatorium kostet jährlich 238,200 Francs; die Subvention der größeren Musikschulen in der Provinz 25,300 Francs.

Die Subventionirung eines oder mehrerer Theater von Seiten des Staates finden wir, mit Ausnahme von London, wohl in allen namhaften Residenzstädten. Daß aber die Regierung eine Concert-Unternehmung reichlich unterstützt, dürfte ein Unicum sein. Die französische Regierung hat jetzt eine jährliche Subvention von 25,000 Francs für die von Herrn Pasdeloup gegründeten und geleiteten „Concerts populaires“ bewilligt, weil dieselben einem großen Publicum gute Orchestermusik zugänglich machen, also die musikalische Bildung des Volkes befördern. Die Gründung dieser „populären Concerte“ entsprang ohne Frage einem anerkannten Bedürfniß. Die berühmten Conservatoir-Concerte kommen, wegen der Beschränktheit ihres Locals, nur einem sehr kleinen, bevorzugten Theil des pariser Publicums zu Statten; man bewirbt sich oft Jahre lang um einen Sitz, für den Fall einer Vacanz; und dann erst vergeblich, da die abonnirten Plätze als ein werthvolles Familien-Eigenthum betrachtet und vererbt werden. Pasdeloup, dem Aussehen nach ein urgermanisch blonder Recke, gründete 1851 seine Concerte, bestritt alle Kosten und theilte den kärglichen Gewinn unter die aus-

übenden Orchestermitglieder. Aus ihrem ersten bescheidenen Local, dem Hertz'schen Saal, übersiedelten diese Aufführungen zehn Jahre später in den großen, (für feinere Musik sogar zu großen) „Circus". Eine viel stärkere Orchesterbesetzung wurde nothwendig und machte das Unternehmen kostspieliger. Pasdeloup wies nach, daß ein Concert ihm 4600 Francs koste, und wenn es unter Mitwirkung eines großen Chors stattfindet, sogar 8600 Francs; — die größte Einnahme beträgt aber, bei den niedrig gestellten Eintrittspreisen, nur 6000 Francs. Ohne Bedenken bewilligte die Kammer Herrn Pasdeloup die verlangte Subvention von 25,000 Francs, worüber wir uns schon deshalb freuen dürfen, weil diese Concerte überwiegend deutsche Instrumental-compositionen, auch neusten Datums, zu Gehör bringen. Der gegenwärtige Minister des Unterrichts und der schönen Künste, Bardoux, ging jedoch aus freiem Antrieb noch einen Schritt weiter und verlangte von den Kammern außerdem 80,000 Francs für eine neue von ihm geplante Musik-Unternehmung. Er will regelmäßige, öffentliche Aufführungen von sinfonischen und Chorwerken veranstalten, welche für die Componisten das sein sollten, was der „Salon" (die jährliche Gemäldeausstellung) den Malern ist. Alljährlich wären in sechs großen Concerten alle bemerkenswerthen (remarquables) Tondichtungen aufzuführen, welche im Vorjahre von französischen Componisten geschrieben wurden. Die Budgetcommission erklärte sich „im Prinzip" mit dem Plane einverstanden, vertagte jedoch die Entscheidung für eine spätere Zeit. Ist aber nicht selbst das „Prinzip" zu weitgehend? Eingedenk der sehr zweifelhaften Genüsse in den Trocadero-Concerten, welche doch nur „das Beste" der neueren französischen Componisten vorzuführen vermeinten, kann man an diese sechs Concerte, welche uns regelmäßig die ganze Jahresernte der musikalischen jeune France serviren sollen, nicht ohne heimlichen Schauder denken.

Eine besondere Aufmerksamkeit widmet die Regierung dem Musikconservatorium. Durch ein neues Gesetz vom 9. September 1878 ist diese Anstalt auf gleiche Stufe mit der École des beaux arts gestellt, ihre Organisation und die Ernennung ihres Directors nicht mehr wie bisher durch Ministerialdecrete, sondern durch das Staatsoberhaupt selbst verfügt. Daß man dem Director des Conservatoriums, Ambroise Thomas, ein von Mac Mahon unterzeichnetes neues Ernennungsdecret zustellte, ist allerdings eine Formsache, aber diese Form soll die Achtung ausdrücken, welche Frankreich der Musik und den Musikern zollt. Wichtiger sind die praktischen Reformen dieses neuen Statuts: der Unterricht wird durch neue Lehrstühle für Geschichte und Literatur, für Vortrag und dramatische Declamation, endlich für Geschichte der Musik vermehrt. Statt der bisherigen zwei Klassen „Harmonielehre und Accompagnement" für weibliche Zöglinge giebt es jetzt deren vier. Die Gehalte der Professoren für Composition sind auf 3000, die der übrigen Professoren auf 1500 bis 2000 Francs jährlich fixirt. Wie weit entfernt von so sicherer und würdiger Stellung sind die meisten

deutschen Conservatorien, welche bestenfalls einen bescheidenen Zuschuß von der Regierung genießen! Dieser inneren Reorganisirung des Pariser Conservatoriums wird demnächst die äußere folgen: Die Vergrößerung des Hauses oder noch wahrscheinlicher ein großer Neubau für das Conservatorium, dem die engen, winkligen Räume in der rue Bergère nicht mehr genügen. Die Forderung von sechs Millionen für den Neubau wird demnächst der Budgetcommission vorgelegt werden. — Bei der alljährlichen Schlußprüfung und Preisvertheilung versäumt es die französische Regierung niemals, ihr Interesse an dem Gedeihen des Conservatoriums demonstrativ kund zugeben. Es hatte für mich etwas Erhebendes, als ich zum ersten Mal bei einer dieser feierlichen Prüfungen den greisen Marschall Vaillant (Minister der schönen Künste unter Louis Napoleon) an der Seite Auber's sitzen und die Leistungen der Schüler mit aufmunterndem Beifall verfolgen sah. Heuer präsidirte der Minister Bardoux nicht blos bei dieser Gelegenheit, er wohnte auch den Antrittsvorlesungen der neuernannten Professoren für Geschichte der Musik und dramatische Literatur bei. Manches, womit die französische Regierung ihren Respect vor der Kunst documentirt (— in diesem Ausstellungsjahre war dies allein schon eine furchtbare Arbeit —) besteht allerdings in schönen Reden und kommt mehr der persönlichen oder nationalen Eitelkeit, als dem praktischen Bedürfniß zu statten — möge man es darum nicht geringschätzen, sondern bedenken, daß unter Jenen, welche „nicht vom Brot allein leben", die Künstler obenan stehen. Das gute Beispiel der Regierung wirkt auch auf das Publicum, aus dessen Mitte immer einige Kunstfreunde mit materiellen Unterstützungen nachrücken. So werden alljährlich bei der Schlußprüfung des Conservatoriums an die besten Schüler Unterstützungen vertheilt, die aus Privatstiftungen herrühren. In diesem Jahre wurden z. B. folgende Preise den besten Eleven zugesprochen: 1) Prix Guérineau 300 Francs. 2) Prix Nicolai 500 Francs 3) Prix George Hainl 1000 Francs. 4) Prix Erard: zwei Concertflügel. 5) Prix A. Wolf: vier Concertflügel. 6) Prix Gand: zwei Violinen und ein Cello.

Natürlich will auch die Gemeindevertretung nicht ganz zurückbleiben hinter der liberalen Fürsorge der Staatsregierung. Die Stadt Paris bestimmte früher eine jährliche Ausgabe von 250,000 Francs zur Förderung der „schönen Künste", worunter jedoch ausdrücklich nur Malerei, Sculptur und Kupferstecherkunst verstanden waren. Die Musik erfreute sich nur einer Subvention für die sogenannten Orphéons, die Liedertafeln und Gesangvereine, die von Oben in jeder Weise begünstigt, sich zu Lieblingen des französischen Volkes aufgeschwungen haben. Im September 1875 stellte der Municipalrath Herold (Sohn des berühmten Opern-Componisten) den Antrag, es sei in das Budget der Stadt Paris auch für musikalische Zwecke ein Posten, und zwar von jährlich 10,000 Francs einzustellen. Die Summe wurde sofort mit Einhelligkeit bewilligt, ihre Widmung soll „einen allgemeinen Charakter tragen und keine Gattung der Musik ausschließen". Sie wird

seither alljährlich zur Förderung volksthümlicher Musikbildung in Paris verwendet.*)

Ich hatte eben Gelegenheit, einem liebenswürdigen jungen Componisten zum Kreuz der Ehrenlegion zu gratuliren. Er strahlte vor Glück und seine ihn umringenden Freunde und Verwandten strahlten desgleichen, so daß mir angenehm warm wurde in diesem Strahlenglanz von aufrichtiger Wonne. Man belächelt gern das leidenschaftliche Streben nach der „Ehrenlegion" und mag ja damit ganz recht haben. Aber wer Land und Leute etwas genauer kennt, der wird das Verlangen der Franzosen gerade nach diesem ihrem heimischen Orden milder beurtheilen. Ob und wann ein Künstler in Deutschland decorirt werde, bestimmt meistens der Zufall und die Protection; jedenfalls wird diese Auszeichnung als ein Ausfluß persönlicher Gnade seines Souveräns angesehen. In Frankreich ist die Ordensverleihung vielmehr Sache der öffentlichen Meinung, repräsentirt viel mehr, als irgendwo sonst, die Achtung der Nation. Wenn ein reichlicher Ordensregen sich über Frankreich ergossen hat, ohne daß dieser oder jener geachtete Künstler davon benetzt wurde, so verlangen seine Collegen für ihn den Orden, und die Journale äußern ganz ungenirt ihr „Erstaunen" oder ihr „lebhaftes Bedauern", daß der Kapellmeister A. oder der Gesangsprofessor B. übergangen worden sei. Ich selbst habe als Jurymitglied im Jahre 1867 eine solche Petition für einen Professor des Pariser Conservatoriums mit unterfertigt, welche raschen Erfolg hatte. „Ist es denn wirklich ein so großes Glück," frug ich leise meinen Nachbar in der Sitzung, „das rothe Bändchen zu bekommen?" „Das eben nicht," antwortete der Franzose, „aber es ist ein Unglück, es nach mehrjähriger tüchtiger Wirksamkeit nicht zu bekommen." In jenem Fall hing sogar die Einwilligung eines widerspenstigen Schwiegerpapas zur Heirat des liebenden Paares an jenem Bändchen. Wachsen die decorirten Componisten an Jahren

*) Die erste Verwendung dieser 10,000 Francs wurde folgendermaßen beschlossen:

1. Ein Preis von 300 Francs und einer von 200 Francs für jene zwei Volksschullehrer, welche die besten Musikzöglinge in ihrer Schule aufweisen. 500 Francs.

2. Drei Medaillen zu 500 Francs für die drei vorzüglichsten Privat-Musik-Institute. 1500 Francs.

3. Ein jährlicher Preis von 3000 Francs für das bedeutendste nichttheatralische Tonwerk (Symphonie, Cantate 2c.). 3000 Francs.

4. Zwei Preise zu 500 Francs für jene Privat-Gesangvereine, welche den besten Frauenchor ausbilden. „Denn wir brauchen in Frankreich," heißt es in der Motivirung, „solche Chöre von Dilettantinnen, um die großen Werke von Bach und Händel regelmäßig aufführen zu können." 1000 Francs.

5. Zwei Preise zu 1000 Francs für einen einstimmigen, von dem Volke unisono vorzutragender Gesang patriotischen Inhalts und einen solchen vierstimmigen für die Pariser Orphéons. Die Poeten erhalten für den Text je 500 Francs. „Es sollen keine kriegerischen Lieder sein, sondern vaterländische Gesänge ohne Bezug auf Krieg und Politik."

6. Ein jährlicher Betrag von 1000 Francs soll die Kosten der vorgeschriebenen Musikprüfung für Mädchen bestreiten, welche sich dem Lehramt widmen.

und Berühmtheit, so steigen sie auch auf in den Graden der Ehrenlegion. Auber und Rossini haben sich bis zum Großkreuz, Gounod und A. Thomas derzeit bis zum Commandeurkreuz hinaufcomponirt. Für die Franzosen ist das keine Kleinigkeit, vielmehr ein magischer Sporn. Aeußere Anerkennung bleibt dem französischen Künstler zeitlebens ein Bedürfniß. Er ist eitel, bei aller Idealität, was übrigens auch bei deutschen Künstlern vorkommen soll. Den Hauptunterschied zwischen beiden fand ich wenigstens darin, daß der Deutsche gern von einem Orden, den er sich wünscht, oder den er mit Freuden eingeheimst hat, mit erheuchelter Gleichgiltigkeit und Geringschätzung spricht, während der Franzose diesfalls seine Sehnsucht wie seine Befriedigung wenigstens aufrichtig gesteht.

Noch viel lebhafter als das Verlangen nach der Ehrenlegion, ist das Streben des französischen Künstlers nach der Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften. Sich „membre de l'Institut" schreiben zu dürfen, gilt jedem französischen Gelehrten und Künstler als höchstes Ziel des Ehrgeizes. Daß dieses Ziel auch dem Musiker erreichbar ist, dürfte in wenigen Staaten außer Frankreich vorkommen. Wie in dem Anspruch auf die Ehrenlegion, so setzt die französische Regierung auch in jenem auf die akademische Uniform den Tonkünstler auf gleiche Stufe mit dem Dichter, Maler, Architekten. In die kaiserliche Akademie in Wien darf kein Künstler eintreten; selbst die beiden größten österreichischen Dichter jener Periode, Grillparzer und Friederich Halm fanden nur unter dem Scheintitel von „Historikern und Philologen" Aufnahme in die Academie. In Frankreich sind sechs Fauteuils des „Instituts" für Musiker bestimmt. Unter diesen Glücklichen befinden sich stets Einige, deren Namen und Leistungen außerhalb Frankreichs kein Mensch kennt. Nach deutschem Maßstabe sind freilich solche „Academiker" deren ganzer Ruhm in einer schlechten Oper von Ernst Reyer oder einer Harmonielehre von H. Reber besteht, schwer begreiflich. Allein es sind doch die sechs vermeintlich oder angeblich „Besten", die Frankreich eben zur Verfügung hat; in ihnen soll das Princip einer Gleichstellung der Künste gewahrt und die Tonkunst als solche geehrt werden. —

Eine besondere Pflege und Sorgfalt widmet die französische Regierung gegenwärtig der Bibliothek und dem Archiv der Großen Oper. Wenn eine solche Sammlung gut geordnet und verwaltet ist, (also nicht wie in den meisten deutschen Hoftheatern) gehört sie zu den wichtigsten Quellen der Musik- und Theatergeschichte, also zu den wissenschaftlichen Schätzen des Landes. Wiederholt habe ich mit wahrer Wollust diese Reichthümer an Büchern, Partituren, Autographen, alten Theaterzetteln, Decorations- und Architektur-Modellen betrachtet, welche hier in lichten, weiten Räumen, in schönster Ordnung aufgestellt sind. Dem Bibliothekar Herrn Charles Nuitter steht in der Person des Musikschriftstellers Theodor de Lajarte ein unvergleichlicher Amanuensis zur Seite, einer jener gelehrten, passionirten Bibliophilen und musikalischen Archeologen, welche in der Anordnung und Katalogisirung einer Bibliothek ihre Lebensfreude finden. Die Bibliothek der großen Oper umfaßt über 4000 Bände und etwa

50,000 Notenhefte. Alle werthvollen Unica, wie alte Theaterzettel, Autographen u. dgl. befinden sich unter Glas und Rahmen. In einem sehr großen, lichten Hemicycle sind die Partituren aufgestellt, von den ersten Anfängen der französischen Oper bis auf die neueste Zeit. Sie sind alfabetisch nach dem Titel der Opern gereiht (Armide, l'Africaine, l'âme en peine etc.) eine für praktische Zwecke sehr vortheilhafte Methode. Im Katalog hat jeder Buchstabe ein eigenes Heft, jede Oper ihr eigenes Blatt, welches alles darauf Bezügliche, die Besetzungen, die Anzahl der Orchester- und Chorstimmen rc. ausweist. Unter den Partituren befinden sich auf einer geräumigen Gallerie, zu der mehrere bequeme Treppen führen, die Bücher; geordnet nach den Hauptkategorien: Musik, Poesie, Architectur, Geschichte, Tanzkunst, Decorationswesen etc. Darunter finden sich große werthvolle Bilderwerke wie Texier's „Architecture Byzantine“, die „Encyclopédie des beaux arts“, Asselineau's „Meubles religieux et civils“, Langlè's „Monuments de l'Hindoustan“ und sonst zahllose ergiebige Quellen für den Decorationsmaler und Costumzeichner. Auch deutsche Werke fand ich darunter, wie Kretschmer's „Deutsche Volkstrachten“ etc. In schönster Vollständigkeit paradirt die lange Reihe von Lederbänden des „Répertoire de l'Opera“ sammt allen Textbüchern. In einem großen langen Saale sind die Chor- und Orchesterstimmen aufbewahrt, in Riemen zusammengeschnürte Fascikel mit großen Aufschriften, Alles augenblicklich zu finden und herabzunehmen. Mit besonders pietätvoller Neugierde betrachten wir die zahlreichen Autographen der berühmtesten Opern von Gluck, Cherubini, Spontini, Skizzen von Rossini, Meyerbeer rc. In der handschriftlichen Originalpartitur von Rossini's „Tell“ sah ich mit großem Interesse die ursprüngliche, von Rossini später geänderte Form des ersten Finales: die in der Ouvertüre vorkommenden Themen des Sturm's und der Stretta sollten in diesem Finale vom Chor gesungen werden. Die Skizzen Meyerbeers zur „Afrikanerin“ lassen lehrreiche Blicke in die Werkstatt dieses Componisten thun; einmal notirt er sich ein besonderes interessantes Thema für Ines („J'avais appris, qu'on t'enfermait“), das aber trotzdem in der Oper nicht vorkommt. Der von Lajarte verfaßte vollständige Katalog der Opernbibliothek (der Musikalien nämlich, nicht auch der Bücher) macht diese Sammlung doppelt werthvoll und nutzbringend. Der Katalog reicht von Cambert's „Pomone“ (1672) bis zu Délibes Ballet „Sylvia“ (1876), — eine vollständige Geschichte von der französischen Großen Oper. Als ich mich anschickte, vom fünften Stockwerk des Opernhauses, wo die Bibliothek sich befindet, wieder zur Erde herabzusteigen, neckte ich Herrn de Lajarte zum Abschied mit der Bemerkung: „Es fehlt Ihnen nur Eines hier und etwas Wichtiges: ein Ascenseur!“ „Der würde in Kurzem überflüssig sein,“ lautete die vergnügte Antwort. Die Opernbibliothek wird demnächst aus dem fünften in das erste Stockwerk übertragen und zwar in den Pavillon, der ursprünglich für Napoleon III. und seinen Hofstaat bestimmt war. Das Ministerium hat zur Installation dieser Bibliothek — ein Kaiser mußte ihr Platz machen — die Summe von 100,000 Francs für das Jahr 1879 festgesetzt. —

Julian Schmidt und der „Schillerpreis".

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

> Wer die leüt schendet vnd vneert, der musz widerumb offt hoeren, das mann jm widersage, das er nit gern hoeret.
>
> Sebastian Frank.

I.

Am 11. November brachte der „Staatsanzeiger" die officielle Mittheilung, daß die Commission, welche den Schillerpreis zu vergeben hat, den Dichtern Franz Nissel, Adolf Wilbrandt und Ludwig Anzengruber einen Ehrenpreis von je tausend Thalern in Gold zuerkannt habe.

Am 12 November veröffentlichte der Schriftführer dieser Commission, Herr Dr. Julian Schmidt, in der „Nationalzeitung" ein Feuilleton, das die Bestimmung zu haben schien, zu dem Beschlusse der Commission einige wünschenswerthe Erläuterungen zu geben.

In der folgenden Nummer der „Gegenwart", welche das Datum des 23. November trug, besprach ich dieselbe Angelegenheit, zollte dem Beschlusse der Commission meine wärmste Anerkennung, machte aber gleichzeitig mancherlei, wie ich glaube, sehr berechtigte Einwendungen gegen die von Herrn Julian Schmidt gegebenen Erläuterungen, in denen ich Logik und Sachkenntniß vermißte.

Dagegen hat nun Herr Julian Schmidt in dem neusten, am 13. December ausgegebenen Hefte der „Preußischen Jahrbücher" unter dem völlig ungeeigneten Titel: „Der Schillerpreis" einen ganz persönlichen, sehr gereizten Aufsatz geschrieben, der mich zu einer Entgegnung nöthigt.

Herr Schmidt hat es für richtig erachtet, den Kampfplatz zu wechseln; er ist von der beweglicheren periodischen Presse auf das festere Gebiet der Revue geschritten. Ich folge ihm auf dieses Terrain, wenn ich auch nicht zu denselben Waffen greifen mag, die er gebraucht. Ich werde versuchen, ohne böswillige

Insinuationen, ohne sous-entendus, die jede verleumderische Deutung zulassen, ohne Unhöflichkeiten, die nichts beweisen, und ohne affectirte Vornehmheit, die den Mangel der wahren Vornehmheit erst recht deutlich erkennen läßt, mit ihm fertig zu werden.

„Der Schillerpreis“ heißt der Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern“; vermuthlich, weil von diesem gar nicht oder doch nur ganz nebensächlich die Rede ist. Die zehn Druckseiten füllende Auseinandersetzung des Herrn Schmidt ist von Anfang bis zu Ende nichts weiter als der Aufschrei der durch mich verletzten Eitelkeit, als ein überlautes Poltern und Toben gegen mich.

Aber „Schreien hilft nichts, Thatsachen beweisen,“ lautet ein geflügeltes Wort.

Lassen wir also das Geschrei bei Seite und prüfen wir die Thatsachen.

Was beweist der Aufsatz? Nichts weiter, als daß sich Herr Julian Schmidt geärgert hat, und daß er mir nicht wohlgesinnt ist. Ich gestehe, daß das Eine mir ebenso gleichgültig, wie das Andre mir erklärlich ist. Ich habe in der That bis jetzt wenig thun können, um mir die Wohlgesinnung des Herrn Schmidt zu verdienen.

So viel mir erinnerlich ist, habe ich bis jetzt nur dreimal Gelegenheit gehabt, mich mit seinen Arbeiten zu befassen; und jedesmal ist mir die Freude versagt gewesen, ihm darüber meine Bewunderung auszusprechen.

Einmal hatte Herr Schmidt — es sind lange Jahre darüber hingegangen, und erst sein neuster Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern“ hat mir die Sache in's Gedächtniß zurückgerufen — eine Abhandlung über den jüngeren Dumas veröffentlicht. Ich wies ihm nach, daß er die Werke desselben nicht mit derjenigen Aufmerksamkeit gelesen hat, welche zu einer kritischen Beurtheilung des französischen Dramatikers berechtigt. Ich wies ihm nach, daß er sich nicht einmal über den von Dumas festgestellten Begriff der „demi-monde“ im Klaren war und gerade diejenige Definition davon weiter verbreitet hatte, gegen die der Erfinder der „demi-monde“ ausdrücklich protestirt hatte. Mag der Laie den Ausdruck gebrauchen, wie es ihm just paßt. Läßt er sich durch den Sprachgebrauch oder vielmehr durch den sprachlichen Mißbrauch zu einer Ungenauigkeit verleiten, so hat das wenig zu bedeuten; derjenige aber, der über Dumas schreibt, muß wissen, was dieser unter dem von diesem erfundenen Bilde „demi-monde“ verstanden hat, und wer das wie Julian Schmidt nicht weiß, wer über die Verwahrung Dumas' zur Tagesordnung übergeht, weil er sie eben gar nicht gekannt hat, und wer dennoch über Dumas und „demi-monde“ schreibt, wie Herr Julian Schmidt, der wird von dem Vorwurfe einer gewissen Oberflächlichkeit kaum frei zu sprechen sein.

Ein andermal beschäftigte sich Herr Schmidt mit Beaumarchais und anderen Dichtern des XVIII Jahrhunderts. Ich wies ihm nach, daß er die Hauptwerke Beaumarchais': den „Barbier von Sevilla“, „Figaros Hochzeit“, und deren Geschichte nicht genügend kannte, um darüber öffentlich sprechen zu dürfen. Herr Schmidt ließ z. B. die Gräfin Almaviva in einer Scene Beifall spenden,

in der sie gar nicht auf der Bühne ist. Er behauptete, das Publicum habe an der ersten Aufführung von „Figaros Hochzeit“ Anstoß genommen, während gerade dieses Stück den großartigsten und unbestrittensten Erfolg gehabt, den wohl jemals ein dramatisches Werk davongetragen hat. „Etwas ist toller als mein Stück,“ sagte Beaumarchais, „der Erfolg“. Herr Schmidt citirte eine ältere Kritik, angeblich über „Figaros Hochzeit“, die aber mit diesem Stücke absolut nichts zu schaffen, sondern auf den „Barbier von Sevilla“ Bezug hatte; u. s. w.

Den gemüthlichen Delille hänselte Herr Schmidt wegen einiger ganz harmloser und liebenswürdiger Verse. In einem Gedichte, welches die Gärten feiert, spricht Delille davon, wie die Werke der Kunst die Spenden der Natur verschönen, und drückt dies so aus:

„Enfin l'adroit *ciseau*, la noble architecture
Des chefs d'oeuvre de l'art vont parer la nature. —“

Dazu bemerkte Herr Schmidt mit der ihm eigenen graziösen Ironie: „die Scheere als Hauptwerkzeug der Kunst versetzt uns sehr lebhaft in jene geschnittenen Taxushecken ꝛc.“!!

Da mußte ich dem Herrn Literarhistoriker, der in den Werken von David Strauß und Vischer Anklänge an den „Schwabenspiegel“ erkannt hatte, wiederum nachweisen, daß er sich abermals eine recht empfindliche Blöße gegeben hatte, sintemalen „le ciseau“ durchaus nicht „die Scheere“ heißt, und die Scheere durchaus nicht als ein Hauptwerkzeug der Kunst von Delille bezeichnet wird — die Franzosen gebrauchen, wenn sie von der Scheere sprechen, lieber den Plural les ciseaux. „Le ciseau,“ Singular, heißt, wie der Kritiker der französischen Dichter allenfalls wissen sollte, der Meißel, und wird figürlich als Hauptwerkzeug der Bildhauerkunst für die Plastik selbst gebraucht. Die Verse Delilles, über die sich Herr Julian Schmidt lustig macht, weil er sie nicht versteht, und weil sie nur ihn an die Scheere und die geschnittenen Taxushecken erinnern, sind also ganz und gar nicht lächerlich und sprechen lediglich die fast zur Trivialität gewordene Wahrheit aus, daß die „Werke der Baukunst und der Bildhauerei“ die Schönheit der Natur erhöhen.

Endlich hat mir das letzte Feuilleton des Herrn Schmidt die nicht sehr erwünschte Gelegenheit geboten, abermals eine jener zarten Rosen, die er mit leichter Hand auf das geduldige Druckpapier streut, zu entblättern. Herr Julian Schmidt besprach da die Franz Nissel'sche Tragödie „Agnes von Meran“ in einer Weise, die keinen Zweifel darüber lassen konnte, daß er die Ponsard'sche Dichtung „Agnès de Méranie“, die bei der Besprechung des Nissel'schen Dramas gar nicht zu umgehen war, offenbar nicht gekannt hat. Das hat ihn natürlich nicht verhindert, über das Ponsard'sche Stück seiner Zeit in seiner „Geschichte der französischen Literatur“ eingehend zu sprechen.

Herr Julian Schmidt, der so fest auftritt, wenn es gar nicht nöthig ist, schleicht um jene Beschuldigung, die ich gegen ihn erhoben habe, auf den

Fußspitzen herum.*) Anstatt alle möglichen, gar nicht zur Sache gehörenden Dinge heranzuziehen und mit einer Leidenschaftlichkeit loszudonnern, die ihn über das Gefühl der inneren Unsicherheit und des Schuldbewußtseins hinwegzuhelfen bestimmt erscheint —

Vous vous fâchez, Monsieur, c'est que vous avez tort!

— sollte er doch ruhig und ohne Umschweife meinen Nachweis entkräften! Ja, er brauchte sich nicht einmal zu einem Beweise anzustrengen; seine einfache Behauptung würde mir schon genügen. Er erkläre mit Einfachheit und Bestimmtheit: ich habe Ponsards „Agnès de Méranie“ gekannt, ich bin mir des Verhältnisses der Nissel'schen Dichtung zur Ponsard'schen vollkommen bewußt gewesen, ich habe den dritten und vierten Act des französischen Dramas vollkommen gegenwärtig gehabt, als ich behauptete, daß in der Nissel'schen Dichtung die Schauer des Interdicts zum ersten Male mit sinnlicher Kraft veranschaulicht werden — ich habe mit einem Worte gewußt, was ich als Preisrichter und Schriftführer der Commission von Rechtswegen hätte wissen müssen, aber ich habe es nicht für nöthig erachtet, dies zu verrathen. — Diese einfache Erklärung möge er abgeben, und ich will sofort eingestehen, daß ich Herrn Schmidt Unrecht gethan habe!

So lange er aber diese Erklärung verweigert und geflissentlich den Thatbestand dadurch zu verdunkeln sucht, daß er denjenigen, der ihn der Oberflächlichkeit und des Nicht-Wissens beschuldigt hat, — daß er mich als einen unverläßlichen, neidischen, incompetenten Winkelschreiber, um dessen Auslassungen sich ein großer Mann wie Schmidt nicht weiter zu kümmern habe, dem Haß und der Verachtung seiner kleinen Gemeinde preiszugeben versucht, so lange er sich renommistisch mit dem Theatermantel einer erborgten Majestät drapirt und von seiner Höhe auf meine Niedrigkeit herabblickend mit unnahbarer Vornehmheit ausruft: „Ein solcher Vorwurf, aus solchem Munde!!“ — so lange glaube ich noch immer im Rechte zu sein, glaube ich noch immer Herrn Schmidt in diesem Falle wiederum als oberflächlich und nicht genügend unterrichtet bezeichnen zu müssen und hinzufügen zu dürfen, daß die schlechte Sache durch die schlechte Komödie nicht verbessert wird.

Alles das ist eitel Anmaßung und Ueberhebung! Mit solchem vornehmen Aufputz imponirt man keinem verständigen Menschen. Die Höhe, auf die sich Herr Schmidt stellt, ist wahrlich nicht unerreichbar. Ich werde mich zu derselben schon emporschwingen oder ihn veranlassen, sich gefälligst zu mir herabzubemühen; ich werde es ihm abgewöhnen, von oben herab mit mir zu reden.

*) Herr Schmidt entstellt den Sinn meiner Worte, wenn er sie so deutet: ich scheine zu verlangen, „daß man alle Stücke der Art anführen solle,“ und mich auf ein Drama von Gisela Grimm verweist, das ich nicht erwähnt habe. Es ist mir nicht eingefallen, zu fordern, daß der Kritiker alle „Agnes von Meran“-Dramen vollständig aufzähle. Tschischwitz habe ich nur nebenbei, „Les deux reines“ von Legouvé, „Um eine Krone“ von Pawikowski 2c. gar nicht erwähnt. Aber das für die Nissel'sche Dichtung wichtige Ponsard'sche Drama mußte citirt werden.

Das sind die drei Begegnungen, die ich auf literarischem Gebiete mit Herrn Julian Schmidt gehabt habe; und nach dem Gesagten darf ich mich nicht darüber wundern, wenn ich mir dadurch nicht die Huld dieses Kritikers verschafft habe, dessen Autorität mit einem Schlage — dem Lassalle'schen — auf den Werth der vorigen Mode und des Bonmots von gestern herabgedrückt worden ist. Ich müßte mich in der That einer seltsamen Verblendung schuldig machen, wenn ich vermeinen sollte, die Nachweise, daß Herr Julian Schmidt die Werke nicht gekannt hat, die er bespricht, die Sprache nicht versteht, über die er sich lustig macht, und die Anregung zu einem Werke übersieht, das er gekrönt hat — ich müßte sehr verblendet sein, wollte ich glauben, daß ich Herrn Julian Schmidt dadurch moralisch erobert habe. Deswegen hat mich auch sein neuster Aufsatz weder durch die Gesinnung noch durch den Ton überraschen können.

II.

Es ist nicht ganz leicht, diesem neusten Aufsatze des Herrn Julian Schmidt beizukommen. Nicht, daß die Schärfe des Gedankens und die Klarheit des Ausdrucks denselben unangreifbar machten; just das Gegentheil ist der Fall. Das Zugreifen wird nirgends erschwert, aber das Festhalten. Da steht so ein Schmidt'scher Satz, sieht von weitem aus, als ob er etwas zu bedeuten habe, — allerdings nichts Gescheidtes, aber doch wenigstens etwas, — sieht aus wie ein festgegliedertes Ganzes, das einen greifbaren Irrthum enthält; man packt zu, in demselben Augenblicke läuft die gallertartige Masse durch die Finger weg. Man hat nichts Festes in der Hand, das sich zerdrücken ließe; es bleibt nur ein klebriger Stoff an den Fingern zurück, der höchst unangenehm ist.

Gleichwohl will ich den Versuch machen, aus der höchst unerfreulichen Ansammlung von Verworrenheiten, Ungebührlichkeiten, geflissentlichen und unabsichtlichen Verdrehungen und Entstellungen das einigermaßen Discutirbare zu sondern.

Die Methode in der Polemik des Herrn Schmidt — Methode im Sinne des Polonius gebraucht: „though this be madness, yet there is method in't" — ist ungefähr die: Herr Schmidt citirt einen Satz aus meinem Aufsatze; er nimmt den Mund sehr voll, sagt mir die unhöflichsten Sachen; er wirft mit der Beschuldigung der Absurdität, der Unehrlichkeit, der Lüge um sich, als ob es Pfeffernüsse wären; er erbietet sich alsdann zu Beweisen über die Berechtigung seiner Schmähungen; man ist gespannt, wie er nun siegreich den angekündigten Beweis führen wird; er räuspert sich, und nun geht das überlaute Gepolter in ein ganz unverständliches Gemurmel und Gebrumme über, das zwar auf eine tiefe seelische Verdrossenheit des Anklägers schließen läßt, für die Schuld des Angeklagten aber zum Glück gar nichts beweist; und mit unzufriedenem Knurren geht der Ankläger nun auf ein anderes Thema über, um denselben Scherz zu wiederholen.

So treibt Herr Schmidt Polemik.

Ich hatte in der „Gegenwart" gesagt:

„Es ist bekannt, daß den Mitgliedern des Ausschusses von höchster Stelle eine vertrauliche Mittheilung, eine Art von Communiqué etwa folgenden Inhalts zugegangen ist: Die andauernde Nichtvertheilung des Preises und die dadurch bedingte Ansammlung des zur Förderung dramatischer Dichtung bestimmten Kapitals entspreche durchaus nicht den Absichten des hohen Stifters. Die Commission möge es daher mit dem § 6 nicht gar zu streng nehmen, möge diesmal fünf gerade sein lassen und für den Fall, daß sie wiederum kein Werk krönen zu dürfen vermeinte, sich der im § 10 stipulirten Freiheiten bedienen und jedenfalls die Kasse entlasten."

Darauf erwidert Herr Schmidt in den „Preußischen Jahrbüchern":

„Das ist nicht blos eine Verdunkelung, sondern eine Fälschung der Thatsachen.

„Vor Allem was hier als bekannt vorausgesetzt wird, ist nicht ein Wort wahr. Niemals hat von „höchster Stelle" oder von dem dieselbe vertretenden Ministerium zu den Mitgliedern der Commission eine vertrauliche Mittheilung irgend einer Art stattgefunden; am wenigsten eine Mittheilung so unwürdiger Art, wie Herr Lindau der „höchsten Stelle" in den Mund zu legen sich erdreistet: „man solle fünf gerade sein lassen!""

Die Keckheit dieser Entgegnung ist unerhört. Also Herr Schmidt beschuldigt mich ohne Weiteres der Fälschung und der Lüge? Zum Glück brauche ich nicht unhöflich zu werden und kann von dem Vorrechte des Stärkeren, milde zu sein, diesmal Gebrauch machen.

Also ich habe die Thatsachen nicht blos verdunkelt, ich habe sie gefälscht? Nun, ich schreibe für Leute, die lesen können. Meinen Lesern brauchte ich also nicht zu sagen: Mißverstehen Sie nicht, was ich da geschrieben habe; mit dem Satze: die Commission sei durch eine vertrauliche Weisung angegangen worden, diesmal fünf gerade sein zu lassen, habe ich keineswegs sagen wollen, daß den Mitgliedern der Commission eine identische Note folgender Fassung zugegangen sei:

Geehrter Herr!

Im höchsten Auftrage beehre ich mich, Ew. Hochwohlgeboren die vertrauliche Mittheilung zu machen, daß Sie bei der Wahl der zu krönenden Dichter diesmal fünf gerade sein lassen mögen.

Hochachtungsvoll!

Der Minister für geistliche Angelegenheiten,
gez. Falk.

Das brauchte ich meinen Lesern nicht zu sagen; ich wußte, daß diese meine Worte so verstehen würden: die Mitglieder seien durch eine Mittheilung des Ministeriums im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers dahin verständigt worden, daß die Worte des § 6 der Stiftungsurkunde (zur Auswahl werden nur solche . . . Originalwerke . . . zugelassen, welche . . . einen dauernden Werth haben), nicht mit voller Strenge aufzufassen seien. Werke, die nach dem Urtheile ernster und verständiger Männer an sich

bedeutend seien, möge man nur getrost prämiiren. Die gekrönten Werke brauchten nicht einen absolut dauernden Werth zu haben, — ein solcher sei von den Zeitgenossen schwer zu erkennen und festzustellen — wenn einem Werke von der Commission der „dauernde Werth“ in einem gewissen Sinne zuerkannt werde, so genüge das, um das Stück preiswürdig zu machen.

Das wollte ich mit dem volksthümlichen Ausdruck, die Commission möge „fünf gerade sein lassen“ gesagt haben, nichts weiter; und allen meinen Lesern, zu denen ich Herrn Julian Schmidt bisher zu rechnen nicht die Ehre hatte, konnte ich es füglich überlassen, den drastischen Volksausdruck in den Stil eines Ministerialrescripts zu übersetzen.

Woher hatte ich nun die von mir als bekannte Thatsache vorausgesetzte Mittheilung entnommen, die Herr Schmidt als Fälschung und Unwahrheit bezeichnet?

Aus dem Feuilleton der „Nationalzeitung“ vom 12. November, unterzeichnet Julian Schmidt.

> „Die gegenwärtige Commission ist durch das Einberufungsschreiben des hohen Ministeriums, im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers, dahin verständigt worden: „daß jene Worte (des § 6, bleibender Werth,) nicht in einer Strenge zu fassen seien, welche vielleicht selbst hervorragende Werke unserer classischen Literatur zur Zeit ihrer Entstehung von dem Preise ausgeschlossen haben würde. Sei der bleibende Werth dramatischer Werke nur in seltenen Ausnahmen unmittelbar nach ihrem Erscheinen mit vollkommener Zuversicht zu constatiren, so werde man immerhin dem, was in seiner Zeit nach dem Urtheile ernster und sachverständiger Männer eine hervorragende Bedeutung habe, in gewissem Sinne einen bleibenden Werth unter allen Umständen zuerkennen dürfen.“

So schreibt Herr Schmidt am 12. November in der „Nationalzeitung“, und am 13. December in den „Preußischen Jahrbüchern“: „Niemals hat von ‚höchster Stelle‘ oder von dem dieselbe vertretenden Ministerium eine vertrauliche Mittheilung irgend einer Art stattgefunden.“ Allerdings gibt er nebenbei zu, daß ein Einberufungsschreiben doch erfolgt sei.

Was ist das für elende Wortklauberei! Die Mitglieder werden durch ein ministerielles Schreiben einberufen, welches den Wunsch ausspricht, sie mögen diesmal die Worte des § 6 (bleibender Werth) nicht in der bisherigen Strenge auffassen; das Schreiben ist bis zur Ertheilung des Preises nicht veröffentlicht worden, also vertraulich geblieben; ich constatire, daß eine vertrauliche Mittheilung an die Mitglieder der Commission ergangen ist, sie mögen diesmal weniger streng sein und lieber fünf gerade sein lassen, ich wiederhole also, was ich erst von Herrn Schmidt erfahren habe, und da erhebt sich derselbe Herr Schmidt, und derselbe Herr Schmidt erdreistet sich, mich der Fälschung und der Unwahrheit zu zeihen!

Für einen solchen Gegner gibt es nur einen Milderungsgrund: hochgradige Verworrenheit, die den Dolus ausschließt.

III.

Herr Schmidt greift aus meinem Aufsatze in der „Gegenwart" den folgenden Passus heraus:

> „Wilbrandt und Anzengruber sind zwar auch in dem letzten Triennium mit höchst beachtenswerthen Productionen hervorgetreten, aber gerade ihre bedeutendsten Erfolge datiren aus einer früheren Zeit."

Herr Schmidt entgegnete darauf in den „Jahrbüchern":

> „Das ist beiläufig, was Wilbrandt betrifft, unrichtig: den Ausschlag hat die ‚Kriemhild' gegeben!"

So? Kriemhild hat den Ausschlag gegeben? Ich hatte irgendwo gelesen, daß Wilbrandt nicht blos wegen seiner Kriemhild, sondern auch wegen seiner früheren Werke die Auszeichnung verdient habe. Wo doch? Ach so, in der „Nationalzeitung", in dem Feuilleton des Herrn Julian Schmidt:

> „Man wird wohl allgemein zugeben, daß er nicht blos wegen seiner ‚Kriemhild', sondern ebenso wegen seiner früheren Werke: ‚Gracchus' ‚Arria und Messalina', ‚Nero' — eine Auszeichnung verdient."

Wenn Herr Schmidt lesen könnte, würde er sich nicht wiederum eine Blöße gegeben haben. Die Blamage war diesmal ganz überflüssig. Ich habe gar nicht gesagt, daß Kriemhild den Ausschlag nicht gegeben habe. Ich hatte lediglich bemerkt, daß die *bedeutendsten Erfolge* Wilbrandts und Anzengrubers aus einer früheren Zeit, d. h. aus dem vorverflossenen Triennium datiren. Und ist das falsch? „Beiläufig bemerkt unrichtig?" Herr Schmidt wirft so en passant und „ganz beiläufig" mit der Beschuldigung, unrichtige Behauptungen zu verbreiten, um sich. Die Thatsachen mögen darauf antworten: „Gracchus" ist am Burgtheater über zwanzigmal gegeben worden. „Arria und Messalina" ebendaselbst über vierzigmal und am Berliner Residenztheater über hundertmal; „Kriemhild" ist seit über einem Jahre durch den Druck sämmtlichen Bühnen zugänglich gemacht und bis zur Stunde meines Wissens noch nicht aufgeführt worden.

Ist es also „beiläufig unrichtig", daß jene älteren Stücke die „bedeutendsten Erfolge" gehabt haben? Man versuche es doch, mit einem solchen Gegner zu discutiren, ohne dabei seine Ruhe zu verlieren. Es ist unrichtig, sagt er, „beiläufig unrichtig," und dabei negirt er offenbare Thatsachen, stellt das Richtige als Lüge hin, reckt sich und streckt sich und macht einen theatralischen Abgang: es ist falsch, es ist „beiläufig unrichtig," ich habe gesprochen!

Aus der folgenden Stelle meines Aufsatzes erkennt Herr Schmidt die „böse Absicht". Ich hatte geschrieben:

> „Die jetzige Entscheidung der Commission ist die herbste Kritik des negativen Votums derselben Commission von 1874, die gedacht werden kann."

Herr Schmidt entgegnet:

> „Erstens ist die Commission von 1878 *nicht* dieselbe wie die von 1875, obgleich *einzelne Mitglieder aus der alten in die neue übergegangen*

sind; zweitens durfte die Commission von 1875, welche auf die Statuten verpflichtet war, nicht die Entscheidung treffen, zu welcher die Commission von 1878 durch die authentische Interpretation der Statuten berechtigt war."

Erstens ist die Commission dieselbe wie die von 1872/74 wie die von 1869 bis 1871 — nämlich die Schiller-Commission. Daß die Commission keine permanente ist und zu Anfang des Preisjahres jedesmal vom Minister gebildet wird, habe ich in der „Gegenwart" zu Anfang meines Artikels durch Abdruck des § 1 des Statuts für jeden Menschen, der lesen kann, deutlich hervorgehoben. Was will also Herr Schmidt? Ich weiß sehr wohl, daß die Mitglieder der Commission nicht immer dieselben sind. Wenn Herr Schmidt aber sagt, daß „einzelne Mitglieder aus der alten in die neue Commission übergegangen sind," so stellt er die Wahrheit auf den Kopf. Die Wahrheit ist, daß die alte Commission von 1872/74 zu zwei Dritteln ganz dieselben Mitglieder zählt, wie die von 1875/77, und daß von den neun Mitgliedern nur drei ausgeschieden und durch andere ersetzt worden sind. Ich will das dem Fassungsvermögen des Herrn Schmidt durch Gegenüberstellung der Mitglieder der beiden Commissionen näher zu bringen versuchen.

Schiller-Commission 1872/74.	Schiller-Commission 1875/77.
Curtius	Curtius
Grimm	Grimm
Julian Schmidt	Julian Schmidt
v. Treitschke	v. Treitschke
v. Hülsen	v. Hülsen
G. zu Puttlitz	G. zu Puttlitz
H. Hettner	G. Freytag
W. Scherer	Förster
A. Schöll.	Devrient.

Ist das ehrliche Polemik? Und war mein Ausdruck wirklich so vollkommen incorrect? Hätte ich, anstatt im Allgemeinen von der „Commission" zu sprechen, sagen sollen: Die Commission, die in diesem Jahre zur Ertheilung des Schiller-Preises ernannt ist. Es wäre gewiß schärfer gewesen. Aber da man immer nur von der „Commission" gesprochen, die zu zwei Dritteln dieselben Mitglieder beibehalten hat, und da selbst der Schriftführer derselben die Unterscheidung nicht für nöthig erachtet hat, habe ich mich derselben Freiheit im Ausdruck bedienen zu dürfen geglaubt. Herr Schmidt schreibt nämlich ebenfalls in der „Nationalzeitung":

„Bereits zwei Mal, 1872 und 1875, ist die Commission zu dem Resultat gekommen, daß keins der eingegangenen Stücke den Anforderungen des Statuts entspricht."

„Die Commission," nichts weiter, nämlich die Schiller-Commission, oder, wie jeder sich von selbst ergänzt hat, „die für die diesmalige Ertheilung des Schiller-Preises ernannte Commission, zu zwei Dritteln dieselbe wie die des vorverflossenen Trienniums."

Zweitens wiederholt Herr Schmidt nur, was ich selbst gesagt habe und was er vorher bestreitet: daß der Commission diesmal der Wunsch des hohen Stifters übermittelt worden sei, die Statuten weniger streng zu handhaben, — „fünf gerade sein zu lassen“, hatte ich geschrieben.

Man muß wirklich recht aufpassen, um sich in diesem Netz von Ungenauigkeiten und Entstellungen nicht zu verfangen. Ich schreibe: „Die Commission ist diesmal zu einer milderen Praxis angegangen worden“; und Schmidt entgegnet: „Das ist eine Fälschung.“ Ich schreibe: „Die Commission hat diesmal milder geurtheilt und mit ihrer Entscheidung die schärfste Kritik der früheren Nicht-Vertheilung des Preises geübt“; Herr Schmidt entgegnet: „Das ist nicht wahr, die Commission ist zu einer milderen Praxis angehalten worden.“ Aber weiter, weiter!

IV.

Bis jetzt habe ich einige thatsächliche Behauptungen des Herrn Schmidt näher prüfen können. Man hat gesehen, wie es darum bestellt war. Im Verfolg des Schmidt'schen Aufsatzes stoße ich nun auf etwas Neues, wenn auch nicht Unerwartetes, — nämlich auf die Verdächtigung. Herr Schmidt schreibt:

> „Es wäre vollkommen begreiflich, wenn Herr Lindau, der ja auch ein beliebter Theaterdichter ist, als die tactvollste Entscheidung der Commission die Krönung von Paul Lindau begrüßt hätte. Nur seine Bescheidenheit hindert ihn das auszusprechen.“

Harras der kühne Springer! Man bemerke gefälligst den Sprung, den Herr Schmidt mit einem kleinen Punkte von einem Satze zum andern macht. Im ersten Satze: es wäre begreiflich, wenn Herr Lindau den Preis gewünscht hätte, im zweiten: er hat den Preis haben wollen, er getraut sich nur nicht, es zu sagen. Und so hüpft er ganz munter von der Insinuation zur beleidigenden Behauptung, von der aus der eigenen Kleinlichkeit geborenen Annahme zur Beschimpfung des Andern! Das ist der alte Julian Schmidt, der Literarhistoriker, der seine Kunststücke von früher wieder vollführt, als ob ihn Lassalle niemals abgeschlachtet hätte. „Geschlachtet“ — das Wort ist von Lassalle selbst.

> „Darum habe ich ihn herausgegriffen, um ihn zu Deinem Nutzen, liebes Publicum, auf hohem Berge vor versammeltem Volke zu schlachten, sicher, daß mir kein Engel in den Arm fallen und das gezogene Schlachtschwert zurückhalten soll.“*)

Das ist Julianus redivivus, von dem Lassalle sagte: Freilich gerade das Gegentheil von dem, was Herr Schmidt sagt, ist wahr.

> „Aber das ist nun ganz egal! Der Betreffende hat seinen Klecks fort! Hurrjeh, wie wird es nun den Andern noch ergehen:
>
> „Herr Schmidt, Herr Schmidt,
> Was kriegt das Julchen mit?“

*) Ferdinand Lassalle: Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker. Culm a. W. S. 23.

Also nach meiner Auffassung wäre es richtig gewesen, wenn die Commission eines meiner Stücke gekrönt hätte? Das wird so für die Gründlinge im Parterre hingeworfen und hat ja auch für diese Leute sehr viel Wahrscheinliches für sich. Ich schreibe Stücke, ergo will ich den Schillerpreis, ich bekomme ihn nicht, ergo reiße ich die Commission herunter, nichts einfacher als das! Soll ich dieses fraubasenhafte Geschwätz einer Antwort würdigen? Schweigen hat seine Zeit, aber der Prediger sagt: Reden hat auch seine Zeit, und in diesem Falle könnte mir das Schweigen als zu wohlfeil ausgelegt werden. So will ich mich denn zu der Antwort herbeilassen, daß Herr Schmidt sich wieder einmal gründlich geirrt hat. Ich will ihm ganz offen gestehen, daß es mich in der That auf's Aeußerste überrascht haben würde, wenn mich eine Commission, deren Schriftführer Herr Schmidt ist, ausgezeichnet hätte. Ich kann sogar hinzufügen, daß ich bis vor wenigen Wochen mich in dem Wahn befunden habe, nur dramatische Dichtungen in metrischer Form seien zum Schillerpreise berechtigt, — ein Irrthum, der sich darauf stützte, daß die sämmtlichen bis zum Jahre 1875 gekrönten Werke Tragödien in Jamben sind. Die niedrige Gesinnung, die mir Herr Schmidt unterschiebt, muß ich ihm dankend zurückerstatten. Ich habe meine Gedanken und meine Gesinnungen für mich und keinen Raum und keine Lust, die des Herrn Schmidt auch noch zu beherbergen. Ich habe also nicht aus Bescheidenheit geschwiegen, ich habe einfach nicht gesagt, was ich nicht gedacht habe. Ich empfehle das Herrn Schmidt zur Nachahmung. Er wird dann freilich sehr viel weniger sagen als bisher, aber die Welt wird nichts daran verlieren, und er auch nicht.

Was mich zu einer Kritik der Commission in ihrer jetzigen Zusammensetzung veranlaßt hat, habe ich ohne irgend welchen Hintergedanken mit aller Deutlichkeit ausgesprochen. Ich habe einzelne Mitglieder der Commission als nicht ganz geeignet bezeichnet, weil sie durch ihre Berufsthätigkeit — und unbeschadet ihrer großen Verdienste auf den Gebieten, die sie beherrschen — gerade dem Theater entfremdet sind. Ich habe hinzugefügt: „es liegt mir sicher sehr fern, die unzweifelhaft hohen Verdienste, deren sich die Mehrzahl mit Erfolg rühmen darf, irgendwie herabsetzen zu wollen oder gar zu verkennen; aber die Genannten scheinen gerade für den Posten, auf den sie gestellt sind, nicht ganz geeignet zu sein." Ich habe angedeutet, daß andere nicht in die Commission gehören, weil sie im Kennen klein und im Absprechen groß sind, wie Herr Julian Schmidt. Ist das deutlich? Ist das verständlich?

Und da Herr Schmidt gerade von meinen Stücken spricht, so benutzt er den sehr geeigneten Anlaß, um in aller Eile mit jener Volubilität, die man an ihm kennt, auch ein Urtheil über dieselben auszusprechen. Was er darüber sagt, brauche ich nicht zu wiederholen, jeder meiner Leser wird es errathen. „Die unglaublich suffisante Fertigkeit im Absprechen und Verneinen," wie Lassalle sagt, ist ja eine der Schmidt'schen Specialitäten. Von einem

Literarhistoriker, „der alles und jedes herunterreißt, Goethe und Schiller, Platen und Immermann, Fichte und Hegel, Uhland und Schlegel, Creuzer und Kegel"*), gelegentlich mit abgekanzelt zu werden, hat nichts Beschämendes und nichts Aufregendes.

Herr Schmidt verweist gelegentlich meiner dramatischen Arbeiten auf Kotzebue, und wie sich das wieder von selbst versteht, mit äußerster Geringschätzung. Kotzebue ist ja der bekannte Sündenbock der gedanken- und kenntnißlosen Kritik. Sie läßt, wenn sie den übermüthigen Verfasser des „Rehbock" und der „Pagenstreiche" als den Typus des abgethanen Dramatikers hinstellt, nur eine Kleinigkeit außer Acht: daß nämlich Kotzebue noch immer nicht vom deutschen Theater hat verdrängt werden können, daß sein Name in der Literaturgeschichte eine wenn auch nur bescheidene doch gesicherte Stellung gewonnen und bis auf die heutige Stunde seine Popularität nicht eingebüßt hat. Was aber ist aus den altklugen Absprechern seiner Werke geworden? Wer kennt heutzutage deren Namen noch? Wer vermag ohne Zuhülfenahme eines Nachschlagebuches zu sagen, wie die Julian Schmidts zu Kotzebues Zeiten geheißen haben? Sie sind dahin! Mit dem letzten negirenden Federstrich, den sie gethan haben, ist ihre Spur verloren gegangen. Die Zeit stellt die Gerechtigkeit wieder her, und wenn die Weltgeschichte das Weltgericht ist, so ist die Literaturgeschichte die wahre Kritik; ich meine natürlich nicht die „Literaturgeschichte" mit Anführungszeichen des Herr Julian Schmidt. Schonungslos tilgt die Literaturgeschichte die Namen derer, die in ohnmächtigem Aberwitz durch blendendes Aburtheilen eine kurze Spanne Zeit die Bewunderung der Kinder und der Affen erregt, und deren Afterweisheit sich über die redliche Production hat erheben wollen. Sie bewahrt und ordnet aber einsichtsvoll die Namen derer, die etwas geschaffen, und übersieht auch diejenigen nicht, die durch eine eigene, wenn auch nicht sehr bedeutende Schöpfung zu dem geistigen Eigenthum der Nation ihr Scherflein haben beisteuern wollen. Hätte Herr Schmidt nur ein einziges Lustspiel geschrieben wie „Die beiden Klingsberg" oder nur ein harmloses Ding wie „Der gerade Weg ist der beste", er würde mit viel schwererem Gepäck auf die Nachwelt kommen als mit seinen unter dem Titel „Literaturgeschichte" erschienenen dickleibigen Absprechereien.

V.

Ich hatte in der „Gegenwart" ferner gesagt:

> „Julian Schmidt spricht — um mit Wippchen zu reden — das „harte" Wort aus: „Ich gebe ohne Weiteres zu, daß das Stück doch hauptsächlich gedacht aussieht." Julian Schmidt ist in seinen Kritiken oft dunkel wie Herakleitos; auch dieser Ausspruch ist nicht ganz unzweideutig. Ich glaube aber nicht mißzuverstehen, wenn ich ihn so interpretire: „Hauptsächlich

*) Lassalle a. a. St. S. 19.

gedacht" heißt soviel wie „nicht echt empfunden," mehr mit dem Kopfe, dem Sitze des Gedankens, als mit dem Herzen, dem Sitze des Empfindens gemacht.

In demselben Feuilleton heißt es aber in der lobenden Stelle: „Der Bau des Stückes aber im Großen und Ganzen ist gesund und tüchtig, geistreich gedacht und von echter Empfindung getragen." Also doch „echt empfunden", also nicht „hauptsächlich gedacht"? Und ich glaubte gehört zu haben „hauptsächlich gedacht", also „nicht echt empfunden"? — Verstehe, wer's kann! Wer soll aber auf der dritten Spalte noch wissen, was er auf der ersten geschrieben? — Soll doch die rechte Hand nicht wissen, was die linke thut."

Dazu bemerkt Herr Schmidt in den „Jahrbüchern":

„Die Anwendung des Ausdrucks „gedacht", „nur gedacht", „hauptsächlich gedacht" auf ein Drama ist nicht von Julian Schmidt, auch nicht von Wippchen, sondern von Goethe. Sie ist allen, die Goethe kennen, geläufig. Da Herr Lindau nicht zu diesen gehört, so möge er einen literarischen Freund ersuchen, ihn in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Herder zu orientiren. Da findet er die Anwendung dieses Ausdrucks nicht blos auf „Emilia Galotti", sondern auf „Götz von Berlichingen." Weder der „Emilia Galotti" noch seinem eigenen „Götz" hat Goethe echte Empfindung absprechen wollen."

Da hat mich also wirklich Herr Schmidt auf einer Ignoranz ertappt. Ist das eine Freude! „Gedacht" ist von Goethe, nicht von Herrn Schmidt! Es war allerdings ein Leichtsinn von mir, das Denken mit Herrn Julian Schmidt irgendwie in Verbindung zu bringen, und ich gestehe in tiefer Beschämung ganz zerknirscht ein, daß ich bisher jene Aeußerung von Goethe nicht gekannt habe. In meiner Verwirrung wage ich nur ganz bescheiden die Frage aufzuwerfen: wieviel von der halben Million der „Obersten unserer Nation" werden bei dem Satze des Herrn Schmidt: „Ich gebe ohne Weiteres zu, daß das Stück hauptsächlich gedacht aussieht," gemerkt haben, daß ihm Goethe dies soufflirt hat? Wenn man Julian Schmidt'sche Prosa ohne Anführungszeichen liest, so denkt man doch nicht ohne Weiteres an Goethe!

Also weil ich nicht gewußt habe, daß Goethe gelegentlich in einem Briefe an Herder auf ein Drama oder auf mehrere das Wort „gedacht" anwendet, deshalb gehöre ich nicht zu denen, die Goethe kennen! Herr Schmidt aber ist ein gewiegter Goethekenner! Der weiß nicht nur, daß Goethe „gedacht" sagt, der weiß auch, daß „Faust" „ohne ideellen Inhalt" ist; er weiß auch vom „Dilettantismus" im „Faust" ein Liedchen zu singen; er weiß auch, daß Mephisto die „Abstraction der Altklugheit" ist; daß Goethe — immer in demselben „Faust" — bei dem Versuche, dieser „Altklugheit" durch das mittelalterliche Kostüm eine bestimmte Färbung zu geben, „fortwährend aus der Rolle fällt"; er weiß auch, daß es Goethe — immer noch im „Faust" — „nicht gelungen ist sich über die Einseitigkeit seines Helden zu erheben, weil es ihm nicht

gelang, ihn vollständig darzustellen" — alles das weiß Herr Schmidt*).

Ich habe das Alles nicht gewußt; aber ich weiß dafür wieder andres vom „Faust", was Herr Schmidt nicht zu wissen scheint. Ich weiß, daß in dieser Tragödie einige recht beherzigenswerthe Verse stehen, z. B.: „Wart nur, es sollen Schläge regnen."

„Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten,
So schwätzt und lehrt man ungestört;
Wer will sich mit den Narrn befassen?"

Herr Schmidt fährt mit tödtlicher Ironie fort:

„Herr Lindau hat falsch interpretirt. Ich weiß nicht, ob er dazu seinen Sanders aufgeschlagen hat, was er ja zu thun pflegt, wenn er ein Wort nicht versteht."

Sehr richtig! Wenn ich meiner Sache nicht sicher bin, schlage ich allerdings nach. Ich habe mir diese Gewissenhaftigkeit angeeignet, seitdem ich mich überzeugt habe, welche Verheerungen die oberflächliche Kritik anrichtet, wenn sie bei der Behauptung von Thatsächlichem ihrem guten Sterne vertraut, wenn sie von der frivolen Auffassung ausgeht: vielleicht ist's richtig, dann ist's gut; vielleicht ist's falsch, dann wird es hoffentlich niemand merken. Wieviel Aergernisse wären Herrn Schmidt erspart geblieben, wenn er meinem Beispiele gefolgt wäre! Er hätte sich dann von Lassalle nicht darüber belehren zu lassen brauchen, wer die sieben Weisen Griechenlands waren**), die er nicht gekannt hat; er hätte sich nicht von Lassalle darüber belehren zu lassen brauchen, daß der „Schwabenspiegel" kein typisches Werk der modernen schwäbischen Poesie, sondern ein mittelalterliches Rechtsbuch ist***); er hätte bei der Beurtheilung von Niebuhrs „Römischer Geschichte" nicht gesagt: „Einzelne historische Urkunden aus den ältesten Zeiten der Stadt sind uns in völlig beglaubigter Form überliefert." Lassalle fragt: „Welche? Sie haben gewiß den notariellen Heirathscontract entdeckt zwischen Numa Pompilius und der Nymphe Egeria? Oder doch die Liebesbriefe der Tullia und des Lucius Tarquinius†)?"

Wenn Herr Schmidt doch nachgeschlagen hätte! Das gewöhnlichste Conversationslexikon, Sanders, ja sogar der kleine Thibaut würden ihm die wesentlichsten Dienste geleistet haben! Wenn er den kleinen Thibaut aufgeschlagen hätte, so würde er da ganz richtig gefunden haben: Le ciseau =

*) Die sämmtlichen hier angeführten Stellen stehen in Julian Schmidts „Geschichte der deutschen Literatur", 4. Aufl. Leipzig 1858. II. S. 160, 161, 162.

**) Lassalle, Seite 13.

***) Lassalle, Seite 16.

†) Lassalle, Seite 26.

der Meißel, und er hätte mit seiner „Scheere" („les ciseaux") den armen Delille ungeschoren gelassen.

Aber der „Sanders" kehrt in dem Schmidt'schen Aufsatze mehrmals wieder, und immer mit einem Seitenhiebe auf meine einseitige Benutzung dieser Quelle. Weshalb mich Herr Schmidt gerade mit dem braven „Sanders" kränken will, verstehe ich ebenso wenig wie das Meiste, was Herr Schmidt schreibt. Er zeige mir in den zweihundert Aufsätzen, welche in den letzten fünf Jahren in der „Gegenwart" von mir erschienen sind, nur zwei oder drei Berufungen auf Sanders! Zwei Berufungen in den tausend Spalten! — Es wird ihm ja ein Leichtes sein, da er meine „Gepflogenheit", im „Sanders" nachzuschlagen, als eine meiner bekannten Lächerlichkeiten hinzustellen sucht. Er weise mir also diese Lächerlichkeit nach, und er soll ausnahmsweise einmal Recht haben! Wenn nicht, nun — so hat er sich also wieder einmal geirrt und wieder einmal eine unbegründete Behauptung ausgesprochen.

Ich kann mir die Anspielung auf meine angebliche Vorliebe für Sanders nur so erklären: Ich habe einmal im Jahr 1872 in der „Gegenwart" eine Notiz über Sanders „Deutschen Sprachschatz" geschrieben, die von der Verlagsbuchhandlung als Reclame benutzt und in den Prospect aufgenommen worden ist. Dieser Prospect muß Herrn Schmidt zu Gesicht gekommen sein — ich traue ihm in der That zu, daß er die Prospecte gründlich liest — daraus folgert er dann ganz gemüthlich, daß das Aufschlagen des „Sanders" zu meinen täglichen Leibesübungen gehöre! Außerdem ist mir nur noch ein Aufsatz erinnerlich: die Abfertigung einer ungebührlichen Kritik, die sich eine Collegin des Herrn Schmidt über Gustav Freytag erlaubt hatte. In dieser Abfertigung war es das Einfachste, die sprachlichen Sünden der unwissenden Verfasserin unter Berufung auf Sanders abzustrafen. Aber darüber sind ebenfalls mehr denn sechs Jahre verflossen.

Mit beißendem Sarkasmus fährt Herr Schmidt fort:

> „Freilich ist für Begriffe der Art Sanders nicht ausreichend."

Ecce iterum Sanders!

> „Ein Stück ist gedacht," heißt in Goethe's Sinn: der Gegenstand ist nicht mit der zwingenden Gewalt einer unmittelbaren Anschauung auf den Dichter eingedrungen und hat ihn genöthigt, sein eigenes Gefühl mit dem Eindruck desselben zu verständigen; sondern er ist nach bestimmten künstlerischen oder auch sittlichen Absichten erfunden oder ausgewählt."

Man muß den Satz mehrfach lesen, um ganz in die Tiefe der Schmidt'schen Gedankenwerkstatt einzudringen. Aus Goethes Munde hätte ich den Ausspruch: „ein Stück ist gedacht", ohne Mühe verstanden; denn was Goethe sagt, ist immer das Facit reifer ausgedachter Gedanken: wenn Herr Schmidt so etwas nachspricht, klingt es gleich ganz anders. Nun aber kommt er und e r k l ä r t noch obenein, was Goethe hat sagen wollen! Und nun wird daraus einer jener Sätze, für die Gutzkow das hübsche Bild gebraucht: „Wallnüsse für Affen".

Also ein Stück ist „gedacht", wenn „der Gegenstand desselben nach bestimmten künstlerischen Absichten erfunden oder ausgewählt ist"? Welches Meisterwerk wäre dann nicht „gedacht"? Wenn Herr Schmidt seine saubere kritische Feder jemals durch den Versuch einer eigenen Schöpfung hätte verunreinigen wollen, so würde er sich überzeugt haben, daß diese Art von „Denken" immer zur Production gehört, auch zu der allerinspirirtesten, auch zu derjenigen, bei welcher der „Gegenstand mit der zwingenden Gewalt einer unmittelbaren Anschauung auf den Dichter eindringt". Glaubt Herr Schmidt etwa, daß „Lear" und „Othello", „Nathan" und „Minna von Barnhelm", „Kabale und Liebe" und „Wallenstein", „Faust" und „Egmont", daß alle diese Meisterwerke entstanden sind, ohne daß der Gegenstand derselben „nach bestimmten künstlerischen oder auch sittlichen Absichten erfunden oder ausgewählt" sei?

„Bim, bam, bim, bam," schreibt Lassalle jedesmal, wenn er einen jener typischen Sätze des Herrn Schmidt citirt, deren inhaltliche Richtigkeit durch schellenlaute Phrasen, die wie etwas klingen, übertönt werden soll. Bim, bam!

Lassalle hat uns das Geheimniß dieser „Bildungssprache" enthüllt*).

Das schönste Seitenstück zu dem oben citirten Satze über die Bedeutung des Goethe'schen „gedacht" — einer Perle aus dem Schatze der „Bildungssprache" — ist im zweiten Bande der Schmidt'schen Literaturgeschichte Seite 195 zu finden**).

*) Lassalle, Seite 9.

„Die chaotische Gedankenlosigkeit läßt sich durch den weitbauschigen wolkigen Reflexionsstil so drapiren, daß sie wie tiefster Gedankenreichthum aussieht."

„Es ist eine nach den Gesetzen der belletristischen Routine kaleidoskopartig durcheinander gerüttelte und geschüttelte Anzahl von Worten, die keinen Sinn geben, aber auf ein Haar so aussehen, als gäben sie einen solchen und einen erstaunlich tiefen!"

**) Lassalle, Seite 28 und 29.

„Alle Bildung sollte später durch eine schon vorhandene fremde gegeben werden, und was aus eigener Kraft in die Höhe dringen mußte, das sollte ein in fremdem Klima gewachsenes Grün sich auf die Spitze setzen und damit zusammenwachsen, um sogleich fertig zu sein." Schmidts „Literaturgeschichte".

Lassalle bemerkt dazu:

„Diese Pracht der Bilder ist berauschend. Bedenken Sie, Herr Schmidt, daß Sie zu einfachen Sterblichen reden, welche die Sprache der Götter nicht ertragen können, ohne in Verwirrung zu gerathen! Also: Ein in einem fremden Klima gewachsenes Grün soll herkommen und sich der nationalen Bildung auf die Spitze setzen? Nein, umgekehrt: Es soll sich (Dativ) die (Accusativ) nationale Bildung auf die Spitze setzen — wie man zu sagen pflegt auf den Hut stecken — so daß nun die grüne Spitze unten und der nationale Boden oben drüber und so Beide zusammenwach — Nein, nein, so ist es doch wohl nicht. Umgekehrt: „Und was uns aus eigener Kraft in die Höhe dringen mußte (Relativsatz als Subject), das (Nominativ) sollte ein (Accusativ) in fremdem Klima gewachsenes Grün sich (Dativ) auf die Spitze setzen" — um nun mit dieser seiner Spitze in das daraufgesetzte fremde Grün hineinzuwachsen — aber das ist auch bedenklich!"

Der Himmel bewahre uns vor dieser „Bildungssprache" und vor Schmidt'schen Definitionen! Wenn ich bedenke, daß Herr Schmidt mir diese angeführte Definition gibt, um als Goethe-Kenner mir, der von Goethe nichts versteht, „das Verständniß zu öffnen," so überkommt mich wirklich ein Gefühl sanften Mitleids.

Indessen bin ich Herrn Schmidt doch dafür zu Dank verpflichtet, daß er mich auf den Brief Goethes an Herder, in welchem der Ausdruck „ein Stück ist gedacht" vorkommt, verwiesen und mir die Mittel an die Hand gegeben hat, „durch die man zu der Quelle steigt". Ich habe den langen Brief Nr. 6 in „Aus Herders Nachlaß" aufmerksam durchgelesen und darin — ich kann nicht sagen: zu meiner Ueberraschung, aber doch zu meiner wahren Beruhigung — den Beweis gefunden, daß ich in meinem Aufsatze das Wort „gedacht" in Bezug auf ein Stück vollkommen richtig, d. h. im Goethe'schen Sinne, ja sogar unbewußt mit Goethes eigenen Worten interpretirt habe, und daß Herr Schmidt, der mir „das Verständniß öffnen will", den Zusammenhang, in dem das Wort „gedacht" zu dem übrigen Briefe steht, gelind gesagt, ganz vergessen hat.

Meine Definition des Begriffs „gedacht" war: „mehr mit dem Kopfe, dem Sitze des Gedankens, als mit dem Herzen, dem Sitze des Empfindens gemacht".

Goethe aber sagt zu Anfang jenes Briefes an Herder: „Seit ich die Kraft der Worte στῆθος und πραπίδες fühle, ist mir in mir selbst eine neue Welt aufgegangen.*) Armer Mensch, an dem der Kopf Alles ist!"

„Diese Worte," fährt Goethe fort, „sind mir wie Schwerter durch die Seele gegangen." Goethe empfindet also, daß er in den Tagen, aus denen jener Brief datirt, zu viel mit dem Kopf arbeitet, zu viel denkt und zu wenig aus dem Innern herausschafft, zu wenig Empfundenes hervorbringt. Und auf diesen Gedankengang kommt er nach einer längeren Abschweifung am Schlusse seines Briefes, als er von „Götz" spricht, wieder zurück. Gerade diese Arbeit hat ihn in eine unzufriedene Stimmung, in jenes Mißbehagen versetzt, das ihm sein dichterisches Schaffen jetzt bereitet. Er vermißt da eben, was nach Pindar den echten Dichter macht: στῆθος und πραπίδες — die rechte Empfindung, und er sagt: das Stück (Götz) „muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden, dann soll's wieder vor Euch erscheinen. Es ist alles nur gedacht. Das ärgert mich genug."

Ist das einleuchtend? Und da sagt Herr Schmidt, Goethe habe mit dem Ausdruck „nur gedacht" dem „Götz" „die echte Empfindung nicht absprechen wollen"?

---

*) Die Herausgeber machen folgende Anmerkung dazu: „Brust und Sinn als Bezeichnung des wahren Gefühls, das den Dichter macht. Besonders schwebt der Pindarische Gebrauch vor." Jedes gewöhnliche griechische Handlexikon erläutert die von Goethe gebrauchten Worte als „Sitz des Gefühls" und „Sitz des Verstandes".

Allerdings hat er das gewollt, und zwar ganz unzweideutig! Zwar nicht dem fertigen „Götz", der Herrn Schmidt vorzuschweben scheint, wohl aber dem unfertigen, den Goethe handschriftlich Herder mitgetheilt hatte. Diesem Manuscripte, das Goethe selbst als der radicalen Umarbeitung bedürftig bezeichnet, hat der Dichter allerdings die „echte Empfindung" abgesprochen. Und das will er mit dem „nur gedacht" sagen.

Herr Schmidt sagt, auch der „Emilia Galotti" habe Goethe, obwohl er das Trauerspiel ebenfalls als „nur gedacht" bezeichnet, die „echte Empfindung" nicht absprechen wollen.

Nun, darauf mag Goethe selbst antworten. Er fährt in dem Briefe an Herder fort: „‚Emilia Galotti' ist auch nur gedacht, und nicht einmal Zufall oder Caprice spinnen irgend drein. Mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum von jeder Scene, von jedem Wort, möcht' ich sagen, auffinden. Drum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterwerk es sonst ist, und meinem ebensowenig."

Wer aus diesen Sätzen herauszulesen vermag, daß Goethe damit dem Lessing'schen Trauerspiel die echte Empfindung nicht aberkannt habe, der besitzt freilich einen mehr als gewönlichen Scharfsinn. Mir will's nicht gelingen, und ich fürchte, daß auch die barmherzigen Bestrebungen des Herrn Schmidt, mir das Verstädniß zu öffnen, erfolglos bleiben werden.

Goethe schließt den sehr interessanten Brief mit dem zuversichtlichen Ausrufe, daß er doch noch hofft, ein ganzer Dichter zu werden, wenn sein Gefühl sich läutert und stärkt — oder wie er selbst sagt: „wenn Schönheit und Größe sich mehr in Dein Gefühl webt". Und als ein solcher echter Dichter hat er ja auch bis zu dem Augenblicke ziemlich allgemein gegolten, da Herr Julian Schmidt die erschütternde Entdeckung machte, daß der „Faust" „ohne ideellen Inhalt" sei.

Ich glaube — um diese lange Auseinandersetzung zusammenzufassen — ich glaube demnach das Goethe'sche Wort „nur gedacht" recht gut verstanden zu haben — gerade so wie ich den Begriff definirt hatte, bevor ich noch wußte, daß er von Goethe in dem Briefe an Herder gebraucht worden sei: „mehr mit dem Kopfe als mit dem Herzen gemacht". Die Schmidt'sche Definition hingegen — die Geschichte mit dem mangelhaften Eindringen auf den Dichter, mit der zwingenden Gewalt einer unmittelbaren Anschauung und der Erfindung und Auswahl des Gegenstandes nach bestimmten Absichten mannichfaltigster Art — die habe ich nicht verstanden. Freilich sagt Herr Schmidt, meine geistige Unzulänglichkeit vorausahnend: „es wäre zu viel verlangt, wenn jeder Schriftsteller sich dem Fassungsvermögen des Herrn Lindau anbequemen sollte". Verlange es auch gar nicht von einem Jeden! So lange Goethe, Lessing, Schiller und alle anderen großen Dichter sich dazu bequemen, Gedanken auszusprechen, zu denen mein Fassungsvermögen hinanreicht, will ich gern darauf verzichten, in die unergründlichen Tiefen, in denen die Schmidt'schen Genien ihre geheimnißvollen Wunder verrichten, hinabzusteigen.

„Denn der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

VI.

Aber weiter im Text. Herr Schmidt citirt aus seinem Feuilleton der „Nationalzeitung" den folgenden Satz:

> „Zum ersten Male — so weit die dramatische Literatur mir bekannt ist — wird der Vorgang des Interdicts in sinnlicher Kraft veranschaulicht, mit allen seinen Schauern. Darin enthält das Stück eine wesentliche Bereicherung der Literatur."

Dann fährt er fort:

> „Das bestreitet Herr Lindau und behauptet, das sei bereits in einem Drama von Ponsard geleistet. Als Beleg führt er einen langen Vortrag an — ich zähle 32 Verse — in welchem die Schauer des Interdicts beschrieben werden.
>
> Herr Lindau! Schlagen Sie wieder Ihren Sanders nach und sehn Sie zu: ob beschreiben nicht etwas anderes heißt als in sinnlicher Kraft veranschaulichen? Sie nennen sich einen dramatischen Dichter und wissen noch nichts von den gemeinsten Elementen Ihres Handwerks! Beschreiben in der Art, wie hier beschrieben wird, ist das Geschäft eines Rhetors; in sinnlicher Kraft veranschaulichen das Werk eines dramatischen Dichters. — Capiren Sie das, Herr Lindau? Will Ihnen Sanders keinen Rath schaffen? — Quälen Sie sich doch nicht länger mit Nachdenken! Es könnte Sie angreifen. Gehen Sie wieder zu Ihren Cameliendamen zurück. Dort finden Sie sich leichter zurecht."

Bildungssprache! „La fleurette est mignonne." Und Sanders und immer wieder Sanders! Sei mir zum dritten Mal willkommen!

Herr Schmidt, lesen Sie, was ich geschrieben habe! Ich habe geschrieben — wörtlich: „Die Schilderung der Schauerlichkeiten des Interdicts gehört zu dem Besten, was Ponsard geschrieben hat." Darauf habe ich die Schilderung — 32 wohlgezählte Verse, wie ich von Herrn Schmidt erfahre — citirt und hinzugefügt. „Der zweite und dritte Act des Ponsard'schen Dramas veranschaulichen den Vorgang des Interdicts in sinnlicher Kraft mit allen seinen Schauern."

Ich muß Herrn Schmidt allerdings ersuchen, sich mit Nachdenken anzustrengen; meine andern Leser aber werden ohne weiteres begreifen, daß ich den Unterschied zwischen „beschreiben" oder „schildern" und „in sinnlicher Kraft veranschaulichen" so deutlich wir nur möglich gemacht habe. Ich habe gesagt, in den citirten Versen wird „geschildert", in den folgenden Acten, die ich doch nicht gut ganz citiren konnte, „in sinnlicher Kraft veranschaulicht". Wer also macht sich wieder einmal einer grenzenlosen Begriffsverwirrung schuldig? Wer hat wieder einmal mit verwegener Oberflächlichkeit über das deutlich Geschriebene hinweggelesen, mißverstanden und kritisirt? Wer hat sich wieder einmal gründlich blamirt?

Ich muß es aufgeben mit einem solchen Gegner die Discussion fortzusetzen. „Die Thorheit der Welt reicht weiter als die Geduld, sich mit ihr zu verständigen," sagt Börne. Hie und da will ich noch einige Sachen herausgreifen und einige Worte darüber sagen. So bemerkt Herr Schmidt gelegentlich — im „Gelegentlichen" ist er groß — daß ich zwei Blätter redigire, „freilich mit einer Nachlässigkeit ohne Gleichen". Er beruft sich zur Begründung dieser Anklage darauf, daß ich einen Brief von ihm, in welchem sich Herr Schmidt, der beständig berichtigt werden muß, die seltene Freude gönnte, auch einmal zu berichtigen, in die „Gegenwart" aufgenommen habe. Ein Mitarbeiter hatte sich nämlich einer irrigen Conjectur über die Persönlichkeit schuldig gemacht, welche Wieland nach Weimar berufen hatte. Er hatte nach den Anfangsbuchstaben dieser ungenannten Persönlichkeit, G., auf Goethe geschlossen, während Goethe thatsächlich in scharfem Gegensatze zu Wieland stand.

Jedermann weiß, daß der Aufmerksamkeit der gewissenhaftesten Redaction kleine und sogar sehr starke Irrthümer in den Aufsätzen der Mitarbeiter entschlüpfen können. Wer mit dem Mechanismus der Zeitung einigermaßen vertraut ist, wer die Arbeitslast, die auf den Schultern der Redaction ruht, die Hast, die durch tausend Verhältnisse bedingt wird, die Unmöglichkeit, unter allen Umständen zur gegebenen Zeit die erforderliche Sammlung zu finden, und überdies die Unmöglichkeit, bei der Vielseitigkeit des Stoffes die Mitarbeiter in allen Specialfällen controliren zu können — wer diese allbekannten Dinge sich vergegenwärtigt, wird derlei Verstöße und menschliche Irrthümer nicht all zu scharf beurtheilen und nicht die Redaction im weitesten Sinne dafür verantwortlich machen wollen. Ich habe daher in der „Gegenwart" eine besondere Rubrik eingerichtet, die lediglich dazu bestimmt ist, Berichtigungen, Erläuterungen, Ergänzungen, Aufklärungen zu geben. Unter diese Rubrik habe ich denn auch das Schmidt'sche Schreiben, nachdem ich es als sachlich begründet anerkannt hatte, aufgenommen. Und wie bezeichnet Herr Schmidt dieses loyale Vorgehen? — Als eine blöde Kurzsichtigkeit der Redaction, „die nichts von dem Hohne merkte, obwohl er seinen Namen darunter gesetzt hatte"! Und wie bezeichnet Herr Schmidt, der Wissende, der Kenner des „Schwabenspiegels" und der sieben Weisen, die irrige Vermuthung des Mitarbeiters? Als „eine grenzenlose Unwissenheit in der ganzen Entwickelung neuerer Literatur". Und was folgert er daraus? — Daß das Blatt mit einer „Nachlässigkeit ohne Gleichen" redigirt ist — nein, mehr, nicht nur die „Gegenwart", auch „Nord und Süd"!

Der wunderbare Tact verläßt Herrn Schmidt niemals. Es ist wiederum von äußerster Feinheit, daß gerade die Aufnahme eines Briefes von ihm, von Herrn Julian Schmidt, den Vorwurf der „Nachlässigkeit ohne Gleichen" zu begründen bestimmt ist. Nun, ohne Ueberhebung darf ich sagen, daß mich dieser Vorwurf nicht trifft. Ich bin bei der Wahl meiner Mitarbeiter doch sorgfältiger, als es Herr Schmidt anzunehmen scheint, und ich kann es ihm zum Glück beweisen. Ich bin stets darauf bedacht gewesen, mir die Unter-

stützung unserer tüchtigsten Autoren, von denen ich mir ernstlichen Gewinn für die Leser der von mir redigirten Blätter versprechen durfte, zu erwerben. Fast an alle bedeutenden Dichter und Wissenschafter Deutschlands habe ich mich gewandt, und ich brauche nur auf die 14 abgeschlossenen Bände der „Gegenwart" und auf die 7 Bände von „Nord und Süd" zu verweisen, um mich meines Erfolges freuen und mit einem gewissen Stolze sagen zu dürfen, daß unsere besten Schriftsteller mir die Ehre erwiesen haben, meinem Rufe zu folgen. An fast alle habe ich mich gewandt, die wirkliche Verdienste hatten — an Herrn Julian Schmidt niemals! Und das war keine „Nachlässigkeit ohne Gleichen", das geschah mit vollstem Bewußtsein und nach sorgsamster Berücksichtigung der Verhältnisse.

VII.

Herr Schmidt, der mich der Fälschung, der Unwahrheit, der Unklarheit, des Dünkels, der Unwissenheit und der Nachlässigkeit beschuldigt — man hat gesehen, mit welchem Rechte — schildert mich schließlich noch als den Räuberhauptmann einer verleumderischen Bande, die, ich weiß nicht in welchen Blättern, ihr Unwesen treibt. Er citirt folgenden Satz von mir:

> „Die fünf Personen: Freytag, Julian Schmidt, Treitschke, Curtius und Grimm gehören sammt und sonders derselben Richtung an, sie kämpfen seit Jahren Schulter an Schulter; sie bilden eine einheitlich geschlossene Phalanx, die, wenn sie bei der Fahne bleibt, schon die absolute Majorität bildet ..."

(Dieser letzte Satz ist von Herrn Schmidt gestrichen.)

> „Diese Fünf sind sammt und sonders in derselben Weise publicistisch thätig gewesen und vier davon sogar in demselben Organe: Curtius, Treitschke Grimm und Julian Schmidt, in den „Preußischen Jahrbüchern". Man hat daher auch mit einer gewissen Malice häufig von einer „Commission der Preußischen Jahrbücher" gesprochen. Freytag und Julian Schmidt sind wiederum auf das engste publicistisch verbunden durch ihre jahrelange gemeinsame Arbeit an den „Grenzboten". Auf diese Weise hat die Commission von vornherein eine ganz bestimmte Färbung bekommen, und wenn auch gegen keines der genannten Mitglieder der sicherlich durchaus unberechtigte Vorwurf der Parteilichkeit oder gar der mala fides erhoben werden darf (von Herrn Schmidt gestrichen), so hat diese Vereinigung doch, man mag sich winden und drehen wie man wolle, immer einen gewissen herben Beigeschmack von Coterieartigem. Und das ist schlimm."

Da bricht Herr Julian Schmidt ab und entrüstet sich über den Passus: „Man hat von der Schiller-Commission wie von einer Commission der ‚Preußischen Jahrbücher' gesprochen". „Wer ist ‚man'?" fragt er. — Ja, das weiß ich wirklich nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich den citirten Ausspruch vor längerer Zeit gelegentlich der Bildung der diesjährigen Schillercommission irgendwo gelesen habe und daß ich ihm später mehrfach wieder begegnet bin. Herr Schmidt stellt sich aber so, als ob ich den Ausdruck in

alle möglichen Blätter eingeschmuggelt hätte und nun plötzlich mit der deutlichen Anklage aufträte: hier ist eine Coterie!

Ja, wenn man den Satz so weit citirt, wie ihn Herr Schmidt citirt hat, so sieht die Sache in der That so aus, als ob ich der Commission den Vorwurf gemacht hätte, Cliquen- und Coterien-Wesen zu betreiben.

Aber just das Gegentheil habe ich gethan.

Herr Schmidt hat mich der Fälschung beschuldigt; wie bezeichnet er sein Verfahren?

Nach meiner Ausführung, daß die Vereinigung fünf vollständig gleichgesinnter Mitglieder, von denen vier Mitarbeiter eines und desselben Organs sind, in einer Commission, die überhaupt nur neun Mitglieder zählt, mißlich sei, weil diese Vereinigung „wenn auch gegen kein Mitglied der sicherlich durchaus unberechtigte Vorwurf der Parteilichkeit oder gar der mala fides erhoben werden dürfte, doch einen gewissen herben Beigeschmack von Coterieartigem habe," und nach dem Satze „Und das ist schlimm", bei dem Herr Schmidt abbricht, um mich zu verunglimpfen, fahre ich unmittelbar also fort:

> „Ich will sogleich den versöhnlichen Zusatz machen, daß die diesjährige Entscheidung nichts Derartiges zum Ausdruck gebracht hat."

Diesen Satz hat Herr Schmidt gestrichen — nein, das Wort ist viel zu milde — er hat ihn unterschlagen!

Ich sage: „Die Entscheidung der Commission hat nichts Coterieartiges zum Ausdruck gebracht"; Herr Schmidt sagt: „Herr Lindau tritt mit dem Vorwurf der Coterie auf."

Und er fährt fort:

> „Ein solcher Vorwurf, aus solchem Munde!! Ich glaube man hätte in der deutschen Literatur keine Namen auffinden können, bei denen gerade dieser Vorwurf so bodenlos lächerlich wäre! Es ekelt mich mehr zu sagen."

Ja, es ekelt! Das ist das rechte Wort! Es ist wahrlich eine freudlose Arbeit, dies Gemengsel von Verworrenheit, Nichtwissen, Entstellung, Ueberhebung und komödiantenhafter Entrüstung zu sondern und in seine traurigen Bestandtheile zu zerlegen. Herr Julian Schmidt verbrüdert sich da mit Männern, deren große Verdienste ich ebenso wenig verkannt, wie ich die seinigen je erkannt habe, und zu diesem allen, unter denen sich wirkliche Aristokraten unserer Literatur und Wissenschaft befinden, will er mich in jenen Gegensatz bringen, der eben zwischen der Vornehmheit und der Niedrigkeit vorhanden ist.

Ich bitte um Verzeihung. Ich erkenne nur den Gegensatz an zwischen mir und ihm, — auch ein Gegensatz der Vornehmheit zur Niedrigkeit, wenn es ihm so paßt. Es ist mir daran gelegen, die scharfe Unterscheidung wieder herzustellen. Mag Herr Schmidt ausrufen: „Nos poma natamus" — ich unterscheide zwischen Apfel und Apfel. Ihm gegenüber wäre übrigens

der Vorwurf der Coterie nicht „so bodenlos lächerlich“, wie er glauben machen will.

Da ist jüngst in Sachsenhausen ein Mann gestorben, der darüber wohl noch mehr hätte sagen können: Karl Gutzkow — aber

„Sein Mund ist stumm!“

Und nun wird Herr Schmidt, der auf Lassalles Schrift kein Wort der Erwiderung gefunden hat, so lange dieser noch am Leben war, der sie jetzt aber als eine „Cloake“ bezeichnet, vielleicht auch sagen, daß er bei seinen schonungslosen Angriffen auf Gutzkow immer nur von den lautersten Motiven beseelt gewesen sei.

Bibliographie.

A. Brückner, Iwan Possoschkoff. Ideen und Zustände in Rußland zur Zeit Peters des Großen. Lex.=8. Leipzig, 1878. Duncker und Humblot. M. 8. —

Diese interessanten Beiträge zur Geschichte der Reform des russischen Reiches sind das Werk sorgsamsten Fleißes. An der Hand wenig oder gar nicht bekannter Urkunden zeichnet der Verfasser, einer der gründlichsten Kenner der russischen Zustände des 18. Jahrhunderts, das Bild eines aus niederen Verhältnissen durch eifriges Studium zu Ansehen gelangten Industriellen und Mechanikers, sowie seines Verhältnisses zu der reformatorischen Thätigkeit des größten russischen Herrschers. Ein eigenartiges Lebensbild, dem die betreffende Literatur wenig an die Seite zu stellen hat. Die Ausstattung entspricht dem Rufe der Verleger.

Felix Eberty, Jugenderinnerungen eines alten Berliners. 8. Berlin, 1878. W. Hertz. M. 6.—

Der Verfasser dieser Selbstbiographie ist durch eine umfangreiche Geschichte des preußischen Staates, hauptsächlich jedoch durch sorgfältig gearbeitete Lebensbilder Lord Byrons und Walter Scotts in weiteren Kreisen bekannt geworden. Der Sechsundsechzigjährige, der uns hier seine Geschichte erzählt, scheint die Anregung dazu aus Wilhelm von Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ empfangen zu haben; die Titel beider Bücher sind fast gleichlautend, der Verleger ist ihnen gemeinsam und auch die Form verräth, wenn auch leider nur selten, die Rücksicht des jüngeren Verfassers auf den ältern. Aber an die Stelle der fast naiv=anmuthigen Erzählung Kügelgens, seines liebenswürdigen Humors und der bedächtigen Kleinmalerei ist bei Eberty eine gewisse Trockenheit des Vortrags getreten, welche durch das verhältnißmäßig geringe Interesse, das die Erlebnisse selbst wachrufen, nicht gemildert wird. Die Beschreibung des Kauer'schen Erziehungs= und Unterrichtsinstitutes, aus welcher man ein vortreffliches Bild der damaligen Erziehungsmethode und des Verhältnisses Fichte's und Pestalozzi's zu ihr empfängt, die Schilderung des Bonner und des Berliner Universitätslebens mit Charakteristiken hervorragender Lehrer wie Bethmann=Hollweg, Mackeldey, Savigny und Ed. Gans, sind lebendig erzählt und bieten manchen Beitrag zur Geschichte der Dreißiger=Jahre. Um als Ganzes, als ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk gelesen, genossen und beurtheilt zu werden, dazu sind die Erlebnisse selbst nicht interessant genug und zu farblos dargestellt. Der Verleger hat das Buch mit bewährtem Geschmack ausgestattet.

Erinnerungen an Amalie v. Lasaulx, Schwester Augustine, Oberin der barmherzigen Schwestern im St. Johannis-Hospital zu Bonn. 8. Gotha, 1878. F. A. Perthes. ℳ 6.—

Die Geschichte einer Märtyrerin. Aus einer auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft hervorragenden rheinischen Familie entsprossen, wurde Amalie von Lasaulx im November 1871 ihres durch 22 Jahre rühmlichst bekleideten Amtes einer Oberin der Barmherzigen Schwestern entsetzt, weil sie das Unfehlbarkeitsdogma leugnete. Ein Jahr darauf starb die Tapfere, nachdem alle Bekehrungsversuche vergeblich gewesen und ihr die Sterbesakramente heimlich gereicht worden waren. Eine sichere und pietätvolle Hand zeichnet in dem Buche das Lebensbild einer edlen Frauengestalt, einer „Barmherzigen Schwester“ in dem wahrhaften Sinne des Wortes. Niemand, auf welchem confessionellen Standpunkte er sich auch befinden möge, wird diese Erinnerungen an eine Kämpferin im Dienste der Humanität lesen können, ohne gerührt und ergriffen zu werden.

Ernst Förster, Geschichte der italienischen Kunst. 8. V. Bd. Leipzig, 1878. T. O. Weigel. ℳ 8.40

An der Wende des achten Jahrzehnts stehend, arbeitet der „Altmeister deutscher Kunstforschung“ rüstig und ohne Aufenthalt an der Vollendung dieses großen Werkes, nächst der bahnbrechenden Arbeit Crowe's und Cavalcaselle's der umfassendsten auf dem Gebiete. Mit dem englischen Werke hat Försters Geschichte den Fleiß gemein, wenn ihr auch vielleicht die tiefgehende Gelehrsamkeit und philologische Gründlichkeit der beiden Forscher nicht zu eigen ist. Dafür entschädigt Förster durch eine ungleich lesbarere Darstellung, welche nicht selten die warme Begeisterung des Verfassers für seinen Gegenstand wiederstrahlt, wie z. B. die Schilderungen Bernardino Luini's und Gaudenzio Ferrari's, zwei Meisterwerke, die fast den Charakter erschöpfender Monographien aufweisen. Möchte es dem hochverdienten Manne (Schwiegersohn Jean Pauls) vergönnt sein, sein bedeutsames Werk zu einem guten Abschluß zu bringen.

Edmund Hoefer, Goethe und Charlotte von Stein. 8. Stuttgart, 1878. C. Krabbe. ℳ 2.40

Die geheimnißvolle Geschichte des merkwürdigen Liebesbundes zwischen Goethe und Charlotte von Stein wird hier einer neuen, unbefangenen und scharfsinnigen Prüfung unterzogen. Hoefer gelangt dabei zu selbstständigen Resultaten über die Natur dieses Verhältnisses. Und wenn dieselben auch nicht allseitiger Zustimmung begegnen werden, so ist doch das Buch für alle, die sich nicht an Dünzers Hauptwerk wenden wollen, das Beste über die vielgedeutete Episode aus Goethes Leben. In warmer, durchsichtiger Sprache geschrieben, wendet es sich an den weiten Kreis der Goethegemeinde und nicht ausschließlich an die Philologen in ihr.

Friedrich Ratzel, Aus Mexico. Reise-Skizzen aus dem Jahre 1874 und 1875. Mit einer Karte in Farbendruck. 8. Breslau, 1878. J. U. Kern. ℳ 10.—

Die Vorzüge der Darstellungsweise Ratzels sind durch seine für die „Kölnische Zeitung“ geschriebenen Schilderungen aus den Vereinigten-Staaten in vortheilhaftestem Sinne bekannt. Seine Bilder nordamerikanischer Städte nehmen in der einschlägigen Literatur eine erste Stelle

ein; sein umfassendes Werk über die Geographie der großen westlichen Republik ist als grundlegendes bei uns und über dem Ocean gewürdigt. Die vorliegenden Skizzen werden dem Verfasser neue Freunde werben, neben jenen zahlreichen, welche sie sich bei ihrem theilweisen Erscheinen in der „Kölnischen Zeitung“ gewonnen haben. „Unbefangene Bilder“ nennt sie Ratzel, wie sie einem Beobachter sich aufdrängten, der ohne wissenschaftlichen und literarischen Apparat, aber in der Erkenntniß der großen Wichtigkeit dieser Verhältnisse, mit dem Wunsche, möglichst selbständig und klar zu sehen, einige der interessantesten und nicht eben häufig besuchten Theile des Landes durchzog. Das Buch will in erster Linie belehren, in zweiter nicht langweilig sein: beiden Absichten wird es in vollstem Maße gerecht.

M. J. Schleiden, Die Romantik des Martyriums unter den Juden im Mittelalter. 8. Leipzig, 1878. W. Engelmann. ℳ 1.—

Das Buch hält nicht, was der Titel verspricht. Es bringt neben einem Ueberblick der Geschichte der Juden bis zum Eingang des Mittelalters, eine aphoristische Darstellung der bekanntesten Judenverfolgungen. Von der Romantik des Martyriums, durch deren Schilderung der feinsinnige Stilist sich seinen vielen Verehrern von Neuem hätte werth machen können, erfährt man aus dem Büchlein so gut wie nichts. Es läßt im Uebrigen auch die ganze schriftstellerische Begabung seines Verfassers nicht in dem gewohnten hellen Lichte erscheinen.

Alex. von Warsberg, Odysseeische Landschaften. 1. Bd. Das Reich des Alkinoos. 2. Bd. Die Colonialländer der Korkyräer. 8. Wien, 1878. C. Gerold's Sohn. ℳ 12.—

Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner des Orients, den er, wenn wir nicht irren, im österreichischen diplomatischen Dienst und als „Tourist“ bereist hat. Ein Theil der in den vorliegenden Bänden enthaltenen Landschaftsbilder ist den Lesern der „Neue Freie Presse“ und „Allgemeine Zeitung“ in guter Erinnerung. Der Geist eines feingebildeten Mannes von reicher Weltkenntniß spricht aus ihnen. Die Schilderung ist von einem Hauche warmer Begeisterung durchweht, der sich sogar hin und wieder zu der Stärke eines Sturmwindes erhebt. Jedoch „dieses wurde nun in dem Rausche der Freude geschrieben, die homerischen Gedichte sur les lieux lebendig erkannt zu haben. Betrunkene aber sind, wie bekannt, gleich den Wahnsinnigen, nicht zurechnungsfähig.“ Der Enthusiasmus dieser Entschuldigung klingt durch das ganze Buch und zwar — wie die citirte Stelle erkennen läßt — nicht immer zum Vortheil der Wirkung. Aber wo die Begeisterung für den Gegenstand sich in ruhigerem Fahrwasser hält, da wirkt sie auf den Leser und macht die Lectüre des Buches zu einer genußreichen und anregenden. Wenn der Verfasser das homerische Werk nicht sehr geschmackvoll einen praktischen Murray, einen in's Homerische übertragenen Bädeker nennt, so darf man seine Schilderungen als ein Reisehandbuch für das homerische Reich bezeichnen. Wer der Ansicht ist, daß man in Dichters Lande gehen muß, um den Dichter zu verstehen, wird dem Maler dieser „odysseischen Landschaften“ sich zu Danke verpflichtet fühlen, aber auch Andere, welche sich an lebhaften, aus guter Beobachtung hervorgegangenen Reiseschilderungen zu erfreuen vermögen. Die Bände sind sorgfältig ausgestattet.

G. H.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Festgeschenk.

Zu haben in allen Buchhandlungen:

SOPHOKLES

Deutsch von **Carl Bruch.** 19

Geh. 6 Mark. Eleg. geb. 8 Mark.

Verlag von E. Morgenstern, Breslau.

Im **Heinrichshofen**'schen **Verlage, Magdeburg,** erschien:

Geschichte der gesammten griechischen Literatur

von **Dr. Rudolph Nicolai.**

Zweite verbesserte Auflage.

Complet.

Band I. Die Antik-Nationale Literatur.

Erste Hälfte: Die poetische Literatur. 8

Zweite Hälfte: Die Literatur der Prosa.

Band II. Die nachclassische Literatur.

Erste Hälfte: Aristoteles und die Literatur des alexandrinischen Zeitraums.

Zweite Hälfte: Die Literatur der römischen Studienperiode.

Band III. Die Literatur des byzantinischen oder mittel-griechischen Zeitraums.

Preis 21 Mark.

Einzeln Bd. I,1. 2 ℳ. 40 ₰. I,2. 3 ℳ. 60 ₰. II,1. 4 ℳ. II,2. 5 ℳ. 20 ₰. III. 5 ℳ. 80 ₰.

Verlag von Ed. Anton in Halle.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bernhardy, G., Grundriß der griechischen Literatur. 4. Bearbeitung. I. 1875. ℳ. 13,50. II. Theil: Geschichte der griechischen Poesie. 1. Abth. 3. Bearbeitung. 2. unveränderter Abdruck 1876. ℳ. 12. — 2. Abth. 1872. ℳ. 12.

Leo, Heinr., Lehrbuch der Universalgeschichte. 5 Bde. 3. Aufl. 1849—55. ℳ. 51. Hiervon: Bd. I. Einleitung und alte Geschichte. ℳ. 7,88. Bd. II. Geschichte des Mittelalters. ℳ. 7,88. Bd. III. Geschichte der neueren Zeit bis zur französischen Revolution. ℳ. 12. Bd. IV. Revolutionszeitalter bis zu Ende des Feldzugs Napoleons nach Rußland. ℳ. 13,24. Bd. V. Zeitalter der Restauration. ℳ. 10. 6

Leo, Heinr., Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. Bd. 1—5. 1854—1856. ℳ. 77,55. Bd. I. Vom Ursprung des deutschen Volkes bis zur Krönung Otto's I. ℳ. 9,75. Bd. II. Von Otto I. bis zu Friedrichs I. Tod. ℳ. 12. Bd. III. Von Heinrich IV. bis zum Tode König Wilhelms. ℳ. 10,80. IV. Bd. Die Territorien des deutschen Reiches im Mittelalter seit dem 13. Jahrhundert. 1. Bd. ℳ. 19,50. Bd. 5. Die Territorien ꝛc. 2. Bd. ℳ. 25,50.

Im Verlage von **Carl Gerold's Sohn** in **Wien** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Odysseeische Landschaften

von

Alexander Frhr. v. Warsberg.

Erster Band: **Das Reich des Alkinoos.** 2

Zweiter Band: **Die Colonialländer der Korkyräer.**

8. Preis für beide Bände 6 fl. = 12 Mark.

Ein dritter Band: **Das Reich des Odysseus,** welcher das Werk schließt, erscheint binnen kurzem.

Von demselben Verfasser erschien früher ein allgemein mit Beifall aufgenommenes Werk: „Ein Sommer im Orient", und wird gewiß auch dieses neue Werk des Autors, dessen feiner Styl und Kenntniß durch eigene Anschauung der Länder und Sitten des Orients des Jetzt und des Alterthums anerkannt ist, sich rasch die Gunst aller literarisch gebildeten Kreise erwerben. Besonders dürfte dieses schöne Werk sich in den Gymnasial-Bibliotheken und bei allen Freunden des Alterthums Bahn brechen.

Soeben erschienen:

Friedrich Spielhagen.

Verlag von **L. Staakmann.** in Leipzig.

Platt Land.
Roman in sechs Büchern.
Zweite Auflage.
Drei Bände, broch. 12 M., eleg. geb. 15 M.

Das Skelett im Hause.
Zweite Auflage. Brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Sturmflut.
Dritte Auflage. Wohlf. Ausgabe in zwei Bänden.
Brosch. 6 M., eleg. geb. 8 M.

Sämmtliche Werke.
Dritte Auflage. 3
14 Bände, broch. 46 M., eleg. geb. 60 M.
Auch in Lieferungen à 50 ₰ durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Mit dem 1. Januar 1879 beginnt ein neues Abonnement auf:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau.** Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend im Umfang von 2 Bogen Groß-Quart, auf gutem Papier, beschnitten und geheftet.

Preis pr. Quartal 4 M. 50 ₰, pr. Jahrg. 18 M. 1
Bestellungen werden in allen Buchhandlungen und Postanstalten entgegengenommen.

Die „Gegenwart" ist **die verbreitetste politisch-literarische Wochenschrift des deutschen Reiches,** sie zählt zu ihren Mitarbeitern die **bedeutendsten Schriftsteller und Gelehrten.** Von Jahr zu Jahr hat sich ihr Leserkreis erweitert. **Die Gegenwart** ist das **erste deutsche Blatt,** welches vornehmlich den **ernsten geistigen Interessen** der Nation gewidmet, ohne die mächtige Beihülfe der Novelle und Illustration in die **weiteren Kreise des gebildeten Publikums** gedrungen ist. Im unmittelbaren und steten Zusammenhange mit allen wichtigen Vorgängen auf dem Gebiete des öffentlichen und geistigen Lebens bestrebt sie sich in Wahrheit das zu sein, was ihr Titel sagt: **ein guter und echter Ausdruck des Schaffens in der Gegenwart.**

Verlag von Richter & Kappler, Stuttgart.

F. von Stengel's

neuester epochemachender Roman

Pessimisten.

3 Bände in vorzüglicher Ausstattung.
Pr. 12 M. 12

Die gesammte Presse bezeichnet diese Geistesblüthe **als den besten Roman der Neuzeit.**

Zu haben in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

Das berühmte Original-Meisterwerk über 10

Haarkrankheiten und Haarpflege

ist soeben in neuester, 84. Auflage unter dem Titel:

„Der Haarschwund"

erschienen und kann dasselbe Jedermann gratis und franco gegen Retourmarke nach allen Ländern der Welt beziehen vom Verfasser **Edm. Bühligen, Leipzig,** Lessingstraße 15c.

Tribüne

mit

Berliner Wespen

als Gratisbeilage.

Man abonnirt bei allen Postanstalten

für: 5,50 Mark vierteljährlich, 3,54 Mark für 2 Monate, 1,77 Mark für 1 Monat.

Soeben erschienen bei **Hermann Grüning** in Hamburg und sind durch alle Buchhandlungen zu haben (auch direct franco gegen Einsendung des Betrags in deutschen Postmarken oder gegen Postnachnahme):

Mickiewicz, Adam. Petersburg. Deutsch von Dr. **Albert Zipper.** 2. Aufl. 53 S. 1 Band. Sehr eleg. ausgestattet 60 ₰, eleg. gebunden mit Goldschnitt in Enveloppe 1 M. 20 ₰. Inhalt: I. Die Straße nach Rußland. II. Die Einfahrt in die Residenz. III. Petersburg. IV. Das Denkmal Peter des Großen. V. Die Heerschau. VI. Oleskiewicz. — Erläuterungen.

Scherr sagt über dies Buch: „Dem gerechten brennenden Haß gegen den Moskoviten ist eines der letzten Werke Mickiewicz' entsprossen, die kostbare Schilderung „Petersburg" — ein blutigrother Nothschrei gegen die herandringende russische Barbarei, ein Nothschrei, dem der flammende Zorn den bittersten Sarkasmus, den geißelndsten Hohn beimischt."

Tennyson-Waldmüller, Freundes-Klage. 3. Aufl. 160 S. kl.-8. Velinpapier. In Prachtband mit Goldschnitt 3 M.

Ein ähnliches, wie dies Buch, existirt nicht! Es hat sich für seine Nation als eine unerschöpfliche Quelle des Trostes und der Sammlung bewährt und auch bei uns wird es immer weitere Kreise gewinnen. Manches schwer geprüfte Gemüth wird über dem fremden Schmerz den eigenen vergessen, oder doch ihm versöhnlichere und erhebendere Seiten abgewinnen. Hunderte und Tausende haben über Liebe und Lenz gedichtet, **einen Freund in so ergreifender Weise beklagt** hat zum **ersten** Mal Tennyson. 14

— **Enoch Arden.** 15. Aufl. Mit Portrait Tennyson's. In neuem Original-Prachtb. nach einer Zeichnung d. Prof. zur Straßen, Director d. Gewerbe-Museums i. L. 2 M.

A. Rauck & Co. Antiquariat in Berlin

versenden auf gefälliges Verlangen franco:

Ant.-Katalog 1: Rechts- und Staatswissenschaft. (Bibl. des verst. Staatsmin. v. Uhden.)
Ant.-Katalog 2: Geschichte, Genealogie ꝛc. (Bibl. v. Uhden.) 21
Ant.-Katalog 3: Mathematik und Astronomie. — Physik ꝛc. — Technologie. (Im Druck.)
Ant.-Katalog 4: Philosophie, Freimaurerei, Theologie. (Im Druck.)

Gutzkow's letzte Werke.

Die neuen Serapionsbrüder.

Zweite, durch eine Vorrede des Verfassers vermehrte Auflage. 3 Bände. 8°. Elegant broschirt M. 16.– ; fein gebunden in 3 Bänden M. 19.–

In bunter Reihe.

Briefe, Skizzen, Novellen.

8°. Elegant broschirt M. 5.–; fein gebunden M. 6.–

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte,

1536–1567.

5 Bände. 8°. Elegant broschirt M. 24.–

Der unerwartete Tod des Altmeisters der deutschen Schriftstellerwelt, des charaktervollen und in seiner Eigenart unvergleichlichen Dichters Karl Gutzkow lenkt die Blicke der Nation mit verdoppelter Theilnahme auf die obigen Meisterwerke des Verstorbenen, die zugleich durch ihren reichen Inhalt, wie durch ihre hochelegante Ausstattung ein passendes Andenken an den Autor und eine Zierde des Büchertisches sein werden, wie sie auch ganz besonders zu Festgeschenken geeignet sind.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die

Weser-Zeitung

Tägliche Ausgabe

Morgens u. Abends erscheinend

35. Jahrgang.

Wochen-Ausgabe

Sonnabends erscheinend.

12. Jahrgang.

1879.

Durch interessante, von bedeutenden publicistischen Kräften gelieferte Leitartikel und andere Beiträge, rasche und zuverlässige Telegramme nimmt die **„Weser-Zeitung"** einen hervorragenden Platz in der deutschen Tagesliteratur ein.

☞ Abonnementspreis M 7 pro Quartal. Bestellungen nehmen alle Postanstalten entgegen.

Inserate finden in weitesten Kreisen, vorzugsweise des handeltreibenden und besitzenden Publikums, nachhaltige Verbreitung und werden mit nur 25 Pfg. pr. Zeile berechnet. Bei größeren Aufträgen entsprechenden Rabatt.

Weser-Zeitung (Wochen-Ausgabe) enthält sämmtliche bedeutenden Artikel der täglichen Ausgabe, sowie regelmäßig eine interessante Wochenübersicht. Bestellungen und Aufträge zur Versendung nach transatlantischen Ländern, wozu sich die Wochen-Ausgabe besonders eignet, erbittet die Expedition.

Anzeigen werden mit nur 30 Pfg. pr. Zeile berechnet und finden hauptsächlich an überseeischen Plätzen weiteste Verbreitung.

Verlag von E. Bichteler & Co. Hofbuchhandlung in Berlin.

H. C. Andersen's Werke. Illustr. Ausg. Neu übersetzt von Jonas. ca. 60 Liefgn. à 50 Pf. Bd. I. u. II. enthaltend die: Neuesten Märchen und Geschichten. Bd. III. enthaltend: Sämmtliche Märchen. Bd. IV. Märchen meines Lebens, 1. Theil. Eleg. br. à Bd. 3 Mk. Eleg. geb. à 4.50 Mk.

H. C. Andersen's Märchen. Illustr. Ausg. Eleg. geb. 4.50 Mk.

H. C. Andersen's Neueste Märchen und Geschichten. Illustr. Ausg. Eleg. geb. 8 Mk.

Diese Ausgaben sind die einzig vollständigen, welche existiren.

H. C. Andersen's ausgewählte Märchen. Eleg. cart. 2 Mk. Als Geschenk für die Jugend besonders zu empfehlen. 4

Reiche, Fr., Dr., **Der Führer auf dem Lebenswege.** 12. Pr. Aufl. 6 Mk. 13. Aufl. (Miniatur-Ausg.) 3.50 Mk. — Ein vorzügliches Geschenk für jedes Alter und Geschlecht.

Seiffart, S., Astronomische Jugendabende. Neue Ausg. Eleg. geb. 3 Mk. Eine der sinnigsten Gaben für die Jugend.

von Maedler's, Prof. Dr. **H. J., Wunderbau des Weltalls** oder Populäre Astronomie. 7. Aufl. Neu bearbeitet und vermehrt von Prof. Dr. W. Klinkerfues. Mit vielen Tafeln, Abbildungen und Sternkarten. Eleg. geb. Atlas broch. 13 Mk. Text eleg. geb. Atlas ap. geb. 14 Mk.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Beiträge zur Anthropologie und Psychologie
mit Anwendungen auf das Leben der Gesellschaft.
Von **Dr. Eduard Reich.**
Zweite vermehrte Ausgabe. gr.-8. geh. Preis 6 Mark.

Hausbuch.
Ein Koch- u. Wirthschaftsbuch von
Julie Zöller, 5
äußerst günstig beurtheilt in der Hausfrauenzeitung, den Hamburger Nachrichten, Klagenfurter Zeitung, Allgemeine Modenzeitung, Schleswiger Nachrichten ꝛc. ꝛc. ist brosch. für 3 M. 30 ₰, eleg geb. 4 M. durch alle Buchhandlungen zu beziehen wie auch vom Verleger J. Meyer in Schleswig.

Wer von übler Laune und Langeweile geplagt ist und sich gern heitere Stunden machen will, der greife getrost nach den

Grillen-Pastillen
von **Hans Scherzhold,**
ein Buch voll köstlichen Humors, das Jeden, auch den verstocktesten Hypochonder und Grillenfänger, in gute Laune zu versetzen im Stande ist. Preis nur M. 1.50 in jeder Buchhandlung; auch direct gegen Einsendung von M. 1.70 in Reichspostmarken.
J. Heuberger's Verlag in **Bern.** 7

Verlag von Wilh. Besser, Leipzig.
Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

A. J. Davis, Der Vorbote der Gesundheit.
Brosch. $4^1/_2$ M., eleg. geb. $5^1/_2$ M., mit Goldschnitt $6^1/_2$ M. 18

A. J. Davis, Aus dem Leben eines Arztes oder **Samen und Früchte des Verbrechens.** Brosch. 4 M., eleg. geb. 5 M., mit Goldschnitt $5^1/_2$ M.

Diese Werke sind Perlen für jede gewählte Bibliothek und verdienen bei der gebildeten und strebsamen Welt die größte Aufnahme und weiteste Verbreitung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Burns, Robert, Lieder und Balladen, deutsch von Ad. Laun. 8°.
2. Aufl. Geh. M. 2,00, geb. M. 3,00.

Hillebrand, Karl, Zeiten, Völker und Menschen. I. Bd. **Frankreich und die Franzosen.** 2. umgeb. u. verm. Aufl. 8°. M. 5,00. — II. Bd. **Wälsches und Deutsches.** 8°. M. 5,00. — III. Bd. **Aus und über England.** 8°. M. 6,00. IV. Bd. **Profile.** 8°. M. 6,00.

Kinkel, Gottfried, Mosaik zur Kunstgeschichte. Gr.-8°. M. 9,00.

Maipredigten von Frater Hilarius. 5. Aufl. 12°. Geh. M. 2,00; fein geb. M. 3,00. 9

Naumann, Emil, Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. 2. Aufl. 8°. Geh. M. 5,00, geb. M. 6,00.
— dasselbe. Pracht-Ausgabe mit sechs Photographien. 3. Aufl. Gr.-8°. Geh. M. 12,00; fein geb. mit Goldschnitt M. 15.
— Italienische Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart. 8°. M. 8,00; geb. M. 10,00.
— dasselbe. Pracht-Ausgabe mit vier Photographien. 2. Aufl. Gr.-8°. M. 17,00; fein geb. mit Goldschnitt M. 20,00.

Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers. 2. Aufl. 12°. Geh. M. 2,00; fein geb. M. 3,00.

Berlin, Verlag von Robert Oppenheim.

Die verbreitetste politisch-literarische Wochenschrift:

Das

Deutsche Montags-Blatt

Chef-Redacteur: Arthur Levysohn. Verleger: Rudolph Mosse. Berlin. Leipzig.

wird auch im neuen Jahrgange durch die **Mannichfaltigkeit** seines **interessanten** und **anregenden Inhalts** die alten Freunde zu fesseln und neue zu gewinnen wissen.

1½ Mrk. vierteljährlich. Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Abonnementspreis pro Quartal: **1½ Mrk.** vierteljährlich.

Zur Begegnung von Verwechselungen verweise man bei Postbestellungen auf **Nr. 1163** der Post-Zeitungs-Preisliste pro 1879. 20

Im **Verlags-Magazin (J. Schabelitz)** in Zürich erschien vor wenigen Wochen:

Scherben. Gesammelt vom müden Manne (**Richard Voß**). **Neue Folge** 5 M. 17

Von dem ungemeinen Aufsehen, welches das hochinteressante Buch hervorgerufen, geben die bereits erfolgten zahlreichen anerkennenden Besprechungen am besten Kunde.

Druck von S. Schottlaender in Breslau.

40,630
406,300

Einladung zum Abonnement.

Mit vorliegendem Heft (Januar 1879) beginnt der achte Band (Januar, Februar, März) von

„Nord und Süd."

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben von 13

Paul Lindau.

Preis desselben (3 Hefte mit je einer Kunstbeilage) 5 Mark.

Bestellungen

werden in allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Colorirte Modebilder vom 1. Januar 1879 an — ohne Preis-Erhöhung.

Der Bazar.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Der Bazar ist die reichhaltigste und nützlichste Frauenzeitung, das beliebteste und gelesenste Blatt für Mode, ein Blatt für alle Stände.

25. Jahrgang. Prämiirt: Weltausstellung 1876.

Der Bazar bringt vom 1. Januar 1879 ab **12 Modekupfer** und farbige Handarbeits-Vorlagen.

Pränumerationspreis vierteljährlich 2½ Mark (in Oesterreich nach Cours).

Jährlich erscheinen:

- 24 Mode-Nummern.
- 24 Unterhaltungs-Nummern.
- **24** Supplemente mit 500 Schnittmustern.
- 24 Beilagen mit Skizzen und Annoncen.
- **12** color. Modebilder und farbige Vorlagen.

Bestellungen werden jederzeit von allen Buchhandlungen und Postanstalten entgegengenommen; erstere liefern auf Wunsch zur Ansicht 15

Probe-Nr. mit Modekupfer.

Probe-Nummern mit Modekupfer: vorräthig in den Buchhandlungen.

Colorirte Modebilder vom 1. Januar 1879 an — ohne Preis-Erhöhung.

Digitized by Google

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Band 8. Heft 23.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Februar 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

Februar 1879.

Inhalt.

Rudolph Lindau in Berlin. Seite

Gute Gesellschaft, Roman. (Fortsetzung) 145

W. Preyer in Jena.

Die Concurrenz in der Natur 191

Wilhelm von Kardorff in Wabnitz.

Die wirthschaftlichen und finanziellen Reformprojecte des Reichskanzlers 213

Fritz Krauß in Zürich.

Shakespeare und seine Sonette 226

Hans Hopfen in Berlin.

Flinserls Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors 244

Bibliographie 273

Hierzu das Porträt Hans Hopfen's, Radirung von Doris Raab in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage (Radirung) in Lex.-8.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VIII. Band. — Februar 1879. — 23. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Hans Hopfen.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Gute Gesellschaft.

Roman
von
Rudolph Lindau.

— Berlin. —

VIII.

Bertha Lemercier hatte mit großem Verdruß bemerkt, daß Vieuville und seine Frau, nachdem sie so nahe daran gewesen waren, sich zu entzweien, wieder die besten Freunde geworden waren. Der Baron hatte „seiner geliebten Marie“ prachtvolle Geschenke zum Neujahrstage gemacht, und der Name Tressan, den Bertha noch verschiedene Male in seiner Gegenwart ausgesprochen, hatte ihn vollständig gleichgültig gelassen. Er hatte sogar geäußert, daß Herr Tressan ein sehr liebenswürdiger Mann sei, und daß er bedaure, ihn jetzt nur noch so selten zu sehen. „Aber ich nehme es ihm nicht übel,“ hatte er hinzugefügt, „ich weiß, daß er von allen Seiten in Anspruch genommen ist.“

„O über die unglaubliche, die grenzenlose Kurzsichtigkeit dieses Mannes,“ sagte sich Bertha. Eines tröstete sie. Ihre schöne Cousine sah nicht mehr so glücklich und zufrieden aus wie zu Anfang des Winters. Es war möglich, daß das Verhältniß zwischen ihr und Tressan bereits wieder gebrochen war, und daß Marie Kummer hatte. — Kummer, Unruhe, Sorgen — Bertha wünschte ihrer Cousine alles mögliche Schlechte. Verdiente sie es nicht? Weshalb war sie, die verheirathete Frau, ihre Rivalin! — Sie dachte daran, auf welche Weise sie sich über Tressan Auskunft verschaffen könnte, und entschloß sich, ihren Bruder René einmal ordentlich auszuforschen. Er war täglich stundenlang mit Tressan zusammen. Wenn er nicht ganz mit Blindheit geschlagen war, so mußte er Bestimmtes über die Lebensweise seines Freundes berichten können. Sie zweifelte nicht, daß es ihr ein Leichtes sein werde, Alles, was er in dieser Beziehung wisse, aus ihm herauszulocken.

Bertha hatte ihren Bruder nie an große Zärtlichkeit gewöhnt, aber sie war ihm doch mit treuer und großer Liebe ergeben. René seinerseits verehrte seine „kleine Bertha“ in hohem Grade. Sie war sein bester, ja sein einziger wahrer Freund und hatte es ihm häufig bewiesen. So oft René in Geldverlegenheit war — und dies ereignete sich regelmäßig zwei-, dreimal im Jahre — war sie stets die mürrische und gleichzeitig willige Vermittlerin zwischen ihm und ihrer Mutter, die, wenn ein neues Geldanliegen an sie gestellt wurde, zwar zunächst immer hoch und theuer schwor, daß René keinen Heller außer seiner Pension von ihr empfangen würde, aber schließlich doch immer gewährte, was Bertha für ihren Bruder von ihr verlangte. — Die drei Lemerciers: Mutter, Tochter und Sohn — der Vater war vor langen Jahren gestorben — lebten durchaus nicht in harmonischem Einverständniß beisammen; sie verweigerten sich im Gegentheil gern gegenseitig kleine Gefälligkeiten; aber im Grunde hielten sie fest zusammen gegen die ganze andere Welt, der sie mißtrauten.

Das Gespräch zwischen Bertha und René über Olivier Tressan glich zunächst mehr einem Verhör als einer gewöhnlichen Unterhaltung. Bertha, die bei dieser Gelegenheit die Rolle des Untersuchungsrichters spielte, richtete ein halbes Dutzend Fragen an ihren Bruder, welche dieser wie ein unwilliger Zeuge, mürrisch und mißtrauisch beantwortete. Sein Gewissen war nicht ganz rein. Er hatte sich in Gesellschaft Tressan's Verschiedenes zu Schulden kommen lassen, was in den Augen einer Schwester keine gelinde Beurtheilung finden mochte, und er war deshalb dieser gegenüber auf seiner Hut. Bertha mußte seine Antworten gewissermaßen aus ihm herauslocken. — Geduld war nicht eine ihrer Eigenschaften. Eine aufrichtige, mädchenhafte Scheu hielt sie zurück, sich ihrem Bruder anzuvertrauen; desto mehr verdroß es sie, bei diesem so wenig Entgegenkommen zu finden. Nachdem die Unterhaltung zwischen den Beiden ungefähr eine Viertelstunde gedauert und noch zu keinem erheblichen Resultat geführt hatte, verlor Bertha die Ruhe, mit der sie bis dahin die Antworten ihres Bruders aufgenommen hatte.

„Nun, Meister René,“ sagte sie, sich erhebend, „es scheint mir, daß wir heute den Geheimnißvollen spielen wollen. Ich werde mich bei Gelegenheit dessen zu erinnern wissen.“ Sie nickte ihm böse lächelnd zu und that, als ob sie das Zimmer verlassen wollte.

René war durchaus nicht geneigt, sich mit seiner Schwester zu zanken. „Wie kannst Du nur so sprechen!“ sagte er. „Ich begreife Dich wirklich nicht. Habe ich auf irgend eine Frage Antwort verweigert? — Sage mir, was Du wissen willst und Du sollst Alles erfahren, was ich im Stande bin, Dir zu sagen.“

Bertha hatte nicht die Absicht gehabt, unverrichteter Sache fortzugehen und setzte sich wieder.

„Du sollst mir sagen, was Du von Herrn Tressan weißt,“ antwortete sie.

„Aber, weshalb, meine kleine Bertha, interessirst Du Dich für Olivier?“ fragte René.

„Weshalb?“ Sie dachte eine Secunde nach, just so lange, wie sie gebraucht hatte, um das Wort „weshalb“ langsam auszusprechen. Dann hatte sie eine Antwort gefunden und sagte:

„Kannst Du verschwiegen sein, wenn ich Dir etwas anvertraue?“

„Das solltest Du nicht fragen. Das weißt Du.“

„Nun ja, Du bist mein guter Bruder. Du verräthst mich nicht. Was ich Dir sage, darf aber Niemand erfahren; selbst die Mutter nicht.“

„Von mir wird es Niemand erfahren.“

„Nun so höre: Ich interessire mich für Herrn Tressan, weil ich erfahre, daß er sich möglicherweise mit Jemand, den ich kenne, verheirathen wird.“

„So? . . .“ antwortete René gedehnt, überrascht und beruhigt. „Das ist ganz etwas Anderes. Weshalb hast Du mir das nicht gleich gesagt? — Mit wem will sich Olivier verheirathen?“

„Das darf ich Dir nicht sagen.“

René, der an alle jungen Mädchen seiner Bekanntschaft eher als an Bertha dachte, sobald von einer zukünftigen Frau für Tressan die Rede war, der außerdem wußte, daß seine Schwester ihm nichts sagen würde, wenn sie einmal den Entschluß gefaßt hatte, ihm etwas zu verschweigen, wurde nun wieder schwatzhaft, wie er es von Natur war, und kramte sein ganzes Wissen in wohlgesetzter Rede vor seiner lauschenden Schwester aus. — Er besaß ein gar nicht unbedeutendes Erzählertalent, und war, wenn auch ein oberflächlicher, so doch ein aufmerksamer Beobachter, der Vieles sah, behielt und combinirte, und bei den meisten seiner Bekannten den Ruf eines gescheidten Menschen hatte. Bertha, die ihn am meisten liebte, beurtheilte ihn am strengsten; aber sie war sogar ungerecht, wenn sie ihn für beschränkt hielt. Er war, im Gegentheil, recht verschmitzt und weitsichtig, besonders, wenn es sich um seinen eigenen Vortheil handelte. — Bertha erfuhr von ihm, daß Tressan ein Verhältniß mit Bianca Alzati unterhalten habe, daß er sich nun aber zu verheirathen wünsche und eine reiche Frau suche.

Bertha wurde abwechselnd roth und blaß, als von der schönen Italienerin die Rede war; sie wartete ängstlich und ungeduldig, den Namen ihrer Cousine Marie aussprechen zu hören; aber dieser kam nicht über René's Lippen. Er schloß seine Erzählung mit einem getreuen Bericht des langen Gesprächs, das er mit Tressan am heiligen Abend gehabt hatte, und versicherte, daß er nun Alles gesagt, was er von seinem Freunde wisse.

„Du verschweigst mir nichts?“ fragte Bertha, ihn scharf ansehend.

„Nichts,“ antwortete er, den Blick ruhig erwiedernd.

„Dann bist Du mit Blindheit geschlagen, mein armer René,“ sagte sie halb mitleidig, halb verdrießlich. Sie sann einen Augenblick nach und fuhr in gleichgültigem Tone fort: „Geht Herr Tressan nicht sehr häufig zu Marie?“

René blickte überrascht, fast erschrocken auf. Er sah seine Schwester lange und nachdenklich an und sagte endlich: „Du hast vielleicht Recht.“

Sie nickte ihm bedeutsam zu.

„Seit einiger Zeit,“ fuhr René fort, gleichsam zu sich selbst sprechend, „hat Olivier seine Besuche bei den Vievilles beinahe gänzlich eingestellt.“

„Du mußt herausfinden, welchen Grund dies hat.“

„Ja, ich will mich bemühen.“

„Und Du mußt mir Alles sagen, was Du in Erfahrung bringst.“

„Ich werde Dir nichts verschweigen.“

„Du bist mein guter Bruder; Du kannst Dich immer auf mich verlassen; und ich verlasse mich auf Dich. — Daß aber Niemand, selbst die Mutter nicht, von dieser Unterredung erfahre!“

René versprach vollständige Verschwiegenheit, und nachdem er von seiner Schwester Instructionen empfangen hatte, wie er sich Tressan, Vieuville und dessen Frau gegenüber verhalten solle, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, begab er sich zu Vieuville, den er am leichtesten ausforschen zu können glaubte.

Er wurde von diesem freundlich empfangen und fand keine Schwierigkeit, das Gespräch auf Tressan zu lenken, da Vieuville selbst die Gelegenheit dazu bot. Kaum hatte der Baron nämlich seinen Gast begrüßt, als er ihn fragte, ob er eine Dame kenne, die er, Vieuville, am heiligen Abend in der Madelaine gesehen habe. Nach der Beschreibung, die er von ihr machte, antwortete Lemercier ohne Zögern: „Das könnte sehr wohl Frau Bianca Alzati sein,“ und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Ja, das wird sie und keine andere gewesen sein, denn nun erinnere ich mich, daß sie Illien, der an jenem Abend mit uns bei ihr soupirte, erzählt hat, sie habe ihn in der Kirche gesehen.“

Vieuville, der in anderen Kreisen als Lemercier und Tressan lebte und selten in einen Club kam, kannte die Geschichte der schönen Italienerin nur oberflächlich. Er hatte ihren Namen wohl gehört, aber sich nicht für sie interessirt. Nun schien er ebenso begierig wie Illien und Bertha, Alles zu erfahren, was René über sie zu erzählen wußte. — Vieuville war diesem als Zuhörer ebenso willkommen, wie jeder andere, und erfuhr bald Alles, was Lemercier über die Signora Alzati eine Stunde früher seiner Schwester und einige Tage vorher dem Grafen Illien mitgetheilt hatte. Seine Berichterstattung beschäftigte René dermaßen, daß er gar nicht bemerkte, wie Vieuville während des Zuhörens immer nachdenklicher wurde.

„Wo wohnt die Signora Alzati?“ fragte der Baron.

Lemercier gab ihre Adresse.

„Und dort empfängt sie Herrn Tressan?“

„Versteht sich. Sie hat keinen Grund sich zu geniren und ihn irgendwo anders zu empfangen.“

Das leuchtete auch Vieuville ein. Er wurde wieder unruhig, argwöhnisch. Wenn Frau Alzati und die verschleierte Dame, die er in der Avenue de l'Empereur gesehen hatte, eine und dieselbe Person wären? Daß

Frau Alzati in diesem Falle den Platz einer andern eingenommen haben würde, schien ihm mehr als wahrscheinlich. — Aber wer war diese Andere? Wenn es doch Marie wäre? Wenn sie ihn dennoch täuschte?

„Was fehlt Ihnen, Vieuville? Sie sind ganz blaß geworden?" fragte Lemercier.

Ein Diplomat war an dem Baron nicht verdorben. Er ballte die Faust und antwortete mit den Zähnen knirschend: „Eine Gewißheit fehlt mir, Herr Lemercier, eine Gewißheit!"

An dem überraschten Gesichte, mit dem sein Gast ihn ansah, merkte er, daß er wieder einmal eine Ungeschicklichkeit begangen hatte. Er wollte dies gut machen und verwickelte sich in den unwahrscheinlichsten Explicationen. Lemercier verstand von all' dem nur soviel, daß die Mittheilung, die er Vieuville gemacht, diesen in hohem Grade beunruhigt hatte. Er nahm sich vor, seiner „kleinen Bertha" getreulich darüber zu berichten; aber er wollte dieser noch mehr sagen können, und sich der Instructionen erinnernd, die sie ihm gegeben hatte, sagte er in einem so harmlosen Tone, wie er annehmen konnte:

„A propos, da wir von Tressan sprechen: Wie kommt es, daß ich ihn seit einiger Zeit niemals mehr bei Ihnen treffe? Ist etwas zwischen Ihnen und ihm vorgefallen?"

„Was wollen Sie damit sagen?" fuhr Vieuville zornig auf.

Lemercier wich betroffen zurück. „Auf mein Wort, Vieuville, ich verstehe Sie nicht," stammelte er. „Ich richte eine harmlose Frage an Sie, und Sie antworten mir darauf, als ob ich Sie beleidigt hätte. Da liegt ein Mißverständniß vor."

Vieuville hatte eine zweite Ungeschicklichkeit begangen und fühlte dies. Lemercier wußte augenscheinlich nichts. In seiner Verlegenheit fand der Baron kein besseres Mittel, das Geschehene wieder gut zu machen, als Lemercier halbes Vertrauen zu schenken. Er sagte ihm, daß Tressan früher vielleicht etwas zu oft in sein Haus gekommen sei, daß dies zu allerlei Gerede Veranlassung gegeben habe, und daß es ihn deshalb verdrieße, davon sprechen zu hören. Lemercier sah ihn, während er sprach, verwundert an und erwiederte kein Wort. Vieuville nahm ihm darauf die Hand und fügte hinzu: „Sie sind ein naher Verwandter meiner Frau, und Sie kennen mich seit langen Jahren. Ich hoffe, wir sind gute Freunde. Nehmen Sie mir die Lebhaftigkeit, mit der ich gesprochen habe, nicht übel. Ich bin seit einiger Zeit etwas nervös . . . Und, Lemercier, erwähnen Sie des Gespräches nicht, das wir gehabt haben. — Sie versprechen es mir?"

„Gern."

„Ich danke Ihnen . . . Ich bin ein unglücklicher Mensch!"

Dritte und letzte Ungeschicklichkeit, denn nun ging Lemercier seiner Wege, um Bertha seine Unterhaltung mitzutheilen. Diese hörte ihm mit strahlenden Augen zu: „Das hast Du gut angefangen," sagte sie.

René wunderte sich wohl etwas darüber, daß seine Schwester ein so großes Interesse an Tressan und Marie zu nehmen schien; aber er gab sich nicht die Mühe, lange darüber nachzudenken und sagte sich, daß ihm Bertha über kurz oder lang wohl den Schlüssel zu dem Geheimniß geben werde. Einstweilen wollte er seine Beobachtungen in der ihm von seiner Schwester angedeuteten Richtung fortsetzen. Er selbst war neugierig zu erfahren, ob Marie wirklich schuldig sei; und sodann lag ihm auch daran, Bertha, die ihm so oft gefällig war, einen Dienst zu leisten.

„Mit wem mag Tressan sich verheirathen wollen?“ fragte er sich. „Vielleicht mit Anna,“ meinte er. In diesem Falle hatte Bertha vollkommen recht, wenn sie in Erfahrung bringen wollte, in welchem Verhältniß er zu Marie gestanden hatte und noch stand.

Vieuville ging, nachdem Lemercier ihn verlassen, unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Er gehörte zu den Leuten, die einige Beobachtungsgabe, viel Einbildungskraft und sehr wenig Urtheil besitzen. Er war erfinderisch in schlechten oder unausführbaren Plänen. — Er dachte daran, sich seiner Schwiegermutter oder seinem Schwiegervater anzuvertrauen, und sich bei diesen Rath zu holen; dann verfiel er auf den Gedanken, Sir Richard Harvey oder die Gräfin Daxat in sein Geheimniß zu ziehen. Gleich darauf fragte er sich, was er von diesen verlangen konnte? Er durfte und wollte Marie noch nicht anklagen. Er mußte zunächst Beweise ihrer Schuld haben . . . Wenn er zu der Italienerin ging? Lemercier hatte ihm gesagt, daß sie Tressan liebe. Dann mußte sie eifersüchtig auf ihn sein, dann war sie seine, Vieuville's, natürliche Verbündete! Aber unter welchem Vorwande sollte er sich bei ihr einführen? . . . Und wenn sein Argwohn doch noch unbegründet wäre? Wie lächerlich würde er sich machen! — Er war rathlos! — Eines wußte er aber mit Bestimmtheit: er haßte den Mann, der ihm seine Ruhe geraubt hatte.

Bertha ließ sich am Abend desselben Tages von ihrer Mutter zu den d'Eltangs begleiten. Es war ein Donnerstag; die Baronin empfing an jenem Abend, es sollte getanzt werden, und Bertha durfte hoffen, im Salon ihrer Tante mit Vieuville und seiner Frau und vielleicht auch mit Tressan zusammenzutreffen. Sie wollte Beobachtungen anstellen, und wenn sich eine Gelegenheit bot, mit Tressan sprechen. — Sie hatte ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen; sie sehnte sich nach ihm. — O! wenn er zur Vernunft kommen, wenn er einsehen wollte, wie ihre Liebe so unendlich werthvoller sei als die ihrer einfältigen Cousine Marie oder gar die jener zweifelhaften Person, der abenteuernden Italienerin! Wie gern würde sie ihm vergeben haben, daß er sie seit einem Jahre unglücklich machte! Denn sie liebte ihn innig, zärtlich, eifersüchtig. Ihr Herzschlag stockte, wenn er ihr unbefangen die Hand reichte, und sie erblaßte, wenn sein Blick sie gleichgültig und kalt streifte. Sie verbarg ihre Liebe vor der ganzen Welt: vor ihrer Mutter und ihren Brüdern wie vor Fremden; sie schämte sich derselben; ihr stolzes, jungfräuliches

Herz empörte sich dagegen; aber sich selbst gestand sie ein, daß das Verlangen, Tressan lieben zu dürfen, von ihm wieder geliebt zu werden, sie verzehre.

Die Vieuvilles waren unter den ersten Gästen, die sich bei den d'Eltangs einfanden; bald darauf erschienen Sir Richard Harvey und Illien, etwas später wurde die Gräfin Daxat angemeldet, und endlich zeigten sich auch Tressan und René Lemercier. Diese Beiden hatten zusammen gespeist, und René hatte während des Essens dieselbe Frage an seinen Freund gerichtet, die im Laufe des Nachmittags so großen Eindruck auf Vieuville gemacht hatte.

„Weshalb sieht man Sie nicht mehr bei meiner Cousine?" hatte er Tressan gefragt.

Dieser hatte ihn mit seinen scharfen dunklen Augen forschend angesehen und hatte dann einige banale Erklärungen gegeben.

„Tressan ist nicht so einfältig wie Vieuville," berichtete René seiner Schwester. „Der verräth sich nicht."

Bertha's Blicke verfolgten ihn: er ging grüßend von einem Bekannten zum andern; unterhielt sich einige Minuten mit der Gräfin Daxat und der Baronin Vieuville, mit Sir Richard und Illien und ließ sich endlich neben Anna d'Eltang nieder. Bertha's scharfe Augen wanderten unermüdlich von einem Punkte des Salons zum andern, um immer wieder und wieder zu Tressan zurückzukehren.

Ein bitteres Lächeln verzog ihre schmalen Lippen: Welch' närrische Welt! Da saß Tressan und bemühte sich, Anna zu unterhalten, die ihm nicht zuhörte und nur Augen für Illien hatte. Dieser war von der schönen Gräfin gefangen gehalten und sah gelangweilt aus; und dann kamen die beiden Vieuvilles: er schaute finster, sie traurig darein. „Eine heitere Gesellschaft!" sagte sich Bertha, „und das nennen die Leute sich amüsiren." Sie zuckte die Achseln und näherte sich der Gräfin Daxat. Sie war neugierig zu hören, was die schöne Frau dem jungen Russen erzählte. — Es verlohnte nicht der Mühe. Die Gräfin sprach von ganz gleichgültigen Dingen. Doch schien sie verdrießlich, daß eine dritte Person sich in die Unterhaltung mischen wollte und wurde plötzlich schweigsam. „Störte ich da vielleicht?" fragte sich Bertha. „Sollte sich die schöne Martha in den jungen hübschen Grafen verliebt haben?"

Illien benutzte die Gelegenheit, die ihm durch Bertha's Kommen geboten war, um sich von der Gräfin zu entfernen; aber er setzte sich nicht zu Anna, sondern näherte sich nachlässig der Ausgangsthür und war plötzlich, obgleich es noch früh am Abend war, aus dem Salon verschwunden. Anna hätte weinen mögen, als sie dies bemerkte, und Martha biß sich auf die schönen rothen Lippen und empfing Harvey, der sich ihr nun näherte, so unfreundlich, daß dieser sie überrascht und bestürzt ansah und betroffen fragte, was ihr fehle. Sie sammelte sich darauf schnell und sagte mit einem erzwungenen Lächeln, sie leide an Kopfschmerzen; es sei sehr heiß im Salon, sie werde sich bald entfernen. Darauf nahm sie Harvey's Arm, auf den sie sich ver-

traulich stützte, und ließ sich von ihm zum Buffet führen. Dort machte sie ihrer üblen Laune Luft, indem sie Fräulein Bertha Lemercier für eine der unangenehmsten Personen erklärte, die ihr im Leben begegnet seien. „Ich sann seit fünf Minuten darüber nach," sagte sie, „wie ich mich von ihr frei machen könnte. Die üble Laune, in der Sie mich fanden, war nichts als tödtliche Langeweile. Jetzt fühle ich mich wieder wohl."

Sie sah den Baronet freundlich an.

„Ich danke Ihnen," sagte dieser mit sonderbarem Nachdruck.

„Wofür?" fragte Sie verwundert.

„Dafür, daß Sie bemerkten, daß Sie mir soeben wehe gethan haben," antwortete er, „und daß Sie nun versuchen, dies wieder gut zu machen."

Sie sah ihn mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln an, in dem etwas von Spott lag, und ließ sich von ihm in den großen Salon zurückführen, wo nun getanzt wurde.

Tressan saß noch immer neben Anna. Bertha wurde darüber ungeduldig, und sandte ihren Bruder ab, um das junge Mädchen zum nächsten Walzer aufzufordern. Als dieser Tanz bald darauf gespielt wurde und Anna sich erhob, stand Tressan ebenfalls auf; aber er näherte sich nicht Bertha, wie diese einen Augenblick gehofft hatte, sondern ging nachlässig auf den Baron Bienville zu, der in einer Ecke stand und von dort aus die Baronin überwachte, die soeben die Einladung eines jungen Mannes angenommen hatte und mit diesem tanzte.

Tressan bemerkte sofort, daß Bienville wieder übler Laune sei, und war darüber etwas beunruhigt; aber er sprach mit anscheinender Unbefangenheit, bis Bienville ihn plötzlich mit der Frage überraschte, wie sich die schöne Signora Alzati befände.

„Ich wußte nicht, daß Sie sie kennen," antwortete Tressan. „Sie hat mir nie von Ihnen gesprochen."

„Ich kenne sie in der That nicht," antwortete Bienville, „aber ich weiß, wie sie aussieht und wer sie ist. Ich sah sie vor einigen Wochen in der Kirche und habe mich nach ihr erkundigt, da sie mir durch ihre große Schönheit auffiel."

Ein vielverzweigter Gedanke stieg unklar in Tressan's Gehirn auf. Er gab sich keine Mühe, ihn auszudenken. Er gehörte zu den Leuten, die sich auf ihre Geistesgegenwart verlassen, um irgend eine neue Situation zu ihrem Nutzen auszubeuten, und die deshalb immer gern bereit sind, solche Situationen zu schaffen.

„Wenn Sie Frau Alzati vorgestellt zu sein wünschen," sagte er, „so soll es mir Vergnügen machen, Sie bei ihr einzuführen."

Bienville, der im Gegensatz zu Tressan durch alles Neue und Unerwartete in Verlegenheit gesetzt wurde, zauderte eine Secunde; dann erinnerte er sich, daß er am Nachmittag einen Augenblick daran gedacht hatte, die Signora Alzati aufzusuchen; daß ihre Bekanntschaft ihm möglicherweise von

Nutzen sein könnte, und er nahm Tressans Anerbieten an. Dieser erbot sich darauf, dem Baron innerhalb weniger Tage mitzutheilen, wann die Vorstellung stattfinden könne, und brach dann das Gespräch ab, da der Walzer jetzt beendet war und Frau von Vieuville, von ihrem Tänzer begleitet, sich ihnen näherte.

Marie und Tressan wechselten zunächst einige gleichgültige Worte miteinander, aber als der Baron sich eine Secunde abwandte, um den höflichen Gruß zu erwiedern, mit dem der Tänzer der Baronin sich ihm empfahl, raunte Marie ihrem Nachbar Tressan zu:

„Morgen um vier Uhr bei Martha."

Tressan gab durch ein Senken der Wimper zu erkennen, daß er verstanden habe und entfernte sich bald darauf, um die Tochter des Hauses zum nächsten Tanz aufzufordern.

Es lag ihm sehr daran, das junge Mädchen für sich zu gewinnen. Sie war aus guter Familie, jung, hübsch und vor allen Dingen, sie war reich. Tressan wußte ganz genau, daß sie eine Million Franken Mitgift bekommen und nach dem Tode der Eltern das Doppelte erben würde. Er hatte in einer früheren Unterredung mit René geäußert, daß er nicht zu den Leuten gehöre, die den Tod eines Verwandten discontiren: aber er hatte sich geschmeichelt, als er das sagte. Er war in großer Geldverlegenheit, seine Gläubiger trieben ihn mehr und mehr in die Enge, er schuldete weit größere Beträge, als er seinem Freund Lemercier angedeutet hatte, und er hätte sich keinen Augenblick besonnen, auf eine zukünftige Erbschaft hin Geld zu entnehmen, wenn er nur einen gefälligen Wucherer gefunden, der ihm darauf hin Geld hätte borgen wollen. Als Bräutigam von Anna d'Eltang hätte er Geld gefunden. Er mußte Geld haben, und er wußte nicht mehr, an wen er sich wenden sollte, um etwas zu bekommen. Anna war freilich die Schwester von Marie. Das kümmerte ihn nicht: sein Gewissen gestattete ihm, Alles, was ihm unbequem war, als Vorurtheil zu betrachten. Es war ein Vorurtheil in seinen Augen, daß es einem Manne nicht gestattet sein sollte, gleichzeitig der Geliebte der einen und der Gatte der anderen Schwester zu sein.

Warum nicht? — Er gab sich große Mühe, Anna zu fesseln: aber diese schien blind und taub für seine liebenswürdigen Eigenschaften. Dies entmuthigte ihn jedoch nicht. Er hatte sich bis dahin nur wenig um das junge Mädchen bekümmert und gar nicht gehofft, ihr Herz sofort zu gewinnen; aber er war zuversichtlich, daß ihm dies mit der Zeit gelingen werde. Er hatte in seinem Leben viele Siege über Frauenherzen davongetragen: es wäre merkwürdig gewesen, wenn ein junges Mädchen ihm widerstehen wollte. Er verließ sie nach dem Tanze und näherte sich nun endlich Bertha Lemercier. Dort wurde er mit strahlenden Augen und klopfendem Herzen empfangen, dort fanden seine Reden aufmerksames Gehör. Es war Tressan ganz Recht, sich auch Bertha's Gunst zu sichern. Sie war

Anna's Cousine und kam vielleicht in die Lage, ihm eines Tages von Nutzen zu sein. Daß das junge Mädchen in ihn verliebt sein könnte, daran dachte er nicht.

Männer und Frauen sind scharfsichtig, dort Liebe zu entdecken, wo sie lieben oder lieben wollen; aber für gleichgültige Personen sind die meisten Männeraugen schwachsichtig. Wenn Anna d'Eltang Herrn Tressan so bewillkommt hätte, wie Bertha es that, so würde Tressan sich gesagt haben: „Sie ist mein" — Bertha's funkelnde Augen verriethen ihm nichts. — Er verließ sie, nachdem er einige Minuten mit ihr gesprochen und mit ihr getanzt hatte, kehrte noch einmal zu Anna zurück, versuchte eine Unterhaltung mit dem Baron d'Eltang anzuknüpfen, was ihm jedoch nur schlecht gelang, da ihn der alte Herr mit eisiger Kälte empfing, setzte sich sodann zur Baronin d'Eltang, die als Wirthin jedoch zu beschäftigt war, um ihm längere Zeit ungetheilte Aufmerksamkeit schenken zu können, und entfernte sich endlich, nicht ganz mit dem Abend zufrieden, von dem er mehr gehofft, als er erreicht hatte.

Die anderen Gäste verschwanden ebenfalls bald darauf. — Die Baronin d'Eltang wußte sehr wohl, weshalb ihre arme Anna so traurig aussah und richtete deswegen keine Frage an sie; aber der alte Baron hatte etwas auf dem Herzen, das ihn noch verdrießlicher als gewöhnlich machte.

„Ich weiß nicht, ob Du bemerkt hast," sagte er der Baronin, „daß der elegante Herr Tressan, der sogenannte ‚unwiderstehliche' Olivier, sich während des ganzen Abends beinahe ausschließlich mit Anna beschäftigt hat. Ich habe über den jungen Mann mancherlei Geschichten gehört, die mich nicht zu seinen Gunsten einnehmen. Er ist ein Spieler und hat verschiedene andere liebenswürdige Eigenschaften, die ihn in meinen Augen sehr wenig qualificiren, mein Schwiegersohn zu werden."

„Gute Nacht, lieber Gaston!" — antwortete die Baronin. Aber zum ersten Male seit langen Jahren dachte sie über das, was der Baron ihr gesagt hatte, nach und nahm sich vor, genauere Erkundigungen über Herrn Olivier Tressan einzuziehen. Er war ein liebenswürdiger und ein gefährlicher Mann. Er sollte sich ihrer Tochter nicht zu sehr nähern. Sie beschloß, sich in dieser Angelegenheit an René Lemercier zu wenden. Er galt für Tressan's Freund; aber die Baronin hatte keine sehr hohe Achtung vor dem in der Gesellschaft so oft gemißbrauchten Titel: „Freund". Familienbande sind in Frankreich von außerordentlicher Zähigkeit. Wenn es sich um einen nahen Verwandten handelt, so gilt der Freund dort nicht viel. Die Baronin war zuversichtlich, daß freundschaftliche Rücksichten auf Tressan ihren Neffen, René Lemercier, nicht verhindern würden, seiner Tante die volle Wahrheit über jenen zu sagen.

IX.

Am Tage nach der letzten Soirée bei den d'Eltangs war vor dem Essen Empfang bei der Gräfin Daxat. Harvey begab sich zu ihr. Er hatte bemerkt, daß Frau von Vieuville seit einiger Zeit wieder unruhig und traurig geworden war, und er wollte ihr Gelegenheit bieten, sich an einem dritten Orte, wo sie von ihrem Manne nicht beobachtet war, mit ihm auszusprechen.

Mehrere Personen befanden sich bereits im Salon der Gräfin, als Harvey angemeldet wurde, darunter die Baronin von Vieuville, Illien und Tressan. Der junge Russe war, wie gewöhnlich, von der Gräfin in Anspruch genommen; Tressan unterhielt sich mit Frau von Vieuville. Diese begrüßte ihren alten Freund Harvey mit gewohnter Herzlichkeit und lud ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen. Der Baronet glaubte jedoch zu bemerken, daß er ein intimes Gespräch zwischen Marie und Tressan unterbrochen habe. Er stand deshalb nach einigen Minuten bereits wieder auf und trat an einen Tisch, auf dem verschiedene Bücher und Albums lagen, in denen er, um irgend etwas anzufangen, zu blättern anfing. Die Gräfin schien ihn heute gar nicht zu bemerken; auch Marie hatte sich, sobald er aufgestanden war, wieder zu ihrem Nachbar Tressan gewandt.

Harvey warf einen beobachtenden Blick auf die beiden Gruppen. Er bemerkte, daß die Gräfin sich Mühe gab, eine große und peinliche innere Erregung zu verbergen, und daß Marie blaß geworden war und mit trostloser Traurigkeit vor sich hinblickte. Auch der elegante Olivier Tressan sah durchaus nicht zufrieden und glücklich aus. Er hatte sich in wenigen Wochen merklich verändert: seine großen, dunklen Augen glänzten wie die eines Fieberkranken, seine Wangen waren eingefallen, und der Ausdruck seines Gesichtes, sowie seine ganze Haltung zeugten von Ermattung.

Tressan war in der That in einer verzweifelten Lage. Er hatte in der vergangenen Nacht, nachdem er die d'Eltangs verlassen, wieder unglücklich gespielt und schuldete nun eine bedeutende Summe, die ohne Säumen bezahlt werden mußte. Er war während des ganzen Tages umhergelaufen, um sich Geld zu borgen, hatte aber nur einen verhältnißmäßig kleinen Betrag gefunden — nämlich bei Illien, der ihm mit Stolz und Vergnügen Alles gegeben hatte, was er an baarem Gelde besaß — und wußte nun kaum noch, was er anfangen sollte, um sich zu helfen. Er konnte sich noch an zwei Personen wenden: an René und an Harvey. Ersterer durfte jedoch kaum in Betracht kommen. Tressan wußte, daß sein Freund von einer Pension, die seine Mutter ihm auszahlte, lebte, und nicht selten selbst in Geldverlegenheit war; dann berechnete er auch, daß es unklug sei, den Vetter von Anna d'Eltang zum Mitwisser seiner Verlegenheit zu machen. Er traute René nicht mehr, als dieser es verdiente.

Harvey! — Tressan fürchtete sich vor ihm. Er konnte sich nicht Rechenschaft davon ablegen, woher dieses Gefühl entstanden war, aber es war kein

Zweifel darüber, daß es in ihm existirte. Wenn Harvey ihn beim Sprechen ruhig und gerade ansah, so fühlte Tressan unwillkürlich den Unterschied zwischen einem Ehrenmann im wahren Sinne des Wortes und dem Manne, dem es mit Mühe und Sorgen gelingt, den äußeren Schein eines solchen aufrecht zu erhalten. — Tressan fühlte sich nicht mehr ganz rein. Die Noth hatte ihn bereits zu einigen schwer zu rechtfertigenden Schritten getrieben. Er beabsichtigte, dies Alles wieder gut zu machen; kein Mensch sollte einen Heller an ihm verlieren; er wollte Geld verdienen, wenn er es nicht beim Spiel wieder gewinnen konnte; alle seine Gläubiger sollten schließlich bezahlt werden — einstweilen jedoch durfte er in der Wahl seiner Mittel, sich Geld zu verschaffen, nicht allzu ängstlich sein. — Er war es durchaus nicht mehr. Er nahm Geld, wo er es finden konnte. — Harvey hatte nie ein Wort über seine Verhältnisse mit ihm gewechselt; doch schien es Tressan, als ob der Engländer ihn durchschaue. — Nein! Er hatte nicht den Muth, sich an diesen zu wenden, wenigstens heute nicht. — Aber das Geld mußte geschafft werden, und zwar sofort. Seine Ehre, oder vielmehr das Wenige, was er noch dafür hielt, stand auf dem Spiele.

Niemand wußte es. Tressan hatte gestern, als er vom Spieltische aufstand, mit derselben äußern Ruhe wie bei vielen anderen Gelegenheiten gesagt: „Wir reguliren morgen." — Und die glücklichen Spieler, die seine Gläubiger geworden waren, hatten darauf mit dem gebräuchlichen, gleichgültigen Kopfnicken geantwortet; — der Kutscher, der vor dem Club auf ihn wartete, Franz Lecouvreur, der ihm die Thür seiner Wohnung öffnete und ihm beim Ausziehen behülflich war, hatten ihn schweigsam und herablassend gefunden, wie er es ihnen gegenüber immer war — aber Tressan wußte, daß er jetzt den letzten Act eines Dramas aufführte, und daß es von der ihm selbst noch unbekannten, naheliegenden Schlußscene abhänge, ob dasselbe als ein Trauer- oder ein Schauspiel zu bezeichnen sein werde. Er hatte seit Monaten seinen Ruin klar und deutlich kommen sehen, aber bis zum letzten Tage gehofft, denselben hintertreiben oder wenigstens verschieben zu können. Es bedurfte dazu nicht viel: nur etwas Glück — Zeit gewonnen, war Alles gewonnen; denn mit der Zeit konnte er eine Frau und Geld finden. Aber der gestrige unglückliche Abend hatte ihn hülflos gemacht. Hätte er gewonnen, was er verloren hatte, so wäre es ihm möglich gewesen noch Wochen, ja vielleicht Monate lang an seiner Rehabilitation zu arbeiten. Es war unnütz, daran zu denken. Er hatte verloren — und wenn er nicht Rath schaffte, wenn es ihm nicht gelang, innerhalb der wenigen Stunden, die bis zum Abend noch vor ihm lagen, Geld aufzutreiben, so war Alles verloren. Er hatte fünftausend Franken in seinem Portefeuille, die Illien ihm mit freudestrahlendem Gesichte, mit Bitten um Entschuldigung, daß es nicht mehr sei, geliehen — und sonst nichts, nichts! — Und er schuldete, außer den bedeutenden alten Schulden, die er in diesem Augenblick gar keines Gedankens würdigte, vierzigtausend Franken, die sofort bezahlt werden mußten. Er war bereits

oft in großer Noth gewesen; aber er hatte dann immer zwei bis drei Leute gekannt, auf die er rechnen konnte, um ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Aber Alles hat sein Ende: das Wohlwollen von Bekannten, das Vertrauen von Wucherern, die Geduld von Gläubigern. Tressan hatte Alles bis zum Aeußersten ausgenutzt; er war am Ende. Er hätte vielleicht noch vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden gewinnen können, indem er sich krank meldete. — Wozu hätte das genutzt? Er wußte, daß er morgen gerade dieselben Ressourcen haben würde, wie heute, d. h. gar keine, wenigstens keine, an die er denken konnte und wollte. — Eine Ausflucht blieb ihm. Nicht der Tod. Daran dachte er nicht. Etwas Unwürdigeres. Dies letzte Hülfsmittel hatte sich bereits bei anderen Gelegenheiten seinem Geiste dargestellt. Er hatte es mit dem Rest von Anstandsgefühl, das ihm blieb, zurückgewiesen. Aber nun war er in Verzweiflung. Wenn die Gelegenheit günstig war, so wollte er zu diesem letzten Mittel greifen.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte Marie. „Sie sehen bleich und angegriffen aus.“

Die Beiden konnten ungestört mit einander sprechen; Niemand in dem großen Salon schien sie zu beachten: Jedermann sah, daß sie sich etwas zu sagen hatten, und machte es sich stillschweigend zur Pflicht, ihnen dies zu ermöglichen.

„Es ist unnütz, davon zu sprechen,“ antwortete Tressan: „Sie können mir doch nicht helfen.“

„Das ist kein Grund, weshalb Sie mir Ihre Sorgen verschweigen sollten. — Was fehlt Ihnen?“

Tressan zauderte einen Augenblick — aber nur einen Augenblick — dann griff er nach jenem letzten Hülfsmittel. Er schämte sich nicht vor sich selbst, indem er dies that. Seine einzige Sorge war, daß es ihm gelingen möge, die Sache so darzustellen, daß er Marie gegenüber den Schein der Ehrenhaftigkeit retten und sie bewegen möge, ihm zu helfen.

„Ich bin in augenblicklicher Geldverlegenheit,“ sagte er mürrisch. „Nun wissen Sie, was mich quält, und nun thun Sie mir den Gefallen, nicht weiter davon zu sprechen.“

„Olivier!“ sagte sie flehend.

„Was?“ fragte er mit vollkommen gespielter Verwunderung.

„Sind Sie mir nicht schuldig, mich wie Ihren besten Freund zu betrachten?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Habe ich nicht Alles: meine Ehre, mein Leben, für Sie auf das Spiel gesetzt? Wissen Sie nicht, daß ich jedes Opfers für Sie fähig bin, und kann ich dagegen nicht verlangen, daß Sie Vertrauen zu mir haben, daß Sie mich nicht für unwürdig halten, Ihnen einen leichten Dienst zu leisten, einen Dienst, den Sie von fremden Leuten“ — sie sah sich im Salon um, sie

wußte nicht, wie wahr sie sprach — „von Illien, von Harvey ruhig annehmen würden?"

„Ich verstehe Sie nicht, oder vielmehr ich will und darf Sie nicht verstehen," antwortete Tressan mit vieler Würde . . „Wenn Sie ein Wort mehr sagen, so stehe ich auf und entferne mich."

Die arme, thörichte, gläubige Marie nahm ihn beim Worte. Sie biß sich die Lippen blutig, um ihre Bewegung zu verbergen, um nicht in Thränen auszubrechen; aber sie schwieg. Dabei fand Herr Olivier Tressan nicht seine Rechnung.

„Es thut mir leid, wenn ich Ihnen wehe gethan habe," sagte er. „Verzeihung Marie! Aber an meiner Stelle . . . ."

Sie unterbrach ihn. „Folgen Sie mir in den kleinen Salon" — sagte sie. „Ich kann hier nicht sprechen. Ich fürchte mich vor den Leuten."

Sie erhob sich: und mit jener bewunderungswürdigen Herrschaft über ihre innere Bewegung, die den Frauen hochcivilisirter Gesellschaften angeboren zu sein scheint, sagte sie, sich an die Gräfin wendend:

„Wo ist das große Album mit den Copien aus dem Louvre, das Sie mir gestern zeigten?"

„Im kleinen Salon . . . auf dem Tisch," antwortete die Gräfin nachlässig.

Marie, von Tressan gefolgt, verließ den großen Salon. Die Gräfin, und ein jeder ihrer Gäste, mit Ausnahme von Illien allein, wußten, daß Frau von Vieuville und Herr Olivier Tressan nur einen Vorwand gesucht hatten, um noch ungestörter sprechen zu können. Die junge Frau und ihr Begleiter verheimlichten sich durchaus nicht, daß die Andern dies verstanden: aber sie kümmerten sich nicht darum. Sie hatten oft andern dieselben Concessionen gemacht, die sie jetzt für sich beanspruchten. Sie hielten den Schein aufrecht, sie respectirten die gesellschaftlichen Formen. Niemand glaubte sich berechtigt, mehr von ihnen zu verlangen. Die Unterhaltung im Salon nahm ihren Fortgang, als sei nichts vorgefallen; Niemand vergaß sich, auch nur durch ein Lächeln oder einen Blick anzudeuten, daß er verstanden habe, was vorgehe; Niemand außer Harvey kümmerte sich wirklich darum.

Marie und Tressan näherten sich im Nebenzimmer einem Tische und schlugen dort das Album auf, nach dem die Baronin gefragt hatte. Sie hatten sich so gestellt, daß sie die offene Thür, die nach dem großen Salon führte, vor sich hatten, ohne jedoch von einem der Gäste der Gräfin beobachtet werden zu können.

„So sieh mich doch an," — sagte Marie mit leiser, bebender Stimme. „So antworte mir doch!"

Sie ergriff Tressan's beide Hände und flehte ihn an, sich ihr anzuvertrauen; sie war rührend, leidenschaftlich beredt in ihren Bitten.

Tressan stand mit zu Boden geschlagenen Augen, stumm, regungslos da. Er war bleich, schmerzlich erregt; nicht aus Scham über seine

niederträchtige Heuchelei, nein, er war ein so perfecter Schauspieler, daß er sich instinctmäßig mit seiner Rolle vollständig identificirt hatte. Er war jetzt in Wirklichkeit der stolze, ehrenhafte Mann, der einen harten Kampf kämpft, um der Liebe das zu verschweigen, was ihm die Ehre geheim zu halten gebietet. — Er schlug die Augen auf und sein Blick begegnete dem des geliebten, schönen Weibes. Er wurde schwach. Die Liebe siegte.

„Du thust Unrecht, Marie, mich so zu quälen“ — sagte er mit tiefer, leiser Stimme, „Du weißt nicht, wie Du mich marterst; aber ich will lieber alles verlieren als Dein Vertrauen zu meiner Liebe.“

Und ohne ihr Zeit zu geben, ihm die schmerzliche Beichte, die er nun machen wollte, zu erlassen, erzählte er ihr eine complicirte Geschichte, von der er fünf Minuten vorher keine Ahnung gehabt hatte, die er während des Sprechens mit einer Fülle von Details, die ihn selbst überraschten, erfand und aus der hervorging, daß er, um einen alten Freund vom Untergange zu retten, Verpflichtungen eingegangen war, die nun erfüllt werden mußten und es nothwendig machten, daß er innerhalb weniger Stunden über fünfzigtausend Franken verfügen könne. — Er nannte fünfzehntausend Franken mehr, als er gebrauchte. „Warum nicht?“ — sagte er sich, als er diesen Aufschlag machte. Er stellte sich diese Frage häufig und beantwortete sie jedesmal in dem von ihm gewünschten Sinne. Ueber wie viel „Vorurtheile“ hatten ihn seine Antworten nicht bereits hinweggesetzt! Es war nicht schmählicher, sich fünfzigtausend als sich fünfunddreißigtausend Franken von Marie zu borgen, und es war praktischer fünfzig- als fünfunddreißigtausend Franken zu bekommen.

Tressan hatte alle Einwendungen vorausgesehen, die Marie ihm möglicherweise machen konnte. Er wußte, daß vornehme Frauen, selbst wenn sie klug sind und einen gewissen nüchternen Geschäftssinn besitzen, aus Mangel an Erfahrung kindliche Naivetät zu zeigen im Stande sind, sobald es sich um Geldangelegenheiten handelt. Die alte Geschichte von der Königin, die sich darüber wundert, daß das Volk nicht Biscuit esse, wenn es kein Brod habe, trifft für viele Frauen zu.

„Ich bin seit heute früh überall umhergelaufen,“ schloß er seine Erzählung, „um die Summe, die mich unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht genirt haben würde, die ich mit Leichtigkeit in einigen Monaten wieder zurückzahlen könnte, aufzutreiben. Aber ich darf nicht Jedermann dasselbe Vertrauen schenken wie Ihnen. Ich konnte fremden Leuten eben nur sagen, daß ich fünfzigtausend Franken gebrauche. Niemand von meinen Bekannten konnte oder wollte mir diesen Betrag vorschießen. Und nun bin ich wirklich rathlos und weiß nicht, was ich anfangen soll.“

Er beobachtete Marie verstohlen. Sie glaubte Alles, was er ihr gesagt hatte; darüber konnte er keinen Zweifel haben. Aber sie war in peinlicher Verlegenheit, und das beunruhigte ihn. Der Gedanke kam ihm sofort, daß Marie ihm möglicherweise nicht helfen könnte; aber er bereute deshalb nicht,

ihr sein Vertrauen geschenkt zu haben. Er hatte in seinem ganzen Leben niemals etwas ganz umsonst gegeben, und er wußte, daß, was auch kommen möge, Marie nun seine moralische Schuldnerin sei und daß sie es irgendwie ermöglichen werde, ihn, ihren Gläubiger zu befriedigen.

Marie blickte rathlos zu Boden und wiederholte langsam, nachdenklich, mit einem Ausdruck schmerzlicher, fast kindlicher Verlegenheit, die einen Fremden gerührt haben würde, die aber Tressan nur verdrießlich machte: „Fünfzigtausend Franken!"

Die Summe erschreckte sie nicht. Sie hatte nicht selten über größere Beträge verfügt, wenn es sich am Ende des Jahres darum handelte, Rechnungen vom Juwelier, von der Schneiderin und Putzmacherin zu bezahlen; — aber sie hatte nie in ihrem Leben fünfzigtausend Franken baaren Geldes zu ihrer freien Verfügung gehabt. Sie besaß in diesem Augenblick nicht den zwanzigsten Theil dieser Summe. Sie hatte daran nicht gedacht, als sie Tressan gebeten, sich ihr anzuvertrauen. Sie hatte damals nur gefühlt, daß sie ihm helfen wollte; — nun fragte sie sich, wie sie ihm helfen könnte. — Aber sie war eine erfinderische kleine Frau; sie verzweifelte nicht so leicht. Es mußte Mittel und Wege geben, fünfzigtausend Franken aufzutreiben. Sie besaß eine Mitgift von einer Million, kostbare Schmucksachen, reiche Verwandte. Sie war im Stande das Geld herbeizuschaffen. Die große Schwierigkeit war nur, dies innerhalb der gegebenen kurzen Frist zu thun.

„Sie gebrauchen das Geld gleich?" fragte sie.

Er nickte mit dem Kopfe.

„Sie können nicht bis morgen oder übermorgen warten?"

„Nein."

Sie versank wieder in tiefes Sinnen, man sah an der Contraction der Augenbrauen, an dem starren scharfen Blick der Augen, wie es in dem Gehirn, hinter der weißen, reinen, schönen Stirn arbeitete.

„Heute, weiß ich keinen Rath" — sagte sie endlich, das Wort „heute" betonend, „aber sicherlich morgen. Oh! Olivier, versuche es, die Sache auf vierundzwanzig Stunden zu verschieben. Thue es aus Liebe zu mir, Deiner armen Marie, die Dich über Alles liebt, deren höchstes Glück es wäre, Dir einen Dienst zu leisten!"

Tressan wußte mit Bestimmtheit, daß er nun, was er auch sagen möge, auf Marie's Beistand rechnen könne.

„Mein guter Engel," sagte er sanft, „sorge nicht; ich werde Rath schaffen." Er zauderte und setzte leise, schmerzlich hinzu. „Solltest Du mich morgen hier nicht finden, solltest Du mich nicht wiedersehen, so bewahre mir ein gutes Andenken. Adieu Marie!"

Er sah sie zärtlich an; er hatte Thränen in den Augen.

„Olivier," flüsterte sie zitternd, „Olivier, gieb mir Dein Ehrenwort, daß ich Dich morgen um vier Uhr hier treffe. Gieb mir Dein Ehrenwort darauf — oder bei Gott dem Allmächtigen, Du ladest eine furchtbare Verantwortlichkeit auf Dich!"

Sie war todtenbleich geworden; sie, die arme junge Frau war im bittersten Ernste. Tressan sah sie erschrocken an. „Ich will thun, was nur in meinen Kräften steht, um Dich morgen um vier Uhr hier zu sehen," — entgegnete er. „Jedenfalls gebe ich Dir zu Deiner Beruhigung mein Ehrenwort, daß ich Paris nicht verlassen werde, ohne Dich wiedergesehen zu haben."

Sie sah Tressan fest an. Dieser ertrug den Blick vollkommen ruhig. Er hatte nicht die geringste Absicht, sein Wort zu brechen; er hätte Marie auch wiedergesehen, ohne daß es eines feierlichen Versprechens seinerseits bedurft hätte. Er war nun ihr Gläubiger, und es lag durchaus nicht in seinen Plänen, ihr die Schuld zu erlassen.

In diesem Augenblick hörte das Paar, wie im großen Salon die Thür geöffnet wurde. Ein Diener meldete mit lauter Stimme Fräulein Lemercier an. Marie und Tressan sahen sich bedeutungsvoll an. Marie trat schnell in den Salon, nicht schnell genug jedoch, um ihr Eintreten Bertha verbergen zu können, deren scharfer Blick in einer Secunde sämmtliche Anwesenden gemustert und erkannt hatte. — Während Bertha die Gräfin begrüßte, kam Tressan nun ebenfalls in das große Zimmer zurück. Bertha sah sich nach ihm um, als ob sie seinen geräuschlosen Schritt deutlich gehört hätte, und nickte ihm guten Tag zu. Sie wußte, ohne einen Zweifel zu hegen, daß die Beiden sich im kleinen Salon allein unterhalten hatten. Sie musterte sie und erkannte, daß eine ernste Unterredung stattgefunden haben müßte.

Illien, der sich beim Eintreten Bertha's erhoben hatte, schickte sich nun zum Gehen an.

„Ich sehe Sie also heute Abend in der Oper," sagte ihm die Gräfin. Illien verbeugte sich stumm und näherte sich der Thür. Er hätte zu jedem Vorschlag, den Martha ihm gemacht, „ja" gesagt; denn er hatte mit Unruhe bemerkt, daß es sechs Uhr war. Die Signora Alzati hatte ihm gestattet, sie an diesem Tage zwischen sechs und sieben zu besuchen. Dies war ihm weit wichtiger, als alle Rendezvous, die die schöne Gräfin Darat ihm geben konnte.

Harvey, der während Marie's Abwesenheit beunruhigt gewesen war, fühlte sich erleichtert, als diese sich ihm jetzt näherte, um sich in alter freundschaftlicher Weise mit ihm zu unterhalten.

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen" — sagte sie halblaut, so daß sie nur von ihm verstanden werden konnte. „Kommen Sie heute Abend zu uns. Ich bin bis gegen zehn Uhr zu Hause, und Sie finden mich allein."

Harvey sagte zu, und da Marie nun von ihrer Freundin, der Gräfin, Abschied nahm, so erbot er sich, sie an den Wagen zu geleiten.

Tressan war bereits vorher, wenige Minuten nach Illien gegangen. Dieser, der keinen eignen Wagen besaß, war in der Nähe des Hôtels der Gräfin in eine Droschke gestiegen, um sich nach Frau Alzati's Wohnung fahren zu lassen. In dem Augenblick, als er dort ausstieg, sah er Tressan, der in seinem eignen Coupé ihm zuvorgekommen war, in das Haus treten. Er wartete mehrere Minuten. Dann trat er in das Haus und klingelte zag-

haft an der Thür, hinter der Diejenige lebte, die all' seine Gedanken gefangen genommen hatte. —

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause," sagte der Mann, der ihm öffnete.

„Frau Alzati hatte mir gesagt, ich würde sie um sechs Uhr zu Hause treffen," stammelte Illien.

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause," wiederholte der Mann, der ein undurchdringlich kaltes, ausdrucksloses Dienergesicht besaß.

Was sollte der arme Illien thun? Er versuchte unbefangen zu erscheinen, zog seine Karte aus der Tasche, kniffte sie ein, gab sie dem Diener und entfernte sich elend, als ob ihm das größte Unglück zugestoßen sei. — Er wußte natürlich, daß Tressan in diesem Augenblick bei der Signora war; aber er kam sich dieser gegenüber so klein vor, daß er nicht einmal den Muth hatte, auf seinen glücklichen Rivalen eifersüchtig zu sein. Er fühlte sich nur in tiefster Seele betrübt. — Während der letzten Wochen war Alles so schön gewesen. Tressan hatte sich nur äußerst selten bei Frau Alzati gezeigt; diese war von Tag zu Tag freundlicher, zutraulicher geworden. — Nun schien es Illien, als sei er weiter von ihrem Herzen entfernt als an dem Tage, an dem er zum ersten Male mit ihr gesprochen hatte. — Sie war zu Hause, sie empfing ihn nicht, weil Tressan bei ihr war. — Machte dieser seine alten, vermeintlichen Rechte wieder auf sie geltend, war sie wieder in seinen Banden? Illien, der am Morgen noch glücklich gewesen war, Tressan einen Dienst leisten zu können, fühlte, daß er diesen nunmehr haßte. — Er begab sich zu Fuß nach seiner Wohnung, aß allein und vergaß ganz und gar, daß er der Gräfin Taxat versprochen hatte, sie in der Oper zu treffen. Als er gegen zehn Uhr zufällig daran dachte, sagte er sich mit vollkommenem Gleichmuth. „Es ist zu spät, um noch in das Theater zu gehen. Ich habe keine Lust, mich der Frau wegen noch anzuziehen und mich ihretwegen eine Stunde lang zu langweilen." — Sie wartete unterdessen auf ihn im Theater. Jedesmal, wenn sich die Thüre ihrer Loge öffnete, fühlte sie ihr Herz schlagen; aber der, für den es schlug, nahte sich ihr nicht. Andere: Fremde, Gleichgültige — alle waren ihr fremd und gleichgültig, nur der schöne, blonde, schüchterne Alexis nicht — verneigten sich vor ihr und versuchten, ihre Aufmerksamkeit einige Minuten zu fesseln. — Martha hörte ihnen zerstreut zu und antwortete einsilbig. Sie wurde von Scene zu Scene stiller. Ein unverkennbarer Ausdruck des Unmuths, ja des Zornes beinahe, lagerte sich über ihr Gesicht. — Alles huldigte ihr und sie achtete es nicht. Ein Einziger entzog sich ihrer Macht, und gerade für diesen hätte sie alles Andere willig hingegeben. — Sie fuhr von der Oper direct nach Hause und erkundigte sich dort bei dem Portier, bei dem Diener, ja sogar bei ihrer Kammerfrau, ob ein Brief für sie angekommen sei, oder ob Jemand eine Bestellung für sie hinterlassen habe. — Niemand hatte sich während ihrer Anwesenheit im Hôtel blicken lassen.

X.

Tressan also war, nachdem er Frau von Vieuville bei der Gräfin gelassen hatte, zu Frau Bianca Alzati gefahren. Er hatte den Entschluß gefaßt, das zu thun, sobald er eingesehen, daß er auf sofortige Hülfe von Marie nicht rechnen könnte. Eine Veränderung war mit ihm vorgegangen. — Derselbe, den gestern noch ein gewisses Schamgefühl oder doch das Verlangen, sich selbst gegenüber, bei einigem Wohlwollen, noch als ein Mann von Grundsätzen zu gelten, von dem Aeußersten zurückgehalten hatte, war nun ein Mann, der nicht mehr anstand, eine Geldunterstützung von seiner Geliebten anzunehmen. Nichts durfte ihn deshalb abhalten, sich an Bianca zu wenden. Er wollte es thun. — „Warum nicht?" — meinte er. „Wenn man sich einmal Geld borgen muß, so ist es schließlich gleichgültig, von wem man es nimmt: ob von einer Frau oder von einem Mann, von einem Freund oder von einer Freundin. Die Hauptsache ist, daß man nicht Geld als Darlehen fordern soll, wenn man nicht die feste Absicht und die sichern Mittel hat, es zurückzugeben. Ich habe die feste Absicht, Bianca und Marie Alles getreulich wiederzuerstatten, womit sie mir heute aus der Noth helfen. Also . .!"

Tressan fand Bianca allein. Als diese das Klingeln an der Thür gehört, hatte sie geglaubt, Alexis Illien komme zum verabredeten Besuch. Sie war überrascht, Tressan eintreten zu sehen, der sie seit mehreren Wochen beinahe vollständig vernachlässigt hatte. Sie erkannte sofort an dem Ausdruck seines Gesichtes, daß sein Kommen einen besondern Zweck habe und ihre ersten Worte waren deshalb:

„Ich erwarte den Grafen Illien. Wenn Sie mich allein zu sprechen wünschen, so will ich sagen lassen, ich sei nicht zu Hause."

Tressan antwortete darauf mit einer Gleichgültigkeit, von der er wünschte, Bianca möge ihr anmerken, daß sie erzwungen sei:

„Ich habe eigentlich nichts Besonderes zu erzählen; aber ich gestehe ganz offen, daß ich nicht gerade in der Stimmung bin, mich in Gesellschaft des jungen Mannes zu amüsiren. — Ich werde ein anderes Mal wiederkommen."

Bianca zuckte die Achseln, klingelte und gab dem Bedienten, der sofort erschien, den Bescheid, sie sei für Niemand zu Hause.

Die Gefühle der jungen Frau für Tressan hatten sich in den letzten Wochen vollständig verändert. Sie hatte Monate lang eine rücksichtslose, lieblose Behandlung von Tressan ertragen. Sie war ihm aufrichtig, mit leidenschaftlicher Liebe ergeben gewesen; sie hätte ihm Alles verziehen, wenn er ihr den Glauben an seine Liebe für sie gelassen; aber er hatte nichts gethan um diesen aufrecht zu erhalten, Vieles, um ihn zu erschüttern, zu zerstören. Nach und nach war ihre Liebe erkaltet und hatte einer müden Resignation, die bereits an Gleichgültigkeit grenzte, Platz gemacht. —

Mehrere Male war ihr der Gedanke gekommen, seine Herrschaft, unter der sie sich freiwillig beugte, von sich abzuschütteln. Er hatte kein Recht über sie, als dasjenige, welches ihre Liebe ihm einräumte. Und er war ihrer Liebe unwürdig, unwürdig in jeder Beziehung. Sie kannte Herrn Olivier Tressan sehr genau, „in- und auswendig,“ wie sie ihm gesagt, als sie sich bereit erklärt hatte, die Komödie in der Avenue de l'Empereur für ihn aufzuführen. Sie wußte, daß er ein Spieler sei, in Schulden stecke, daß er ihr untreu geworden, zur Zeit schon, als er ihr noch hoch und theuer schwor, er werde sich mit ihr verheirathen, sobald es ihm gelungen sei, die Einwilligung seines Vaters zu diesem Schritte zu erlangen. Sie hatte ihn mehr als einmal beim Lügen ertappt, und sie haßte die Unwahrheit. — Illien, der sich ihr ehrerbietig und unterwürfig nahte und in dessen ehrlichem Herzen sie wie in einem offenen Buche las, war ihrer Zuneigung in jeder Beziehung würdiger als der vergnügungssatte, frühalternde, bleiche Mann, der sie mit süßen, falschen Worten bethört hatte. Sie hatte sich ihm ergeben, weil sie ihn für edel, stolz, gut, für Alles was er nicht war, gehalten hatte. — Er war ein vollkommener Schauspieler, der selbst einen großen Charakter mit wunderbarer Treue und Wahrscheinlichkeit darzustellen verstand. Weiter war er nichts. Sie wußte es. Aber Frauen können auch da noch lieben, wo sie zu achten aufgehört haben. Bianca liebte Tressan noch, als sie ihn bereits ziemlich richtig beurtheilte, bis zu dem Tage, da er von ihr verlangt hatte, sein Liebesverhältniß mit einer andern zu bemänteln. Diesen Beweis rücksichtsloser Lieblosigkeit, Verachtung für sie, blöder Unkenntniß dessen, was in ihrem Herzen vorging, hatte sie nicht vergessen, konnte sie nicht verzeihen. Er hatte sich ihr dadurch entfremdet, und sie hatte ohne Trauer bemerkt, wie er sich mehr und mehr von ihr entfernte. Liebe wächst allmählich — sobald sie abzunehmen beginnt, hört sie auf zu sein. Das, was dann an ihre Stelle tritt, ist etwas Anderes: Freundschaft, Gewohnheit vielleicht. Große, schöne Frauenherzen bewahren manchmal für Denjenigen, den sie geliebt haben, eine innige, sorgende, gewissermaßen mütterliche Zärtlichkeit; aber Liebe, Alles verzeihende, Alles gewährende Liebe schenken sie demselben Manne nur einmal. — Biancas Liebe für Tressan war im Abnehmen, existirte deshalb nicht mehr. Davon hatte jedoch Olivier keine Ahnung. Er glaubte noch immer absoluter Herr der schönen Frau zu sein, die ihm mit Leib und Seele ergeben gewesen war. Er irrte sich ganz und gar. Ja, indem Bianca jetzt Illien abwies, handelte sie vielmehr aus Rücksicht auf diesen als auf Tressan. Sie wollte den jungen Russen durch die Vertraulichkeit, mit der Tressan sie zu behandeln pflegte, nicht beleidigen. Aber sie nahm sich nun vor, dieser Vertraulichkeit noch heute ein Ende zu machen. Es war ihr ganz recht, mit Tressan allein sprechen zu können. Sie wollte ihm bedeuten, daß es an der Zeit sei, ein Verhältniß, das seit Monaten nur dem äußeren Schein nach existirte, zu lösen; sie wollte ihm förmlich seinen Abschied geben, nachdem er sie thatsächlich verlassen hatte.

Tressan hatte Bianca gegenüber Platz genommen und Beide saßen eine Weile stumm da. Sie hörten, wie Illien klingelte und vernahmen die Worte, mit denen der Diener den jungen Russen verabschiedete. Als sich die Thür wieder hinter diesem geschlossen hatte, hob Bianca den Kopf in die Höhe und richtete eine banale Frage an Tressan über sein Befinden.

„Es geht mir schlecht," antwortete dieser mit derselben affectirten Gleichgültigkeit, mit der er die erste Frage der Frau Alzati beantwortet hatte.

„Sie sehen in der That angegriffen aus. Was fehlt Ihnen?"

Tressan blickte starr, in tiefes Nachdenken verloren vor sich hin und ließ sich die Frage wiederholen. — Dann sagte er mit einem halb unterdrückten nervösen Gähnen, die Arme vor sich hinstreckend und seine hagern, feinen Finger betrachtend:

„Ich werde wohl Paris verlassen müssen. Ich komme eigentlich nur, um von Ihnen Abschied zu nehmen."

Die Worte hatten nicht den Effect, den Tressan erwartet hatte. Bianca hörte sie mit vollkommener Ruhe an. „Was bezweckt er?" fragte sie sich.

Tressan blickte in die Höhe und sah das stille, bleiche Gesicht, das von seinen Worten früher so oft und so tief bewegt worden war. Aber noch fühlte er sich nicht beunruhigt, und mit vollem Selbstvertrauen fuhr er fort, die Komödie zum zweiten Male durchzuspielen, die bei der soeben beendeten ersten Aufführung vor Frau von Vieuville so großen Erfolg gehabt hatte.

Bianca hörte mit zu Boden geschlagenen Blicken, mit peinlicher Verlegenheit, in tiefster Seele beschämt zu. Diesen erbärmlichen Menschen hatte sie lieben können! Sie wußte, daß jedes Wort, das er sprach, gelogen war. René Lemercier war vor einer Stunde bei ihr gewesen, und hatte, ohne dabei eine klar definirte boshafte Absicht zu haben, im Laufe des Gespräches erzählt, daß Tressan gestern Abend bedeutend verloren habe, daß er seit Monaten unglücklich spiele und daß er, Lemercier, bedaure, nicht genug Einfluß auf ihn zu haben, um ihn zu verhindern, sich vollständig zu ruiniren. Lemercier hätte vielleicht einer andern Person, als der Signora Alzati gegenüber, nicht so freimüthig gesprochen; aber er wußte, daß diese zu Lebzeiten des verstorbenen Felice Alzati viele Tage aus dem Leben eines Spielers kennen gelernt hatte, und daß man sich mit ihr über Lanzknecht, Ecarté und Macao wie mit einem Clubgenossen unterhalten konnte.

Gerade die geschicktesten Lügner erscheinen, wenn sie einmal durchschaut sind, am verächtlichsten. Man verzeiht zur Noth eine täppische plumpe Lüge; man erkennt daran den unbeholfenen, unerfahrenen Dilettanten und ist geneigt, ihm unter gewissen Bedingungen wieder zu vertrauen; aber der virtuosenhafte Lügner, den man, ohne daß er eine Ahnung davon hat, beobachten kann, wie er mit sicherer Meisterhand ein fein und künstlich gesponnenes Lügengewebe ausspannt, erregt ein Gefühl des Ekels und Abscheus. Jede Feinheit, die er erfindet, wird zur Grobheit, zur persönlichen Beleidigung gewissermaßen.

Bianca war tief bewegt; sie erröthete und erblaßte abwechselnd. Tressan,

der sie von der Seite beobachtete, während er mit leiser Stimme seine kläglichen Erfindungen hersagte, zweifelte nicht, daß er den gewünschten Eindruck auf seine Zuhörerin gemacht hatte.

„Wenn ich Ihnen in irgend einer Weise nützlich sein kann, so verfügen Sie über mich" — sagte Bianca. Sie blickte nicht auf, sie gab sich die größte Mühe, nicht zu verrathen, daß sie Tressan durchschaut habe. Sie wollte ihm und sich selbst diese grenzenlose Beschämung ersparen. In der Tiefe ihres Herzens, aber noch so verborgen, daß sie es nur dunkel ahnte, war ein Gefühl der Befriedigung darüber, daß sie sich von Tressan so zu sagen freikaufen konnte.

Tressan wurde unruhig. Bianca hätte aufspringen, ihm weinend um den Hals fallen, ihn anflehen sollen — wie die gute Marie dies gethan hatte — Alles zu nehmen, was sie besitze, sie dadurch glücklich und stolz zu machen. — Nichts von dem war geschehen. Sie saß marmorweiß, wie versteinert da; sie hatte nicht einmal das alte vertrauliche „Du", das an die Zeit ihres Glücks, ihrer Liebe erinnerte, wiedergefunden, als sie ihm mit einer kalten Phrase ihre Dienste angeboten hatte. — Widersprechende Gedanken erstanden in wilder Hast in Tressan's erfinderischem Hirn. — Sollte er die Komödie weiter spielen, indem er sich nun erhob und davon ging? Dann hatte er mit Bianca gebrochen, ohne daß sie ihn für das geschenkte Vertrauen bezahlt hatte. — Sollte er das Geld fordern? — Warum nicht? — Von der Art und Weise, wie sie es ihm anbot, konnte er immer noch abhängig machen, ob er es annehmen oder zurückweisen werde.

„Nein, ich danke Dir; ich denke nicht, daß Du mir nützlich sein kannst," sagte er aufstehend, als wollte er sich entfernen. Er unterdrückte dabei wieder ein nervöses Gähnen und athmete tief und laut auf. Bianca rührte sich nicht. Tressan blickte auf sie hinab; es war ein boshafter Blick. Er schwor sich in diesem Augenblick, daß sie eines Tages für das, was sie jetzt thue, schwer zahlen, bitter büssen sollte. — „Lebe wohl Bianca," sagte er nach einer kurzen Pause. „Möge es Dir gut gehen."

„Weshalb sollte ich Ihnen nicht nützen können?" fragte sie, seine frühere Bemerkung beantwortend und die Komödie des Abschiednehmens unberücksichtigt lassend.

Er hatte diese Frage erwartet, wenn schon in einer andern Form. Aber in den wenigen Augenblicken war er bereits wieder um eine Stufe tiefer gesunken. Er wollte nun das Geld um jeden Preis haben; er mußte es haben, wenn nicht zu den ersten, leichten Bedingungen, die er sich gestellt hatte, so zu andern. Entweder — oder. Entweder Bianca durchschaute ihn, dann war er so wie so mit ihr fertig; dann war es am Besten, daß er sich ihrer wie eines Fremden bediente, dem er sobald als möglich, den ihm gemachten Vorschuß zurückerstatten wollte; — oder Bianca war nur ungeschickt, war von der Idee, daß er sie verlassen könne, zu schmerzlich bewegt, fürchtete einen groben Verweis, wenn sie es wagte, ihm Geld anzu-

bieten. Hatte nicht Marie auch geschwiegen, als er ihr geboten hatte, ihr Anerbieten nicht zu wiederholen. Er mußte Bianca wie diese behandeln; ihr zeigen, daß Liebe, große Liebe ohne Scheu und ohne Scham geben und empfangen darf. — In jedem Falle sollte sie das Geld anbieten, und er wollte es annehmen. Er brauchte es, er mußte es haben. Marie that zwar ihr Bestes, um es ihm zu verschaffen; sie war eine gute kleine Frau; aber es war nicht ganz sicher, daß es ihr gelingen werde, die Summe, um die es sich handelte, aufzutreiben.

„Du kannst mir nicht nützlich sein," antwortete er auf die Frage, die Bianca zuletzt an ihn gerichtet hatte, „weil es sich für mich darum handelt, Geld aufzutreiben, und weil eine Frau einem Mann in solchen Dingen nicht helfen kann."

„Ich bin reich," sagte sie leise. Und plötzlich kam ihr der Gedanke, daß es an ihr sei, dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen. Ihr Herz konnte die ganze Erbärmlichkeit eines Tressan nicht erkennen; sie bildete sich noch ein, daß er in diesem Augenblick leide. Mitleiden, das der Frau immer nahe steht, füllte ihr Herz; Mitleiden, wie man es dem Elenden, ob Geliebter, Freund oder Fremder, schenkt. Sie wollte Tressan von der Pein, die er ausstehen mußte, erlösen; sie wollte, um dies zu erreichen, ebenfalls heucheln und spielen. Und wenn der Auftritt vorüber war, dann sollte das Stück zu Ende sein; dann sollte der Vorhang fallen, um nie wieder über der Bühne aufgezogen zu werden, auf der sie an Tressan's Seite erschienen war.

„Ich bin reich," wiederholte sie. „Ich bitte Dich recht inniglich, verfüge über Alles, was ich besitze. Ich werde Dir dafür dankbar sein."

Sie ließ sich schaudernd gefallen, daß er sie stumm, leise weinend in seine Arme schloß.

Sie war eine entschlossene, gewandte Frau. Sie konnte, wenn es sein mußte, eben so gut Komödie spielen wie Tressan; sie war nicht weniger erfinderisch als dieser, und sie verfolgte einen Zweck, vor dem sie nicht zu erröthen hatte.

„Nun wollen wir wie ein paar vernünftige Menschen reden," sagte sie, sich von seiner Umarmung freimachend. „Wenn ich Sie richtig verstanden habe, so gebrauchen Sie sechszigtausend Franken" — Tressan hatte noch einmal zehntausend Franken aufgeschlagen — „Die Summe steht Ihnen mit dem größten Vergnügen zur Verfügung, und es genirt mich nicht im Mindesten, sie Ihnen zu leihen. Sie können sie mir zurückgeben, wenn Ihr Freund seinen Verpflichtungen Ihnen gegenüber nachgekommen sein wird."

Tressan wollte hier ein Wort einschalten.

„Unterbrechen Sie mich nicht" — fuhr Frau Alzati freundlich fort. „Wir wollen die Sache so schnell wie möglich beenden, da sie Ihnen unangenehm zu sein scheint. Ich will sehen, was ich an baarem Gelde im Hause habe."

Sie stand auf, ging in ein anderes Zimmer und blieb einige Minuten abwesend, die Tressan nicht gerade mit heiteren Gedanken ausfüllte.

„Hier,“ sagte sie, ihm ein Couvert reichend, „die Sache ist in Ordnung — ich danke Ihnen noch einmal, mir zu gestatten, Ihnen einen Dienst zu leisten — und nun wollen wir von etwas Anderm reden.“

Tressans Herz klopfte vor Freude; aber es wurde ihm doch schwer, das dicke Couvert mit dem Gelde in die Seitentasche seines Rockes zu stecken. Die Tasche war zu klein, und er hörte wie die Nähte knackten, als er das Paquet gewaltsam hineinzwängte. Er erröthete darüber. Bianca blickte zu Boden und that, als ob sie nichts höre und sehe. Er war sich nie so unbeholfen vorgekommen. Die Sache war nun zu seiner Befriedigung beendet; er hatte sein Ziel erreicht; aber der Weg, auf dem er zu demselben gelangt, war ein äußerst beschwerlicher gewesen, hatte ihn verwundet und ermüdet. Er war kein ehrlicher, anständiger Mann mehr; aber er war kein verstockter Bösewicht. Er war noch nie in seinem Leben beleidigt worden. Im Club, in der Gesellschaft, überall, wo er sich zeigte, empfing und behandelte man ihn wie einen Ehrenmann. Er fand dies ganz in der Ordnung und er hätte den leisesten Zweifel, nicht nur an seiner Ehrenhaftigkeit, sondern schon an seinem Zartgefühl wie eine herbe, unverdiente Beleidigung empfunden und zurückgewiesen. Aber er fühlte sich Bianca gegenüber entwaffnet, vollständig ohnmächtig. Er täuschte sich nun nicht mehr über den Zustand ihres Herzens; er wußte, daß sie ihm ihre Liebe entzogen hatte, daß ruhige Berechnung, nicht blinde Leidenschaft sie in ihrer Handlungsweise ihm gegenüber leitete. Die Ursache dieser unvorhergesehenen Umwälzung in ihrer Gemüthsverfassung entging seinem Blick. Das Unedle lag ihm am nächsten, und deshalb dachte er zunächst, Bianca wolle sich von ihm entfernen, weil sie auf irgend eine Weise Kenntniß davon erlangt habe, daß er ruinirt sei; aber er konnte diesen Gedanken nicht lange festhalten. Er kannte Bianca zu gut; er wußte, daß sie jedes Opfers für den, den sie liebte, fähig sei; daß er sie vor wenigen Monaten noch wirklich beglückt haben würde, wenn er ihr damals gestattet hätte, ihm einen Dienst zu leisten. — Dann dachte er daran, daß er sie durch seine Lieblosigkeit von sich entfernt habe; und endlich kam ihm der unheimliche Gedanke, daß sie ihn durchschaue, daß sie ihn als einen Lügner erkannt habe. Sie war klug, scharfsichtig. Der Umgang mit Alzati und dessen Genossen hatte sie darüber aufgeklärt, daß in dieser Welt sehr viel gelogen und betrogen wird. Wenn sie auch ihn für einen Lügner und Betrüger hielte? Der Verdacht peinigte ihn, aber er konnte sich keine Gewißheit verschaffen. Er nahm sich vor, Bianca das Geld so bald wie möglich, vielleicht morgen schon, zurückzugeben. Und dann, wenn er sich jeder Verbindlichkeit ihr gegenüber enthoben fühlte, — dann wollte er sich eine Gewißheit verschaffen und sie sollte schwer büßen, wenn es ihr nicht gelang, ihn wieder zu versöhnen! Er hatte Waffen gegen sie in seinen Händen. Sie vertraute seiner Großmuth. Ja, er war großmüthig; aber man durfte ihn nicht zum Aeußersten treiben.

Die Rache, die er zu üben ein Recht hatte, sollte auf der Höhe der ihm zugefügten Beleidigung stehen.

Bianca hatte ihm gesagt, indem sie ihm das Geld gegeben, das nun endlich in der Seitentasche seines Rocks geborgen war: „Nun wollen wir von etwas Anderm reden.“ Er wußte nicht, wovon er sprechen sollte; sein Gehirn war wie verdorrt, es versagte ihm den Dienst.

„Ich fühle mich wie zerschlagen,“ sagte er endlich. — „Du hast mir einen großen Dienst geleistet; aber ich war nicht darauf vorbereitet. Die Lage, in der ich mich Dir gegenüber nun befinde, ist so eigenthümlich, so neu, so daß ich mich erst daran gewöhnen muß. Verzeihe mir meine Unbeholfenheit. Ich werde morgen die Sache, von der wir gesprochen haben, in Ordnung bringen, und ich hoffe bereits innerhalb weniger Tage in der Lage zu sein, Dir dies“ — er legte die Hand auf den Fleck, wo das Geld war — „zurückzuerstatten. Aber ich bleibe immer Dein Schuldner.“

Er ergriff ihre Hand und küßte sie. Er hatte nicht den Muth, sie noch einmal zu umarmen. Er sah die Möglichkeit voraus, daß sie ihn abwehren würde und er fürchtete dadurch in neue Verlegenheit zu kommen. Er fühlte sich unbeschreiblich klein und gedemüthigt. Er ergriff seinen Hut und schickte sich zum Gehen an. In dem Augenblicke fiel ihm ein, daß er Vieuville versprochen hatte, ihn bei Frau Alzati einzuführen. Er hatte das Versprechen sehr ruhig gegeben. Gestern noch hatte er geglaubt, das Recht zu haben, über Bianca's Salon wie über seinen eigenen zu verfügen. Als er jetzt nach Worten suchte, um sein Anliegen vorzubringen, da wurde ihm ganz deutlich, daß zwischen der Bianca, an die er gestern Abend gedacht, und derjenigen, welche ihm in diesem Augenblick gegenüberstand, eine Welt liege. Er wagte nicht von Vieuville zu sprechen, näherte sich stumm der Thür, und mit einem kläglichen Blick wandte er sich ab und war verschwunden.

„Gott sei Dank,“ sagte Blanche, als er gegangen war. Sie athmete tief auf, als sei sie von einer schweren Last befreit und schlug mit der Hand ein Kreuz nach der Thür, die sich hinter ihm geschlossen hatte.

Tressan ging bedächtig die Treppe hinunter, griff unwillkürlich nach der Tasche, als wolle er sich vergewissern, ob das schwer erworbene Geld auch wirklich darin sei, trat langsam auf die Straße, schickte den Wagen fort, der dort auf ihn wartete und machte sich zu Fuß auf den Weg nach seiner Wohnung. Er kam dort an, ohne irgend etwas von dem, was um ihn her vorging, bemerkt zu haben. In seinem ganzen Leben hatten ihn böse, dunkle Gedanken nicht so belagert und gefangen gehalten wie während dieses Ganges. Er machte sich nun klar, daß er wieder eine Stufe niedriger gesunken, daß er nicht der Einzige auf der Welt sei, der das wisse, und daß sein Stolz tief gedemüthigt sei; er verwünschte die Frau, die ihm geholfen, nachdem sie ihn durchschaut hatte. — „Wenn ich mich todtschösse?“ fragte er sich, als er in seiner Wohnung angelangt war. Er nahm eine Pistole in die Hand und spielte damit. Er

überzeugte sich, daß sie nicht geladen sei. Dann stellte er sich vor den Spiegel und hielt den Lauf an seine Schläfe. — „Dazu bleibt immer noch Zeit," sagte er halblaut und legte die Waffe ruhig wieder nieder. —

Die Stunde, zu der er zu essen pflegte, war vorüber; aber er fühlte nicht den geringsten Appetit. — Er warf sich in einen bequemen Sessel vor dem Kamin und nahm eine Abendzeitung in die Hand, die der aufmerksame Lecoûvreur für ihn bereit gelegt hatte. — Er las den Leitartikel durch, ohne eine Silbe zu verstehen, ließ das Blatt auf den Teppich fallen, ohne es zu bemerken und blickte mit trockenen, starren Augen in das rothglimmende Feuer. — Als Lecouvreur eine Stunde später in der ihm eigenthümlichen geräuschlosen Weise in den Salon trat, um zu sehen, was seinen Herrn veranlasse, zu einer so ungewohnten Stunde zu Hause zu bleiben, fand er diesen fest eingeschlafen. Er beobachtete ihn einige Secunden, zuckte die Achseln mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Ueberlegenheit und entfernte sich behutsam, wie er gekommen war.

Tressan erwachte erst gegen elf Uhr. — Er schüttelte sich fröstelnd. Der Kopf war ihm schwer, und er empfand ein dumpfes Unbehagen. Dann gingen die Ereignisse des Tages an seinem Geiste vorüber, und er fühlte sich elender und unruhiger als je in seinem Leben. — Er zog das Couvert, das Blanche ihm gegeben hatte, aus der Tasche und öffnete es. Es enthielt zwanzigtausend Franken in Bankbillets und einen Cheque für vierzigtausend Franken. Er hatte also nicht einmal genug baares Geld, um seine Spielschulden im Club am selben Abend noch zu bezahlen. Aber das kümmerte ihn wenig. Er wußte, daß er mit Leichtigkeit ein Dutzend Vorwände finden werde, um die Regulirung eines Theiles seines gestrigen Verlustes auf vierundzwanzig Stunden hinauszuschieben. Vielleicht begünstigte ihn das Glück; vielleicht brauchte er die vierzigtausend Franken gar nicht anzugreifen! Es würde ihm, so glaubte er, eine große Genugthuung gewesen sein, den Cheque morgen unbenützt an Bianca zurückgeben zu können. — Die Verbindlichkeit, die er dieser gegenüber eingegangen war, drückte ihn. Er hätte viel darum gegeben, sich derselben entledigen zu können. Es waren unerquickliche Gedanken, die ihn umlagerten, währenddem er rastlos in seinem Zimmer auf- und abging. — Plötzlich fiel ihm ein, daß er seit dem Morgen nichts gegessen habe. Dieses war vielleicht die Ursache seines Unbehagens. Er klingelte dem Diener, um diesem zu sagen, daß er ausginge, und daß der Wagen heute nicht mehr angespannt zu werden brauche; dann machte er sich zu Fuß auf den Weg nach dem Club. Unterwegs trat er in eine Restauration, um etwas zu genießen: aber was er aß, mundete ihm nicht. Er setzte seinen Weg fort. Er wollte etwas freie Luft schöpfen und näherte sich den Champs Elysées. Dort war es zu dieser späten Stunde unheimlich öde und still. Einige seltene Fußgänger eilten auf dem Trottoir an ihm vorüber. Hie und da, in den dunklen Seitenalleen, standen hohe, in schwarze Mäntel gehüllte stumme Gestalten. Tressan wußte, daß dies Polizisten seien. Die Champs Elysées

waren damals zur Nachtzeit eine übelberüchtigte Promenade. Nicht weit vom Platz der Concorde wurde er von einer alleingehenden Person angeredet. Er wies sie mit barschen Worten von sich. Sie ließ sich aber nicht abwehren und fuhr fort, ihn zu belästigen. Ihre heisere Stimme kam Tressan bekannt vor. Als sie unter einer Laterne vorübergingen, sah er ihr in das geschminkte verlebte Gesicht. Sie erkannte ihn. „Tressan“ sagte sie flehend, „um alter Zeiten willen!“ — Er reichte ihr ein Goldstück und eilte weiter. Er erinnerte sich, vor einem Jahr mit dieser Frau soupirt zu haben. Sie war damals die Geliebte eines jungen reichen Mannes, den sie ruinirte. Beide, er und sie, warfen das Geld aus dem Fenster. Der junge Mann war plötzlich aus Paris verschwunden. Tressan glaubte gehört zu haben, er sei nach Amerika ausgewandert. Er hatte dem Schicksal eines verunglückten Genossen lustiger Gelage niemals einen Gedanken geweiht. Seine Geliebte war mit ihm verschwunden. Kein Mensch in Tressan's Umgebung hatte sich um sie gekümmert, oder je wieder an sie gedacht. Nun tauchte die, die er an reichbesetzter Tafel, in glänzend erleuchtetem Saale, in Gold und Seide prangend, zum letzten Mal gesehen, plötzlich wieder vor ihm auf. Sie war wie in einem leuchtenden Meere der Lust untergegangen, und er sah sie nun, eine Jammergestalt, auf der Oberfläche eines ekelhaften Pfuhls wieder zum Vorschein kommen. — Es schüttelte ihn wie im Fieber. — Wie viele, Männer und Weiber, hatte er nicht schon fallen sehen! — Ihm schwindelte. — Noch stand er auf stolzer Höhe, aber er sah unmittelbar vor sich einen tiefen, dunklen Abgrund. — Wenn er stürzte? Niemand würde ihn halten! Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. —

„Hollah Tressan! Sie laufen ja, als ob der böse Feind sie verfolgte!“

Er erwachte wie aus einem wüsten Traume, stand still und wandte sich um. Er war auf dem Boulevard an Lemercier vorbeigeeilt, ohne ihn zu sehen.

„Ich laufe,“ sagte er, „weil mich friert!“

Er war vor der Thür des Clubs angelangt und trat nun mit seinem Freunde in das hellerleuchtete, ruhige, vornehme Haus. Er athmete wieder freier, als er die breite, mit dicken Teppichen belegte Treppe hinaufstieg. Eine warme, behagliche Atmosphäre umgab ihn. Ein Diener in einfach eleganter Livree nahm ihm den Ueberrock ab und überreichte ihm mit unterwürfiger Miene einige Briefe und Karten, die für ihn abgegeben worden waren. — Es war Unsinn an den Abgrund zu denken! Noch war er nicht gefallen; noch stand er auf der Höhe. Er blickte keck um sich. Er wollte sich auf dem Gipfel, wo er von so Vielen beneidet wurde, halten. Er hatte die Taschen voll Gold! Er hatte Niemand und Nichts zu fürchten.

„Ich gehe in das Spielzimmer,“ sagte er zu Lemercier. „Ich habe eine kleine Rechnung von gestern Abend zu reguliren und will meine Revanche nehmen. Ich fühle mich heute im Glück.“

„Ich sehe Sie in einer Viertelstunde wieder,“ entgegnete Lemercier.

„Ich will nur einen Brief schreiben, und dann geselle ich mich zu Ihnen. Halten Sie einen Stuhl für mich in Ihrer Nachbarschaft frei.“

Tressan ging weiter, und Lemercier sah ihm nach und beneidete ihn um den freien, vornehmen Anstand, mit dem er einige Bekannte rechts und links zutraulich, mit einer gewissen Herablassung, begrüßte. „Er ist der eleganteste Mann von ganz Paris,“ sagte sich Lemercier und seufzte dabei. René ließ seine Kleider und Stiefeln bei Tressans Schneider und Schuster machen; er kaufte seine Handschuh, Cravatten, Tuchnadeln, Stöcke in denselben Laden, wo dieser sich versorgte; aber er, Lemercier, gehörte nicht zu den elegantesten Männern von Paris und war sich dessen schmerzlich bewußt.

Tressan's Gefühl hatte ihn nicht getäuscht. Er war im Glück und gewann an jenem Abend eine nicht unbeträchtliche Summe, genug, um den Cheque von Bianca vorläufig nicht zu gebrauchen, und einige Tausend Franken baaren Geldes übrig zu haben, nachdem er seine Schulden vom letzten Abend bezahlt hatte.

Als er gegen drei Uhr Morgens nach Hause fuhr, war ihm das Herz wieder federleicht. Aber er nahm sich vor, den Cheque dennoch einzulösen, und das Geld einige Tage zu behalten. Er wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, noch einmal in derselben Lage zu sein, in der er vor wenigen Stunden gewesen war. — Er wollte mit großer Vorsicht spielen; keine Bank mehr nehmen, sich damit begnügen, jeden Abend ein paar Tausend Franken zu gewinnen; unter keiner Bedingung in einer Sitzung mehr verlieren, als er an baarem Gelde in der Tasche hatte. Wenn sich sein Kapital etwa vergrößert hatte, so wollte er zuerst Bianca bezahlen; dann einige schreiende Schulden, die ihn besonders quälten, später auch Illien und alle anderen. Mittlerweile wollte er seine Bewerbung um Anna d'Eltang fortsetzen, und war er erst einmal der Bräutigam des reichen jungen Mädchens, dann war Alles gut. — Er hatte viele Männer und Frauen fallen sehen, das waren Narren, Schwächlinge, Feiglinge gewesen. Olivier Tressan war ein kluger, starker Mann. Er wollte sich auf der Höhe halten, er wollte noch höher klimmen. Ihm drohte der Abgrund nicht, in dem er Andere hatte untergehen sehen. — Er überraschte den Droschkenkutscher, der ihn nach seiner Wohnung gefahren hatte, durch ein reiches Trinkgeld, lag noch lange Zeit, herrliche Luftschlösser bauend, in seinem Bette wach, und versank endlich in den sorglosen Schlaf des Gerechten. —

XI.

Harvey hatte geglaubt als Marie ihn gebeten hatte, sie zu besuchen, daß sie sich mit ihm über ihr Verhältniß zu Tressan aussprechen wolle. Er hatte bisher ängstlich vermieden, diesen Gegenstand zu berühren; aber aus Aeußerungen von Bertha und René Lemercier und sogar aus Bemerkungen anderer, fernstehender Personen glaubte er nun zu entnehmen, daß das

Geheimniß, das er selbst nicht erforschen wollte, Stadtgespräch zu werden drohe. Er fürchtete für Marie. Er kannte Vieuville als einen jähzornigen Menschen. Er wollte thun, was in seinen Kräften stand, um die arme Verirrte vor dem Unglück, das sie nun so nahe bedrohte, zu retten. Er hatte auf dem Wege nach dem Hôtel Vieuville über nichts Anderes nachgedacht und war deshalb einigermaßen überrascht, als Marie auf seine Anfrage, was sie ihm zu sagen wünsche, mit zu Boden geschlagenen Augen antwortete:

„Ich hatte Ihnen nichts Besonderes zu sagen. Sie kamen mir heute Nachmittag traurig vor. Ich wollte mich nach der Ursache Ihrer Verstimmung erkundigen."

Harvey glaubte gewöhnlich Alles, was man ihm sagte; aber diesmal hatte er doch starken Zweifel, daß seine junge Freundin aufrichtig war.

„Ich bin Ihr Freund," sagte er einfach. „Sie können sich mir anvertrauen."

Sie sah ihn an; aber nach wenigen Secunden bereits wandte sie die Augen wieder von ihm ab.

Als sie Harvey vor einigen Stunden gebeten hatte, zu ihr zu kommen, war ihre Absicht gewesen, bei ihm Hülfe oder wenigstens Rath zu suchen. Sie wußte, daß sie unbedingt auf seine Freundschaft rechnen konnte. Sie fühlte sich stärker, wenn er in ihrer Nähe war. Aber als sie nun in sein stilles, ernstes Antlitz blickte, versagte ihr der Muth, Beistand bei ihm zu suchen. Sie schätzte ihn zu hoch, um sich vor ihm erniedrigen zu wollen und sie fühlte zum ersten Male, daß sie sich dessen, was sie zu thun versprochen, was sie unbedingt thun wollte, zu schämen hatte. Sie seufzte und sagte leise:

„Darf ich Sie bitten mich zu meiner Mutter zu begleiten? Edmund wird erst in einer Stunde nach Hause zurückkehren, und ich fürchte meine Mutter zu verfehlen, wenn ich mich nicht bald auf den Weg mache. Sie wollte heute Abend ausgehen."

Harvey erhob sich stumm, und die Beiden begaben sich zu Fuß nach dem nahegelegenen Hôtel d'Eltang. Dort angelangt nahm Harvey von Marie Abschied.

Der Baron d'Eltang war in seinem Club; Anna in ihrem Zimmer mit ihrem Anzug beschäftigt. Die Baronin saß allein im Salon. Sie hatte ihre Toilette bereits beendet und sah in ihrem großem Staate sehr vornehm aus. Sie war zwar, selbst zur Zeit ihrer Blüthe, nie so schön gewesen wie ihre Tochter Marie, aber sie hatte damals allgemein für hübsch und liebenswürdig gegolten und war von vielen Männern gefeiert worden. Sie gab auch jetzt noch, obgleich sie nicht etwa die junge Frau zu spielen versuchte, viel auf ihren Anzug und kleidete sich immer mit großer Sorgfalt. Ihre Schmucksachen waren in den Salons, die sie besuchte, bekannt und gewißermassen berühmt. An jenem Abend trug sie ein prachtvolles Collier und zwei kostbare Armbänder.

Die Baronin blickte erstaunt auf, als sie Marie eintreten sah, umarmte sie zärtlich — ihre älteste Tochter war ihr erklärter Liebling — und fragte, was sie zu ihr führe.

„Weißt Du nicht, daß wir heute Abend ausgehen?" setzte sie hinzu. „Anna wird gleich herunterkommen, um mich abzuholen. Du wirst mich zu entschuldigen haben, wenn ich Dich bald verlasse."

„Mutter," sagte Marie mit bewegter Stimme, „ich muß Dich allein sprechen."

„Um Gotteswillen, was ist vorgefallen?" fragte die Baronin bestürzt.

„Ich will es Dir sagen," antwortete Marie, „aber komm in Dein Zimmer, wo wir ungestört sind."

Die Baronin, die ganz bleich geworden war, trippelte schnell voraus. Marie folgte ihr und die Beiden schlossen sich im Schlafzimmer der Baronin ein.

Als sie nach einer Viertelstunde wieder in den Salon traten, hatten sie rothgeweinte Augen. — Bald darauf gesellte Anna sich zu ihnen.

„Ihr habt geweint," sagte diese, ihre Mutter und Schwester aufmerksam ansehend, „was ist vorgefallen?"

„Marie hat einen kleinen Verdruß gehabt," antwortete die Baronin „Es ist unnütz davon zu sprechen."

Anna forschte nicht weiter. Nach einer kurzen Pause wandte sie sich jedoch wieder an ihre Mutter:

„Liebe Mama," sagte sie. „Weshalb hast Du das Collier abgenommen, das Du vorhin trugst? Es paßte sehr hübsch zu Deiner Toilette."

Marie wandte ihr erglühendes Gesicht dem Kamin zu, so daß Anna es nicht mehr sehen konnte. — Die Baronin griff schnell mit der Hand nach ihrem Halse.

„Mir gefiel es nicht, und ich habe es abgenommen, um ein anderes anzulegen," antwortete sie. „Im Gespräch mit Marie habe ich nicht mehr daran gedacht."

Sie erhob sich und ging in ihr Schlafzimmer. Als sie einige Minuten später in den Salon zurückkehrte, trug sie ein anderes Halsband.

„Das Perlencollier ist hübscher" sagte Anna.

„Mir gefällt dies besser," antwortete die Baronin trocken, worauf Anna als wohlerzogene Tochter sofort schwieg. —

Bald darauf trat der alte d'Eltang in den Salon. Die Damen hatten nur auf ihn gewartet und hüllten sich nun in ihre Mäntel und Shawls.

„Es ist Platz im Wagen" sagte die Baronin sich an Marie wendend. „Wir wollen Dich bis nach Hause begleiten."

Der alte d'Eltang erhob dagegen mürrischen Widerspruch; aber Niemand hörte, was er sagte, und einige Minuten später rollte die große Kalesche dem Hôtel Vieuville zu. Dort stieg Marie aus. Ihre Eltern und Schwester fuhren weiter.

„Ich beneide Marie," sagte der Baron. „Sie kann sich zu einer vernünftigen Stunde zu Bett legen."

Die beneidenswerthe Marie erfuhr unten im Hause, daß der Baron seit einer halben Stunde auf sie warte. Sie ließ ihm sagen, sie sei bei ihrer Mutter gewesen und werde gleich in den Salon kommen. Dann schlich sie wie eine Diebin in ihr Schlafzimmer und verbarg in einer Kommode ein großes, rothes Etui, das sie unter ihrem Mantel versteckt gehalten hatte. —

* * *

Am nächsten Morgen, zu früher Stunde, trat Franz Lecouvreur leise in das Zimmer seines Herrn. Dieser fuhr aus tiefem Schlaf empor.

„Was giebt es?" fragte er unwirsch.

„Gnädiger Herr," antwortete der Diener, „eine Dame ist da, die sich nicht abweisen lassen will. Sie sagt, sie müsse Sie sofort sprechen. Sie wartet im Vorzimmer und hat mir dies Couvert für Sie gegeben."

Er überreichte Tressan einen Brief ohne Adresse, den dieser hastig aufriß. Er enthielt auf einem kleinen Bogen Papier nichts weiter als den Buchstaben „M".

„Führen Sie die Dame in den Salon und lassen Sie sonst Niemand hineintreten. Ich bin für Niemand, wer es auch sein möge, zu Hause. Sie verstehen mich? — Für Niemand!"

Franz Lecouvreur, der mit richtigem Instincte geahnt hatte, daß der Besuch, trotz der ungewöhnlichen Stunde, nicht abgewiesen werden würde, und der nicht der Mann war, sich über ein kleines Abenteuer mehr oder weniger den Kopf zu zerbrechen, that wie ihm geheißen. Tressan sprang aus dem Bette, zog in größter Hast einen eleganten Morgenanzug an, der wie gewöhnlich für ihn bereit gelegt war und trat dann in das Zimmer, in dem ihm eine dichtverschleierte Dame langsam entgegenging.

„Marie, welche Unvorsichtigkeit!" waren seine ersten Worte. „Wie haben Sie es wagen können!"

„Seien Sie unbesorgt," antwortete die Verschleierte. „Niemand ahnt, wo ich bin. Ich gehe häufig des Morgens zur Messe. Der Baron steht nie vor zehn Uhr auf."

„Ich bin nicht ruhig, so lange Sie in diesem Hause sind. Wie sind Sie gekommen?"

„In einer Droschke."

„Welche Unvorsichtigkeit!"

„Ich habe sie unterwegs genommen. So seien Sie doch ruhig! Ich bin kein Kind."

„Aber was führt Sie hierher?"

Sie setzte sich, ehe sie antwortete, aber sie hob den dichten Schleier nicht auf.

„Ich bringe, was Sie gebrauchen," sagte sie leise.

„Ich gebrauche es nicht mehr," antwortete er zögernd. „Vielen Dank meine gute, liebe Marie. Ich gebrauche es nicht mehr."

„Olivier, Du ahnst nicht, was ich seit gestern gelitten habe; mache mich nicht noch unglücklicher!"

Sie sprach leise, ihre Stimme zitterte; aber es war etwas in dem sanften Klang derselben, das Herrn Tressan sagte, daß er mit einem Charakter zu thun habe, dessen Entschlossenheit und Willen ihn, Herrn Tressan, in seinen eigenen Augen recht klein erscheinen ließ.

„Es ist mir unmöglich gewesen," fuhr sie fort, „das Betreffende" — sie nannte keine Summe, ihr Zartgefühl empörte sich dagegen, Tressan gegenüber Zahlen auszusprechen — „aufzutreiben. Hier ist ein Halsband. Es wird Ihnen leicht werden, darauf Alles zu borgen, was nöthig ist. Ich kann den Schmuck, ohne daß es irgend Jemand bemerkt, leicht entbehren, bis er Ihnen nicht mehr nützt. — Hier nimm' ihn! Thu' es mir zu Liebe, Olivier, mach' mich nicht unglücklich!"

Er saß stumm da. Er schämte sich nun wirklich — und er hatte Furcht, Furcht vor der kleinen, zarten Frau, die sich ihm genähert und flehend seine Hände ergriffen hatte. Er hätte das Halsband am liebsten zurückgegeben. Er gebrauchte es in diesem Augenblicke nicht. Er war durchaus nicht habgierig. Der Besitz von Geld oder einem Aequivalente davon war ihm nur erwünscht, so lange er in Verlegenheit war. Er war genügsam, was Geld anbelangte, so lange er Credit hatte, und so lange Geldmangel seinen Ruf nicht zu gefährden drohte. Aber was sollte er thun? Wenn er das, was Marie ihm darbrachte, zurückwies, so verletzte er diese. Die Liebe verlangte ein neues Opfer von ihm. Er wollte es bringen. Er nahm sich vor, das Halsband vierzehn Tage lang ruhig aufzuheben und es dann zurückzugeben.

„Meine gute Marie," sagte er tief gerührt. „Ich will Dir beweisen, daß Du Deine Liebe keinem Unwürdigen geschenkt hast. Gieb mir, was Du mitgebracht hast, aber versprich mir, es zurückzunehmen, sobald ich Dir sagen kann, daß ich es nicht mehr gebrauche. Ich hoffe, daß dies in wenigen Tagen der Fall sein wird."

Nun erst hob sie den Schleier in die Höhe, und zeigte ihr junges, schönes, abgehärmtes Antlitz.

„Mein guter, edler Olivier," sagte sie schluchzend.

Das Adjectiv „edler" verletzte den feinfühlenden Herrn Tressan wie ein Stich. Er zuckte darunter zusammen. Aber der Schmerz ging schnell vorüber.

„Nun," sagte er, „thu' mir den Gefallen und geh! Noch einmal Dank, meine geliebte Marie."

Er trat an das Fenster und schaute auf die Straße. Sie war beinahe leer. Die wenigen Vorübergehenden erschienen vollständig unverdächtig. Aber Tressan beruhigte sich dabei nicht. Er ging in das Vorzimmer, rief den

zuverlässigen Franz und befahl diesem, sich auf der Straße genau umzusehen, ob nicht etwa der Herr in der Nähe sei, der ihn in der Avenue de l'Empereur zu bestechen versucht hatte.

„Verstanden, Herr," antwortete Franz und lief die Treppe hinunter.

Tressan beobachtete ihn vom Fenster aus. Lecouvreur schlenderte das Trottoir auf und ab und warf anscheinend gleichgültige Blicke in die benachbarten Häuser. Dann stellte er sich gegenüber dem Fenster, an dem Tressan wartete, auf und machte diesem ein kaum bemerkbares Zeichen.

„Alles ist in Ordnung," sagte Tressan zu Marie. „Nun verliere keine Secunde mehr. Laß Dich nach dem Arc de Triomphe fahren oder nach der kleinen Kirche in der Avenue Friedland; keinenfalls nach Deiner Wohnung."

Er führte sie bis an die Treppe. Dann eilte er an das Fenster. Franz hatte die Thür der Droschke geöffnet. Er schlug sie schnell zu, sobald die Dame eingestiegen war und gab dann dem Kutscher eine Adresse, worauf der Wagen im langsamen Droschkenpferdtrab davonrollte. Tressan athmete tief auf, als er ihn um die nächste Ecke biegen sah.

„Die Dame hat sich nach dem Arc de Triomphe fahren lassen," meldete Franz, in den Salon tretend. „Niemand hat sie gesehen." Er machte sich noch etwas im Zimmer zu schaffen und kehrte sodann nach seiner Küche zurück, um seinen Arbeiten mit gewöhnlicher Ruhe und Pünktlichkeit nachzugehen. Er hatte das rothe Etui, das auf dem Tische stand, wohl bemerkt; aber das kümmerte ihn nicht. Franz Lecouvreur hatte einen reichen Schatz hausbackener Principien: er that, was ihm sein Herr befahl, und ignorirte, was dieser ihm nicht sagte.

Als Tressan allein war, prüfte er den Schmuck mit dem Blick eines Kenners. Er wurde plötzlich roth und griff hastig nach dem Etui. Auf demselben standen die Buchstaben: E. d'E. und darüber eine Baronenkrone.

„Das Perlencollier der alten d'Eltang," sagte er vor sich hin und versank in tiefes Sinnen. Die Sache wurde ihm sehr bedenklich, und er bereute, Marie in sein Vertrauen gezogen zu haben. Man konnte sich nicht auf sie verlassen. Sie war zu unvorsichtig. Er wollte ihr das Halsband in einigen Tagen bereits zurückgeben, und sie sollte ihm erklären, unter welchem Vorwande sie es von ihrer Mutter empfangen hatte.

XII.

An demselben Morgen, an dem Tressan Marie's Besuch empfing, erhielt Alexis Illien einen Brief, der sein Herz wieder mit Freude und Hoffnung erfüllte. Er war von Frau Alzati und enthielt nur wenige Zeilen:

„Ich erwartete Sie gestern, mein lieber Graf, und hätte Sie mit Vergnügen gesehen. Ich ließ mich vor Ihnen verleugnen, weil ich in dem Augenblick, wo Sie kamen, den unerwarteten Besuch eines ehemaligen Freundes empfing. Er verlangte einen Dienst von mir und wünschte,

mich zu dem Behufe allein zu sprechen. Ich konnte ihn nicht abweisen und ich hoffe, Sie zürnen mir deshalb nicht. — Es wird mich freuen, Sie heute Nachmittag zwischen fünf und sechs Uhr zu sehen.

B. A."

„Ich wußte, daß sie nicht falsch und schlecht sein konnte," sagte Alexis vor sich hin, nachdem er das kleine Billet so oft durchgelesen hatte, daß er es auswendig wußte. „Eine andere Frau hätte irgend einen Vorwand erdacht, um sich zu entschuldigen. Bianca kann nur die Wahrheit sagen: Sie verschweigt Manches; aber was ihr Mund sagt, ist immer wahr."

Sein Auge und sein Herz weideten sich mit Wonne an den Worten „ehemaliger Freund". Er commentirte sie wie ein Gelehrter eine wichtige Textstelle. Bianca nannte Tressan nicht einen „alten, getreuen, oder lieben Freund"; nein — sie bezeichnete ihn als einen gewesenen, ehemaligen. Er war ihr heute nichts mehr. — Welchen Dienst mochte er von ihr verlangt haben? Illien war unerfahren; aber er besaß einen reichlichen Schatz slavischer Feinheit, slavischen Mißtrauens. Er hatte als Jüngling im Hause seines Onkels, des Grafen Woikoff, manche Geschichte aus der Petersburger Gesellschaft erzählen hören, und wußte, daß es in der guten Gesellschaft viele erbärmliche Wichte giebt. Er war durchaus nicht abgeneigt, den eleganten Herrn Olivier Tressan, der sich gegen Bianca so abscheulich benommen hatte, für wohl befähigt zu halten, eine gemeine Handlung zu begehen; und er erinnerte sich daran, daß Tressan am Morgen desselben Tages, an dem er von der Signora einen Dienst verlangt, sich auch mit einer Bitte an ihn gewandt hatte. Er ahnte die Wahrheit und empfand darüber eine eigenthümliche Freude. Je elender Tressan erschien, desto weniger war er als Rival zu fürchten.

Alexis hatte oftmals über die dunkle und, wie er durch Lemercier wußte, nicht ganz reine Vergangenheit der Frau, die er liebte, nachgegrübelt. Diese Gedanken hatten ihm das Herz recht schwer gemacht; an seiner Liebe jedoch nichts geändert. — Junge Menschen, denen der Besitz, die Liebe der geliebten Frau als das erdenklich höchste irdische Glück erscheint, sind dem Gegenstand ihrer Liebe gegenüber von der unmoralischesten Nachsicht. Sie verzeihen, ohne irgend welche Anstrengung, ohne irgend welches Verdienst, Alles, was der Vergangenheit angehört, so lange sie sich der Gegenwart sicher glauben und einer goldenen Zukunft entgegen sehen. — Illien war vollkommen davon überzeugt, daß Bianca niemals etwas Schlechtes begangen haben konnte. Sie war betrogen worden; sie war deswegen zu bedauern. Niemand hatte das Recht, eine Anklage gegen sie zu erheben. — Illien dachte gar nicht daran, daß es vielleicht besser für ihn gewesen wäre, sich in ein junges, unschuldiges Mädchen wie Anna d'Eltang zu verlieben. Er wußte nur, daß er Bianca über alle Maßen liebte, daß er bereit war, ihr Alles, was er besaß, aufzuopfern; daß sie ihm schöner, besser, anbetungswürdiger erschien als alle andere Frauen. — Wenn sie seine Huldigungen

entgegennehmen wollte, wenn sie ihn wieder lieben konnte, so schenkte sie ihm dadurch so unendlich viel, daß er, wie immer auch ihre Vergangenheit gewesen sein mochte, ihr ewiger Schuldner blieb. Noch hatte er kaum gewagt, darüber nachzudenken, daß Bianca ihm jemals angehören könne. Ein solches Glück schien ihm zu groß, um möglich zu sein. Aber wenn der Gedanke daran wie ein goldig angehauchtes Nebelbild in seinem leidenschaftlich erregten Geiste auftauchte, so stockte sein Herzschlag. — So lange er geglaubt hatte, er liebe Anna d'Eltang, war er im Stande gewesen, ebenso verständige Zukunftspläne zu machen wie ein Franzose, der auf Freiersfüßen geht und der seine Verwandten bemüht weiß, eine gute Partie für ihn zu finden. Damals dachte Alexis an die Einwilligung seines Onkels Woikoff wie an etwas unbedingt Nothwendiges. — Wenn Bianca aber ihm gestatten wollte, sie zu lieben, so kam Graf Woikoff gar nicht mehr in Betracht. Er mochte seine Zustimmung geben oder verweigern. — Das war Nebensache. Die große Hauptsache im Leben des Grafen Alexis Illien war nun, die Liebe der schönsten und edelsten Frau, der Signora Bianca Alzati zu gewinnen, und, wenn ihm dies gelingen sollte, zu bewahren.

Er stellte sich pünktlich um fünf Uhr bei Bianca ein und wurde freundlich von ihr empfangen. Sie reichte ihm ihre weiße Hand, die er mit der Achtung, die er einer Königin gezollt haben würde, küßte. Sie sah traurig und niedergeschlagen aus. Wie gern hätte er sie gefragt, was ihr fehle, sie gebeten, ihm zu erlauben, ihr zu helfen. Er fühlte sich stark genug, all' ihren Sorgen und Kümmernissen ein Ende zu machen, wenn sie sich ihm nur anvertrauen wollte! Aber bis jetzt hatte sie ihm nie ein Wort von dem, was sie drückte, gesagt; und er war zu schüchtern, um sie um ihr Vertrauen zu bitten.

Sie begann die Unterhaltung damit, daß sie sich noch einmal entschuldigte, ihn gestern nicht empfangen zu haben. Illien, der ihr aufmerksam lauschte, bemerkte, daß sie auch diesmal die Worte „ehemaliger Freund“ umschrieb.

„Jemand, mit dem ich in früheren Zeiten auf freundschaftlichem Fuße gestanden habe,“ sagte sie, „verlangte einen Dienst von mir. Es war mir lieb, ihm gefällig sein zu können; ich entledigte mich dadurch gewissermaßen einer alten Schuld, die ich ihm gegenüber eingegangen war.“

Alexis wollte Bianca auf die Probe stellen. Er zweifelte nun kaum noch, daß Tressan sich von ihr Geld geborgt habe.

„Kenne ich diesen ehemaligen Freund von Ihnen?“ fragte er in gleichgültigem Tone.

„Sprechen wir lieber von etwas Anderem,“ antwortete sie. „Das Thema ist ein unerquickliches und unersprießliches.“

Alexis triumphirte. Er hatte sich nicht getäuscht. Bianca konnte nicht lügen. Sie war das edelste Wesen, wie sie das schönste war. Er ließ, ihrem Wunsche gehorsam, das Gespräch über den geheimnißvollen Besuch fallen. Er erzählte ihr, er sei gestern Abend so verstimmt gewesen, daß

ihm der Muth gefehlt habe auszugehen, und daß er auf diese Weise ein Rendezvous mit der Gräfin Daxat versäumt habe.

Illien hatte bereits bemerkt, daß Frau Alzati ein eigenthümliches Interesse an der schönen Gräfin zu nehmen schien. Jedesmal, wenn er von ihr sprach, richtete sie Fragen über ihr Aeußeres, ihren Umgang, ihr Befinden an ihn. Auch diesmal erkundigte sie sich wieder nach ihr.

„Sie scheinen die Gräfin Daxat häufig zu sehen?" sagte sie.

„Ja," antwortete Illien. „Sie ist sehr liebenswürdig; sie ladet mich oft ein, sie zu besuchen; und da ich mehrere gute Bekannte in ihrem Hause treffe und mit meiner Zeit nicht zu geizen habe, so gehe ich nicht selten zu ihr. Aber ich schwärme nicht für ihre berühmte Schönheit; die Gräfin gefällt mir nicht."

„Sie sind der erste Mann, den ich so sprechen höre," antwortete Frau Alzati. „Die Gräfin Daxat gilt nicht nur für eine der schönsten, sondern auch für eine der liebenswürdigsten und besten Frauen von Paris. Was mißfällt Ihnen an ihr?"

„Ich habe eigentlich niemals darüber nachgedacht," antwortete der junge Russe. — Er sann eine kleine Weile nach und dann fuhr er fort. „Ich glaube, sie ist — hart."

„Weshalb glauben Sie das?"

„Sie beurtheilt Vieles so streng, als habe sie nie einen Fehler begangen, könne niemals einen solchen begehen. Neulich wurde in ihrer Gegenwart von einer Frau gesprochen, die in ihrer Jugend durch Schönheit und Luxus berühmt gewesen war, ein leichtfertiges Leben geführt hatte, und deren erbärmlicher Tod im Hospital von den Zeitungen mitgetheilt wurde. Der gutmüthige Sir Richard Harvey sagte dazu: „Das arme Geschöpf." Die Gräfin erschien darüber ganz entrüstet. „Ich begreife nicht," rief sie, „wie man solchen Kreaturen Mitleiden schenken kann!" — und dann sprach sie längere Zeit und mit ungewöhnlicher Erregtheit über die Nachsicht, welche die Gesellschaft gefallenen Frauen gegenüber auszuüben pflegt. Sir Richard entgegnete darauf nur, es werde nicht allen Frauen gleich leicht gemacht, auf dem graden Wege zu bleiben. Aber die Gräfin wollte auch das nicht als eine Entschuldigung gelten lassen. Sie sagte, daß man mit ähnlichen Phrasen schließlich Alles entschuldigen könne; das sei Sophisterei. Sie sprach mit solcher Schroffheit und Bitterkeit, daß ich mich dadurch verletzt fühlte: „Sie sind sehr hart, Frau Gräfin," sagte ich. Sie sah mich mit ihren großen Augen kalt an und erwiderte: „Ich habe Grund dazu, Herr Graf." — Ich glaubte eine gewisse Verlegenheit bei Sir Richard Harvey und bei Herrn Tressan, die der Unterhaltung beiwohnten, zu bemerken und setzte das Gespräch nicht weiter fort. Es hatte einen peinlichen Eindruck auf mich gemacht, und die Gräfin ist mir seitdem weniger sympathisch geworden."

Bianca hatte dem Berichte Illiens mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Als er schwieg, seufzte sie und sagte, gleichsam zu sich selbst sprechend:

„Ja, sie ist streng; — aber sie darf es auch sein."

„Kennen Sie die Gräfin Daxat?" fragte Alexis verwundert.

Bianca sah verwirrt auf und antwortete nach einigem Zögern: „Ich beurtheile Sie theilweise nach Dem, was Sie mir von ihr erzählen." Dann blickte sie ihren Gast grade und fest an und richtete die Frage an ihn: „Und Sie, Graf Illien, beurtheilen Sie unglückliche Frauen mit derselben Strenge wie die Gräfin Daxat es thut?"

„Nein," antwortete Illien mit feierlicher Bestimmtheit, „das thue ich wahrlich nicht."

Er hatte, als er von den Aeußerungen der Gräfin Daxat sprach, nicht überlegt, daß Frau Alzati durch dieselben verletzt werden könnte. Nun glaubte er, eine große Ungeschicklichkeit begangen zu haben, und es war ihm darum zu thun, diese sofort wieder gut zu machen. Ja, er sah auf einmal seinen Weg zu einer Erklärung, die ihm im Herzen und auf den Lippen brannte.

„Gnädige Frau," sagte er, „es giebt Niemand, Niemand auf der weiten Welt, den ich aufrichtiger verehre als Sie."

Sie blickte ihn freundlich an und sagte: „Sie sind ein guter Mensch."

„Ja," fuhr er fort, „das bin ich. Ich wünsche Niemandem Böses. Es giebt einen Menschen, den ich nicht leiden kann, weil ich ihn für Ihren Feind halte . . . Gnädige Frau . . ."

Er war aufgestanden und hatte sich ihr genähert. Sie blickte ihn ängstlich an.

„Oh, sprechen Sie nicht weiter," sagte sie leise.

„Weshalb wollen Sie mich nicht anhören?" fragte er in flehendem Tone. „Sagt Ihnen nicht jeder meiner Blicke, daß ich Sie liebe? — Seit der Stunde, da ich Sie zum ersten Male gesehen, lebe ich nur für Sie . . ."

Bianca hatte sich nun auch erhoben. Sie war sichtlich erregt.

„Sprechen Sie nicht weiter," bat sie. „Ich darf nicht anhören, was Sie sagen wollen . . . ich will es nicht hören."

„So weisen Sie mich zurück?" Er sprach leise, mit tiefer Traurigkeit.

„Ich weise nichts zurück," antwortete sie. „Ich darf Ihnen nicht gestatten, mir Etwas anzubieten."

Sie war nicht auf Illien's Erklärung vorbereitet gewesen. Zwar war seine Liebe für sie ihr kein Geheimniß mehr; sie that ihr sogar wohl; ihr tief gekränktes Herz erfreute sich daran; aber sie hatte nicht überlegt, daß Illien ihr eines Tages ein förmliches Geständniß seiner Leidenschaft machen werde. — Die Männer, die sich seit Jahren um ihre Gunst bewarben, waren ihr Alle, mit Ausnahme von Tressan, vom ersten Augenblicke an gleichgültig, wenn nicht verächtlich erschienen. An Olivier Tressan hatte sie geglaubt; er hatte sie bethört, im wahren Sinne des Wortes verführt. Nun wußte sie, wie erbärmlich er sei, und eine ängstliche Scheu vor Allen, die sich ihr um Liebe flehend nahten, füllte ihr Herz. Doch mißtraute sie Illien durchaus nicht; nein; sie war vielmehr von seiner Ehrlichkeit überzeugt, aber sie glaubte nicht, daß sie

Liebe für ihn empfinde, oder je empfinden könne. Sie hätte sich vor sich selbst geschämt, wenn sie sich hätte gestehen müssen, daß ihr Herz, das sich soeben erst von Tressan losgerissen hatte, bereits wieder für Liebe zu einem Andern empfänglich sei. Illien erschien ihr jünger, als er war. Sie hatte gewähnt, ihm seine Liebe durch eine Art mütterlichen Wohlwollens vergelten zu können. Sie wäre vor wenigen Stunden noch aufrichtig bereit gewesen, ihrem Freunde gute Rathschläge zu seiner Verheirathung mit einem jungen Mädchen, wie Anna d'Eltang z. B. zu geben; und sie war gradezu bestürzt, nun zu sehen, daß Illien dasselbe von ihr verlangte, was sie dem unwürdigen Tressan geschenkt hatte. — Aber sie mochte Illien nicht von sich stoßen. Er nahm bereits einen größern Platz in ihrem Leben ein, was sie sich selbst gestand. Sie wollte ihn, ohne seine Wünsche zu erfüllen, zu bewahren suchen; wollte vor allen Dingen Zeit gewinnen. Ihr selbst unbewußt, dämmerte in ihrem durch bittere Täuschungen verdunkelten Herzen die Hoffnung, daß sie bei ihm vielleicht dereinst Glück und Ruhe finden könne.

Illien stand ihr stumm und rathlos, mit zu Boden geschlagenen Augen gegenüber.

„Zürnen Sie mir nicht," sagte sie.

Sie reichte ihm die Hand.

„Darf ich Nichts hoffen, gar Nichts?" fragte er in demselben leisen traurigen Tone, in dem er zuletzt gesprochen hatte.

„Ich bin ein unglückliches Weib," sagte sie, „haben Sie Mitleiden mit mir. Zwingen Sie mich nicht, Ihnen heute eine Antwort zu geben." Und dann fuhr sie aufmunternd, freundlich, fast zärtlich fort: „Wir werden ja gute Freunde bleiben; wir sehen uns doch heute nicht zum letzten Male!"

Liebe bei jungen Leuten verlangt unendlich viel und begnügt sich mit unbeschreiblich Wenigem. Illien's Antlitz leuchtete auf in heller Freude. Es war unrecht von ihm gewesen, ihr eine Antwort abzwingen zu wollen. Er mußte ihr erst beweisen, daß er ihrer Liebe würdig sei.

„Sie sind ein Engel," sagte er, „und ich bin Ihr Knecht . . . Ich will jetzt gehen — Gestatten Sie mir, bald wiederzukommen."

„Gern," erwiderte sie.

Als er die Treppe hinunterstieg, begegnete er René Lemercier, der der Frau Bianca Alzati einen Besuch abstatten wollte.

„Sie sehen aus, als ob Sie das große Loos gewonnen hätten!" sagte Lemercier.

„Es ist herrliches Wetter," antwortete Illien. „Ich fühle mich federleicht: ich will einen Spaziergang in den Champs Elysées machen."

„Sie sind nicht schwer zu befriedigen," murmelte Lemercier. „Es ist naß und kalt draußen . . . Angenehme Promenade!"

Lemercier wurde von dem Bedienten mit dem einfachen Bescheide abgewiesen, die gnädige Frau empfange nicht. — Es läßt sich auf eine solche Mittheilung in der Regel nur wenig erwidern; aber jedermann hat das

Recht darüber nachzudenken. Lemercier that dies: „Sie entläßt den hübschen Pagen mit freudestrahlendem Gesichte," sagte er vor sich hin; „und für mich ist sie nicht zu Hause. — Mit Tressan will sie brechen . . . Was hat das Alles zu bedeuten? Ich werde einmal mit Bertha darüber sprechen."

Bertha, die nun ganz regelmäßige Berichte von ihrem Bruder über das was Tressan anging, entgegennahm, hörte aufmerksam zu, als René ihr erzählte, Tressan's Ansehen bei der Signora sei im Abnehmen, und es käme ihm vor, als ob der junge Graf Alexis Illien auf dem Wege sei, ihn bei der schönen Frau Alzati zu ersetzen.

„Sie wird erfahren haben, daß Tressan ruinirt und Illien ein Mann in guten Vermögensverhältnissen ist," sagte Bertha verächtlich. Dann dachte sie einen Augenblick nach. — Bianca interessirte sie nicht mehr, sobald sie aufhörte, Tressan gefangen zu halten: den Schicksalen des Grafen Illien widmete sie kaum einen Gedanken; aber es fiel ihr ein, daß sie „die schönen Freundinnen" kränken könne, wenn sie diesen erzählte, daß Tressan und Illien sich der besonderen Gunst einer verführerischen Abenteuerin erfreuten. Sie haßte Beide. Sie hatten ihr oft weh' gethan; sie wollte sich an ihnen, so weit sie es vermochte, rächen. Sie ließ sich von ihrem Bruder wiederholen und ergänzen, was dieser ihr bereits von der Signora Bianca Alzati erzählt hatte, und am nächsten Tage machte sie sich auf den Weg zur Gräfin Daxat, um dort die von ihr aufgelesenen Neuigkeiten in einer von ihr künstlich zurechtgemachten Form auszukramen.

Das Glück war ihr günstig; der Salon der Gräfin war beinahe leer. Unter den wenigen Gästen, die plaudernd am Kamin saßen, befand sich Marie von Vieuville.

Bertha verhielt sich eine gute Weile vollständig passiv. Sie wollte ihre Absicht, über einen bestimmten Gegenstand zu sprechen, nicht verrathen. Sie vertraute dem Zufall, um die Unterhaltung darauf zu führen. Sie hatte nicht lange zu warten. Einer der Anwesenden, ein ältlicher Herr, sprach, um der Baronin Vieuville etwas Artiges zu sagen, von dem „angenehmen Donnerstagen" der Baronin d'Eltang, und nannte verschiedene Personen, die man dort gewöhnlich fand, darunter Tressan und Illien.

„Man sollte grade diesen Herren für ihr Kommen besonders dankbar sein," bemerkte Bertha.

„Weshalb?" fragte der alte Herr.

„Nun, weil sie anderweitig sehr in Anspruch genommen sind."

„Aber wo könnten sie bessere Gesellschaft finden als bei Ihrer Frau Tante, mein gnädigstes Fräulein?"

„Ich habe mir sagen lassen, daß junge, elegante Männer die gute Gesellschaft nicht besonders schätzen. Man spielt dort niedrig; man soupirt dort nicht gut genug; man darf dort weder rauchen, noch auf einem bequemen Sopha einschlafen. Herr Tressan und Graf Illien würden nicht so regelmäßige Gäste im Hause der Signora Bianca Alzati sein, wenn ihnen hohes Spiel,

ein gutes Souper und vollständige Freiheit nicht als sehr große Annehmlichkeiten erschienen."

Der alte Herr wischte sich seine goldene Brille ab und betrachtete die Sprecherin mit ironischer Aufmerksamkeit. Aber Bertha wurde keineswegs verlegen. Sie war, gleich Tressan, über viele Vorurtheile, die ihr unbequem waren, erhaben. — Weshalb sollte ein junges Mädchen nicht das Recht haben, von Dingen zu sprechen, die Jedermann im Salon kannte und von denen Jedermann wußte, daß sie auch ihr nicht unbekannt seien?

„Signora Bianca Alzati? . . ." murmelte der alte Herr; „Vermuthlich ein neuer Stern am Himmel der Halbwelt?"

„Nicht ganz neu," antwortete Bertha unbefangen. „Er ist vor drei Jahren bereits aufgegangen. Er war eine Zeit lang vom Horizont verschwunden, aber man wußte, daß er in Gesellschaft des Herrn Tressan untergegangen sei und erwartete seine Wiederkehr."

Sie machte, als sie dies sagte, ein so verfängliches Wortspiel, daß die Gräfin sich schnell zu ihr wandte und sie strafend ansah. Aber Fräulein Lemercier fuhr mit großer Ruhe fort: „Seit einigen Wochen ist der schöne Stern dann auch mit neuem Glanze wieder aufgetaucht. Unter seinen Satelliten wird Graf Illien in erster Linie genannt."

„Wie vorzüglich Sie unterrichtet sind, mein gnädiges Fräulein!" sagte der alte Herr.

„Oh, ich weiß noch viel mehr; man ist nicht ungestraft die Schwester von René Lemercier."

Der alte Herr gehörte zur alten Schule und fand Bertha's Sprache unpassend.

„Zu meiner Zeit," sagte er, „unterhielten sich Brüder mit ihren Schwestern über etwas Anderes als über Damen wie die Signora Alzati."

„Das haben wir Alles geändert," versetzte Bertha, Molière citirend; „und wir sind deshalb auch nicht schlimmer als unsere Großmütter und Tanten waren." — Aber sie setzte die Unterhaltung nicht gleich fort: sie wartete auf eine neue Anregung.

Sobald die Gäste, mit Ausnahme von Marie von Vieuville, sich empfohlen hatten, stellte sich diese auch ein.

„Was für eine Person ist diese Signora Alzati?" fragte die Gräfin Taxat nachlässig.

Nun kam die lange Geschichte, auf die Bertha sich vorbereitet hatte. Sie wurde mit innigem Behagen, mit kaum zu verbergender Schadenfreude, mit vollständiger Rücksichtslosigkeit gegen den ihr als wahr bekannten Thatbestand vorgetragen.

Die Gräfin und die Baronin hörten schweigsam zu; nichts bewegte sich in den schönen Gesichtern, aber Bertha wußte mit Bestimmtheit, daß sie wehe that, und mit grausamer Lust schoß sie die giftigen Pfeile ab, von denen ein jeder auf die Herzen ihrer wehrlosen Zuhörerinnen gerichtet war. — Nach

einer halben Stunde hatten diese erfahren, daß Frau Alzati den armen Tressan ruinirt habe, daß Graf Illien augenblicklich wahnsinnig in sie verliebt sei, daß Beide in eifersüchtiger Wuth gegen einander entbrannt seien und daß die Chronique scandaleuse wohl bald durch den Bericht eines Duells zwischen den beiden edlen Kämpen der berüchtigten Abenteuerin erfreut werden dürfte.

Nachdem sie dies berichtet hatte, entfernte sich Bertha. Sie war mit sich zufrieden. Sie wußte, daß sie die „schönen Freundinnen" tief gekränkt und beunruhigt hatte. -- Welches Recht hatten diese, die elegantesten jungen Männer fesseln zu wollen? Weshalb begnügte sich Marie nicht mit den Huldigungen ihres Mannes, des Barons Bienville; und weshalb mußte die Darat, die wenigstens ebenso alt war wie Illien, mit diesem liebäugeln?

Marie folgte ihrer Cousine, fast besinnungslos vor Schmerz. Sie bezweifelte keinen Augenblick mehr, daß Tressan ihr untreu sei. — Die Gräfin Darat saß unbeweglich da, die großen Augen unverwandt auf das Kaminfeuer gerichtet. — Also darum war Illien unempfindlich für ihre Schönheit! Er liebte eine Andere.

Es war dunkel geworden. Ein Diener trat geräuschlos in das Zimmer und setzte Lampen auf den Tisch. Er schielte nach dem Kamin. Er glaubte zu träumen. Die Gräfin hielt ein Tuch in der Hand und hatte rothgeweinte Augen.

XIII.

Der Winter nahte seinem Ende; der Carneval war vorüber; man hatte aufgehört, bei den d'Eltangs zu tanzen, und die beliebten „Donnerstage" der Baronin, an denen sich die junge elegante Welt so gut amüsirt hatte, waren seit Beginn der Fastenzeit in Soirées musicales umgewandelt worden, welche den vergnügungssüchtigen Gästen des Hôtel d'Eltang eine ehrfurchtsvolle Scheu einflößten. Der erste „musikalische Donnerstag" war noch leidlich besucht gewesen; aber zu den folgenden hatten sich nur Verwandte und intime Freunde eingefunden; und die großen prächtigen Salons sahen nun ziemlich öde und kalt aus. — Der Baron spottete darüber, und die Baronin war verstimmt.

„Da hätten wir uns viel Mühe und Geld sparen können," sagte Herr d'Eltang, sich vergnüglich die dürren Hände reibend; „denn Du wirst mir zugeben, daß, trotz aller großen und kleinen Diners, Thés dansants und Bälle, Deine liebe Tochter Anna und Deine liebe Nichte Bertha nicht nur noch vollständig ledig sind, sondern sich auch keineswegs über einen allzugroßen Andrang von Heirathsanträgen zu beklagen gehabt haben. — Der Koch ist mit vollem Rechte stolz auf seinen Winterfeldzug. Er hat tapfer gearbeitet und große Erfolge errungen. — Es ist auffallend, wie wenig siegesfroh Ihr Damen aussehet: Du und Deine Schwester, Anna und Bertha."

Die Baronin würdigte diese und ähnliche Glossen keiner Antwort; aber der Baron hatte Recht: sie war niedergeschlagen. Daß Anna sich nicht verlobt oder verheirathet hatte, kümmerte sie nicht allzusehr. Die Kleine war noch so jung. Sie war, mit ihrem Vermögen und bei ihrer Schönheit, sicher, früher oder später, sobald sie es nur ernstlich wollte, eine gute Partie zu

machen. — Was der Baronin das Mutterherz schwer machte, war die Traurigkeit ihrer beiden Töchter und der Umstand, daß sie die bedenklichen Ursachen dieser Traurigkeit genau kannte.

Zu Anfang des Winters hatte Frau d'Eltang annehmen dürfen, daß Graf Illien sich um die Hand ihrer jüngsten Tochter bewerben werde. Sie hatte mit großer Sorgfalt Erkundigungen über die Verhältnisse des jungen Mannes eingezogen, und das Ergebniß derselben war befriedigend ausgefallen. René Lemercier, der Alles wußte, was auf den Boulevards, in den Salons und Clubs und hinter den Coulissen der meisten Theater vorging, und der sich, wie dies die Baronin erwartet hatte, als zuversichtlich bewährt hatte, sobald sie in ihrer Eigenschaft als Tante an ihn appellirt, hatte mit ruhiger Autorität von Illien gesagt: „Er ist sicher."

Aber der „sichere" junge Russe war seltener und seltener im Salon der Baronin geworden, und als diese sich von Neuem bei René über ihn erkundigt, da hatte der Neffe sich das Kinn gestreichelt, den Mund gespitzt, die Augenbrauen in die Höhe gezogen, verschmitzt gelächelt und endlich geantwortet: „Man amüsirt sich eben."

Die Baronin d'Eltang war nicht prüde, und Lemercier wußte, daß man mit ihr ein „vernünftiges" Wort reden konnte.

„Womit amüsirt sich Graf Illien?" hatte die Baronin gefragt; und René hatte diese Frage ausführlich beantwortet. —

Die Baronin erfuhr an jenem Abend, daß der junge Graf Illien sich in eine sehr schöne Frau zweifelhaften Rufes, Namens Bianca Alzati verliebt habe, und daß er, René, Grund habe anzunehmen, daß man der genannten Dame allein es zu danken habe, wenn sie sich nicht heute bereits Gräfin Illien nenne.

„Diese Russen sind eigenthümliche Leute," meinte Lemercier. „Ich habe darunter Männer gekannt, die des Teufels Großmutter Hand und Herz angeboten haben würden, wenn sie sich in diese alte Dame verliebt hätten. Sie sind, wenn es sich um Weiber handelt, unberechenbar; denn sie kennen keine Vorurtheile und sind von einer unerschrockenen Rücksichtslosigkeit, wie man sie bei Franzosen doch nur äußerst selten findet. — Ich bin ganz zufälligerweise über den vorliegenden Fall besonders gut unterrichtet und stehe nicht an, Ihnen, liebe Tante, anzuvertrauen, was ich in Erfahrung gebracht habe. Sir Richard Harvey, auf dessen Wohlwollen ich ganz besonderen Werth lege, und der dies weiß, suchte mich neulich auf und zeigte mir einen Brief des Grafen Woikoff, worin dieser seinen Freund Harvey bat, Illien nach Petersburg zurückzuexpediren, da der junge Mann sich in Paris zu gut zu amüsiren scheine und da er, der Onkel, durch seinen Gesundheitszustand verhindert sei, Rußland in diesem Augenblick zu verlassen. Sir Richard klagte bitterlich über die Starrköpfigkeit des ihm empfohlenen jungen Mannes. Vergeblich habe er ihm mit Entziehung der Geldunterstützung des Onkels, ja sogar mit Enterbung gedroht. Illien habe darüber nur spöttisch gelächelt. Er habe ihn sodann gebeten, seinem alten, guten Onkel keinen Kummer zu

machen. — Darauf sei Illien zwar weich geworden, aber von Gehorchen und Nachgeben sei nicht die Rede gewesen. Illien habe erklärt, er liebe Frau Bianca Alzati und er könne unmöglich daran denken, sein Glück anderswo als bei ihr zu suchen. — Der Baronet brachte darauf mit einiger Verlegenheit die Bitte hervor, ich möchte, da ich ja doch mit der genannten Dame gut bekannt sei, ihr meine Aufwartung machen und sie durch irgend welche Mittel, etwa durch Anerbieten einer hübschen Geldentschädigung, zu bewegen suchen, den eingefangenen Illien aus ihren Banden zu entlassen.

„Derartige Missionen gefallen mir," erzählte René weiter, „auch hatte ich persönliche Gründe, die hier nicht in Betracht kommen, und die es mir erwünscht machten, Aufklärung über die Absichten der Signora Alzati zu erlangen. Ich erklärte mich deshalb gern bereit, dem Baron den verlangten Dienst zu leisten. Ich bat die Dame, damit die Sache einen etwas feierlichen Anstrich bekomme, schriftlich um ein Rendez-vous und trug ihr, als ich sie bald darauf sah, in kurzen Worten vor, daß sie in mir den Abgesandten der Familie des Grafen Illien erblicke." Lemercier hielt einen Augenblick inne und rieb sich langsam die Hände.

„Ich habe einige diplomatische Erfolge in meinem Leben gehabt," fuhr er darauf behaglich fort; „und schäme mich deshalb nicht zu gestehen, daß ich diesmal eine vollständige Niederlage erlitten habe. Signora Bianca Alzati ist entweder die vollkommenste Schauspielerin, oder sie ist — abgesehen von einigen Eigenthümlichkeiten, die sie leider verhindern, daß man sie als wünschenswerthe Partie für einen Freund bezeichnen könne — eine äußerst brave und achtbare Person. Sie ließ mich gar nicht dazu kommen, ihr einen Vorschlag zu machen. Nachdem sie gesprochen, fehlte mir der Muth, auch nur durchblicken zu lassen, daß ich beabsichtigt hatte, ihr eine Geldsumme anzubieten. Sie sagte mir, sie sei stolz, dem Grafen Illien Liebe einzuflößen, denn er sei ein edler Mensch; aber sie wisse, daß er große Opfer bringen, seiner Familie und seinen Freunden entsagen müsse, wenn er sich mit ihr verheirathen wolle, und sie habe seinen Antrag aus diesen Gründen abgewiesen. — Ich schaltete ein, daß Illien nicht reich sei, und sein Onkel ihn enterben werde, wenn er sich ohne seine Zustimmung verheirathe. Da leuchteten ihre Augen auf — sie hat merkwürdig schöne Augen — und sie sagte wie aus innigster Seele: „das wäre ein großes Glück für mich . . . und hoffentlich für ihn" —. Wie gesagt, liebe Tante, die italienische Dame ist eine perfecte Komödiantin oder eine Frau von seltener Uneigennützigkeit. Ich bekenne ganz offen, obschon ich fürchten muß, dadurch in Ihrer Achtung als Menschenkenner zu sinken, daß ich Frau Alzati für eine edle Frau halte, und ich füge hinzu, daß, wenn sie schließlich den Bitten des jungen Russen nachgeben sollte, dieser am Ende kein so schlechtes Geschäft machen würde, wie seine Freunde augenblicklich annehmen."

Die Baronin hatte keine große Anstrengung zu machen, um auf den Grafen Illien als zukünftigen Schwiegersohn zu verzichten; aber es bekümmerte sie, ihre Tochter schwermüthig zu sehen.

„Unterhalte Dich mit Anna," sagte sie zu René. „Ich weiß nicht, was dem Kinde fehlt. Sie sieht ganz elend aus. Heitere sie etwas auf."

René war gern bereit, seiner Tante gefällig zu sein, und setzte sich zu dem jungen Mädchen. Die Baronin betrachtete die Beiden einige Minuten. — „Ein guter und anständiger Mensch," sagte sie vor sich hin. „Schade, daß er so nahe mit Anna verwandt ist, und diese sich so wenig aus ihm macht. Polnische und russische Grafen sind liebenswürdig und unzuverlässig," fügte sie hinzu, indem sie, ohne daran zu denken, einen Ausspruch des „lieben Gaston" wiederholte. „Da lobe ich mir einen Franzosen, dessen Sippschaft man kennt und auf dessen Tact man sich verlassen kann."

Dann wanderten ihre Augen nach einem andern Ende des Salons und dort erblickte sie ihre älteste Tochter. — Diese, ihr Liebling, verursachte ihr seit mehreren Wochen tiefen Kummer und Gram. Marie sah elend aus, sie war der „schönen Baronin", die noch zu Anfang des Winters in vielen Salons gefeiert worden war, sehr unähnlich geworden. Ihre schwarzen tiefliegenden Augen blickten matt und müde und wanderten gleichgültig von einem Gegenstand zum andern.

Seit dem Abend, an dem Frau von Vieuville sich das Perlencollier von ihrer Mutter geholt hatte, war diese nicht wieder zur Ruhe gekommen. Sie hatte, gleich nachdem Marie sie verlassen, ihre unverzeihliche Schwäche bereut. Marie hätte sie an jenem Abend angefleht, ihr zu helfen; sie hatte gesagt, ihr Leben, ihr Glück hinge davon ab, fünfzigtausend Franken sofort zu erhalten, und die arme Mutter hatte, als sie ihr Kind weinen sah, nur daran gedacht, seine Thränen zu trocknen. Sie war eine schnell entschlossene Frau, die niemals um Rath fragte, und sie hatte Marie gegenüber, ohne viel zu überlegen, das gethan, was das schwache Mutterherz ihr anrieth. Aber bald nachher hatte sie daran gedacht, daß sie sich nun zur Mitschuldigen ihrer Tochter gemacht hatte. Sie schämte sich darüber vor sich selbst. Sie war ihrer Familie stets ein Vorbild strenger Zucht und Sitte gewesen; und jetzt hatte sie durch ihre Handlung den Fehler ihres Kindes gewissermassen gebilligt. — Sie war am nächsten Morgen zu Marie gegangen, um das Halsband zurückzuverlangen; aber zu spät gekommen. Marie, die noch immer sehr aufgeregt gewesen war, hatte ihrer Mutter halbes Vertrauen geschenkt. Diese, eine lebenserfahrene Frau, hatte darauf das Uebrige geahnt. Sie zweifelte seit Wochen nicht mehr daran, daß Olivier Tressan sich von ihrer Tochter Geld zu verschaffen gesucht, und daß diese ihm das Halsband gegeben habe.

Vor zwei Tagen, am Dienstag, war sie jedoch in dieser Beziehung wieder unsicher geworden. Tressan hatte den Muth gehabt, um die Hand ihrer Tochter Anna anzuhalten. Sie hatte ihn auf das entschiedenste zurückgewiesen, nicht nur weil sie vor dem Gedanken zurückschauderte, daß der Geliebte ihrer Tochter Marie der Gatte ihrer Tochter Anna werden könne, sondern weil die Erkundigungen, die sie über Tressan eingezogen, diesen in einem höchst unvortheilhaften Lichte gezeigt hatten. „Ein Spieler, der sich ruiniren wird,

wenn er sich nicht schon zu Grunde gerichtet hat." Dies war das Verdict gewesen, das René vor einiger Zeit bereits unverhohlen gegeben, als die Baronin ihn auf sein Gewissen „als Neffe" gefragt hatte, ob Tressan eine passende Partie für Anna sei.

Als Tressan am Dienstag Abend und, nachdem er von der Baronin eine abschlägige Antwort erhalten hatte, gegangen war, hatte sich Frau d'Eltang gesagt, daß sie sich doch wohl über die Beziehungen des jungen Mannes zu ihrer ältesten Tochter getäuscht haben müsse. Aber sie wollte Gewißheit haben und hatte deshalb Marie am Mittwoch Nachmittag zu sich beschieden.

„Denke Dir, liebes Kind," sagte die Baronin, als sie mit ihrer Tochter in einem kleinen, entlegenen Zimmer saß, wo sie sicher war, von Niemandem gehört zu werden, „man hat mir heute einen Antrag für Anna gemacht."

„So?" entgegnete Marie. „Hast Du ihn angenommen?"

„Nein!" antwortete die Baronin. Sie schwieg einen Augenblick; aber Marie, die theilnahmlos dasaß, richtete keine neue Frage an sie.

„Nimm es mir nicht übel, liebe Marie," fuhr die Baronin darauf etwas gereizt fort, „wenn ich Dir sage, daß Du wirklich erstaunlich wenig Interesse an dem Schicksale Deiner Schwester zu nehmen scheinst. — Du fragst mich nicht einmal, wer sich um ihre Hand beworben hat?"

Marie erhob die müden Augen und blickte ihre Mutter mit unendlicher Traurigkeit an. „Ich weiß nicht, woher es kommt, Mutter," sagte sie, „ich interessire mich für gar nichts mehr . . . Ich bin recht, recht müde . . . recht müde, meine liebe, gute, liebe Mutter." — Und sie barg ihr abgehärmtes Antlitz in beiden Händen und begann leise zu weinen.

„Mein armes Kind," tröstete die Baronin, „was fehlt Dir? Vertraue Dich Deiner alten Mutter an. Habe ich Dich nicht unter meinem Herzen getragen: bist Du nicht mein Fleisch und Blut; liebe ich Dich nicht über Alles? Sprich, mein armes, krankes Kind, sprich!"

„Mutter," jammerte Marie; und nun barg sie ihr Haupt an deren Brust; „ich bin über alle Maßen unglücklich . . . Mutter, Mutter, ich wollte, ich wäre todt!"

„Lästere nicht, meine Tochter," sagte die Baronin feierlich. „Gott verzeih' Dir Deine Sünden, mein armes Kind!"

Darauf saßen die Beiden eine Weile stumm einander gegenüber. Dann fragte Marie, ihre Thränen trocknend:

„Wer hat um Anna's Hand angehalten?"

„Herr Olivier Tressan."

Marie saß einige Secunden vollständig regungslos da: dann erhob sie sich langsam, todtenbleich, den Mund halb geöffnet, die Augen starr, entsetzlich. Ein schwaches, schreckliches Stöhnen entrang sich ihrer Brust, und sie fiel leblos zu Boden.

„Barmherziger Gott, was habe ich gethan!" rief die Baronin. Sie beugte sich über die Ohnmächtige, hob die leichte Gestalt auf, als ob es die eines Kindes gewesen wäre und legte sie auf ein Ruhebett. Dann holte sie verschiedene Flacons aus ihrem Schlafzimmer, näßte die Schläfen der Kranken mit Eau de Cologne und hielt ihr mit zitternder Hand ein Fläschchen unter die Nase.

Marie kam langsam wieder zu sich. Das Bewußtsein ihres Elends hatte sie nicht verlassen; aber sie konnte es nun wieder tragen.

„Ich will nach Hause fahren," sagte sie fröstelnd. „Begleite mich, Mutter. Ich habe Furcht, allein zu sein."

Die alte Baronin wollte ihre Tochter überreden, im Hôtel d'Eltang zu bleiben; aber Marie bestand darauf, nach Hause zu fahren. Ihre Mutter begleitete sie dorthin, legte sie zu Bett und kehrte schweren Herzens nach ihrer Wohnung zurück, nachdem sie dem Kammermädchen anempfohlen hatte, über ihre Herrin zu wachen und sie, die Baronin, rufen zu lassen, wenn Frau von Vieuville sich im Laufe der Nacht unwohler fühlen sollte.

Am nächsten, dem Donnerstag, Morgen war sie wieder zu früher Stunde bei ihrer Tochter. Diese sah noch immer angegriffen aus; aber sie erschien ruhig.

„Aengstige Dich nicht, liebe Mutter," sagte sie, „ich bin wieder wohl. Ich werde heute Abend zu Dir kommen. Bleibe nicht zu lange hier. Edmund würde sich darüber wundern und beunruhigen . . . Der arme Edmund," setzte sie nach einer kurzen Pause mit einem eigenthümlichen, kindlichen Lächeln hinzu: „Der arme Edmund! . . Der hat mich lieb."

Und nun, wenige Stunden später saß Frau von Vieuville im Salon ihrer Mutter: bleich, ein Bild des Jammers; aber still lächelnd, freundlich, so oft einer der Anwesenden sich ihr näherte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Harvey setzte sich zu ihr: „Meine liebe Freundin, was fehlt Ihnen?"

„Nichts, als etwas Ruhe," antwortete sie sanft.

Sie sprach ganz leise und langsam. Es war etwas unheimlich Befremdendes in ihrer Sprache und Stimme. — Dem guten Baronet fiel es schmerzlich auf, wie sehr sie sich in den letzten Wochen verändert hatte.

„Sie sind immer mein Liebling gewesen," sagte er. „Das wissen Sie?"

Sie nickte freundlich, dankbar.

„Sie müssen mir sagen, was Ihnen das Herz schwer macht."

„Sie werden bald Alles erfahren," antwortete sie.

Dann erschien die Gräfin Taxat. Sie prangte wie immer in stolzer, mächtiger Schönheit; aber auch auf ihrer Stirn hatte sich Schwermuth gelagert. Sie wechselte nur wenige Worte mit Marie, winkte dann René Lemercier, den sie gewöhnlich vollständig ignorirt, an ihre Seite, und war bald darauf in eine eifrige Unterhaltung mit dem jungen Manne vertieft.

Bertha Lemercier ging süßlich lächelnd von einer Gruppe zur andern, und erst als es spät wurde und Tressan nicht erschienen war, überraschte sie ihre Mutter, indem sie plötzlich verdrießlich sagte:

„Laß uns nach Hause gehen! Es ist hier entsetzlich langweilig. Beobachte doch nur Tante d'Eltang und Marie und Anna! Wenn man nicht freundlichere Gesichter zeigen kann, so sollte man nicht fremde Leute zu sich in's Haus laden."

Frau Lemercier folgte ihrer Tochter ohne Widerrede. Bald nachdem sie gegangen war, verzogen sich auch die übrigen Gäste, und zu einer ungewöhnlich frühen Stunde war Alles still und dunkel im Hôtel d'Eltang.

(Schluß folgt.)

Die Concurrenz in der Natur.

Von

W. Preyer.

— Jena. —

Wer von der Arbeit und städtischem Treiben ermüdet, wahre Erholung sucht, wird die menschliche Gesellschaft mit ihren oft etwas drückenden Verpflichtungen und lästigen Ceremonien gern eine Zeitlang meiden und sich in eine Gegend begeben, wo ungestörter Naturgenuß möglich ist. Auch der durch Trauer Gebeugte, wie der durch geschäftliches oder häusliches Ungemach aus dem gewöhnlichen Lebensgeleise geschleuderte Mann fand wohl die Seelenruhe wieder, wenn er, der Harmonie in der Natur sich zuwendend, auf freier Bergeshöhe oder im grünen Wald die kleinen und großen Streitigkeiten der Menschenwelt vergaß.

Vielleicht kein Blick hat in höherem Grade dieses Erhebende und Versöhnende an sich, als der einzigartige Rundblick vom Aetna. Schon die sternenreichere sicilianische Sommernacht übt eine magische Wirkung auf den Nordländer aus, und wenn sie dem dämmernden Frühlicht weicht und die gigantische Feuerkugel über dem Jonischen Meere emporsteigt, die Küsten der dreizackigen Insel wie mit funkelndem Geschmeide umsäumend und die Schatten der Nacht weghauchend, dann überkommt den Beschauer ein Gefühl von Frieden und Glück, wie es eben nur die unerschöpfliche, erhabene und doch liebliche, die gewaltige und doch heitere Natur zu erwecken vermag.

Ein anderes Bild. Durch üppige Auen windet sich glatt und glänzend dahin der freundliche Strom. Seine Ufer beschatten hochstämmige Ulmen Erlen und Eschen; in ihn hinein tauchen die Blätter der Sträucher und werden hin und her bewegt, wie wenn sie am erfrischenden Bade sich erlustigten. Ueber die Wasserfläche hin dringen durch das Laub die belebenden Sonnenstrahlen und kehren zurück von dem saftigen Grün. Libellen schweben über dem bunten Teppich der Lichtung, Schmetterlinge gaukeln von Blume zu

Blume und nur das Heimchen unterbricht eintönig die Stille. Hier am Waldrand, am Flusse fühlt auch das scheue Reh sich frei und wagt sich hervor. Alles athmet Frieden.

Wer sich in die Betrachtung solcher Naturbilder vertieft, wird unter dem Eindruck derselben leicht verleitet, an eine vollkommene Harmonie in allen Theilen der Natur zu glauben, welche die Folge einer höchsten Zweckmäßigkeit der Weltordnung sei.

Aber so bestechend auch zu allen Zeiten dieser Glaube erschien, er ist, wie eingehenderes Denken zeigt und wie auch die neuere Naturforschung fast allgemein annimmt, unvereinbar mit den Thatsachen. Nur eine einseitige Naturbetrachtung, und zwar die künstlerische, findet die vielgerühmte Harmonie überall heraus und nur eine dogmatische Denkweise, welche für die Kritik keinen Zugang hat, folgert aus ihr die ausnahmslose Zweckmäßigkeit in allen Einzelheiten der ganzen Natur. Illusion ist erforderlich, um die friedliche harmonische Welt nur zu entdecken, das zeigt sich sogleich, wenn man die für das Zustandekommen der Harmonie nothwendigen Bedingungen zu bestimmen versucht. Es gibt keine Harmonie ohne Illusion. Jede Kunst bezeugt es. Wie könnten die herrlichsten Schöpfungen Tizians und Murillos so wirken, wie sie wirken, wenn man nicht es übersähe, daß es die auf Leinwand oder Holz geklebten bunten Pulver sind, welche das Gemälde ausmachen? Praxiteles und Canova hätten umsonst gelebt, wenn man sich nicht über gewisse Ungleichheiten in der Krystallisation des Marmors hinwegsetzen könnte. Aehnliche Illusionen benöthigt die Architektur, noch auffallendere die Kunst des Gesanges, die Dichtkunst, die Beredtsamkeit, am wenigsten die Musik. Aber auch für sie gilt, daß alle Kunst um so wirkungsvoller ist, je vollkommener die Illusion. Je mehr dieselbe gestört oder ihr Entstehen erschwert wird, sei es durch ursprüngliche Fehler in der Conception oder im Material oder in der Ausführung des Kunstwerks, sei es durch nachträgliche Schädigung oder ungünstige äußere Umstände, um so schwieriger ist es, die Harmonie zu entdecken, und um so mehr wird der Laie, auf welchen das Kunstwerk wirken soll, von seiner beabsichtigten Hingabe an dasselbe abgelenkt, indem das Störende, das Beeinträchtigende, Mangelhafte, Unangenehme, d. h. das Unharmonische sich in den Vordergrund drängt. Die Illusion ist dahin, weil die einheitliche Betrachtung unmöglich wird. Die Einzelheiten dürfen nicht deutlich werden, wo sie bestehen soll.

Geradeso jene einseitige Betrachtung der Natur- und Menschenwelt. Wer mit dem Ballon in die Luft über Paris emporstieg, langsam, nicht einmal fühlend, daß er sich hob, während immer mehr der Gesichtskreis sich erweiterte, je höher er über der Erde schwebte, der wird sich vor Allem eines wohlthuenden Gefühls von Freisein erinnern, das nur der Aëronaut ganz kennt. Immer leiser und leiser erklingen die Stimmen der Menschen; das Rollen der Wagen, der Hufschlag der Pferde verstummt, das Glockengeläute erlischt, und lautlos friedlich liegt tief unten mit all' ihrem Lärm und Gewühl, mit all' ihrem Glanz und Luxus, mit

all' ihrem Elend und Jammer, ihren Lüsten und Lastern die Weltstadt, durchströmt von der glitzernden Seine. Es ist ein traumhafter Anblick, ein Moment der höchsten Illusion — dann senkt sich allmählich das Riesenluftschiff, die Glocken, der Hufschlag, die Stimmen werden wieder hörbar, fester Boden ist wieder unter den Füßen und die schauerliche Oede der verbrannten Tuilerien-Trümmer allein schon genügt, den Traum einer Harmonie zu zerstören.

Das wahnsinnig-grinsende Gespenst der Commune spricht aus den Ruinen jedem Glauben an Weltfrieden und stetige Veredlung der Menschheit Hohn.

Es bedarf aber der starken Contraste nicht, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß überall nur so lange der Totaleindruck dauert, nur so lange gleichsam vom Luftballon der Phantasie aus die Welt angeschaut wird, von einem friedlichen und harmonischen Eindruck die Rede sein kann, weil nur da die Illusion sich zu halten vermag. Sowie man zugleich die Beziehungen der verschiedenen Wesen zu einander gesondert betrachtet, welche sich zur anmuthigen Landschaft, zum traulichen Stillleben zusammenfügen, findet man überall Unfrieden. Nicht als wenn zu jeder Zeit alles mit allem in offenem Kampf sich befände, im Gegentheil, der tritt nur zeitweise und stellenweise hervor. Es zeigt sich aber dem kritischen Beobachter in dem ganzen Bereiche der Natur zu jeder Zeit die Thatsache in mannigfaltigster Form, daß eines das andere in seinem Wirken und seiner Entfaltung beeinträchtigt: die Concurrenz, die absichtliche und unabsichtliche, die offene und heimliche.

Ewig wahr bleibt, was in großartiger Einfachheit und ungemein kraftvoll Goethe sagt:

> „Alles, was entsteht, sucht sich Raum und will Dauer: deswegen verdrängt es ein anderes vom Platz und verkürzt seine Dauer."

Und Schiller im „Wallenstein":

> „Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
> Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.
> Wo eines Platz nimmt, muß das andre weichen.
> Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben.
> Da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt."

In der That genügt es, irgend ein Naturobject in seinen Beziehungen zu anderen Naturobjecten sorgfältig zu beobachten, um zu erkennen, daß, was die künstlerische Betrachtung als Frieden auffaßt, nur ein schöner Schein ist und in Wahrheit nirgends bestehen kann.

Nicht sind die in der Volksnaturgeschichte als Raubthiere und Raubpflanzen oder Schmarotzer bezeichneten Organismen Ausnahmen, sondern alle Thiere und alle Pflanzen sind Räuber, sofern sie sich gegenseitig schädigen und das Leben verkürzen. Wo man auch anfangen möge, immer geräth man von dem beliebig herausgerissenen Gliede der fatalen Kette an, in welcher das eine das andere verfolgt, auf eine Reihe ohne Ende.

Man nehme z. B. das kunstvolle Gewebe der Spinne, dessen merkwürdige Symmetrie mehr als ein mechanisches Problem involvirt. Es wird mit der größten Geduld verfertigt, keineswegs nur als Kunstleistung, vielmehr

verfährt dabei das Gehirn der Arachnide genau so planvoll und zum mindesten ebenso habgierig wie das des Vogelstellers oder des Fischers, wenn sie ihre Netze herstellen. Daß in dem einen Fall Vögel und Fische, in dem anderen Mücken und Immen gefangen und dann verzehrt werden, ändert an der Feindseligkeit des Verfahrens nichts. Aber jeder und jede und jedes behandelt, wenn die Noth groß ist und oft schon ohne Noth, wenn die Gelegenheit dazu sich bietet, die anderen ebenso. „Wie Du mir, so ich Dir" ist die Parole Die Spinnen erfreuen sich ihrer Beute nicht lange, denn zahllos sind ihre Feinde. Sie selbst machen sich gegenseitig die größte Concurrenz; die eine spannt oft dicht über oder neben dem Netze der anderen das ihrige aus. Die Fledermaus, die Schwalbe, der Frosch, die Lacerte, die Sandwespe und viele Parasiten verkürzen ihr Leben. Täglich werden viele Millionen Spinnen verspeist. Aber die sie vertilgen, sind wieder die Beute der Vögel; diesen stellen Fuchs und Marder nach. Und Allen bringt Tod und Verderben der Mensch, das einzige Raubthier, welches schon aus der Ferne, selbst ungesehen, gedeckt im Hinterhalte stehend, das ahnungslose Wild mit der Feuerwaffe niederstreckt. Er ist der gefährlichste von allen Kämpfern in dem allgemeinen Kriege, weil er der vielseitigste ist. Aber auch der Mensch steht oft genug waffenlos da, wenn die Natur gleichsam sich aufraffend, um ihm die Unsicherheit seiner Herrschaft zu zeigen, plötzlich die Saaten vernichtet und Hungersnoth erzeugt, oder wenn das gelbe Pestfieber und die asiatische Cholera Tausende auf einmal erfaßt, Erdbeben ganze Städte in wenigen Minuten zerstören, Orkane und Ueberschwemmungen mit unwiderstehlicher Gewalt das mühselige Werk seiner Hände in einem Nu wegfegen, Vulkane, ihre feurige Lava über die üppigen Gefilde ergießend, dem fleißigen Winzer alles, was er hat, vertilgen.

Gegen solche Katastrophen, deren Wiederkehr die Beschaffenheit der Erdkruste für Jahrtausende hinaus gewährleistet, steht der Mensch allzuoft hülflos verzweifelt da. Wo sein Heim einst stand, seine Familie, sein ganzes Glück ihm blühte, sieht er nur Trümmer und findet er jetzt die Ruhe des Grabes. Unkraut wuchert, wo er in Frieden den Acker bestellte, in alle Winde ist seine Habe zerstreut, nichts blieb ihm als das morsche Gebälk. Ist es dem, der solches erlebte, zu verdenken, wenn er von Zweckmäßigkeit, von Frieden, von Harmonie in der Natur nichts hören will? Wer unverschuldetes Unglück erfährt — und jene Calamitäten beweisen, daß es unverschuldetes Unglück gibt — findet leicht die Summe der Unlust und Ungemach erregenden Weltprocesse so überwiegend über die Freude verursachenden, daß er dem Schicksal grollt, die Lust am Leben verliert und, was das traurigste von Allem ist, dem Indifferentismus und Nihilismus sich in die Arme wirft.

Aber auch abgesehen von solchen gewaltigen Naturereignissen, welche offenkundig in Massen das Lebendige mit einem Schlage vernichten, schonungslos die Lebensfäden der Jungen und Alten, der Gesunden und Kranken, der Schuldigen und Unschuldigen unangemeldet zerreißen, ist der sichere, dauer-

hafte Friede nicht zu finden. Selbst der, welcher sie nicht kennt, in Gesundheit und Kraft in kleinem Kreise wirkend, ruhig dahinlebt, kann einer ungetrübten Harmonie sich nicht erfreuen, es sei denn, daß er stark genug ist, sie in seinem Inneren zu hegen. Denn des Menschen größter Feind ist ein anderer Mensch. Alle können nicht Freunde sein, weil alle bis zu einem gewissen Grade dasselbe wollen und, um es zu erreichen, sich stören müssen. Jeder will sich nähren und wohnen und ruhen. Niemand will arm und krank sein, der bei Sinnen ist. Die Bedingungen des Lebens sind aber derartig, daß zu jeder Zeit ein Theil der Menschen arm und krank, ein anderer Theil reich und gesund war, ist und sein wird. Da die ersteren unter, neben, mit den letzteren leben, so ist es unmöglich, daß nicht Neid und Mißgunst entstehen. Wo diese aber walten, kann Verträglichkeit und wahrer Friede nicht sein. Vielmehr weckt der Mangel ein oft genug unbezwingbares Verlangen, zu haben, was der Nachbar hat, von dem Ueberfluß des Reichen einen Theil zu erhaschen, was diesen belästigt, und die hohe Stellung, welche der Begünstigte einnimmt, gleichfalls sich zu verschaffen, so daß jener die Sicherheit verliert. Deutlich zeigt es die Geschichte der Revolutionen und der Attentate, daß wo die Gelegenheit sich bietet, diese allmächtige Zauberin, der Arme, der Paria, der Sklave, der Knecht, sich an die Stelle zu setzen bemüht, welche sein Herr, welche die beneidete bevorzugte Minorität innehat. Ote toi de là que je m'y mette! wird dann nicht mehr nur im Stillen gewünscht, sondern mit allen erdenklichen Mitteln, mit dem Dolch, mit dem Revolver und mit Gift, mit Barrikaden und Brandstiftung in's Werk gesetzt. Jeder Krieg, jede Emeute läßt diese furchtbare Unduldsamkeit des Menschen gegen den Menschen, des Volkes gegen das Volk, läßt den Rassenhaß und Kastenhaß erkennen. Aber im politischen Frieden, d. h. in der Pause zwischen zwei Revolutionen oder Kriegen herrscht eine ebensolche Unduldsamkeit, nur sind die Waffen andere. An die Stelle des offenen Kampfes mit tödtlichen Mordinstrumenten tritt das Verdrängen durch langsame Verkümmerung der nothwendigen Lebensbedingungen. Und dieses Zurückdrängen des Nachbars, welches in mannigfaltiger Weise zu Stande kommt, ohne den geringsten, unmittelbar von Person zu Person ausgeübten Gewaltstreich, vielmehr dadurch daß der eine den anderen in dem, was dieser leistet, übertrifft, bildet das Wesen des Wettkampfs oder der Concurrenz in der menschlichen Gesellschaft. Mehrere erstreben dasselbe zu gleicher Zeit an einem Ort. Nur für Einen ist an dem zu erreichenden Ziele Platz. Die Concurrenten werden alle von einem überholt, verdrängt, von dem einen nämlich, welcher in einer oder mehreren der zur Concurrenzfähigkeit erforderlichen Eigenschaften den anderen überlegen ist. Jedermann weiß es. Viele bewerben sich. Einer gewinnt. Die Verlierenden klagen und fühlen sich zurückgesetzt. Der Gewinnende freut sich. Das ist der Lauf der Welt. Beispiele dafür liefert in Hülle und Fülle jeder Tag, jeder zeigt was in der modernen Gesellschaft Carrière machen heißt. Man könnte es besser Concurrenz machen nennen. Die Journalisten

machen sich Concurrenz, um Abonnenten, die Aerzte, um Patienten, die Professoren, um Studenten, die Advokaten, um Clienten, die Fabrikanten, um Kunden, die Schriftsteller, um Leser zu gewinnen. Dieses „Gewinnen", nämlich die Zuwendung zum Einen, hat eine Abwendung vom Anderen zur Folge, also einen Verlust für diesen. Das Alles ist klar und nothwendig. Nicht allgemein ist aber die Einsicht, daß diese Concurrenz für das Publicum nur segensreich ist. Träumen doch manche von der Möglichkeit, die freie Concurrenz abzuschaffen!

Für die Gesellschaft wird der Wetteifer unter den Aerzten, von denen jeder den anderen in Geschicklichkeit und Wissen zu übertreffen sucht, nur ersprießlich sein, denn die Kranken gewinnen dadurch. Dasselbe aber gilt für alle anderen Berufsarten.

Und worauf es hier vor allem ankommt, genau dasselbe gilt auch außerhalb der Menschenwelt für die Gesellschaften und Staaten der Thiere und für die Pflanzen.

Auch bei den Thieren gibt es Armuth und Reichthum, Gesundheit und Krankheit, Stärke und Schwäche, auch bei ihnen Neid und Mißgunst, unwiderstehliches Verlangen des Bedürftigen vom Ueberfluß des Gesättigten etwas zu erbeuten. Auch hier offener Kampf: Attaque und Vertheidigung, zwar nicht mit künstlich verfertigten, aber mit natürlichen Angriffs- und Schutz-Waffen, mit Hauern und Krallen, mit Gift und Stachel, mit Schild und Panzer, mit Maske und Helm.

Noch folgenreicher aber ist der Wettkampf in der Thierwelt ohne offenkundigen Streit, ohne Tödtung durch Gewalt, die reine Concurrenz, welche schon oft discutirt, und öfter noch mißverstanden wurde.

Der Erste, welcher sie richtig erkannte, ihre ungemeine Bedeutung für die Gestaltung der lebenden Natur auch ahnte, ist, soviel ich finde, der große und edle Benjamin Franklin gewesen. Er sagte schon im Jahre 1751:

> „Es gibt keine Schranke für die natürliche Fruchtbarkeit der Pflanzen und Thiere, als die durch die Anhäufung und gegenseitige Beeinträchtigung (Interferenz) bezüglich der Lebensmittel gegebene."

Dieser Satz findet sich in einer beachtenswerthen Abhandlung Franklins über die Vermehrung des Menschengeschlechts, welche die Anregung gab zu dem epochemachenden Werk des Engländers Malthus: „Ueber das Princip der Volksvermehrung, oder Betrachtung ihrer vergangenen und gegenwärtigen Wirkungen auf die menschliche Glückseligkeit mit einer Untersuchung unserer Aussichten betreffs künftiger Beseitigung oder Milderung der Uebel, welche sie verursacht."

So lautet der Titel des Werkes, welches Charles Darwin die Grundlage gab für seine berühmte Theorie des Wettkampfs um's Dasein bei Thieren und Pflanzen, indem er die richtigen Sätze der Malthus'schen Lehren, welche sich nur auf Menschen beziehen, unmittelbar auf die übrigen Organismen anwandte.

Darwins Lehre ist bekannt, in ihren wesentlichen Grundzügen auch von mir schon früher populär dargelegt worden.*) Ich will deshalb hier nur an das Wichtigste erinnern.

Es ist Thatsache, daß die Vermehrung der Organismen in einem Mißverhältniß zu der Möglichkeit ihrer Erhaltung steht. Von allen lebenden Wesen werden soviel Eier und Embryonen oder Keime, Larven, Knospen, Sprossen erzeugt, daß die vorhandene Nahrung und Luft, das vorhandene Licht, Wasser, ja schließlich der vorhandene Raum, nicht entfernt alle am Leben zu erhalten ausreicht.

Nur ein Beispiel statt vieler: Die Ratte macht 6 bis 8 Nester jedes Jahr, 4 Jahre nacheinander, hat 12 bis 23 Junge in jedem Neste. Und die jungen Ratten haben schon Familie, wenn sie 3 Monate alt sind. Die weiblichen Ratten überwiegen an Menge die männlichen im Verhältniß von etwa 5 zu 3. Es leuchtet ein, daß nur ein kleiner Theil der vielen hunderttausend Ratten am Leben bleiben kann, welche innerhalb 3 Jahren geboren werden. Denn unter denen, die der sofortigen Tödtung entgehen, entsteht nach der Geburt eine Concurrenz um die nothwendigen Lebenserfordernisse. Und so ist es bei allen Thieren, mögen sie sich langsam oder schnell vermehren. Eins drängt, verdrängt das Andere. Dabei unterliegen die schwächeren, d. h. diejenigen, deren angeborene und in der Concurrenz selbst erst erworbene Eigenschaften, nämlich die Waffen zum Kampfe um die Existenz, nicht ausreichen. Die Sieger aber sind die Ueberlebenden. Sie sind es, welche eben durch ihre geistige und körperliche Ueberlegenheit in der Anpassung an die gegebenen Verhältnisse und Ausnützung derselben am Leben bleiben und ihrerseits wieder neues Leben hervorbringen ebenso unbegrenzt wie ihre Väter. Ihre Anzahl jedoch ist immer klein im Vergleich zu der Anzahl der Unterliegenden. Wahr ist, was ahnungsvoll Schiller sagte:

„Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte. Zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus."

Man muß hierbei bedenken, daß immer die vorhin unterschiedenen zwei Formen des Kampfes um's Dasein verwirklicht sind. Einestheils befinden sich die Organismen im offenen Kampf miteinander, wenn einer den anderen überwältigt, wie es die Raubthiere im Großen und Kleinen regelmäßig thun, anderentheils waltet eine ruhige Concurrenz, in der ohne Fehde, ohne Kriegserklärung, ja sogar ohne Haß und unbewußt eines dem anderen wegnimmt, was es selbst braucht. Diese Concurrenz führt aber unausbleiblich zu harten Zusammenstößen. Dadurch werden dann die Rivalen genöthigt, um ihrer Erhaltung willen, in allem sich zu vervollkommnen, was für das Leben unter

*) Der Kampf um das Dasein. Ein populärer Vortrag von W. Preyer. Bonn 1869.

den gegebenen Umständen von Werth ist. Die vorzüglichsten, welche sich am besten angepaßt haben, überleben die Uebrigen und vererben dann ihre Vorzüge auf die Nachfahren, und so können im Laufe von vielen Generationen die Arten oder Species sich verändern und aus weniger begabten Wesen sehr mannigfaltig umgestaltete hervorgehen, aus Thieren menschenähnliche Thiere und aus Thiermenschen allmählich Menschen.

Dies ist in kürzester Fassung der Grundzug des Darwin'schen Concurrenzprincips.

Dasselbe ist jedoch keineswegs auf Menschen und Thiere beschränkt, wenn es sich auch da am deutlichsten zeigt, weil die Beweglichkeit da am größten ist. Concurrenz ist immer und überall. Sie entsteht, wenn mindestens zwei Wesen zu gleicher Zeit und an demselben Ort ein und dasselbe zu ihrer Existenz bedürfen, auch wenn sie es nicht erreichen wollen, oder demselben Ziel zustreben, schon wenn sie ihm nur zugetrieben werden. Das Object der Concurrenz besteht entweder in der unmittelbaren Vermeidung einer Schädigung oder in der Herbeiführung eines Vortheils. In letzter Instanz freilich handelt es sich stets um die Erhaltung und Entfaltung eines eigenen Lebens, um die Befriedigung der eigenen Interessen und der Interessen der Gemeinschaft, in welcher die Einzelnen leben und wirken.

Auch im Pflanzenreich bildet diese Concurrenz den Grundzug. Wenn man die Wälder sich selbst überläßt, so tragen die Bäume am Rande bis untenhin reichlich Aeste, Zweige und Blätter, im Inneren nur die Wipfel weil da der Nachbar dem Nachbarn Licht und Luft wegnimmt, wie der Mensch dem Menschen in einer großen Stadt. Es verhält sich so, als wenn jeder einzelne Baum den Willen hätte, diese nothwendigen Erfordernisse für sich in Anspruch zu nehmen, gleichgültig, ob die anderen darüber zu Grunde gehen oder nicht. Wenn aber jeder das will, so muß auch jeder jeden beeinträchtigen und derjenige, welcher die weitgehendste Beeinträchtigung verträgt, oder der zäheste, der sich am besten gegen die Beeinträchtigung schützt und wehrt, also der am besten ausgerüstete, wird bei eintretendem Mangel an Regen, Luft, Licht, Nahrung u. s. w. am längsten ausdauern. In dieser Beziehung machte ein Gutsbesitzer eine interessante Beobachtung. Er pflanzte eine große Zahl von ganz jungen Fichten, etwa 200, auf ein Stück Land, eine dicht neben der anderen, und daneben auf demselben ebenso bis dahin unberührten Land, eine kleine Zahl, etwa 20, jede in großem Abstand von der anderen. Nach kurzer Zeit waren die 200 sämmtlich zugleich todt, die 20 aber gediehen vortrefflich. Da hier alle äußeren Schädlichkeiten dieselben und alle Setzlinge einander sehr ähnlich waren, so ist der gemeinschaftliche Untergang der 200, welche einander zu nahe standen, dadurch zu erklären, daß für alle nicht genug Raum sich vorfand, und kein einzelner genügende Zähigkeit oder Resistenz und Kraft besaß, um die Leidensgenossen zu überdauern. Aber dieses Resultat ist selten. Meistens wird bei Wiederholung des Experimentes eines der Bäumchen, oder eine

geringe Anzahl derselben übrig bleiben in der tödtlichen Concurrenz. Das zeigt die Natur selbst, indem sie überall, wo Pflanzen wachsen, ähnliche Versuche anstellt. Die symmetrische Rundung einer nach allen Richtungen gleichmäßig entfalteten Linde auf freiem Felde mit ihren vielen duftigen Blüthen und saftiggrünen Blättern bildet den stärksten Gegensatz gegen die verzerrte Gestalt der mit spärlichen Aesten versehenen, kümmerlich auf der windigen Schattenseite des Berghanges hinkriechenden, rings von lichtsüchtigen Genossinnen bedrängten Legföhre. Doch auch der unter den denkbar günstigsten Umständen emporwachsende Baum hat eine fortwährende Concurrenz bis zu seinem Untergange zu bestehen. Er muß sich namentlich gegen Insecten und allerlei Schmarotzer wehren und wenn dieses glückt, concurrirt mit ihm der nächste Nachbarbaum und das Unkraut in seinem Schatten. Ueberall im Bereiche des Lebendigen waltet im Großen und Kleinen zu allen Zeiten die Concurrenz um die Lebensbedingungen. Nirgends findet sich ein Lebendes allein, immer ist es ein Mehrfaches und Mannigfaltiges. Und wo mehr als eins lebt, entsteht nothwendig der Wettkampf um die äußeren Lebensbedingungen.

Es ist sogar eine solche Concurrenz, wenn auch mit etwas anderem Aussehen in der unbelebten Natur an allen Orten und zu jeder Zeit vorhanden. Denn der oberste Grundsatz der Mechanik, und damit aller exacten Naturforschung, das Axiom von der Trägheit oder dem Beharrungsvermögen, sagt aus, daß jeder materielle Punkt, wenn er in Ruhe ist, in Ruhe bleibt, wenn er in Bewegung ist, in Bewegung bleibt, so lange äußere, d. h. nicht in ihm selbst gelegene Einflüsse den Zustand der Ruhe oder der Bewegung nicht stören. Dabei ist aber wesentlich, daß die den Zustand ändernden Kräfte nicht unabhängig von dem ruhenden oder dem bewegten materiellen Punkte zu Stande kommen, sondern aus der gegenseitigen Beziehung zu oder Wechselwirkung mit anderen materiellen Punkten. Denn wenn die Ruhe oder Bewegung verursachenden Einflüsse ganz unabhängig wären von dem, worauf sie einwirken, dann wäre letzteres aus dem Zusammenhang mit allen Naturerscheinungen herausgelöst. Es ist also klar, daß ein materieller Punkt seinen Zustand, sei es der Ruhe, sei es der Bewegung, nicht für sich ändern kann, sondern nur durch sein Verhältniß zu anderen materiellen Punkten. Es sind also zum wenigsten zwei materielle Punkte nothwendig, wenn Ruhe und Bewegung unterschieden werden sollen. Wo aber zwei materielle Punkte oder zwei Körper sind, müssen sie aufeinander wirken, denn es gehört eben zum Begriff Materie, daß sie nur da ist, wo sie wirkt. Endlich also: Wo Körper aufeinanderwirken, steht der Wirkung des einen die Gegenwirkung des anderen entgegen und damit ist der Concurrenzbegriff gegeben.

Alle unbelebten Körper verhalten sich so, als wenn sie den Willen hätten, den Zustand beizubehalten, welchen sie in einem bestimmten Augenblick gerade inne haben. Sind sie in Ruhe, so setzen sie jedem diese Ruhe störenden Umstande einen Widerstand entgegen. Sind sie in Bewegung, so setzen sie jedem Versuche anderer Körper, eine Aenderung in der Geschwindigkeit oder

der Richtung der Bewegung herbeizuführen, gleichfalls einen Widerstand entgegen. Darin besteht das Beharrungsvermögen, welches man bildlich auch den Eigensinn der Materie nennen könnte. Es läßt sich nun für alle Massenbewegungen zeigen, daß die ruhenden Massen die Bewegung der bewegten Massen stören und daß umgekehrt diese die Ruhe der ruhenden Massen stören. Denn weder gibt es irgendwo eine sich ganz gleichbleibende ununterbrochene Bewegung, noch eine ununterbrochene Ruhe eines Körpers. Die Bewegung hindert die Ruhe und die Ruhe hindert die Bewegung. Da aber die Körper in beiderlei Zuständen ihr Beharrungsvermögen behalten, so entsteht nothwendig ein Wettstreit um die Erhaltung des jeweiligen Zustandes, d. h. eine Concurrenz im weitesten Sinne, eine Concurrenz um den Raum. Nimmt alles, was ist, an dieser Concurrenz theil und zwar dadurch allein schon, daß es ist, so sind die Grundeigenschaften der Materie Trägheit, Undurchdringlichkeit, Ausdehnung, Schwere, Mittel in der Concurrenz auszudauern, oder Waffen zum Angriff und zur Vertheidigung in dem Wettstreit um die Erhaltung des jeweiligen Zustandes. Ist dieser die Ruhe, dann handelt es sich um Behauptung des Platzes; ist er Bewegung, dann um Gewinnung von Zeit und neuem Raum. In beiden Fällen sind Widerstände oder Störungen zu überwinden.

Wenn hochaufschäumend das Meer in tosender Brandung gegen die Felsen anstürmt, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß es sie angreift und der starre Fels sich siegreich vertheidigt. Wenn aber in den Felsspalten das Wasser gefriert und das feste Gefüge zersprengt, so erscheint nun der Sieger besiegt.

So kann man auch in der unbelebten Natur leicht nachweisen, daß ohne den geringsten mystischen Anthropomorphismus, ohne Beseelung der Berge und Wässer, der Wolken und Winde mit mythischen Geistern alles sich so verhält, als wenn eines das andere zu beeinträchtigen, zu stören die Tendenz hätte, als wenn eines sich an die Stelle des anderen mit Widerstandsüberwindung zu setzen versuchte.

Und zwar geschieht dieser Platzwechsel thatsächlich überall entweder plötzlich in auffallender Weise oder allmählich, unmerklich. Die Küsten heben sich unsichtbar langsam hier aus den Fluthen, dort sinken sie tiefer. Plötzlich aber taucht dann und wann eine Insel aus dem Ocean empor und verschwindet wieder plötzlich. Jahrelang hält sich der festgefrorene Schnee in der kälteren Bergluft, nur langsam durch die Verdampfung abnehmend, doch ist er mit einem Male nicht mehr, wenn die Lawine ihn in das wärmere Thal schleudert.

Derartige Betrachtungen, rein thatsächliche Verhältnisse betreffend, können, weil die Absicht in den bewegenden und bewegt werdenden Körpern fehlt, somit nicht von Handlungen, sondern nur von Vorgängen die Rede ist, in der That nicht die geringste Berechtigung geben, den Naturkrieg oder Naturkampf in Permanenz zu erklären, aber noch viel weniger gestatten sie den vielbesungenen Naturfrieden als das Beständige oder auch nur zeitweilig

Ueberwiegende zu bezeichnen. Keiner von Beiden besteht immer und überall; wohl aber findet sich ausnahmslos immer und überall die Concurrenz. Und derjenige Zustand, welcher aus dem ununterbrochenen Concurriren alles dessen hervorgeht, was überhaupt concurrenzfähig ist, also alles dessen, was zugleich existirt, ist in der Natur ebensowenig wie in der menschlichen Gesellschaft allgemeiner Krieg oder allgemeiner Frieden. Der Zustand ist auch kein Waffenstillstand, denn dieser setzt den Ausbruch des offenen Kampfes, zu einer bestimmten Zeit voraus, sondern ein Zustand, für welchen ich keinen passenderen Namen finde als Compromiß.

Wie im politischen Leben jeder Einzelne, jede Partei, jede Classe, jede Nation ihre besonderen Interessen hat, welche befriedigt werden können nur auf Kosten anderer Parteien, Classen, Nationen, so auch hat jeder Naturkörper, jedes Staubkorn, jeder Pilz, jedes Insekt gewisse Interessen, die nur mit Schädigung der Interessen anderer befriedigt werden können. Da es sich bei allen so verhält, so kann in keinem einzelnen Falle die Befriedigung der gesammten Interessen erreicht werden. Denn falls auch der Einzelne die Mittel besitzen sollte, alle seine Wünsche zu erfüllen oder alle seine Bedürfnisse vollständig zu befriedigen, oder chemisch gesprochen, alle seine Affinitäten zu sättigen, physiologisch gesprochen, alle seine Functionen ungehindert auszuüben, indem er alle Concurrenten aus dem Felde schlüge, so würde er sich dennoch einer Glückseligkeit nicht erfreuen können, weil in dem Augenblicke des Sieges selbst eine Menge von neuen Concurrenten mit ganz genau denselben Wünschen Bedürfnissen, Affinitäten, Functionsgelüsten entstehen würde. Einer allein kann niemals in Allem Sieger bleiben. Ist die Concurrenz durch Beseitigung der Concurrenten selbst beseitigt, so bleibt doch stets die Concurrenz der Sieger untereinander. Und wenn diese gleich stark sind, entsteht der Compromiß, d. h. jeder befriedigt seine Interessen, so weit er kann. Um des Friedens willen, der in Wahrheit nie erreicht wird, beruhigt sich der Einzelne, wenn auch nicht alle seine Interessen befriedigt sind. In der Natur, wie in der Gesellschaft ist jeder Zustand, wo scheinbar Friede waltet, das Resultat unzähliger Compromisse. Allein schon die beschränkte Größe, oder Raumerfüllung jedes Naturkörpers zeigt, daß trotz des Wachsthums unter den günstigsten Bedingungen ein gewisses Maaß nicht überschritten werden kann. Die allgemeine Concurrenz sorgt dafür, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen" und daß kein Ding eine gewisse Größe übersteigt, kein Natur- und kein Kunstproduct, da jedes sich nach den es umgebenden Theilen richten muß und ein Theil den anderen verhindert, sich ungemessen auszudehnen. So entsteht von Anfang an eine Reihe von Compromissen. Der gegenwärtige Zustand der ganzen Welt ist das Resultat aller Compromisse. Wo man hinsieht in der Natur, sei es der organischen, sei es der anorganischen, überall erkennt man diese Wahrheit, indem, wo nicht offener Streit oder der Ausgleich entgegengesetzt gerichteter ungleicher Kräfte sich noch abspielt, wo also scheinbar Ruhe und Ebenmaaß der Kräfte waltet, immer

mannigfaltige Conflicte und Collisionen vorhergegangen sind und durch geringfügige Einflüsse jeden Augenblick aus der permanenten Concurrenz wieder erweckt werden.

Man könnte einwenden, alles das sei zwar wahr, aber einseitig; soviel sich auch dafür geltend machen lasse, es gebe doch Gebiete, wo die Concurrenz mit ihrer unausbleiblichen Folge, dem Compromiß, nicht verwirklicht sei und nicht allem Geschehen zu Grunde liege. Was habe sie mit den chemischen Vorgängen zu thun? Wenn auch Thiere untereinander concurrirten — so concurrirten sie doch nicht mit Bergen und Meeren, mit der anorganischen Natur. Ueberhaupt sei die ganze Lehre von der Concurrenz und dem Compromiß nicht ansprechend, sie führe zu unannehmbaren Folgerungen, sie predige Egoismus, habe für die höchsten Tugenden, die Selbstverleugnung und Menschenliebe, keinen Platz und ihre Anwendung auf das praktische Leben, besonders die Erziehung und Sittenlehre, sei verderblich, da sie alle edeln Gefühle ersticken müsse.

Ich will nun zeigen, daß alles dieses nicht zutrifft, und daß bezüglich des letzten Einwurfs gerade das Concurrenzprincip erst eine natürliche Erklärung für die Möglichkeit jener Tugenden gibt und seine richtige Anwendung nur segensreich ist.

Zuerst die Concurrenz in den chemischen oder stofflichen Aenderungen in der Natur. Alle Naturvorgänge sind entweder psychisch oder chemisch oder mechanisch, wobei unter „mechanisch“ hier weiter nichts als „weder chemisch, noch psychisch“ verstanden sein soll. Man kann darüber streiten, ob es einer späten Zukunft vielleicht gelingen werde, statt der drei Classen nur zwei, mechanische und psychische, Processe zu statuiren oder ob es sich als nothwendig für das Verständniß der Welt erweisen werde, mehr als drei Classen zu unterscheiden; darüber ist aber nicht zu streiten, daß gegenwärtig kein chemischer und kein geistiger Vorgang in irgend einer mechanischen Weise erklärt werden kann und daß überhaupt keine Thatsache bekannt ist, welche eine vierte Gruppe anzunehmen zwänge. Also wird der Nachweis der Concurrenz in der unbelebten Natur sich allerdings auf die chemischen Processe zu erstrecken haben.

Diejenige Wissenschaft, welche die Zusammensetzung aller Körper aus ihren Urstoffen oder Elementen zu ermitteln sucht, die Chemie, hat bis jetzt zwischen 60 und 70 solcher nicht mehr zerlegbarer Ursubstanzen entdeckt, welche aber z. Th. vielleicht sich als zusammengesetzt erweisen werden, so daß die Zahl sich etwas verkleinern könnte. Gegenwärtig liegt jedenfalls die Nöthigung vor, alle Natur- und Kunst-Producte als in jene Stoffe zerlegbar zu bezeichnen. Und zwar sind sie theils frei in der Natur vorhanden, wie Gold, Sauerstoff, Schwefel, theils in einfachen Verbindungen, wie Wasser und Kohlensäure, theils in complicirten, wie Fett, Zucker, Alkohol. Aber aus allen Verbindungen, einfachen und verwickelten, kann jedes Element mit seinen sämmtlichen ihm ursprünglich zukommenden Eigenschaften jederzeit durch chemische Analyse

wieder erhalten werden. Man kann also in diesem Sinne sagen: das Eisen ist immer dasselbe Eisen, mag es in der Sonne verdampfen, oder zur lasttragenden Kette geschmiedet, oder zur tönenden Claviersaite ausgezogen sein, oder im Blute die rosige Wange des Kindes färben. Man könnte in der That aus dem Eisen des Blutes, wenn man genug davon hätte, Hufeisen schmieden.

Gerade diejenigen Processe nun, deren sich die analytische Chemie bedient, um die Verbindungen in ihre chemisch einfachen Bestandtheile zu zerlegen und die synthetische Chemie sie aus denselben künstlich wieder zusammenzusetzen, sind es, durch welche neben vielen anderen noch unbekannten auch im Laboratorium der Natur neue Verbindungen zu Stande kommen, bestehende zersetzt werden.

Und es ist seitens der einfachen Stoffe eine Tendenz vorhanden, synthetische Vorgänge zu veranlassen, indem sie gegenseitig ihre Affinitäten, gleichsam ihre Begierde sich zu verbinden, sättigen; seitens der zusammengesetzten Verbindungen aber werden fortwährend analytische Processe in Gang gebracht, weil gerade in den chemischen Verbindungen der complicirtesten Art viele Verwandtschaften nicht völlig gesättigt sind, so daß sie sich, kaum entstanden, gegenseitig wieder zersetzen, bis wieder einfachere Stoffe und Elemente zum Vorschein kommen. Diese vereinigen sich wiederum zu verwickelten Verbindungen und so geht der Kreislauf fort. Die Concurrenz der Stofftheilchen ist hierbei doppelter Art. Zunächst setzt jeder einfache Stoff seiner chemischen Bindung, d. h. dem Opfern seiner Sonderexistenz, einen gewissen Widerstand entgegen. Unter denselben äußeren Verhältnissen, z. B. bei gleicher Temperatur, gleichem Druck, gleichen Mengen ist aber dieser Widerstand oder das Selbsterhaltungsvermögen je nach der Natur des Stoffes verschieden. In der allgemeinen chemischen Concurrenz um Beibehaltung des Zustandes werden also unter sonst gleichen Umständen gewisse Verbindungen entstehen müssen, andere nicht. Gewisse Elemente verlieren ihre bisherige Freiheit und werden gebunden, z. B. werden freier Sauerstoff und metallisches Eisen, wenn die Klinge an der Luft rostet, beide gebunden, andere Elemente, wie der freie Stickstoff der Luft, behalten dagegen unter ganz denselben Umständen ihren Zustand unbehelligt bei.

Unter anderen Umständen dagegen, z. B. wenn der Blitz die Luft plötzlich an einer Stelle enorm erhitzt, verliert der Stickstoff seine Freiheit und verbindet sich mit Sauerstoff. Je nach den äußeren Umständen, besonders der herrschenden Temperatur, behält bald dieses bald jenes Element die Oberhand. Nun ist aber nicht etwa diese chemische Trägheit der Elemente oder die Erhaltung des elementaren Zustandes allein maßgebend für die allgemeine Concurrenz, vielmehr handelt es sich zweitens um die Sättigung der Affinitäten alles dessen, was gleichzeitig existirt. Da von allen Naturforschern einstimmig mit Recht als Axiom und als Grundlage der chemischen Wissenschaft die Erhaltung der Materie aufgefaßt wird, diese aber aus den chemischen Elementen besteht, so kann weder irgend ein Element neu entstehen, noch verschwinden.

Die Menge des Stoffs ist nicht nur constant, sondern die Menge jedes einzelnen unveränderlichen Elementes ist constant, sonst wäre eben das Element nicht unveränderlich. Folglich ist auch die Gesammtsumme aller gesättigten und ungesättigten Affinitäten constant. Und da jedes Element strebt, seine Affinitäten zu sättigen, so muß nothwendig eine Concurrenz um diese Sättigung entstehen.

Einerseits also Tendenz, den gegenwärtigen Zustand zu erhalten, andererseits Tendenz, die freien Affinitäten zu sättigen. Mit anderen Worten: einerseits Concurrenz in der Ueberwindung der die gesonderte Existenz der einfachen chemisch verschiedenen Stoffe störenden Einflüsse, andererseits Concurrenz in der Herbeiführung gesättigter Verbindungen. Bald überwiegt die eine, bald die andere, je nach den äußeren Umständen, ohne daß jemals eine der beiden Concurrenzarten aufgehoben werden könnte. Denn dann müßten entweder sämmtliche Affinitäten aller Elemente gesättigt sein, so daß kein einfacher Stoff mehr übrig bliebe, was unmöglich ist, weil auch die gesättigten Verbindungen sich gegenseitig zersetzen und zerfallen, wenn die äußeren Umstände sich ändern, oder es müßten alle Elemente im freien Zustande nebeneinander existiren, was gleichfalls unmöglich ist, da unter allen Umständen einige von ihnen mit anderen, wenn alle frei sind, sich verbinden müssen vermöge der ihnen inhärirenden Affinitäten. So ist also nothwendig die chemische Concurrenz von unbestimmter Dauer. Ueberwiegen hier die synthetischen Processe, so haben dort die analytischen das Uebergewicht. In beiden spielt dasjenige Element, welches seiner Verbreitung und Menge nach unbedingt den ersten Platz einnimmt, der Sauerstoff, die Hauptrolle. Mit ihm verbinden sich alle anderen Elemente (außer dem einzigen noch nicht isolirten Fluor). Der Act der Verbindung, die Oxydation oder Verbrennung, ist zweifellos der häufigste synthetische Proceß in der Natur und seine Umkehrung, die Reduction oder Abspaltung des Sauerstoffs aus den Oxydations-Producten, einer der häufigsten analytischen Vorgänge, durch welchen z. B. die Menge des Sauerstoffs in der Atmosphäre annähernd constant erhalten wird. Aber dies ist nur ein Beispiel. In Wahrheit liefert jedes Element bei jeder Bindung und Abspaltung einen Beweis für die chemische Concurrenz in der anorganischen und organischen Natur. Es wechseln im Weltall die Bindungen mit Dissociationen, die Verschmelzungen mit Spaltungen, die synthetischen mit analytischen Processen immerdar ab in ewigem Wirbel wie Aufbauen und Niederreißen oder Einfallen der Häuser in den Städten.

Alles dieses betrifft ausschließlich solche Erscheinungen, bei welchen ungleiche Stoffe aufeinander wirken und sich stofflich ändern, also chemische Vorgänge. Diese aber sämmtlich. Der Nachweis der Concurrenz in jedem einzelnen Falle, auch bei Explosionen, Krystallisationen, Diffusionen, Massenwirkungen bildet eines der interessantesten theoretischen Forschungsgebiete, mit welchem hervorragende Chemiker und Physiker gegenwärtig beschäftigt sind. Denn, um nur ein Beispiel anzuführen, was man das Princip der größten

Arbeit nennt, ist nichts anderes, als ein Specialfall der universellen chemischen Concurrenz. Es bedeutet die Tendenz chemisch differenter Stoffe, diejenige Zusammensetzung herbeizuführen, bei welcher die größte Wärme-Entbindung statt hat. Wenige freilich nennen das Kind beim rechten Namen, vom „Kampf um's Dasein" oder der Concurrenz der Moleküle in chemischer Beziehung ist wissenschaftlich kaum die Rede. Die außerordentliche Fruchtbarkeit dieser Auffassung ist aber bereits dargelegt von Prof. Pfaundler in Innsbruck. Und in Zukunft wird die Chemie allgemein die neuen Bahnen betreten müssen.

Das zweite Gebiet, die Concurrenz des Lebenden mit dem Anorganischen, wurde allerdings bisher, soviel ich finde, nur als ein Kampf des Ersteren gegen die Naturgewalten aufgefaßt, wobei aber der eigentliche Inhalt des Concurrenzbegriffs sich nicht unmittelbar verwirklicht findet, vielmehr nur der Einzelkampf um das Dasein, statt des Wettkampfs. Selbst der große Darwin, welchem die Forschung die Einführung jenes Begriffes und die Erkenntniß seiner Bedeutung für die Gestaltung der organischen Natur verdankt, unterscheidet nicht scharf genug diese beiden Formen der Selbsterhaltung. Als ich ihn brieflich fragte, wie er eigentlich den Lebenskampf auffasse, ob z. B. wenn zwei Tannen dem Sturme trotzen und eine entwurzelt wird, es ihm mehr darauf ankomme, daß diese vom Sturme besiegt worden oder mehr darauf, daß die stehen gebliebene Tanne ihre Gefährtin besiegt habe, was allein, wie ich meinte, Concurrenz sei, antwortete er mir u. a:

„Ueber dem Ausdruck „Kampf um das Dasein" (struggle for existence) habe ich immer einige Zweifel gehegt, war aber nicht im Stande, irgend eine bestimmte Grenzlinie zwischen den beiden darin begriffenen Vorstellungen zu ziehen. Ich vermuthe, daß der deutsche Ausdruck „Kampf um das Dasein" nicht ganz denselben Gedanken wiedergibt. Die Worte „struggle for existence" drücken, denke ich, genau das aus, was Concurrenz besagt. Es ist im Englischen correct zu sagen, daß zwei Menschen um das Dasein kämpfen, welche während einer Hungersnoth derselben Nahrung nachjagen und ebenso, wenn ein einzelner Mensch der Nahrung nachjagt; auch kann andererseits gesagt werden, daß ein Mensch um das Dasein kämpft gegen die Wogen des Meeres, wenn er Schiffbruch erlitten hat."

Hieraus geht hervor, daß Darwin selbst den Doppelsinn des Ausdrucks wohl kennt und nicht die beiden Begriffe von einander trennt. In Wahrheit sind sie aber scharf zu trennen dadurch, daß in dem Kampfe des Einzelnen gegen Hunger oder Seesturm u. a. eine Concurrenz nicht vorhanden sein kann. Denn sie benöthigt zum mindesten zwei Wesen und ein von beiden verfolgtes Ziel. Wenn zwei der Nahrung nachjagen, so concurriren sie, wenn zwei Schiffbrüchige den schwimmenden Balken oder die Küste zu erreichen suchen, so concurriren sie wie Nebenbuhler. Einer allein concurrirt nicht, sondern kämpft ohne Concurrenten um das Dasein mit dem Mangel, mit den Wellen. Und darin kann man nicht einmal eine Concurrenz des Lebenden mit dem Nichtlebenden sehen, denn wenn, um bei dem Beispiel zu bleiben, der einzige

überlebende Schiffbrüchige eine einsame Klippe erklettert hat, wo er verhungert, so ist niemand da, der mit ihm concurrirte, wenn er den Hunger stillen möchte. Zur Concurrenz gehören ausnahmslos zwei oder mehrere, welche an demselben Ort dieselben Interessen oder dieselben Functionen haben.

Mir scheint, daß man, um die Concurrenz zwischen belebten und unbelebten Körpern zu erkennen, die Natur von einem mehr physiologischen Standpunkte aus betrachten muß. Alle lebenden Organismen nehmen in ihrer Nahrung Unbelebtes in sich auf, die Pflanzen und viele Thiere ausschließlich und unmittelbar, andere Thiere leben von Lebendem, verzehren also mittelbar das Anorganische: Jedenfalls geht ununterbrochen ein Vitalisationsproceß vor sich, durch welchen eine Unzahl von todten, anorganischen Gebilden, Luft, Wasser, Salze und chemische Verbindungen verwickelter Constitution, Bestandtheile lebender Wesen werden, also vom Reiche des Nichtlebenden in das Reich des Lebenden übergehen. Die zur Selbsterhaltung der Organismen unerläßliche Nahrungsaufnahme, die Ernährung oder Assimilation, besteht eben in einer solchen Organisation oder Vitalisirung der anorganischen Verbindungen.

Mit ihr ist nun der umgekehrte Proceß solidarisch verbunden. Da alles, was lebt, dem Tode verfällt, und eines nur dadurch leben kann, daß ein anderes abstirbt, weil für alle der Raum fehlt, so muß ohne Unterbrechung die Desorganisation vor sich gehen, d. h. fortwährend findet das Sterben statt, wo Leben ist. Fortwährend verwandelt sich Lebendiges in Anorganisches. Unzählige Petrefacten an fast allen Orten der Erdoberfläche zeigen die Trümmer jüngst und längst vergangener Geschlechter: die Kohlen, die Kalkgebirge. Ein sehr großer Theil der die Erdkruste zusammensetzenden Gebilde läßt sich zurückführen auf die Lebensthätigkeit von Pflanzen und Thieren. Also ist das Lebende von dem allergrößten Einfluß auf die Gestaltung der Erdoberfläche, auch wenn man ganz absieht von den Terrain- und Klima-Aenderungen durch Ackerbau, Bergbau, Eisenbahnen, Canäle, Durchstechungen von Isthmen und anderem Menschenwerk.

Es ist hiernach eine Tendenz der todten Massen vorhanden, Theile von lebenden Körpern zu werden, und zugleich eine Tendenz der lebenden Körper, todte Masse zu werden, die dann wieder vitalisirt wird, organisirt wird. Wie enggeschlossen der Kreislauf bisweilen sein kann, sieht man z. B. daran, daß die Kornfelder Englands mit menschlichen Knochen aus egyptischen Gräbern gedüngt werden. Der Mensch gibt also das anorganische des Leichnams her zur Fabrikation von Brod für die nach ihm neu heranwachsenden Menschen. So kann möglicherweise von dem Kalk aus dem Schädel eines Rhamses ein Körnchen in dem Schädel des britischen Premierministers sich wieder finden.

Doch dieser Kreislauf allein macht noch keine Concurrenz oder Rivalerie zwischen Lebendem und Todtem aus. Erst wenn man hinzunimmt, daß es überall sich so verhält, als wenn das Lebendige sich unbegrenzt ausbreiten wollte, und als wenn das Unlebendige sich dem opponirte, erkennt man die Concurrenz. Hat local das erstere ein Uebergewicht, so wird das Land bald

unfähig, weitere Assimilirung zu ermöglichen, Hungersnoth tritt ein und der Tod herrscht vor, was aber nichts anderes heißt, als daß die anorganischen Processe nun überwiegen. Es handelt sich hierbei um ein Ringen um Leben und Tod. Das Leben will gleichsam mit allen Mitteln sich erhalten, die Materie organisiren, der Tod mit allen Mitteln sie desorganisiren. Langes Leben ist langes siegreiches Kämpfen gegen den Tod, frühes Sterben ist kurzes Kämpfen und Unterliegen. Ob zu allerletzt der Tod allein siegt, wie manche meinen, oder das Leben allein, wie einige Phantasten wollen, oder ob immerdar Leben und Tod sich als ewig unversöhnte und ewig gleichstarke Gegner gegenüberstehen werden, weiß Niemand.

Oder ohne Bild und rein thatsächlich gesprochen: Dem Lebendigwerden der anorganischen Natur, also der Verarbeitung derselben zu Nahrung und lebenden Körpern, dem Ernährungsvorgang im Großen stehen Hindernisse entgegen (welche der Mensch z. B. im Ackerbau und in der Viehzucht, in der Küche und im Backhaus überwindet). Das Anorganische hat ein der Organisirung oder Assimilation widerstrebendes Beharrungs-Vermögen. Sofern dieses aber überwunden wird von den Lebensprocessen, unterliegt es. Andererseits hat das Lebendige eine Resistenz gegen das Anorganischwerden oder Sterben, so daß es sich den zerstörenden Einflüssen der Winterkälte, der Stürme, Ueberschwemmungen und zahllosen kleinen Schädlichkeiten gegenüber eine Weile hält. Summiren sich jedoch die vielen kleinen äußeren Schädlichkeiten längere Zeit hindurch, dann unterliegt das Lebendige. So geht es fort. Wo man auch prüft, immer ist entweder das Lebendige Herr der Elemente, des Bodens, des Wassers, der Luft, oder das Todte herrscht. Die beiden concurriren um das Dasein, aber nur selten ist der Sieg der einen Partei von Dauer. Denn es ist irrig zu meinen, daß nur das Lebende von relativ kurzem Bestand sei. Auch kein todtes Ding ist immerdar unveränderlich in seiner Gestalt und Zusammensetzung.

Man sagt zwar nicht, daß das Pulver stirbt, wenn es explodirt, aber es endigt doch sein Dasein so gut wie die lebenden Wesen, die es tödtet. Es ist jedenfalls dann kein Pulver mehr. Was am längsten dauert, sei es belebt, sei es unbelebt, siegt in der Concurrenz des Organischen und Anorganischen.

Aber auch durch diese Erweiterung ist das Concurrenzgesetz seinem ganzen Umfange nach noch nicht abgegrenzt. Es gestattet eine noch wenig oder kaum beachtete Anwendung auf alles Lebende im weitesten Sinne. Nicht nur Menschen Thiere, Pflanzen concurriren miteinander um das, was zur Erhaltung und Verschönerung des Lebens benöthigt wird, sondern dasselbe gilt, wenigstens was die Erhaltung und Ausbreitung betrifft, von den zusammenwachsenden Theilen, aus denen die einzelnen Organismen bestehen, und von den natürlichen Gruppen, in welchen die Pflanzen, Thiere und Menschen zusammenleben. Außer den weder thierischen noch pflanzlichen, oder wenn man so will, zugleich thierischen und pflanzlichen Urwesen oder Protozoën, welche nur aus einer Zelle bestehen, sind alle lebenden Körper aus sehr kleinen, mehr oder weniger selbständigen

Wesen, den Zellen, zusammengesetzt, welche athmen, wachsen, sich ernähren wie das Ganze. Auch das Ei, aus dem alle hervorgehen, ist eine solche Zelle. Diese Eizelle verhält sich in mehr als einer Beziehung sehr ähnlich dem ganzen Organismus. Nach der Befruchtung theilt sie sich in ihrem Innern zuerst in 2, dann 4, dann 8, 16, 32 . . . Theile. Diese in geometrischer Progression vor sich gehende Furchung des Ei-Inhaltes läßt anfangs keine Verschiedenheit der 16, 32 und mehr Theile erkennen. Bald aber nimmt man wahr, daß die gleichartigen Gebilde sich differenziren. Die einen werden Muskelfasern, die andern Nerven, diese gestalten sich zum Herzen, jene zum Hirn. Hier bilden sie Blut, dort Bindegewebe, so daß schon der embryonische Organismus kenntlich wird. Alle diese Gewebe wachsen und es ist klar, daß sie sich gegenseitig im Wachsthum beeinträchtigen müssen. Denn alles Wachsen verlangt Raum. Im Ei ist aber der Raum beschränkt und wenn auch bei vielen Thieren das Ei selbst mitwächst, so ist doch auch hier eine Grenze, die bald erreicht wird.

So kommt es, daß auch im geborenen, sich entwickelnden und erwachsenen Wesen fast alle Theile mit allen Functionen sich gegenseitig Concurrenz machen. Ein normaler Bestand ist nur durch möglichst gleichmäßige Wirksamkeit aller Theile möglich, d. h. durch Compromisse, von denen ich schon sprach. In der That rächt sich allemal die einseitige übertriebene Ausbildung und Thätigkeit eines Gewebes und einer Art von Organen.

Denn ähnlich wie die Zellen miteinander und die aus Zellen zusammengesetzten Gewebe miteinander concurriren, wetteifern auch die aus Geweben bestehenden Organe und Organcomplexe in jedem Organismus miteinander. Und hierin liegt die Ursache der begrenzten Größe jedes Theiles. Die Leber, die Lunge, das Auge, sie können nicht über ein gewisses Maß hinaus wachsen wegen der Concurrenz mit den anderen Organen. Daraus ergibt sich nothwendig die Begrenztheit des Leistungsvermögens der Theile und damit des Ganzen. Schon die Erfahrung des täglichen Lebens zeigt, daß wer sehr viel denkt und studirt, muskelschwach wird, wer nur mechanisch mit der Hand arbeitet, selten schwierigere Probleme des Denkens löst, und daß die Blinden sehr gut tasten und hören, die Tauben oft sehr gut sehen. Fast alle Thiere liefern Beispiele für diese Folge der Concurrenz der Organe für ihre Functionen, welche die Präponderanz einzelner nur auf Kosten anderer zu Stande kommen läßt. So versteht es der eine Vogel meisterhaft zu tauchen, er marschirt und fliegt aber schlecht; der andere dagegen kann fliegen und nicht tauchen. Von allen Wesen ist nun nach allen Richtungen der vielseitigsten gleichzeitigen Ausbildung fähig der Mensch. Aber wie selten ist ein Mensch, der nicht trotzdem einseitig wäre!

In einem ähnlichen Verhältniß wie die einzelnen Theile des Körpers zu einander stehen die Mitglieder der zu einem neuen Ganzen organisch verbundenen Familie zu einander, die zu Staaten vereinigten Familien und endlich die Staaten untereinander.

In der Thierfamilie zeigt sich schon sehr bald, nachdem die Mutter liebend das Ihrige gethan und die Jungen für die Welt ausgestattet hat, indem sie ihnen das Beste was sie hat, Milch, Wärme, Pflege u. s. w. gab, eine Lockerung des anfangs noch die Eltern mit den Jungen zusammenhaltenden Bandes. Namentlich der Hunger zerreißt alle Anhänglichkeit. Die Geschwisterliebe schlägt besonders leicht in das Gegentheil um, weil die gleich alten, gleichartig unter fast denselben äußeren Umständen aufgewachsenen Thiere und Pflanzen sehr ähnliche oder identische Interessen haben, sich also am meisten Concurrenz machen müssen. Auch in den Thierstaaten, in der Republik der Ameisen, der Bienen-Monarchie, der Polypencommune, dem Bundesstaat der Blasenträger und in den mit diesen hierin übereinstimmenden republikanischen Pflanzen-Staaten oder -Colonien, zu welchen jeder Strauch gehört, tritt die Concurrenz überall zu Tage. Wie im Körper des einzelnen Thierindividuums, welches immer einen Zellenstaat mit monarchischer oder anderer Verfassung, aber weitgehender Autonomie der einzelnen Provinzen darstellt, die Theilung der Arbeit als nothwendige und wichtigste Consequenz des durch das Wachsen entstehenden Wettstreits sich herausbildet, so ist auch bei dem bewunderungswürdig gegliederten Staats-Organismus der Thiere und Pflanzen die überraschende Einheit nur dadurch möglich, daß nicht alle Bürger genau dasselbe wollen. Einige arbeiten nur für die Ernährung, andere für die Ventilation oder Athmung, wieder andere für die Fortbewegung, besondere Gruppen für die Vermehrung. Der durch die Concurrenz der einzelnen Ameisen, Korallenthiere, Baumblätter zu befürchtende Vernichtungskampf gestaltet sich **durch den Compromiß in der Theilung der Arbeit** zu einem unschätzbaren Förderungsmittel des Einzelnen und des Ganzen. Der Widerstreit löst sich auf.

Hiermit komme ich schließlich zur Andeutung des ethischen Werthes der Concurrenzlehre. Während die alleinige Betrachtung der Nachtheile, der Beeinträchtigungen, Schädigungen, Störungen, welche die allgemeine Concurrenz in der Natur mit sich führt und mit sich führen muß, zu der Meinung verleiten könnte, als habe durch das Zusammensein der lebenden Wesen immer das Böse und das Uebel ein Uebergewicht, lehrt die Erkenntniß der allein aus den Concurrenzerscheinungen hervorgehenden Theilung der Arbeit oder Differenzirung im Gegentheil, daß die Vorzüge, Vollkommenheiten, Annehmlichkeiten, daß das Vergnügen, überhaupt das Gedeihen, die Gesundheit aller lebenden Wesen und auch die menschliche Glückseligkeit nur möglich sind, so lange der Wettkampf um das Dasein andauert. Dieser Wettkampf ist zwar das lebenvernichtende, aber auch das lebengebärende Princip, weil er die Verschwendung im Erzeugen nicht weniger als die Sparsamkeit im Ausbilden bedingt. Es ist ein fortdauerndes Kämpfen da, um Frieden herbeizuführen, der aber, sowie er erreicht wird, den Kämpfern Verderben bringt, da diese keine Stagnation vertragen. Der übertriebene Luxus macht krank, wie auch der zu weit gehende Mangel. Dadurch kommt die wunderliche Wechselbeziehung zu Stande, daß die Concurrenz in der Natur oder der Wettkampf nicht

Naturzweck ist, aber ununterbrochen fortgesetzt wird, um der Ruhe willen die dann gleich wieder den Wettstreit erzeugt und so das Gute, Brauchbare, Tüchtige, Treffliche begünstigt.

Das alles gilt auch für die Beziehungen der Menschen zu einander. Die Abschaffung der freien Concurrenz, mit dem von dem irregeleiteten Socialismus geträumten Phantom einer Gleichheit oder Gleichberechtigung Aller in allen Erfordernissen des Lebens hätte die sofortige Verwandlung des gesunden Staatsorganismus in einen verwesenden Cadaver zur Folge.

Concurrenz ist nicht nur die Seele der Industrie und des Handels, sondern auch der mächtigste Hebel des wissenschaftlichen und künstlerischen Fortschritts, der wichtigste Antrieb zur Arbeit, zur Selbstbildung, zur Entfaltung aller Anlagen des Charakters, aller Talente und Tugenden, zur Vervollkommnung des materiellen und geistigen Wohles des Einzelnen wie der ganzen Nation. Niemand kann sich, er mag wollen oder nicht, der Concurrenz entziehen. Jeder kommt vorwärts im Leben und hat, was er am meisten ersehnt, Erfolg und Glück, nur wenn er seine Concurrenzfähigkeit steigert.

Dadurch gelangen aber die edlen Gemüthseigenschaften ebenso wie die des Intellects zur Entwickelung. Jeder mißt sich mit anderen in dem, was das Ansehen erhöht, die Achtung der Mitmenschen steigert auf allen Gebieten. Der Hauptgrundsatz zur Regulirung der Beziehungen der Menschen zu einander ist dabei in jedem Falle auch unbewußt in dem bewährten Volkswort ausgesprochen:

Was Du nicht willst, daß man Dir thu'
Das füg' auch keinem andern zu!

Es ist mir nicht recht verständlich, wie man in dieser ganzen Anwendung der Thatsache der Concurrenz seitens des Darwinismus eine niedrige Auffassung der Sittlichkeit hat sehen können, als wenn nur der Egoismus das Motiv aller menschlichen Handlungen wäre. Denn es ist zwar unzweifelhaft bei weitaus der überwiegenden Majorität wie bei den allermeisten Thieren der Egoismus dasjenige, was die Handlungen bestimmt. Aber darum wird doch die Selbstverleugnung, die Uneigennützigkeit, die Aufopferung, die Pflichterfüllung bis in den Tod, der Patriotismus, die Selbstüberwindung nicht im mindesten entwerthet. Im Gegentheil, wer in der bewußten Ausübung dieser höchsten Tugenden zum Besten seiner Mitmenschen charakterstark lebt und wirkt, ist nach wie vor nicht nur unendlich glücklicher, als der allein sich selbst genügende Egoist, sondern der handelt viel naturgemäßer und viel mehr im Sinne der Naturconcurrenz als jener. Denn er lebt als Theil eines Ganzen.

Nicht jeder wird, wenn er, nachdem der erste Schaum der Jugend zerstoben ist, sich die Frage vorlegt, ob es eigentlich die Mühe lohnt, die spärlichen Genüsse des Lebens so theuer zu erkaufen, mit Ja antworten. Wer aber das größte Glück in der Beglückung Anderer findet, zumal in dem

Wohlthun ohne den Druck des Dankgefühls zu erzeugen, der wird nie zweifeln, daß diese Art der Concurrenz um das Edle, der Wetteifer in Erfüllung der schwersten Pflichten gegen sich, gegen die Seinigen, gegen sein Land dem Leben erst seinen wahren Werth verleiht. Freilich ist das nur Wenigen beschieden. Es ist wohl wahr, daß körperliche und geistige Schmerzen in kaum zu übersehender Mannigfaltigkeit die Menschheit quälen, während die physischen und psychischen Lustgefühle nur in relativ geringer Breite eine Abwechselung gestatten. Manchem erleuchtet ein Funken der Freude nur selten und schnell vorübergehend die langen Nächte des Jammers. Auch ist es wahr, daß die Sorge um die Erhaltung und Erziehung der Nachkommen, statt mit Dank, allzuoft mit Kummer belohnt wird. Aber wer stark ist, besonders wer einen starken Willen hat, der Energische, Tapfere, Muthige wird sich durch alles Ungemach doch nicht beugen lassen und niemals verzweifeln, ihm werden nie „in der Hoffnung Nacht die letzten Sterne schwinden". Denn er weiß, daß er so gut ein Mensch ist wie andere und so lange er lebt, allein dadurch schon concurrenzfähig bleibt.

Auch wer keinen Freund mehr hat, hat doch die Arbeit zum Freunde. Und wer nicht arbeiten und sich ernähren kann, für den sorgt die Familie oder die Gemeinde oder der Staat.

Wie wenig die allgemeine Concurrenz, deren eiserne Nothwendigkeit in Natur und Menschenleben erkannt zu haben, schon ein großer Gewinn ist, zur Ertödtung der edlen Empfindungen führt, vielmehr eine lange Reihe von tugendhaften Eigenschaften der Concurrenten weckt und stärkt, zeigt eben diese Thatsache der nationalen Wohlthätigkeit. Mit den blutigen Kriegen der Neuzeit steigt die Opferwilligkeit. Der Wettstreit der Nationen erstreckt sich glücklicherweise ebenso auf die Erbauung von Lazarethen, Armenhäusern Arbeiterwohnungen, wie auf die Herstellung von Kanonen und Zündnadeln.

Der Umstand, daß der Staat ein großes Interesse hat, seine Bürger zu erhalten, die Kranken und Verwundeten zu heilen, die Schlechten zu bessern und die Ansteckungen zu verhindern, macht diese und viele andere gemeinnützige Anstalten verständlich. Es sind Waffen im Wettkampf der civilisirten Völker.

Der Umstand dagegen, daß der Bürger naturgemäß ein großes Interesse hat, seinen Staat zu erhalten, macht ihm die Pflicht, seine Steuern zu zahlen und andere Opfer zu bringen, weniger schwer, die freie Concurrenz zum Bedürfniß. Man braucht nur die Einrichtungen in der Thier- und Pflanzenwelt und im eigenen Körper, dem bestregierten Zellenstaat, mit denen in der Menschengesellschaft zu vergleichen, so ergibt sich immer deutlicher die unendlich segensreiche, belebende Wirkung der Concurrenz auf socialem Gebiet.

Auf diesem Wege kommt man auch bald zu der Einsicht, daß es viel heilsamer ist, anstatt sich phantastischen, zeitraubenden Speculationen über die Mittel zur Herbeiführung einer, schon wegen der permanenten Ungleichheit der Bedürfnisse, unmöglichen Beseitigung der freien Concurrenz hinzugeben, mit der gegebenen Thatsache zu rechnen und nach Kräften in allen Dingen

und Menschen die Vorzüge zu cultiviren und die Fehler zu corrigiren. Vor allem mahnt diese ganze Lehre vom Concurrenzprincip, sich selbst zu erkennen, sich zu vervollkommnen und durch Beispiel und Lehre, bei der Erziehung der Kinder zumal, an der Veredelung des Menschengeschlechtes mitzuarbeiten.

Gerade auf die Möglichkeit der höchsten Tugenden, die Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, wirft die Concurrenzlehre helles Licht. Denn ist nicht in uns selbst jeder Theil um des andern willen da? Das Herz schlägt nicht für sich, es ernährt und belebt in unermüdlicher Thätigkeit alle Organe durch das Blut. Nicht für sich arbeitet der Magen, sondern für alle Theile des Körpers und so jedes für alle. Eines ist auf das andere angewiesen. In dem Organismus der Familie, der Gemeinde, des Staates sind die einzelnen Menschen die arbeitenden Theile. Wenn da jeder nur für sich sorgen wollte, zerfiele der ganze Organismus. Je uneigennütziger, patriotischer, opferfreudiger der Einzelne, um so besser gedeiht das Ganze.

Wohl dem, welcher am Abend eines thatenreichen oder gedankenreichen Lebens sich sagen kann, daß er nicht für sich, sondern für alle gelebt hat, daß durch sein Wirken der Menschenliebe ihr Recht wurde in dem unerbittlichen Wettkampf um's Dasein. Der folgte dem Wahlspruch:

„Lebe dem Ganzen!“

Die wirthschaftlichen und finanziellen Reform-Projecte des Reichskanzlers.

Von

Wilhelm von Kardorff.*)

— Wabnitz. —

Wirthschaftliche Fragen haben in der letztverflossenen Zeit ein immer mehr gesteigertes Interesse innerhalb unseres Vaterlandes gefunden, und als man bei der Veröffentlichung des berühmten Schreibens vom 15. December dessen inne wurde, daß hier ein umfassender Plan des Fürsten Bismarck klar gelegt war, der nicht allein die alten bekannten finanzpolitischen Bestrebungen des Reichskanzlers in verständlicher Form wiedergab, sondern auch für die Eisenbahn-Politik und die Zoll- und Handels-Politik des Reiches weitgehende Reformen in Aussicht nahm, konnte man dessen von vornherein gewiß sein, daß in Presse und Literatur, in den Vereinen und Parlamenten, orientalische Frage und Culturkampf, Gambetta und Socialismus, Afghanistan und braunschweigische Erbfolge völlig in den Hintergrund gedrängt werden würden durch die wohlbekannten Schlagworte: Freihandel oder Schutzzoll, autonomer Tarif oder Handelsverträge, Eisenzölle oder Getreidezölle!

Die Gegner des Programms geben zum Theil zu, daß der Entwurf des Reformplanes gemeinverständlich und klar gefaßt ist, auch einer gewissen Großartigkeit der Grundanschauung nicht entbehre — nur . . . Ach! wie

*) „Nord und Süd“ ist, wie der Inhalt der bisher erschienenen Bände zeigt, niemals das Organ einer bestimmten Partei gewesen, sondern eine Tribüne, von der aus die Vertreter der verschiedensten Auffassungen ihre Ansichten in parlamentarischer Form haben aussprechen und vertheidigen können. Unsere Leser haben, sowohl in den Fragen der Kunst, wie in denen der Wissenschaft, Stimmen aus den entgegengesetzten Lagern vernommen: in der Nationalökonomie z. B. sowohl Anhänger der Manchesterschule (H. B. Oppenheim), als auch die sogenannten Kathedersocialisten (Baron). Die Redaction hat sich stets als außerhalb der Debatte stehend betrachtet, niemals in dieselbe eingegriffen und weder die vorgebrachten Ansichten des Einen besonders unterstützen, noch die Wirkung eines Andern durch eine Verwahrung ihrerseits beeinträchtigen wollen. Dieselbe streng objective Haltung gedenkt sie auch der vorliegenden Frage gegenüber beizubehalten. D. R.

viele „nur“ und aber“ haben wir bis jetzt schon lesen und hören müssen. Dilettantismus! sagen die Schlimmsten. Ob der Reichskanzler sich diesen Vorwurf sehr zu Herzen nehmen wird? Ob er sich nicht dessen erinnern wird, daß in alten Zeiten kein geringerer als mein verehrter Gönner, Herr von Sybel, heute gewiß einer der aufrichtigsten Verehrer des großen Staatsmannes, ihn, „einen unerfahrenen Dilettanten in der äußeren Politik“ nannte? Ich fürchte, der Fürst wird es sogar verschmerzen, daß das Manifest des „Vereins für Handelsfreiheit“ erst post festum in seine Hände gelangt ist, wenngleich der Verein versichert: „seine Grundsätze könnten allein als richtige anerkannt werden, und diese seine Ueberzeugung sei eine um so sicherere, als er in ihnen die von den hervorragendsten Staatsmännern Preußens und Deutschlands, wie von den hervorragendsten Vertretern der ökonomischen Wissenschaft in der ganzen Welt seit mehreren Menschenaltern verkündeten Wahrheiten erkenne!!“

Unglücklicherweise geht dem Kanzler bekanntlich Verständniß für Unfehlbarkeit so gut wie gänzlich ab, und nachdem er sich ernstlich und eingehend mit der Zoll- und Handels-Politik seit längerer Zeit schon befaßt hat, wird er auch der Versicherung des Manifestes, daß Protectionisten entweder die Wahrheiten des Freihandels vermöge geringer Begabung nicht zu erkennen vermöchten, oder dieselben aus eigennützigen Motiven leugneten, wie ich besorge, nur einen sehr bedingten Werth beimessen.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Fürst Bismarck ursprünglich instinctiv, möchte ich sagen, Freihändler war. Ein märkisch-pommerscher Grundbesitzer, wie er es gewesen ist, kann namentlich in jener Zeit schwerlich anders gedacht werden, als mit bewußter oder unbewußter Neigung für Freihandel: in jener Zeit, in welcher England noch trotz eigener Kornzölle der große, immer kaufbegierige Absatzmarkt für die ganze landwirthschaftliche Production Norddeutschlands war; in einer Zeit, in welcher der norddeutsche Grundbesitzer noch mit einer gewissen Verachtung auf die Schlotjunker vom Rhein und Westphalen herabsah. Die rheinischen Großindustriellen und Banquiers begannen derzeit gerade auf unsere politische Entwickelung einen nicht unbedeutenden Einfluß auszuüben; ich erinnere an die Namen: von der Heydt, Camphausen, Hansemann, Mevissen, Diergardt, größtentheils liberale und constitutionelle Männer, denen der hochconservative Grundbesitzer aus der Mark oder Pommern wenig Sympathien entgegentrug. Die Gegensätze verschärften sich noch, als diese rheinisch-westphälischen Politiker das Land mit jener Grundsteuerausgleichung mit unzureichender Entschädigung bedachten (die noch heute in den betreffenden Kreisen als ein unvergessenes und ungesühntes Unrecht betrachtet wird), während die Industrien ihrer westlichen Provinzen durch die kräftigen Schutzzölle des Zollvereins zu lebendiger blühender Entwickelung getrieben wurden.

Aber aus dem Herrn von Bismarck-Schönhausen ist inzwischen der gewaltige Staatsmann, der Kanzler des deutschen Reiches geworden, der nicht

mehr den Instincten und Neigungen seiner Jugend folgt, sondern den ruhigen politischen Erwägungen, die seine verantwortliche Stellung, seine Sorge für die Wohlfahrt des von ihm geleiteten mächtigen Gemeinwesens ihm zur Pflicht machen. Hat er seine handelspolitischen Ansichten, auch die von ihm noch vor wenigen Jahren vertretenen Ansichten, modificirt, und das mag von vornherein zugegeben werden, so ist man deshalb noch nicht berechtigt, anzunehmen, daß dies das unruhige Schwanken eines Mannes sein müsse, der sich auf dem wirthschaftlichen Gebiete nicht zu Hause fühle. Der Kanzler besitzt in sehr hervorragendem Maße das, was die Engländer als „common sense", wir als „gesunden Menschenverstand" zu bezeichnen pflegen. Als Diplomat wird er sein Handwerkszeug, so weit dies in fachwissenschaftlichen Kenntnissen bestand, völlig beherrscht haben, aber in gelehrter Kunde des Völkerrechtes und der Geschichte der Verträge sind andere Diplomaten und gar Professoren ihm möglicherweise überlegen gewesen und noch heute überlegen. Was ihn vor allen anderen ausgezeichnet hat, war jene Gabe der Beurtheilung realer Verhältnisse, welche, verbunden mit dem Muthe, im gegebenen Augenblicke entschlossen zu handeln, und verbunden mit der zähen Energie des Festhaltens der einmal in's Auge gefaßten Ziele, Erfolge zu verbürgen pflegt. Dieselben großen Eigenschaften sind es, denen er seine politischen Erfolge verdankt, und man wird doch schwerlich voraussetzen können, daß sie in seiner volkswirthschaftlichen und finanzpolitischen Thätigkeit ihm fehlen werden. Auch die Pläne, die er in seinem gegenwärtigen Schreiben an den Bundesrath entrollt, sind, soweit sie wirthschaftlicher Natur, nicht das Resultat überkommener Lehrmeinungen; der Kanzler ist schwerlich bei Friedrich List oder Carey in die Schule gegangen, er hat auch zu einem eingehenden Studium von Adam Smith vielleicht kaum Muße gefunden: — aber Eins hat seinem praktischen Blicke nicht entgehen können: das ist die Thatsache, daß die Resultate derjenigen Wirthschafts-Politik, an welcher Frankreich seit Colberts Zeiten festgehalten hat, für das materielle Gedeihen des Landes glücklichere und bessere gewesen sind, als die Resultate derjenigen Wirthschaftspolitik, welche Deutschland seit dem Jahre 1865 befolgt. Der Verein für Handelsfreiheit stellt zwar die Behauptung hin, daß Frankreich ebenso wie andere Länder von der allgemeinen Verkehrskrisis betroffen worden, aber diese Behauptung schafft das entgegenstehende Factum nicht aus der Welt, daß Frankreich unter derselben am wenigsten von allen civilisirten Staaten gelitten hat. Ein Land, das wie Frankreich in den ausgedehntesten Handelsbeziehungen zu anderen Nationen steht, wird bei Katastrophen, wie sie in Deutschland, Oesterreich, England, den Vereinigten Staaten eingetreten sind, bis zu einem gewissen Grade naturgemäß in Mitleidenschaft gezogen werden. Gleichwohl bleibt es unumstößliche Wahrheit, daß, während das französische Volk, um die Milliarden an das siegreiche Deutsche Reich zu zahlen und gleichzeitig die Verwüstungen und Zerstörungen des Krieges in dem eigenen Lande wieder gut machen zu können, gezwungen war, eine Schuldenlast auf sich zu laden, bei deren Höhe

unsere Zahlenvorstellungen sich zu verwirren beginnen —: es gleichwohl, wie ein englischer Beobachter bewundernd schrieb, ein „gefeites Leben“ zu haben scheint; durch seine schweren Niederlagen im Kriege und den Verlust zweier Provinzen nur zu verdoppelten Anstrengungen in jeder Art der Cultur und des Gewerbefleißes angespornt worden ist, seinem auswärtigen Handel einen um so größeren Aufschwung zu geben vermocht hat, und von der innern Geld- und Verkehrskrisis, die bei uns in Deutschland seit fünf Jahren wüthet, nahezu völlig verschont bleibt!

Wenn irgend ein Land menschlicher Berechnung nach von einer schweren, wirthschaftlichen Krisis hätte betroffen werden müssen, so war es gerade Frankreich. Die Hälfte des Landes durch die Verwüstungen des Krieges beschädigt; die Bevölkerung durch den Krieg der Arbeit entwöhnt und verwildert; der Credit des Staates auf's Aeußerste angespannt; die Zinsen der Staatsschuld zu einer Höhe herangewachsen, daß ihre regelmäßige Deckung fast unmöglich erschien; dabei politische Zustände von einer ganz unberechenbaren Unsicherheit; Parteikämpfe zwischen Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten, Republikanern und Communards, die jeden Augenblick zu gewaltsamen Umwälzungen führen konnten; und zu allem diesem eine Zoll- und Handels-Politik, welche nach freihändlerischer Versicherung nur die Politik von Thoren oder kurzsichtigen Interessen-Politikern sein kann und jedem Staate zum Verderben gereichen muß!

Hatte umgekehrt irgend ein Land Veranlassung, mit ruhigem Zutrauen in seine wirthschaftliche Zukunft zu sehen, so war es Deutschland, so war es das mächtige, deutsche Reich. Nach ruhmvollen Kriegen nahm es eine Machtstellung ein, die eine Bürgschaft des Friedens bildete; es hatte von den Unbilden des in Frankreich geführten Krieges nichts zu leiden gehabt; es konnte sich ganz der inneren Consolidirung hingeben, die so lange schon das Ziel der besten Köpfe und Herzen der Nation gewesen; es befand sich scheinbar wirthschaftlich vor dem Kriege in günstigen Verhältnissen; es war in der Ausdehnung seiner Eisenbahnen Frankreich vorausgeeilt; es erhielt fünf Milliarden Kriegsentschädigung, die ihm zur Herstellung eines einheitlichen Münz- und Bankwesens nützlich genug waren; es schlug die Bahnen einer Wirthschafts- und Handelspolitik ein, die nach der Versicherung der Freihandels-Theorie untrüglich richtige waren, folglich consequenterweise den dauernden Wohlstand des Landes hätten begründen müssen!

Nun und welches ist das Facit für Deutschland gewesen? — Erwerbs- und Arbeitslosigkeit in einem nie erlebten Umfange; Darniederliegen aller Productionszweige; Sinken der Arbeitslöhne auf ein Niveau, welches das bekannte „Existenz-Minimum“ kaum erreicht; stetige Verminderung der Rentabilität der Eisenbahnen wegen stetiger Abnahme des Verkehrs; stetige Verminderung der Einnahmen aus Verzehrs- und Verbrauchssteuern wegen zunehmender allseitiger Verarmung; Sinken der Preise des Grund und Bodens; Steigen des Zinsfußes; stetige Vermehrung der Concurs- und Subhastationslisten; erschreckende Zunahme der Verbrechensstatistik; Erlöschen jeder Art von Unternehmungslust in allen Erwerbszweigen; und nicht die mindeste Aussicht auf spontane Besserung dieser Zustände!

Dieser Contrast zwischen den in Frankreich und den in Deutschland gemachten Erfahrungen ist es, der dem Scharfblicke des Reichskanzlers nicht entgehen konnte und ihn dahin führen mußte, neben denjenigen finanzpolitischen Zielen, neben denjenigen Bestrebungen in der Eisenbahn-Politik, die er seit der Gründung des Deutschen Reiches consequent verfolgt hat, in den Rahmen seines Programmes auch die Reform unserer Zoll- und Handels-Politik mit hineinzuziehen. Man hat dies als ein ungehöriges Zusammenwerfen ganz heterogener Materien getadelt, wie ich meine, mit Unrecht, denn gerade diejenige Art der Zoll-Politik, die der Fürst in dem Programme vertritt, weist mit Nothwendigkeit darauf hin, die finanziellen Ergebnisse derselben ebensosehr im Auge zu behalten, wie ihre wirthschaftliche Rückwirkung auf die erhöhte Productionsthätigkeit des Landes. Das Zollsystem, welches er im Auge hat, soll dem deutschen Gewerbfleiße in allen Zweigen einen geringen Vorsprung auf dem heimischen Markte gewähren — aber es soll gleichzeitig auch diejenigen Finanzeinnahmen schaffen, welche neben den Einnahmen aus den reinen Finanzzöllen (auf die Colonialartikel Thee, Kaffee, Petroleum, Tabak 2c.) dazu helfen sollen, das bekannte Ziel des Reichskanzlers zu erreichen: das Reich in seinen Einnahmen unabhängig zu machen, die Matrikularbeiträge zu beseitigen, die Last der directen Steuern zu erleichtern, und dadurch namentlich den Communen in ihren finanziellen Bedrängnissen zu helfen.

Niemand und am allerwenigsten der Fürst Bismarck wird voraussetzen (wie freihändlerischerseits wohl den Freunden des Programmes Schuld gegeben wird), daß mit der Verwirklichung dieses gesammten Planes nun mit einem Schlage eine dauernde Sicherung gegen vorübergehende Krisen und Störungen im Handel und Verkehr gefunden sei; niemand hat auch bisher behauptet, daß die freihändlerische Zoll-Politik, die Deutschland seit dem französischen Handelsvertrage vom Jahre 1865 zu verfolgen begann, die alleinige Ursache einer Krisis gewesen, welche einen großen Theil aller civilisirten Länder betroffen hat; einer Krisis, welche namhafte Volkswirthe u. a. auf die gewaltige Revolution zurückzuführen suchen, die durch die Demonetisirung des Silbers in großen Culturstaaten im Verkehrsleben entstehen mußte: — aber die umgekehrte Behauptung, daß der Freihandel ohne Reciprocität, wie wir ihn begonnen hatten, zu der Krisis gar nichts beigetragen habe, wird denen, welche diese Zustände damals vorhergesagt haben, ebensowenig einleuchten, als die weitere Behauptung, eine rationellere Gestaltung unseres Tarifes unter Wiedereinführung der aufgehobenen Zölle werde und könne auf die Wiederbelebung der Production gar keinen Einfluß ausüben. Mathematische Beweise für das eine oder das andere, lassen sich pro oder contra nicht finden, die Stimmung des Landes aber ist, wie mir scheinen will, nicht sehr geneigt, der Freihandelstheorie in dieser speciellen Frage Recht zu geben.

Aehnlich verhält es sich mit dem Versuche der Verfechter dieser Theorie, die ganze Krisis auf einen allgemein im Volke eingerissenen Hang zur Verschwendung zu schieben und auf die durch die schwindelhaften Actienunter

nehmungen der Milliardenzeit allgemein gewordene Sucht, ohne Arbeit reich zu werden — und mit der Behauptung, Sparsamkeit allein vermöge wieder Wohlstand zu erzeugen. Keiner dieser Sätze kann auf unumstößliche Wahrheit und Richtigkeit Anspruch erheben. Die Verschwendungssucht kann nur einem winzigen Bruchtheile der Nation zur Last gelegt werden; die Freigebung des Actienwesens, beiläufig ein echter Sprößling des laisser-faire-Systems, hat wohl ungerechtfertigte Verschiebungen in den Vermögensverhältnissen, aber doch unmöglich die ausgedehnte Erwerbs- und Arbeitslosigkeit hervorrufen können, welche heute so bedrohliche Dimensionen angenommen hat. Und daß Sparsamkeit den Wohlstand der Nationen begründe, ist nur halb wahr. Nur halb wahr, weil aller und jeder nationale Reichthum nur entsteht durch Vervollkommnung der Herrschaft des Menschen über die Kräfte der Natur, diese aber wieder nur erreicht werden kann durch Association und Lebendigkeit der Circulation im gegenseitigen Verkehre. Der Hindu, der Spanier sind genügsamer und sparsamer, als viele andere Nationen, und doch wächst in Indien wie in Spanien der Reichthum langsamer als in anderen Ländern. Wo am meisten gespart wird, ist die Gesellschaft bewegungslos, die Fähigkeiten bleiben dort, wie Carey deducirt, latent, weil es an Nachfrage für Beschäftigung derselben fehlt, und dies zur natürlichen Vergeudung von vorhandener Arbeitskraft führt. „Arkwright und Watt," sagt Carey nicht unzutreffend, „erlangten eine Kraft, mittelst deren sie Reichthümer für sich erwarben und gleichzeitig den Werth des Grund und Bodens von ganz Britannien verdoppelten; Chaptal, Fourcroy und Berthollet ergriffen die Herrschaft über große Naturkräfte und trugen dadurch mächtig zu der ungeheuren Vermehrung des Grundcapitals in Frankreich bei. Ist dies das Resultat der Neigung zum Sparen? Morse erwarb Vermögen, indem er sich der Kraft, die Elektricität zu leiten, bemächtigte; liegt in diesem Vorgehen ein Schatten von Sparsamkeit? u. s. w."

Eine Behauptung des Freihandels-Manifestes mag als richtig anerkannt werden, das ist die Behauptung, die Protectionisten leiteten die Verkehrs- und Handelskrisis in Deutschland vornehmlich her aus den dauernden ungünstigen Handelsbilanzen des deutschen Reiches. Nun ist der Streit über Natur und Einfluß der Handelsbilanzen auf den Wohlstand des Landes ein sehr alter. Als Adam Smith sein großes Werk schrieb, war man noch völlig in den Lehren des Mercantilsystemes befangen, das in jeder auch noch so geringen und vorübergehenden Unterbilanz ein schweres Unheil erblickte. Gegen diese Vorstellung wandte sich der berühmte Autor, gegen eine Vorstellung, die u. A. die gesammte englische Colonial-Politik, die A. Smith für eine so sehr unrichtige erachtete, nicht allein damals beherrschte, sondern bis zu einem gewissen Grade bis heute geleitet hat (vide chinesischer Opium-Krieg) — und stellte diejenige Theorie auf, auf welche der Freihandel sich heute beruft, die Theorie, daß der Frage der Handelsbilanz gar keine Bedeutung beigemessen werden müsse, da Unterbilanzen z. B. gerade das Zeichen des Reichthums eines Landes seien könnten, günstige Bilanzen umgekehrt das Zeichen seiner

Armuth, seiner mangelnden Kaufkraft. Diese Theorie, welche heute so weit ausgedehnt wird, daß man jede Unterbilanz, auch andauernde jährliche Unterbilanzen als Zeichen steigenden nationalen Wohlstandes angesehen wissen will, hat von jeher bedeutende Anfechtungen erfahren und ist, wie mir scheinen will, auf die praktische Handelspolitik der Staaten von sehr geringem Einflusse gewesen. Es stand ihr die einfache Wahrnehmung gegenüber, daß anhaltend günstige Handelsbilanzen immer begleitet waren von allen Anzeichen eines steigenden Wohlstandes der Nation, steigenden Arbeitslöhnen, steigendem Werthe des Grund und Bodens, Vermehrung des Einkommens aus Verbrauchs- und Verzehrssteuern, Sinken des Zinsfußes 2c., während dauernde Unterbilanzen regelmäßig von solchen Calamitäten begleitet wurden, wie wir sie heute in Deutschland in so reichem Umfange erleben. — Die Theorie steht auch im Widerspruche mit dem schwer zu bekämpfenden Satze, daß die wirthschaftlichen Gesetze gleichmäßig auf die ökonomischen Verhältnisse des Privatverkehrs wie des internationalen Verkehrs Anwendung finden müssen. Denn wenn man sie auf den Privatverkehr anwenden wollte, dürfte es keinen Vermögensverfall, keine Concurse geben; waren doch die Unterbilanzen die in praxi solchen vorauszugehen pflegen, Zeichen zunehmenden Reichthums gewesen und nicht Zeichen der Verarmung. So richtig es daher an sich ist, daß genaue Feststellung von Handelsbilanzen sehr großen Schwierigkeiten unterliegt und im besten Falle eine Berechnung bleibt, die stets an ungenauen und unzuverlässigen Ziffern laboriren wird, so richtig es weiter ist, daß vorübergehenden Handelsunterbilanzen eine Bedeutung nicht beizumessen ist, so hat jene extreme Freihandels-Theorie auch unter den Anhängern des Freihandels noch niemals unbedingte Annahme gefunden. Der Minister Camphausen z. B., ein Mann der sicher zur Genüge von „den großen Principien des Freihandels" durchdrungen war, legte nach seinen Auslassungen im Reichstage entschiedenen Werth auf gute Handelsbilanzen, und wenn eine reiche Ernte in Aussicht steht, pflegen alle, auch die freihändlerischen Blätter die Hoffnung auszusprechen, daß dies einen günstigen Einfluß auf unsere Handelsbilanz ausüben werde.

Auch der Vorschlag des Vereins für Handelsfreiheit, die internationalen Verkehrsverhältnisse nicht nach den unsicheren Rechnungsaufstellungen der Handelsbilanzen, sondern lediglich nach dem Verhältnisse der gegentheiligen Wechselcourse veranschlagen zu wollen, würde völlig unzutreffende Resultate ergeben müssen. Denn der Wechselcours wird seinerseits sehr wesentlich beeinflußt durch die Discontsätze der verschiedenen Länder und diese wiederum zu einem sehr erheblichen Grade durch die allgemeine Jagd nach dem Golde, welche in Folge der Demonetisirung des Silbers immer größere Dimensionen angenommen hat.

Wenn ich trotz der lebhaftesten Bewunderung für das umfassende Genie des großen Adam Smith seiner Auffassung der Bedeutung von Handelsbilanzen nicht folgen kann, so tröstet mich der Umstand, das ich in anderen Materien mich ihm weit näher anschließe, als die große Mehrzahl derjenigen, welche sich heute für seine Jünger und geborenen Interpreten ausgeben.

Adam Smith legt, und das ist für mich der Angelpunkt aller seiner so sorgfältigen und mit so wunderbar reicher Combinationsgabe geführten Untersuchungen über die Gestaltung der wirthschaftlichen Zustände eines Landes — einen ganz überwiegenden Werth auf den inneren Verkehr und einem weit untergeordneteren erst auf den auswärtigen Handel. Die Schnelligkeit der Circulation, die ihrerseits bedingt wird durch unmittelbare Berührung der verschiedenen gewerblichen Berufszweige und die größte Mannichfaltigkeit der Beschäftigungen innerhalb der Nation, ist nach seiner Theorie die sicherste Grundlage des steigenden Wohlstandes. Der Factor, der vor allen Erwerbszweigen am meisten dazu dient, diese Circulation zu fördern, ist nach ihm die Landwirthschaft, no equal capital puts into motion a greater quantity of productive labour, than that of the farmer — no equal quantity of productive labour employed in manufactures, can ever occasion so great reproduction — der am wenigsten dazu beiträgt, der auswärtige Handel. Capital, im innern Verkehre angelegt, führt er in demselben Cap. V. Bd. II. aus, circulirt durchschnittlich 24mal schneller als das im auswärtigen Handel angelegte, giebt also der Industrie des Landes eine 24mal größere Ermunterung und Unterstützung, als das letztere.

Sind diese Sätze richtig, und sie sind es unzweifelhaft, so gewinnt die Frage der allgemeinen Eingangsabgabe, die wegen des in ihr liegenden Getreidezolles so vielfache Anfechtung in dem Programme des Reichskanzlers erleiden muß, doch ein wesentlich anderes Ansehen. Adam Smith konnte noch mit Recht ausführen, daß die hohen Getreidezölle, die England bis auf Sir Robert Peel behalten hat, zu seiner Zeit den Grundbesitzern selbst wenig Vortheil brächten, weil die Schwierigkeiten und Kosten des Importes ohnehin den heimischen Producenten einen wesentlichen Vorzug gewährten. Heute mit Dampfschiffen und Eisenbahnen liegt die Sache anders. Wenn in weiten Districten des Nordens und Ostens Deutschlands in Folge des Massenimportes fremden Getreides die Landwirthschaft Noth leidet und zurückgeht, so leidet derjenige Factor der nationalen Production, dem Adam Smith ebenso wie Colbert das Hauptgewicht beimessen, allen übrigen Erwerbs- und Productionszweigen gegenüber; denn auch Colbert motivirt seine gesammte, so berühmte und für sein Vaterland so segensreiche Politik vor allem anderen damit, daß durch die Begünstigung der Manufacturen zahlreiche Absatzmärkte für den Landwirth geschaffen werden müßten.

Immerhin mag man davon ausgehen, daß diese allgemeinen Eingangsabgaben, soweit sie Rohstoffe betreffen, die in ihrer Verarbeitung den ersten menschlichen Lebensbedürfnissen zur Befriedigung dienen sollen, niedrig normirt werden; daß sie die Artikel, die zur Wohnung, Kleidung, Feuerung und Ernährung der Bevölkerung bestimmt sind, nicht merklich vertheuern dürfen; schon die Rücksicht auf die finanziellen Einnahmen, die sie gewähren sollen, wird es verbieten, über ein gewisses Maß bei der Normirung dieser Zölle hinauszugehen: aber solche Eingangsabgaben auf den gesammten Import, namentlich

auch den landwirthschaftlichen, schlechtweg für absurd und undiscutabel zu erklären, entspricht nicht der Bedeutung, welche Adam Smith selbst einer blühenden landwirthschaftlichen Industrie beilegt und entspricht am allerwenigsten den Traditionen, welche seit den Zeiten des großen Kurfürsten die Fundamente des Preußischen Staates und des Deutschen Reiches legen halfen. Es ist wahrlich kein Product des laisser-faire-Systems, dieser Preußische Staat, der es durch die Weisheit seiner Verwaltung zu erreichen vermochte, daß in Gegenden, die ohne seine Fürsorge, sich selbst überlassen, vielleicht nur wenige Hunderte von Menschen zu ernähren vermocht hätten, heute 3000 Menschen auf der Quadratmeile Wohnung und lohnende Arbeit fanden. In hartem Kampfe mit einem rauhen Klima und einem dürftigen kargen Boden ist jene Bevölkerung des baltischen Höhenrückens herangewachsen zu der zähen und ausdauernden Race, mit welcher der große Friedrich den verzweifelten Kampf gegen drei mächtige Reiche siegreich durchzuführen vermochte. Und wenn uns heute erwidert wird: falls der Ackerbau in jenen Landstrichen nicht mehr lohnt, mögen sie sich auf Weidewirthschaft beschränken; falls bei der Weidewirthschaft die menschlichen Arbeitskräfte in geringerem Maße dort Verwendung finden können, mögen sie anderwärts sich Arbeit und Unterkommen suchen: so ist das eine Antwort, welche dem Geiste nicht entspricht, in welchem die Preußische Verwaltung bis auf unsere Tage geleitet worden ist.

Man hat wohl eingewendet, wenn die allgemeine Eingangsabgabe niedrig gegriffen würde, könne sie den Zweck, der landwirthschaftlichen Production des Inlandes irgend welchen Schutz zu gewähren, gar nicht erreichen. Ich halte diesen Einwand nicht für stichhaltig. Zunächst ist auch ein niedrig bemessener Zoll eine sehr wirksame Waffe gegen jenen Mißbrauch der Differentialtarife, welcher der ausländischen Waare eine Import-Prämie gewährte und sodann trägt jeder auch noch so niedrige Zoll insofern zur Sicherung des heimischen Absatzmarktes bei, als er um die Höhe seines Betrages dem inländischen Producenten einen Vorsprung vor dem ausländischen gewährt.

Ich habe die Ueberzeugung, daß der Reichskanzler bei Aufstellung des großen Reformplanes und insonderheit bei den auf allgemeine Eingangsabgaben gemachten Vorschlägen aber auch noch von weiteren sehr beachtenswerthen, politischen und socialen Gesichtspunkten ausgegangen ist, die seiner Beobachtungsgabe unmöglich entgangen sein können.

Er wird dessen eingedenk gewesen sein, daß die Lösung der wirthschaftlichen Probleme für Deutschland ihre besonderen Schwierigkeiten durch die unleugbare Thatsache hat, daß die Bevölkerungszunahme bei uns eine beträchtlich schnellere ist, als bei allen anderen Nationen (die Irländer etwa ausgenommen). Der Reichskanzler hat sich wiederholt ganz entschieden gegen die Projecte ausgesprochen, Colonien zu erwerben, um diesen den Strom deutscher Auswanderung zuzuführen und in der That ist es ja nicht allein die Gefahr auswärtiger Verwickelungen, nicht allein die Besorgniß vor den gewaltigen Kosten, welche ein Colonialbesitz dem Mutterlande zu verursachen pflegt, sondern namentlich auch die Rückwirkung

einer Colonialpolitik auf die socialen und politischen Verhältnisse des Mutterlandes, wie sie erfahrungsmäßig nie ausbleibt, die es räthlich erscheinen läßt, die Colonialprojecte von der Hand zu weisen. Andererseits ist die Auswanderung an sich immer eher als eine Schädigung des nationalen Wohlstandes angesehen, und durch die Gesetzgebung demgemäß thunlichst eingeschränkt worden. So bleibt nur der Ausweg übrig, dafür zu sorgen, daß der jährliche Ueberschuß der Bevölkerung im Vaterlande selbst lohnenden Erwerb finde. Denn mit Recht muß bezweifelt werden, daß dies dauernd der Fall sein wird, wenn nach dem Princip des laisser-faire-Systems in weiten Districten, wie eben erwähnt, der Ackerbau zurückgeht, und nach dem Programm des radicalen Freihandels unsere Industrie der übermächtigen englischen Concurrenz schutzlos preisgegeben wird.

Hätte Adam Smith mit seinem Satze Recht, daß zuerst der fruchtbare Boden und dann erst allmählich der geringere in Cultur genommen wurde, mit jenem Satze, auf dem die Malthus'sche Lehre basirt, daß die Erde in absehbarer Zeit nicht mehr im Stande sein werde, das Menschengeschlecht zu ernähren, und ebenso die Ricardo'sche Grundrenten-Theorie, welche wieder als Fundament einer ganzen Reihe von freihändlerischen Abstractionen angesehen werden muß: so würden wir in Deutschland in der That vor einem bösen Dilemma stehen. Wir müßten dann annehmen, daß eine sehr erhebliche Steigerung unserer landwirthschaftlichen Production nur auf Kosten aller übrigen Gewerbszweige etwa durch prohibitive Zölle zu erreichen wäre. Glücklicherweise ist aber auch Adam Smith nicht unfehlbar, und es bleibt neben der Entdeckung des großen Gesetzes von der Harmonie der Interessen, welches den alten Wortkrieg zwischen Producenten und Consumenten, Kapital und Arbeit, Landwirthschaft und Industrie &c. definitiv abgethan hat, eine der glorreichsten Beweisführungen Carey's, daß der große Adam Smith in diesem Punkte geirrt hat. Land für Land, Welttheil für Welttheil weist es Carey an der Geschichte der Colonisationen nach, daß gerade umgekehrt stets zuerst der leichte, geringe, auch unvollkommenen Ackerinstrumenten zugängliche Boden angebaut wurde, und erst ganz allmählich später der reiche Boden, zu dessen Cultur schwerere vollkommenere Instrumente erforderlich waren, und zu allerletzt gewöhnlich die sumpfigen Flußniederungen, die nur durch Drainage und Canäle zu Ackerland verwandelt werden konnten, dann aber allerdings die fruchtbarsten Aecker bildeten. Nun werden alle landwirthschaftlichen Autoritäten es bestätigen, daß unter der Anwendung der reichen Hülfsmittel, welche die moderne Agriculturchemie darbietet, und der gleichzeitigen Ausdehnung der immer noch viel zu wenig verbreiteten Drainage in weiten Landstrichen unseres Vaterlandes die Erträge des Grund und Bodens so gesteigert werden können, um nicht allein unsern heimischen Bedarf, den wir jetzt leider großentheils vom Auslande beziehen, vollständig zu decken, sondern auch die sichere Garantie zu geben, daß noch auf weite Zeiten hinaus die steigende Bevölkerung allein im landwirthschaftlichen Gewerbe lohnende Arbeit finden kann, ganz abgesehen von dem gewaltigen Aufschwunge, dessen unsere Industrie noch bei richtigen Zoll- und Handels-Principien fähig ist.

um ihrerseits ein gleiches Arbeitsfeld zu eröffnen. Beide gehen jetzt zurück; der Landwirth, weil er, durch die Massenimporte von Getreide aus Oesterreich und Rußland erdrückt, einsehen muß, daß er nicht mehr melioriren kann, ohne schweren Verlusten entgegenzugehen, der Industrielle, weil er auf dem heimischen Markte durch die ausländische Concurrenz bedrängt wird, während ihm die Grenzen der Nachbarländer für den Export seiner Erzeugnisse gesperrt bleiben, und die ganz natürliche Folge ist jene Erwerbs- und Arbeitslosigkeit, jener Mangel an Nachfrage nach menschlichen Arbeitskräften, dessen stetige Zunahme besorgnißerregend genug ist.

Es sind sicher Betrachtungen dieser Art gewesen, welche den Kanzler zu dem entschlossenen Schritte veranlaßt haben, der sich in seinem Schreiben dahin kundgibt, „die nationale Arbeit“ in allen ihren Erwerbs- und Berufszweigen zu schützen, wenngleich auch die weitere Wahrnehmung, daß unserem freihändlerischen Vorgehen kein einziges Land folgte, nicht ohne Einfluß auf die neue Wendung der Dinge geblieben sein wird. Haben doch die Vereinigten Staaten nicht allein, sondern auch Rußland, Frankreich, Oesterreich, Spanien, Italien sich sehr entschieden dem protectionistischen Systeme zugewandt und die englischen Colonieen Canada und Australien sich sogar gegen ihr eigenes Mutterland durch Zollschranken zu schützen begonnen. Rechnet man dazu den weiteren Umstand, daß Deutschland durch die Art seiner geographischen Lage noch mehr als andere Staaten darauf hingewiesen ist, seine Zoll- und Handels-Politik in einer gewissen Harmonie mit der seiner Nachbarn zu halten, daß kaum irgend ein Land sich einer durch die ganze Welt verbreiteten Strömung, wie sie heute zu Gunsten des protectionistischen Systemes constatirt werden kann, völlig zu entziehen vermag, selbst wenn es dieselbe für eine unberechtigte hielte: so wird man auch ohne besondere Sehergabe voraussagen dürfen, daß unsere Zoll- und Handels-Politik im Großen und Ganzen in der Zukunft nach denjenigen Grundsätzen gestaltet werden wird, welche der Kanzler in seinem Schreiben niedergelegt hat.

Freilich ist es eine Fluth von Controversen der mannichfachsten Art, die bei der Verwirklichung des großartigen und doch an sich einfachen und wenig complicirten Planes zu überwinden sein werden. Mag der Kanzler noch so entschieden betonen, daß ihm der Gedanke an eine Machtverschiebung innerhalb der gesetzgebenden Factoren zu Gunsten der Krone ganz fern liege: die constitutionelle Theorie muß auf ihrem „Schein“, auf parlamentarischen Garantieen zu bestehen suchen, sie wird nach Bürgschaften streben, daß bei der Vermehrung der indirecten Einnahmen und der eintretenden Verminderung der direkten Steuern die Rechte der Landesvertretung resp. des Reichstages ungeschmälert bleiben. Alle die bekannten Streitfragen der eventuellen Quotisirung der directen Steuern, Aufhebung des Art. 109 der Preußischen Verfassung werden von neuem mit frischen Kräften ventilirt werden. Nicht ohne Erfolg, wie ich hoffe; denn ist man von beiden Seiten darüber einig, den status quo in den parlamentarischen Competenzen aufrechtzuerhalten, und hat gleichzeitig den guten Willen, über-

haupt in Betreff der finanziellen Fragen zu einer Verständigung zu gelangen, so wird dieser modus vivendi, wie ich annehme, geringeren Schwierigkeiten begegnen, als der noch immer vermißte mit der römischen Curie. Nicht ohne Beachtung verdient aber für die Beurtheilung der Situation der Umstand zu bleiben, daß die Behandlung des gesammten Programmes für die gewohnte parlamentarische Praxis um deswillen etwas Besonderes und Neues darbieten wird, weil hier die wirthschaftlichen und finanz-politischen Fragen in einer unlösbaren Verbindung sich finden. Bisher wurden die wirthschaftlichen Fragen nicht als Parteifragen angesehen; fanden sich doch fast in allen Fractionen die verschiedenen wirthschaftlichen Nüancen vom radicalen Freihändler bis zum extremen Schutzzöllner oder Agrarier bunt durcheinander gewürfelt; — während die finanz-politischen Fragen daher natürlich als politische Fragen im eminentesten Sinne in den Fractionen verhandelt wurden, pflegten die wirthschaftlichen Fragen in besonderen, von allen politischen Parteien besuchten Conventikeln besprochen zu werden. Diese Trennung ist heute fast eine unmögliche und es ist vorauszusetzen, daß über das ganze Programm inclusive der Eisenbahnfragen an beiden Orten, sowohl in den Fractionen als den wirthschaftlichen Vereinigungen, verhandelt werden muß. Vielleicht ist gerade diese neue Lage, in welche der Reichstag sich versetzt sehen wird, dem Gelingen des gesammten Planes nicht ungünstig!

Man wird im Allgemeinen, denke ich, auch das Prognostikon stellen können, daß im Reichstage bei der unmittelbaren practischen Gestaltung der einzelnen Zollsätze, die Meinungsverschiedenheiten mit weniger Schärfe zu Tage treten werden, als bei dem theoretischen Principienstreite, der bei uns nach echt deutscher Art mit einer Leidenschaftlichkeit durchgefochten wird, die für andere Nationen kaum verständlich ist. Die einzelnen Fragen, ob mäßige Eisenzölle einzuführen, oder nicht; ob und in welcher Weise die Garnzölle rationeller zu gliedern, um den Grob- und Feinspinnereien gleiches Licht und gleiche Sonne zu gewähren, ja selbst die Frage der allgemeinen Eingangsabgaben, können an sich ja kaum als Principienfragen angesehen werden, nur die Consequenzen und Doctrinen sind es, die den Kampf verbittern; die bei niedrigen Schutzzöllen beispielshalber mehr theoretische als praktische Frage, ob Schutzzölle an sich mit Nothwendigkeit die Waare vertheuern. Für den principiellen Freihändler ist die Bejahung, für den Protectionisten die Verneinung der Frage Glaubensartikel. Der erstere beruft sich auf die Arithmetik und den Satz, daß Zölle überhaupt der vaterländischen Arbeit ohne jenen Erfolg keinen Schutz zu gewähren vermöchten — der Protectionist auf die innere Concurrenz und die entgegenstehenden Erfahrungen Frankreichs und der Vereinigten Staaten.

Am schwierigsten wird die Entscheidung über die Zukunft der **Handelsverträge** bleiben. Sollen überhaupt nach der Aufstellung des autonomen Tarifes noch Handelsverträge abgeschlossen werden oder nicht? Soll die „Meistbegünstigungsclausel“ in dieselben eingeführt werden, oder nicht? Diese Fragen werden meiner Auffassung nach in ihrer Entscheidung auf die Gestaltung

unserer Handels- und unserer inneren Verkehrsverhältnisse von noch weittragenderem Einflusse sein, als die Tariffordnung an sich. Beispielshalber ist der Wunsch, in guten wirthschaftlichen und politischen Beziehungen zu Oesterreich zu bleiben ein sehr lebendiger, aber die Meistbegünstigungsclausel, die alle Oesterreich gewährten Vortheile auch Frankreich zu Gute kommen läßt, würde, da das letztere Land um ein gutes Drittheil höhere Zollsätze hat, als wir, den Abschluß des Vertrages erheblich erschweren: — und doch ist gerade diese Clausel für den principiellen Freihändler wieder eine Hauptbedingung, auf die er — und zwar von seinem Stadpunkte aus mit Recht — den allerhöchsten Werth legt.

Schon vielfach ist, wie mir scheint nicht ohne Grund, die Forderung gestellt worden, man solle an den verschiedenen Grenzen verschiedene Zölle erheben, z. B. an der russischen Grenze, um unseren lieben Nachbarn im Osten für ihre rücksichtsvolle Behandlung der Zollfragen zu danken: Zölle von dreifacher Höhe; an den Seeküsten, die von dem Centrum der deutschen Industrie sehr entfernt liegen, Minimalsätze; an der österreichisch-deutschen Grenze würde eine gegenseitige starke Zollermäßigung anzustreben sein. Ich gestehe, daß ich eine Erledigung der Handelsvertrags-Frage in diesem Sinne nicht nur für durchführbar und möglich erachte, sondern ihr auch beiweitem den Vorzug gebe vor derjenigen Art der Retorsion, welche durch die Gesetzvorlage des vergangenen Jahres für die Eisenfabrikate in Aussicht genommen war, einer Retorsion, welche durch die Verallgemeinerung der Ursprungs-Atteste für die Zollabfertigungen zu sehr erheblichen Bedenken Veranlassung bot.

Wir dürfen uns nicht wundern, wenn alle diese Fragen bei uns schwerfälliger behandelt werden, als bei anderen Nationen. Während des Zollvereins waren die Regierungen, war die Bureaukratie es allein, die mit solchen Fragen ernstlich sich beschäftigte. Erst seit die Nation als solche eine Vertretung hat, beginnt das Interesse für die wirthschaftliche Politik ein so allgemeines und lebendiges zu werden, wie es heute erscheint.

Zu einer großen und wichtigen Entscheidung ist diese Vertretung jetzt berufen — möchten ihre Beschlüsse dem Vaterlande zu dauerndem Segen gereichen.

Shakespeare und seine Sonette.

Von

Fritz Krauß.

— Zürich. —

Es ist betrübend für den Verehrer des großen Briten, zu sehen, wie er als gespenstiges Zerrbild unter den scheuen Menschenkindern umgeht. In der That, man erkundige sich nach den landläufigen Ansichten über Shakespeare und man wird erstaunen über die Urtheile, welche bei aller pflichtschuldigen Begeisterung für den Dichter eingestanden werden. Woher kommt es, daß der Ruf eines Mannes, der fast keine Kunde über sich zurückgelassen hat, so zweifelhaft geworden ist? Was hat die Vorstellung erzeugt, daß der mit dem Haupte in den Himmel ragende Dichter als Mensch mit den Füßen im tiefsten Erdenschlamme gesteckt haben soll? Ich glaube, die Neugier unserer Zeit hat hieran viel verschuldet. Naiven Genuß haben wir verlernt, und den Satz „wo das Wissen aufhört, fängt der Glaube an", erträgt unser Stolz nicht mehr. Leider hört aber bei Shakespeare das Wissen schon am Anfange auf: wir wissen über seine Persönlichkeit fast gar nichts! Statt uns nun an seinen Werken genügen zu lassen und aus ihnen den Glauben zu schöpfen, daß der Charakter eines Dichters, der so der Menschheit den Spiegel vorhalten konnte, selbst groß und lauter gewesen sein mußte, haben wir keine Ruhe gehabt, bis wir allerhand Dinge entdeckten, die geeignet waren, den unbegreiflich Hohen uns menschlich näher zu rücken. Diese fanden wir in den Sonetten Shakespeares. Da lagen wahrhaftige Selbstbekenntnisse! Melancholische Betrachtungen, Klagen über verfehltes Leben und unglückliche Ehe, Bekenntnisse schwerer Verirrungen und Reue, aber auch cynische Witzeleien über dieselben. Das Alles gerichtet an einen schönen Jüngling, den Freund und Genossen, vor dem der große Dichter im Staube liegt — ja welche „klassische" Erinnerungen weckte nicht diese Männerfreundschaft in hellenisch gebildeten Geistern! Deutsch gesagt, da war nichts gemein genug, was man Shakespeare nicht zugetraut

Digitized by Google

hätte. So kam es, daß der Genius, der vordem fast wesenlos über uns schwebte, nach und nach in einem so unsauberen Gewande unter uns trat, daß sich ängstliche Naturen vor seinem Umgange schier genirten. So sind die herrlichen Sonette Shakespeares zum Fluche für ihn geworden! Das hat nun freilich endlich eine Rückfluth erzeugt; allein es scheint mir, daß man mit dem Bestreben, das Gefundene wieder in Nichts aufzulösen, in's andere Extrem verfällt. Es muß sich eine gesunde Mitte finden lassen, und der Versuch dürfte gerechtfertigt sein, dem in die Frage nicht eingeweihten Leser durch Aufklärung über die Harmlosigkeit der Sonette den reinen Genuß derselben zu ermöglichen, ohne ihm die Persönlichkeit des Dichters wieder in undurchdringliche Ferne zu entrücken.

Ein Blick in die Sonette Shakespeares zeigt, daß sie in zwei Hauptgruppen zerfallen, die nach Inhalt und poetischem Werthe verschieden genug sind, um sich auseinander halten zu lassen, wenn sie auch nicht äußerlich geschieden wären. Der Herausgeber Thomas Thorpe hat jedenfalls gewußt, daß zwei Hauptabtheilungen zu sondern seien und deshalb das Bruchstück Nr. 126, das sich in Reimstellung und Zeilenzahl von allen Sonetten unterscheidet, als Markstein dazwischen gesetzt. Ueber diese Aeußerlichkeit hinaus ging aber Thorpes Kenntniß oder Verständniß der Sonette nicht, sonst wäre es ihm nicht begegnet, innerhalb dieser Abtheilungen die größte Unordnung zu schaffen, ja, wie es scheint, einige Sonette von einer Abtheilung in die andere gerathen zu lassen. Durch diese Verwirrung und durch den Mangel an Correctur wird die Unrechtmäßigkeit und Heimlichkeit der Veröffentlichung charakterisirt, denn es steht wohl außer Zweifel, daß der Dichter selbst damit nichts zu thun hatte. Wie hätte sonst Thorpe in seiner oft citirten verkünstelten Widmung: „die in den folgenden Sonetten von unserem unsterblichen Dichter verheißene Unsterblichkeit dem einzigen Beschaffer*) Mr. W H“ wünschen können? Es sieht aus, als habe ein Freund Shakespeares die in seinem Besitze befindlichen Sonette und jene, deren er sonst habhaft werden konnte (sie circulirten ja unter den „besonderen Freunden“), zusammengerafft und dem Verleger Thorpe, um sie vor dem Untergange zu retten, zum Drucke übergeben, wofür ihn dieser nun als „einzigen Beschaffer“ in der Widmung ehren zu müssen glaubte, wenn er den „Mr. W H“ nicht etwa zugleich als Schild vorschob. Ich denke, einen solchen Vorgang kann man sich ohne allzu großen Zwang vorstellen; wer aber der Mr. W H gewesen sein mag, das zu untersuchen würde hier zu weit führen.

Von den vielen zur Erklärung der Sonette aufgestellten Theorien will ich, um einige Uebersicht zu gewinnen, hier nur die hauptsächlichsten anführen. Drake (1817) äußerte als der erste die Vermuthung, der Graf von Southampton möchte der Freund gewesen sein, den Shakespeare in den 126 ersten Sonetten besingt; mit den letzten 28, die an ein Weib gerichtet scheinen, weiß er nichts

*) Andere lesen das Wort „begetter“ als Erzeuger.

anzufangen. Boaden (1832) sah in Mr. W H William Herbert, spätern Grafen von Pembroke, und hielt diesen für den Freund. Charles Armitage Brown (1838) brachte die von Boaden angebahnte „persönliche Theorie“ zum Abschluß: sämmtliche Sonette gelten Pembroke, die letzten 28 sind an die gemeinschaftliche Maitresse gerichtet. In Deutschland gewann diese persönliche Theorie gewichtige Anhänger, so in Ulrici, der an Pembroke und des Dichters Bekenntnisse glaubt, und in Gervinus, der nicht begreift, wie man an Southampton zweifeln kann. Auch Elze legt den 126 ersten Sonetten autobiographische Bedeutung bei, indem er aber doch in ihnen „nicht sowol das individuelle und ausschließliche Eigenthum des Dichters als vielmehr einen Factor und Element des allgemeinen Gedankeninhalts (Freundschaftsschwärmerei) seiner Zeit“ sieht.*)

Diese Ansicht bildet gleichsam eine Brücke zu den Folgerungen Jener, welche sich mit der persönlichen Theorie nicht befreunden konnten und zu dem Schlusse kamen, die Sonette behandelten fingirte Verhältnisse und von den Freunden eingegebene Gedanken (Dyce 1864) oder seien lediglich das Erzeugniß freier dichterischer Phantasie (Delius, Gildemeister). Henry Brown (1870) sieht in den Sonetten eine Satire auf die in England herrschende Sonettenmanie, erkennt in W H den Grafen Pembroke und in der Schönen der letzten Sonette dessen Maitresse, mit der Absicht der Ironisirung nach Sydney's Lady Rich gezeichnet. Goedeke endlich läßt, ohne auf eine Deutung der gesammten Sonette einzugehen, gewisse Nummern an die Familie, die Frau geschrieben sein und erklärt im Uebrigen die Freundschaft mit Southampton (d. h. wohl auch mit Pembroke) für eine Fabel, ebenso die unglückliche Ehe des Dichters.

Während alle diese Ausleger ihre Ueberzeugungen in das Prokustesbett der von Thorpe geschaffenen Unordnung der Sonette zwängten, versuchten andere kühn eine neue Ordnung derselben. So erschien schon die 2. Auflage im Jahre 1640 neu geordnet und in Gruppen eingetheilt. Neuerdings haben Bodenstedt, Victor Hugo, Charles Knight und Gerald Massey eine veränderte Anordnung getroffen.

Gewiß hat schon diese *unvollständige* Aufzählung der verschiedenen Ansichten und Meinungen dem Leser einen Begriff von den Schwierigkeiten der Sonettenfrage gegeben.

Wer die Sonette allein auf der innigen Freundschaft zu einem jungen und vornehmen Manne beruhen läßt, wird, sei dieser nun Southampton oder Pembroke, auf Widerwärtigkeiten stoßen, die von der glühendsten Freundschaftsschwärmerei nicht überwunden werden können. Wer in ihnen eine autobiographische Quelle sieht, muß sich, er mag den Dichter verehren wie er will, bald mit Bedauern von dem Menschen Shakespeare abwenden — darüber hinweg hilft kein noch so „hoher“ Standpunkt von besonderer Moral des Genies. Am behaglichsten muß sich diesen Schwierigkeiten gegenüber jene

*) Karl Elze. William Shakespeare Halle 1876. S. 498.

Theorie fühlen, die in den Sonetten nur eine poetische Verarbeitung fingirter Verhältnisse sieht; denn da läßt sich leicht Alles unterbringen, auch die, wie man glauben sollte, deutlichsten persönlichen Anspielungen und wahrsten Herzenslaute.

Einen Mittelweg schlägt Gerald Massey*) ein. Die ersten 126 Sonette (anders geordnet) sind zum Theil an den Grafen Southampton gerichtet (65 St.), zum Theil schildern sie, auf dessen Eingebung, sein Liebesverhältniß zu Elisabeth Vernon und zwar in dramatischer Weise; bald spricht der Graf, bald seine Geliebte. Die zweite Abtheilung von 28 Sonetten ist für den Grafen von Pembroke geschrieben. Dieser ist der Mr. W H, der die Veröffentlichung der Sonette bewirkte. Die schwarze Schöne ist Lady Rich. — F. A. Gelbke hat (1867) diese Theorie seiner Uebersetzung der Sonette zu Grunde gelegt, und ich bin ihm in der meinigen darin gefolgt.**)

Masseys Hypothese macht mir die Sonette am genießbarsten und birgt für mich am meisten innere Wahrheit. Sie befreit nicht nur den Dichter von allem Anstößigen, was in den Liebessonetten, namentlich der letzten Abtheilung, wenn auf ihn selbst bezogen, liegt, sondern gibt auch für Sonette, die nicht in seinen Mund passen, den richtigsten Sprecher oder die Sprecherin.

Eine Gewähr für ihre relative Richtigkeit erblicke ich darin, daß sie fast alle anderen Hypothesen irgendwo tangirt, als hätte jede einen Theil der Wahrheit, die sie vereinigt. So hat sie die Freundschaft Shakespeares mit den hohen Gönnern Southampton und Pembroke, aber zeigt sie in einem Lichte, das auf des Dichters Charakter keinen Flecken läßt; sie gibt persönliche Sonette, durch welche wir dem Dichter nahe kommen, setzt aber auch seine Männlichkeit wieder in ihre Rechte ein und weist dem Weibe zu, was des Weibes ist; sie gewährt Shakespeare Spielraum für das freie Schaffen seiner Phantasie, wie für seine besondere Fähigkeit der dramatischen Darstellung und räumt auch dem Humor und der Satire ihr Feld ein. Endlich aber wirft sie auch auf Shakespeares Leben ein neues Licht: es wird gezeigt, zu welchen Mythen eine irrige Auslegung der Sonette Veranlassung gegeben hat.

Auf die Details von Masseys Hypothese***), insbesondere auf die Untersuchung der zweiten Abtheilung der Sonette und den Rückblick auf Shakespeares Leben kann ich hier nicht eintreten; es sei mir nur der Versuch gestattet, die sogenannte Southampton-Freundschaft wieder zu Ehren zu bringen, die am meisten zum Stein des Anstoßes geworden ist. Ich hoffe dies mit Hülfe von Material zu erreichen, das der Kritik bisher entgangen zu sein scheint.

Eines ist vorhanden, was bezeugt, daß Shakespeare in gewissen Beziehungen

*) Shakespeare's Sonnets etc . . . London 1866 und 1872, zuerst Quarterly Review, April 1864.

**) Fritz Krauß: Shakespeare's Southampton Sonette. Deutsch. Leipzig, W. Engelmann. 1872.

***) Einleitung und Anmerkungen zu meiner Uebersetzung enthalten das Nähere.

zum Grafen Southampton stand, ja sich seiner Protection erfreute, das sind die Widmungen, mit welchen er ihm seine beiden lyrisch-epischen Gedichte „Venus und Adonis“ und „Lucretia“ zueignete. Was uns sonst von Southamptons Beziehungen zu Shakespeare überliefert worden, ist nicht über allen Zweifel erhaben.

Die Widmung zu „Venus und Adonis“ (1593) lautet: „Dem sehr ehrenwerthen Henry Wriothesley, Grafen von Southampton und Baron von Tichfield. Höchst zu verehrender Herr! Ich weiß nicht, wie sehr ich beleidigen mag, indem ich meine ungeschliffenen Zeilen Eurer Lordschaft zueigne, noch wie die Welt mich dafür verurtheilen wird, daß ich für so schwache Last so starke Stütze wähle: wenn Euer Ehren aber nur zufrieden scheinen, werde ich es mir zum hohen Preise rechnen und geloben, daß ich alle müßigen Stunden ausnützen will, bis ich Sie durch eine ernstere Arbeit geehrt habe. Würde aber der erste Sprößling meiner Erfindung mißgestaltet erfunden, so werde ich bedauern, daß er einen so edlen Pathen hatte, und würde nie mehr einen so dürren Boden pflügen, aus Furcht, er möchte wieder so schlechte Ernte tragen. Ich überlasse ihn Ihrer Prüfung und Euer Ehren, wie es die Zufriedenheit Ihres Herzens verlangt, welche, wie ich wünsche, immer Ihrem eigenen Wunsche und der hoffnungsvollen Erwartung der Welt entsprechen möge.

Euer Ehren in aller Schuldigkeit (duty)
William Shakespeare.“

Die zur „Lucretia“ (1594):

„Die Liebe, die ich Eurer Lordschaft weihe, ist ohne Ende, und diese Schrift, ohne Anfang, ist davon nur ein überflüssiger Theil. Die Gewähr, welche ich von Ihrer gnädigen Gewogenheit habe, nicht der Werth meiner schülerhaften Zeilen, gibt mir die Sicherheit ihrer Annahme. Was ich geschrieben habe, gehört Ihnen, was ich zu schreiben habe, gehört Ihnen als ein Theil alles dessen, was ich Ihnen zugelobt habe. Wäre mein Werth größer, so würde auch meine Schuldigkeit (duty) sich größer äußern; so aber ist sie, wie sie ist, Eurer Lordschaft gewidmet (bound to Your Lordship).“

In der ersten Widmung tritt Shakespeare gleichsam noch tastend auf, unsicher, ob dieser „erste Sprößling seiner Erfindung“ wohl dem Grafen gefallen werde, und zugleich gelobt er, alle müßigen Stunden zu einer ernsten Arbeit zu verwenden, mit der er ihn ehren könnte.

Bei der zweiten Widmung weiß er schon, daß seine Arbeit willkommen ist, denn er besitzt Beweise von des Grafen Gunst; was er über die Arbeit selbst sagt, sind nur schickliche, jetzt aber eigentlich überflüssige Redensarten. Dagegen versichert er ihn schon in den ersten Worten seiner unendlichen Liebe und daß, was er geschaffen und zu schaffen habe, ihm gewidmet sei. Mit den Schlußworten bezeichnet sich Shakespeare eigentlich als des Grafen Southampton Dichter.

Vergleichen wir mit der zweiten Widmung Sonett Nr. 26:

Herr meiner Liebe! Der Du lehenseigen
Durch Dein Verdienst Dir meine Treu (duty) gemacht,
Dir send ich diese Botschaft, um zu zeigen
Dir meine Treu, nicht was mein Geist erdacht.
So große Treu, daß sie durch meinen armen
Und wortverleg'nen Geist erscheint wie bloß:
Doch hoffe ich, Du nehmest voll Erbarmen
Die nackte auf in Deiner Seele Schooß;
Bis jener Stern, der meine Schritte lenket,
Huldvoll und glückverheißend auf mich weist
Und Kleidung meiner nackten Liebe schenket,
Daß Deiner Achtung man mich würdig preist:
Dann darf ich laut von meiner Liebe sagen, —
Bis dann mich vor Dein prüfend Aug' nicht wagen.

Dieses Sonett ist unzweifelhaft ein Widmungssonett eines Dichters an seinen Patron — ganz im conventionellen Stile jener Zeit, voller Anklänge an die von den Formen des Feudalismus regulirten Gesetze der dienenden Liebe. Man lese Spensers Sonette an seine Gönner; Shakespeare könnte sich dieselben zum Muster genommen haben, z. B. jenes an Lord Grey of Wilton:

Most noble Lord, the pillar of my life
And Patron of my Muses pupillage,
Through whose large bounty poured on me rife,
In the first season of my feeble age,
I now do live, bound yours in vassalage.
u. s. f.

Den gleichen Gedankengang wie Shakespeares 26. Sonett hat Spensers Widmungssonett an den Grafen Essex.

In den Anfangszeilen von Shakespeares Sonett:

Lord of my love to whom in vassalage,
Thy merit hath my duty strongly knit!

haben wir den Herrn der Liebe (im Codex amoris die Herrin), den Vasall (dort den dienenden Ritter) und die Dienstespflicht (duty) des letzteren.

In diesem Sinne steht das Wort duty in der Widmung zur „Lucretia“, und im 26. Sonett, wo es sogar dreimal vorkommt. Geist und Sprache beider sind so ähnlich, daß man nicht daran zweifeln kann, daß beide sich an den gleichen Grafen Southampton richten. Spenser schrieb ein gutes Dutzend solcher Sonette an hohe Gönner, aber keines ist von der Innigkeit, der Wärme des einen von Shakespeare. Hier spricht die Freundschaft für sich selbst! Das 26. Sonett wurde jedenfalls lange vor der Widmung zur „Lucretia“, ja vor jener zu „Venus und Adonis“ geschrieben. Shakespeare überreicht dem Grafen erst ganz privatim einige poetische Versuche und versichert ihn, so zu sagen nur unter vier Augen, seiner Liebe, obgleich er auch da schon betont, daß er ihm seine Dienstbarkeit widmet — doch darf er das alles noch nicht öffentlich, laut sagen; das wird erst geschehen, wenn er seiner Achtung wirklich

würdig geworden. Er hat also noch nichts bereit, was er ihm öffentlich widmen dürfte. Das kommt dann mit der „Venus und Adonis", und ist die Sprache der Widmung dieses Gedichtes viel zurückhaltender und ängstlicher als die des früher geschriebenen Sonetts, so müssen wir bedenken, daß man vor den Leuten anders spricht, als unter vier Augen. Unsere Conjectur ist, daß Shakespeare seinem gräflichen Freunde mit diesem Widmungssonett die 17 ersten Sonette übersandt hat; einstweilen sehen wir durch Sonett Nr. 26 die Beziehung zu Southampton hergestellt.

Wenn Shakespeare in den Sonetten den Grafen besonders schön, sich selbst aber besonders alt macht, so ist das, ganz abgesehen von der großen Jugend Southamptons und dem bei Sh.'s Charakter mehr als die wirklichen $9^{1}/_{2}$ Jahre betragenden Altersunterschiede, nichts weiter als eine, dem angesehenen Freunde gegenüber wohl angebrachte, zu jener Zeit eigentlich gebotene dichterische Uebertreibung. Ich kann deshalb nichts Anstößiges darin sehen, wenn er in Nr. 108 den jungen Grafen, den „beauteous and lovely youth" des 54. Sonettes, „sweet boy" nennt. Sweet ist einer der Lieblingsausdrücke des „Sweet Swan of Avon", und manchen rauhen Krieger und tapfern Lord läßt er in seinen Stücken damit angeredet werden, während Falstaff sogar den König Heinrich, allerdings diesmal unstatthafter Weise, „my sweet boy" nennt. Hieraus lassen sich ebenso wenig undelicate Schlüsse auf die Art der Freundschaft ziehen, wie aus dem „lover", welches in der Dichtersprache jener Zeit einfach „Freund" bedeutete.

Die ersten 17 Sonette nun, welche unzweifelhaft an einen jungen Mann (für uns also Southampton) gerichtet sind, scheinen eine Aufforderung zum Heirathen zu enthalten, ja gerade zu diesem Zwecke geschrieben zu sein, was von verschiedenen Auslegern geleugnet oder in's Lächerliche gezogen oder gar in eine Aufforderung zur Ausschweifung verdreht wird. In Nr. 2 sagt der Dichter, es brächte dem Freunde keine Ehre, wenn der Schatz, den seine Jugend hob, später nur in den tief eingesunkenen Augenhöhlen läge (wie sprechend!), wie viel höher wäre der Verbrauch seiner Schönheit zu preisen, könnte er auf ein Kind zeigen und durch Erbfolge beglaubigen, daß dessen Schönheit von ihm stamme.

Das „die single" in Nr. 3, „singleness" in Nr. 8, „single life" in Nr. 9 bedeutet wohl nichts Anderes als ledig, ehelos.

Die schönen Sonette Nr. 8 und 9 schildern das Glück, das die Ehe gewährt:

Nr. 8.

Musik Du selbst — wie kann Musik Dich schmerzen?
Das Süße haßt nicht Süßes, Lust liebt Lust!
Warum begehren, was Du scheust im Herzen?
Rufst Du die Qual herbei, der Qual bewußt?
Wenn reiner Töne Einklang Dich verdrießet,
So will ihr süßer Bund nur Rüge sein
Dir, der sein Herz der Harmonie verschließet
Und, sie verschmähend, trotzig bleibt allein.

Horch! wie die Saiten in einander schwingen,
Die einem Paare gleich verbunden sind,
So, wie in einer zarten Note singen,
Vereint und glücklich, Vater, Mutter, Kind —
Wortloses Lied, vielstimmig, Eins im Klange,
Erschallt's: „allein wirst Du nicht zum Gesange!"

Nr. 9.

Verzehrst Du denn aus Furcht vor Wittwenthränen
Dich einsam? Ach! stirb kinderlos, allein,
So wird die Welt sich klagend nach Dir sehnen,
Wie ein verlassen Weib in Trauer sein.
Die Welt wird Deine Wittwe sein, wird weinen,
Daß Du ihr keine Form von Dir vermacht,
Da jeder armen Wittwe aus der Kleinen
Vergnügtem Aug' des Gatten Bildniß lacht.
Sieh', was Vergeudung in der Welt verschwende,
Tauscht nur den Platz; die Welt bleibt dessen froh:
Der Schönheit Mißbrauch aber kommt zu Ende,
Und, ungenützt, wird sie vernichtet so.
Nicht Lieb' zu Andern kann der Busen nähren,
Der gegen sich mag solche Mordlust kehren.

Hier ist klar ausgesprochen, daß weder der Mißbrauch, den man mit der Schönheit treibt (in ausschweifendem Leben), noch ihr ungenützt sein lassen (durch ledig bleiben) ihren Zweck erfüllt: Das thut nur das Dritte, das noch übrig ist: Die Ehe!

Noch mehr! In Nr. 10 wirft der Dichter dem Grafen vor:

So blut'ger Haß ist jetzt in Dich gefahren,
Daß gegen Dich Du selber Dich verschwörst
Und jenes schöne Haus, das zu bewahren
Du streben solltest, freventlich zerstörst —

und in Nr. 13 wörtlich:

Wer läßt ein so schönes Haus in Trümmer fallen,
Das „Wirthschaft in Ehren" erhalten könnte? —
Verschwender nur! Theurer! Du weißt,
Du hattest einen Vater, laß' Deinen Sohn so sagen!

Das zeigt doch deutlich, daß es sich um Erzeugung eines legitimen, „in Ehren" geschaffenen Erben handelte, der das „Haus" vor Verfall bewahren sollte, wozu der Umstand eine treffliche Illustration bildet, daß das Haus Southampton auf dem jungen Grafen beruhte, da Vater und Bruder gestorben waren. Shakespeare sagt ja: „Du hattest einen Vater."

Daß Shakespeare nicht nöthig hatte, den jungen Freund zum Umgange mit dem andern Geschlechte aufzufordern, kann man wol zwischen den Zeilen dieser ersten Sonette lesen; es galt vielmehr, wie gesagt, ihn selbst und sein Haus vor dem Verfalle zu schützen durch die Ehe. Das wird uns klar,

sobald wir die Quelle*) betrachten, aus der Shakespeare ganz augenscheinlich geschöpft hat: Philipp Sidneys „The countess of Pembroke's Arcadia", erschienen 1590. Da sucht Cecropia folgendermaßen ihre Nichte Philoclea zur Ehe mit ihrem Sohne zu bewegen (III. Buch): „Die Natur hat Dich zu einem Weibe bestimmt, als Du geboren wurdest, und wie sie Dich zum Kinde einer Mutter machte, solltest Du Dein Bestes thun, Mutter eines Kindes zu sein (vergleiche Shakesp. Son. 1, 3, 13!): sie gab Dir Schönheit, Liebe zu gewinnen, Geist, Liebe zu erkennen, und ausgezeichnete Gaben, Liebe zu belohnen, welche willige Belohnung mit unaussprechlichem Glücke gekrönt wird: denn wie es den Empfänger fesselt, macht das den Verleiher glücklich: Das macht den Geber nicht arm, sondern bereichert ihn (6, 16). Ach! der süße Name einer Mutter! Ach! das Glück, der Trost, Deine Kinder aufwachsen zu sehen, in denen Du verewigt wirst! (2, 3). Wenn Du fassen könntest, welche Herzensfreude es ist, Deine eigenen Kleinen voll Liebe in Deinen Schooß springen zu sehen, zu sehen, wie sie als kleine Modelle Deiner selbst Dich mit sich herumtragen (6, 9, 13, 16, 17)."

Und als Philoclea meint, sie verstehe von dem nichts und die Ehe scheine ihr nur ein schweres Joch zu sein, fährt Cecropia fort:

„Wie Du Dich täuschest! . . . Glaube mir, die Erfahrung des Mannes ist das beste Auge der Frau. Hast Du je reines Rosenwasser in einem Krystallfläschchen gesehen (5)? wie schön es aussieht? wie süß es riecht, während das schöne Glas es umschließt? Zerbrich das Gefängniß (6) und laß das Wasser seinen eigenen Lauf nehmen, vermischt es sich nicht mit dem Staube und verliert alle seine frühere Süße und Reine? So in Wahrheit sind wir, wenn wir nicht den Halt eher als den Zwang der krystallenen Ehe tragen (6). Was soll ich von dem freien Entzücken sagen, welches das Herz ohne innere Gewissensbisse oder Furcht vor äußerer Schande umfassen kann? Und ist ein einsames Leben so gut wie dieses? (3, 4, 8, 9) oder kann eine Saite so gute Musik machen wie ein Paar (8)**)?"

Nachdem Cecropia vergebens bei Philoclea ihre Ueberredungskunst aufgeboten, versucht sie ihr Glück bei ihrer anderen Nichte Pamela:

„Schönheit, liebe Nichte, ist die Krone der weiblichen Größe, und wer immer von den darin sehr sparsamen Himmeln mit dieser Gabe beschenkt wurde, ist ohne Frage verpflichtet, sie zu dem edlen Zwecke zu verwenden, zu dem sie geschaffen worden (1, 4, 13), nicht nur zum Gewinnen, sondern auch zum Erhalten; denn das ist in der That das rechte Glück, das nicht nur in sich glücklich ist (1), sondern auch das Glück auf einen Anderen übertragen kann. Schönheit verschwindet (5, 9, 12), von der Zeit verschlungen (devoured by Time) (19!), aber wo bleibt sie immer frisch, als im Herzen eines treuen

*) Es galt bisher als feststehend, daß keine Quelle zu Shakespeares Sonetten bekannt sei.

**) Bis hierher von Massey l. c. S. 36 mitgetheilt.

Geliebten? . . . Genieße den Himmel Deines Alters (1, 16), dessen Du sicher bist, und wie gute Wirthschafter das verbrauchen, was sie nicht behalten können, so genieße Du fröhlich dessen, was Dir sonst zu späte Reue bringt, wenn Dein Glas Dir in's Gesicht sagen wird, welche Veränderung mit Dir vorgegangen ist (3, 6). Siehst Du, wie der Lenz voll Blüthen ist und sich damit schmückt, ohne auf die Früchte des Herbstes zu warten? Was ist das für eine Lehre für Dich, als daß Du im Mai Deines Alters sein sollst wie im Mai? (1, 3, 6). — Wie sehr vermehrt er den großen Wunsch, den ich für diese gesegnete Heirath hege, Deine Tugenden durch solchen Eifer und solchen Ernst (wirklich das festeste Band) befestigt zu sehen, welche nach Ansicht der gewiegtesten Geister die besten Mittel sind, den Sinn des Mannes zu zügeln und im Guten zu erhalten!"

In der ersten Ekloge (I. Buch) singt Thyrsis von Kala: „Dies Mädchen, so zur Freude geschaffen, oh Pan! beklage, das ohne Liebe seine Jahre der Liebe verbringt! Ein so schönes Feld würde einen Herrn wohl zieren." (3, 16.)

Im 3. Buch sagt der alte Geron zum jungen Histor: „Die Natur verlangt vor allem, daß wir uns bemühen, unser Geschlecht zu erhalten (1, 4, 11); darin liegt unser ganzes Menschenglück. Dein Vater kann sich mit Grund über Dich beklagen, wenn Du ihm nicht seine Thaten für Dich zurückzahlst, indem Du ihm den Gewinn eines Großvaters gewährst. (2!)*) Dein Staat der auf solche Weise unsterblich geschaffen werden sollte (11), kann mit Recht trauern, wenn Du Deine Nachkommenschaft so mordest. (3, 6.) Der hat sein eigenes Sein nicht verdient, der aus Selbstsucht das unterlassen will, was dieses Sein ewig erhalten soll. (1, 3, 16.) O Histor! suche in Dir selbst zu blühen (13): Dein Haus muß durch Dich selbst leben oder dann untergehen (10, 13) und wer soll dann den Namen Histor erhalten? (10). Kinderreichthum geht über einen Fürstenthron (6); es rührt mit heimlicher Freude des Vaters Herz, wenn er ohne Schande sagen kann: ‚Diese sind mein.' (2!) Darum heirathe, denn die Ehe wird jene Leidenschaften zerstören, welche der Jugend zu Kopfe steigen und die Mutter und Ammen aller eitlen Sorgen sind."

Wollte ich die Vergleichungspunkte zwischen vorstehenden Argumenten und Shakespeares ersten Sonetten herausheben, so müßte ich gleich die ganzen 17 Sonette hier copiren; ich beschränkte mich deshalb darauf, die entsprechenden Nummern der Sonette einzuschieben.

Der bedeutsame Umstand, daß Shakespeare die Argumente der Cecropia so einrichtete, daß sie auf einen jungen Mann passen, beweist, daß er beabsichtigte, sie für einen ganz bestimmten Zweck, aber zu gleichem Ziele zu verwenden.

*) Eine interessante Parallele zu dieser Philosophie finde ich in „Religion und Philosophie", von Dr. Max Müller. Deutsche Rundschau, Nr. 4. 1879. p. 60:

„Die Schuld, die der alte Inder seinen Eltern schuldet (im Stadium des Hauslebens) bezahlt er durch Opfer an die Manen und dadurch, daß er selbst ein Vater von Kindern wird.

Und daß dieser junge Mann die „frische Zier der Welt", des Hofes (Son. 1) und der Spiegel seiner Mutter war (S. 3), daß er seinen Vater verloren hatte (S. 13) und auf dem „Gipfel glücklicher Stunden" stand (S. 16) d. h. am Ende der Zehner, diese persönlichen Anspielungen, die alle wieder auf Southampton passen, gestatten kaum mehr einen Zweifel darüber, wen Shakespeare im Auge hatte. Ich glaube, man darf annehmen, der Schlußsatz an Pamela, namentlich aber die letzten Worte Gerons haben zuerst in dem Dichter den Gedanken erweckt, seinem jungen Freunde den Spiegel vorzuhalten und sind so die nächste Veranlassung zu diesem Sonettenkranze geworden. Damit wäre für die Shakespeare-Southampton-Freundschaft eine Basis gewonnen, welche alle bisher beliebten, widerwärtigen und unedlen Deutungen ausschließt.

(Ich muß hier in Parenthese bemerken, daß Sh. in „Venus und Adonis" die Venus ebenfalls vorstehende Argumente, aber in ihrem Sinne in's Treffen führen läßt, und daß es sehr interessant ist, Vers 132—134 zu lesen, wie Shakespeare selbst die, wenn ich so sagen darf, nackt darwinistische Auslegung des Zweckes der Schönheit zurückweist. — „You do it for increase! O strange excuse!")

Halten wir nun die Thatsachen zusammen, daß Graf Southampton 1589, 16 Jahre alt, nach London kam, daß Sidneys „Arcadia" 1590 erschien und Shakespeare 1593 Southampton „Venus und Adonis" als ersten Sprößling seiner Erfindung widmete, so ist wohl die Conjectur nicht mehr zu kühn, Shakespeare habe die ersten 17 Sonette zwischen 1591 und 1593 geschrieben und dem Grafen mit Nr. 26 als Widmung übersandt („Dir send' ich diese geschriebene Botschaft"), und „Venus und Adonis" sei alsdann die „würdigere Gabe" gewesen, mit welcher der Dichter zum ersten Male, wie in Nr. 26 verheißen, lautes, d. h. öffentliches, Zeugniß von seiner Verehrung für Southampton ablegte.*) In der Widmung zu „Venus und Adonis" nennt er ihn „die hoffnungsvolle Erwartung der Welt", wie vorher im 1. Sonett „die frische Zier der Welt" (Hofwelt). Wenn dann später in den Sonetten Shakespeare in Nr. 38 sagt: „Wie kann es meiner Muse an Erfindung fehlen, so lange Du lebst, der Du Deinen eignen süßen Stoff in meine Verse gießest?", in Nr. 83 von „Deinen beiden Dichtern" und seiner „Dichterschuld" spricht, in Nr. 72 sich seiner dichterischen Erzeugnisse schämt, die des Freundes so gar nicht werth seien, in Nr. 78 den Freund versichert „sein Auge, sein Einfluß habe ihm die Zunge gelöst und seine Unwissenheit so hoch getragen, wie die Gelehrsamkeit die anderen Dichter"; wenn er in Nr. 100 sich ermahnt, wieder dem Ohre zu singen, dem „werthvoll seine Lieder", in Nr. 102 sich der Zeiten erinnert, da er die noch neue Liebe mit Liederklang begrüßte, und Entschuldigung für sein längeres Schweigen sucht, in Nr. 76 frägt, warum

*) Es ist wahrscheinlich, daß Shakespeare „Venus und Adonis" schon in Stratford geschrieben hatte, das Gedicht aber für Southampton umarbeitete, als er seiner Gunst versichert war und ihm etwas offen zu widmen wagen durfte; dabei kann er dann die Argumente aus der „Arcadia" eingefügt haben.

denn sein Lied immer dasselbe sei, keinen Wechsel und stets die gleiche äußere Form zeige, so daß man ihn an jedem Worte erkenne, in Nr. 105 erklärt, sein Lied habe nur einen Stoff und all sein Lob sei nur „to one, of one" (an Einen, über Einen) — mit welchem Rechte suchen wir hinter diesen eigenen Worten des Dichters alles Andere, nur nicht die so nahe liegende Erfüllung (wo wäre sie sonst?) des, in seiner Widmung der „Lucretia" dem Grafen Southampton*) gegebenen Versprechens?

In der Widmung und in den Sonetten liegt die Charakteristik des Verhältnisses zwischen Shakespeare und Southampton: Dichter und Patron — Dichter und Freund.

Es ist bekannt, daß Southampton ein freigebiger Beschützer der Wissenschaften und schönen Künste und eifriger Besucher von Shakespeares Theater war. Chapman nennt ihn „den Preis der edelsten Geister unseres Landes", Richard Braithwait „der Gelehrsamkeit ausgewählten Liebling", Nash „einen lieben Liebhaber und Pfleger der Liebhaber der Dichter sowohl als der Dichter selbst", Florio „die Perle der Pairs". Barnaby Barnes spricht 1593 in einem Sonett an ihn die Hoffnung aus, daß seine Verse „wenn sie jene himmlische Gunst schützt, welche den Musen Licht verleiht", vor den giftigen Pfeilen des Neides sicher sein mögen (vergleiche Shak. Son. 38, 78, 79 u. s. w.). Und Jervais Markham sagt zu ihm in einem Sonett: „Du, der Lorbeer auf der Musen Hügel, dessen Auge die siegreichste Feder krönt" — was man auf Shakespeare bezogen hat**).

Daß Shakespeares Gefühl für Freundschaft sehr entwickelt war, weiß Jeder, der seine Dramen gelesen hat; er gehörte damit eben ganz seiner Zeit an, welche die Freundschaft über die Liebe stellte. Henry Brown***) gibt vielfache Beispiele, welche darthun, daß die Freundschaftsschwärmerei nicht nur mit der Liebe den conventionellen Inhalt der damaligen Sonettendichtung bildete, sondern im wirklichen Leben das Denken und Empfinden der bedeutendsten Geister erfüllte. Ich kann mir nicht versagen, ein lebendiges Beispiel solcher Männerfreundschaft anzuführen; das ist die Freundschaft des edlen Hugenotten Hubert Languet (geb. 1518) zum öfter genannten Sir Philipp Sidney. Languet, der Freund Melanchthons, der Vertraute der protestantischen Fürsten Deutschlands und geheime Minister des Kurfürsten von Sachsen, lernte Sidney auf dessen deutschen Reise 1573 kennen und schloß mit dem Jünglinge eine Freundschaft, die bis zu seinem Tode dauerte. Die Trennung von ihm füllte eine Correspondenz aus, über welche Fox Bourne†) sagt:

„Sie gebrauchen mehr als jetzt üblich ist, Ueberschwenglichkeiten in dem Ausdrucke der Freundschaft. Kein liebekranker Jüngling kann mit feurigerer Leidenschaft und zärterer Sorge schreiben, oder mit häufigeren Aengsten und

*) Shakespeare hat, soviel wir wissen, sonst Niemandem etwas gewidmet.
**) Massey l. c. S. 90.
***) Henry Brown l. c. S. 51, 196—200.
†) H. R. Fox Bourne. A Memoir of Sir Philip Sidney. London 1862.

grundloserer Eifersucht kämpfen, als Languet, damals 55 Jahre alt, in seinen Briefen an den neunzehnjährigen Sidney*). Im Jahre 1574 schreibt er Sidney nach Padua, er solle sein Bild für ihn malen lassen und darunter einige Verse setzen, die er ihm schickt: ‚Den ersten Reimversuch, den er in seinem Leben gemacht.‘ Sidney verspricht darauf, sich in Venedig bei Paul Veronese oder Tintoretto für ihn malen zu lassen: ‚Ich bin sehr glücklich, daß Sie mich so dringend um mein Bild gebeten haben, da das mir sagt, welche süßen Gedanken Sie über mich haben und wie sehr Sie mich lieben. Natürlich sollen Sie es bekommen, selbst wenn nichts von der wahren, mächtigen Freundschaft zwischen uns wäre, die alle übrigen Verhältnisse des Lebens übersteigt, wie die warme, glänzende Sonne alle schwächeren Sterne verdunkelt.‘ Languet schreibt Sidney, nachdem er ihn 1579 in London besucht und nicht hatte von ihm Abschied nehmen können: ‚Obgleich ich Ihnen nichts zu geben hatte, als Thränen und Seufzer, schmerzt es mich, daß diese Thränen und Seufzer Ihnen nicht die Größe meiner Liebe beweisen durften.‘ Er nennt Sidney bald seinen Schüler, seinen Sohn, seinen Knaben (boy).“

Gewiß war Sidney kein armer Schauspieler wie Shakespeare; aber diese glühende Freundschaft des welterfahrenen Mannes zu dem Jünglinge, der kein anderes Verdienst hatte als seine Abstammung und seine persönliche Liebenswürdigkeit**), läßt uns die schwärmerische Liebe des feurigen Dichterherzens Shakespeares für einen wohlwollenden jungen Freund von dem Range Southamptons nicht mehr unbegreiflich oder unmännlich erscheinen. Es war ein Gefühl, dessen Wahrheit sich mit der vom Sonettenstile geforderten Dichtung auf's anmuthigste verflechten ließ. Ein trauriges Zeichen unserer Zeit aber muß ich es nennen, daß man eine solche Freundschaft nicht mehr versteht, sondern ihr entweder nur die schmutzigsten Motive unterlegen kann, oder sie ganz leugnen muß!

Shakespeare hat mehrere Sonette geschrieben (19, 60, 63, 64, 65, 55, 81), in welchen er dem Angesprochenen Unsterblichkeit verheißt. Die ganze Art und Weise deutet darauf hin, daß der Angesprochene ein hervorragender Mann war und diese Unsterblichkeitsverheißungen sind auch in dem conventionellen Stile jener Zeit geschrieben, den Ausdrücken, mit denen Dichter ihre Gönner ansangen. Man vergleiche nur Stellen wie:

Son. 19.

Doch thu' Dein Schlimmstes, Zeit! Trotz der Vernichtung
Lebt ewig jung mein Freund in meiner Dichtung.

Son. 60.

Doch ihrer (der Zeit) Wuth zum Trotz soll spät'sten Jahren
Mein Vers die Kunde Deines Werths bewahren.

*) Shakespeare zählte erst 29 Jahre, als er, nach unserer Hypothese, die ersten Sonette an den neunzehnjährigen Southampton richtete.

**) Sidney war damals noch einfacher Philip Sidney; er ward erst 1583 Sir Ph. S. und Knight of Penshurst.

Son. 55.

Hier diesen mächt'gen Vers wird überleben
Kein Fürstengrab (monument), marmor- und goldverziert.
Und größren Glanz wird dieses Wort Dir geben
Als ungewaschner Stein, den Zeit beschmiert.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Tod und Vergessen wirst Du überwinden,
Und Deinen Ruhm und Deine Herrlichkeit
Wird ein Geschlecht dem anderen verkünden
Bis an das Ende dieser ird'schen Zeit (all posterity),
So, bis das Weltgericht Dich wird erheben,
Gibt Dir dies Lied im Aug' der Liebe Leben.

mit folgenden Ausdrücken Spensers

To Lo. Ch. Howard, high Admiral of England.
Das ew'ge Denkmal (monument) Deines Ruhmes
Ist in diesem Verse bildlich eingegraben,
Damit es für alle Zeiten lebe (to all posterity).
To the Lord of Hunsdon, High Chamberlain.
Lebe ewig, Lord, in diesem ewig dauernden Verse,
Damit alle Zeit (all posterity) Deinen Ruhm preise.

In einem Sonette an den Grafen von Northumberland schildert Spenser das Verhältniß zwischen Dichter und Patron: die heiligen Musen hätten stets beansprucht, die „Ammen" des Adels und Aufzeichner seines ewigen Ruhmes zu sein, wofür dann der Adel auch gehalten sei, die Dienste der süßen Poesie, deren Bemühungen ihm Ruhm bringe, willkommen zu heißen und den Sänger seines Lobes zu patronisiren.

Was ist es denn nun Besonderes, wenn Shakespeare seinem Freunde und Gönner Southampton auch Sonette gewidmet hat?

Wir können uns vorstellen, daß die ersten Sonette dem Freunde so gut gefallen haben, daß er den Dichter zu weiteren aufforderte. Son. Nr. 38 deutet an, daß er ihm den Stoff dazu selbst gab: er „strömt den eigenen süßen Stoff in seine Lieder, verleiht seiner Erfindung Licht". Was kann das anderes sein als Liebe, die ein Herz zum Ueberfließen füllt? Im 21. Son. protestirt Shakespeare gegen die Phantasie-Erzeugnisse der damaligen Sonettisten und betheuert, nur Wahrheit zu schreiben, also nicht Fiction. Die Wahrheit, die in den Sonetten liegt, braucht aber deswegen noch nicht die Beichte eines eigenen Liebesverhältnisses des Dichters zu sein; sie kann ebenso wahr sein, wenn sie die Liebe eines Freundes schildert. Ich glaube, daß wir die Sonette mit mehr Befriedigung lesen können, wenn wir in dem feurigen Liebhaber nicht mehr den Familienvater Shakespeare, sondern den jungen Grafen Southampton sehen.*)

*) Näheres über diese Liebesgeschichte findet sich in der Einleitung zu meiner Uebersetzung der Sonette.

Um das Verhältniß Shakespeares zu Southampton und Elisabeth Vernon richtig beurtheilen zu können, müssen wir uns auf den Boden von Shakespeares Zeit stellen. Daß Southampton als des Dichters Gönner an die Kunst des Dichters appelliren konnte, um seine eigenen Gefühle in ein Gewand zu kleiden, wie es der damalige Geschmack erforderte, steht nach dem Geiste jener Zeit außer Zweifel und bringt Shakespeare gar keine Unehre. So erzählt Drayton in seinem 21. Sonette, daß er einen Galan gekannt, der ein Mädchen liebte, ohne sie gewinnen zu können. In seiner Noth bat er den Dichter, er solle sie mit seinen Versen zu erweichen versuchen. „Und solche Kraft hatte die Poesie, daß der Dichter mit dem ersten Sonette schon seinem Freund die Geliebte gewann." *)

Shakespeare selbst läßt in „Ende gut, Alles gut" IV. 3. den französischen Edelmann zu Parolles sagen: „Guter Hauptmann, wollt Ihr mir eine Abschrift des Sonettes geben, das Ihr für den Grafen Rouszillon an Diana schriebet?"

Diese Worte sprechen in ihrer Einfachheit dafür, daß das Schreiben von Sonetten an eine Dame für einen Andern und das Ueberlassen von Copien an Dritte ein sehr gewöhnlicher Vorgang gewesen sein muß, der dem Publicum Shakespeares gegenüber keiner Erklärung bedurfte. Wie oft mag Einer aus dem hohen Kreise der Freunde unseres Dichters, z. B. Pembroke, zu ihm gesagt haben: „Guter Shakespeare, wollt Ihr mir eine Abschrift des Sonettes geben, das Ihr für Graf Southampton schriebet?"

Ob in gleicher Weise auch Elisabeth Vernon Shakespeare zum Dolmetscher ihrer Gefühle machte, ist eine nicht so bestimmt zu bejahende Frage, doch ist es immerhin möglich, daß er durch seine nahen Beziehungen zu Southampton auch mit ihr bekannt geworden. Würde es uns heute widerstreben, eine junge Dame sich solcher Vermittlung bedienen zu sehen, so müssen wir eben immer im Auge behalten, daß damals die Liebe ein Thema war, das viel unbefangener verhandelt wurde, als es jetzt der „gute Ton" gestattet und daß ferner in jener dichterischen Zeit **wirkliche oder fingirte Gefühle den willkommenen Stoff boten, zierliche Verse zu gegenseitiger Ergötzung zu drechseln.**

Daß Shakespeare die Vorstellung, für eine Dame Verse an ihren Geliebten zu schreiben, auch nicht fremd war, zeigt er uns ebenfalls selbst in den „Edelleuten von Verona", welche (was beachtenswerth) viele Anklänge an die Sonette enthalten und in Shakespeares erster Sonettenzeit gedichtet sind. Valentin sagt zu Speed von Silvia sprechend (II. 2.):

> Gestern Abend trug sie mir auf, einige Zeilen an Einen zu richten, den sie liebt.
>
> Speed: Und Ihr habt's gethan?
> Val.: Ja wohl.
> Speed: Und sind sie nicht etwas lahm geschrieben?
> Val.: Nein, Bursche, so gut wie ich nur kann.
>
> (Ueb. v. Herwegh.)

*) Massey l. c. S. 158

Will man nun Shakespeare in der Weise für seine hohen Freunde beschäftigt sehen, daß er von beiden Seiten Anregung empfing, so braucht man sich doch nicht zu der rohen Auffassung zu versteigen, die eine solche Thätigkeit als literarische Kuppelei brandmarkt! Will man eine solche Verwendung des dichterischen Genius aber nicht zugeben, so kann man immer noch annehmen, Shakespeare habe die Liebesgeschichte Southamptons, immerhin auf seines Freundes Wunsch, dramatisch behandelt, ohne daß die Sonette zu Sendungen hin und her dienten. Manchen Gedanken und manches Gefühl mag da die dichterische Intuition aus dem Herzen der Liebenden herausgelesen und ihnen erst durch das offene Wort recht zum Bewußtsein gebracht haben, während seine innige Theilnahme ihre Liebe mit einem verklärenden Scheine umgab.

Es bleibt mir noch übrig, zu zeigen, daß die Sonette wirklich nicht blos einen Sprecher haben, daß dieser Sprecher häufig nicht Shakespeare sein kann, und daß sogar eine Sprecherin vorkommt. Damit ist dann die Unmöglichkeit bewiesen, daß sie des Dichters Bekenntnisse enthalten.

Im 100. Sonett, das unzweifelhaft von Shakespeare gesprochen ist, und zwar nach unserer Annahme zu Southampton, ist angedeutet, daß der Angesprochene längere Zeit abwesend war. Im 116. wird wieder von dem „Fortgehenden" gesprochen. In Son. 50 u. 51 ist der Sprecher der Reisende; 48 deutet auf eine lange Reise des Sprechenden hin, vor welcher er noch alle seine Schätze sorgfältig aufhob und verschloß, in Son. 44 ist er in fernen Gegenden, durch See und Land von der angesprochenen Person getrennt, in 97, 98 u. 99 ist der Sprechende wieder zurück und schildert, wie es ihm in seiner langen Abwesenheit zu Muthe gewesen, sagt ausdrücklich, daß er den Frühling, Sommer und Herbst über fort war. Hier haben wir also zwei Sprechende: zuerst spricht Shakespeare zu Southampton, dann Southampton selbst; dieser ist auf der Reise (1598 ging Southampton im Februar nach Frankreich und kehrte erst im November nach England zurück), er klagt seine Sehnsucht, und die Person, an welche diese Sonette sich wenden, ist ein Weib, Elisabeth Vernon; man lese doch nur die Sonette 97—99! In Nr. 100 begrüßt dann Shakspeare den zurückgekehrten Southampton.

Im 41. Sonett deutet die Sprecherin (Elisabeth) an, daß der Angesprochene (Southampton) den Lockungen einer Rivalin ausgesetzt war („Und wirbt ein Weib" . . .); im 121. finden wir seine Vertheidigung:

„Was haben andre Augen anzusprechen
Mit pflichtvergeßnem Wink mein rasches Blut?"

Im 112. Sonett sagt der Sprecher (Southampton), daß er verleumdet und sein Name gebrandmarkt worden ist; im 70. wird der Angesprochene (Southampton) vom Dichter über die Verleumdung getröstet, die „stets liebt das Strahlende zu schwärzen". Im 67. Sonett klagt der Sprecher (Shakespeare) vom Freunde: „Warum, ach! sollt' er in der Pestluft (infection) leben?" und im 111. will der Sprecher (Southampton) gegen seine „starke Verpestung" (infection) Essig trinken. — Im 69. spricht der Dichter von den übeln

Handlungen (deeds) des Angesprochenen und sagt „Du wirst gemein“ und im 111. beklagt der Sprecher (Southampton) seine „schlimmen Handlungen“ (harmfull deeds) und sagt, daß „gemeiner Schimpf“ ihn brandmarke.

Diese wenigen Gegenüberstellungen zeigen zur Genüge, daß die Sonette nicht einen und denselben Sprecher haben. Ebenso ist kein Zweifel, daß einige Sonette von einem Weibe gesprochen, also für ein Weib gedichtet sind. Man nehme Nr. 34:

Warum Du nur so schönen Tag verhießest,
Daß ich hinaus mich wagte unbedeckt,
Mich dann von Wolken überfallen ließest,
Die Deinen Prunk in ihrem Qualm versteckt?
'S ist nicht genug, durch das Gewölk zu brechen,
Um aufzutrocknen mein verletzt Gesicht:
Denn Niemand wird vom Balsam Gutes sprechen,
Der heilt die Wunde, doch die Schande nicht:
Daß Du Dich schämst, kann meinen Gram nicht mindern,
Ob Du's bereust, ist mein doch der Verlust:
Die Reu' des Schuld'gen kann nur wenig lindern
Den Schimpf, deß' der Beschimpfte sich bewußt;
Doch Perlen sind die Thränen Deiner Liebe,
Zu reich, als daß noch eine Schuld Dir bliebe!

Dieses Sonett läßt Massey von Elisabeth Vernon an ihren Geliebten Southampton gesprochen sein, der ihre Mädchenwürde verletzt, sie bloßgestellt, in das Geschwätz des Hofes gebracht hat (wofür geschichtliche Anhaltspunkte vorhanden).

Ist das nun nicht die Sprache eines reinen Mädchenherzens, der zarteste, rührendste Vorwurf von Mädchenlippen, und kommt nicht in den Schlußzeilen die echte Liebe des Weibes zum Durchbruch, deren Zorn und Schmerz von den Reuethränen des Geliebten dahinschmelzen und die ihm gleich Alles verzeiht, wenn er nur wieder lächeln will? Nach der persönlichen Theorie dagegen hätte der 9½ Jahre ältere Dichter dieses Sonett an den Grafen gerichtet, als dieser ihm (dem Familienvater!) die Geliebte abwendig gemacht hatte. Das ist nicht nur eine geradezu unerträgliche Auslegung, sondern auch eine, die sich weder mit dem männlichen Charakter, noch mit der Seelenkunde Shakespeares verträgt. Reuethränen des Bruder Liederlich!

Nicht diese faule, unwürdige und widerliche Kameradschaft zwischen Shakespeare und Southampton, sondern das edle achtungsvolle Freundschaftsverhältniß zwischen dem Schauspieler und dem angesehenen Hofmanne, dem Dichter und seinem hohen Gönner, wie es Massey seiner Theorie zu Grunde legt, halte ich für glaubwürdig.

Es ist begreiflich, daß so abscheuliche Consequenzen, wie die persönliche Auslegung der Sonette für die Shakespeare-Southampton-Freundschaft ergibt, in jedem wahren Verehrer des Dichters den Wunsch erwecken müssen, diese Freundschaft habe nie existirt und sei nur Mythe. So wie sich diese Freundschaft uns jetzt aber darstellt, können wir uns nur darüber freuen, daß sie

nicht Mythe ist. Gewährt sie uns doch einen tiefen Blick in des Dichters Gemüth und zeigt ihn uns als offenen warmherzigen Freund und lauteren, in sich selbst fest ruhenden Charakter, während der Shakespeare, den wir bisher in den Sonetten sahen, ein von trüben Leidenschaften erregter haltloser Mensch war, den wir nie mit dem großen Dichter der Dramen in Uebereinstimmung bringen konnten. Zugleich erhalten wir die tröstliche Gewißheit, daß Shakespeare nicht so unglücklich, verlassen und mißachtet durch das Leben ging, wie die in den Sonetten niedergelegten und fälschlich auf ihn selbst bezogenen Klagen uns glauben machten.

Flinserls Glück und Ende.

Aus den Geschichten des Majors

von

Hans Hopfen.

— Berlin. —

Das war ein Hund! sagte der Major und zuckte mit dem Schnauzbart, wie wenn ein wehmüthig Bild sein Erinnern bewegte.

Ich werde nimmer seines Gleichen sehn! Aber wie merkwürdig, daß Sie sich des guten kleinen Viehs noch erinnern!

Ein Rattler? Nicht doch, ein kleiner stachelhaariger Pintscher war es. So recht das Urbild dessen, was man einen Stallpintscher zu nennen pflegt. „Schmalz-Pintscher!“ nannten ihn die Gassenjungen, die ihn von früher her kannten. Sein erster Herr war nämlich ein Schmalzhändler gewesen. Erinnern Sie sich noch eines winzigen Lädchens, gegenüber dem „weißen Hofbräuhause“, wo Butter und Käse feil geboten wurde? Da pflegte er im Schaufenster zwischen allerhand gelben Laiben zu liegen. Und daher hatte er seinen Unnamen bei den Leuten, die ihn aus der ersten Periode seiner Existenz kannten, aus der bürgerlichen. Wir hatten damals noch unsere geselligen Abende — Sie erinnern sich — im ersten Stock des „weißen Bräuhauses“. Auf dem Wege dahin oft genug über's „Platzl“ (jetzt heißt es an der Straßenecke unbegreiflicherweise „Plätzchen“) kommend, sah ich den Hund und fand, daß er in seiner Art sehr hübsch wäre und daß so ein Hund nicht zwischen Butter und Käse in ein Schaufenster gehörte. Mit dem Eigenthümer, der dem lustigen Thierchen selbst eine bessere Zukunft gönnte, ward ich bald einig und so kam Flinserl zum Militär.

„Flinserl“ war sein wirklicher Name. Sie wissen, „Flinserl“ das will so viel sagen, wie so ein klein rund Stückchen Flittergold, wie es sich Gaukler und Kunstreiter gern an die Kleider nähen.

Rund und heiter war auch er; aber von der Falschheit hatte er seinen Namen nicht. Flinserl war ächt, treu und ächt, wie ein braver Hund sein soll, treu bis in den Tod.

Sie meinten, er lebte noch?! Ach nein. Seinen Jahren nach möcht' er wol noch leben. Er ging dahin, so wie man sagt, im schönsten Hundealter. Er starb wie ein Held in Feindesland, beinahe hätt' ich gesagt, auf dem Felde der Ehre, wenn auch in einer Privatangelegenheit seines Herrn.

Wer weiß, was sonst geschehen wäre! —

Sie meinen, ich soll Flinserls Geschichte erzählen? . . . . Und warum nicht! Es ist die Geschichte einer ehrbaren Creatur. La voilà!

Ja, ja! Ganz ohne französisch geht's dabei nicht ab. Doch das kommt später! —

Vorerst will ich sagen, daß sich Schmalz-Pintscherl ohne Müh' und Umstände in einen ganz ordonnanzmäßigen Compagniehund verwandeln ließ, der sich proper und fürnehm hielt und uns allen viel Spaß machte. In der Caserne war er, ohne mehr Aufhebens von sich hören zu lassen, als sich für ihn schickte, stets hinter meinen Stiefelhacken drein; er schlief des Nachts zu meinen Füßen im Bett, ohne zu schnarchen; bezog ich die Wache, so kam er alsbald mit dem Caspar, meinem Burschen, nach, sprang sofort auf's Fensterbrett und ließ sich dort, so lange der Tag währte, wie einst in des Kleinkrämers Bude zwischen allerhand Fettwaaren, so nun im Erdgeschoß des Residenzschlosses, auf rothem Kissen, zwischen Topfgewächsen und Raupenhelmen, von jedem Vorüberwandelnden bewundern. Wohin ich ging, Flinserl kam mit. Ging ich in's Theater, in Visiten oder sonst wohin, wo der Vierfüßler schlechterdings nicht am Platz gewesen wäre, so ließ ich ihn vor der Thüre und dort wartete er unerschütterlich und standhaft, bis er mich wiedersah, gleich einer Schildwache bis zur Ablösung. Ich erinnere mich, daß ich einmal in einer kalten Winternacht, eine Dame nach Hause begleitend, bei einer andern Thüre das Opernhaus verließ, als ich es betreten hatte. Ich weiß nicht mehr, war die Oper oder die Dame daran schuld, aber ich dachte den ganzen Abend mit keinem Gedanken mehr an den Hund, bis ich spät nach Mitternacht aus dem „weißen Bräuhaus" heimkehrend über den Opernplatz kam und unversehens mein Flinserl pflichtschuldig und unentwegt, wenn schon vor Frost auf allen vier Beinen zitternd, auf seinem vergessenen Posten sitzend fand.

Eine einzige Unart bereitete mir manchmal Verlegenheit. Flinserl hatte die Gewohnheit, wo irgend etwas an der Erde sich klirrend oder raschelnd hinbewegte, mit allerhand Wauwau und putzigen Sprüngen dahinter her zu sein und sein Mißfallen an solch überflüssigem Geräusch geräuschvoll kund zu thun. Das gab ihm auf die Nerven, wie der Franzose sagt. Ich konnte seinen Geschmack nicht mißbilligen, aber ich durfte die Aeußerungen desselben nicht dulden.

Wahrscheinlich hatten in seiner frühen Jugend die Rangen des Schmalzhändlers ihn auf ähnliche Weise über Gebühr geneckt . mit Tüchern, die

sie wedelnd auf dem Estrich, um den Hund zu reizen, hin- und herbewegten, mit dem Schlüsselbund, an einen Bindfaden gehängt, mit dem Schwanz eines Papierdrachen, wer kann's wissen. Kurzum, Flinserl war ordentlich drauf eingeschossen, wie etwas an der Erde raschelte, wuptig! dahinter her zu sein, und, so artig und bescheiden er sich sonst zu benehmen pflegte, nicht nur zu bellen, sondern, wenn thunlich, auch zu beißen.

Nun denke man sich den langen Kasernengang und den grobschnäuzigen Oberstinhaber, der den Pallasch lang hängen läßt und klipp klapp mit der Metallscheide auf jeder Quaderfuge des Pflasters aufschlägt und über jede Fließe wie mit einem Stift über eine Schiefertafel fegt, und Flinserl dahinter her wie ein Wahnsinniger, sich überkeifend, überpurzelnd und die einfältigen Versuche, die klappernde Metallscheide mit seinen Zähnen anzufassen, mit unangenehmen Empfindungen bezahlend, denen er gleichfalls lauten Ausdruck giebt.

Der Oberst fluchen und nach zwölf Schritten ungeduldig stehen bleiben: „Wem gehört die Malefizbestie?"

Schweigen ringsum. Ein Spornstoß, der glücklicherweise noch halbwegs fehl geht, aber das Köterchen fliegt doch heulend an die Wand. Da hascht ihn, der sich so was nicht gefallen lassen will, gerade noch ein Mann von der Wand weg, nicht viel anders, wie man eine Fliege fängt, nur mit zwei Händen.

Derweilen ist man nachgesprungen aus irgend einem Kasernenfleck und meldet sich in schönster Positur, um Entschuldigung zu bitten.

Na, die Nase könnt Ihr Euch denken!

Einen jüngeren Cameraden, den jüngsten Lieutenant etwa, dem schon der Pallasch das allerhöchste Rasselvergnügen gewährt, der aber den Pintscher des Hauptmanns nicht so kurzweg mit dem Stiefelabsatz an die Wand werfen kann, um Entschuldigung bitten zu müssen, ist womöglich noch fataler.

Man kann doch den Herren nicht sagen: „Laßt doch das renommistische Geklapper Studenten und solchen Leuten, die sich alle Quatember einmal einen Säbel umschnallen dürfen, und tretet Euer Pflaster ohne diese Blechmusik. Das Vieh hat ganz recht!" Man käme dumm an. „Wer's lang hat, läßt's lang hängen," sagt das Sprüchwort.

Und so blieb mir denn schlechterdings nichts anderes übrig, als ganz gegen Geschmack und Gewohnheit selber den Säbel lang hängen zu lassen und also nach und nach dem gelehrigen Flinserl die Ueberzeugung beizubringen, daß dies Klappern zum Handwerk gehöre und in unserem Stande mit zügelloser Nervosität nichts auszurichten sei.

Er begriff's. Nicht ohne Schmerzen freilich. Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt . . . und oft auch Hiebe.

Hinter klappernden Säbelscheiden war er nun nicht mehr her. Aber einer Dame Schleppe zerriß er einmal. Glücklicherweise war sie zu bezahlen... die Schleppe. Einen Triangel, so lang, riß er daraus und auf offenem Pflaster; natürlich ging's wieder nicht ohne harte Lehren ab. Ich begann eine eigene Dressur mit rasselnden und schleifenden Gegenständen und übte

mit Flinserl im Zimmer und auf dem Kasernenhof nach besten Kräften. Der Erfolg blieb unvollkommen. Ich konnte mich ihm nicht ganz verständlich machen. Aber er gerieth mit Damenschleppen wenig in Berührung und so hatte seine Begriffsstützigkeit weiter keine schlimmen Folgen für den armen Hund.

Und kurz und gut: ich hatte aus weiland Schmalz-Pintscher einen ganz artigen und civilisirten Hund gemacht, als der Krieg ausbrach, und nun allgemach nicht nur für den biedern Flinserl, sondern auch für seinen eleganten Meister eine Periode der Verwilderung anhub, von der sich weder Hund noch Herr im vorigen Zustande viel hatten träumen lassen.

Der Befehl zum Ausmarsch kam uns so rasch und gewaltig über den Hals, daß ich gar nicht Zeit fand, mir's zu überlegen, wem in der Heimat ich das Flinserl zum Andenken schenken oder zum Aufbewahren übergeben möchte.

„Ach, Herr Hauptmann, nehmen m'r's Viecherl nur mit. Was schadt's, wenn es auch ein'n Franzosen siecht!“ sagte mein Bursch bittend, da wir einander über die zu spät beachtete Frage unterhielten. „Die Zuaven haben ja ihre Katzen auch auf'm Tornister sitzen; warum soll Unsereins nicht seinen deutschen Hund mitnehmen?“

„Meinetwegen!“ sagt' ich, ohne mir viel zu denken, und wie wir auf dem Bahnhof einwaggonirt werden, sitzt das Flinserl schon vor mir im Offiziers-coupé. Benahm sich ganz anständig auf der Fahrt. Ich habe mich in den Wochen begreiflicherweise um den Hund nicht gekümmert, aber Caspar, der Bursch, der einen Narren dran gefressen hatte, selber ein Narr war und in einem fort an Heimweh und Langweile litt, wahrscheinlich um so mehr.

Ich erinnere mich aus jenen Tagen der Begeisterung und Erwartung nicht, was mit dem Thierchen etwa geschehen oder nicht geschehen sein mag. Aber das kann ich nicht vergessen, wie wir am Tag von Weißenburg vor dem Gaisberg liegen, und ich in jener Frühmorgenstimmung, die Ihr Alle kennt, vor der Compagniefront stehe, mit dem und jenem noch ein Wort wechsle, auch in die Mannschaft noch freundlich aufmunternden Zuruf werfe und zum so- und sovielten Mal die Tambours betrachte, da ist das Flinserl auch neben mir, sitzt auf den Hinterbacken, sieht mich liebevoll an und wedelt.

Was weiß so ein Vieh, wie einem zu Muth ist, ich konnte mich aber nicht ärgern, daß es jetzt da war und mich aus seiner zottigen Frisur heraus mit funkelnden Aeugelein so treuherzig und heimatlich anglotzte.

Ich hatte wol gesehen, wie ein Adjutant kurz vorher angesaust war. Allein es war heute der erste nicht, der gekommen und gegangen, und wir standen noch immer am selben Fleck.

Ich nickte noch dem Hunde zu und schnalzte dabei mit der Zunge, daß er auf den Hinterfüßen zu tanzen begann, da ich erst merkte, daß der Major in eigner Person an mich herangeritten war.

Ich sah rasch in die Höhe und begegnete seinen ernsten guten Augen.

„Greifen Sie an, Herr Hauptmann!“ sprach er sanft und sachgemäß-ruhig. Lieben Freunde, wir sind keine furchtsamen Leute, kennen einander

gut und wissen, was wir werth sind. Aber wir unter uns dürfen gestehen: wenn man's zum ersten Male hört, dieses freundlich sachgemäße kurze Wort: „Herr Hauptmann, greifen Sie an!" und wenn man sein Lebtag diesen glorreichen Moment ersehnt und erbeten hat, sehr angenehm klingt's gerade nicht. Unangenehm, will ich auch nicht sagen. Aber es ist so, wie wenn einem im Innern ein Fiberchen risse, daran etwas zögernd gebaumelt, eine letzte Hoffnung, ein falscher Entschluß, ein dummer Gedanke. Was weiß ich. Aber es ist ein merkwürdiger Augenblick: Herr Hauptmann, greifen Sie an! So wie man sagt: Bitte, Sie haben die Vorhand, spielen Sie gefälligst aus!

Man braucht sich nicht erst auf Pflicht und Ehre zu besinnen — das versteht sich, aber man ist ein Mensch und macht sich seine Gedanken. Gedanken in einem Hui; dann sind sie weg und man „greift schon an", d. h. man setzt sich vorwärts in Bewegung.

Ich sehe den schönen Sommertag noch vor mir, den Weg auf dem Plan unter den Bäumen, von einem zum andern, und dann den freigelegten Berg, eine lange haarsträubende Linie, die richtige rasante Flugbahn, daß man sich selber wie ein wandelnder Kugelfang vorkam. Eine schöne Gegend, in die wir an jenem ersten Tag geführt wurden.

Na, es war weder meine Schuld noch mein Verdienst und, Gott sei gepriesen, der Weg führte zum Siege.

Ich hielt die Leute flott bei guter Stimmung. Und unsere Burschen gingen drauf, daß es eine Freude war. Ihr wißt's ja.

Im Anfang war's ein Scherz und Gelächter. Nicht immer ohne Ueberwindung vielleicht, aber kein Mißton dazwischen. Und immer vorwärts. Aus dem schnelleren Schritt wird ein mäßiges Laufen. Es wird stiller, aber nicht still, unter den ausschwärmenden Leuten. Von der andern Seite dröhnt's weither. Und nun auch von dort. Rechts knackt ein Ast und links drüben fällt ein Zweig. Die Pappeln rascheln und ächzen. Die Feinde schießen zu hoch bis jetzt. Hier ein Witz und dort ein Hohnruf. Und nun furchen sich hier und dort kleine Linien im Sande. Der Staub dampft ein wenig. Die Leute lachen. Jetzt schießen sie zu tief. Und wieder knackt's in den Aesten. Da sagt einer neben mir was, ein anderer lacht darüber, ein dritter und ein vierter jodeln. Alles guten Muths. Hurrah!

Da auf einmal schreit einer: „Jesus, Maria 'nd Joseph!" wirft's Gewehr weg, haut mit ausgebreiteten Armen lang hin, greift mit den zehn Fingern in Gras und Sand. Stöhnt, schreit auf, krümmt sich — und da liegt er: der erste Todte!

Armer Kerl, was hilft's. Vorwärts, vorwärts! Nicht still halten!

Aber Flinserl versteht das nicht. Seinem ordonnanzmäßigen Sinn will nicht ein, daß sich einer mitten auf dem Weg hinlegt und nicht mehr dergleichen thut, als ob es ihn weiter anginge. Weder auf dem Kasernenhof noch auf dem Marsfeld ist ihm je solch eine Insubordination vorgekommen. Er bleibt entrüstet vor dem Gefallenen stehn, hüpft ungeduldig auf seinen Beinchen

und ruft „bau-bau!“ als wollt er sagen: „schämst Dich nicht und wirst gleich aufstehen? Die andern sind schon weit voraus!“ Da aber sein bau-bau! nichts fruchtet, läßt er den Stummen liegen und läuft, was er laufen kann, und wieder hör' ich ihn hinter mir.

Und öfter und öfter schreit's nun neben mir „Jesus, Maria!“ und nicht jeder von den braven Kerlen hat noch Zeit, den heiligen Joseph dazu zu rufen, und die Zeit dazu finden, sind nicht die Beneidenswerthen. Wäre das verwünschte Gebell nicht gewesen, ich hätte nicht gewußt, wie viele hinter mir fielen. Man sieht sich nicht um; wer bückt, wer legt sich nicht im Feuergefecht — ob er wieder aufsteht — wer hat Zeit zu fragen! Es wird heiß, heiß und wild.

Und wo rechts und links einer von den Landsleuten liegen bleibt, springt des Hauptmanns Hund hinzu und keift sein bau-bau und hebt, ob der Fruchtlosigkeit seiner Vorwürfe verwundert, die Vorderpfote hoch.

Bald meint er wohl, das sei ein Spiel, er bellt und hüpft bald rechts bald links und dann sträuben sich ihm die Haare.

Er kann nicht mehr zu jedem Fallenden hinspringen. Es fallen zu Viele.

Und was weiß ich nun mehr viel vom Hunde, was viel von Menschen! Jetzt sind wir dick drin! Nun Himmelsakerment vorwärts! Nun ist's schon alles eins, wer und wie viele draufgehn. Nun ist die Bestie los, die im Menschen steckt. Nun zum Teufel Schonung, Menschlichkeit und Milde! Hau um Dich und triff, so gut Du kannst, so viel Du kannst. Es wird einem roth vor den Augen. Schweiß und Galle! Noch kein Ende! Und so handwerkt man in Gräßlichkeit weiter, man weiß nicht mehr wie lang, bis endlich die Kraft oder Gelegenheit ausgeht und die Raserei wie ein Rausch, wie ein Fieber, wie ein Sud ausdampft.

Dort drüben blasen sie! Und dort! Und jetzt wird's still, todesstill und eine bange Minute später wälzt sich ein erderschütternd Hurrahgeschrei die Linien und den Berg entlang, daß die Lungen zu bersten scheinen und die Bäume zittern.

Das ist der Sieg! Man hörts am Ton, man sieht's an den Gesichtern, man ahnt's. Aber man weiß nicht recht, was los ist, nicht, wo man steht, nicht, was man gethan hat.

Schaudervolles Tagwerk! Es ist der Sieg. Aber wo sind die armen Bursche, die mit dir den Berg erstiegen haben? Ist das meine Compagnie?! Die ganze?! Herr Gott, wie haben sie mir die zugerichtet! Und am ersten Tag! Arme Mütter daheim!

Freilich der Sieg! Der große Gedanke wiegt alles auf.

Höher hebt sich die Brust. Man athmet breit auf. Also das ist weltgeschichtliche Luft. Genieße den Augenblick mit Bewußtsein!

Da fühl' ich was am Beine. Flinserl ist wieder da und leckt und leckt wie ein Verrückter, leckt und winselt. Und da merk' ich denn zum ersten Mal daß mir das eigene Blut die Beinkleider hinunterrieselt.

Es war keine schwere Verwundung. Ein Streifschuß, der erst nachher etliche Schmerzen verursachte und mich im Dienst nicht lang hinderte.

Flinserl selber war ärger weggekommen. Der stand nur auf drei Beinen mehr und vom vierten rann ihm das Blut gar heftig, die Haare klebten ihm überall. Das ganze Kerlchen sah aus, wie wenn es in einen Teig aus Staub und Blut und Koth geknetet wäre; das rothe Zünglein hing ihm weit aus dem Maul; er litt offenbar großen Durst bei seinen Schmerzen und nur aus den Augen ging ein freudiger Strahl, wie der Zuversicht, daß er wieder bei mir war.

„Gelt, Flinserl, jetzt begreifst du wohl, warum die wackeren Burschen aus'm Wald mitten auf dem Wege liegen geblieben und nicht wieder aufgestanden sind? . . . Siehst du, das ist der Krieg!"

Ich wollte mich bücken, da entfuhr mir, von Schmerz überrascht, ein Ausruf — es mag wol ein Fluch gewesen sein. Ein Feldarzt, der bereits in meiner Nähe arbeitet, sah mich lächelnd an und sagte: „Kommen Sie, Herr Hauptmann, und lassen Sie sich verbinden."

Das ging denn so schlecht und recht ab. Für's Flinserl hatte der Mann an einem Tage, wie der heutige, wo Jammer und Noth aus allen Furchen des Feldes und hinter allen Bäumen des Waldes stöhnte, keine Zeit. Während er mein eigen Fell zurecht zurichten suchte, fragt' ich ihn wohl um Rath. Aber er gab nur schlechten Scherz zurück.

Derweilen kam der Bursch heran und half mir wieder in's Koller. Das sah, wie ich nun merkte, auch nicht viel besser aus als Flinserls Fell. Mein Caspar, ein Waldler von der richtigen Sorte, wußte für alles Bescheid. Auch für den Hund. Er wusch und verklebte die Wunden und band dem Flinserl die Pfote an ein Stück Holz. Während er sich also nützlich machte, ließ ich auf das Haupt des vierschrötigen Siegers alle Himmeldonnerwetter los, und daß ich ihm ein Schock Strafen dictiren würde, wenn das Malefizvieh mir noch einmal in der Bataille zwischen den Beinen herumliefe. „Es soll bei der Bagage bleiben, und wenn es dort nicht still hält, auf dem Wagen angebunden werden. Kommt es mir noch einmal zur Unzeit, schieß' ich's eigenhändig über den Haufen!"

Na, na! dachte sich der Mann aus'm Wald, wirst es wohl bleiben lassen! aber hütete sich wohl, laut zu denken. Er „machte seinen Kopf", wie wir zu sagen pflegten, und als er abkommen durfte, trug er das Flinserl hinter die Linie. So kam's in den Wagen zur Bagage. Und dort blieb's

Und darum hat es den Kampf um Wörth nicht mitgemacht und unsere Schlachtbank bei Bazeilles auch nicht gesehen.

Wie viel Gräßliches erlebt der Mensch und verdaut es im Gemüthe und denkt nachher nicht weiter dran, wenn nicht ein Hauch der Erinnerung alte Tage heraufbeschwört. Der erste Act des glorreichen Krieges war vorüber. Die Heere des Kaiserthums zertrümmert, Napoleon gefangen, die erste, freilich trügerische Ahnung eines nahen Friedens ging in des Wunsches lockender Gestalt über unsere, wider Willen rauher gewordenen Seelen.

Wir kriegten in Lothringen Quartier. Mir ist es noch wie heute, da wir Nachts in Nancy ankamen. Ich hatte bald ein Vierteljahr keine richtige

Stadt mehr gesehen. Und nun gar dies liebliche Nest in seiner paradiesischen Gegend, mit seinen kleinen, behaglichen Häusern, die für lauter zufriedene Rentner gebaut scheinen, für fromme Philister, die sich nicht um Welthändel kümmern, sondern fein essen und trinken, schön schlafen und spazieren gehn und Gott einen guten Mann sein lassen wollen; ich kann mir keinen empfindlicheren Gegensatz zur Mühsal und Plackerei des Krieges vorstellen als das liebliche Bild dieser Stadt.

In der Nacht unserer Ankunft präsentirte sie sich freilich nicht auf solch' anmuthige Weise. Es war stockfinster und nebelig. Ein endloser Zug gefangener Franzosen stand in der Halle zur Abfahrt bereit. Dann escortirte man uns entgegen aus der ersten Straße ein Häuflein vermeintlicher Franctireurs. Etwas Auflauf, viel Klagegeschrei und übertriebene Geberden waren hier und dort zu sehen. Mit etlichen Kameraden von der Mairie gehend, fanden wir in einer breiten Straße neben dem Stanislausplatz ein paar Dutzend Frauenzimmer im Begriff, eine Quadrille ohne Herrenbegleitung auszuführen. Es waren die ersten Toiletten, die ich in Frankreich zu sehen kriegte. Die lichten Fähnchen, im Tanze derb geschwungen, schimmerten in zweifelhaften Farben nur halb aus dem Dunkel. Das Ganze sah wie ein Hexensabbath aus und war auch nicht viel anders. Wir gingen rasch vorüber und wie ich sah, daß Flinserl Miene machte, in alte schlechte Gewohnheiten zurückzufallen und kläffend nach diesen schmutzigen Schleppen zu fahren, da schnauzt' ich ihn so grob ab, daß er sich schämte und mit gesenkten Ohren hinter mir drein hinkte. Mit dem vierten Bein hatt' er noch seine Noth.

In einer Brasserie fanden wir in langen Reihen Kopf an Kopf die Landsleute sitzen. Auch Civilisten genug darunter, welche die neue Völkerwanderung, zu dieser oder jener Pflicht oder Absicht, mit der Armee nach Frankreich herübergeschwemmt hatte. Das Nanziger Bier war vortrefflich; Gesang und Gespräch, Schnaderhüpfel und Jodler gab's an allen Tischen die Menge; die ältesten Witze wurden gerissen. Und wie heimelten einem diese just an! Man hätte hier, wenn nicht der allgegenwärtige Carbolgeruch aus den Kleidern der Bahnbeamten seinen Duft verbreitet hätte, glauben können, der Krieg wäre ein Traum und man säße noch daheim im „Hofbräuhaus", aber nicht im „weißen". Auch die typischen Gestalten fehlten nicht, die man dabei gewohnt war.

Hier war's gut sein. Leider unseres Bleibens nicht in der Stadt. Man legte uns schon am andern Morgen weiter hinaus auf eine Bahnstation — auch nicht für längeres Verweilen. Das Nest hatte sich Trotz und Verrätherei zu schulden kommen lassen, stand in üblem Ruf und so kamen wir nicht mit der Absicht, die Leute zu liebkosen.

Wir wurden auch nicht eben liebevoll empfangen. Zwischen der ersten und zweiten Station fielen ein paar Schüsse auf den fahrenden Zug; vor der letzten hatten böse Buben etliche Feldsteine und einen alten Stuhl auf die Schienen gelegt — lauter damals nicht ungewöhnliche, diesmal nicht eben gefährliche Aufmerksamkeiten wohlwollender Eingeborener.

Es gab Strafcontributionen für jede Gemeinde und wir rückten in den Ort unserer Bestimmung bärbeißig genug.

Ausgemustert und einquartiert war bald. Das Spitzbubennest sah wieder gar einladend und behaglich aus. Wie ein klein Stück Nancy. In annoch grünen Gärten voller Herbstblumen und Früchten standen die sauberen Häuschen, drei Fenster an jeder Seite und ein lang, spitz viereckig Dach darüber. Die grünen Läden zu.

Je nun, wir hatten kurze Mittel, die Läden und auch die Thüren zu öffnen, wo dieselben etwa nicht gutwillig aufgingen.

Ich stand vor einem Hofthor und besann mich: willst Du hier Dein Quartier nehmen? Das Häuschen sah bescheiden aus. Um einen abgeräumten Leiterwagen pickten Perlhühner und Truthähne Körner aus dem Staub. Sonst alles still.

Flinserl auf drei Pfoten voraus, bleibt im Hof rückwärtssehend stehn, als wollt' er sagen: hier scheint's gut sein.

Ich folge mit etlichen von der Mannschaft. Im nächsten Augenblick mein Flinserl wie toll geworden um die Ecke. In einem ordentlichen Wölkchen, das seine drei Beine aufwirbeln, ist er verschwunden. Wir hören ihn kläffen wie einen Besessenen und finden ihn bald darauf vor der Thüre eines Nebengebäudes — es mochte eine Milchkammer oder ein ähnliches fensterloses Gelaß sein. Die grün angestrichene Thür ist verschlossen. Vor der Thüre lärmt Flinserl mit Geberden voller Entrüstung, die staubigen Haare gesträubt, die Pfoten, auch die vierte, fest gestemmt und in den zornigen Zähnen ein Stück einfach bespitzter und gestärkter Leinewand — das schleppende Ende eines Damenunterrocks, das er ingrimmig mit seinem zottigen Haupte hin und her beutelt, obwohl es die geschlossene Thür so fest einklemmt, daß es weder der Hund davor, noch die uns unsichtbare Eignerin hinter der Thüre losreißen kann.

Vor Flinserl, die Thüre mit Rücken und Händen deckend, stand ein breitschultriger Mann. Auch er schien im ersten Schrecken eben aus dem Hause gerannt zu sein und alles eher denn unsere Einquartierung erwartet zu haben. Er war barhaupt und in offenen Schuhen. Sein kurzgeschoren Haar war stark angegraut. Schnurr- und Knebelbart aber, die er gut kaiserlich nach dem Vorbild seines Herrn und Gebieters zugestutzt und martialisch ausgezwirbelt trug, waren noch kohlschwarz. Sein Antlitz war tief gefurcht, seine Züge mehr als scharf; er machte den Eindruck eines hohen Fünfzigers — vielleicht nur in diesem Augenblick, wo Haß und Furcht sein Gesicht bitterlich verzerrten.

Der Mann benahm sich verdächtig. Die unbegreifliche Angst, mit der er sich vor seiner Milchkammer aufpflanzte, wie wenn er sagen wollte: „nur über meine Leiche!" sein ganzes Gehaben veranlaßte mich, ihm die Schlüssel abzuverlangen. Er gab sie nicht, antwortete nicht, zuckte die Achseln, ballte die Fäuste und riß sich an den Haaren. Das war alles ebenso langweilig wie zweckwidrig. Ich gab meinen Leuten einen Wink. Dem Kolbenstoß widerstand die Thüre. Es lief einer nach dem Hause, Werkzeug holen.

Derweilen fing der Alte zu reden an. Zerbrochene Worte, die ich nicht verstand.

Ein langer Bursche, hager, großknochig und schwarzhaarig, mit tiefliegenden braunen Augen und gelblichem blatternarbigem Gesicht schritt, eine Schaufel über der Schulter, unfern an uns vorüber.

Er schien wortlos den Alten zu fragen, ob er ihm beispringen solle, dieser jedoch schrie ihm barsch und befehlend zu: „Geh in's Haus, François . . . Geh!" —

Der Kerl mißfiel mir, doch da er von friedlicher Gartenarbeit still gehorsam nach dem Hause ging, ließ ich ihn unbeachtet, dagegen freut' ich mich zu hören, daß das andere lothringische Mannsbild auch verständlich reden konnte.

Ich sprach ihm Vernunft ein. Er faltete die Hände und ward weich. „Sie sind ein Edelmann, ein Ehrenmann . . .?" war Alles, was er herausbrachte.

„Ja doch," rief ich, „und wir sind überhaupt keine Menschenfresser. Und wenn Sie nichts Schlimmeres als Kuhmilch und Weiberröcke darin verborgen haben, so können Sie getrost öffnen; meine Leute werden Ihnen eins und anderes verschonen und sich lieber an den Landwein halten. Oeffnen Sie!"

„Ich kann nicht!" sagte er kleinlaut. Flinserls Gebell ließ bei alledem nicht nach. Der Gefreite kam mit einem Stemmeisen und einer Stange aus dem Hause zurück. Eh' er Hand anlegte, klopft' ich mit dem Gefäß meines Säbels an die grüne Thür und rief: „Oeffnen Sie, wenn's gefällig!"

Da knarrte das Holz und Flinserl retirirte einen Augenblick.

„Und warum nicht! Ich langweile mich da drinnen," sagte eine Frauenstimme und zwischen Thür und Angel erschien ein schlankes Geschöpf, das nicht ohne Vorsicht aus der dunklen Kammer in den hellen Garten heraustrat. Ich sah zuerst ihre um den Hinterkopf aufgesteckten schwarzen Haare, dann ein blasses Gesicht mit zornigen Augen d'rin, verächtlich verzerrte Lippen und gezwungene Geberden, die stolz und entschlossen aussehen wollten, mir aber nur den Eindruck einer mißlungenen Comödie machten.

Ich bedeutete den Soldaten, die Kammer zu durchsuchen und wandte mich dann an den Alten mit der Frage: „Ist das Alles?"

Er antwortete nicht und schloß sein Kind ziemlich theatralisch an seine Brust, als sollten nun seine Arme ihr die schützende Milchkammer ersetzen.

Ich mußte lachen und kehrte mich ab. Da hört' ich das Mädchen mit dem Fuße stampfen und sagen „verfluchter Hund!"

Ich konnt' ihr das nicht verübeln, denn Flinserl, der in der Campagne aller Freuden darbte, hatte den weißen Zipfel dieses schönen Unterrocks noch immer nicht losgelassen und beutelte daran herum und überpurzelte sich in seinen weißen Falten, daß es eine Art hatte.

Da Flinserl, von so unerwartetem Vergnügen ganz berauscht, nicht auf's erste Commando hörte, bekam er Warnung durch einen sanften Tritt und beantwortete diesen mit schmerzlichem Ausruf. Aber nun stand er bei Seite.

„Pfui, wie roh!“ sagte das Fräulein, und sah bedauernd nach dem Pintscher, über dessen Unarten es sich kurz vorher beklagt hatte. Und nur wenig leiser sagte sie, schon gegen das Haus schreitend: „Sind die abscheulich! die Leute wie die Hunde!“ Damit gingen sie beide, und ich stieg in die Milchkammer.

Sie hatte Recht. Ich wiederholte mir's etliche mal im Geiste: sont ils affreux ces gens et ces chiens! Scheußlich sahen wir aus! Flinserl hatte noch immer sein Schlachtcostüm an, kein Gott hätte sagen können, von was für einer Farbe das schmutzkleberige Fell eigentlich sei, er guckte kaum aus den Augen, so verkommen war seine Frisur, sein Schweif ging in einen langen schwarzen Faden aus und schlimmer als je der geleckte Schmalz-Pintscher sah der Hund des Gardisten aus; Rinaldinis Köter in den Abruzzen konnte nicht verdächtiger ausgesehen haben.

Und wie der Diener, so der Herr! Keine Truppe erschien so gräulich wie die unsrige. Das lichte Blau an Wämsern und Hosen hatte sich unter dem Einfluß des Wetters, der Kämpfe, Strapazen und Reinigungsversuche in verschiedenartige Tinten verschossen; und nicht nur Schenkel und Arme, auch Brust, Rücken und Schultern hatten ihre anderen Farben und keine schöner als die andere. Man wußte nicht, war's blau, grün, gelb oder grau. Von jedem ein bischen — Eine Schmiere, proper gehalten, aber incurabel, freilich immerhin in ihrer Art etwas Besonderes.

Wir waren stolz auf unser Aussehen und durften's sein, aber wenn man ein Fräulein, das unser zum ersten Mal gewahr ward, sagen hörte: sehen die Kerle scheußlich aus! so konnte man ihm nicht unrecht geben und darum nicht gerade gram werden.

Daß sie den Hund gleicherweise gescholten hatte, brachte Flinserl meinem Empfinden sozusagen wieder cameradschaftlich näher. Ich schaute mich nach ihm um, da fand ich ihn halbwegs zwischen Haus und Milchkammer hocken und verstimmt und unentschlossen bald nach der verschwindenden Französin, bald nach seinem Herrn vor der grünen Thüre guckend.

Ich pfiff ihm, er sprang auf die drei Beine. Im selben Augenblick wandte das Mädchen auch das Haupt und es fiel ihm ein, den Pintscher zu locken. Rathlos hüpfte dieser bald einen halben Sprung rechts bald einen halben Sprung links, zwischen rauher Pflicht und langentbehrtem Behagen schwankend. Da griff die Französin in die Schleppe und raschelte auf den Stufen mit den Spitzen ihres Unterrocks wie mit einem Fächer hin und her gegen den Hund, daß dieser, Disciplin und Nationalität vergessend, bei so verlockendem Anblick Reißaus nahm und kläffend bald hinter, bald auf der Schleppe zappelte und sich an den Zähnen in's Haus ziehen ließ und andern Unfug trieb, daß das Fräulein lachte.

Großmüthig, wie es dem Ueberwinder ziemt, gönnt' ich der Feindin diesen kleinen Sieg und ließ Flinserl laufen.

In der Milchkammer ward nichts Verdächtiges gefunden. Auch keine

Milch fand ich mehr, etliche Tropfen ausgenommen, die an den Schnauzbärten meiner Mannschaft hingen.

Ich trat in's Haus und verlangte Quartier. Der kurze Anflug von guter Laune war bereits wieder verraucht. Wahrscheinlich hatte der hochsinnige Vater diese leichtfertige Anwandlung streng verwiesen. Ich fand die zwei in der Wohnstube im Erdgeschoß beieinandersitzen, als gält's ein Modell für Jeremias und die Muse des Klageliedes.

Grollend, finster, mit verkniffenen Lippen und ausgespannten Augen saßen sie bei einander, als brauchten sie sich um nichts mehr als ihren Schmerz zu kümmern, als gäb' es nur Ein Glück mehr in der Welt: die Rache.

Dickfellig und geduldig von Natur, sah ich mir ein Weilchen die Gruppe genauer an. Sie schauten einander merkwürdig ähnlich, die Tochter und der Alte, dieselben Stirnen und dieselben Habichtsnasen, dieselben verbissenen Lippen. Der schwarze Henri IV. zierte freilich nur des Vaters Kinn und Mund; aber ein leiser Schatten auf des Mädchens Oberlippe nahm sich auch nicht übel aus und gab dem trotzigen Schnäbelchen gar entschlossene Art.

Mir ward wunderlich zu Muth. Wie ein Paar wilde Thiere! sagt' ich zu mir. Der erste Eindruck war nicht anders. Kein Hauch der Lieblichkeit ging von dem schlanken Wesen zu mir hin. Und bedauernd dacht' ich daran, daß ich mir mein kriegerisch Recht auf's Nothwendige hier würde derb ertrotzen müssen.

So stört' ich denn auch dies hinbrütende Schweigen. Bei meinem ersten Wort flog das Mädchen aus der Thüre. Den Alten fand ich einsilbig und seufzend, aber gefügiger als ich nach dem Bisherigen erwarten durfte.

Man wies mir eine Stube im Erdgeschoß an. Ein behaglich Zimmer, wie mich seit der Heimat keins beherbergt. Ich streckte mich hin, und während im Kamin ein sanftes Feuerchen mehr zur Augenweide als zum Wärmen flackerte, schaut' ich durch's offene Fenster nach dem Garten, wo wieder der langarmige, hagere Geselle François, mit dem Spaten über dem Rücken, von Beet zu Beet ging und sich bückte und endlich zwischen grünem, r othem gelbem Laubwerk verschwand.

Ich freute mich wie ein Kind an den Farben des Herbstes und dachte dabei an allerlei, woran zu denken mir lange entweder Zeit oder Behagen gefehlt hatte. An die Heimat, an die Kameraden, die sie nicht wiedersehen werden, an Krieg und Sieg und rasch verrollende Tage, die zu erleben der Mühe und des Blutes werth war. Und also meine Gedanken spazieren führend kam dem Müden der Schlaf. Ich hörte noch halb wachend Flinserl bellen oder meinte halbträumend doch, ihn zu hören. Dann war mir's, als säh' ich den Pintscher in der Luft zappeln oder vielmehr schweben; Wolken, wahrscheinlich Staubwolken, um ihn her, in seiner Schnauze eine weiße Schleppe, die sich in Nebel, in Träume verlor. Und ich schlief ein —

Ich ward heftig aufgeweckt und rumpelte nur so vom Lotterbett, wie wenn's gleich an die Gewehre ginge.

Es war stockdunkel im Zimmer, das Feuer zusammengesunken, draußen

im Garten schimmerte der Himmel noch roth hinter den schattenhaft sich entfärbenden Gebüschen. Mein Bursche stand neben mir: in der einen Hand den Säbel, den Helm in der andern.

„Was 's denn los?"

„Auf den Bahnhof, Herr Hauptmann ... Ist ein General dort ..."

Caspar hatte offenbar auch geschlafen und lallte herum im Ungewissen.

„Was bedeutet denn der Lärm draußen?" rief ich jetzt, da es auf dem Gange polterte und allerhand Stimmen durcheinander dröhnten. Die Flinserls war auch dazwischen. Und mein Diener sagte, die Augenlider bedeutsam aufreißend:

„Sie holen den Alten!"

„Was für einen Alten? Unsern Hausherrn doch nicht?"

„Wohl, Herr Hauptmann."

„Doch nicht wegen der Milch, die Ihr gefressen habt?" sagt' ich lachend und schnallte mir den Säbelgurt fester.

„Ei beileib! Der hat wol schlimmere Dinge ausgefressen!" raunte mir mein Caspar zu, da er mir den Helm gab.

Ich konnte ihn nicht fragen, was denn er um die Sache viel wisse, denn wie ich auf den Flur hinaustrat, stürzten der Alte und die Tochter händeringend auf mich zu und der blatternarbige Hallunke, der François, war auch dabei und focht mit seinen Armen, wie ein Telegraph bei jedem seiner Worte hin und her; was sehr überzeugend aussehen sollte.

„Ich schwöre Ihnen, Herr Hauptmann, ich bin unschuldig!" rief der Alte.

„Ich glaub's Ihnen. Aber wessen klagt man Sie denn an?"

„Ich weiß nicht! Bei meiner Ehre, ich weiß nicht. Aber ich bin unschuldig!"

„Dann seien Sie getrost, wenn Sie unschuldig sind, wird Ihnen auch nichts geschehen!"

Jetzt hielt der lange François eine Rede, die der Alte in einem fort unterbrach, und diesen unterbrach die Tochter, und wenn die Tochter sprach, bellte Flinserl — das schien bereits so ausgemacht — und wie die vielen Stimmen solch' unerwarteten Lärm machten, sagten die Infanteristen, der Alte möchte sich auf die Strümpfe machen oder sie würden ihn beim Kragen nehmen

Das verstanden die lothringischen Leute zwar nicht recht, das Mädchen aber schrie doch laut auf, wie sie den Gewehrkolben auf die Diele stampfen hörte: „Man wird meinen Vater umbringen! Papa geh' nicht weg! Bleibe hier! Man soll Dich mit Gewalt holen. Wir werden uns vertheidigen."

„Reden Sie keine Dummheiten, mein Fräulein," erlaubt' ich im Gedränge mir zu sagen und gab dem Alten einen Wink, daß er es nicht auf solchen Transport sollte ankommen lassen. „Wenn Ihr Vater unschuldig ist, wenn er nichts gegen unsere Truppen unternommen, nicht mit dem Feinde conspirirt hat, so verbürge ich mich, daß Sie ihn ganz und gesund wiederkriegen und leichteren Herzens, als er geht."

„Ich was unternehmen! . . . ich conspiriren!“ rief er.

„Ich schwöre Ihnen, daß Papa ganz unschuldig!“ rief sie.

„Nun also!“ rief ich und „Marsch!“ die Wache.

Der feiste Lothringer war aber noch lange nicht zum Hause draußen. Er schlug die Augen gen Himmel wie ein Tell neben seinem Geßler und wollte, sich wiederholt in und aus den Armen seiner Tochter windend, einen heroischen Abgang haben. Da fiel ihm zwischen Thür und Angel noch was ein und, wie wenn ich seit Jahren mit ihm bekannt wäre, rief er: „Aber Sie begleiten mich doch, Herr Hauptmann . . . Sie wissen, daß ich unschuldig bin!“

Den Teufel weiß ich! wollt' ich schon sagen, da faßten zwei kleine Hände meinen Arm, und ich sah in feuchte Augen und auf thränenüberströmte Wangen. Das arme Mädel, das in Todesangst schier zu vergehen schien, hing sich mit der ganzen Beredtsamkeit der Verzweiflung an mich und bat und beschwor, ich solle den Vater nicht allein lassen. Ich machte mich los, ich versprach, ihr den Willen zu thun, hieß sie Muth fassen, und gab meinem Caspar einen Wink mit dem Zaunpfahl, auf Haus und Insassen zu achten, bis ich wiederkäme.

Dann folgt' ich dem Haufen, der sich in der Dämmerung gegen den Bahnhof bewegte. Es war zwar kein General, wie Caspar versichert hatte, aber nicht viel weniger, was meinen Wirth in's Gebet nahm. Etliche Verdächtige und ein und anderes corpus delicti wurden von verschiedenen Seiten des Dorfes gebracht. Wie mir Offiziere sagten, die von der Sache wußten, handelte es sich um ein geheimes Postbureau, das hinter unserem Rücken mit Paris correspondirte, eine ziemlich regelrecht organisirte Einrichtung, mehr oder weniger gefährlich, der man auf die Spur gekommen war.

Ich näherte mich der großen Gruppe. Einer der ersten Köpfe, deren ich ansichtig wurde, war der des langen François, der eifrig und laut mit dem „General“ redete. Sein Onkel stand mit verschränkten Armen stumm daneben. Ich meldete mich, sagte, in wessen Haus ich wohnte, daß die Durchsuchung nichts Verdächtiges ergeben hätte und mir der alte Knabe ziemlich harmlos erschiene.

Man sah mich einen Augenblick groß an. „Sind Sie der Landessprache mächtig?“

Ich durfte das bejahen.

„Vielleicht hat Ihr Wirth noch Wünsche, die er Ihnen bestellen mag. Ich nehme ihn und die anderen mit nach Nanzig zur Untersuchung und zwar sofort.“

Ob er Wünsche hatte! Er war wieder barhaupt und in Pantoffeln vom Hause gelaufen. Mantel hatte er auch keinen und, in der kalten Herbstnacht ohne solchen auf der Eisenbahn zu fahren, das verlangte weder sein noch mein Vaterland von ihm.

Ich gab dem ersten besten Mann einen Zettel an das Fräulein mit, daß er dem Alten Stiefel, Hut und Mantel eiligst herbeibrächte. Dann näherte ich mich dem Befehlenden noch einmal. Ich wagte noch eine geziemende Bemerkung; ich ward noch einmal groß angesehen. Ich hätte gern gesagt:

laß doch den alten Hanswursten laufen: siehst Du denn nicht, daß der lange Blatternarbige, der so keck und vorlaut auf Dich einspricht, der Hallunke ist, zu dem man sich der schlimmsten Dinge versehen kann! Allein, da Angeberei nicht meine Sache und meine Beweise gegen François noch mehr aus dem Gemüth geschöpft waren und ich endlich kein Bedürfniß nach einer Nase hatte, wie sie mir zu ertheilen der hohe Herr nur allzubereit war, so schwieg ich, dachte mir mein Theil und ging, sowie der Zug abgedampft war, nach Hause.

Die Kleine stand an der Gartenthür und wartete auf mich. Sie hatte ein leichtes, weißes Tuch um den Kopf geschlagen, daraus ihre Haare im Nachtwind hervorflatterten. Und wie die Haare im Nachtwinde, so zitterte die ganze Gestalt vor Angst und Sorge. Man sah's, die Augen hatten die Zeit über in einem fort geweint. All das gab dem scharfen Gesicht einen Schein der Milde, welcher mich, der sie zuvor so anders gesehen, herzlich rührte.

Ich wiederholte, was ich zuversichtlich glaubte, daß ein Mann, wie mir ihr Vater schien, keine Gefahr liefe, daß wir Deutschen mit Unrecht verschrieen und in Wahrheit gerechte Leute seien, die keinem Unschuldigen mit Absicht was zu leide thäten.

All das schien sie wider Willen ein wenig zu beruhigen. Sie nahm den Arm, den ich ihr bot, um nach dem Hause zu gehen. Sich selbst im Schmerz vergessend, schmiegte sich die fröstelnde Gestalt nah an mich an. Das Tuch glitt ihr vom Haupt, ich zog es ihr zurecht und strich das schöne Haar darunter. Innerhalb des Hauses ließ sie den Arm wieder los und wollte gesenkter Stirn an mir vorüber.

Ich fand nichts natürlicher und achtete der Kleinen weiter nicht. Meine Aufmerksamkeit ward durch einen fallenden Gegenstand beschäftigt, der im Hausflur aufknallte. Offenbar hatte Flinserl etwas umgeworfen und nicht mit Absicht. Er kam jetzt demüthig wedelnd hervorgekrochen, über die Folgen unbefugten Kratzens und Schnüffelns selbst erschreckt.

Ich nahm die Laterne von der Wand, da sie hing, und fand weiter nichts als die Gartenschaufel auf dem Boden liegend. Es war also diese gewesen, daran Flinserl in der Hast, mich zu begrüßen, gestoßen hatte.

Nachdenklich mußt' ich das einfache Geräth betrachten. Nahm den Stiel in die Hand und beleuchtete mit der andern die Scharr, an welcher noch Reste frischer Erde klebten. „Da such!“ sagte ich spaßend zum Hunde, der, wie ich's ihm vorhielt, gleich zusprang und mit den Vorderpfötchen etliche Knollen vom Eisen kratzte.

Wunderlicher Einfall, der mir plötzlich auftauchte! Ich nahm die Schaufel auf Schulter, wie vorhin François sie getragen hatte, behielt die Lampe, pfiff dem Hund und ging in den finsteren Garten.

„Such', such'!“ sagt' ich mehrmals zu Flinserl und der gleich wie ein Fuchsjäger über die Beete weg. Ich leuchtete nach rechts, nach links, voraus, zurück und suchte nach frisch überschütteten Stellen. Ich wüßte heute nicht mehr recht zu sagen, war's der Pintscher oder war ich's selber, der

nach etlichen mißlungenen Versuchen endlich ein Fleckchen fand, darüber das Erdreich erst vor kurzem festgestampft sein konnte. Flinserl kratzte winselnd wie besessen daran herum, ich stach mit dem Spaten bald tiefer und traf nach kurzer Mühe auf einen Topf. In dem Topf lag eine Cassette. Die nahm ich unter den Arm und ging zurück. Der Garten schien mir leer und Niemand mir gefolgt zu sein.

Aber kaum, daß ich die Hausthür schließen wollte, klopfte es leise von draußen und das Mädchen schlüpfte herein, noch blasser als vordem, und fragte, ob ich Thee zu trinken wünschte.

Ich verneinte dankend und zog den Schlüssel ab. Sie fragte, ob mir denn ein Glas Wein genehmer wäre, und alles, was sie sagte, klang bescheiden und gedrückt und anders, als sie bislang geredet hatte.

Da ich bejahte, ging sie aber nicht, sondern wies auf ein blank gedecktes Tischchen in meinem Zimmer, das mit kaltem Imbiß und einer vollen Literflasche schon ein Weilchen meiner Rückkehr gewartet haben mußte. Im Kamin brannte das Feuer breit und goldig. Man hörte nichts, als das Singen der Flamme, etliche Minuten lang. Ich goß mir ein Glas voll, gab dem Flinserl, der offenbar vor Hunger zappelte und Belohnung redlich verdient hatte, einen außerordentlichen Bissen, und rückte mir ein Tischchen vor's Feuer. Setzte mich und sah empor. Auf den Mantel des Kamins gestützt, lehnte schweigend die Tochter meines Wirthes. Sie sprach nicht, sie weinte nicht, sie athmete kaum; ungesucht anmuthig lehnte sie da, die schönen Hände gefaltet in Ergebung. Ueber Hände, Kinn und Stirne warf die Flamme rosige Schimmer von unten herauf; in die Falten des weißen Gewandes legte sie purpurne Schatten und schien selbst die Spitzen des losgegangenen Haares zu vergolden.

Ich wußte wohl, warum die Kleine blieb und was für Angst sie, anderer Angst zum Trotz, bei mir zurückhielt. Ich konnt' ihr keine bessere Antwort geben als mit den Achseln zu zucken, wie wenn ich sagen wollte, es ist nicht meine Schuld. Dann nahm ich mein Knickmesser und stieß den Bleideckel der Cassette ein. Ein Paar Dutzend Briefe lagen vor mir.

„Ich schwöre Ihnen, mein Herr, Papa ist unschuldig!“ rief das Mädel aus und machte Miene, mir zu Füßen zu fallen. „Er weiß nichts darum.“

„Um so besser für ihn!“ sagt' ich und setzte nach einer Weile, schon den ersten Brief gelesen, hinzu: „Also François?“

Sie schwieg und ich las. Las einen Haufen Dummheiten, breitmäulige Declamationen, erlogene Großthaten, erlogene Schandthaten, Schwüre der Rache und dazwischen etliche Dorfgeheimnisse intimerer Natur, die für mich weder Werth noch Interesse hatten. Wirklich Gefährliches, es wären denn etliche blödsinnige Vorschläge und Vorsätze, fand ich nicht darunter.

Ich schichtete die Briefe in zwei Häuflein vor mir auf dem Tisch. Die harmlosen zur Linken, die boshaften zur Rechten. Die ersteren verschloß ich wieder mit meinem eigenen Siegelring; die anderen warf ich in den

Kamin und rührte mit dem Schürhaken darin herum, bis von dieser Gluth des Hasses nichts mehr übrig war.

Dann sah ich wieder nach der Französin mir gegenüber. Ich fand ihre Augen auf mich gerichtet und die Augen waren feucht. Sie begriff wohl zur Hälfte, was ich gethan.

Halb von Dankbarkeit überrascht, halb noch unter dem Bann der Angst, streckte sie die Hand nach dem Päckchen zu meiner Linken aus.

„Und der Rest?“ fragte sie.

Ich rief statt der Antwort nach meinem Caspar.

„Wirf das Zeug auf die Post!“ sagt' ich ihm, da er vor mir in Positur stand.

Das Mädchen wollte sich auf seine Hand stürzen. Ich hielt sie zurück. Sie verstand zwar kein Deutsch. Aber das gemeinverständliche Wort Post klärte sie über meine Absicht genugsam auf.

„Sie senden diese Briefe zur Post? Sie?!“ rief sie entsetzt.

„Warum nicht? Ein Haufen gleichgiltiger Albernheiten, die uns nicht kümmern. Mögen sich die Adressaten daran erfreuen, wenn sie können!“

Caspar empfahl sich ordonnanzmäßig. Ich ging vom Feuer weg zu dem Tische, mir eine Krume zu brechen. Sie folgte mir und goß das geleerte Glas voll.

Ich hatte noch einen Schritt seitwärts gethan, nach einem Schragen, wo mein Revolver auf dem halb ausgekramten Koffer lag. „Wie heißen Sie, Fräulein?“ sagt' ich, noch mit dem Rücken meine Hände deckend.

Sie mußte sich nochmals die Thränen stillen, ehe sie sprach. Dann sagte sie leise: „Nicolette!“

Ich hatte derweilen die Trommel des Revolvers vollgesteckt und alles in ordentlichem Zustande befunden und sagte, die Waffe bei Seite legend: „Nun denn, Fräulein Nicolette, geben Sie Herrn François deutlich zu verstehen, daß er sich schleunigst aus dem Staube mache. Ich hoffe, daß Ihr Herr Papa — wenn nicht anderswo schlimmere Scherze ausgegraben worden sind — mit heiler Haut heimkehrt. Aber für den Spitzbuben François steh' ich Ihnen nicht. Läßt er sich noch einmal blicken, muß ich ihn wollend oder nicht verhaften lassen oder gleich . . .“

Ich mochte das arge Wort nicht aussprechen; zur Unterstützung meiner Beweisführung deutete ich nur nach dem Kaminfeuer, das eben des sauberen Kunden Anschläge verzehrt hatte.

Nicolette sagte nicht Nein nicht Ja, sie stand wie von Angst gebunden, als könnte sie weder vorwärts noch zurück.

„Es wird Ihnen wohl sehr schwer, den schönen Herrn zu verbannen?“ sprach ich scherzhaft.

Sie aber erwiderte fast zornig: „Nicht im Mindesten!“

„Sie lieben ihn nicht?“

„Wo denken Sie hin! Er ist mein leiblicher Vetter.“

„Man hat Beispiele,“ versetzt' ich lachend, „daß der Vetter die Base nahm.“

„Diesmal nicht!“ antwortete Nicolette. „Verlassen Sie sich darauf, daß mein Vetter Ihnen im Haus und im Dorfe nicht wieder begegnen soll. Ich meinestheils bin überzeugt, daß er aus eigener Ansicht schon das Weite gewonnen hat.“

„Um so besser!“

Es ward eine kleine Pause fühlbar. Das Mädchen wollte offenbar noch etwas sagen und konnte sich nicht dazu entschließen. Ich war müde. Darum verbeugt' ich mich in aller Höflichkeit und sprach: „Sie haben gesehen, daß wir keine Barbaren sind; ich hoffe mein Fräulein, daß wir Beide, unter einem Dache hausend, sanft und geruhig schlafen werden.“

Sie machte einen Schritt vorwärts und flüsterte, die Augen zu Boden gesenkt: „Sie waren heute sehr gut zu uns, mein Herr . . .“ dann stockte sie.

Ich mußte lächeln. Sie wollte offenbar Dank sagen, aber das anerkennende Wort zum Feinde entrang sich ihren Lippen noch nicht. Sie konnt' es nicht aussprechen und ich — wollt' es nicht hören.

„Gute Nacht denn, Fräulein Nicolette!“ sagt' ich heiter und reichte meiner kleinen Wirthin treuherzig die Hand hin.

Aber es war auch noch nicht an dem, daß sie eine Hand ergriff, die sozusagen „vom Blute der Ihrigen geraucht hatte.“ Sie verbeugte sich wie in der Tanzstunde vor mir, sagte ein leises „gute Nacht, mein Herr!“ und ging.

Hart vor der Thüre nur schlug dem Kinde der Schalk noch ein wenig in den Nacken. Sie wandte sich, wie um noch einen letzten Gruß zu nicken. Da sahen mich die Augen groß an, anders als bisher, fast gutmüthig und recht neugierig, gerade als sähe sie jetzt erst den Menschen vor sich, wie er war, nachdem sie bislang nur ein Ungeheuer gesehen, das der Haß ihr entstellt hatte. Erschrak sie selbst über diese Wahrnehmung? ärgerte sie ihr eigener Blick? Rasch wandte sie das Haupt zur Seite, wie in Verlegenheit Rath suchend. Da fand sie den Hund neben sich stehn, der erwartend zur Beherrscherin der Speisekammer wie zu seiner Vorsehung emporgaffte.

„Komm!“ sagte sie ganz leise und verschwand und Flinserl mit ihr.

Ich aß, was auf dem Tische stand, ich trank, was in der Flasche war, ich lobte den Gott der Schlachten, der zwischen dem Dorngestrüpp der Müh- und Drangsale doch ab und zu die Rose eines schönen Augenblicks wachsen ließ, und schlief den Schlaf des Gerechten bis an den lichten Tag.

Ich besann mich, wie spät es sein möchte, da hört' ich an der Zimmerthüre kratzen; dann ward diese handbreit geöffnet und herein kam Ehren-Flinserl, übermüthig auf drei Beinen tanzend und nach dem zweiten mißlungenen Versuch mein Bett dennoch im Sprung nehmend.

Ich staunte. War das mein Flinserl? Er, der noch gestern, ganz in Staub und Schmutz getaucht, wie ein wandelndes panirtes Cotelett ausgesehn, und an „Hamlets rauhen Pyrrhus“ erinnert hatte, „beschmiert mit grausamer Heraldik“:

er zappelte vor mir auf der Decke, gewaschen und gekämmt, frisirt und zugerichtet, ein Bild der Reinlichkeit und Sorgfalt, wie ein von Watteau gemaltes Schäferhündchen, wie das Schooßhündchen einer Marquise.

Er war sich seiner vortheilhaften Wandlung ordentlich bewußt und deutete mir sein Behagen mit allerhand Mätzchen und Männchen an, die er über mir aufführte.

Ich verhehlte ihm meine Ueberraschung nicht und da ich selbst, nach langen Wochen zum ersten Mal wieder zwischen zwei weißen Laken aufwachend, in rosiger Laune war, fragt' ich ihn nach bekannter Melodie:

„Wer hat Dich, Du schöner Hund,
Aufgeputzt so hoch da droben?!"

Der Aufputz „hoch da droben" war keine leere Redensart. Flinserl trug auf dem perlgrau und braun melirten Schopf eingeflochten eine blaue Seidenschleife, deren spitzgeschnittene Zipfel ihm coquett über den Ohren emporstanden. Es war Nachdenken und Geschmack in dieser Frisur. Man mußte sich Müh' und Zeit gegeben haben, bis das ungeberdige Kerlchen in dieser Verfassung sich darstellen konnte.

Und da ich gerade Zeit hatte, ward ich nun selber über den Fall nachdenklich. Wer es gewesen, der des Hauptmanns Hund mit solcher Sorgfalt behandelt, darüber braucht' ich mir den Kopf nicht zu zerbrechen. Ich fand es ungemein liebenswürdig, den Dank, welchen man in Worten nicht über die Lippen brachte, so zierlich und wohlthuend durch seiner Hände Mühsal auszudrücken. Und als mein Zweifel dagegen aufbrachte, daß es nur überhaupt der allgemeine Sinn für reinliche Hausgenossenschaft, kein persönlich Meinen sei, das Flinserl zu Gute gekommen, da fiel mir ein Spruch Altenhöfers ein, der nach irgend einem Morgenländer zu sagen pflegte: Du liebkosest meinen Hunden, also willst Du Dich bei mir einschmeicheln.

Solch Nachdenken im Müßiggang ist dem Herzen gefährlich.

Es war auch keineswegs meine Absicht, lange dabei zu verweilen.

Als ich beim Frühstück meinen Pintscher nach Gewohnheit betheiligen wollte, wies der mit fürnehmer Schnauze jeden Bissen, selbst den sonst so beliebten Zucker zurück. „Also nicht nur gebadet und gesalbt, Du bist auch satt, „bummsatt", wie man zu sagen pflegt! Wahrlich Du hast ein ordentlich Ränzchen um. Pfui Sybarite!"

Nachdem ich mir nun selber fast alle die Sorgfalt angedeihen lassen, die schönere Hände meinem Hund erwiesen, was war natürlicher, da ich Nicolette im Garten sah, als mich bei ihr zu bedanken.

Ich brauchte nur Flinserl zu folgen, der hurtig auf der Spur seiner Wohlthäterin war.

Also diese blassen Wangen konnten auch erröthen! Es ließ ihr gut. Und wie sie so vor mir stand, in lichtem, eng anschließendem Kleide, das Haupt vor meinen Reden zur Seite gebeugt und in der Hand die Ranken einer Winde zum Spiel ihrer Verlegenheit, da gefiel sie mir über die Maßen.

Ich war annoch nüchternen Herzens genug, um mir zu sagen, daß diese scharfen Züge nicht schön waren. Aber der Zauber der Anmuth, der über dem ganzen Wesen ausgegossen war, that mir so wohl, daß ich mit Behagen bei ihr verweilte und allmälig auch alles das meinem Wunsch entsprechend fand, was mich anfangs an der Tochter des Feindes befremdet hatte.

Ich sagte mir wohl, daß mein Gemüth ausgehungert war daß ich über hundert Tage nur gräuliche bäuerische Weibsbilder in Holzschuhen oder barfuß gesehen, daß das Wohlleben, welches mich nach zahllosen Entbehrungen und Strapazen hier anheimelnd umfing, meine Seele weich und die sichere Aussicht, in wenigen Tagen von dieser Oase weggeführt zu werden, meine Sinne begehrlich stimmten. Ich sagte mir noch viel mehr dergleichen. Es ist ein müßig Spiel, seines Gefühls Motive zu zergliedern. Wenn einer ordentlich Zahnweh hat, was hilft's, daß er sich ausrechnet, aus welchen Ursachen er es sich geholt hat; es thut eben weh. Und mit den Herzen ist's auch so.

Und um es kurz zu sagen. Gemach, gemach verfiel ich zu meines Wirthes Töchterlein in eine still brennende Liebe, die mich ganz und gar gefangen nahm.

Ich glaubte mir's im Anfang selber nicht, war brummig, zurückhaltend und unzufrieden mit Allem. Der Alte kam noch am dritten Tage nicht zurück. Er schrieb aber einen Brief, darin er sein Kind aller Angst um ihn sich zu entschlagen bat. Er wäre frei und verweilte nur noch in Nanzig, um für seine Gemeinde, die in schlechtem Ruf bei den Deutschen stände, eine nachsichtigere Behandlung zu erwirken. Er leide in der Entfernung, aber es sei zum Wohle seiner Mitbürger. Seine Freiheit danke er nächst eigener Entschlossenheit der Fürsprache seiner Einquartierung. Nicolette solle mir Dank sagen. Er wisse sie in den Händen eines braven Mannes, wenn auch Feindes, gesichert.

Nun dankte sie mir auch in ausgesprochenen Worten. Ich wies dieselben freimüthig zurück. Der alte Narr verdankte meiner Fürsprache so wenig wie seinem persönlichen Auftreten; aber er mußte seine Rolle haben, als deren endgiltige Belohnung er das Kreuz am rothen Bändchen in der Ferne winken sah.

Als er endlich heim kam, lief er breitspuriger als je im Dorf und Haus herum und erzählte aller Welt, was für Großthaten er gesprochen, was für Strafen er mit genauer Noth entronnen, was für Vortheile er seinen Mitbürgern heimgebracht habe.

Ich weiß nicht, wieviel daran Wahrheit war. Ich weiß nur, daß er infolge seiner Verdienste wenig daheim blieb und daß ich nach seiner Rückkehr mehr als vordem mit Nicoletten allein war. Die Zurückhaltung, die uns beiden vordem Pflicht erschienen, war nun gebannt. Wir waren als Hausgenossen aneinander gewöhnt und fehlte zur momentanen Annäherung jeder Grund, so sorgte Flinserl ungebeten für allerlei willkommene Veranlassung.

Ich ging mit Nicoletten stundenlang im Garten, ich half ihr im Haus, ich verschwatzte den Abend mit ihr. Die Zeit verfloß, ich weiß nicht wie.

An Vorwürfen über meine Narrheit ließ ich es nicht fehlen. Dann

schritt ich durch's Dorf und fand dort überall dieselben Scenen. Der Haß der Feinde und Sieger war nicht ausgelöscht, aber da man nebeneinander leben mußte, nahm er sozusagen verträgliche Formen an, wenigstens unter den gemeinen Leuten, denen des täglichen Lebens harte Bedürfnisse nicht Zeit und Laune gönnen, ihren Gefühlen jene Opfer zu bringen, die der Gebildete mit möglichst viel Licht der Oeffentlichkeit beleuchtet.

Wo ich durch die Straßen wandelte, fand ich unsere Füsiliere, die sich schon aus angeborner Gutmüthigkeit und weil sie Langeweile hatten, bei ihren Quartiergebern nützlich machten. Dort schlug einer Holz, hier trug einer ein lothringisch Kind auf dem Arm, und drüben stopfte ein französisch Weib deutsche Strümpfe, während zwei Feinde einen Karren in die Scheune zogen.

Man will davon in Frankreich wahrscheinlich nichts wissen, und später, tiefer im Lande ward's auch schlimmer, aber damals war es so, wie ich sage. Der Haß braunte daneben auf beiden Seiten lichterloh, aber man meinte nach Sedan, der Krieg werde ein Ende haben, und man fühlte sich bei alle dem auch Mensch unter Menschen.

Mir kam's in jenen Tagen freilich besonders also vor. Und wenn Ihr mich auf's Gewissen fragt, wie es mit Nicolettens Herz gestanden, so darf ich sagen, ungefähr so, wie mit dem meinigen.

Sie war ein gut rechtschaffen Ding. Wenige Tage nach der Schlacht bei Sedan erst hatte man sie aus einem der Pensionate vom „heiligen Herzen“ genommen. Von ihren Verwandten abgesehen, war ich der erste Mann, mit dem sie seitdem gesprochen.

Sie haßte mich als den Feind und Unterdrücker, aber die Liebe fängt leichter beim Haß an als bei der Gleichgiltigkeit. Und da sie den Deutschen nach übertriebenen Schilderungen als Scheusal und Wilden gehaßt hatte, bat sie mir nach und nach im Stillen ein Unrecht um das andere ab, wie sie mich menschenfreundlich und verträglich fand und die vermeintliche Rothhaut vor ihren Kinderaugen immer mehr und mehr zum artigen Hausgenossen wurde.

Die Waffen freilich lagen nahe bei und das Getümmel und die Unruhe des Krieges waren auch in diesem stilleren Winkel noch vernehmlich genug, daß wir keinen Tag vergaßen, wie streng die Pflicht, wie traurig das Leben, wie hoffnungslos unsere Liebe war.

Ja wohl, sie liebte mich. Sie gestand es nicht, aber ich sah's, ich hört', ich fühlt' es. Sie litt in ihrer Liebe, aber trotz dieser Leiden liebte sie mich doch.

Freilich, wem Haß und Vorurtheil in solcher Zeit geweckt und genährt worden, für den behalten sie Hydraköpfe. Die Liebe mochte am Tag so viel dieser Drachenhäupter abschlagen, als sie wollte, in der Nacht wuchsen ihrer immer wieder neue nach.

Mein Gefühl für Nicolette war einfach und wohlthuend. Man verroht so rasch im Kriege. Ein Mensch von guter Art und Bildung ist sich dessen mit Bedauern bewußt, und wenn ihn zwischendurch ein freundlicheres Gefühl

anwandelt, er weiß es seinem Schicksal Dank. So braucht' auch ich mich nicht gegen die gute Stunde zu sträuben.

Die arme Nicolette jedoch liebte nicht nur, sie haßte mich auch. Und ich glaube, sie wußte nicht recht, welches Gefühl das mächtigere in ihr war, bis zu dem Augenblick, der Alles entschied.

Wer dabei das beste Leben hatte, das war Flinserl. Ihm kam zugute, was die Liebe nur an heiteren Gedanken einem sinnigen Mädchen eingab, und kein Nationalhaß beeinträchtigte diese schönen Gedanken dem Hunde gegenüber, der keine Sprache sprach und sich in jeder Erfreuliches sagen ließ.

Er ward rund und lecker, er mästete sich wählerisch wie nur je ein verwöhnter Provinzler, kein Stäubchen ward auf seinem Fell geduldet, sein Haar glänzte wie das eines Modegecken und das Schleifchen auf seinem Schopf war jeden Wochentag von anderer Farbe.

Er wußte wohl, woher ihm all' die Wohlthat kam, und man sah Flinserl nicht mehr ohne Nicoletten und das Mädchen nicht mehr ohne den Hund.

Wir anderen Beide hingen und bangten in schwebender Pein; dem Pintscher war über die Maßen wohl dabei.

Da find' ich eines Abends meinen Burschen Caspar mit blutrothem Kopf, mit vorgequollenen Augen und geballten Fäusten umgehen.

„Was hat's denn gegeben?“ fragt' ich.

„Unverschämt wird das G'lump!“ schrie er fast lauter, als es die Subordination gestattet, und als ich ihm auf den Zahn fühlen wollte, schwieg er, wie wenn er mich nicht für unparteiisch genug erachtete, ihn anzuhören. Er drückte sich, sobald er durfte, hinaus; aber er machte den Eindruck eines, der heute Händeln nicht aus dem Wege gehen wird.

Ich betrachtete meinen Wirth. Der stolzirte mit hohem Kinn und trällernden Lippen, die Hände tief in den weiten Sammet-Beinkleidern vergrabend, herum. Auch andere Dörfler reckten die Nasen höher als gewöhnlich. Es war nicht schwer herauszukriegen, daß ihnen erlogene Nachrichten die Köpfe verdreht hatten. Bazaine, der siegreiche Held, war schon wieder einmal von Metz ausgebrochen und hatte alle deutschen Heere bis nahezu Paris in einem Schlachten aufgerollt. Es war nur merkwürdig, daß unsere Handvoll hier nicht auch gefressen worden. Uns ließ das Märlein kalt. Aber die Franzosen bissen immer wieder an.

Auch Nicolette glaubte der erlogenen Botschaft. Hochgehobenen Hauptes, wenn schon in einer Anwandlung von Mitleid, kam sie in meine Stube. Ich glaube, sie wollte mir allen Ernstes den Rath geben, mein Heil in der Flucht, zu suchen. Sie merkte bald, daß mich der Schwindel nicht anfocht, und ward nachdenklich und stille, noch unentschieden, wem sie glauben sollte. Sie seufzte. Das war für alle Fälle richtig.

„Mein liebes Kind,“ sprach ich „wie die Würfel fallen mögen, ich werde bald Abschied nehmen. Aber sicher noch nicht, um heimwärts zu ziehen.“

„Und wenn Sie die Heimat nie wiedersehen werden?“ fragte sie traurig.

Ich lächelte und sagte getrost: „Vielleicht wird dann eine hübsche Französin, die ich liebgewonnen habe, einen Immortellenkranz auf des Fremdlings Grab legen.“

Ihr Auge ward feucht und sie sah mich unverwandt an, auch noch, da die Thränen ihr über die Wange liefen. Dann sagte sie: „Ich würde sehr traurig sein bei der Nachricht von Ihrem Tode.“

Ich schüttelte ihr die Hand, und da sie dies nicht weigerte, sagt' ich, daß ich einstweilen mich freute, zu leben. Und zum Beweise küßt' ich ihr die Hand und gleich ein Paar Mal, bis sie mir dieselbe plötzlich entzog.

„Haben Sie keine Braut in der Heimat?“ fragte sie. Und da ich dies, der Wahrheit entsprechend, verneinte, ward sie purpurroth, zuckte mit den Lippen und — lief mit glühenden Wangen aus der Stube. —

Am anderen Abend gaben's die Dörfler billiger. Mein Hauswirth lag auf seinem Sopha und versuchte wieder einmal fruchtlos, sich an den kurzgeschorenen Haaren zu raufen. Was im Orte französisch sprach, war wie auf den Kopf geschlagen. Ich habe wirklich eine größere Entmuthigung noch nie gesehen. Wir Deutschen athmeten hoch auf: Metz war gefallen. Die napoleonische Legende beschlossen. Das Märlein von Bazaine zu Schanden geworden.

Flinserl erschien des anderen Morgens beim Lever mit einer schwarzen Schleife. Ich mußte lachen. „Bist Du zum Feinde übergegangen?“ sagt' ich und schnitt dem Hunde das Band mitsammt dem Zopf ab. Er schien es nicht übel zu vermerken und war seines Daseins vergnügter denn je.

Ich kam an diesem Tage wenig in's Haus. Die neuesten Nachrichten, deren jetzt eine nach der andern eintraf, hielten uns beisammen auf dem kleinen Bahnhof. Welch ein Jubel! Auch meine arme Seele jubelte hoch auf. Ich war Soldat genug, mich von der Gewißheit nicht verdrießen zu lassen, daß heut' oder morgen landeinwärts marschirt werden müsse. Nun ging's vorwärts in die Cernirungslinie vor Paris. Paris: Hurrah!

Viel weiter dacht' ich nicht, meinte nichts anderes zu denken. Nur wenn ich dann in Haus und Garten die schlanke kleine Gestalt wandeln sah, die das Haupt gesenkt trug, als wär' ihr die Last ihrer schwarzen Haare oder ihrer stillen Gedanken zu schwer, dann fiel mir's mit wunderlicher Klarheit zu Sinn, daß ich mir, halb unbewußt, noch allerhand im Geiste zurechtgelegt hatte, ja daß ich mit diesem Grübeln und Zurechtlegen bei Tag und Nacht nicht aufhörte.

Ich packte mein Kofferchen. Wir hatten noch keinen Befehl zum Aufbruch. Aber wie lange konnte es währen. Ich wollte bereit sein. Wer weiß, was die letzten Stunden bringen.

Mitten dabei, sah ich Nicolette im Garten. Ich durfte das Mädchen nicht rufen, aber ich lockte den Hund. Und da dieser zögerte, wie einer, der wohl gehorchen, aber sich auch nicht von seiner Begleitung trennen mag, auch

wohl da sie selber sah, womit ich beschäftigt war, so gab sie nach. Sie kam, aber nur so gleichsam, um Flinserl Strafe zu sparen.

„Kann ich Ihnen helfen, Herr Hauptmann?“ fragte sie.

„Verweilen Sie bei mir, das ist die beste Hülfe.“

„Warum packen Sie ihren Koffer? Haben Sie Marschbefehl?“

„Noch nicht. Aber jede Stunde kann ihn bringen.“

Sie setzte sich und sann lange vor sich hin. Ich hielt inne mit den Händen und betrachtete das Mädchen. Ich sagte mir wieder, was ich mir diese Wochen schon öfter gesagt hatte. Sie war nicht eben häßlich, sie war nicht eben schön; sie war eigen und anders als alle anderen, die ich je gesehn; sie hatte Anmuth in allen Bewegungen, Geschmack in Allem, was sie that und ließ, und den Chic der Französin. Und über alledem ein braves Herz, das mich lieb hatte.

Aus ihrem Nachdenken aufblickend, sagte sie jetzt auf einmal: „Es ist recht hart, dies ewige Abschiednehmen.“

„Es ist Pflicht!“ gab ich zur Antwort. „Und in unserem Stande lernt man, freudig seine Pflicht zu thun.“

„Ich bin dafür noch nicht Soldat genug!“ versetzte sie mit lächelndem Mund und traurigem Blick. Stand auf und half mir mein bischen Wäsche ordnen.

„Wohin werden Sie nun gehen?“

„Das weiß ich nicht . . . wohin man mich commandirt.“

„Nach Paris!“ sagte sie leise und verbarg eine Thräne, deren sie nicht Herr werden konnte.

„Werden Sie an mich denken, wenn ich fort sein werde?“ fragt' ich.

Sie antwortete nicht. Erst nach einer Weile hob sie das Haupt hoch, und mich fest in's Auge fassend, versetzte sie: „Et vous?“

„Ich, Nicolette, ich denk' an Sie, wo immer ich bin, und ich hoffe, daß die Zeit nicht allzu ferne, da werden Sie auch wieder neben mir sein, wo ich an Sie denke, und nicht zum Abschiednehmen.“

„Mein Herr, was meinen Sie?“ sprach die Französin und wich zurück, aber ich hatte ihre Hand über dem Kofferchen gefaßt und zog die Schlanke jetzt sanft an mich. Sie widerstrebte kaum mehr.

„Süße Feindin,“ sprach ich, „ich meine, daß ich Sie recht liebe. Und Sie?“

Nicolette gab kein Wort zurück. Nur nach einigem Besinnen schüttelte sie verneinend das Haupt. Aber derweilen sie so that, legt' ich den Arm um ihre Taille und so kam's, daß das verneinende Haupt an meiner Brust lag. Ich hob mit dem Finger das Kinn empor und sah der Liegenden in die Augen. Die Augen vermochten es nicht zu lügen. Wie sie mich lang und innig anblickten, fing auch der Mund zu lächeln an, und wie ich sie inniger an mich zog, schlangen sich ihre Arme lieb und fest um meinen Hals und wir küßten uns zum ersten Mal, und küßten uns oft und innig, wie sich Brautleute küssen.

Da zuckte Nicolette plötzlich in meinen Armen zusammen. Ich horchte

auf. Es war Gesang im Garten. Sie rang sich los. Ich horchte näher zu. Eine Männerstimme trällerte die Marseillaise.

„Le jour de gloire est arrivé . . .“

klang es deutlich; dann verlor sich's gegen den Garten.

Mir schoß das Blut zu Kopf. „Das ist François' Stimme!“ rief ich, griff neben den Koffer, wo mein Revolver lag, stieß das Fenster auf und spannte den Hahn vor der Trommel.

Dort drüben hinter den Bohnenstangen sang's noch.

Nicolette hing sich an meinen Arm, daß ich ihr ganzes Körpergewicht fühlte, und rief bittend. „Aber nein! Es ist nicht François . . . Das ist ja des Vaters Stimme! . . . Tödte nicht, damit Du selber nicht getödtet werdest!“ Ich legte die Waffe auf den Tisch. Was lag mir viel an François! Aber der Zorn war wach. Und kaum halb besänftigt, sprach ich zu dem zitternden Mädchen: „Nicolette, reden wir ernsthaft. Die Kugel, die mir bestimmt ist, kann mich bald, kann mich heute noch treffen. Sei's! der Krieg hat Bessere schon dahingerafft. Ich bin Soldat! Aber „eine jede Kugel trifft ja nicht!“ heißt ein deutsches Lied. Ewig kann dies Schlachten und Grausen zwischen den beiden civilisirtesten Nationen des Festlandes nicht dauern. Es wird Friede werden über kurz oder lang. Darf ich dann wiederkommen, Nicolette, wenn ich am Leben bin?“

Sie blickte finster, ballte die Fäuste wie vor einem Krampfe und lispelte „à quoi cela menerait-il?“ wie ein deutsches Mädchen auch gesagt haben würde: Wozu soll's führen?

„Närrchen!“ rief ich „zu dem Ende, daß ich Sie mitnehme, als meine liebe kleine Frau, in die Heimat!“

Sie schrie auf. „Ich! . . . Zu Euch?! . . . Niemals!“

„Voyons, voyons!“ sagt' ich, die Sträubende nochmals an mich ziehend und im Stillen das Lied verwünschend, das wieder aus dem Garten hörbar klang. Aber ich übertönt' es mit sprudelnden Worten, die das Lob der Heimat und das Glück an ihrer Seite feierten.

Sie wand und quälte sich und, da ich sie nicht lassen mochte, schlug sie in leidenschaftlicher Wildheit die Hände vor die Augen und rief: „Pfui, ich bin eine Nichtswürdige! eine Schande meines Volkes! . . . lassen Sie mich! Oder wollen Sie's durchaus hören, daß ich Sie liebe?! Ja denn, so hören Sie's! Ich liebe Sie wie eine Närrin, wie eine Verhexte. Aber noch bin ich eine Französin. Und wenn ich Sie tausendmal mehr liebte, lieber wollt' ich hier todt hinfallen und Vater und Vaterland nie wiedersehen, als mit Ihnen in Ihr grausiges Land gehen und an Ihrem Herde sitzen, ein Spott der Fremden und den Meinigen ein Abscheu!“

Hei! was klang die Stimme des Mädchens schrill. Ich hörte gern ihr zu. Sie hatte mir nie besser gefallen, als in diesem Momente, wo alle Fibern ihres Angesichts zuckten und die blitzenden Augen an mir hingen, als wollten sie mich versengen und verzehren.

Aber Flinserl, den dies heftige Reden aus seinem besten Verdauungsschlafe gestört, Flinserl fuhr erschreckt in die Höhe und nahte bellend, auf vier Füßen hüpfend, alle Borsten vom Leibe sträubend, der Zornigen.

Wer von uns Beiden achtete jetzt wohl auf den Hund! Nicolette am allerwenigsten. Die lang verhaltene Heftigkeit ihres Temperamentes war nun losgebunden, sie berauschte sich am Ton der eigenen Stimme und lauter als vorher, um des Hündchens Bellen zu übertönen, fuhr sie fort. „Ich Dein Weib? Aber, Gott verzeih mir, lieber noch das Weib eines Preußen! Weißt Du denn nicht, wer Du bist, wer Du mir ewig sein mußt? Du Ungeheuer, Du Schlächter, Du Mordbrenner von Bazeilles!“

Das große Wort war ausgesprochen. — „Am Tage des Gerichts hoff' ich vor Gott zu bestehen, weil ich am Tage der größten Noth treu meine Pflicht gethan habe,“ sagt' ich; „Du sollst nicht richten!“

Und ich ließ sie nicht los. Ich wollte die Liebe zwingen, über den Haß zu entscheiden. Ich wollte Nicolette noch einmal küssen und küssend besänftigen. Die Rasende jedoch stieß und schlug und wand sich. Ich wollt' ihr nicht wehe thun, aber ich ließ sie nicht frei. So fast ringend, kam sie dem Tische näher. Und Flinserl, der sich nun einbildete, wir spielten, wollt' auch sein Theil und faßte hurtig im Sprung Nicolettens Gewand an der Schleppe und zog und zog, als gält' es, sich die Zähne auszubrechen.

„Ah, du bist's!“ rief das glühende Mädchen nun dem Hunde zu. „Gut denn! Da!“

Dicht vor meinen Händen knallte ein Schuß. Ich sah meinen Revolver in Nicolettens Hand. Entriß ihn ihr in der nächsten Secunde und beide starrten wir auf das arme Flinserl, das sich krümmend und überstrauchelnd auf blutberonnener Diele wand.

Der arme Hund war schlecht getroffen. Vorwurfsvoll hob er das Haupt gegen uns mit schmerzlicher Geberde, als wollt' er reden und sagen: Menschen, Menschen, was für Ungeheuer seid ihr! Wir armen Geschöpfe betrachten euch als die Götter der Gerechtigkeit und Güte und lieben euch mit aller Seelenkraft und hängen an euch mit einer Treue, von der ihr keine Ahnung habt. Und ihr lohnt uns tückisch, nichtswürdig, grausam, so! . . . so! Und du siehst und duldest solches, auch du!

Mich jammerte der armen Creatur. Es knallte noch einmal. Flinserl hatte aufgehört zu leiden. Es ist ja ein Vorrecht der Hunde, daß man ihnen den Gnadenstoß geben darf.

Blut, Knochensplitter und Gehirnsubstanz . . . es klebte hier und dort an Nicolettens Schleppe. Mir graute. Ich warf die Waffe hin. Das Mädchen lag im Lehnstuhl, ein Weinkrampf schüttelte sie. Ich kehrte mich nicht daran und schellte dem Burschen.

Caspar kam, wie wenn er vor der Thüre gestanden wäre. Ich sah ihn an und er mich, als wüßt' er, als hätt' er längst voraus geahnt, was

geschehen war. Er riß ein Tuch aus dem Koffer, breitete es aus und sammelte darin, was von dem armen Flinserl noch übrig war.

Lautlos that der finsterblickende Waldler das Nöthige, und wie er die Zipfel des Tuches endlich zusammennahm, sagte er trotzig vor sich hin:

„Lieb Vaterland, kannst ruhig sein!"

und ging.

Ich wußte nicht recht, wie er's meinte, und sah ihm nach, wie er die Schaufel François' auf Schulter nahm und das Tuch in der Linken am Hause vorüber nach dem Garten schritt.

Eine Secunde war mir's wie eine Vision. Es ward roth vor meinen Augen, roth und schwarz. Ich sah Caspar vor mir, aber nicht, wie ich ihn eben gesehen, sondern geschwärzten Angesichts, mit hochgekrämpelten Aermeln und haarigen Armen, das Faschinenmesser zwischen den Zähnen, in Dampf, Qualm und Blut, den werkenden Holzknecht aus dem Wald, den Rächer seiner Brüder, den Heros von Bazeilles.

Es war eine Minute. Dann griff ich nach Säbel und Mütze und rannte hinaus, ohne mich umzusehen.

Wo ich hingegangen, weiß ich heute nicht mehr. Als ich zurückkam, ging ich nicht zuerst in meine Stube, sondern in den Garten.

Ich bin mein Lebtag nicht sonderlich zur Sentimentalität veranlagt gewesen und war es in jenen Tagen wohl noch weniger, denn je. Wer so Furchtbares erlebt, wie wir es erlebt hatten, wer Schicksalen entgegenging, wie sie uns schwanten, der setzte einen kleinen Pintscher, auch wenn's ein gut und eigen Hündlein war, gar nicht in die Verlustrechnung.

Indessen . . . jenun . . . ich glaube schon gesagt zu haben, als ich heimkam, ging ich zuerst in den Garten und sah mich um, was Caspar gemacht hatte. Da der Bursche mich von Ferne merkte, nahm er die Schaufel wieder auf die Achsel und machte einen Umweg im Halbkreis durch die Beete, um mich nicht ansehen, nicht grüßen zu müssen. Der Mann aus'm Wald, der immer an Heimweh und Langweile litt, hatte an dem putzigen Thierchen seinen stillen Zeitvertreib verloren.

Ich brauchte nicht lang zu suchen. Es trieb mich zu derselben Stelle, wo ich in voriger Woche den Topf mit der Postcassette ausgegraben hatte. In dasselbige Loch, das er noch offen gefunden, hatte Caspar das todte Flinserl gelegt und die Erde darüber in ein spitz Hügelchen aufgeworfen und auf den Gipfel ein breit geschnitztes Holz gepflanzt. Ich sah, es war auch etwas darauf geschrieben. Ich bückte mich, da es dämmerte, nieder und las aus ungefügen Buchstaben das Sprüchwort ab:

HIER LIEGT DER HUND BEGRABEN.

Es ward Nacht und ward kühl. Ich ging nachdenklich aus dem Garten.
Was liegt an eines Hundes Leben!
Man kann auch sagen: was liegt an eines Menschen Glück! —

Noch in derselbigen Nacht kam der Befehl zum Aufbruch.

Da ich die Compagnie nach dem Bahnhof führte, mußt' ich am Haus meiner Wirthe vorüber. Vor einem Fenster im Erdgeschoß war ein Laden aufgestoßen. Ich sah im Fensterrahmen Nicolette stehen, blaß und regungslos, als wär' es ein steinern Frauenbild, die Arme unter dem Busen verschränkt, als hielte sie ihr Herz fest. Sie winkte nicht, sie nickte nicht, und mir fiel es nicht ein, das Haupt zu wenden.

Wir rückten ein in den eisernen Ring, der das große Paris umschloß. Ich entschlug mich lästiger Gedanken. Das Neue wirkt ja immer mächtig auf ein begehrliches Herz. Arbeit gab's genug. Eine Woche später schon trugen sie mich verwundet aus dem Feuergefecht. Ich brauche Euch nicht zu versichern, daß ich nicht etwa, wie man sagt, „den Tod gesucht habe". Ich kriegte meine Kugel schlecht und recht, wie jeder andere, der in solchem Augenblick seine Gedanken auf weiter nichts als seine Pflicht und Schuldigkeit richtet. An Nicolette hatte ich, seit wir Lothringen verlassen, kaum mehr gedacht; ich hatte mir's verboten, an sie zu denken, und fiel mir das Mädel trotzdem in Sinn, so wandelte mich, Gott verzeih' mir's, ein Gelüsten an, als sollt' ich nach ihr schlagen.

Mein Bursche Caspar war schweigend um meine Lagerstatt beschäftigt. Er hatte mir seit Flinserls Begräbniß „einen Kopf gemacht", will sagen, kein heiteres Gesicht gezeigt.

Wenn zufällig auf dem Marsch oder im Gefechte mein Auge dem seinigen begegnete, so fand ich, hinter seinen buschigen Augenbrauen, einen strengen, fast gehässigen Blick auf mich gerichtet. Mehr als einmal mußt' ich merken, daß jede meiner Bewegungen von ihm beobachtet wurde. Mir kam es vor, als wäre sein Hauptmann vor des gemeinen Mannes Gedanken „entgöttert" worden. Der Kerl hielt stillschweigend über mir sein wunderlich Vehmgericht und er war der Mann darnach, nicht nur also Gericht zu halten, sondern den Spruch, wenn er mich verurtheilt, eigenhändig zu vollziehen.

Ich mußte lachen im Stillen und beredete ihn nicht. Nun, ich habe gut bestanden. Wie ich so dalag und litt und die schlichte Stube sich mit mir im Kreise zu drehen schien, da merkt' ich wohl, daß mir der Caspar viel in heimlichen Gedanken abbat — viel, nicht alles.

Er pflegte mich gut und treu.

Und wie mir die fünf Sinne wieder besser gehorchten und wie ich so still dalag und von der Straße das Tosen der Regimenter heraufscholl und aus der Ferne die Musik der schweren Geschütze ihren gewaltigen Grundbaß zu meinen Gedanken gab, da fiel mir allerhand aus vergangenen Tagen ein. Da dacht' ich auch wieder an Nicolette.

Und ich dachte milde von ihr und freundlich. Und ich sann darüber nach, warum sie gerade so gehandelt und nicht anders, in der Bedrängniß des Schicksals und ihrer eigenen Sinne. Und ich mußte finden, daß sie recht

und brav sich vertheidigt hatte und daß sie recht gethan nach ihrem Sinn, zwischen dem Fremdling, zu dem sie den alten Haß denn doch nicht ganz konnte tilgen, und ihrem sehnenden Herzen jenen blutigen Strich zu ziehen, über den keins von Beiden mehr zum andern konnte, ob er auch nur mit eines Hundes Blut gezogen war.

Armes Flinserl, für Dich freilich war es hart. Aber was wäre weiter aus Dir geworden im Winterfeldzug und in den gräulichen Tagen um Orleans!

Kläglich blieb's immerhin, daß gute Menschen, die sich hätten glücklich machen sollen, so grimmig von einander scheiden mußten. Und es gab annoch Stunden genug, da ich mich fragte, ob es sein mußte und ob mich Nicolette denn wirklich auch geliebt hatte. Ich sah sie immer wieder des Nachts im Fenster. Dieß letzte Bild stand häßlich und hart in meiner Erinnerung.

Eines Tages legte Caspar ein Blättchen auf mein Bett. Es war ein glänzend Papier mit viereckigem Spitzenrand, darauf ein Gebet gedruckt, wie man's Kindern in Schulen und Kirchen schenkt.

„Was soll's?“ fragt' ich den Burschen.

„Weiß ich's!“ antwortete dieser. „Ich versteh das wälsche Zeug nicht. Ich hab's in der Wäsche gefunden. Also gehört's wohl dem Herrn Hauptmann.“

Ich nahm und las. Es war ein französisch Vaterunser. Zwei Zeilen waren zierlich, aber deutlich angestrichen:

„Und vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“

Ich las und las immer wieder, bis mir die Augen übergingen. Ich war damals noch schwach und krank und nahm mir das Thränlein nicht übel, das mir über die wettergehärtete Wange in den offenen Hals lief.

Ich behielt das Blättchen unter meinem Kopfkissen, so lang ich krank war, ich behielt es in der Brusttasche, sobald ich wieder Dienst thun konnte. Ich hab' es bei mir getragen wie ein Amulett, nicht doch, wie einen segnenden Gedanken eines guten, kindlich schönen Herzens, in den Schlachten vor Paris, im wiederholten Würgen um Orleans, im großen Kampfe bei Le Mans. Ich trug es bei mir, da wir als Sieger einzogen in die jubelnde Vaterstadt.

Mehr als einmal in jenen schweren Tagen hab' ich still für mich mein Vaterunser gesagt und jene eine, die angestrichene Bitte immer auf Französisch.

Siegvater soll zwar, wie ich neulich in einem witzigen Gedicht gelesen habe „selber ein Germane“ sein, aber wenn auch, ich bin überzeugt, daß mein Herrgott mich auch so verstanden und daß er einem braven Soldaten diese kleine Felonie nicht übel angerechnet hat.

Nicolette hab' ich nicht wiedergesehn; aber ich hab' oft an sie gedacht. Lang ist's Friede. Gott sei Dank! Manchmal schwärmen meine Gedanken über den Rhein. Wälsch-Lothringen ist ein schönes Land. Und wenn mich einmal wieder Reiselust packt, je nun, wer weiß, dann führt mich der Weg vielleicht über Nanzig. Dann will ich nachseh'n, ob jene noch auf dem alten Hause sitzen, und — das versteht sich — auch nicht übersehen: wo der Hund begraben liegt.

Bibliographie.

Archiv für Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld, K. Bibliothekar in Dresden. VIII. Bd. 2. Heft. 8. Leipzig, 1879, Teubner.

Auch dieses neueste Heft des mit großer Sachkenntniß und Sorgfalt redigirten Unternehmens zeichnet sich durch einige werthvolle Beiträge aus, von denen wir in erster Linie diejenigen aus der Feder des bewährten Goethe-Kenners Gustav von Loeper „Pfeil noch einmal“ und „Goethes lothringische Reise noch einmal“ hervorheben wollen. Hermann Oesterley bietet eine liebevolle Studie über Johann Röling, während H. Uhde in einer bibliographischen Sammlung der auf Frdr. L. Schröder und seine Familie bezüglichen Flugschriften einen werthvollen Beitrag zur Bibliographie des deutschen Theaters liefert.

D. Mackenzie Wallace, Rußland. Einzig berechtigte, vom Verfasser durchgesehene deutsche Ausgabe, nach der 6. Auflage des Originals übersetzt von E. R. 1. Bd. gr. 8. 358 S. Leipzig, 1878, E. F. Steinacker. M. 6.—

Ein klassisches Werk, das an dieser Stelle eingehendere Würdigung erfahren soll, sobald die Uebersetzung des bereits in 7. Auflage erschienenen Originals vollständig vorliegen wird.

Jos. Kürschner. Jahrbuch für das deutsche Theater. Eine umfassende Rundschau über die Zustände und Ereignisse auf theatralischen und verwandten Gebieten während des letzten Theaterjahres. Nebst einem ausführlichen Register. 1. Jahrgang. (Vom 1. October 1877 bis 30. September 1878.) Gr. 8. XII und 317 S. Leipzig, 1879, Foltz. M. 2.75

Sehr brauchbar; bietet eine reiche und wohlgeordnete Fülle statistischen Materials, das anderweitig nicht zu finden ist.

Aug. Silberstein. Denksäulen im Gebiete der Cultur und Literatur. Gr. 8. VII und 344 S. Wien, 1879, Braumüller. M. 7.—

Eine Sammlung von Vorträgen, aus der Literatur- und Culturgeschichte, welche der beliebte Erzähler in Wien gehalten, gelungen in der Form, für den weiteren Kreis der Gebildeten berechnet und mannichfach anregend. Der Titel „Denksäulen“ ist gesucht und unklar und wird durch die Erklärung des Verfassers nicht viel einleuchtender.

Alfr. de Valmy Dr. (Julius Stinde). Die Opfer der Wissenschaft oder die Folgen der angewandten Naturphilosophie. Drei Bücher aus dem Leben des Professors Dejens. 2. illustrirte und differenzirte Auflage. 8. 138 S. mit eingedruckten Chemitypien. Leipzig, 1879 Barth. Cart. M. 4.—

In liebenswürdigster Form, und von glücklichem Humor dictirt, eine gelungene Satire auf die Auswüchse der modernen naturwissenschaftlichen Lehren.

A. Krause, Kant und Helmholtz über den Ursprung und die Bedeutung der Raumanschauung und der geometrischen Axiome. Lex.-8. VII u. 94. S. Lahr, 1878, Schauenburg. M. 3.—

Der Verfasser versucht den Nachweis verschiedener Defecte der von Helmholtz aufgestellten sogenannten empirischen Theorie vom Ursprung der Raumanschauung und der geometrischen Axiome.

Murad-Efendi, Ost und West. Gedichte. 2. Aufl. 8. IX und 265. S. Oldenburg, 1879, Schulze. Geb. mit Goldschnitt. M. 5.—

Jos. von Helfert, Bosnisches. 8. 322 S. Wien, 1879, Manz. M. 4.80.

Der bekannte hochconservative österreichische Staatsmann ist, seitdem er aufgehört hat in der praktischen Politik thätig zu sein, ein eifriger und erfolgreicher Schriftsteller geworden. So wird z. B. seine „Geschichte Oesterreichs vom Ausgang des Wiener Oktoberaufstands" von zukünftigen Geschichtsschreibern nicht übergangen werden dürfen, wenn auch die politische Gesinnung ihres Verfassers eine besondere Vorsicht in der Benutzung dieses Quellenwerkes nothwendig macht. Das vorliegende Buch ist ein eminent zeitgemäßes. Mit lebhafter Anschaulichkeit und in durchsichtiger Sprache gibt er ein Bild der modernen bosnischen Cultur oder besser Uncultur, von Land und Leuten und der Geschichte Bosniens. „Ein zwangloses Geplauder, wo wir uns, um Land und Leute kennen zu lernen, ohne uns an strenge Regeln zu binden, in keiner Richtung erschöpfend, sondern leicht und obenhin, mit allerhand „Bosnischem" unterhalten, das man in gelehrten und ungelehrten Büchern liest, was nur Reisende erzählen, was nur die Tages-Literatur über die Vorgänge daselbst gebracht." Helfert zweifelt nicht an der Zukunft Bosniens und seiner Bevölkerung, freilich macht er dieselbe bis zu einem gewissen Grade von der Annexion durch Oesterreich abhängig.

H. Presber, Rudolf. Novelle. 2. Aufl. 8. V und 315 S. Leipzig, 1879, Thomas. M. 3.60.

Abraham Geigers Leben in Briefen. Herausgegeben von Ludwig Geiger. 8. XII und 388 S. Mit A. Geigers Photographie Berlin, 1878, Gerschel. M. 7.—

Werthvolle Beiträge zur Lebensgeschichte eines der hervorragendsten Geister in der Geschichte der Reformation des Judenthums. Der erste der vier Abschnitte des inhaltreichen Buches umfaßt die Jugendzeit (1810—32) und giebt, neben umfassenden Auszügen aus einem sorgfältig geführten Jugendtagebuche, zwölf zumeist sehr charakteristische Briefe. Die zweite Wiesbadener Periode, die Jahre 1832—38 inschließend, ist in 19 Briefen behandelt, denen, ebenso wie den Briefen der zwei folgenden Perioden, vortreffliche einleitende Uebersichten über die verschiedenen Epochen im Leben Geigers aus der Feder des schon in jungen Jahren zu literarischem Ansehen gelangten Sohnes vorangeschickt sind. Sechsundsiebenzig Briefe bilden den vierten Abschnitt, die Breslauer Zeit behandelnd (1838—63), die bedeutungsvollste im Leben des großen Gelehrten und liebenswürdigen, warmherzigen Menschen. In sechsundfünfzig Briefen werden der Frankfurter und Berliner Aufenthalt charakterisirt. Nicht nur den zahlreichen persönlichen Verehrern Geigers, sondern allen, welche der reformatorischen Bewegung innerhalb des Judenthums Antheil entgegenbringen, wird das Buch eine willkommene dankenswerthe Erscheinung sein.

Paul Lindau, harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters. Zweite Auflage. 2 Bde. kl. 8. XXII und 372 S. Breslau, 1879, Schottlaender. M. 6—, geb. M. 8. —

O. von Leixner, die moderne Kunst und die Ausstellung der Berliner Akademie. 2. Bd. Die Ausstellungen vom November 1877 bis August 1878. Der Berliner „Salon" von 1878. 8. VII und 133 S. Berlin 1878. Guttentag. M. 3.—

Carl Sachs, aus den Llanos. Schilderung einer naturwissenschaftlichen Reise nach Venezuela. 8. X und 369 Seiten. Mit Abbildungen i. Holzschnitt. Leipzig, 1879, Veit und Co. M. 9.—

In den Herbsttagen des vergangenen Jahres ereilte Carl Sachs der Tod: mit zweien seiner Reisegefährten fand er ihn in einer Gletscherspalte des Monte Cevedale. Eine Fülle reichster Hoffnungen wurden mit dem noch im jugendlichen Alter stehenden Gelehrten, einem der vorzüglichsten Schüler Du Bois Reymonds zu Grabe getragen. Wenn irgend Etwas dazu angethan ist, den Schmerz um den Heimgegangenen von Neuem zu erwecken, so ist es die hier angezeigte Schilderung der von Sachs, im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften, zu dem Zwecke unternommenen Reise, Versuche und Beobachtungen über die wunderbare elektrische Kraft des südamerikanischen Zitteraales anzustellen. Diese Bilder aus Natur und Leben Venezuela's gehören zu dem Hervorragendsten, was uns die Reiseliteratur der neueren Zeit geboten hat. Der reinsten Begeisterung für ihren Gegenstand entsprossen, die aus jeder Seite des Buches in erfrischender Weise zu dem Leser spricht, und von dem scharfen Auge des Naturforschers gesehen, der gewohnt ist, über den großen Erscheinungen die

kleineren nicht zu übersehen, sind sie gleichzeitig ein Muster künstlerischer Darstellung. Das Buch ist fesselnd von der ersten Seite bis zur letzten, obgleich ihm, wie der Verfasser bemerkt, die Erzählung spannender romantischer Erlebnisse fehlt und von Kämpfen mit feindseligen Eingeborenen, von Löwen- und Tigerjagden und so manchem Anderen, was sonst in Reisebeschreibungen die Seele des Lesers zu behaglichem Schaudern hinreißt, nichts zu erzählen ist. Ueber das Hauptresultat seiner Reise, die anatomische und physiologische Untersuchung des Zitteraales, wollte Sachs in einer besonderen Monographie berichten, deren Veröffentlichung vielleicht zu erwarten steht. Doch selbst wenn diese Hoffnung sich trügerisch erweisen sollte, genügt der vorliegende Band, um dem Frühvollendeten ein langes Andenken zu sichern.

Paul Lindau, dramaturgische Blätter. Neue Folge. 1875—1878. 2 Bde. 8. XIV und 603 S. Breslau, 1879, Schottlaender. M. 10, geb. M. 12.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theodor Flathe, Ludw. Geiger, Richard Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, M. Philippson, Eberh. Schrader, Bernh. Stade, Alfr. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann herausgegeben von Wilhelm Oncken. In ungefähr 40 Bänden gr. Lex.-8. Begleitet von einer instructiven, nach wissenschaftlichen Principien zusammengestellten culturhistorischen Illustrationen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Jeder Halbband M. 3.—

Von diesem großartig angelegten Werke liegen die beiden ersten Abtheilungen vor. In der ersten beginnt Johannes Dümichen die „Geschichte des alten Aegyptens", daran schließt sich der Anfang der von Ferdinand Justi bearbeiteten Geschichte des alten Persiens, welche in der zweiten Abtheilung ihren Abschluß findet. Es kann nicht die Aufgabe dieser Notiz sein, den wissenschaftlichen Werth der vorliegenden Theile dieses bedeutungsvollen Unternehmens zu untersuchen, dies zu thun bleibe der Gelegenheit einer späteren eingehenden Würdigung des vorgeschrittenen Werkes überlassen. Aber die einfache Lectüre des bisher Gebotenen läßt erkennen, daß die dem Unternehmen zu Grunde liegende Absicht, die Ergebnisse der eigenen Forschung hervorragender Geschichtsschreiber in allgemein fesselnder und lebendig anregender Weise darzustellen, von den bewährten Verfassern der vorliegenden Theile in vortrefflicher Weise erfüllt worden ist. Der artistische Schmuck der beiden Bände, insbesondere die Facsimile eines Papyrus (das Todtengericht vor dem Gotte Osiris) ist sehr instructiv und von bester technischer Ausführung, nicht minder die beigegebene Karte. Die typographische Ausstattung der Bände ist einfach musterhaft, sie verdient uneingeschränktes Lob. Das ganze Unternehmen gereicht der Verlagsfirma zur hohen Ehre; bei dem im Verhältniß zu dem Gebotenen ungewöhnlich niedrigen Preise der einzelnen Theile wird es hoffentlich seitens der gebildeten Leserwelt die Unterstützung finden, welche es im reichsten Maße verdient.

Otto Badke, das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder. 8. XXI und 227 Seiten Breslau, 1879. Schottlaender. M. 4.—

„Italienische Volkslieder sind bis jetzt oft ins Deutsche übersetzt worden. Jeder Uebersetzer hat sich die schönsten Blüthen herausgesucht und in sein geliebtes Deutsch verdolmetscht. Rückert, Platen, Goethe, Kopisch, Heyse und wie die Uebersetzer heißen mögen, haben Blumensträuße gewunden, aber eine umfassende Darstellung, die in großen Umrissen auch ein vollständiges und klares Bild der Geschichte des italienischen Volksliedes gäbe, ist bis jetzt in Deutschland noch nicht erschienen. Die gegenwärtig in Italien vorhandenen Volksliedersammlungen erlauben uns wohl, uns ein umfassendes Bild von der italienischen Volkspoesie zu entwerfen. Dalmedico, Vigo, Pittrè, Casetti, Imbriani und hundert andere haben in ihren Sammlungen das reichhaltigste Material geliefert." In den vorstehenden Zeilen kennzeichnet der Verfasser dieser Volksliedersammlung das Wesen und die Zwecke seiner Aufgabe: sie ist eine dankbare und in dankenswerther Weise gelöst. Es sind nicht lediglich die Ergebnisse der eben genannten heimischen Forscher, welche der Verfasser der Sammlung weiteren Kreisen in Deutschland zugänglich machen will.

Ein gutes Stück eigener, während einer Reihe von Jahren an Ort und Stelle angestellter Forschung ergänzt die von den italienischen Gelehrten gewonnenen Resultate. Die zahlreichen mitgetheilten Proben sind zum Theil die Originale, zum Theil in vortrefflichen eigenen und fremden Uebersetzungen geboten. Die dem Buche vorangeschickte „Umschau" orientirt eingehend über das Wesen der Volksliedforschung in Italien. Die folgenden Abschnitte führen die Ueberschriften: „Themata der Volkslieder", „Liebeslieder", „die Geburt der Geliebten", „Liebessehnsucht", „Hochzeitslieder", „Wiegenlieder und Kinderreime" „Epische Stoffe", „Poetischer Anhang".

Das Buch ist ein ebenso werthvoller wie interessanter Beitrag zur italienischen Literatur- und Culturgeschichte.

Landschaftsbilder aus Italien. 25 Zeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld. Mit einleitendem Vorwort versehen und herausgegeben von Dr. Max Jordan. Verlag von Amsler und Ruthardt (Gebrüder Meder), Berlin. ℳ. 42.—

Die Ausstellung der Werke Julius Schnorr's in der National-Galerie hat uns die Bekanntschaft mit einer Reihe von Arbeiten vermittelt, deren künstlerischer Inhalt aus der Zurückgezogenheit des Privatbesitzes heraus Gemeingut der kunstliebenden Nachwelt zu werden verdient. In diesem Sinne veröffentlicht die Kunsthandlung von Amsler und Ruthardt schöne Reproductionen durch Lichtdruck eine Auswahl derjenigen Landschaftsbilder, welche der Meister während der Jahre 1819 bis 1827 in Italien gezeichnet hat. Der erschöpfenden Würdigung dieser anziehenden Blätter in Jordan's einleitenden Worten ist nichts hinzuzufügen. Sie sind ebensowohl historisch als künstlerisch bedeutende Dokumente unserer Kunstgeschichte und als solche auch dem unschätzbar, der sich mit seinen Neigungen aus tief ausgefahrenen Geleisen nicht herauszuarbeiten vermag. Was uns in dieser eigenartigen zu Anfang von dem Geiste altdeutscher Meisterschaft inspirirten Naturschilderungen anmuthet, ist weit weniger der Zauber italienischer Landschaft als der deutsche Idealismus, der in einer Auswahl hoch begabter und zum Höchsten erregbarer Männer vor dieser Natur zu kräftigen Wellen erstarkt. Wer den Werth der Einzelerscheinung in ihrer Ordnung unter die geschichtliche Nothwendigkeit zu empfinden vermag, muß diese Gabe willkommen heißen. Sie wird auf goldener Schüssel gereicht. Der maßvoll zierende Prachtband und die typographische Ausstattung aus Drugulins Werkstatt sind stattliche Beiträge zu den energischen Thaten, mit denen wir unsern Ruf als Förderer des Buchs wiederherstellen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd".

Band 8. — Februar 1879. — Heft 23.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau.** Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend im Umfang von 2 Bogen Groß-Quart, auf gutem Papier, beschnitten und geheftet.

Preis pr. Quartal 4 M. 50 ₰, pr. Jahrg. 18 M. **Bestellungen werden in allen Buchhandlungen und Postanstalten entgegengenommen.** 29

Die „Gegenwart" ist **die verbreitetste politisch-literarische Wochenschrift des deutschen Reiches,** sie zählt zu ihren Mitarbeitern die **bedeutendsten Schriftsteller und Gelehrten.** Von Jahr zu Jahr hat sich ihr Leserkreis erweitert. **Die Gegenwart** ist das **erste deutsche Blatt,** welches vornehmlich den **ernsten geistigen Interessen** der Nation gewidmet, ohne die mächtige Beihülfe der Novelle und Illustration in die **weiteren Kreise des gebildeten Publikums** gedrungen ist. Im unmittelbaren und steten Zusammenhange mit allen wichtigen Vorgängen auf dem Gebiete des öffentlichen und geistigen Lebens, bestrebt sie sich in Wahrheit das zu sein, was ihr Titel sagt: **ein guter und echter Ausdruck des Schaffens in der Gegenwart.**

Romane und Erzählungen

von

Hans Hopfen.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in Stuttgart sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der graue Freund. Roman. 2. Auflage. 4 Bände. Broschirt M. 15.— Gebunden in 2 Bände M. 17.—

Juschu. Tagebuch eines Schauspielers. 2. Auflage. Broschirt M. 4.50. Gebunden M. 5.50. 38

Verfehlte Liebe. Roman. 2 Bände. Broschirt M. 6.— Geb. in 1 Bd. M. 7.—

Bairische Dorfgeschichten. Broschirt M. 4.50. Gebunden M. 5.50.

Der alte Praktikant. Eine bairische Dorfgeschichte. Broschirt M. 5.— Gebunden M. 6.—

Tribüne

mit

Berliner Wespen

als Gratisbeilage.

Man abonnirt bei allen Postanstalten

für: 5,30 Mark vierteljährlich,
3,54 Mark für 2 Monate,
1,77 Mark für 1 Monat.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

Fragmente.

Roman von

Wilhelm Jensen.

2 Bände 8. Elegant broschirt M. 10.—; fein gebunden in 2 Bänden M. 12.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

◆ Im unterzeichneten Verlage ist **soeben** erschienen und überall zu haben: ◆

Passendes Festgeschenk.

Geschichte

Frhr. von

Bosnisches.

Land Leute

Helfert,

Culturgeschichte

1879 1879

Passendes Festgeschenk.

◆ 322 Seiten 8° eleg. ausgestattet Preis fl. 2. 40 kr. M. 4. 80 Pf. ◆

MANZ'sche k. k. Hof-Verlags- u. Universitäts-Buchhandlung. Wien.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das

italienische Volk

im Spiegel seiner Volkslieder

von

Otto Badke.

8. Eleg. brosch. M. 1.—; fein geb. M. 5.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Von der

Allgemeinen Geschichte

in Einzeldarstellungen,

herausgegeben von

Wilhelm Oncken.

ist die **zweite Abtheilung** (M. 3.—) erschienen. Dieselbe bringt die **altpersische Geschichte** von **Ferdinand Justi** zum Abschluß. 25

Auch diese Abtheilung wird von jeder Buchhandlung auf Wunsch zur Ansicht gesandt.

Berlin.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Hans Hopfen.

(Verlag von **Gebrüder Kröner** in Stuttgart.)

Der Pinsel Ming's. Eine chinesische Geschichte von **Hans Hopfen**. 2. Aufl. Min. Format. Eleg. cart. m. Goldschnitt. M. 1.50

Arge Sitten. Roman von **Hans Hopfen**. 2 Bände. 8°. M. 5.—

Verdorben zu Paris. Roman von **Hans Hopfen**. 2 Bände. 8°. M. 5.—

Druck von S. Schottlaender in Breslau.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Secunden-Bilder.

Ungereimte Chronik

von

Ernst Dohm.

8°. **Elegant broschirt Preis M. 3.—; fein gebunden M. 4.—**

„Secundenbilder" nennt Ernst Dohm, der weltberühmte Kladderadatsch Gelehrte, die in den wohlgefügtesten Versen gedichtete „Ungereimte Chronik" der Jahre 1877/78. Mit Secundenschnelle und doch mit photographischer Treue ziehen die Ereignisse unserer neuesten Tagesvergangenheit an uns vorüber — und dieses bunte Bild steht in dem Rahmen jener geistsprühenden, stets witzig-treffenden, echt humoristischen Darstellungsweise Dohms, die zur Genüge in aller Welt bekannt ist und bei diesem schon an und für sich so eigenartigen Werke ohne Zweifel dazu beitragen wird, den Namen Dohms in noch weitere Kreise zu tragen — seiner humoristischen Muse noch zahlreichere Verehrer zuzuführen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Jahreszeit-Blumen.

Von

Arthur René.

Miniatur-Ausgabe.

Fein getöntes Velinpapier, in prachtvollem Original-Einband in Gold- und Schwarzdruck mit Goldschnitt Preis M. 4.—

Ein zartes, sinniges Buch, ganz geschaffen für den Büchertisch einer jungen Dame.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin NW. (Besser'sche Buchhandlung) Marienstraße 10.

Peregretta.

Ein Roman

von

Hans Hopfen.

Octav, geheftet M. 4.50. 28

Dritte vermehrte Auflage.

(Zwei starke Auflagen sind innerhalb eines Jahres vergriffen.)

Soeben erschien:

Die

Deutsche Socialdemokratie.

Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung 27

von

Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.

Gr. 8. — 348 Seiten. — Eleg. geh. M. 4.50

Bremen. C. Schünemann's Verlag.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Digitized by Google

Band 8. — Heft 24.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

März 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Google

März 1879.

Inhalt.

Rudolph Lindau in Berlin. Seite

Gute Gesellschaft. Roman. (Schluß) 277

E. Hübner in Berlin.

Laokoon 346

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.

Im Mai. Eine Symphonie 363

Fr. Merkel in Rostock.

Der Kuß. Eine anthropologische Studie 380

Ludwig von Ompteda in Wiesbaden.

Bilder aus englischen Landsitzen 392

Bibliographie 406

Hierzu das Porträt Wilhelm Jensen's, Radirung von P. Halm in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage (Radirung) in Lex.-8.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Breslau, im März 1879.

P. P.

Vielfach ausgesprochenen Wünschen entsprechend, sind zu den Bänden von „Nord und Süd" geschmackvolle

Original-Einbanddecken,

im Stil des jetzigen Umschlags der einzelnen Hefte, mit schwarzer und vergoldeter Pressung aus englischer Leinwand hergestellt worden.

Die Einbanddecken zu Band VIII. (Januar—März 1879), wie auch die zu den früheren Bänden I.—VII. können jederzeit bezogen werden.

Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke; zur Bestellung wolle man sich des untenstehenden Zettels bedienen.

Die Verlagsbuchhandlung
S. Schottlaender.

Bei der Buchhandlung von

in

bestellt hierdurch

Einbanddecke zu Band VIII. (Januar—März 1879)

zu **„Nord und Süd".**

Einbanddecke zu Band

= Preis 1 Mark 50 Pf. pro Decke. =

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau.)

Wohnung: Name:

Um gefl. recht deutliche Namens-Unterschrift wird höflichst gebeten.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VIII. Band. — März 1879. — 24. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Wilhelm Jensen.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Gute Gesellschaft.

Roman

von

Rudolph Lindau.

— Berlin. —

(Schluß.)

XIV.

Die Gräfin Daxat legte sich, wie die meisten schönen Pariser Frauen, gern früh zu Bett. Sie wußte, daß Nachtwachen in heißen, hellerleuchteten Sälen die glänzendsten Augen trübt und den besten Teint verdirbt, und ihre Schönheit war ihr unvergleichlich mehr werth als das Vergnügen, das sie an ihrer alltäglichen Gesellschaft fand. — Sie zeigte sich in vielen großen Soiréen; aber es genügte ihr, sich dort eine halbe Stunde lang bewundern zu lassen. Dann verschwand sie wieder, um entweder einen andren Salon durch ihre Erscheinung zu beglücken, oder um ruhig nach Hause zu fahren.

Nach dem letzten Empfangsabend bei den d'Eltangs, an dem sie sich so angelegentlich mit René Lemercier unterhalten, hatte sie Letzteres gethan. Aber nun war es spät geworden, und sie ging noch immer rastlos in ihrem Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb sie vor einem Tische stehen, auf dem, neben einer eleganten Cassette, mehrere offene Briefe lagen. Sie nahm davon den einen oder den andern auf, durchflog einige Zeilen und setzte dann ihre unruhige Promenade fort.

Eine Kammerfrau mit verschlafenem Gesichte öffnete schüchtern die Thür und fragte, ob die „gnädige Frau" geklingelt habe.

„Sie können sich schlafen legen," antwortete die Gräfin kurz. Dann, als die Thür sich wieder geschlossen hatte, warf sie sich in einen Sessel, schob die Briefe neben sich und begann dieselben methodisch und aufmerksam zu lesen. — Es waren Briefe einer tief gekränkten Mutter und einer unglücklichen Schwester. Sie erzählten eine traurige Geschichte, über die nun bereits Jahre dahingegangen waren, ohne sie in Vergessenheit zu bringen, ohne die

Scham und den Schmerz der ersten Stunden zu lindern. Sie sprachen von einem Fremden, der sich unter falschem Namen in ein ruhiges Haus eingeschlichen, die arglose Mutter bethört, die unschuldige Tochter verführt hatte, und der dann spurlos verschwunden war. Die Mutter hatte nicht gewagt, Nachforschungen nach ihm anzustellen, aus Furcht, die Schmach ihres Kindes dem Gespräch der Welt preiszugeben. Sie hatte auch nicht geklagt; aber der bittere, stumme Gram hatte sie verzehrt, und sie war daran gestorben.

Die Gräfin Daxat sah sinnend in das verglimmende Kaminfeuer. — Die sterbende Mutter hatte sie in ihrem letzten Briefe angefleht, der unglücklichen Verführten zu verzeihen, sie in dem Hause in Paris, wo Niemand ihre Schmach kannte, in Gnaden aufzunehmen. Martha hatte geschrieben: „Komm, Du bist meine einzige Schwester; nie soll Dich ein Blick des Vorwurfs treffen, nie sollst Du ein Wort der Klage hören." — Der Brief war ihr von der Post zurückgeschickt worden, und sie hatte in Erfahrung gebracht, daß ihre Schwester heimlich entflohen sei, Niemand wisse wohin. — Dann waren dunkle Gerüchte zu Martha's Ohren gedrungen. Man hatte ihre Schwester gesehen: hier, dort, in Pisa, in Florenz, in Mailand, in Neapel. An ihrer Seite war ein ältlicher Mann, dem sie anzugehören schien. — Was trieb sie? Wovon lebte sie? — In ihrer Angst und Unruhe hatte Martha sich an ihren Onkel, den Chef einer alten, stolzen Partrizierfamilie gewandt. Dieser hatte ihr einen Brief voll schwülstigen Pathos' geantwortet, den sie mit Thränen der Wuth zerknittert und zerrissen hatte: „Deine unwürdige Schwester hat das Wappen unsres Hauses befleckt, ihre Mutter getödtet. Ich kenne sie nicht mehr." — Die Liebe zur Schwester, zur Jugendgespielin hatte bei Martha noch lange gegen den Verdacht, daß Lätizia eine Verworfene sein könne, gekämpft; aber als Monate vergangen waren, ohne daß diese ein Lebenszeichen von sich gegeben — da hatte der Verdacht gesiegt, und Martha hatte ihre Schwester wie eine Verstorbene beweint und sie wie eine Unwürdige aus ihrem Gedächtniß zu verbannen gesucht. — Nach Jahr und Tag war ein Brief von der Verschollenen an sie gelangt: „Ich weiß, daß Du mich nie wiedersehen kannst," hatte Lätizia geschrieben, „und ich werde Deine Blicke meiden; aber es drängt mich, in meinem dunkeln Elend, Dir zu sagen, wie sehr ich Dich liebe; Dich anzuflehen, meiner ohne Zorn zu gedenken. — Das Unglück hat sich an meine Fersen geheftet und verfolgt mich unerbittlich. Ich büße schwer für das, was ich gethan. Oh, verzeihe Du mir; und bete für mich an dem heiligen Abend, an dem Der geboren ist, der allen Sündern verziehen hat."

Der Brief ohne Poststempel, war an einem 23. December durch einen Unbekannten in das Haus der Gräfin gebracht worden. Martha hatte die Bitten ihrer Schwester gern erhört, und am folgenden Abend inbrünstig für die Verlorene gebetet; aber der Brief hatte ihren Verdacht, daß diese eine Gefallene sei, nur bestärkt. Unbeschreibliche Bitterkeit füllte ihr stolzes Herz. Sie haßte die elenden Kreaturen, zu denen sie ihre Schwester herabgesunken

wähnte; — aber dieser wollte sie verzeihen: — weil die sterbende Mutter sie darum gebeten, weil sie die Verunglückte, trotz Allem, wie eine Schwester liebte.

In langen Zwischenräumen hatte Lätizia neue, stets geheimnißvolle Lebenszeichen gegeben, und in jedem Briefe ihr Flehen um Verzeihung erneuert. — Martha hätte ihr zurufen wollen: „Ich habe Dir längst verziehen; komm' in meine Arme!" — aber keiner der Briefe deutete an, wo eine Antwort die Schreiberin finden könne.

Viele Leute in der Pariser Gesellschaft wußten mit mehr oder weniger Genauigkeit, daß eine Schwester der Gräfin Daxat zu Grunde gegangen sei. Niemand kümmerte sich sonderlich darum, Niemand hatte jemals daran gedacht, oder es gewagt, mit der Gräfin darüber zu sprechen. Man ist in großen Städten nachsichtig; wenn nicht aus Herzensgüte, so aus Klugheit oder Gleichgültigkeit. Als die Gräfin Daxat in Gegenwart Illien's ein so strenges Urtheil über eine Unglückliche gefällt und gesagt hatte, sie habe guten Grund, hart zu sein — da hatten Harvey und Tressan sie wohl verstanden. Es fiel diesen nicht ein, die Gräfin für die Schuld ihrer Schwester verantwortlich zu machen; doch war jene empfindlich, argwöhnisch, gereizt, sobald von verlorenen Frauen die Rede war; und ihre Freunde, die dies wußten und wohlerzogene Menschen waren, vermieden es, über diese Wesen und deren Treiben mit der Gräfin zu sprechen.

Bertha Lemercier kannte solche Rücksichten jedoch nicht, und aus ihrem Munde hatte Martha zum ersten Male den Namen der Signora Bianca Alzati aussprechen hören. Sie hatte Erkundigungen über diese Frau eingezogen; mit furchtsamer, argwöhnischer Schüchternheit und Unbeholfenheit zunächst; bis plötzlich der Verdacht in ihr wach geworden war, Bianca Alzati könne ihre verlorene Schwester sein. Da hatte sie keine Rücksichten mehr genommen und sich Gewißheit verschaffen wollen. René Lemercier hatte sie ihr gegeben, indem er die schöne Italienerin mit einer Fülle von Details beschrieben, die ihr, Martha, keinen Zweifel mehr lassen konnte: die Rivalin, die das Herz Illien's von ihr abgewandt hatte, war ihre Schwester.

Martha war rathlos. Eines nur stand unwiderruflich fest bei ihr: sie wollte die Liebe zu Illien aus ihrem Herzen reißen. — Sie hatte bitterlich geweint, als sie erfahren, er liebe eine andere; sie hatte sich gehärmt und geschämt darüber, daß eine ehrlose Kreatur ihre Nebenbuhlerin sei; aber ihr schauderte vor dem Gedanken, ihrer Schwester die Liebe eines Mannes streitig machen zu wollen.

Es ist etwas Eigenthümliches, Tiefes, Unergründliches um die Liebe unter allernächsten Blutsverwandten. Sie ist nicht leidenschaftlich, leicht erregbar, gefällig, phantastisch, veränderlich, wie die Liebe zwischen Mann und Weib; sie kann jahrelang schlummern, sich selten oder nie äußern; sie ist mit übler Laune, mit gänzlichem Mangel an Zärtlichkeit oder Liebenswürdigkeit, ja mit Härte sogar vereinbar; — aber wo sie einmal lebt, da ist sie von einer, alle anderen Leidenschaften überwältigenden, unverwüstlichen, rücksichts-

losen Urkraft. — Willenlos und ohne Kampf opferte ihr Martha die Liebe zu Illien. Aber sie fühlte deswegen keineswegs das Bedürfniß, ihre Schwester aufzusuchen, oder ihr zu beweisen, daß sie sie liebe. Sie verlangte keinen Dank für das unfreiwillig gebrachte Opfer; sie wußte, daß sie keinen dafür verdiente.

„Ich werde Paris verlassen," sagte sie vor sich hin. „Ich will Lätizia nie wiedersehen; ich hasse sie."

Sie barg ihr Antlitz in ihre Hände und begann leise zu weinen. Sie fühlte sich elend, ohnmächtig. Sie war einsam, verlassen. Niemand liebte sie — sie liebte Niemanden; sie war allein auf der Welt, ganz allein . . .

Sie stand auf und holte aus der Cassette ein Medaillon, das auf dem Grunde derselben verborgen lag — das Bild ihrer Schwester. Sie betrachtete es lange, aufmerksam, stand sinnend da . . . Sie blickte auf einmal ängstlich nach der Uhr, als fürchte sie, etwas Wichtiges zu versäumen. — Es war zwei Uhr Morgens: Sie klingelte heftig, ungeduldig, wiederholt, bis die Kammerfrau ihr verstörtes Gesicht zeigte.

„Lassen Sie sofort das Coupé anspannen," befahl sie.

Die Kammerfrau ließ sich den Befehl wiederholen und entfernte sich dann schnell; aber es dauerte lange, bis demselben Folge geleistet wurde, denn Alles schlief bereits im Hause. Nach einer Weile wurde es laut im Hofe: ein Wagen wurde aus der Remise gezogen; man hörte die klappernden Holzschuhe des Kutschers auf dem Steinpflaster, den schwerfälligen, langsamen Hufschlag des Pferdes, das sich träge aus dem warmen Stall ziehen ließ — und endlich, nach einer langen halben Stunde meldete ein Diener, der Wagen sei vorgefahren.

Martha, die sich einen weiten Pelzmantel über die bloßen Schultern geworfen hatte, eilte die Treppe hinunter und befahl nach dem Boulevard Haußmann zu fahren. René hatte ihr die Adresse der Frau Bianca Alzati gegeben.

Die Fahrt dauerte nicht lange, und die Gräfin kam während derselben gewissermaßen kaum zur Besinnung. Als sie jedoch an dem fremden Hause geklingelt hatte und sich, nachdem die Thür geöffnet war, in einem dunkeln, unbekannten Raume befand, da überkam sie ein eigenthümliches, unheimliches Gefühl, und sie wäre am liebsten unverrichteter Sache wieder umgekehrt. Aber daran war nicht mehr zu denken: an dem matterleuchteten Fenster der Portierloge zeigte sich ein barockes Gesicht, das des Concierge, mit einer weißen Schlafmütze; — und eine mürrische Stimme fragte: wer da sei?

„Wo wohnt Frau Alzati?" entgegnete die Gräfin.

Der Portier hatte zu Neujahr ein sehr reiches Geschenk von „der Mietherin im ersten Stock" erhalten, und war deshalb geneigt, deren Gäste mit seltener Zuvorkommenheit zu behandeln. Er hatte einen Wagen vor der Thür halten hören und sah nun eine vornehme Dame vor sich stehen; er antwortete deshalb ziemlich höflich:

„Eine Treppe, Thür rechts."

Dann schloß er das kleine Fenster, an dem er die Unterhaltung mit dem späten Besuch geführt hatte, und Martha befand sich wieder allein. Sie hatte bei dem Schimmer, der aus der Portierloge drang, die Treppe erblickt und stieg diese, sich an der Rampe haltend, langsam, klopfenden Herzens hinauf. Auf dem Flur, den sie bald erreichte, war es dunkel. Sie tastete mit den Händen die Mauer entlang, bis sie eine Thür, und daneben eine Klingel fand. Sie zauderte wieder. Dann schellte sie: furchtsam, leise — keine Antwort. — Sie wartete eine gute Weile und klingelte wieder; diesmal stark. Sie erbebte vor dem hellen Ton der Glocke. Bald darauf hörte sie Fußtritte hinter der Thür und sah Licht durch das Schlüsselloch. Die Thür wurde geöffnet, und vor ihr stand ein Diener, der sie zuerst mißtrauisch musterte, dann, erstaunt eine Dame zu so ungewöhnlicher Stunde vor sich zu sehen, einen Schritt zurücktrat und den späten Gast fragend ansah.

„Ich wünsche Frau Alzati zu sprechen," sagte die Gräfin.

„Die gnädige Frau ist längst zu Bette gegangen", antwortete der Diener.

„Lassen Sie sie wecken; ich muß sie sehen."

Es war etwas in Martha's Stimme und Haltung, was keinen Widerspruch duldete. Der Diener ging stumm voran, führte die Gräfin in einen kleinen, heißen, mit Blumen angefüllten Salon, steckte die Lichte an, die auf dem Kamine standen, und sagte, er werde die Kammerfrau rufen. Dann verschwand er und ließ Martha allein.

Sie wartete lange. Sie sah sich in dem stillen Zimmer um, aber sie war zu erregt, um neugierig zu sein, um auch nur zu bemerken, was sie sah. Aber ein Gedanke kam ihr immer und immer wieder: „Hier wohnt Lätizia, meine Schwester — meine Schwester." Sie wiederholte die beiden Worte leise, aber hörbar. Es überrieselte sie dabei kalt.

Endlich erschien die Kammerfrau, eine Person besten Styls in ihrer Art, die sich wiederholen ließ, daß der späte Besuch ihrer Herrin gelte und die Dame höflich fragte, wen sie anzumelden die Ehre habe?

„Sagen Sie: Martha," antwortete die Gräfin.

Die Kammerfrau entfernte sich unhörbaren Schrittes und ließ die Thür hinter sich offen. Martha wartete wenige Secunden; dann folgte sie ihr. Sie durchschritt einen großen Salon, der durch die Laternen auf der Straße matt erleuchtet war und blieb in der Thür, die zu einem andern, kleinen Zimmer führte, stehen. An der andern Seite dieses Gemaches, ihr den Rücken kehrend, stand die Kammerfrau, in der einen Hand ein Licht haltend, mit der andern leise anklopfend, — Martha lauschte athemlos.

„Was giebt es?" fragte eine Stimme hinter der Thür.

Die Kammerfrau öffnete vorsichtig; aber in demselben Augenblick war Martha neben ihr, schob sie bei Seite und trat vor ihr in das halbdunkle Schlafgemach.

„Lea! Lea!" Es klang herzzerreißend; es kam aus tiefster Brust.

Die Gerufene stieß einen wilden Schrei aus, richtete sich im Bette empor und blickte verstört um sich.

Im nächsten Augenblick sah die Kammerfrau zwei Frauengestalten, die sich leidenschaftlich umschlungen hielten und hörte krampfhaftes Schluchzen und leises Weinen. Sie vernahm einige ihr unverständliche Worte in fremder Sprache; dann stellte sie das Licht auf einen Tisch und entfernte sich, die Thür geräuschlos hinter sich schließend.

Der Kutscher unten in der Straße wurde sehr bald ungeduldig; aber nachdem er eine kurze Zeit auf die „verrückte Herrschaft" geschimpft hatte, hielt er es für das Zweckmäßigste, den großen Pelzkragen seines Rockes in die Höhe zu schlagen, seine Füße gut einzuwickeln und sich, unbesorgt um das fromme Pferd, der Ruhe zu überlassen. Es dauerte auch nicht lange, so war er fest eingeschlafen.

Die beiden Schwestern waren inzwischen ruhiger geworden. Martha hatte sich ihres Mantels entledigt und saß im Ballanzuge, mit entblößten Schultern, auf dem Bette ihrer Schwester. Diese, halb emporgerichtet, das goldige Haar zurückgeworfen, die großen Augen in Freude und Aufregung leuchtend, hielt ihre Schwester mit einem Arm umschlungen, während sie ihr mit der freien Hand liebkosend Stirn und Wange streichelte.

„Wie schön Du bist, Martha," sagte sie leise; und noch leiser setzte sie hinzu: . . „und wie gut!"

Martha hatte bis jetzt noch nicht gewagt, eine Frage über die Vergangenheit an ihre Schwester zu richten, hatte auch nicht das Bedürfniß gefühlt, dies zu thun. Sie lebte in der Gegenwart, glücklich in dem Gefühl, nicht mehr allein zu sein.

„Weißt Du, Lea," sagte sie, „ich fühle mich hier bei Dir, in der unbekannten Stube, zum ersten Male, seitdem ich von Euch fortgegangen bin, wieder zu Hause."

Lätizia küßte sie und fragte nach einer Pause: „Bist Du mir nie böse gewesen?"

„Niemals!"

„Hast Du mir stets vertraut?"

Darauf konnte Martha nicht antworten. Nach längerem, peinlichem Schweigen fuhr Lätizia traurig fort:

„Du hättest mir vertrauen dürfen. Ich habe nichts Schlechtes begangen . . . Ich bin nur sehr unglücklich gewesen."

Und dann ängstlich, mit leiser, zitternder Stimme zunächst, erzählte sie ihre Geschichte. — Sie sprach mit zu Boden geschlagenen Wimpern, von dem Fremden, der sie bethört, den sie geliebt, der sie heimlich verlassen hatte; sie erzählte von dem Tode der Mutter, daß sie, nachdem diese gestorben, das verödete Elternhaus in Verzweiflung verlassen hatte, um Den aufzusuchen, der sie in das Elend gestoßen, aber der allein sie von Schmach und Schimpf retten konnte . . . und den sie noch immer liebte. — In einem Gasthause in Florenz war sie mit einem älteren Herrn zusammengetroffen, der sich, wie sie damals glaubte, ihrer Jugend und Unerfahrenheit erbarmt, sich

ohne Mühe in ihr Geheimniß geschlichen und ihr Beistand und Hülfe versprochen hatte. — Sie war von ihm in ein Netz von Lügen verstrickt worden. Er hatte ihr erzählt, daß ihre Schmach und ihre Flucht in aller Welt Mund sei, daß ihre Familie sie verstoßen habe, daß Der, den sie geliebt, ein Verbrecher sei und jetzt von der Polizei verfolgt werde. — Und sie hatte Alles geglaubt — Alles!

„Ich war siebenzehn Jahre alt, Martha! Ich hatte meine Mutter nie verlassen; kannte Nichts von der Welt und ihrem Treiben, und nun war ich so unglücklich, daß mir das Schlimmste als das Natürlichste erschien."

Sie weinte laut, und es dauerte lange, bis Ihre Schwester sie beruhigen konnte. Dann fuhr sie in ihrer Erzählung fort.

Ihr angeblicher Beschützer, Alzati, hatte sie veranlaßt, Italien zu verlassen und nach England zu gehen. Sie war der Meinung gewesen, daß dies im Interesse ihrer Sicherheit nothwendig sei, denn Alzati hatte ihr erzählt, daß ihre Familie ihr nachspüre, sie verfolge, ihrer habhaft werden wolle, um sie zu bestrafen.

„Wir lebten einen Monat in London. Ich versank in tiefe Schwermuth; ich wünschte mir den Tod. Da kam er, um mich zu trösten. Ich sei noch jung; Alles könne wieder gut werden; ich solle ihm, meinem besten Freunde vertrauen; er werde mich nicht verlassen. Ich dankte ihm tief gerührt. — Nach einiger Zeit sagte er mir ganz beiläufig: „Es giebt ein Mittel die Vergangenheit auszulöschen, Ihre Zukunft zu sichern. Sie kennen mich seit drei Monaten. Niemand ist so sehr darauf bedacht, wie ich, Sie glücklich zu machen. Vertrauen Sie sich mir an; reichen Sie mir Ihre Hand."

„Er bestürmte mich nicht mit diesem Gesuche; er ließ mir Zeit; er hielt mich gefangen, wußte, daß ich ihm nicht entgehen konnte. Er verschaffte mir in London Zerstreuungen, an denen sich mein jugendlicher Sinn ergötzte; führte mich in Theater, Museen, Concerte — und eines Tages, ohne zu ermessen, was ich that, fest überzeugt, daß ich dem Elend preisgegeben sein würde, wenn ich ihn verließe, willigte ich in seine Bitten. — Er war ein gewandter, gewissenloser, reicher Mann. Er hatte Alles vorbereitet, alle Schwierigkeiten im Voraus überwunden . . . Wir wurden in einer kleinen Kirche vor Zeugen, die ich nie zuvor gesehen hatte und die seitdem spurlos verschwunden sind, getraut."

Lätizia hielt wieder inne; aber sie weinte nicht mehr. Sie schien sich zu sammeln und erzählte weiter.

Alzati hatte sich bald nach der Verheirathung in seiner ganzen Verworfenheit gezeigt; aber er hatte sie festgehalten durch Einschüchterungen der elendesten Art. „Wie würde sich die schöne Gräfin Daxat freuen," hatte er ihr eines Tages gesagt, „wenn sie wüßte, daß ihre geliebte, kleine Lea, auf die sie so stolz war, für die kein Prinz gut genug schien, jetzt unter dem Namen der Signora Bianca, Ehegespons des weltberühmten Signor Felice Alzati ist! Denn ich bin berühmt, mein Kind, weltberühmt! Erkundige Dich in

den Clubs von London, Paris und St. Petersburg nach mir, und Du wirst hören, wie man mein Lob dort singt!" — Die Schande, an einen solchen Menschen gekettet zu sein, die Furcht, daß dies ihren Verwandten, ihrer Schwester bekannt werden könne, hatte Lätizia veranlaßt, ruhig, willenlos, hoffnungslos in ihrem elenden Loose zu verharren. — Wohin sollte sie fliehen? Die ganze Welt war ihr verschlossen. Sie konnte nur in dem Kerker leben, in dem Alzati sie gefangen hielt, und sie hoffte, bald darin zu sterben. Das Unglück hatte sie zu früh, zu unbarmherzig, zu schwer getroffen: ihre Kraft war gebrochen.

Von London war Bianca — diesen Namen hatte Lätizia vor ihrer Verheirathung auf Alzati's Rath angenommen — mit ihrem Manne nach Paris übergesiedelt. — Sie hatte ihn ängstlich gefragt, wie sie es anfangen solle, um ihre Schwester dort zu vermeiden. Darauf hatte er geantwortet, dafür solle sie ihn nur sorgen lassen; wenn sie sich seinen Anordnungen unterwerfen wolle, so werde sie der Gräfin Daxat niemals begegnen.

„In Paris führte er mich in ein von ihm eingerichtetes Hôtel," fuhr Lätizia fort, „und dort stellte er mir im Laufe des Winters viele Männer vor, die er in das Haus zu locken verstanden hatte. Aber er war vorsichtig. Keiner von seinen Gästen hatte eine Ahnung davon, wer ich sei. Einige wollten mich ausforschen. Er hatte mich gewarnt, auf meiner Hut zu sein, hatte mich gelehrt, indiscrete Fragen ausweichend zu beantworten. Ich gehorchte ihm; denn ich glaubte noch immer, daß Dein Friede und meine Sicherheit erheischten, das Geheimniß meiner Vergangenheit und meines damaligen Lebens zu bewahren.

„Eines Abends, als Alzati bereits im Nebenzimmer am Spieltisch saß, und ich mich allein im Salon aufhielt, wurde ein neuer Gast angemeldet. Es war dies nichts Ungewöhnliches, und ich blickte gleichgültig nach der Thür, um den Eintretenden, wie mir dies befohlen war, willkommen zu heißen. Dieser blieb wie versteinert stehen, sobald sich die Thür hinter ihm geschlossen, und er mich erkannt hatte. Ich vermochte nicht, mich zu erheben. — Vor mir stand der Mann, den ich geliebt, der mich elend gemacht hatte. — Er war eine Minute sprachlos. Dann flog ein höhnisches Lächeln über sein Gesicht, und er näherte sich mir unbefangen, leichten, sicheren Schrittes. Ich starrte ihn an. — „Nun," sagte er leise, „da muß ich gratuliren. Die gnädige Frau haben sich in der That noch schneller über mich Unwürdigen getröstet, als ich zu hoffen gewagt hatte . . . Also Bianca heißen wir jetzt? Signora Bianca Alzati!" — Er hielt inne und sah mich finster an. Dann klopfte er sich mit der geballten Faust leise die Stirn, lachte und fügte mit bitterem Hohn hinzu: „Und ich Narr spähte überall nach meiner kleinen, unschuldigen Taube, der Signorina Lea! . . Ich hätte lange suchen können!"

„Ich fühlte, daß mir die Sinne vergingen; ich glaube, ich wurde sehr bleich. Da änderte sich der Ausdruck seines beweglichen Gesichtes schnell wieder, wurde zärtlich und liebevoll, und er flüsterte sanft: ‚Ich liebe Dich

noch immer; mehr als je! Sei unbesorgt, Alles wird sich aufklären, Alles zum Guten wenden. Aber sei vorsichtig, verrathe uns nicht. Ich werde Dich bald wiedersehen.'

„Alles wird sich zum Guten wenden? . . Wie? . . Ist nicht Alles unrettbar verloren? Bin ich nicht von Allen, die ich liebe, verstoßen, für immer verbannt?"

„Aber er konnte mir nicht mehr antworten. Er war verschwunden, und ich hörte wie in einem Traume, daß er im Nebenzimmer mit lautem Jubel begrüßt würde. — ‚Sie wieder hier! Nun wird es heiter werden! Nun findet Herr Felice vielleicht seinen Meister!' — Und dann vernahm ich seine Stimme: ‚Va banque!' — Und gleich darauf helles Gelächter: — ‚Bravo Tressan! Bravo! Ein gutes Debüt!' — ‚Ich bin im Glück,' sagte er gelassen. ‚Ich werde heute Abend noch viel mehr gewinnen, werde Ihnen Alles abnehmen, Herr Felice Alzati. Halten Sie sich tapfer!'

„Ich wurde ohnmächtig . . .

„Mich friert," unterbrach Lätizia plötzlich ihre Erzählung. „Hänge mir Deinen Mantel um, Martha. — Es ist mir, als schrumpfe mein Herz zusammen, wenn ich daran gedenke, wie schändlich ich von demselben Manne wieder betrogen wurde . . .

„Tressan wurde bald der Liebling Alzati's. Er verstand es, ihn zu behandeln, wie kein Anderer. Er kam täglich in das Haus; ich sah ihn häufig, oftmals allein. Alzati hegte keinen Verdacht, schien sich an unserer Vertraulichkeit zu erfreuen, ermuthigte sie . . . Aber wozu soll ich Dir wiederholen, was ich seitdem als geplante, böse Lüge erkannt habe? — Tressan wußte mir Alles zu erklären — Alles: weshalb er sich unter falschem Namen bei meiner Mutter eingeführt, weshalb er mich plötzlich verlassen. Ich glaubte ihm. — Er hatte mich gesucht, er war elend, in Verzweiflung, dem Selbstmord nahe gewesen, weil er mich nicht gefunden. — Ich glaubte ihm, und mein thörichtes Herz jubelte! — Aber wie sollte Alles gut werden? — Er sagte mir, er werde Rath schaffen; meine Verheirathung mit Alzati sei nicht regelmäßig; er ziehe Erkundigungen ein, werde eine Scheidung ermöglichen, ich solle nur Geduld haben; er sei von nun an verantwortlich für mein Glück. — Und ich glaubte ihm!

„Plötzlich starb Alzati, vom Schlage gerührt. Nun stand meinem Glück nichts mehr im Wege. Olivier verlangte nur, daß ich ihm Zeit lasse, einige nothwendige Formalitäten zu erfüllen. Dann sollte ich seine Frau sein: stolz, geachtet, frei, glücklich! Er übernahm es, mich mit meiner Familie wieder zu versöhnen. Er hatte großen Einfluß, kannte Dich, machte sich anheischig, Alles in Ordnung zu bringen. Aber vorher hielt er es für angethan, daß ich Paris verlasse. Ich mußte dort als Frau Alzati vergessen werden, um als Gemahlin Olivier Tressan's wieder erscheinen zu können. — Ich folgte ihm.

„Wir zogen nach Italien und lebten dort in einer kleinen, von der

großen Straße abgelegenen Stadt. Ich liebte ihn von ganzer Seele; ich war sicher, bald seinen Namen zu tragen; ich vertraute ihm ganz, rücksichtslos. — Monate gingen dahin. Die Einwilligung seines Vaters, auf die Tressan mich stets vertröstet hatte, kam nicht an. Meine Fragen machten ihn ungeduldig. Ich wurde ängstlich, mißtrauisch; aber ich konnte nicht von ihm lassen. Ich liebte ihn, und er war, so glaubte ich, der Einzige, der mich Deiner wieder würdig machen konnte."

Lätizia hatte das Haupt während dieses Theils ihrer Erzählung gesenkt; aber nun richtete sie es hoch, herausfordernd empor.

„Wir kehrten nach Paris zurück. — Ich war alt geworden, alt und klug."

Sie strich sich das Haar aus der bleichen Stirn und blickte ihre Schwester mit großen Augen an.

„Lätizia!" rief diese ängstlich.

„Sieh mich an!" jammerte die Unglückliche. „Habe ich Böses gethan, oder hat man schlecht an mir gehandelt?" — Sie sprach mit heiserer, von Thränen erstickter Stimme. — „Bin ich nicht schändlich betrogen worden? — War ich, ein Kind, den Ränken eines Tressan, eines Alzati gewachsen? Habe ich, als Frau etwas Anderes erstrebt, als Deiner, die ich wie eine Schwester liebe, wie eine Heilige verehrte, wieder würdig zu werden? Oh! daß meine Mutter sterben mußte! Sie hätte mich nicht verstoßen. Oh, Martha, Martha, weshalb wandtest Du Dich von mir ab?"

„Ich habe es nicht gethan. Ich habe Dich stets treu geliebt."

„Du hast mir nicht immer vertraut!"

„Ich vertraue Dir."

Lätizia warf die Arme um den Hals ihrer Schwester und küßte sie leidenschaftlich: „Martha! Meine einzige Schwester!"

Der Kutscher der Gräfin Daxat, der noch immer unten vor der Thür wartete, erwachte aus einem unerquicklichen Schlafe und schüttelte sich fröstelnd: „Ob es nicht eine Schande ist," murmelte er; „Menschen und Thiere, bei diesem Wetter, die ganze Nacht hindurch im Freien wachen zu lassen!"

Er sprang vom Bock und lief in kurzen, hüpfenden Schritten auf dem Trottoir neben dem Wagen auf und ab. Er hörte an der benachbarten Kirche von St. Augustin fünf Uhr schlagen. Da endlich öffnete sich die Hausthür, und die Gräfin trat heraus. Er riß den Kutschenschlag für sie auf, und sie sagte mit sanfter Stimme, wie er sie nie von ihr gehört hatte:

„Es thut mir leid, daß Sie so lange gewartet haben. Ich werde es Ihnen gedenken. Melden Sie sich morgen um zwölf Uhr bei mir. — Nach Hause!"

XV.

Der nächste Tag war ein klarer, frischer Frühlingstag. Sir Richard Harvey hatte sich von dem schönen Wetter in's Freie locken lassen und war zu einer ungewöhnlich frühen Nachmittagsstunde nach den Champs Elysées

gegangen. Dort fiel sein Blick zufälligerweise auf einen alten, elend gekleideten Mann, der sich, wie Einer, der gänzlich ermattet ist, an einen Baum anlehnte. Ein Stadt-Sergent, ein junger, kräftiger Mann, ging langsam an ihm vorüber und sah ihn mißtrauisch an. Der Alte wich dem Blick ängstlich aus, und seine Augen begegneten denen des Baronet. Der Blick war scheu, rathlos, Erbarmen erflehend, der richtige Bettlerblick, der an Einem zu kleben scheint, und den man nicht von sich abschütteln kann, bis man ihn durch eine Gabe befriedigt hat.

Sir Richard griff in die Tasche. Die Augen des alten Mannes leuchteten und wurden noch beredter: „Ich muß mich vor Dem da in Acht nehmen; er würde mich verhaften, wenn er mich betteln sähe. Aber sehen Sie, wie elend ich bin! Haben Sie Mitleiden mit mir!“ Der unruhige Blick sagte dies Alles so deutlich, wie der Mund es hätte sprechen können. Der Baronet schritt anscheinend unbefangen weiter, bis der Polizist nicht mehr in unmittelbarer Nähe war; dann drehte Harvey sich schnell um, ging auf den alten Mann zu und drückte ihm ein großes Silberstück in die Hand.

„Gott segne Sie, mein guter, edler Herr!“ sagte der Bettler halblaut.

Sir Richard hatte während dieser kurzen Scene sein ganzes Augenmerk auf den Polizeibeamten und auf den alten Mann gerichtet; als er nun wieder um sich blickte sah er, zwei Schritte vor sich, die Gräfin Taxat stehen.

„Gott segne Sie, mein guter, edler Herr,“ wiederholte sie freundlich, gerührt.

Sir Richard erröthete. „Ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie in meiner Nähe waren,„ sagte er verlegen.

„Das weiß ich,“ antwortete sie zuversichtlich. „Ich war soeben aus dem Wagen gestiegen und hatte mich hier gesetzt, um etwas freie Luft zu schöpfen, als ich Sie von Weitem daherkommen sah. Ich habe gute Augen, und weiß sehr wohl, daß Sie mich nicht bemerkt haben. Sie näherten sich langsam und nachdenklich — Gott weiß woran Sie immer denken! — bis Sie den alten Mann entdeckten und sich seinen Segen verdienten. Sie sehen, ich weiß Alles. — Und nun kommen Sie, und leisten Sie mir noch etwas Gesellschaft.“

Sir Richard folgte der Gräfin und blieb einige Minuten neben ihr sitzen; dann stieg diese wieder in ihren Wagen, und fuhr nach Hause, während Sir Richard seinen unterbrochenen Spaziergang allein fortsetzte.

Mehrere große Miethkaleschen, von mageren Pferden gezogen und von Kutschern in abgetragenen Livreen gelenkt, fuhren in langsamem Trabe die Champs Elysées hinauf, an ihm vorüber. Vor dem ersten dieser Wagen waren ein Paar weiße Pferde gespannt. Sir Richard sah in die Kutsche und erblickte in derselben ein hübsches, junges Mädchen im Hochzeitskleide, den Myrthenkranz im schwarzen Haar; und neben der Braut einen stattlichen jungen Mann, den Bräutigam. Der Baronet, der mit vielen Pariser Gebräuchen bekannt war, wußte, daß das am Morgen getraute Paar nun nach „der Cascade“ fahre, um dort den üblichen Brautspaziergang zu machen.

„Die haben Recht gethan," sagte er vor sich hin. „Sie haben sich jung verheirathet."

Die letzten Jahre seines einsamen Lebens zogen plötzlich ungerufen vor seiner Seele vorüber. Er hatte seit langer Zeit nicht mehr an die Vergangenheit gedacht. Nun sah er sich wieder als jüngerer Mann, voller Wünsche, von denen sich keiner erfüllt hatte; voller Hoffnungen, die alle gescheitert waren. Das Herz wurde ihm schwer, als er langsam, gesenkten Hauptes, nachdenklich weiter schritt. — „Gott weiß woran Sie immer denken," sagte er vor sich hin, die Worte der Gräfin wiederholend.

In der Nähe des Arc de Triomphe wurde er von einem kleinen, ältlichen, mürrisch aussehenden Herrn begrüßt.

„Wie geht es Ihnen, Herr Bolton?" redete der Baronet ihn an.

„Ich danke Ihnen, Sir Richard," entgegnete der Angeredete: „ich habe nun sichere Hoffnung, daß bald Alles gut gehen wird. Mein Prozeß liegt für die nächste Session wieder vor, und mein Advocat versichert, daß ich ihn gewinnen muß. Es ist Zeit. Ich quäle mich, wie sie wissen, seit zwanzig Jahren mit der Geschichte herum. So, wie ich, ist niemals ein Mensch chicanirt worden! — Ich muß natürlich wieder nach London, um meine Interessen selbst zu überwachen. Das Klima dort sagt mir gar nicht mehr zu; aber dagegen ist Nichts zu machen. Während des Sommers entschädige ich mich: dann mache ich eine schöne Reise nach Schweden und Norwegen, und den nächsten Winter verbringe ich in Florenz. Ich möchte, ich wäre erst so weit. Die Zeit wird mir lang. — Nun auf Wiedersehen, Sir Richard! Möge es Ihnen gut gehen!"

Der kleine, mürrische alte Mann ging weiter. Sir Richard sah ihm nach. Er kannte ihn seit einigen zwanzig Jahren; und viele, viele Male hatte er dieselben Klagen von ihm gehört. Der Mann hatte in seinem ganzen Leben Nichts gethan als gegen kleine Sorgen gekämpft und sich mit kleinen Hoffnungen genährt. — „Der Kreis, in dem ich mich bewege, ist vielleicht etwas größer als der, in dem der arme Bolton sich müde geht," sagte sich Sir Richard; „aber ist mein eignes Leben, seit langen Jahren schon, nicht auch ein ganz unnützes und zweckloses?" — Er sah sich um; Wagen und Fußgänger eilten an ihm vorüber. Er spähte in allen Gesichtern: Die meisten, selbst die jungen, sahen ernst oder sorgenvoll aus: „Wozu quält sich die ganze Gesellschaft? In fünfzig Jahren ist Allen Alles Eins." — Eine eigenthümliche Müdigkeit und Gleichgültigkeit überkam ihn. Er dachte wieder an den alten, ermatteten Mann. — Welch' elendes Leben mochte Der geführt haben, und welch' elendes Lebensende stand ihm bevor? — „Gott segne Sie, mein guter, edler Herr," hatte er ihm gesagt. Die Gräfin Darat hatte diese Worte wiederholt. — Die Gräfin — Nun waren Sir Richard's Gedanken bei ihr: Wie schön sie war, wie klug; und wie edel und gut sie erschien! — „Die haben Recht gethan, die vorhin mit den Schimmeln vorbeifuhren. Sie haben sich jung verheirathet."

Sir Richard war am Arc de Triomphe angelangt, und wandte sich nun wieder seiner Wohnung zu. Er wollte noch einige Stunden arbeiten, und dann zu Frau von Vieuville gehen, deren Befinden ihn beunruhigte. Den Abend beabsichtigte er bei der Gräfin Daxat zuzubringen. Er vernachlässigte diese seit geraumer Zeit, oder richtiger gesagt, er machte sich zur Pflicht, sie nicht so häufig zu sehen, wie er es wünschte.

Die Gräfin hatte Sir Richard, als dieser sie zu Anfang des Winters zum ersten Male besucht hatte, wie einen alten Bekannten empfangen. Sie besaß die eigenthümliche, sichere, fürstliche Ruhe, die man bei jungen, schönen Frauen, denen Alle huldigen, nicht selten findet, und die auch ältere, erfahrene Männer nöthigt, sie, in der gewöhnlichen Unterhaltung wenigstens, wie geistig Gleichgestellte zu behandeln. Sir Richard hatte sich sehr zu ihr hingezogen gefühlt und war ein häufiger Gast in ihrem Hause geworden. Als er sich jedoch eines Tages klar gemacht hatte, daß die Gräfin seine Gedanken in außerordentlicher Weise beschäftigte, da war er sich in der möglichen Rolle eines Verliebten kläglich und lächerlich vorgekommen und hatte den Entschluß gefaßt, die Frau, die seine Ruhe zu stören drohte, nicht häufiger zu sehen, als andere gleichgültige Bekannte. Aber es war ihm schwer geworden, diesen Vorsatz auszuführen, und er hatte sich im Laufe des Winters mehr als einmal und mit einer gewissen Beschämung gestehen müssen, daß der wahre Grund, weshalb er mit ungewohnter Regelmäßigkeit zu den Soiréen der Baronin d'Eltang gegangen, die Hoffnung gewesen war, mit der Gräfin Daxat zusammenzutreffen. Er empfand in ihrer Nähe ein eigenthümliches, unruhiges Wohlbehagen, das er nicht zu analysiren wagte, aber das seinem Herzen etwas Köstliches war.

Bald nachdem Alexis Illien die Bekanntschaft der Gräfin Daxat gemacht, hatte Sir Richard bemerkt, wie sehr sie den jungen Russen auszeichnete. Da hatte er sich einen „alten Narren“ gescholten und wiederum in seiner Weisheit beschlossen, sich nicht mehr um die Gräfin zu bekümmern. — Er hatte sich einzureden versucht, daß sie ihm gleichgültig sei, und es war ihm, während der letzten Zeit endlich gelungen, sich von ihr fern zu halten. Aber er war seitdem verändert. Er hatte seine alte Arbeitslust verloren; er langweilte sich. Er empfand ein dumpfes, unbestimmbares Unbehagen, das sich des Morgens auf seine Brust lagerte, sobald er die Augen aufschlug, und ihn des Abends drückte, wenn er sich müden, schweren Herzens zur Ruhe begab. — Die Gräfin schien von seiner Verstimmung nichts zu bemerken und hatte ihn nicht ein einziges Mal gefragt, weshalb er seine Besuche bei ihr eingestellt habe. Im Allgemeinen hatte sie ihn durch Herzlichkeit nicht verwöhnt; und ihr Gruß in den Champs Elysées: „Gott segne Sie, mein guter, edler Herr,“ hatte ihn überrascht und ihm innig wohlgethan. Er war weit entfernt, irgend welche Hoffnung auf diese Veränderung in ihrem Benehmen zu gründen; aber nachdem er sich mit so großer Mühe von der Gräfin frei gemacht zu haben glaubte, begnügte er sich nun doch gern mit einem leichten Vorwande, um sich ihr wieder zu nähern. —

Als Sir Richard in seine Wohnung trat überreichte ihm der Diener zwei Briefe. Er erkannte auf dem einen die Handschrift der Gräfin Daxat; der andre war von Herrn Tressan. — Was konnte sie ihm schreiben, nachdem er sie erst vor kurzer Zeit verlassen hatte? Er riß das Couvert auf. Die Gräfin bat ihn, sie im Laufe des Abends, nicht zu spät — diese drei Worte unterstrichen — besuchen zu wollen; sie erwarte einen Dienst von ihm, wolle seinen Rath haben. — Nun war Sir Richard ganz mit sich zufrieden; nun konnte er nicht mehr anders als Das thun, was man von ihm verlangte und was er so bereitwillig that. Er schrieb zurück, er werde sich um halb neun Uhr einfinden; dann las er den Brief von Tressan ganz flüchtig durch, und da er zu unruhig war, um arbeiten zu können, machte er sich auf den Weg zur Baronin Vieuville. Diese war nicht zu Hause. Der Diener sagte, sie sei vor einer Stunde ausgegangen und habe hinterlassen, daß sie bei ihrer Mutter sei und vor dem Essen nicht zurückkehren werde. — Sir Richard, der die Zeit bis zum Abend ausfüllen wollte, ging darauf zur Baronin d'Eltang Er wurde dort nicht angenommen. Die Frau Baronin, so hieß es, sei unwohl und empfange nicht.

Der Baronet wanderte sodann noch einige Stunden zwecklos in Paris umher. Er verirrte sich in entlegene Stadttheile und kam bei dieser Gelegenheit bis in die Avenue de l'Empereur. Dort begegnete er Herrn Olivier Tressan, der mit verstörtem Gesichte, stumm grüßend, schnell an ihm vorüberschritt. Sir Richard wandte sich nach ihm um. „Der Mann ist in den letzten Monaten um mehrere Jahre älter geworden,“ sagte er sich. „Er sieht schlecht aus. Was mag er in diesem Stadttheile, wo keiner seiner Bekannten wohnen kann, zu suchen haben? Und weshalb hat er mich nicht angeredet, nachdem er mir heute früh geschrieben, er wünsche mich zu sprechen?“

Pünktlich um halb neun Uhr ließ sich Sir Richard bei der Gräfin Daxat anmelden; Sie war allein und kam ihm mit ausgestreckten Händen entgegen. „Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß sie gekommen sind,“ sagte sie.

Sir Richard bemerkte, daß die so ruhige und kalte Frau ungewöhnlich aufgeregt war.

„Sie kamen heute wie vom Himmel gesandt,“ fuhr sie fort sobald er sich gesetzt hatte. „Ich war vollständig rathlos als ich Sie in den Champs Elysées antraf. Sie haben davon Nichts bemerkt. Sie denken immer an Gott weiß Was, und bemerken höchstens diejenigen, die Ihnen hülfsbedürftig erscheinen. — Sobald ich zu Hause war, fiel mir plötzlich ein, daß Sie, von allen Menschen, die ich kenne, Derjenige sind, zu dem ich das größte Vertrauen habe, und den ich deshalb in einer schwierigen Sache um Rath fragen will.“

Und nach dieser überraschenden Einleitung, und ohne dem Baronet Gelegenheit zu geben, ein Wort einzuschalten, erzählte sie die Geschichte ihrer Schwester und die gestrige Zusammenkunft mit ihr. Sie faßte sich dabei ganz kurz und sie sprach schnell, das Gesicht dem Feuer zugewandt, ohne den Baron anzublicken.

„Die Sachlage ist demnach folgende,“ schloß sie, nachdem sie ungefähr zehn Minuten gesprochen hatte: „Meine Schwester ist schändlich hintergangen worden. Von den beiden Männern, die ihr Elend verschuldet haben, ist der eine todt, der andre ein Nichtswürdiger. Ich bin fest entschlossen, meine Schwester nicht zu verlassen; aber ich will nicht unbesonnen handeln, und Das, was ich thue, so thun, daß meiner Schwester sowohl wie mir daraus möglichst wenig Unannehmlichkeiten erwachsen. Ganz wird dies nicht zu vermeiden sein. Darauf bin ich gefaßt. Das Lächeln und Zischeln meiner zahlreichen Bekannten soll mich nicht abhalten, meine Pflicht zu thun! Aber von meinen wenigen Freunden möchte ich gewürdigt sein. — Und nun frage ich Sie: wie habe ich zu handeln, um mich möglichst ungestraft mit meiner Schwester wieder zu vereinigen?“

Harvey war nicht sofort mit einer Antwort bereit und streichelte sich nachdenklich das Kinn. Sie blickte zu ihm auf und beobachtete eine Secunde sein stilles, ernstes Gesicht.

„Billigen Sie, was ich zu thun beabsichtige?“ fragte sie argwöhnisch.

„Unbedingt!“ antwortete er schnell und entschieden.

„Nicht war, ich habe Recht?“ rief sie.

Es schien ihm, als beherrsche sie eine große Aufregung nur mit Mühe, und könne jeden Augenblick in Thränen ausbrechen.

„Soll ich aus Eitelkeit, aus Selbstsucht, aus Feigheit meine unglückliche Schwester nun auch verlassen?“ fuhr sie leidenschaftlich fort. „Können Sie mir dies anrathen?“

Es lag beinah ein Vorwurf in ihrer Stimme. — Harvey schüttelte verneinend das Haupt.

„Aber was soll ich thun? Geben Sie mir einen Rath! Soll ich meine Schwester zu mir nehmen, und in Paris bleiben? Soll ich mit ihr verreisen, oder Frankreich ganz verlassen, nach Italien oder England übersiedeln? — So sprechen Sie doch!“

„Sie lassen mir ja nicht Zeit dazu, liebe Gräfin,“ sagte er freundlich.

Sie blickte ihn mit Thränen in den Augen an. Sie war seit der Unterredung mit ihrer Schwester noch nicht zur Ruhe gekommen. Tausend Gedanken hatten ihr Gehirn belagert und verwirrt. Nicht einen Augenblick hatte sie in dem Entschluß, sich wieder mit Lätizia zu vereinigen, gewankt; aber die wahrscheinlichen und möglichen Consequenzen eines solchen Schrittes hatten sie erschreckt. — Sie legte großen Werth auf den hervorragenden Platz, den sie in der Pariser Gesellschaft einnahm; es wurde ihr schwer, sehr schwer, demselben zu entsagen. Sie hatte sich bereits geächtet, verbannt, vereinsamt gesehen. Sir Richard's Haltung ihr gegenüber, seine Ruhe noch mehr als seine Zustimmung, war ein großer Trost für sie. — Die Sache war vielleicht gar nicht so schlimm, wie sie gefürchtet hatte. — Weshalb sollten nicht die Besten unter ihren Bekannten und Freunden ebenso wohlwollend urtheilen wie der Baronet? — Sie fühlte sich plötzlich erleichtert und athmete tief auf. Sie hatte

mit Anstrengung aller Kräfte die Last getragen, die sie sich seit gestern auferlegt; nun, da ihr diese unerwartet abgenommen wurde, überkam sie eine Schwäche. Sie hauchte ganz leise: „Ach Gott,“ und blieb eine Weile mit geschlossenen Augen wie ohnmächtig sitzen.

Harvey hatte dies nicht bemerkt. Er war ein gewissenhafter Mann, der, wenn er einen Rath gab, wirklich bedacht war, guten Rath zu geben. Er saß nachsinnend da und blickte vor sich nieder. Als er die Augen wieder aufschlug, begegnete sein Blick dem der Gräfin, der mit einem Ausdruck dankbarer Rührung auf ihm ruhte.

„Nun,“ sagte sie unter Thränen lächelnd, „nun bin ich ruhig und lasse Sie sprechen. — Was haben Sie mir zu sagen?“

Dem Baronet war in der Erzählung der Gräfin besonders ein Punkt aufgefallen: Ihre Schwester war dieselbe Frau, um deren Hand Alexis Illien sich bewarb, und über die René Lemercier einen so überraschend günstigen Bericht erstattet hatte. — Harvey hatte seinem alten Freunde Woikoff versprochen, Illien vor der Verheirathung mit einer Frau zweifelhaften Rufes zu warnen; aber er hatte dies Versprechen unter der Voraussetzung gegeben, daß Frau Alzati eine unwürdige Person sei. Wenn diese Annahme sich als eine irrige erwies — und daß dem so sei, dafür sprachen Illien, Lemercier und die Gräfin — so war dem Grafen Woikoff vielleicht der Vorschlag zu machen, seine Einwilligung zu der Verheirathung seines Neffen mit der Schwester der Gräfin Daxat zu geben. Sir Richard wußte, daß Woikoff, wie viele vornehme Russen, außerordentlich wenig Vorurtheile habe, und daß man bei ihm sicherlich nicht auf principiellen Widerstand stoßen werde. Wenn es möglich war, Woikoff zu überzeugen, daß Frau Alzati nicht weniger Garantien als eine Andre biete, den Namen einer Gräfin Illien in Zukunft mit Ehren zu tragen, so war Woikoff der Mann, ihre Vergangenheit zu ignoriren. — Aber die Gräfin Daxat selbst hatte Illien ausgezeichnet. Kannte sie das Verhältniß des jungen Russen zu ihrer Schwester?

„Meine liebe Gräfin,“ sagte Harvey, „anstatt Ihnen eine Antwort zu geben, möchte ich zunächst einige Fragen an Sie richten. Sie haben über die Angelegenheit, die mir noch ganz fremd ist, bereits nachdenken können. Sagen Sie mir, welche Ansichten Sie haben, dann kann ich mit meinem Rathe vielleicht besser helfen.“

Aber die Gräfin antwortete, sie sei verwirrt, habe noch keinen Entschluß gefaßt; und erst nach langem zwecklosem Hin- und Herreden konnte Sir Richard endlich andeuten, daß es die Schwierigkeit der Lage sehr verringern werde, wenn Frau Alzati sich wieder verheirathen sollte.

„Ich habe zufällig in Erfahrung gebracht,“ sagte Harvey, „daß ein ehrenwerther Mann sich um die Hand Ihrer Frau Schwester bewirbt.“

„Sie sprechen vom Grafen Illien,“ entgegnete die Gräfin ruhig. „Ich höre, daß sein Onkel sich der Heirath widersetzt, und daß meine Schwester selbst wenig geneigt scheint, darein zu willigen.“

„Wenn Sie glauben, daß die jungen Leute sich lieben," meinte Harvey, „so kann diese Schwierigkeit vielleicht überwunden werden. Ich könnte an den Grafen Woikoff schreiben. — Wollen Sie gleichzeitig mit Ihrer Schwester sprechen?"

„Es ist besser, zunächst den Entschluß ihres Freundes abzuwarten," antwortete Martha. „Meine Schwester darf nicht der Gefahr ausgesetzt werden, zu hören, daß irgend Jemand sie für unwürdig hält, einem Ehrenmanne ihre Hand zu reichen."

„Sie sind eine treue Schwester," sagte Harvey.

Sie sah ihn dafür dankbar an und gab ihm die Hand.

Im ferneren Verlauf des langen Gesprächs verständigten sich Harvey und die Gräfin darauf über folgende Punkte: Die Gräfin sollte am nächsten Tage nach der Bretagne zu der verwittweten alten Marquise de Drieux reisen. Diese lebte einsam auf ihrem Schlosse, und hatte, bei vielen Absonderlichkeiten, stets eine große Vorliebe für ihre schöne junge Schwägerin gezeigt. Die Gräfin wollte sich ihr unverhohlen anvertrauen und sie um die Erlaubniß bitten, ihr mit Lätizia einen langen Besuch abstatten zu dürfen. Wurde dies gewährt, so wollten die beiden Schwestern, fern von Paris, Antwort auf den Brief an den Grafen Woikoff abwarten, den Harvey sofort zu schreiben versprach. Jedenfalls mußte der Versuch gemacht werden, sich des Beistandes der Marquise zu versichern. Die Gräfin hoffte zuversichtlich, daß ihr dies gelingen werde.

„Meine Schwägerin ist eine herzensgute Frau," sagte sie. „Das Gerede der Welt kümmert sie wenig. Sobald sie erfahren hat, wie schwer und unverschuldet meine Schwester gelitten, wird sie sich ihrer annehmen."

Harvey übernahm eine andre, nicht gerade angenehme oder leichte Mission; nämlich die, mit Tressan zu sprechen und diesen zu veranlassen, Frau Alzati in Zukunft gänzlich zu meiden und Alles zu thun, was ein anständiger Mensch thun kann, um einen von ihm begangenen Fehler wieder gut zu machen, oder wenigstens dessen üble Folgen zu lindern.

„Offen gestanden," sagte Harvey dazu, „lege ich keinen hohen Werth auf ein Versprechen des Herrn Tressan. Am besten wäre es, Ihre Schwester lebte gar nicht in derselben Stadt wie dieser Mensch. — Vielleicht zieht sie nach Rußland — oder Herr Tressan verläßt Paris. Das Alles wird sich im Laufe der Zeit von selbst ordnen. Ich werde Herrn Tressan morgen früh sehen. Er hat mir seinen Besuch angezeigt."

Er war in einen ruhigen, geschäftsmäßigen Ton verfallen, der der Gräfin Daxat, sie wußte nicht warum, großes Vertrauen einflößte.

„Sie werden Alles gut ordnen," sagte sie. „Ich bin glücklich, einen Freund zu haben, wie Sie." — Sie schwieg eine Weile und setzte dann verlegen hinzu: „Ich fürchte, mein Benehmen Ihnen gegenüber hat nicht immer deutlich genug gezeigt, daß ich Sie nach Verdienst zu würdigen weiß. Sie haben heute bereits viel Gutes gethan. Machen Sie einen guten Schluß: Verzeihen Sie mir."

„Meine liebe, hochverehrte Gräfin!" rief er und reichte ihr die Hand.

„Gott segne Sie, mein guter Herr!" sagte sie leise und freundlich, die am Morgen gehörten Worte noch einmal wiederholend.

XVI.

Herr Olivier Tressan hatte seit einiger Zeit bereits und ohne daß er es ahnte, aufgehört, sich des vollen Vertrauens seines getreuen Dieners Franz Lecouvreur zu erfreuen. Unangenehme Gerüchte waren diesem zu Ohren gedrungen und hatten ihn sehr nachdenklich gemacht. Seine Kameraden, die Kammerdiener der Riancourt, Desgremont, Ashton und anderer ausgezeichneten Mitglieder der Gesellschaft, in der Tressan jahrelang im hellsten Lichte geglänzt hatte, äußerten sich jetzt bedenklich und nickten bedeutsam, wenn der jüngst noch so hochverehrte Name „Tressan" in ihrer Gegenwart ausgesprochen wurde.

„Wenn ich Ihnen meinen Rath geben darf, mein Lieber," hatte Riancourt's Diener, Felix Barat, neulich vertraulich geäußert, „so halten Sie Ihren Herrn etwas kurz. — Er rechnet hoffentlich monatlich mit Ihnen ab?"

„Ganz regelmäßig."

„Dann geht Sie die ganze Geschichte nicht viel an; aber ich habe doch nicht verfehlen wollen, Ihnen einen freundschaftlichen Wink zu geben."

Lecouvreur hatte darauf Erkundigungen eingezogen und in Erfahrung gebracht, daß man sich im Café Anglais, bei Bignon und im „Cercle" ganz unverhohlen erzähle, Olivier Tressan sei ruinirt. Er hatte während des Winters, so sagte man, bedeutende Summen verloren, und man wußte, daß seine Schulden nicht pünktlich und nicht vollständig gedeckt worden waren. Seit einigen Tagen schien er im Glück. Aber was hatte das zu bedeuten? Ein Mann, der nun, wie Tressan, auf seinen Gewinn beim Spiel angewiesen schien, um seinen Verpflichtungen nachzukommen, konnte nicht mehr für einen „homme sérieux" gelten.

Franz äußerte sich diesen und ähnlichen Mittheilungen gegenüber nur höchst vorsichtig. Er wollte sich nicht unnütz compromittiren. Alles in Allem war sein Platz noch immer ein vorzüglicher, und seine Absicht war, so lange wie möglich in demselben zu verharren. Schlimmsten Falls riskirte er einen kleinen Theil seines Lohnes und die unbedeutende Summe, die er im Laufe eines Monats für Bagatellen auszulegen pflegte, zu verlieren. Dies Risiko wollte er tragen. „Für ein paar hundert Franken ist Herr Tressan mir noch gut," sagte er sich. Er beschloß jedoch, ihn in Zukunft etwas schärfer zu beobachten, als er bisher für nöthig gehalten hatte.

Tressan kam jede Nacht sehr spät nach Hause. Daran war Lecouvreur seit Jahren gewöhnt. Aber während sich sein Herr früher immer gleich zu Bett gelegt hatte, blieb er seit einiger Zeit häufig noch eine Stunde oder länger wach. Was trieb er? — Daß er las oder schrieb war höchst

unwahrscheinlich. Franz wollte sich Gewißheit verschaffen, und eines Abends, nachdem sein Herr ihn wieder mit den Worten entlassen hatte: „Sie können schlafen gehen; ich bedarf Ihrer nicht mehr", kehrte Lecouvreur nach einer Weile zurück, um seinen Herrn zu überraschen. Er hatte sich einen plausiblen Vorwand ausgedacht, der sein Zurückkommen erklären sollte, und legte die Hand zuversichtlich auf die Klinke der Thür zum Salon. Er fand sie von innen verschlossen, und er hörte seinen Herrn betroffen und ärgerlich zugleich ausrufen:

„Wer ist da? Was giebt es?"

Lecouvreur antwortete, er habe vergessen, den Kaminvorsatz vor das Feuer zu rücken; er fürchte, der Teppich könne anbrennen.

„Ich werde danach sehen; gehen Sie zu Bett!" rief Tressan, ohne die Thür zu öffnen, ungeduldig zurück.

Franz blickte durch das Schlüsselloch. Er sah gerade vor sich einen mit Spielkarten bedeckten Tisch. Tressan war aufgestanden und lehnte sich mit der einen Hand darauf. Sein Gesicht war der Thür zugewandt, hinter der der Diener ihn beobachtete; aber es war im Schatten, und Lecouvreur konnte den Ausdruck desselben nicht erkennen.

„Legt er sich eine Patience, um zu sehen, ob er Glück haben wird?" fragte sich Franz.

Er durchstöberte am nächsten Tage alle Kasten und Schubladen im Zimmer seines Herrn, aber es war ihm nicht möglich, die Karten wiederzufinden. — Tressan hatte nicht die Gewohnheit, seine Sachen zu verschließen. Er ließ Briefe aller Art, Mahnbriefe und Liebesbriefe sogar, Rechnungen, baares Geld umherliegen. Was konnte ihn veranlassen, gerade die Karten zu verbergen? — An seinem Bureau war eine einzige kleine Schublade, die nicht offen stand und zu der er den Schlüssel an seiner Uhr trug. Lecouvreur vermuthete, dieselbe enthalte Briefe von verheiratheten Frauen. Das war ihm vollständig gleichgültig; er war nicht neugierig. Sein Herr mochte sich amüsiren, wie es ihm gefiel. Aber weshalb verbarg er Spielkarten? — Herr Franz Lecouvreur wurde nachdenklich; er consultirte jedoch Niemand und behielt seine Entdeckung für sich. Er wollte sich bis zum letzten Franken, den ihm sein Herr geben konnte, als ein zuverlässiger Mensch bewähren.

Der Dienst bei Tressan war nie leichter und angenehmer gewesen, als gerade jetzt. Im Hause war nur wenig zu thun; außerhalb desselben beinahe gar nichts. Das kleine Hôtel in der Avenue de l'Empereur sogar, das zu Anfang des Winters viel kostbare Stunden des Herrn Lecouvreur in Anspruch genommen hatte, war seit Monaten vernachlässigt. Franz konnte sich jetzt damit begnügen, jede Woche einmal einen Spaziergang dorthin zu machen, um die Zimmer zu lüften und den Staub von den Möbeln zu wischen. Er that dies mit großer Regelmäßigkeit, nachdem es ihm einmal von seinem Herrn befohlen worden war. — Da Herr Tressan selten vor elf Uhr aufstand, wogegen Franz immer schon um sieben Uhr auf den Beinen war, so hatte dieser sich zur Regel gemacht, jeden Freitag früh nach der Avenue de

l'Empereur zu gehen. Er war ein flinker Bursche und wußte es so einzurichten, daß er dann um zehn Uhr bereits, eine gute Stunde ehe sein Herr zu klingeln pflegte, wieder in der Rue de Courcelles war.

Eines Morgens, zwei Tage nachdem Frau von Vieuville erfahren, daß Olivier Tressan um die Hand ihrer Schwester Anna angehalten hatte, und an demselben Tage, an dem Harvey mit der Gräfin Daxat in den Champs Elysées zusammentraf, wurde Franz, bald nachdem er die Briefe und Zeitungen in das Schlafzimmer seines Herrn getragen hatte, von diesem zurückgerufen.

„Ist in der Avenue de l'Empereur Alles in Ordnung?" fragte Herr Tressan.

„Ich komme soeben von dort zurück. Alles ist in Ordnung."

„Sehr wohl. Erwarten Sie mich dort um drei Uhr. . . Das Coupé wird ebenfalls kommen.

„Zu Befehl."

Franz entfernte sich wieder, und Tressan sprang aus dem Bette und kleidete sich hastig an. Er war sehr übler Laune.

„Daß es ihr gerade heute einfallen muß, mich sehen zu wollen," murmelte er vor sich hin. „Als ob ich nicht mehr zu thun hätte, als mich um solche Kindereien zu bekümmern! Es wird eine Scene geben. Das fehlt gerade noch. — Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht."

Es ging ihm in der That viel im Kopfe herum. Franz Lecouvreur's Kameraden hatten seine Lage richtig beurtheilt. Herr Olivier Tressan war ruinirt. Das datirte weder von gestern noch von vorgestern. Es war eine Sache, die sich seit langen Monaten vorbereitete. Herr Tressan hatte die Katastrophe kommen sehen. Er hatte manchmal die Augen geschlossen, sich zu betäuben, zu vergessen versucht; aber in Zwischenräumen, die kürzer und kürzer wurden, mußte er nun um sich blicken, und dann sah er schaudernd, dicht vor seinen Füßen, die schwarze, gähnende Kluft, die ihn zu verschlingen drohte. — Alles verrieth ihn: das Glück, seine Gläubiger, seine Genossen und Freunde. Er las Mißtrauen, Uebelwollen in allen Blicken. — Wollte Niemand ihm eine helfende Hand reichen, Niemand ihn vom Rande des Abgrunds zurückreißen? — Er war nun dahin gekommen, wie er an jenem Abend in den Champs Elysées, nachdem Bianca ihm Geld geliehen, dunkel geahnt hatte. — Die Geduld seiner Gläubiger war erschöpft; ihre Forderungen wurden immer ungestümer. Das Geld, welches Bianca ihm gegeben, war verschwunden. Eine andere, ebenfalls bedeutende Summe, die ihm ein Wucherer geborgt, dem er das Halsband der Baronin d'Eltang als Unterpfand anvertraut hatte, war in einer Nacht verspielt worden. Sein Vater, der bescheiden und geachtet in einer kleinen Provinzialstadt lebte, wollte nichts mehr von seinem ungerathenen Sohne wissen und ließ alle Briefe, in denen dieser um Unterstützung bat, unbeantwortet. Freunde hatte Herr Tressan nie gehabt. Diejenigen, die sich so nannten, „bedauerten unendlich, augenblicklich selbst in großer Geldverlegenheit zu sein", oder waren im günstigsten Falle

bereit, bescheidene Summen, die Tressan so gut wie nichts nützen konnten, zu seiner Verfügung zu stellen. Bianca war, um Tressan's eigenen Ausdruck zu gebrauchen, „abgenutzt". Marie kam nicht in Betracht. Sie hatte sehr viel Liebe zu seiner Verfügung; dafür hatte Herr Tressan keine Verwendung. Er mußte Geld haben. — Wie schade, daß Marie nicht ihre eigene Herrin war; wie ungerecht das Gesetz, welches dem Baron, ihrem Gemahl, gestattete, die Verwaltung und Verwendung ihres Vermögens zu überwachen!

Seit mehreren Tagen gewann Tressan beim Ecarté; aber die Summen waren nicht groß. Er fand nicht so kühne Gegner, wie er wünschte. Und dann hatte er am gestrigen Abend wieder bedeutend verloren, als er nach dem Ecarté an den großen Tisch gegangen war, an dem Desgremont und Ashton eine starke Bank Macao legten. Tressan hatte Cheques über Cheques ausgeschrieben, welche jetzt im Besitz der beiden vornehmen Spieler waren. Zum ersten Male in seinem Leben hatte der kaltblütige Tressan nach der Partie nicht einmal abgerechnet und wußte nicht, wieviel er schuldete. Er erinnerte sich, einen großen Cheque für zehntausend Franken und viele kleine ausgestellt zu haben. Desgremont hatte sie nach der Partie nachlässig vor sich hingeschoben, als erwarte er, daß Tressan sie zusammenzähle. Als dieser unbeweglich sitzen geblieben war, hatte der glückliche Spieler die Papierchen zusammengeknifft, gähnend in seine Brieftasche gesteckt, war aufgestanden und hatte den Saal verlassen, um nach Hause zu gehen.

„Er hat wenigstens zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Franken," sagte sich Tressan; „und Ashton vielleicht zehn- bis fünfzehntausend. Verwünscht sei ihr Glück! Ich muß zu Beiden gehen und sie um Aufschub bitten. Und wenn sie ihn gewähren, woran ich nicht zweifele, was dann morgen? . . Und wenn sie sofortige Zahlung verlangen, wozu sie berechtigt sind? . ." Es schüttelte ihn wie im Fieber. „Und Marie ist im Stande, sich zu wundern, wenn ich bei ihren kindischen Klagen die Geduld verliere!"

Er trank eine Tasse Thee, ohne im Stande zu sein auch nur einen Bissen dazu zu genießen, ließ den Kutscher rufen und bedeutete diesem, mit dem Coupé um halb drei Uhr an einem ihm bekannten Orte, in der Nähe der Champs Elysées, auf eine Dame zu warten. Sodann machte er sich auf den Weg zu Desgremont und Ashton. Während des Gehens wurde ihm der Gedanke, sich an diese mit einem Gesuche zu wenden, immer unangenehmer. Er wollte zunächst noch Versuche machen, Geld für sie aufzutreiben. Er ging zu dem Wucherer, der ihm auf das Halsband der Baronin d'Eltang zwanzigtausend Franken geliehen hatte. Der Schmuck war über das Doppelte werth, aber der vorsichtige Geldleiher wollte nicht einen Franken mehr darauf borgen.

„Es wäre mir sogar recht lieb, Herr Tressan", sagte er, „wenn Sie mir das Ding wieder abnähmen. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich einem Cavalier auf ein solches Pfand leihe. Die Sache genirt mich. Sie mag ganz correct sein; aber sie paßt mir nicht in mein reinliches Geschäft. — Ich will Ihnen etwas sagen: bringen Sie mir fünfzehntausend

Franken, und ich gebe Ihnen das Collier zurück, und nehme für die restirenden fünftausend Franken Ihren Wechsel. Sie sehen, ich habe Lust, mir die Geschichte vom Halse zu schaffen."

Tressan begriff, daß bei dem Manne nichts auszurichten sei, und verließ ihn wieder. Sein Weg führte ihn nach dem Boulevard Haußmann. Unwillkürlich näherte er sich dem Hause, in dem Frau Alzati wohnte. Er wußte nun, daß sie ihn durchschaute, und hatte sich nicht wieder zu ihr gewagt, nachdem er sich Geld von ihr geborgt hatte; aber sie war am Ende die Einzige, die ihm noch helfen würde. Er gab sich nicht die Mühe, vorher eine Geschichte für sie auszudenken; er verließ sich auf sein erfinderisches Gehirn, um im Laufe des Gesprächs mit ihr das zu finden, was er ihr sagen wollte.

Er klingelte; aber nicht so zuversichtlich wie früher. Es fiel ihm dies ein, während der halben Minute, die er vor der Thür zu warten hatte, ehe der Diener öffnete. Das Gefühl, das ihn dabei überschlich, war ein bitteres. Ja, es war in den letzten Monaten recht schlimm gekommen; er hatte während derselben viel einbüßen müssen. — Und warum? Was hatte er verbrochen? War er schlechter, als seine Freunde und Genossen? — Sie spielten, heuchelten, logen, lebten wie er. — Sie waren reicher oder hatten mehr Glück als er. Das war der einzige Unterschied zwischen ihnen und ihm. — Er kam sich plötzlich wie ein vom Schicksal grausam und ungerecht Verfolgter vor, und war auf gutem Wege sentimental zu werden.

Die Thür zur Wohnung der Frau Alzati wurde geöffnet, und der wohlbekannte alte Diener stand vor ihm. Aber er machte nicht ehrerbietig Platz wie früher, sondern sagte, in der Thür stehen bleibend und Tressan gewissermaßen den Eingang versperrend: „Die gnädige Frau ist nicht zu Hause."

Tressan erinnerte sich des Tages, an dem er gehört hatte, wie Illien mit demselben Bescheide abgefertigt wurde. Er fühlte sich gedemüthigt und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Er hatte an Bianca als an seine letzte Hoffnung gedacht. Aber es war nicht die allerletzte; es blieb ihm noch manches Andere. Er nahm eine Droschke und fuhr nach der Rue de l'Université, zu Harvey. Er hatte sich von diesem nur einmal Geld geborgt und seine Schuld zurückbezahlt. Der englische Baron war reich, gutmüthig, gefällig. Tressan wollte versuchen, eine große Anleihe bei ihm zu machen; und gelang ihm dies, so wollte er während einiger Monate dem Spiele ganz entsagen — wenigstens dem gefährlichen Macao. — Ecarté war eine andre Sache; da fühlte er sich mehr Meister seines Glücks. — Und vor nächsten Winter wollte er verheirathet sein: mit einer reichen Frau. Er athmete wieder freier auf; es war ihm, als habe er das Geld, das er sich von Harvey zu borgen beabsichtigte, bereits in der Tasche.

Sir Richard war nicht zu Hause.

Tressan wollte sich gewissermaßen binden, den Entschluß, den er nun gefaßt hatte, auszuführen. Er ließ sich von Harvey's Diener Papier und ein Couvert geben und schrieb auf, er werde sich am nächsten Morgen wieder

vorstellen, er habe Sir Richard um eine Gefälligkeit zu bitten. — Dies Alles verschaffte ihm noch nicht das Geld, das er für seine Gläubiger von gestern Abend gebrauchte — aber bei diesen wollte er sich durch einen beliebigen Vorwand entschuldigen. Sie mochten ahnen, daß es ein Vorwand wäre — darüber mußte er sich, wie über so manches Andere, hinwegsetzen. Er wußte, mit wem er diesmal zu thun hatte: mit vornehmen Leuten, die ruhig für sich behalten würden, was sie über ihn denken mochten.

Es war über diese verschiedenen Gänge halb drei Uhr geworden. Tressan ließ sich nach dem Trocadero fahren, stieg dort aus und begab sich zu Fuß nach der nah' gelegenen Villa in der Avenue de l'Empereur. Franz war auf seinem Posten, die Baronin noch nicht angekommen.

Tressan ging in den kleinen warmen Salon und wartete wenige Minuten. Dann hörte er einen Wagen vor der Thür halten, und gleich darauf vernahm er, daß Marie die Treppe heraufstieg. Sie ging langsam. Ihr Schritt war nicht mehr so leicht und elastisch wie er ihn früher gekannt. — Tressan öffnete die Thür und ging ihr entgegen. Sie schritt, dicht verschleiert, stumm an ihm vorüber und trat in das Zimmer. Dort ließ sie sich auf einen Sessel fallen, und blieb eine Minute, die Tressan sehr lang erschien, unbeweglich sitzen.

„Wollen Sie nicht den Hut abnehmen?“ fragte Tressan verlegen.

Sie würdigte ihn keiner Antwort, aber hob langsam den dunkeln Schleier in die Höhe und zeigte ihr bleiches, abgehärmtes Antlitz.

Tressan wich erschrocken einen Schritt zurück. Sie sah ihn fest an. „Sie scheinen etwas ermüdet,“ murmelte er.

„Was haben Sie aus mir gemacht?“ fragte sie mit einer Stimme, die ihm ganz fremd erschien, so hohl und heiser klang sie.

Er hatte eine Scene vorausgesehen. Es war ihm unangenehm; aber er fürchtete sich davor nicht. Er gehörte nicht zu jenen Männern, denen Frauen Furcht einflößen können. — Das Verhältniß mit Marie war seit geraumer Zeit ein unerquickliches; er hatte schon mehrere Male die Absicht gehabt, es zu lösen. Er war durchaus nicht abgeneigt, die erste passende Gelegenheit zu ergreifen, um einen vollständigen Bruch herbeizuführen. Er würde auf ihre Frage eine harte Antwort gegeben haben, und war um eine solche nicht verlegen, denn er konnte rücksichtslos bis zur Grausamkeit sein; aber sogar in seinem Herzen regte sich Etwas wie Mitleid beim Anblick des armen, schwachen Wesens, das ohnmächtig und krank vor ihm saß. „Ich muß der Sache schnell ein Ende machen,“ sagte er sich. „Es ist für die Frau selbst am besten. Die Aufregung schadet ihr.“ — Und mit dem Tone eines barmherzigen Samariters wandte er sich an sie:

„Meine liebe Marie, ich habe Ihre Ruhe nicht stören wollen, und dies ist der Grund, weshalb ich Sie seit geraumer Zeit nicht gebeten habe, mir Gelegenheit zu geben, Sie allein zu sprechen. Ich sah, daß Sie beunruhigt, daß Sie leidend waren, und hielt es deshalb für meine Pflicht, den großen Wunsch, Sie zu sehen, gewaltsam bei mir zu unterdrücken. Es ist mir nicht

leicht geworden, dies durchzuführen . . . aber davon will ich nicht weiter sprechen. Ich bin stark genug, meine Schmerzen allein zu tragen, und Sie sollen darunter nicht mitleiden."

Sie sah ihn verwundert, sprachlos an.

„Ich weiß ganz genau, was Sie heute hierherführt," fuhr er mit vollkommener Ruhe fort. „Sie haben durch Ihre Mutter erfahren, daß ich um die Hand Ihrer Schwester angehalten habe."

Sie zuckte zusammen, und bog sich in den Sessel zurück, wie um die Entfernung zwischen ihm und ihr größer zu machen. Er bemerkte dies, aber ließ sich nicht stören. Seine wohlgesetzte Rede floß ruhig und klar weiter, als habe sie kein Hinderniß angetroffen.

„Ich bin Ihnen und mir schuldig, jede Aufklärung über diesen Punkt zu verweigern. Sie werden die Motive, denen ich gehorchte, als ich diesen für mich höchst peinlichen Schritt that, nicht verstehen oder nicht billigen. Wir sind zwei verschiedene Naturen, meine liebe Marie. — Ich glaube, ich kenne Sie; — ich bin ganz sicher, daß Sie mich nicht kennen, die Tiefe meiner Leidenschaft nicht ermessen, und deshalb die Opfer, die ich ihr zu bringen bereit bin, nicht begreifen."

Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, gleichsam als verscheuche er ein Bild, das sich seinem Geiste darstellte und sagte dazu mit schmerzlicher, vollkommener Resignation: „Auch davon will ich nicht sprechen."

Marie hatte sich nach vorn gebeugt. Sie stützte sich mit den kleinen abgemagerten Händen auf die Lehnen des Sessels, und blickte ihn starr an. Er wollte salbungsvoll fortfahren; sie unterbrach ihn.

„Wollen Sie mir zu verstehen geben," sagte sie ganz langsam, gleichsam als wäge sie jedes einzelne Wort, bevor sie es aussprach, „daß Sie aus Liebe zu mir, der Gemahl meiner Schwester zu werden beabsichtigten?"

Er hatte wie gewöhnlich, auf's Gerathewohl gesprochen, sich wie immer auf seine Geschicklichkeit verlassen, um im Laufe des Gespräches einen Punkt auszufinden, an dem er nach dem vorgesteckten Ziele einbiegen könnte. Nun war ihm, als sei der Weg vor ihm auf einmal versperrt; er wußte nicht mehr wo hinaus, wie sich drehen und wenden; und obgleich er fühlte, daß er einen Fehler beging, so nickte er stumm und bedeutsam zu der Frage, die Marie ihm gestellt hatte.

„Also so tief bin ich gesunken," sagte sie leise, wie zu sich selbst sprechend. — Aber plötzlich, in wenigen Secunden ging eine beängstigende Verwandlung in ihr vor. Das Blut schoß ihr heiß in das bleiche Gesicht und machte es erglühen; ihre Augen sprühten Zorn.

„Sie lügen!" rief sie.

Es traf ihn wie ein Schlag in's Gesicht, und er taumelte zurück. Sein Antlitz wurde von jäher Röthe übergossen und gleich darauf todtenbleich. Er sah sie mit durchbohrenden Blicken an; dann, als habe er einen heroischen Sieg über seinen Zorn davongetragen, griff er nach seinem Hut, um sich zu entfernen. Sie sprang in die Höhe und stellte sich vor die Thür.

„Nein!“ rief sie: „Du entgehst mir nicht!“ Ihre Stimme war gebrochen; aber eine furchtbare, eine wahnsinnige Energie sprach aus jedem Ton, aus jeder Geste.

Er blieb mitten im Zimmer stehen. Er hatte seine innere Ruhe bereits wieder gewonnen, war vollständig Herr seiner selbst, obschon er es für gerathen hielt, noch die äußeren Anzeichen tiefster Erregung und Entrüstung zu bewahren.

„Was bedeutet diese Komödie?“ fragte er kalt, aber mit zitternder Stimme, damit sie merke, wie sehr er sich beherrsche, wie schwer es ihm werde, seine Ruhe zu behaupten. Und nach einer Kunstpause setzte er mit bitterm Hohne hinzu: „Fürchten Sie nicht, daß ich verschwinde, ohne das Halsband zurückgegeben zu haben . . . Ich eile, es zu holen.“

„Oh!“ sagte sie schmerzlich, langgedehnt, mit beiden Händen eine abwehrende Geste machend, als wollte sie solch' ungeahnte Erbärmlichkeit von sich abwehren. — Er hatte noch den Muth, das Lächeln auf seinen Lippen zu bewahren.

Sie aber hörte und sah nichts mehr. Ob er jetzt spottete, spielte, heuchelte, log war ihr gleichgültig. Nichts kümmerte sie mehr. Wenn ihr Gatte, ihre Mutter, ihre Schwester, wenn ganz Paris sie in diesem Augenblick gesehen hätte, sie würde es nicht beachtet haben. Sie hatte nun Alles verloren: Ruhe, Ehre, Glück — seit einer Minute ihre Liebe, die es ihr bis dahin möglich gemacht hatte, unruhig, unglücklich, elend zu leben. Nun hatte sie Nichts mehr zu verlieren und fürchtete nichts mehr und war furchtbar. Es war ihr, als müsse sie ersticken. Sie griff mit beiden Händen oben an ihr Mieder und riß es gewaltsam auseinander. Ihre Augen blickten wild umher, sie stieß einen gällen Schrei aus und sank bewußtlos zu Boden.

Tressan stürzte auf sie zu und trug sie auf das Sopha. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. — Er hörte Gepolter auf der Treppe. Die Thür wurde aufgerissen. Franz blickte mit verstörtem Gesichte in das Zimmer.

„Was wollen Sie?“ schrie Tressan ihm wüthend zu.

Aber Lecouvreur rührte sich nicht. „Ich habe meine Verantwortlichkeit,“ sagte er, „wennschon ich nur ein Diener bin. — Es klang als würde hier Jemand ermordet.“

Er trat keck vorwärts und sah die Baronin wie todt, mit aufgerissenem Kleide daliegen.

„Unglücklicher! Was haben Sie gethan?“ rief er, sich an Tressan wendend.

Dieser übersah die ganze Lage. Wenn er sich nicht sofort mit Lecouvreur verständigte, so war dieser im Stande, zum Polizeicommissarius zu laufen und seinen Herrn anzuklagen, ein Verbrechen begangen zu haben. — Tressan mußte vor allen Dingen den Mann beruhigen, der, wie die meisten Franzosen seiner Klasse, eine unvernünftige Furcht vor allem Gesetzwidrigen hatte.

„Sie irren sich,“ sagte er kalt. „Die Dame ist ohnmächtig geworden. Oeffnen Sie das Fenster und bringen Sie kaltes Wasser und Eau de Cologne. — Schnell!“

Lecouvreur zog sich mißtrauisch zurück aber er gehorchte; er brachte das Verlangte und blieb dann störrisch neben Tressan stehen, ihn und die kranke Frau scharf beobachtend. Die Sache hatte ihre Richtigkeit: Die Frau war ohnmächtig.

„Die schöne Baronin," sagte sich Lecouvreur. Er machte diese Entdeckung ohne Ueberraschung, ohne Genugthuung und ohne einen Augenblick den Gedanken zu hegen, daraus irgend welchen Nutzen für sich zu ziehen.

Marie schlug die Augen auf und blickte entsetzt um sich: „Mutter!" jammerte sie.

Tressan beugte sich über sie. „Zurück!" rief sie.

„Wie wird das enden?" murmelte Tressan bestürzt. Er sah schon die Polizei im Hause, die Baronin d'Eltang, Vieuville . . Er ahnte einen furchtbaren Scandal, die Entdeckung aller von ihm verübten Erbärmlichkeiten.

Lecouvreur hatte seine Sicherheit wiedergewonnen, und seine Gedanken wanderten auf derselben Spur, wie die seines Herrn. „Es wäre wohl das Beste," sagte er halblaut, „der gnädige Herr schickten mich zur Frau Baronin d'Eltang. Die beiden Damen werden sich schon mit einander verständigen."

Tressan hörte zu, ohne sofort zu verstehen. Marie's Rufen nach ihrer Mutter war in ein leises Wimmern übergegangen, und ihre Augen hatten sich wieder geschlossen.

Tressan stand eine Weile sinnend da. „Bleiben Sie hier," sagte er „und wachen Sie sorgfältig über die Dame. Sie haften mir dafür, daß sie das Haus nicht verläßt, ehe ich zurückgekehrt bin." Dann wandte er sich dem Sopha zu, auf dem die Kranke lag und sagte laut: „Ich werde Ihre Mutter sofort hierherholen. Um ihretwillen warten Sie meine Rückkehr ab."

Er eilte auf die Straße. Er wußte wo der Wagen stand, der die Baronin nach der Villa geführt hatte, und sprang hinein.

„Zur Baronin d'Eltang! Was das Pferd laufen kann!"

Die Entfernung von der Avenue de l'Empereur nach dem Faubourg St. Honoré war in wenigen Minuten zurückgelegt.

„Die Frau Baronin empfängt nicht," sagte der Diener. „Sie ist unwohl."

Tressan zog eine Karte aus der Tasche.

„Geben Sie mir ein Couvert," sagte er.

Er schrieb einige Worte auf die Karte und verschloß das Couvert: „Bringen Sie dies sofort der Frau Baronin."

Der Mann sah, daß etwas ganz Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse und eilte davon. Nach einer Minute kam er zurück und bat Herrn Tressan, ihm zu folgen. Die Baronin wartete an der Thür des Salons.

„Was giebt es?" fragte sie bestürzt.

„Was ich Ihnen geschrieben habe," antwortete Tressan mit der Stimme und dem Ton eines überführten, verstockten Verbrechers. „Es gilt das Leben Ihres Kindes. Sie müssen mich sofort begleiten. Mein Wagen wartet unten. Ich werde Ihnen unterwegs Alles erzählen."

Wenige Minuten später rollte der Wagen bereits wieder der Avenue de l'Empereur zu.

Tressan hatte nun nur noch eine Hoffnung, um es zu ermöglichen, einen großen, höchst unangenehmen Scandal zu vermeiden, diejenige, daß es der Mutter gelingen möge, die Tochter zu beruhigen. Er ließ sich auf gar keine Erklärungen oder Entschuldigungen ein, sondern erzählte einfach, die Baronin Vieuville sei in einem Hause in der Avenue de l'Empereur plötzlich erkrankt, liege im Fieber, und verlange nach ihrer Mutter. „Ich kann Ihnen im Interesse Ihrer Tochter nur anempfehlen, sie in das Hôtel d'Eltang zu schaffen, und den Baron Vieuville von ihr entfernt zu halten, bis sie sich wieder beruhigt hat. Die Discretion des Kutschers und meines Dieners kann ich garantiren."

Die Baronin blickte stumm aus dem Wagenfenster; sobald das Coupé anhielt, sprang sie mit der Leichtigkeit eines jungen Mädchens hinaus und eilte vor Tressan in die Villa.

„Wo?" fragte sie.

Tressan ging ihr voran und stieg die kleine Treppe empor. Sie folgte ihm auf den Fersen. Als er die Stubenthür, vor der Lecouvreur Wache stand, öffnen wollte, schob sie ihn unsanft bei Seite. — „Halt! Nicht weiter!" Dann trat sie vor ihm in das Zimmer, das sie hinter sich schloß.

Tressan und Lecouvreur standen sich im Flur einige Augenblicke verlegen gegenüber. Der Diener schien Mitleiden mit seinem Herrn zu fühlen und entfernte sich. Tressan blieb wie angewurzelt an der Stelle stehen, an der ihn die Baronin verlassen hatte.

Im Zimmer war Alles ruhig. Nach einigen Minuten wurde die Thür halb geöffnet und die Baronin rief hinaus: „Einen Wagen! Nicht den Wagen, der mich hierher gebracht hat! Eine Droschke!"

Sie wartete auf Antwort, ohne Tressan zu sehen, der sich hinter der Thür an die Mauer gedrückt hatte.

„Zu Befehl, gnädige Frau!" rief Lecouvreur von unten zurück, und gleich darauf konnte man ihn aus dem Hause laufen hören.

Tressan schlich sich auf den Fußspitzen in das Nebenzimmer und stellte sich dort an das Fenster, wo er, hinter der Gardine versteckt, sehen konnte, was auf der Straße vorging.

Bald darauf kam eine Droschke gefahren. Lecouvreur sprang vom Bock und lief in das Haus. — Tressan hörte sodann, wie die Thür des Salons geöffnet wurde und vernahm schlürfende Schritte im Gang und auf der Treppe. Nach einer Weile, die ihm unbeschreiblich lang erschien, erblickte er zwei Frauengestalten, von denen sich die eine schwerfällig auf den Arm der andern stützte. Sie stiegen in den Wagen. Die Baronin bog sich mit verstörtem Gesichte aus dem Fenster und gab dem Kutscher eine Adresse. Dieser peitschte den magern Gaul und das Fuhrwerk rollte langsam davon.

XVII.

Tressan ging am Abend nach der letzten Zusammenkunft mit Marie nicht in seinen Club, aber er verbrachte dessen ungeachtet eine schlaflose Nacht. — Bis zu dem Moment, da Marie ihm die Worte: „Sie lügen!" in's Gesicht geschleudert, hatte er sich eigentlich nie klar gemacht, daß er etwas Anderes als ein achtungswerthes Mitglied der guten Gesellschaft sei. Vor wenigen Stunden noch hatte er sich im Geiste mit seinen Genossen verglichen und sich nicht schlechter befunden als diese. Nun dämmerte der Gedanke in ihm auf, daß ihm noch nicht vollständig geholfen sein würde, selbst wenn es ihm gelingen sollte, Desgremont und Ashton rechtzeitig zu bezahlen. — Er malte sich die Unterhaltung zwischen Marie und ihrer Mutter aus, und es überlief ihn heiß, wenn er daran dachte, mit welcher Verachtung die beiden Frauen von ihm sprechen durften. Er fürchtete nicht, von ihnen verrathen zu werden. Vieuville's Ehre machte Mutter und Tochter zu seinen Verbündeten; aber die Halsbandgeschichte quälte ihn. Er wollte am nächsten Morgen zu Harvey gehen. Der Mann sollte, mußte ihm Geld borgen, wenn auch nur die fünfzehn Tausend Franken, die der Wucherer verlangt hatte.

Er fühlte die Verpflichtung, an Desgremont und Ashton zu schreiben. Er nahm Papier, um dies zu thun; aber er hatte nicht den Muth, die wenigen Zeilen aufzusetzen, die genügt haben würden, ihn bei seinen Gläubigern zu entschuldigen.

„Nur nicht den Kopf verlieren!" ermahnte er sich. Aber es half Nichts: er hatte den Kopf verloren. Er entsandte Lecouvreur mit mündlichen Bestellungen an Desgremont und Ashton: Sie möchten ihn heute Abend nicht erwarten; er sei plötzlich verhindert, in den Klub zu kommen. — Sobald Franz sich mit dieser Botschaft entfernt hatte, bereute Tressan, sie gegeben zu haben; — aber es war zu spät. Gleich darauf verschwand die ganze Angelegenheit seinem Geiste wieder. Es schwirrte ihm im Kopfe. „Nur ruhiges Blut behalten!" sagte er sich. „Nur nicht zu weit sehen wollen. Das nächste ist, ich muß Geld auftreiben. Ich gehe also zu Harvey; er giebt mir wenigstens zwanzigtausend Franken . . ." Seine Gedanken schweiften wieder ab. Er sah Marie vor sich: „Sie lügen! Zurück!" — die Baronin d'Eltang: „Halt! Nicht weiter!" — den Diener der Frau Alzati: „Die gnädige Frau ist nicht zu Hause." — Franz Lecouvreur: „Unglücklicher, was haben Sie gethan?" Die Gestalten paarten sich zusammen, drangen auf ihn ein, verfolgten ihn wie in einem bösen Traume. Er griff nach seinem Hut und eilte in's Freie.

Die Nacht war kühl. Die frische Luft beruhigte ihn etwas. Er ging nach der Rue de l'Université. Es war elf Uhr als er vor der Thür des Baronets anlangte. Der Concierge sagte ihm, Sir Richard sei ausgegangen; aber in dem Augenblick als Tressan wieder fortgehen wollte, trat ihm Harvey in der Hausthür entgegen. Die Beiden begrüßten sich; dann sagte Tressan:

„Eine Nachricht, die ich soeben erhalten habe, nöthigt mich, vielleicht Paris morgen Vormittag zu verlassen. Ich habe deshalb heute Abend noch zu ungewöhnlicher Stunde den Versuch gemacht, Sie zu sehen."

Sir Richard war in gehobener Stimmung. Die letzten Worte, die Martha ihm gesagt, hatten seinem Herzen unendlich wohl gethan. Jede Gelegenheit, sich des Vertrauens der Gräfin würdig zu zeigen, war ihm willkommen. Er antwortete Tressan, daß er sich freue, seinen Besuch nicht verfehlt zu haben, und lud ihn ein, ihm in sein Zimmer zu folgen. Dort entledigte er sich seines Huts und Ueberrocks, bat seinen Gast ein Gleiches zu thun, bot ihm einen Stuhl an, nahm ihm gegenüber Platz und sagte dann, Tressan gerade aber nicht mißtrauisch oder unfreundlich anblickend:

„Was steht zu Ihren Diensten, Herr Tressan?"

Tressan hatte bis dahin auf Lügen wie auf reelle Thatsachen gebaut; nun hatte er sein geradezu unbegrenztes Vertrauen zur Lüge plötzlich eingebüßt. Er wagte nicht mehr, zu erfinden, sondern sagte schlicht und einfach, ganz wie ein bedrängter Ehrenmann es gethan haben würde, er sei in furchtbarer Verlegenheit und wisse keine Rettung mehr, wenn Harvey ihm nicht helfen wolle.

„Wieviel gebrauchen Sie?" fragte Harvey.

„Eine große Summe: sechzig Tausend Franken; aber ich muß mich mit Weniger begnügen, wenn Sie mir diese nicht geben wollen. Mit der Hälfte bereits kann ich mich aus der peinlichsten Verlegenheit reißen; mit dem ganzen Betrage würde ich gerettet sein."

„Die Summe, die Sie nennen, erschreckt mich nicht," sagte Sir Richard; „und ich will sie Ihnen geben . . ."

Tressan traute seinen Sinnen nicht und blickte den Baronet verstört an.

„— aber," fuhr dieser gelassen, fort; „nur unter gewissen, ganz bestimmten Bedingungen."

„Was befehlen Sie?"

„Ich muß darauf bestehen, daß Sie Paris innerhalb acht Tage verlassen, und sich mir gegenüber in bindendster Weise verpflichten, drei Jahre lang im Auslande — nicht etwa in Brüssel, London, Florenz oder Baden, nein wirklich im Auslande — in Amerika z. B. zu leben."

„Gern, gern!" rief Tressan. „Paris ist mir verhaßt!"

Ihm war nur daran gelegen, das Geld zu bekommen; er hätte weit härtere Bedingungen mit in den Kauf genommen. Das, was Harvey von ihm verlangte, war ihm nicht einmal peinlich. Ja Paris war ihm verhaßt! Der unruhige Mann sehnte sich, wie ein geschlagener Soldat auf der Flucht, nach Ruhe. — In einer Secunde und auf wenige Secunden, trug ihn seine Einbildungskraft nach Amerika, in die öden Prärieen, den stillen Wald, fern von dem reißenden Strom, gegen den er ermattend noch ankämpfte, fern von Denjenigen, die ihn geliebt hatten und nun verachteten . . und die ihn dennoch vielleicht, wenn er gegangen war, beweinen würden. — Als seine Gedanken wieder nach der Rue de l'Université zurückkehrten, begegnete sein unstäter Blick

dem des Barons, der mit einem Ausdruck von Verwunderung auf ihm ruhte. Tressan war sofort wieder bei der Sache.

„Ich füge mich Ihren Bedingungen," sagte er; „aber gestatten Sie mir eine Frage: Welches Interesse haben Sie daran, daß ich Paris verlasse?"

Harvey hatte diese Frage erwartet. Er entgegnete, er habe in Erfahrung gebracht, daß Frau Alzati die Schwester der Gräfin Daxat sei; er interessire sich für Beide, und wünsche aus Gründen, auf die er Herrn Tressan gegenüber wohl nicht einzugehen brauche, daß dieser aus Frau Alzati's Nähe entfernt werde. Harvey fügte hinzu, daß Tressan geloben müsse, sich Frau Alzati niemals wieder zu nähern, und sie überhaupt in Zukunft in keiner Weise mehr zu behelligen. „Es muß für Sie sein," sagte er; „oder es muß wenigstens nach Außen hin erscheinen, als ob die genannte Dame niemals für Sie gelebt hätte."

Tressan gab zu Allem, wenn schon durch stumme Zeichen allein, seine Zustimmung.

Dann kam ein Punkt, über den Harvey nicht ohne Verlegenheit hinwegkonnte. Tressan sollte schriftlich geloben, die Versprechen treu und ehrlich zu erfüllen, die Harvey ihm auferlegte. Auch dagegen erhob Tressan keinen Einwand. Seine Energie war gebrochen.

„Ich werde Alles unterschreiben, was Sie mir vorzulegen für gut befinden," sagte er mit zu Boden geschlagenen Augen. Er spielte nicht mehr Komödie. Er schämte sich; er fühlte sich entlarvt, dem einfachen Manne gegenüber, unbeschreiblich klein und erbärmlich. — Wenn er nur erst in Amerika wäre, weit von allen Demüthigungen, die jetzt über ihn hereinbrachen und ihn bedrohten! — Welchen Lärm würde seine Flucht machen! — Aber was kümmerte ihn das! In den Clubs hatte Niemand ein Recht, ihn zu tadeln. Er wollte seine Spielschulden bis auf den letzten Heller bezahlen. Seine anderen Gläubiger waren Wucherer, Lieferanten, Handwerker, die ihn, die Einen betrogen, die Anderen übertheuert hatten. Sie konnten warten! Niemand würde Mitleiden mit ihnen haben. — Bianca, die Schwester der Gräfin Daxat, die Freundin Harvey's? . . Sie würde Niemand sagen, daß er ihr Schuldner sei. — Und das Halsband wollte er sofort zurückerstatten. Dann war er auch mit Marie quitt; dann stand er ganz rein da.

„Ich werde Alles unterschreiben," wiederholte er. „Nur habe ich noch eine Bitte: Geben Sie mir heute Abend noch fünfzehntausend Franken."

Harvey versicherte, daß er soviel Geld nicht im Hause habe, und fügte hinzu, daß Tressan sich die ganze Summe, die er verlangt hatte, morgen früh um elf Uhr holen könne. Damit mußte Tressan sich begnügen.

Als er gegangen war, setzte Harvey mit großer Sorgfalt ein Schriftstück auf, welches Tressan verhindern sollte, sich vor Ablauf von drei Jahren in Paris blicken zu lassen, oder sich je wieder der Schwester Martha's zu nähern. Darauf ging Sir Richard hochzufrieden zu Bette.

Am nächsten Morgen, zur bestimmten Stunde, erschien Tressan wieder

bei ihm. Die schlaflose Nacht hatte ihm keinen schlechten Rath gebracht, und er war noch immer bereit, auf die ihm von Harvey gestellten Bedingungen einzugehen. Er zeichnete das Schriftstück, nachdem er von dessen Inhalt ohne seine Miene zu verziehen, Kenntniß genommen hatte, und steckte sodann die Summe, die Sir Richard ihm in Cheques und Banknoten aushändigte, in die Tasche.

„Ich hoffe Paris früher zu verlassen, als Sie es wünschen," sagte er. „Ich kann Ihnen nicht danken . ." Seine Stimme bebte; er heuchelte nicht; er war wirklich bewegt. „Wollen Sie mir gestatten, Ihnen außer obiger Sicherheit, die ja nur zwischen Ihnen und mir von Werth ist, ein andres Document auszustellen, daß mich auch vor dem Gesetz zu Ihrem Schuldner macht!"

„Das ist nicht nöthig," antwortete Harvey wohlwollend. „Ich bin überzeugt, daß Sie mir das Geld zurückgeben werden, wenn Sie es können. Wird Ihnen dies nicht möglich, so leiste ich darauf Verzicht. Ich bin ein reicher Mann und betrachte das Geld, mit dem ich Sie gerettet zu haben wünsche, unter allen Umständen als gut angelegt."

Als Tressan in der Straße war, fühlte er sich wieder zu neuem Leben erwacht. Der Entschluß, das gegebene Versprechen getreulich zu erfüllen, wie es einem Ehrenmanne ziemt, blieb jedoch fest in ihm. Diesen Sieg über seine Erbärmlichkeit hatte Harvey davongetragen. Tressan wollte seinem Retter keinen Grund geben, ihn zu verachten; aber es war ihm unmöglich mit sechzigtausend Franken in der Tasche, nicht einen Versuch zu machen, seine Stellung vor seiner Abreise noch zu verbessern. Er schuldete an Desgremont und Ashton ungefähr fünfunddreißigtausend Franken; fünfzehntausend Franken sollte der Wucherer bekommen, der das Halsband hatte; für fünftausend Franken wollte er einen Wechsel auf New-York kaufen, und mit der kleinen Summe von fünftausend Franken, die ihm dann noch übrig blieb, wollte er, vor dem Tage seiner Abreise, sein Glück im Club noch einmal versuchen. — Er fuhr zunächst zu dem Wucherer und handelte mit ihm so lange, bis dieser ihm das Halsband für zwölftausend Franken zurückgab und für die übrigen achttausend Franken einen Wechsel von zehntausend nahm. — Dann begab er sich entschlossen nach dem Hôtel d'Eltang. Er hätte seinem Diener oder dem ersten besten Commissionär ruhig eine größere Summe anvertraut, als das Collier werth war, aber er mußte sich positive Gewißheit verschaffen, daß der Schmuck direct wieder in die Hände der Baronin käme.

Derselbe Diener, der ihn am vorhergehenden Tage empfangen hatte, sagte ihm, er habe bestimmten Befehl, Niemand vorzulassen. Frau von Vieuville sei erkrankt, und werde von ihrer Mutter gepflegt. Tressan ließ sich nicht abweisen; er war auf Alles vorbereitet. Er überreichte dem Diener einen Brief, den er bei dem Wucherer geschrieben hatte, und der an die Baronin gerichtet war. Der Diener sah die Adresse mißtrauisch an.

„Ich weiß nicht, ob ich den Brief hinauftragen darf," sagte er. „Ich habe strenge Befehle . . ."

Tressan drückte ihm ein Goldstück in die Hand, und der Mann entfernte

sich. Er kam nach mehreren Minuten zurück und bedeutete Tressan, ihm zu folgen.

Die Baronin d'Eltang stand der Eingangsthür gegenüber am äußersten Ende des Salons, als Tressan hereintrat. Sie hatte einen einfachen Morgenanzug an; ihr Haar war noch nicht geordnet; sie sah wie eine ganz alte Frau aus. Sie nickte mehrere Male stumm und bedeutsam und sagte endlich halblaut: „Sie sind mehr als muthig."

„Ich konnte dies nur Ihnen übergeben," antwortete Tressan. „Es ist mir schwer genug geworden, hierherzukommen."

Er stellte das Etui mit dem Halsband, das sorgfältig in Papier verpackt war, auf den nächsten Tisch. Als er wieder nach der Baronin blickte, war diese verschwunden. Tressan entfernte sich darauf schnell.

„Das Schwerste ist vollbracht," sagte er sich, als er wieder in der Straße war. „Der Rest ist Kinderspiel."

Er ging nach Hause und ordnete seine Rechnung mit Lecouvreur in gewohnter, geschäftsmäßiger Weise. — Er wollte nicht wie ein Dieb entfliehen. Seine Gläubiger sollten ihm nicht nachsagen können, sie haben das Nest, nachdem er ausgeflogen sei, leer gefunden. Er verpackte in eine lederne Handtasche, die er auf Reisen bei sich zu behalten pflegte, seine Juwelen und einige Kleinigkeiten, an denen er besonders hing, warf einen Stoß Briefe in das Kaminfeuer, und sagte seinem Diener, er werde auf zwei, vielleicht drei Wochen verreisen — nach London; Lecouvreur werde von ihm hören, um ihm Briefe nachzuschicken; er solle Alles bereit machen und den Koffer morgen oder übermorgen packen. „Niemand braucht zu erfahren, daß ich abreise," setzte er hinzu.

Lecouvreur war an derartige Aufträge gewöhnt und zeigte keine Ueberraschung. „Paris wird ihm nach der gestrigen Scene zu heiß geworden sein," dachte er. „Er will den ersten Sturm vorübergehen lassen." Franz fand dies ganz in der Ordnung und machte sich ohne Säumen daran, die Befehle seines Herrn auszuführen.

XVIII.

Dem Baron Vieuville war es während der zweiten Hälfte des Winters unverdient schlecht gegangen. Eifersucht nagte an seinem Herzen. Er hatte alle ihm zur Verfügung stehenden Hülfsmittel aufgeboten, um sich die Gewißheit zu verschaffen, die er wie das größte Uebel fürchtete; aber er hatte absolut Nichts in Erfahrung bringen können. Er überwachte seine Frau auf Schritt und Tritt. Anfänglich war dies noch mit einigen Schwierigkeiten verbunden gewesen; später jedoch hatte es keine Mühe mehr gekostet. Die Baronin war aus Gründen, die Vieuville nicht zu entdecken vermochte, täglich trauriger, stiller geworden; seit mehreren Wochen bereits ging sie zu Niemand mehr, als zu ihrer Mutter, und in seltenen Zwischenräumen zur Gräfin Darat. Die Begleitung ihres Mannes war ihr, dem Anschein nach, stets

willkommen gewesen; nie hatte sie einen Vorwand gesucht, um sich seiner zu entledigen. — Vieuville hatte wochenlang in der Nähe der verdächtigen Villa, in der Avenue de l'Empereur, Schildwacht gestanden. Das Haus schien unbewohnt; die Fenster waren geschlossen; der Garten zeigte deutliche Spuren arger Vernachlässigung. Einige gefällige Conciergen der Nachbarschaft waren bereit gewesen, über die Bewohner der Villa das Wenige zu sagen, was sie wußten. Ihre Berichte stimmten darin überein, daß sich, außer dem Diener Lecouvreur, Niemand mehr in dem kleinen Hause blicken lasse.

Nach und nach schlummerte Vieuville's Argwohn wieder ein. Er war ein Mann, der ebenso leicht und schnell zu erregen wie zu beruhigen war. — Weshalb sollte gerade Marie die Frau sein, mit der Tressan sich in der Aveune de l'Empereur Rendez-vous gegeben hatte? Weshalb nicht vielleicht die Gräfin Daxat oder irgend eine andere Person? Hatte Franz Lecouvreur nicht ausgesagt, eine kleine Dame sei niemals in das Haus gekommen? — Aber Vieuville wollte auf das Schlimmste vorbereitet bleiben. Er fuhr fort in den Fechtsaal zu gehen; und die Lehren praktischer Weisheit, die in wohlgesetzter Rede aus dem Munde des erfahrenen und gesprächigen Lehrers flossen, fanden bei ihm aufmerksames Gehör. Der Fechtmeister war in seinem Elemente, wenn man über Duelliren sprach. Es fiel ihm keineswegs als etwas Absonderliches auf, wenn einer seiner Schüler sich über dieses Thema mit ihm unterhalten wollte. Er hatte dem Baron Vieuville unaufgefordert längere Vorträge gehalten über die Art und Weise sich auf der Mensur zu benehmen, und der Baron hatte als die Quintessenz aller Fechtmeisterphilosophie festgehalten, daß die erste Pflicht eines jeden Duellanten sei, sich selbst zu beschützen; die zweite, seinen Gegner unschädlich zu machen; und daß es folglich und schließlich nichts Absurderes gäbe, als chevalereske Großmuth, einem Manne gegenüber, dessen spitze und scharfe Klinge das eigene Leben bedroht.

„Geduld und Ruhe, Herr Baron," sagte Dumesnil, der Fechtmeister, „das ist Alles, was ein Mann gebraucht, der es so weit wie Sie gebracht hat . . Abwarten, bis der Gegner müde oder hitzig wird, sich eine Blöße giebt oder eine Unvorsichtigkeit begeht; aber nur um Gotteswillen nicht wie ein Wüthender auf ihn losstürzen oder seiner eigenen Geschicklichkeit vertrauen. Ausdauer und Fassung ist Alles auf der Mensur, wenn man siegreich aus einem Duell hervorgehen will — und ich vermuthe nicht, verehrter Baron, daß Sie jemals von Leder ziehen werden, um das Vergnügen zu haben, sich von einem Firlefanz aufspießen zu lassen."

„Nein, ich will ihn aufspießen!" sagte der Baron ingrimmig.

„Das ist recht! So liebe ich meine Schüler! Nur nicht großmüthig sein. — Ausweichen, pariren, die Manier des Gegners aufmerksam beobachten, ihn mürbe oder zornig machen, und wenn dies erreicht ist — dann vorwärts: eins, zwei, drei, — vlan!"

Er machte vier schnelle Bewegungen mit dem Fleuret, das er in der Hand hielt und spießte einen imaginären Gegner damit auf. „Da liegt der

Kerl mit drei Zoll Eisen in der Brust; und wir wischen den Degen ab und gehen vergnügt nach Hause."

„Und er hat es verdient, der Elende!" murmelte Vieuville.

„Natürlich hat er es verdient," meinte Dumesnil. Dann stockte er plötzlich, sah den Baron sinnend an und fragte gedehnt: „Wer?"

„Nun der Gegner," antwortete Vieuville nachlässig.

„Ach so? — Ganz richtig!" sagte Dumesnil schnell wieder beruhigt.

„. . Ich will seine Kniffe gründlich kennen lernen," sagte sich Vieuville, als er aus dem Fechtsaale nach Hause zurückkehrte.

Er war unfähig, auch nur den kleinsten unerlaubten Vortheil über seinen erbittertsten Feind zu nehmen, aber er hatte eine kindische Freude an machiavellistischen Plänen, die von Zeit zu Zeit in seinem schwerfälligen Gehirn erstanden.

Tressan besuchte keinen öffentlichen Fechtsaal; Vieuville brachte dagegen in Erfahrung, daß Tressan nicht selten im Saal des Clubs die Handschuhe anzog und den Korb aufsetzte, um sich eine halbe Stunde lang Bewegung zu machen. Er hatte den Ruf eines gefährlichen kaltblütigen Fechters.

„Ich will seine Kniffe kennen lernen," wiederholte sich Vieuville, und er ließ sich durch zwei ältere, wohlsituirte Bekannte in den Club einführen, in dem Tressan, René Lemercier und Alexis Illien Mitglieder waren. Er hielt sich stundenlang im Fechtsaale auf und erwarb sich dort den Ruf eines „amateur de première force"; aber das Glück war ihm nicht hold: Tressan ließ sich nicht ein einziges Mal im Fechtsaal blicken. Er saß im Spielzimmer. Vieuville folgte ihm dorthin. Er wollte nicht mehr eifersüchtig auf ihn sein; doch zog es ihn unwiderstehlich in die Nähe des Mannes, der sein Lebensglück zerstört hatte.

Tressan konnte eine Bewegung der Verwunderung nicht unterdrücken, als er Vieuville zum ersten Male im Club antraf. Dann grüßte er ihn ungezwungen und sagte: „Haben Sie sich bekehren lassen? Sind Sie Einer der Unsrigen geworden? Das freut mich."

Vieuville gab eine banale Antwort: er sehe sich gern die Zeitungen an; er treffe im Club mit alten Jugendfreunden zusammen, die man niemals in Gesellschaft sehe u. s. w. Tressan nickte dazu zustimmend. Im Grunde war es ihm ganz gleichgültig, ob Vieuville in seinen Cercle kam oder nicht.

Die Besuche des Barons im Club wurden häufiger, und bald zählte er zu den regelmäßigen Gästen. — In seinem Hause war es sehr traurig. Die Baronin saß ihm dort bleich und stumm gegenüber oder unterhielt sich mit ihrer Mutter und Schwester oder mit der Gräfin Daxat über Sachen, die Vieuville nicht interessirten. Er sehnte sich nach Zerstreuung, und suchte sie im Club. Aber er fand auch dort kein rechtes Vergnügen. Er wanderte wie ein unstäter Geist aus dem Fechtsaal in das Spielzimmer, aus diesem in das Lesecabinet oder in den großen Salon. Sobald jedoch Tressan erschien, hatten diese Wanderungen ein Ende. Dann verlor Vieuville den Mann, der schuldig

oder unschuldig die Ursache seines Unglücks war, so wenig wie möglich aus den Augen. Er nährte eigentlich keinen bittern Haß mehr gegen ihn; der Mann beschäftigte seine Gedanken nur fortwährend, und Vieuville verfolgte ihn, er wußte eigentlich selbst nicht warum. — Tressan sah dies nicht oder wollte es nicht bemerken. Der Spielsaal war neutrales Gebiet, auf dem alle Mitglieder des Clubs zusammentrafen. Vieuville hatte dasselbe Recht dort zu sein wie jeder Andere, und Niemand bekümmerte sich darum, daß er sich dort häufig und lange aufhielt, ohne jemals selbst eine Karte anzurühren. Er hatte, wenn er nicht aufgeregt war, den Anstand eines vornehmen Mannes, und war im Allgemeinen gern gesehen oder wenigstens ohne Uebelwollen geduldet.

Eines Tages erschien Vieuville zu ungewöhnlich früher Stunde, bald nach dem Essen im Club. Er sah beunruhigt und niedergeschlagen aus. Als er am vorhergehenden Tage gegen sechs Uhr nach Hause gekommen war, hatte man ihm gemeldet, daß seine Schwägerin, Fräulein Anna d'Eltang, auf ihn warte, und diese hatte ihm unter Thränen erzählt, Marie sei plötzlich krank geworden, und ihre Mutter pflege sie im Hôtel d'Eltang. Vieuville wollte sofort zu seiner Frau eilen. Anna hielt ihn zurück: „Sie dürfen sie nicht sehen," sagte sie. „Der Arzt hat es auf das Bestimmteste verboten. Niemand von uns darf zu ihr." Anna begann laut zu schluchzen: „Der Arzt sagt, sie bedürfe vollkommener Ruhe; jede, selbst die kleinste Aufregung könne ihr tödtlich sein."

„Barmherziger Gott!" stöhnte der arme Vieuville. „Was fehlt ihr?"

„Sie liegt im Fieber. Sie war schon lange so elend und krank . . . Ach Edmund! Meine arme, gute Schwester!"

Vieuville wollte wenigstens seine Schwiegermutter sehen, um von dieser Genaueres zu erfahren, und eilte mit Anna nach dem Hôtel d'Eltang. Die alte Baronin kam ihm entgegen und versuchte ihn zu beruhigen.

„Marie schläft," flüsterte sie, denn die Unterhaltung fand in einem kleinen Zimmer statt, dicht neben dem, in dem die Kranke lag. „Es wird hoffentlich Alles gut enden. Verlassen Sie sich auf mich!"

„Darf ich sie nicht sehen?"

„Unmöglich, Edmund! Es könnte ihr Tod sein."

Vieuville gehorchte. Er blieb bis zu einer späten Stunde im Hôtel d'Eltang und kehrte sodann nach seiner Wohnung zurück. Am nächsten Morgen, zu früher Stunde, war er wieder in dem kleinen Salon, neben dem Krankenzimmer. Anna leistete ihm Gesellschaft; auch der alte Baron erschien mehrere Male. Die Baronin kam von Zeit zu Zeit und erstattete Bericht über das Befinden der Kranken. — Gegen zwölf Uhr Mittags brachte der Diener einen Brief für Madame d'Eltang. Bald darauf trat diese aus dem Krankenzimmer. „Ich werde nur wenige Minuten fortbleiben," sagte sie zu Vieuville. „Warten Sie hier auf mich." Sie kehrte in der That gleich zurück und bat ihre Tochter Anna, ein kleines Packet zu holen, das sie im Salon finden würde, und es in ihr, der Baronin, Schlafzimmer zu tragen.

Der Rest des Tages ging ruhig dahin. Vieuville speiste mit seinem Schwiegervater und seiner Schwägerin, und verließ nach dem Essen das Hôtel d'Eltang, um einen kleinen Spaziergang zu machen und sich dann wieder auf seinen Posten, neben dem Krankenzimmer, zu begeben. Sein Weg führte ihn in die Nähe des Clubs; und aus Gewohnheit und ohne einen bestimmten Zweck zu haben, trat er hinein.

Die großen schönen Salons waren um diese Stunde verödet. Im Lesezimmer saßen einige Herren, die im Club gegessen hatten und nun rauchten oder schliefen. Unter ersteren befand sich Alexis Illien. Er erhob sich, als er Vieuville eintreten sah und erkundigte sich nach dessen Befinden. — Vieuville, der sich wieder mit dem jungen Russen versöhnt, seitdem dieser den beständigen Umgang mit Tressan aufgegeben hatte, und dessen mittheilungsbedürftiges Herz voll zum zerspringen war, klagte Illien seinen Kummer über das plötzliche und schwere Erkranken der Baronin. Der gutmüthige Illien versuchte zu trösten; aber Vieuville entgegnete: „Ich fürchte . . ich fürchte . ." Darauf wandte er sich schnell ab, um die große Bewegung, die er nicht mehr beherrschen konnte, zu verbergen, und setzte seine unstäte Wanderung fort. — Aus dem Nebenzimmer, dem kleinen Spielsaal, ertönten von Zeit zu Zeit kurze, abgebrochene Worte; auch hörte man das Aufklappen der steifen Cartonblätter auf dem Spieltisch und das eigenthümlich schleifende Geräusch beim Mischen, und dann wieder das knitternde Gleiten der schnell auf den Tisch geworfenen Spielkarten.

Vieuville blieb an der Eingangsthür zum Spielsaal stehen. Dicht vor ihm, an einem kleinen Tisch, saßen Tressan und Desgremont und spielten eifrig. Tressan drehte der Thür den Rücken zu und bemerkte Vieuville's Erscheinen nicht. Dieser trat in das Lesezimmer zurück und ließ sich in einen Sessel fallen, der in seiner Nähe, dicht neben der Thür stand. Er konnte von dor die Spielenden beobachten, ohne von Tressan gesehen zu werden.

Vieuville dachte an ganz andere Dinge als an Karten; aber unwillkürlich legte er sich Rechenschaft davon ab, daß die beiden jungen Leute vor ihm mit einer Partie Ecarté beschäftigt waren: „Proponire . . Wieviel . . der König . ." schlug es an sein Ohr.

Der Baron starrte in Träumereien versunken gerade vor sich hin. Plötzlich blinkte er schnell mit den Augen und sah scharf nach Tressan's Hand. — Einige Secunden später waren die Karten ausgespielt. — Bald darauf gab Tressan wieder. — Vieuville beugte sich nach vorn. Er rieb sich die Augen . . War es möglich? . . Nein, er mußte sich irren. Aber es war das zweite Mal, daß er dasselbe sah. — Jetzt hielt Tressan zum dritten Male die Karten, seitdem Vieuville auf ihn aufmerksam geworden war. Tressan gab mit fieberhafter Hast, hob die Karten auf und ließ sie schnell durch seine Finger laufen. — Und zum dritten Male zählte der Baron sechs Karten in Tressan's Hand. Er saß eine Minute wie erstarrt; dann stand er auf und näherte sich dem Spieltisch. — Tressan blickte mit einer nervösen Bewegung zu ihm auf; Desgremont wünschte ihm guten Abend.

„Kommen Sie zu mir“, sagte Desgremont. „Tressan läßt sich nicht gern in die Karten sehen; er fürchtet den bösen Blick. Mir kann es nicht schlechter gehen, als es geht. Bringen Sie mir Glück!“

Tressan lächelte verlegen und sagte: „Ich bin abergläubisch beim Spiel.“

Vieuville trat an die andre Seite des Tisches. Er hatte im Vorübergehen ganz deutlich gesehen, daß Tressan eine niedrige rothe Karte in der Hand hielt. — Desgremont spielte den Caro-König, Tressan trumpfte mit einer Pique-Karte, spielte noch einmal Atout, dreimal Trèfle und gewann das Spiel.

„Bin ich von Sinnen?“ fragte sich Vieuville. „Was ist aus der kleinen rothen Karte geworden, die Tressan in der Hand hielt?“

Vieuville setzte sich wieder auf seinen alten Platz. Er hatte für den Augenblick sogar die Krankheit seiner Frau vergessen. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die Partie concentrirt. — Die Karten flogen, verschoben sich, flimmerten, zitterten in Tressan's beweglichen, hagern Fingern. Es war unmöglich, dieselbe Karte auch nur für eine halbe Secunde im Auge zu behalten — aber Vieuville sah ganz deutlich, daß Tressan zu verschiedenen Malen mehr als fünf Karten in der Hand hielt.

„Er betrügt“ sagte sich Vieuville. — Er blieb wie festgebannt sitzen. — Was sollte er thun? . . Nun konnte er sich rächen . . Sollte er Tressan denunciren? — Nein! Sein Gefühl empörte sich dagegen . . Aber sollte er ruhig mitansehen, daß ein falscher Spieler das allgemeine Vertrauen mißbrauchte, ehrliche Männer bestahl? — Das durfte er auch nicht. Er sann noch einige Minuten, und plötzlich hatte er einen Entschluß gefaßt.

Er stand auf, stellte sich neben Tressan, und als wieder eine Partie beendet war, sagte er ruhig:

„Ich habe Ihnen zwei Worte zu sagen, Herr Tressan. Darf ich Sie bitten, mir in das Nebenzimmer zu folgen?“

Tressan schrack zusammen und erhob sich schnell.

„Ich stehe sofort wieder zu Diensten,“ sagte er, sich an Desgremont wendend.

„Beeilen Sie sich nicht,“ entgegnete dieser gelassen „Jede fünf Minuten sind für mich so gut, wie eine gewonnene Partie, denn ich spiele heute wirklich mit unerhörtem Unglück.“

Er warf sich auf seinen Sitz zurück, kreuzte die Beine und hörte, wie eine Thür hinter ihm, die nach einem andern, zu dieser Stunde leeren Zimmer führte, geöffnet und geschlossen wurde.

Vieuville blieb in der Nähe der Thür stehen, versicherte sich durch einen Blick, daß Niemand außer Tressan, der todtenbleich vor ihm stand, ihn höre, und sagte dann leise:

„Ich habe Sie seit einer halben Stunde beobachtet, Herr Tressan.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„ . . Ich sage Ihnen, daß ich Sie beobachtet habe . . ganz genau.“

„Ich verstehe Sie in der That nicht, Herr Baron. Was wollen Sie sagen?“

„Ich will sagen . ." er stockte einige Secunden und blickte beschämt zu Boden; „daß ich Sie bedaure . . aufrichtig bedaure. Verlassen Sie den Club; verlassen Sie Paris . . das Geheimniß soll in meiner Brust begraben sein."

„Herr Baron, ich muß Sie zum dritten und letzten Male ersuchen, deutlicher zu sprechen. Ich bin nicht in der Stimmung Charaden zu lösen."

Vieuville fühlte, daß ihm das heiße Blut zu Kopfe stieg. „Sie wünschen dies wirklich?" sagte er drohend.

„Ich bestehe jetzt darauf!"

Nun hatte Vieuville's Geduld und mit ihr sein Mitleiden ein Ende; aber er hielt sich noch zurück und sagte noch immer mit gedämpfter Stimme: „Sie haben falsch gespielt."

In seinem ganzen Leben war Vieuville nicht so überrascht gewesen, wie gleich nachdem er diese Worte gesprochen hatte. Er hatte geglaubt, Tressan werde, so zu sagen, vor ihm versinken; aber nun stand ihm der Mann anscheinend ruhig, mit einem häßlichen Lächeln auf dem Gesichte gegenüber und sagte:

„Ihre Einbildungskunst läßt Sie im Stich, Herr Baron. . . Suchen Sie etwas Anderes, etwas Besseres. Mit dieser Erfindung machen Sie sich wirklich nur bodenlos lächerlich."

Vieuville starrte Tressan mit offenem Munde an. Dieser fuhr in spöttischem Tone fort:

„Sie suchen Streit mit mir. — Warum? — Das weiß ich nicht, interessirt mich auch nicht weiter. Ich constatire einfach, daß Sie meine Diener bestochen und es für gut befunden haben, sich in der Loge meines Concierge zu verstecken, um mich auszuspioniren. Ich habe für derartige Liebhabereien kein Verständniß; aber Sie amüsiren mich bei anderen. Ich zürne Ihnen auch jetzt nicht. Sie thun mir leid; und als Beweis meines ungetrübten Wohlwollens wiederhole ich Ihnen: Suchen Sie einen andern Vorwand, Herr Baron . . . Bedenken Sie doch, daß ich mich beim Spiel ruinirt habe. — Haben Sie je von falschen Spielern gehört, die die Philanthropie so weit trieben, daß sie ihre Gegner gewinnen ließen? . . Soll ich Ihnen helfen, Herr Baron? — Befehlen Sie, daß ich Ihre Kleider schlecht gemacht finde oder Ihre politischen Ansichten nicht theile! — Sprechen Sie einen Wunsch aus. Ich bin Ihr gehorsamster Diener."

Vieuville hob beide Arme in die Höhe und wich einen Schritt zurück. Unbeschreibliche Ueberraschung übermannte ihn einen Augenblick. Er gebrauchte mehrere Secunden, um nur zu verstehen, was der Andere meinte. Endlich wurde er wieder Meister seiner Sinne aber nicht seines Zornes, und mit dröhnender Stimme rief er aus:

„Sie sind ein frecher Lügner!"

„Nun ist es genug," sagte Tressan kalt.

Er öffnete die Thür, und die Beiden traten wieder in das Spielzimmer. Desgremont und zehn oder zwölf andere Clubmitglieder, die jetzt dort ver-

sammelt waren, starrten alle in sprachlosem Erstaunen nach der Thür, hinter der sie Vieuville's letzte Worte klar und deutlich vernommen hatten.

„Meine Herren," sagte Tressan mit großer Würde; „ich bedaure unendlich, in eine Angelegenheit verwickelt worden zu sein, welche die Ruhe unsres Clubs in unerhörter Weise stört. — Der Baron Vieuville, der sich nicht gescheut hat, sich in der Loge meines Portier's zu verstecken, um zu sehen, wer mich besucht; der meinen Diener bestochen hat, um sich von ihm über mein Leben unterrichten zu lassen, der mich seit Monaten, wie ein Spion auf Schritt und Tritt verfolgt — der Baron Vieuville, der aus mir unbekannten Gründen Streit mit mir sucht, hat mich soeben auf das Gröblichste beleidigt. Ich werde mir Genugthuung von ihm zu verschaffen wissen, und ich gebe Ihnen, meine Herren, diese Aufklärung, um Ihnen zu beweisen, wie unschuldig ich an dem beklagenswerthen Auftritte bin, dessen Zeugen Sie geworden sind."

Vieuville war sprachlos vor Zorn. Er zitterte. Er wollte auf Tressan losstürzen, ihn niederschlagen. Die anwesenden Clubmitglieder verhinderten ihn daran.

„Herr Baron," sagte der Herzog Desgremont entrüstet. „Sie scheinen als ein neues Mitglied die Gebräuche unserer Gesellschaft nicht zu kennen. Gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie durch Ihr Benehmen den ganzen Club beleidigen!"

Vieuville erbleichte und hielt sich mit beiden Händen den Kopf: „Ich werde wahnsinnig," murmelte er.

Desgremont, der ein vornehmer und guter Mensch war und der zu ahnen glaubte, was in dem Herzen des beleidigten Ehemannes vorging, hatte Mitleid mit ihm.

„Beruhigen Sie sich," sagte er. „Glauben Sie mir, es ist das Beste. Sie sind in diesem Augenblick aufgeregt. Vertrauen Sie die Regulirung der ganzen Angelegenheit Freunden an, die Ihre Interessen besser wahrnehmen werden, als Sie selbst dies augenblicklich thun können."

„Ich schwöre Ihnen, meine Herren, bei meiner Ehre, bei Allem was mir heilig ist, daß der Mann dort lügt; daß ich gesehen habe, wie er betrogen hat."

Es war ein solcher Ernst, ja eine solche weihevolle Würde in der Haltung des tiefgekränkten Mannes, daß dadurch mehrere der Anwesenden in ihrer Ueberzeugung von Tressan's Unschuld erschüttert wurden. Tressan fühlte dies und beeilte sich, dem Auftritt ein Ende zu machen. Er flüsterte einem seiner intimsten Bekannten, dem Vicomte d'Alizières, einige Worte in das Ohr, und dieser näherte sich gleich darauf dem Baron Vieuville.

„Darf ich mir die Frage erlauben, Herr Baron," sagte d'Alizières, nachdem er sich tief vor Vieuville verbeugt hatte, „wo ich heute Abend, in einer halben Stunde vielleicht, die Ehre haben kann, Sie zu sehen?"

Vieuville zuckte zusammen. Das Bild seiner kranken Frau, das während des ganzen Auftrittes aus seinem Geiste verscheucht gewesen war, trat plötzlich wieder lebhaft vor seine Seele.

„Im Hôtel d'Eltang," sagte er mit bebender Stimme.

Aller Blicke richteten sich befremdet auf ihn. — Hatte der Mann Furcht? — Er sah sich hülflos, rathlos, wie ein gestelltes Thier, im Kreise um. Da trafen seine irrenden Augen den graden Blick des Grafen Illien.

„Die Baronin Vieuville ist schwer erkrankt. Sie liegt bei ihrer Mutter . . . im Sterben."

Alexis sprach ganz leise, aber seine Stimme drang in alle Herzen. Die Umstehenden sahen sich betroffen an; einige machten eine Bewegung und traten einen Schritt zurück. Tressan blieb allein, von allen verlassen, stehen. — Tiefes Schweigen trat ein, und inmitten dieser feierlichen Pause entfernte sich der Baron Vieuville.

XIX.

Am nächsten Tage, dem ersten Sonntag im Monat April, unterhielt sich „Ganz Paris" von der „Affaire Vieuville-Tressan". — Außerhalb des Clubs, in dem der Streit stattgefunden hatte, sprach sich die öffentliche Meinung mit überwiegender Majorität zu Gunsten Tressan's aus. Man wiederholte dort die von diesem erhobene Anklage der Spioniererei und fand es „tactlos, ungeschickt, undelicat", daß Vieuville den Versuch gemacht hatte, „den unbescholtenen Ruf eines der liebenswürdigsten Cavaliere von Paris" durch eine boshafte Verdächtigung beflecken zu wollen. Natürlich wurde der Baron allgemein verspottet; wogegen man Herrn Tressan gewissermaßen Dank wußte, Veranlassung zu einem höchst ergötzlichen Zwischenfall gegeben zu haben. — Aber unter den unmittelbaren Zeugen des peinlichen Auftrittes im Club fand Olivier Tressan mehrere geheime und sogar einen offenen Ankläger.

„Ich kann den kläglichen Blick, mit dem Vieuville mich ansah, nicht loswerden," sagte Desgremont. „Er hat mich während der ganzen Nacht verfolgt. Der Mann mag zu weit gegangen sein, aber er sah wirklich zum Erbarmen aus."

Desgremont äußerte sich in dieser Weise inmitten einer Gruppe junger Leute, die sich am Sonntag, kurz vor dem Essen, im großen Salon des Clubs versammelt hatten, um die letzten Nachrichten über den Tagesscandal einzuholen und sich sodann am Abend in Gesellschaft als „gutunterrichtet" nützlich und angenehm zu machen.

Rohault vertheidigte Tressan, indem er wiederholte, was außerhalb des Cercle über Vieuville's Benehmen gesagt wurde.

Da erhob sich eine Stimme, die man bis dahin im Club niemals laut hatte sprechen hören, die des jungen, schüchternen Grafen Alexis Illien.

„Sie übersehen Eins," sagte dieser, „nämlich, daß Sie noch gar nicht wissen können, ob Vieuville einen Vorwand gesucht, seine Anklage böswillig erfunden, oder die einfache Wahrheit gesagt hat."

„So glauben Sie, daß Tressan . .?" fragte Rohault betroffen.

„Was ich glaube, will ich vorläufig noch für mich behalten," fuhr Illien ruhig fort: „aber ich bin gern bereit zu erklären, daß ich den Baron Vieuville

für einen Ehrenmann halte, und daß ich Sie sehr hart für ihn finde. — Sie scheinen als selbstverständlich anzunehmen, daß er gelogen hat."

Desgremont, dem der gute Ruf seines Clubs am Herzen lag, fürchtete eine neue Scene, der möglicherweise ein Duell zwischen Illien und Rohault folgen konnte. Er wandte sich deshalb beschwichtigend an den Einen und den Andern. Illien hörte ihm gelassen zu; aber als Desgremont schwieg, wiederholte er, sich an die Gruppe wendend, die ihn umstand: „Ich halte den Baron Vieuville für einen Ehrenmann, und glaube seinen Worten, es sei denn, daß man mir beweise, daß er die Unwahrheit gesagt hat."

„Verzeihung, daß ich Sie unterbreche," sagte eine Stimme hinter Illien. Er wandte sich um. Tressan stand vor ihm. „Darf ich Sie bitten," fuhr dieser höflich fort, „zu wiederholen, was Sie soeben geäußert haben."

Illien zauderte einige Secunden, dann antwortete er: „Wollen Sie mir nicht gestatten, dies in einigen Tagen zu thun? — Ich bin mit gewissen Gebräuchen, die hier als strenge Regel gelten, nicht ganz vertraut; aber ich glaube zu wissen, daß Sie augenblicklich, so zu sagen, unantastbar sind. Sobald Sie Ihre Rechnung mit meinem verehrten Freunde, dem Baron Vieuville, abgeschlossen haben, werden Sie mich bereit finden, Ihnen Red' und Antwort zu stehen."

Tressan warf dem Russen einen giftigen Blick dazu, dem gleich darauf ein unangenehmes Lächeln folgte. „Ich werde nicht verfehlen," sagte Tressan, „Sie in kurzer Frist an Ihr Versprechen zu erinnern; aber ich glaube zur Aufklärung der hier anwesenden Herren, ohne Verzug andeuten zu müssen, daß die Freundschaft, die Sie dem Baron von Vieuville octroyiren, oder vielmehr das Uebelwollen, welches Sie für mich an den Tag legen, nicht vollständig uninteressirt ist . . . Verstehen Sie mich Graf Illien? . . Oder wünschen Sie, daß ich mich deutlicher ausdrücke?"

„Ich verstehe," entgegnete Illien bleich vor Zorn, „daß Sie ein Elender sind!"

„Meine Herren!" rief Desgremont.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte Tressan sich an diesen wendend; „aber ich appellire an Sie Alle, ob ich es bin, der hier eine Ruhestörung provocirt hat." — Darauf warf er den Kopf stolz in die Höhe, maß Illien mit einem verächtlichen Blicke und sagte kalt: „Sie werden bald von mir hören. Augenblicklich gehöre ich mir nicht an."

„Ich meinte dasselbe," entgegnete Illien, der schnell wieder ruhig geworden war, „als ich vorhin den Wunsch ausdrückte, meine Aeußerungen über Sie, nicht sofort zu wiederholen."

René Lemercier saß als stummer Zeuge dieses Auftritts in einem Sessel in der Nähe des Kamins. Er hielt sich den Kopf mit beiden Händen, und war von dem, was er hörte, halb betäubt.

„Soll ich Bertha die Geschichte erzählen?" fragte er sich, als er gegen sechs Uhr aus dem Club nach Hause ging. Er überlegte sich, daß die Ange-

legenheit seiner Schwester unmöglich verborgen bleiben konnte. „Da ist es am besten, sie erfährt Alles durch mich," meinte er.

Er war auffallend still und zerstreut während der Mahlzeit. Nach dem Essen gab er Bertha ein Zeichen, das diese sofort verstand. „Ich möchte mir ein Buch aus Deinem Zimmer holen," sagte sie. „Komm' und leuchte mir."

Die beiden Geschwister entfernten sich; die Mutter blieb mit einer Handarbeit am Kamine sitzen und schlief bald darauf ein.

René glaubte nicht, daß er besondere Rücksichten auf die Gefühle seiner Schwester zu nehmen hätte, wenn es sich um die Schicksale Tressan's und Vieuville's handelte, und sein Bericht über den Austritt im Club war ein kurzer und sachlicher. Er konnte nicht sehen, welchen Eindruck seine Erzählung auf Bertha machte. Das Zimmer, in dem sich die Beiden befanden, war nur matt erleuchtet, und Bertha hatte sich gleich nach den ersten Worten, die ihr Bruder ausgesprochen, so gesetzt, daß ihre Gesichtszüge im Schatten waren. Als René schwieg, trat eine Pause ein. Endlich sagte Bertha mit schwacher Stimme:

„Gieb mir ein Glas Wasser."

René ging in das Nebenzimmer und brachte seiner Schwester das Verlangte, ohne etwas von ihrem Zustande zu bemerken. Sie trank das Wasser langsam aus, reichte ihm das Glas zurück und sagte, sich erhebend:

„Wir dürfen die Mutter nicht zu lange allein lassen."

„Aber was sagst Du zu der Geschichte?" fragte er.

Sie antwortete nicht, und nach kurzer Pause richtete sie selbst eine Frage an ihren Bruder:

„Wann wird das Duell mit Vieuville stattfinden?"

„Davon hat man noch nicht gesprochen. Ich vermuthe übermorgen; d'Alizières und Riancourt secundiren Tressan; Harvey und der Oberst Véron Vieuville. — Ich weiß auch nicht, welche Waffen gewählt worden sind; jedenfalls wird es eine ernste Geschichte werden."

Die Bedingungen des Duells waren jedoch bereits festgestellt worden; aber Niemand außer den Betheiligten, die Schweigen gelobt und bewahrt hatten, wußte dies. — Harvey war zunächst abgeneigt gewesen, sich in die Angelegenheit zu mischen; aber als er den armen Vieuville starren Blicks, der Verzweiflung nahe, vor sich gesehen, als er sich überzeugt hatte, daß eine unglückliche Verkettung von Umständen den Baron nöthigte, dem falschen Spieler Genugthuung zu geben, wenn er sich nicht von der Gesellschaft, der er angehörte, in Acht erklären lassen wollte, da war Harvey schnell entschlossen gewesen, seinen Freund in der Noth nicht zu verlassen. — Vieuville's zweiter Zeuge war ein entfernter Verwandter des Baron's, ein Mann reifen Alters, Oberst in der Garde und ein angesehenes Mitglied des Clubs, in dem der Austritt mit Tressan stattgefunden hatte. Vieuville war zufälligerweise — denn seine Verwirrung hatte ihm nicht gestattet, etwas Ueberlegtes zu thun — in der Wahl seiner Secundanten sehr glücklich gewesen. Viele Leute sagten

sich, daß Männer wie Harvey und Véron sich nicht für Vieuville interessirt haben würden, wenn seine Sache nicht eine gute wäre.

Die vier Secundanten hatten sich schnell über die Bedingungen geeinigt, unter denen das Duell stattfinden sollte. Alle waren der Meinung gewesen, daß es sich nur um einen folgeschweren Zweikampf handeln könnte. Er sollte am Montag Morgen, um halb sieben Uhr, an einem ruhigen Plätzchen in der Nähe des Mont Valérien stattfinden. „Ich garantire,“ hatte der Oberst gesagt, „daß uns dort Niemand stören wird.“ — Die Bedingungen des Duells waren: einmaliger Kugelwechsel auf fünf Schritt Barrière.

Die Unterhandlungen zwischen den Secundanten hatten am Sonntag Morgen stattgefunden. Gegen ein Uhr Nachmittags begab sich Harvey in das Hôtel d'Eltang, um Vieuville das Resultat derselben mitzutheilen. Der Baron hörte ihm zerstreut zu.

„Ich werde Sie morgen früh um fünf Uhr abholen,“ sagte Harvey. „Sie brauchen sich um nichts zu bekümmern. Oberst Véron und ich werden Alles besorgen.“

„Sehr wohl . . Adieu . .“

Vieuville wollte sich entfernen. Harvey hielt ihn zurück.

„Ein Wort,“ sagte er, „es ist meine Pflicht, heute für Sie an Alles zu denken . . . Kann ich Ihnen behülflich sein, Ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen?“

„Wozu?“ antwortete Vieuville. „Wenn Marie . . wenn Marie erst todt ist . . nun so ist Alles in Ordnung.“

„Wie geht es der Baronin?“ fragte Harvey schnell, in der Sorge um die kranke Freundin das Duell vergessend.

Vieuville blickte mit Augen, die nichts sahen, um sich, als suche er eine Antwort; wiegte sich unruhig von einem Fuß auf den andern, und klopfte dabei leise die ausgespreizten Finger der beiden Hände gegeneinander; dann senkte er das Haupt, wandte sich ab und verließ das Zimmer ohne geantwortet zu haben.

Harvey, durch diese Pantominen betroffen und beunruhigt, ließ Fräulein Anna d'Eltang durch einen Diener bitten, in den Salon zu kommen. Das junge Mädchen erschien mit rothgeweinten Augen und erzählte, Marie sei sehr krank; der Arzt scheine jede Hoffnung aufgegeben zu haben, und die Mutter habe zum Priester geschickt.

„Könnte ich Ihre Schwester sehen?“ fragte Harvey.

Anna verließ den Salon und kam mit dem Bescheide zurück, ihre Mutter lasse Sir Richard bitten, am Abend wiederzukommen, da die Kranke augenblicklich zu schlummern scheine.

Harvey entfernte sich darauf und fuhr zu Frau Alzati, die jetzt bei ihrer Schwester wohnte und der er von dieser vorgestellt worden war. Die junge Frau hatte Sir Richard's Sympathie sofort gewonnen. Unter dem Einfluß der aufregenden Sorge um Marie und um Vieuville begrüßte er sie, als ob sie alte und gute Bekannte gewesen wären. — Lätizia, ihrerseits, fühlte

sich dankbar und vertrauensvoll zu Harvey hingezogen, denn sie wußte aus Martha's Munde, daß sie in ihm einen treuen Verbündeten habe. Sie ahnte übrigens, ohne daß Martha oder Harvey die leiseste Andeutung gemacht hätten, daß Sir Richard's Sympathie für sie, ein Widerschein seiner Liebe für ihre Schwester sei.

Harvey erfuhr von Frau Alzati, daß die Gräfin Daxat am Abend um acht Uhr aus der Bretagne zurückkommen werde. Sie hatte nicht Zeit gehabt zu schreiben, aber sie hatte ihrer Schwester eine Depesche gesandt, aus der hervorging, daß die gute, alte Marquise ohne langes Bedenken Partei für die Schwester ihrer Schwägerin ergriffen hatte.

„Martha theilt mir mit,“ erzählte Lätizia, „daß ich mich darauf vorzubereiten habe, morgen bereits mit ihr nach Drieux abzureisen.“

Harvey drückte seine Freude darüber aus, daß die Angelegenheit einen so guten Verlauf nähme; darauf sprach er von der Krankheit der Baronin von Vieuville; und da er voraussetzte, daß Martha lebhaftes Interesse an dem Befinden ihrer Freundin nehmen werde, so versprach er, am Abend um acht Uhr an der Eisenbahn zu sein, um der Gräfin Daxat die letzten Nachrichten über den Zustand der Baronin zu bringen. Ehe er sich entfernte, wollte er Frau Alzati auch noch einige Worte über den Vorfall im Club sagen. Es war vorauszusehen, daß Lätizia von dem Streit und dem Duell hören würde. Harvey nahm an, daß sie dadurch aufgeregt werden könnte. In seiner vorsorgenden Sympathie für die unglückliche Frau wollte er ihr Zeit geben, sich zu sammeln, bevor sie mit ihrer Schwester zusammentraf.

Frau Alzati wußte nichts von dem Verhältniß zwischen Frau von Vieuville und Tressan. Sir Richard war nicht berechtigt, sich darüber zu äußern, und erzählte nur in möglichst schonender Weise, Tressan stehe von dem Baron Vieuville angeklagt, falsch gespielt zu haben und werde sich in Folge dessen mit diesem schlagen.

Lätizia hatte die Farbe gewechselt und den Blick zu Boden geschlagen als Tressan's Name ausgesprochen wurde. Als Harvey schwieg sagte sie leise, ohne den Kopf zu erheben:

„Mißverstehen Sie mich nicht . . Wäre es möglich, dem Unglücklichen einen Ausweg zu eröffnen . . . ihm bei seiner Flucht behülflich zu sein?“ Sie zögerte wieder und fügte dann noch leiser hinzu: „Vielleicht gebraucht er Geld . . . Könnten Sie es ihm nicht bringen? . . . Sie beurtheilen mich nicht falsch, Sir Richard?“

„Nein sicherlich nicht,“ antwortete dieser. „Aber Herr Tressan wird nicht fliehen wollen; er behauptet, er sei unschuldig . . Viele glauben es.“

„Sie wissen, daß er schuldig ist . . Der Unglückliche! . . Können Sie nichts für ihn thun?“

„Ich fürchte: nein; ich will aber darüber nachdenken.“

Darauf entfernte sich Harvey. Die Sorge um Marie und Vieuville

und um Frau Alzati, ja sogar um den unwürdigen Tressan nahm alle seine Gedanken dermaßen in Anspruch, daß er seine eigenen größten Interessen, sein Verhältniß zu Martha, darüber vergaß. — Auch Lätizia dachte an diesem Sonntag Nachmittag nur wenig an sich selbst, obschon sie sehr wohl wußte, daß ihre ganze Zukunft jetzt auf dem Spiele stände. Sie dachte an Tressan, den sie geliebt, und der sie betrogen hatte; den sie verachtete und dennoch aus tiefster Seele bemitleidete. Sie wollte ihn nie wieder sehen — ihr Herz schauderte bei dem Gedanken eines möglichen Zusammentreffens mit ihm — aber wenn es möglich war, so wollte sie ihn retten. — Wie? — Sie durfte in der Sache nichts thun, ohne ihre Schwester um Rath gefragt zu haben. Sie nahm sich vor, am Abend mit dieser zu sprechen.

Während die Pariser über den Baron Vieuville spotteten, Tressan anklagten oder entschuldigten; — während Harvey und Lätizia um Andere, Würdige und Unwürdige sorgten; — während Tressan, einem zum Tode Verurtheilten gleich, der entschlossen ist „mit Grazie" zu sterben, mit einem eigenthümlichen Lächeln auf den schmalen, Lippen in seinem Zimmer auf- und abging; — während Anna d'Eltang um ihre Schwester weinte und der alte d'Eltang ruhig die „Union" las, als drohe ihm kein Unglück; — während Vieuville in Schmerz versunken neben dem Zimmer saß, in dem sein Liebstes auf der Welt, jetzt der Erlösung von aller Unruhe und von allem Schmerz entgegenging; — während des langen Sonntag-Nachmittags, wich die arme, alte Baronin d'Eltang nicht von der Seite ihres Kindes. — Schmerz ist ein gutes Mittel gegen Sorgen; aber es giebt Sorgen, die derart peinigen, die so am Herzen zehren, daß sie selbst den bittersten Schmerz betäuben. — Der Baronin lag eine solche schwere Sorge wie ein Stein auf der Brust: Marie hatte bereits zu verschiedenen Malen angedeutet, daß sie Edmund allein zu sehen wünsche, und ihre Mutter hatte diese Andeutung absichtlich überhört. Nun saß sie sinnend und sorgend neben dem Lager, auf dem ihr Liebling still und bleich dalag. Sie hoffte nichts mehr, und ihr Schmerz war unbeschreiblich; aber sie fürchtete noch Etwas, und ihre Furcht war so groß, daß sogar ihr Schmerz davor schwieg.

„Wo ist Edmund?" fragte Marie wieder.

Die Baronin erhob sich und näherte sich der Thür; an der Schwelle blieb sie lange nachdenklich stehen; dann kehrte sie zum Bette zurück, beugte sich über die Kranke und küßte sie auf die Stirn.

„Meine Tochter," sagte sie; „schütte Dein Herz vor Deiner Mutter aus; aber schone eines Unglücklichen . . . Laß Edmund seinen Glauben, sein Vertrauen zu Dir, damit er Dich noch lieben könne, wenn Du uns erhalten bleibst, und Dich beweine und Dein Andenken ehre, wenn . . ."

Sie konnte nicht weiter sprechen; der Jammer erstickte sie; sie sank auf einen Sessel und bedeckte sich das Antlitz.

Marie blieb lange Zeit stumm und unbeweglich; dann sagte sie, starr vor sich hinblickend:

„Du hast Recht, Mutter. Ich habe nicht genug gelitten für das, was

ich gethan .. Ich gehorche Dir .. und das ist meine härteste Strafe .. Nun rufe Edmund ... und sei unbesorgt."

Der Nachmittag schlich dahin. Im Krankenzimmer wurde seit Stunden bereits kaum noch gesprochen. Marie wurde schwächer und schwächer; aber noch leuchtete volles Bewußtsein aus den dunklen Augen, die sich von Zeit zu Zeit müde schlossen und dann wieder liebevoll von der Gestalt der Mutter auf die des Gatten oder der Schwester wanderten. — Der alte Baron d'Eltang schien blind zu sein, oder er wollte nicht sehen, daß es mit seinem Kinde zu Ende ging. Er erschien im Laufe des Nachmittags mehrere Male am Lager seiner Tochter, musterte sie dann jedesmal mit großer Aufmerksamkeit, aber bemerkte wohl keine bedenkliche Veränderung in ihrem Zustande, und entfernte sich immer bald wieder. — Alte Herzen werden oft so eisig kalt, als wären sie schon todt.

Um sieben Uhr erschien Harvey wieder im Hôtel d'Eltang. Er sah Marie einen Augenblick. Sie lächelte ihm freundlich zu, und als er ihr mittheilte, er gehe nun nach der Eisenbahn, um die Gräfin Daxat zu erwarten, die von einem kurzen Besuche bei ihrer Schwägerin zurückkehre, sagte Marie leise:

„Ich würde mich freuen, Martha noch einmal zu sehen. Sie war ja meine ‚schöne Freundin', meine beste Freundin."

Sie lächelte kindlich, bezaubernd und fügte hinzu: „Schade, Sir Richard, daß Sie nicht als Frau geboren sind — dann hätte ich eine gute Freundin gehabt . . . und Alles wäre vielleicht anders geworden."

Harvey erhob sich verlegen und entfernte sich schnell, unter dem Vorwande, er müsse sich beeilen, um rechtzeitig an der Eisenbahn zu sein. — Auf der Station traf er mit Lätizia zusammen. Er erzählte ihr, er sei bei Tressan gewesen, habe ihn aber nicht gefunden und einen Brief hinterlassen, in dem er ihm noch zu später Stunde Rendezvous gebe. „Ich werde thun, was ich kann, um ihm zu helfen," fügte er hinzu, „aber ich fürchte, er wird jede Hülfe verschmähen."

Bald darauf kam der Zug an, und wenige Minuten später trat die Gräfin Daxat in den großen Saal, in dem Harvey und Lätizia auf sie warteten. — Nachdem die beiden Schwestern sich umarmt hatten, näherte Harvey sich der Gräfin. Sie drückte ihm herzlich die Hand und erkannte sofort an dem Ausdrucke seines Gesichtes, daß etwas Außergewöhnliches und Schmerzliches vorgefallen sei. Sie sah ihn ängstlich fragend an. — Lätizia trat einige Schritte zurück, um das Gespräch zwischen den Beiden nicht zu stören. Harvey berichtete in wenigen Worten von dem plötzlichen Erkranken der Baronin Vieuville und von dem Vorfall im Club. Obgleich er dabei gar nicht an sich selbst dachte, so bemerkte er doch, und dies gewährte ihm eine innige Befriedigung, wie vertraulich das Verhältniß zwischen ihm und Martha während der letzten Tage geworden war.

„Weiß Lätizia schon was vorgefallen ist?" fragte die Gräfin.

„Ich habe es für das Beste gehalten, ihr Alles zu sagen."

„Sie irren sich nie, wenn es sich darum handelt Gutes zu thun," sagte

Martha. Sie bat Harvey sodann, ihr am selben Abend noch, selbst wenn es spät werden sollte, Nachrichten von Marie zu bringen: „Sagen Sie ihr, ich werde morgen ganz früh zu ihr kommen; oder noch lieber heute Abend, wenn der Doctor es erlauben will.“

Harvey verließ darauf die beiden Schwestern und begab sich zunächst nach seiner Wohnung. Er fand dort einen Brief von Tressan, den er schnell durchlas und dann mit einem ärgerlichen Achselzucken zerknitterte und in das Feuer warf. — Tressan hatte Harvey's Besuch als die Mahnung eines Gläubigers gedeutet und schrieb, Harvey könne unbesorgt sein; das Geld, das er ihm geliehen habe, werde in jedem Falle, selbst wenn er, Tressan, fallen sollte, zurückbezahlt werden. „Ich bedaure,“ schloß der Brief; „Ihnen heute Abend kein Rendezvous mehr geben zu können. Meine Zeit ist bis morgen früh vollständig in Anspruch genommen.“

Es ist ein langer Weg von der Station Montparnasse bis nach dem Viertel der Champs Elysées, in dem die Gräfin Daxat wohnte; und die beiden Schwestern konnten sich während der Fahrt viel erzählen.

Lätizia erfuhr, daß die Gräfin Drieux vollständig für die gemeinschaftliche Sache der Schwestern gewonnen sei, und daß diese bei ihr wohnen könnten, bis in Paris durch einflußreiche Verwandte, Freunde und Bekannte Maßregeln getroffen seien, um Lätizia's Einführung in einige tonangebende Salons zu sichern. Lätizia sagte dazu kleinlaut:

„Ich werde in der guten Gesellschaft doch nur geduldet werden. — Wozu soll ich mich einer solcher Demüthigung aussetzen? Du würdest dies noch schmerzlicher als ich empfinden. Es genügt mir, wenn mir gute Menschen, wie Sir Richard Harvey und die Marquise von Drieux, vertrauensvoll und freundschaftlich die Hand reichen wollen. Ich sehne mich durchaus nicht danach, fremde Leute kennen zu lernen; ich fürchte mich sogar davor. — Also gieb Dir keine Mühe, mich unter Deinen Bekannten einzubürgern . . . Es ist Alles so viel besser geworden, als ich erwarten durfte. Ich bin zufrieden, nun wieder mit Dir zusammen zu sein, und verlange nicht mehr.“

Die Gräfin Daxat drang nicht weiter in ihre Schwester. Sie hatte sich im Gespräche mit der Marquise, gerade weil diese eine gute, wohlwollende Frau war, klar gemacht, daß Lätizia's Stellung in der Pariser Gesellschaft immer eine falsche bleiben müßte. Sie hatte ihrer Schwester diese demüthigende Mittheilung ersparen wollen. Es war ihr lieb, daß ihr dies so leicht gemacht wurde. — Das Gespräch stockte eine kleine Weile nach Lätizia's letzten Worten; dann fing Martha an, von dem Vorfall im Club zu sprechen. Sie wünschte, sich mit Lätizia über dies peinliche Thema im Wagen, im Dunkeln auszusprechen, um eine etwaige Verlegenheit ihrer Schwester ignoriren zu können. Auch Lätizia war daran gelegen, rasch zu sagen, was sie für Tressan zu thun beabsichtigte. Sie hatte nicht zu fürchten, von ihrer Schwester mißverstanden zu werden, aber sie schämte sich ihrer eigenen Güte und Großmuth wie einer Schwäche, und kleidete deshalb den Vorschlag, Tressan zu seiner Flucht behülflich

zu sein, in einen Vorwand, der sich ihrem Geiste während des Sprechens darstellte.

„Ich hoffe,“ sagte sie, „Herrn Tressan nie wiederzusehen, und Du weißt, wie sehr ich dies wünschen muß. — Wenn man ihn überreden könnte, von Paris zu fliehen, so würde er es nicht wagen, hierher zurückzukehren. Aber er wird in Geldverlegenheit sein. Kennst Du Jemand, der geeignet wäre, ihm anzubieten, was er gebrauchen mag?“

Martha war derselben Meinung wie Harvey. „Herr Tressan wird nicht entfliehen wollen,“ bemerkte sie.

„Es wäre ein großes Glück für mich, wenn er es thäte,“ entgegnete Lätizia.

Martha sann einen Augenblick nach. „Ich will heute Abend mit Sir Richard darüber sprechen,“ sagte sie. Sie dachte jetzt immer zuerst an den Baronet, wenn es sich darum handelte, ihr einen Dienst zu leisten.

„Kennst Du keinen andern zuverlässigen Menschen, einen jüngern Mann?“ fragte Lätizia. „Tressan würde sich einem solchen gegenüber weniger beschämt fühlen.“

„Graf Illien . .“ sagte Martha nachdenklich.

„Nein, nicht den, das ist unmöglich!“ rief Lätizia.

„René Lemercier,“ fuhr Martha fort.

„Ja, René Lemercier, der ist dazu geeignet! Martha, ich bitte Dich, bescheide ihn sofort zu Dir. Er war ein Freund Tressan's; er muß Mitleid mit dem Unglücklichen haben. Laß mich mit Lemercier sprechen. Ich werde ihn veranlassen, Tressan zu Hülfe zu kommen . . .“

Die Gräfin antwortete nicht.

„O, Martha, beurtheile mich nicht falsch,“ fuhr Lätizia flehend fort.

„Nein, nein,“ sagte Martha und legte ihre Hand vertraulich und liebevoll auf die ihrer Schwester. „Ich weiß wie gut Du bist. Ich will Alles thun, was Du von mir verlangst.“

Der Wagen war vor dem Hause der Gräfin Daxat angelangt. Die beiden Damen stiegen aus und traten in die erleuchteten Gemächer, in denen Alles zu ihrem Empfang vorbereitet war. — Eine Kammerfrau wollte der Gräfin behülflich sein, den Hut und den Mantel abzulegen; aber Martha setzte sich im Reiseanzuge an ein kleines Bureau und schrieb wenige Zeilen. Dann ließ sie einen Diener rufen.

„Nehmen Sie den Wagen,“ sagte sie, „und suchen Sie Herrn Lemercier auf. Sie werden ihn in seiner Wohnung oder im Club finden; oder man wird Ihnen an dem einen oder dem anderen Orte sagen können, wo er ist. Sie müssen ihn finden. — Verstehen Sie mich? Und dann geben Sie ihm diesen Brief, und bringen Sie mir seine Antwort. Die Sache hat große Eile.“

XX.

Martha hatte soeben ihren Reiseanzug abgelegt und sich in den Salon begeben, wo ihre Schwester auf sie wartete, als der Diener, der vor einer

halben Stunde fortgefahren war, wieder eintrat, um zu berichten, Herr Lemercier werde sich beeilen, den Befehlen der Frau Gräfin Folge zu leisten. Wenige Minuten später hörte man einen Wagen vor der Thür anhalten, und gleich darauf wurde Herr René Lemercier angemeldet.

Er blieb erstaunt auf der Schwelle stehen, als er Frau Alzati neben der Gräfin Daxat sitzen sah. Diese sagte ohne jede Verlegenheit: „Sie kennen meine Schwester schon," und lud sodann Lemercier ein, Platz zu nehmen.

René wußte nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Seit vierundzwanzig Stunden lebte er wie in einem Traum: Tressan, der „unwiderstehliche", der elegante Cavalier, das beneidete Vorbild aller gesellschaftlichen Tugenden, Tressan, dem er niemals hatte ähnlich werden können — Tressan, angeklagt, ein falscher Spieler, ein elender Betrüger zu sein! — Und Bianca, die Frau des verstorbenen Spielers Felice Alzati, die ehemalige Geliebte Tressan's — Bianca, die Schwester der Gräfin Daxat, und jetzt wie zu Hause am Herde der stolzen Frau! — Es war zu viel für René's kleines Gehirn. Er war zu verwirrt, um irgend welche Aufklärung zu suchen oder zu verlangen, und ließ sich mit verstörter Miene auf den Sessel fallen, den die Gräfin Daxat ihm angeboten hatte. — Wie im Traume auch, undeutlich nur, vernahm er, was die beiden Schwestern, jetzt die Eine, dann wieder die Andere sprechend, von ihm verlangten. — Was? . . Er sollte zu Tressan gehen, ihm Geld anbieten, ohne zu sagen, von wem es käme, und ihn auffordern, Paris heimlich zu verlassen? — Wer war hier nicht recht bei Verstande? Waren es die beiden Frauen, die solch seltsames Ansinnen an ihn stellten, oder war er es selbst, indem er sie mißverstand? — Er rieb sich die kleine Stirn, und plötzlich unterbrach er die Gräfin:

„Verzeihung, meine Gnädigste! Ich verstehe Sie ohne Zweifel nicht richtig."

Aber die Gräfin wiederholte klar und deutlich, was sie bereits gesagt und was René richtig verstanden hatte.

„Das ist ganz unmöglich," sagte dieser mit größerer Bestimmtheit im Tone, als er sonst der Gräfin gegenüber einzunehmen pflegte. „Das einzige Resultat meines Besuches bei Tressan würde sein, daß er mich nun auch fordern würde. — Seine Schuld ist noch nicht erwiesen. Ich mag nicht der Dritte im Bunde gegen ihn sein."

Nun war es an der Gräfin und an Lätizia nicht mehr zu verstehen.

„Was wollen Sie sagen? Von welchen z w e i Gegnern des Herrn Tressan sprechen Sie?"

„Von Vieuville und von Illien natürlich; von wem soll ich sprechen wollen?"

„Vom Grafen Alexis Illien?"

„Nun jawohl!"

Er sah an dem Erstaunen und Schrecken der beiden Frauen, daß diese von dem zweiten Vorfall im Club noch keine Kenntniß hatten. Es war

ihm inmitten seiner Verwirrung und Aufregung, eine beruhigende Genugthuung, erzählen zu können, was er mit angesehen hatte: Illien hatte für Vieuville Partei ergriffen, und Tressan hatte den jungen Russen gefordert, oder mußte dies thun.

Eine Pause trat ein, nachdem Lemercier seinen Bericht beendet hatte. Lätizia erhob sich ohne ein Wort zu sagen und verließ das Zimmer. René und Martha saßen sich noch einige Minuten stumm gegenüber, dann sagte die Gräfin: „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick — aber warten Sie auf mich.“ Sie folgte ihrer Schwester und kehrte erst nach einer viertel Stunde mit einem Briefe in der Hand zurück.

„Können Sie den Grafen Illien heute Abend noch auffinden?“ fragte sie, sich an René wendend.

„Sehr leicht.“

„Wollen Sie die Güte haben, ihm diesen Brief zu geben? . . Aber er muß sicherlich heute Abend noch in seine Hände gelangen.“

„Das will ich gern übernehmen; das ist eine andere Sache . . . Ich stehe immer zu Ihren Befehlen, Frau Gräfin; aber Sie werden selbst einsehen, daß es mir schlechterdings unmöglich ist, Ihren Auftrag an Tressan auszurichten.“

„Das ist abgemacht. Sprechen wir nicht mehr davon. Sprechen Sie überhaupt nicht von der Sache, wenn Sie mir gefällig sein wollen — Es handelt sich jetzt nur noch um die schnelle Besorgung dieses Briefes an den Grafen Illien.“

„Die übernehme ich.“ René erhob sich und fuhr fort. „Und dann will ich jetzt gehen, Frau Gräfin, wenn Sie mir keine weiteren Befehle zu geben haben. . . Merkwürdige Geschichten passiren in dieser Welt! Nicht wahr? Was sagen Sie zu all' dem? . . Nun, auf Wiedersehen! — Sie können sich darauf verlassen, daß dieser Brief bald in Illien's Händen sein wird.“

Damit entfernte sich Lemercier. — Martha begab sich darauf zu ihrer Schwester, die sie ängstlich fragend anblickte, als sie in das Zimmer trat.

„Sei ruhig,“ sagte Martha. „Er wird sicherlich kommen.“

Das Dienstpersonal der Gräfin wußte gar nicht mehr, was es von dem eigenthümlichen Gebahren seiner Herrschaft denken sollte. Seit einigen Tagen herrschte in dem sonst so ruhigen, ordentlichen Hause eine Wirthschaft wie bei Damen, die sich „amüsiren“. — Die Gräfin fuhr des Nachts um zwei Uhr aus, blieb bis fünf Uhr in einem fremden Hause, beherbergte eine Unbekannte, eine Madame Lätizia, die sie ihre Schwester nannte; verreiste allein, ohne einen erfindlichen Grund; kam plötzlich wieder zurück; empfing zu ungewöhnlichen Stunden Besuche, und bekümmerte sich allem Anscheine nach um Nichts, was im Hause vorging, wo sie sonst Alles streng zu überwachen pflegte. Herr Lemercier hatte den Salon kaum verlassen, als Sir Richard Harvey sich anmelden ließ; und währenddem dieser noch in eifrigem Gespräch mit den beiden Damen saß, trotzdem es nahe an Mitternacht war, kam der Jäger eines Clubs in einem Wagen angefahren und überbrachte einen Brief, der,

wie er sagte, die größte Eile hatte. — Diener, Kutscher, Kammermädchen und Köchin zerbrachen sich die Köpfe darüber, was dies Alles zu bedeuten habe.

Sir Richard und Martha hatten in der That Vieles zu besprechen. Sie bemerkten gar nicht, daß es spät geworden sei, und bekümmerten sich nicht im Mindesten darum, was die Dienerschaft sagen und denken mochte. Harvey hatte über die Krankheit der Baronin und über das Duell zwischen Tressan und Vieuville gesprochen und dagegen von der Gräfin erfahren, daß Illien ebenfalls in einen Streit mit Tressan verwickelt worden sei. — „Ist es nothwendig, daß sich Graf Illien mit Herrn Tressan schlägt?“ hatte die Gräfin gefragt. „Ist es ihm nicht erlaubt, nein, ist es nicht sogar seine Pflicht, einem Menschen von Tressan's Charakter Genugthuung zu verweigern?“

Harvey hatte darauf keine bestimmte Antwort geben können. Er wollte Illien's Antwort abwarten.

Sir Richard und Martha saßen sich während dieser Unterhaltung dicht gegenüber, denn sie sprachen leise, um von den neugierigen Leuten, die möglicherweise an den Thüren lauschen konnten, nicht gehört zu werden. Ihre Blicke begegneten sich häufig. Es waren ruhige, ehrliche Blicke, wie sie zwischen guten Freunden gewechselt werden, die sich Einer auf den Andern verlassen und in der Noth zusammen halten wollen. — Lätizia saß anscheinend theilnahmlos am Kamin. Sie hörte kaum, was die Beiden neben ihr sprachen; aber so oft ein Wagen vor der Thür anhielt, klopfte ihr das Herz, und sie wartete sodann einige Minuten mit Spannung aller Nerven, hoffend, Alexis Illien in das Zimmer treten zu sehen.

Endlich wurde die Thür geöffnet, aber es war nur ein Diener, der hereintrat. Er überreichte den Brief, der eben aus dem Club angekommen war. Martha erbrach das Couvert und durchflog den Brief mit den Augen.

„Es ist gut,“ sagte sie dem Diener, der wartend an der Thür stehen geblieben war. — Sobald der Mann sich entfernt hatte, wandte sie sich an Harvey und ihre Schwester. „Ein Brief von Herrn Lemercier,“ sagte sie und dann las sie vor:

„Graf Illien ist nicht aufzufinden. Ich habe ihn vergeblich im Club und in seiner Wohnung gesucht. Sein Diener sagte mir, der Graf sei, nachdem er zu Hause gegessen, gegen neun Uhr mit zwei Herren, die ihn aufgesucht, ausgegangen. Der Diener kannte die Herren nicht. Ich vermuthe, es waren seine Secundanten oder die des Herrn Tressan. Ich habe im Club für Illien aufgeschrieben, daß ein eiliger Brief in seiner Wohnung auf ihn warte. Er wird Ihre Mittheilungen also sicherlich heute Abend noch lesen.“

„Was hatten Sie geschrieben?“ fragte Harvey, sich an Martha wendend.

„Ich bat den Grafen, womöglich heute Abend noch zu mir zu kommen; andernfalls morgen, in aller Frühe. Ich hoffe, er wird meinen Brief rechtzeitig bekommen.“

„Sie können beruhigt sein,“ antwortete Harvey darauf. „Ich weiß positiv, daß Herr Tressan morgen Vormittag in einer Weise in Anspruch

genommen ist, die ihn nicht daran denken läßt, sich um Alexis zu bekümmern. Die Unterhandlungen zwischen seinen Secundanten und denen des Grafen Illien können frühestens im Laufe des morgenden Tages stattfinden. Vorher sehen Sie unsern jungen Freund, oder ich suche ihn auf. Wir haben jedenfalls noch vierundzwanzig Stunden Zeit. Mittlerweile läuft viel Wasser in das Meer."

Er drückte darauf den beiden Frauen freundlich die Hand und empfahl sich.

„Welch' guter, edler Mensch!" sagte Lätizia ihm nachblickend.

Martha antwortete nicht, aber sie seufzte leise.

Die beiden Schwestern warteten noch lange Zeit im Salon. Als es jedoch nahe an zwei Uhr Morgens geworden war, gaben Sie die Hoffnung auf, Illien noch zu sehen, und wollten sich zur Ruhe begeben. Als Martha ihre Schwester umarmte, um ihr eine gute Nacht zu wünschen, bemerkte sie, daß dieser das Antlitz wie im Fieber brannte.

„Sei ruhig, Lea," sagte sie. „Alles wird gut werden."

Lätizia schüttelte traurig das Haupt, und die Thränen kamen ihr in die Augen. „Ich bin seit drei Tagen zu glücklich gewesen," sagte sie resignirt.

Die Schwestern waren an ein Fenster getreten und blickten stumm in die schwarze Nacht hinaus. Plötzlich prallten Beide erschrocken zurück. Ein Blitzstrahl schien dicht vor ihren Augen aus dem dunkeln Gewölk in die Erde zu fahren. Gleich darauf machte ein furchtbarer Donnerschlag das Haus erbeben, und dann schlug klatschender Regen gegen die Scheiben und auf das Pflaster.

„Komm mit mir," sagte Martha. „Wir wollen in demselben Zimmer schlafen. Das ist eine furchtbare Nacht! So stürmte es manchmal zu Hause, an der Küste. Gott sei denen gnädig, die jetzt auf dem Meere sind."

XXI.

Das Ungewitter, das sich spät in der Nacht über Paris entladen, hatte sich erst am frühen Morgen langsam und grollend verzogen. Aber der Regen hatte nicht aufgehört und fiel ununterbrochen und schwer auf die getränkte und überschwemmte Erde. — In den alten, ärmeren und schlechteren Stadttheilen von Paris, jenseits des Faubourg Montmartre und der Boulevards, sah man lange Reihen von Arbeitern in weißen und blauen, befleckten und zerrissenen Blousen ihrem Tagewerke zueilen; aber in den neuen, vornehmen Vierteln, in den Champs Elysées und den großen Avenuen, die sich vom Arc de Triomphe in langen graden Linien nach allen Himmelsgegenden hin erstrecken, war es unheimlich öde. Fast kein Fußgänger war dort zu erblicken. Die Straßenkehrer, die man in diesen Stadttheilen gewöhnlich zu den frühesten Tagesstunden beschäftigt sehen kann, ließen vorläufig noch den Regen für sie arbeiten, der allen Staub in schlammigen Schmutz verwandelt hatte und allen Unrath mit sich fortschwemmte. — Die Stadtsergenten, die Nachtdienst gehabt hatten und nun müde und fröstelnd auf Ablösung warteten, hatten unter Thorwegen Schutz vor dem Unwetter gesucht und gefunden und blickten, mehr aus

Gewohnheit als aus Pflichtgefühl, die leeren Straßen auf und ab, ganz sicher, daß bei diesem Regen nichts vorfallen werde, was ihre Thätigkeit in Anspruch nehmen könne. — Die Kutscher der wenigen Nachtdroschken, die am Rond-Point und am Arc de Triomphe hielten, hatten sich in ihre Wagen verkrochen und waren dort ruhig und fest eingeschlafen. Die armen, mageren Gäule ließen die knochigen, großen Köpfe hängen, und standen mit schläfrig halbgeschlossenen Augen, wie erstarrte Bilder des Elends, regungslos da.

Zwei Sergents-de-ville, die sich kameradschaftlich nebeneinander unter dem breiten Thorwege eines vornehmen Hôtels, ganz am Ende der Champs Elysées aufgestellt hatten, wandten plötzlich Beide die Köpfe nach rechts. — Zwei dunkle Coupés, von stattlichen Pferden im scharfen Trabe gezogen, waren aus der Rue de Billault in die Champs Elysées gelangt und näherten sich nun schnell dem Arc de Triomphe. — Die Kutscher in langen Ueberröcken beugten sich gegen das Wetter und schienen nur die leere Straße vor sich zu sehen. Die schweren Hufe der Pferde klatschten in den Pfützen, die sich überall gebildet hatten und warfen dicke Schlammtropfen bis auf das Trottoir. — Die Sergents-de-ville blickten in die vorüberrollenden Wagen. In einem jeden derselben saßen zwei Herren. Das war Alles, was die Polizeibeamten entdecken konnten. Sie sahen sich bedeutsam und gleichgültig zugleich an.

„Ich wette," sagte der Eine, „daß ich weiß, wo Die hinfahren."

Der Zweite, der Aeltere von den Beiden, machte eine Bewegung mit der Schulter, als ob er sagen wollte: „Was geht uns das an," und antwortete dann laut: „Ich auch."

Nach wenigen Minuten ergriff der Jüngere von Neuem das Wort:

„Da kommen die Anderen," sagte er.

Diesmal begnügte sich der Andre damit, zu nicken; aber sein Kamerad der neugieriger zu sein schien, trat aus dem Thorwege heraus auf die breite Chaussée, um die Insassen der zwei anderen Wagen, die aus der Rue de Berry gekommen waren, etwas genauer in Augenschein nehmen zu können. Er warf einen schnellen Blick in einen jeden der Wagen, als diese an ihm vorbeifuhren, und kehrte dann langsam, unbekümmert um den Regen, gegen den ihn sein Mantel schützte, zu seinem philosophischen Genossen zurück.

„Vornehme Leute," berichtete er. „Ich habe den Einen oft gesehen; muß hier in der Nähe wohnen."

Den Aeltern schien das unnütze Geschwätz seines Kameraden zu ärgern. Er gähnte laut, streckte die Arme dabei weit aus und sagte: „Es muß nahe an sechs Uhr sein. Ich mache mich auf den Weg zur Wache. — Guten Morgen!"

Die vier Wagen bogen, einer nach dem andern, in die Avenue du Roi de Rome ein, gelangten nach dem Trocadéro, und setzten von dort ihren Weg durch die Avenue de l'Empereur fort. Der erste Wagen rollte in ebenmäßigem, schnellem Tempo dem Bois de Boulogne zu; aber der Kutscher des zweiten Wagens mußte plötzlich seinem Pferde einen scharfen Peitschenschlag geben, denn das mit leichter Hand geführte Thier hatte sich unversehens

dem Trottoir genähert und wollte vor der Thür einer kleinen, dem Anscheine nach unbewohnten Villa, Halt machen.

Das Gesicht eines bleichen Mannes mit zornig funkelnden Augen bog sich aus dem Wagen und eine ungeduldige Stimme rief dem Kutscher zu: „Sind Sie bei Sinnen? So passen Sie doch auf! Vorwärts! Folgen Sie dem andern Coupé."

Ein zweiter Herr, der in demselben Wagen neben dem blassen Mann saß, hatte den kleinen Zwischenfall kaum bemerkt und ihn unberücksichtigt gelassen; aber er beobachtete seinen Nachbar von der Seite mit einer Aufmerksamkeit, die nicht frei von Besorgniß und Erstaunen zu sein schien.

„Tressan ist nervös," sagte er vor sich hin. „Wer hätte das geglaubt?"

In dem dritten Wagen, der wenige Minuten später an der Villa vorbeirollte, saßen der Oberst Véron und sein Regimentsarzt; in dem vierten, der unmittelbar folgte, der Baron Vieuville und Sir Richard Harvey.

Vieuville war ebenso bleich wie Tressan; aber keine Spur von Aufregung, nur verzweifelte Traurigkeit war auf seinem Gesichte zu lesen. Er hatte sich vor einer halben Stunde von einem Sterbebette fortgestohlen, um Harvey zu folgen, und seine Gedanken weilten noch bei der Kranken.

„Sie wollte meine Hand gar nicht loslassen," flüsterte er Harvey zu. „Sie hielt mich fest . . . Wissen Sie: wie ganz kleine Kinder es thun, die sich mit ihren winzigen Fingerchen an Einen anklammern. — Ganz fest hielt sie mich. Ein Glück, daß sie eingeschlafen war."

Am Fuße des Mont Valérien, an einer Stelle wo sich mehrere Wege kreuzen, trafen die Wagen zusammen; und die acht Personen, die in denselben gesessen hatten, stiegen schweigsam aus und begrüßten sich. Die Kutscher empfingen Weisungen, wandten um und fuhren im Schritt nach verschiedenen Richtungen hin ab. — Die Herren, der Oberst Véron als Führer an der Spitze, betraten einen engen Fußweg, der sich nach der Festung emporzuschlängeln schien und klommen den Berg langsam empor. Nachdem sie zehn Minuten gegangen waren, blieb der Oberst stehen. „Hier," sagte er lakonisch.

Man war auf einem freien, von niedrigem Gesträuch eingefaßten Platz angelangt. Zur Rechten erhoben sich die steilen, mit Moos und Gras bedeckten Mauern der Forts des Mont Valérien; nach allen anderen Richtungen hin erblickte man das große, von bewaldeten Höhen eingeschlossene Seine-Thal, in dem Paris liegt. Der Regen hatte nicht aufgehört. Hinter seinem grauen Schleier erschien Paris wie eine ungeheuere, unförmige Masse, aus der in weiten Zwischenräumen die kolossalsten Bauten der Stadt: der Arc de Triomphe, das Panthéon, der Dom der Invaliden, die Tuilerien, die Thürme von Notre-Dame und Saint-Sulpice undeutlich, traumhaft emporragten.

Die beiden Doctoren, von denen der Eine mit Riancourt, der Andere mit dem Oberst Véron gekommen waren, hatten sich als alte Bekannte freundschaftlich die Hände geschüttelt und unterhielten sich von gleichgültigen Dingen.

Die vier Secundanten conferirten flüsternd mit einander. Vieuville

und Tressan standen etwas abseits, jeder allein, zur Rechten und Linken ihrer Freunde. — Tressan hatte sich an einen Baum gelehnt und schien aufmerksam damit beschäftigt, mittelst des eleganten Spazierstocks, den er in der Hand trug, den fetten Lehm abzustoßen, der sich wie eine zweite, breite Sohle an seine Stiefel geklebt hatte. Seine dunklen, unruhigen Augen waren zu Boden geschlagen; aber mehrere Male warfen sie scheue Blicke nach der Stelle, auf der Vieuville stand. Dieser, die Hände hinten auf dem Rücken in einander gelegt, blickte unverwandt nach Paris hinüber. Seine Augen hatten den Arc de Triomphe gefunden, und seine Gedanken wanderten nun den Faubourg St. Honoré hinunter, bis an das Hotel d'Eltang, bis in das Zimmer, in dem Marie lag.

„Dies Paar," sagte der Oberst halblaut, so daß er nur von den Nächststehenden, von den drei anderen Secundanten, gehört werden konnte, und indem er unter seinem Ueberrock einen Pistolenkasten hervorzog, „dies Paar habe ich gestern, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, von Devisme laden lassen. Ich gebe mein Wort, daß der Baron Vieuville die Waffen niemals gesehen hat. Da bei dem Regen acurates Laden kaum möglich ist, so erlaube ich mir den Vorschlag zu machen, daß diese Pistolen gewählt werden."

Tressan's Secundanten traten zwei Schritte bei Seite und wechselten flüsternd einige Worte mit einander. Dann näherten sie sich den beiden anderen Herren wieder und erklärten sich mit dem gemachten Vorschlag einverstanden. — Der langbeinige Oberst maß darauf mit großen Schritten die Mensur ab und bezeichnete die Barrièren durch zwei tiefe Striche, die er mit dem Stiefelhacken in die feuchte, lockere Erde zog. — Sodann wurden die Pistolen und die Plätze verloost, und nachdem alle diese Vorbereitungen zum Kampfe ruhig, schnell, sachgemäß vollzogen waren, trat der Oberst einen Schritt vorwärts und sagte mit lauter Stimme:"

„Meine Herren! Herr Tressan, Herr Baron von Vieuville!"

Die Angeredeten blickten in die Höhe. Der Oberst, nachdem er sich ihrer Aufmerksamkeit vergewissert hatte, fuhr mit ruhiger, deutlicher Stimme fort:

„Meine Herren! Es ist meine Pflicht, Sie noch einmal aufzufordern, sich miteinander zu versöhnen."

Er blickte erst Tressan, dann dessen Gegner an, und wartete einige Secunden. Darauf sprach er weiter:

„So bleibt mir also nur noch übrig, Ihnen die Bedingungen, unter denen das Duell stattfinden soll, in das Gedächtniß zurückzurufen . . . Nachdem Sie Ihre Plätze eingenommen haben, commandire ich: „Fertig! Feuer!" darauf zähle ich in diesem Tempo" — er accentuirte scharf und machte dazu drei leichte Bewegungen mit der Hand: „Eins, Zwei, Drei! — Sobald ich „Drei" gesagt habe, hat ein Jeder von Ihnen das Recht, innerhalb der abgeschrittenen Mensur bis zu seiner Barrière, gehend oder stehend, auf den Gegner zu feuern . . . Ist dies von Ihnen Beiden, meine Herren, wohlverstanden?"

Vieuville nickte stumm. Tressan sagte leise: „vollständig."

In demselben Augenblick warfen die beiden Gegner, wie auf ein gegebenes Zeichen, die Ueberröcke ab und begaben sich, von ihren Secundanten begleitet, ein jeder auf den ihm angewiesenen Platz.

Und nun standen sie sich einander gegenüber.

„Fertig! Feuer! Eins . . Zwei . . Drei!“

Vieuville, ohne sich von der Stelle zu bewegen, hob den Arm, zielte eine Secunde und drückte ab. Es klang in der feuchten, schweren Luft, als ob die Pistole versagt hätte, und nur das Zündhütchen losgegangen wäre. Nirgends ein Echo des dumpfen, vollen, matten Knalls.

Aber die Pistole hatte nicht versagt. — An der innern Seite des linken Oberarm's Tressan's, in der Höhe seines Herzens, war ein Fetzen Tuch vom Aermel fortgerissen; und einen Augenblick blitzte dort etwas Weißes, das gleich darauf blutroth gefärbt wurde. — Vieuville sah dies nicht, und Tressan fühlte es kaum.

Vieuville hatte, gleich nachdem er gefeuert, rasch und entschlossen einige Schritte vorwärts gemacht, und stand nun breit und trotzig an der Barrière, des Todes von der Hand seines Feindes gewärtig. — Dieser näherte sich ihm langsam, die Arme herunterhängend, die Augen starr, wie Einer, der im Traume wandelt.

Man sagt, daß Menschen in Todesgefahr, Ertrinkende, kurz bevor sie die Besinnung verlieren, ihr ganzes Leben, wie auf einem, in engen Rahmen zusammengedrängten Bilde, hell und deutlich an ihrem Geiste vorüberziehen sehen. — Und während der wenigen Secunden, die Tressan gebrauchte, um sich auf den Platz zu begeben, an dem er ungestraft den Mann tödten durfte, dem er, ohne einen Schatten von Reue, — Ehre, Ruhe, Glück geraubt hatte — während dieser wenigen Secunden durchflogen Tressan's Gedanken blitzschnell ein ganzes verworfenes Leben. — Er sah sich als Kind, der Abgott seiner Mutter; als Jüngling der Stolz seines Vaters. — Er war in Paris, gefeiert, umringt, auf der Höhe, so daß Nichts seinem Ehrgeiz zu hoch erschien. — Zerstreuungen . . . Vergnügen . . . die Frauen . . . das Spiel . . . Vor ihm der Abgrund. — Er sah sich hinabgleiten . . . Lügen . . . tiefer sinken . . . Betrügen . . . Und nun ein wilder Satz in den bodenlosen, dunklen Schlund: Morden! . . Morden den Mann, den er belogen, betrogen, der ihm nie ein Leides gethan und der nun wehrlos vor ihm stand . . . Warum nicht? . .

Er sah mit seinen leibhaftigen Augen zu seinen Füßen eine scharfe, grade Linie: die Barrière. — Er hob die Pistole langsam, ganz langsam, ohne aufzublicken. — Jetzt war der Lauf in der Höhe von Tressan's Brust . . . Eine kurze, furchtbare Pause . . . Lügner! . . Betrüger! . . Mörder? . . Nein! — Der Arm krümmte sich langsam, wie er sich gehoben hatte . . Die Pistole war Tressan's Gesicht zugewandt, und jetzt mündete der nasse, kalte Lauf an der eigenen Schläfe des Elenden.

Die nächsten Secunden waren Augenblicke unbeschreiblicher Verwirrung — Tressan sah vor sich eine Gestalt; er fühlte etwas wie einen heftigen Schlag auf dem rechten Arm; es donnerte ihm in den Ohren, und vor seinen Augen leuchtete es wie ein Blitz . . . Ein brennender Schmerz im Auge, an der

Schläfe ... War das der Tod? .. Die rauchende Pistole entfiel seiner Hand. Er taumelte zurück und blickte mit rollenden Augen verstört um sich. — Aus dem Gebüsch kamen Gestalten auf ihn losgestürzt! Und unmittelbar vor ihm, die Hand noch gehoben, die ihn geschlagen hatte, stand Vieuville.

Tressan wich, laut stöhnend, wild und böse um sich blickend, einer angeschossenen Bestie gleich, mehrere Schritte zurück. Die Anderen blieben wie angewurzelt, keines Wortes mächtig, stehen. Er machte langsam noch einige Schritte, nicht wagend das bleiche, blutige Gesicht von seinen Feinden abzuwenden. — Da stolperte er über einen Baumstamm und fiel rücklings, schwer zu Boden. Einer der Aerzte sprang auf ihn zu. Er stieß ihn mit einem wilden Schrei zurück und erhob sich schnell, seine Gewänder mit Schlamm und Erde beschmutzt, die Haare und Brauen versengt; das rechte Auge halb erblindet, Stirn und Wange mit Blut besudelt ... Der hat auch als Kind mit rosigen Füßchen auf dem Schooße der Mutter gelegen und mit klaren, unschuldigen Augen lächelnd in die Welt geblickt. — Und siehe ihn nun! — Harvey kann den Anblick nicht ertragen. Er wendet sich ab und läuft in großen Sätzen den Berg hinunter.

„Der Wagen des Herrn Tressan!" ruft er athemlos.

Das dunkle Coupé, das Coupé der Avenue de l'Empereur wird schnell vorgefahren. Harvey öffnete die Thür und entfernt sich dann, dem Wagen den Rücken kehrend; und dieser rollt gleich darauf mit seiner elenden Last davon.

XXII.

Im Hôtel d'Eltang herrschte unheimliche Ruhe. — Der Tod, der seit vier Tagen um das Haus schlich, war nun durch die Thüren geschlüpft und stand in grausiger — Kälte und Schweigen ausstrahlender Großmacht, am Lager der sterbenden Marie.

Es war nahe an acht Uhr Morgens. Der Regen fiel klatschend auf das verödete Straßenpflaster und prasselte gegen die triefenden Fensterscheiben des Krankenzimmers. Das Tick-Tack einer großen, altmodischen Stutzuhr schien das einförmige Murmeln des Regens zu messen, zu zerschneiden. — In langen Zwischenräumen vernahm man das dumpfe Rollen eines vorüberfahrenden Wagens. Es verhallte, und dann wurde es wieder todtenstill im Zimmer; denn das seit Stunden andauernde Plätschern des fallenden Regens ließ dem Ohr den Eindruck vollkommener Ruhe.

„Wo ist Edmund? fragte Marie kaum hörbar.

Die alte Baronin sah sich verzweifelnd um. Seit zwei Stunden hatte Marie dieselbe Frage immer und immer wieder an sie gerichtet.

„Weshalb verläßt er mich?"

„Gedulde Dich, mein Kind; er wird kommen."

Die Stutzuhr schlug langsam und bedächtig acht. — Ein Wagen fuhr in den Hof. — Die Scheiben des Zimmers erbebten. — Man hörte Tritte

die Treppe hinaufeilen. Die Baronin erhob sich schwankend und näherte sich der Thür, die sie halb öffnete.

„Gott sei Dank! Da ist er!"

Vieuville bleich, verstörten Angesichts, die Kleider durchnäßt, trat in das Zimmer. — Harvey folgte ihm.

Marie stieß einen Schrei aus; und dann, wie ein weinendes Kind, das endlich das bekommen hat, wonach es verlangte, sagte sie beruhigt, einschmeichelnd, zärtlich: „Mein guter Edmund . . . Ich habe Dich lieb."

Er ergriff ihre Hand, die er küßte, und sank auf den Knieen, neben dem Bette nieder.

Sie wiederholte noch einmal: „Ich habe Dich lieb . . ." Und nach einer Pause setzte sie flehend hinzu: „Behalte mich lieb."

Er küßte inbrünstig die kleine, erkaltende Hand.

Sie kämpfte gegen den gewaltigen Tod. Sie wollte das schwindende Bewußtsein bis zum letzten Augenblick festhalten. Sie legte sich deutlich Rechenschaft davon ab, daß sie die Uhr vernahm: „Tick-Tack." — Sie blickte um sich. Zu ihrer Rechten kniete Edmund; zu ihrer Linken stand die Mutter; am Fußende des Bettes: der Vater und Anna. — Aber wo war Martha, die sie soeben noch erkannt? — Und Harvey? — Sie hatte diesen doch hereintreten sehen! — Wer waren die beiden Menschen, die links von Anna, in der Nähe des Fensters standen: eine große Frau, die ihr Angesicht an der Schulter eines Mannes barg, der sich zu ihr hinabbeugte? — War das Martha? Martha an Harvey's Brust?

„Martha!"

Auf den leisen Ruf erhob sich ein weinendes Antlitz, und die Freundin nickte der Verscheidenden unter Thränen lächelnd zu: „Meine gute Marie."

Die Gestalten wurden undeutlicher. Es flimmerte der Sterbenden vor den Augen. — Der Tod hielt seine Hand dicht über ihr. — Aber noch vernahm sie schwach, aus weiter, weiter Ferne, das ebenmäßige, surrende Schwingen des Pendels: „Tick-Tack."

Immer undeutlicher werden die Gestalten. Sie nähern sich ihr; entfernen sich wieder; bilden eine einzige, formlose, dunkle Masse. Es leuchtet hell, mit grünlichem, rasch verschwindendem Schein darüber. Dann wird es dunkel . . . ganz dunkel. — Wo ist Edmund? — Sie tastet in der Nacht mit der Hand nach ihm . . . Jetzt hat sie seine Hände gefunden, und sie lächelt. — Immer dunkler die Nacht — undurchdringlich . . . Wirres, dumpfes Geräusch, zischendes Sausen und Brausen füllt ihr das Ohr . . . ferner, schwächer die Uhr . . . Die Schwingungen werden unregelmäßig — kehren in langen, immer längeren Pausen wieder: „Tick . . Tack . . . . Tick . . . . . — Abgelaufen die Uhr!"

* * *

Illien war zu früher Stunde nach der Wohnung der Gräfin Daxat geeilt. Er hatte zwei Tage vorher von Harvey erfahren, in welchem Verhältniß Martha zu Lätizia stehe, und jeder Wunsch der Gräfin war ihm nun ein Gebot. — Sie hatte ihm durch Lemercier einen Brief zugesandt, in dem sie ihn ersuchte, am Sonntag Abend oder am Montag ganz früh zu ihr zu kommen. — Der Brief war so spät in seine Hände gelangt, daß er nicht gewagt hatte, demselben noch am Sonntag Folge zu leisten; aber am nächsten Morgen, um acht Uhr bereits, klingelte er an der Wohnung der Gräfin.

Der Diener, der ihm öffnete, führte ihn, ohne ein Wort zu sagen, in einen kleinen Salon. Lätizia wartete dort auf ihn. — Die junge Frau hatte nicht geschlafen. Das Ungewitter, das bis zum Morgen gewüthet, und die Unruhe um das Schicksal Illien's hatten sie während der ganzen Nacht wach gehalten. — Martha war bereits um sechs Uhr aufgestanden, um frühzeitig bei Marie zu sein. — Lätizia war seit zwei Stunden allein. Sie hatte unzählige Male aus dem Fenster und nach der Uhr gesehen, ihre Ungeduld war immer größer geworden, und sie befand sich in einem Zustande fieberhafter Aufregung, als Illien in das Zimmer trat. Sie ging ihm mit ausgestreckten Händen entgegen und rief: „Endlich!“ Und dann, ohne ihm Zeit zu geben, ein Wort auszusprechen, setzte sie hinzu: „Sie dürfen sich unter keiner Bedingung mit Herrn Tressan schlagen. Es ist unmöglich. Ich will es nicht!“

Illien sah sie verlegen an: „Gnädige Frau . . .“ begann er. Sie ließ ihn nicht ausreden. Alles, was ihr seit zwölf Stunden den Kopf verwirrt und das Herz schwer gemacht hatte, drängte nun nach Ausdruck in Worten. Sie sprach so schnell, so leidenschaftlich erregt, daß Illien, der ihr zerstreut zuhörte, sie kaum verstand. — Sein Herz war überglücklich in dem Gedanken, daß die Frau, die er liebte, für sein Leben zitterte. Weiter kümmerte ihn nichts. Ein sonniges Lächeln zog über sein Gesicht. Sie sah ihn erstaunt, fast entrüstet an.

„Verstehen Sie mich nicht?“ fragte sie.

„Sehr gut,“ antwortete er freundlich und unbefangen; „aber . . .“

„Nun, so versprechen Sie mir, versprechen Sie mir auf Ihr Wort, daß Sie sich nicht mit Herrn Tressan schlagen werden.“

Dies brachte Illien endlich zur Besinnung. „Das geht nicht,“ antwortete er; „das kann ich beim besten Willen nicht.“

„Ich bitte Sie darum,“ fuhr sie fort; „ich bitte Sie, so sehr ich kann.“

Illien wußte nicht, was er antworten sollte. Er rieb sich verlegen die Hände und murmelte einige halbverständliche Worte. Endlich glaubte er etwas sehr Kluges gefunden zu haben, und sagte: „Mein guter Name . . . ich habe den Menschen beleidigt . . . ich bin ihm Genugthuung schuldig . . . ich würde mich entehren, wenn ich mich weigerte . . . ich . . .“

Er stotterte und konnte nicht weiter sprechen. Er war fest entschlossen, für die Worte, die Tressan beleidigt hatten, männlich einzutreten; aber wie sollte er den Bitten der geliebten Frau widerstehen? Die Verlegenheit

in der er sich befand, ließ ihn kalt und nüchtern erscheinen. Lätizia's Aufregung dagegen war immer größer geworden, und nur mit Mühe konnte sie dieselbe noch einigermaßen beherrschen. Ihre Stimme zitterte, als sie antwortete:

„Ihre Ehre ist nicht gefährdet. Der Mann, der sich von Ihnen beleidigt sagt, ist . . ." Und plötzlich verlor sie die Fassung . . . „ist ein Elender," flüsterte sie leidenschaftlich, „dessen ganzes Leben Lug und Trug ist; der mich belogen und betrogen hat . . . und der Sie tödten wird." Sie wandte sich ab, um ihre Thränen zu verbergen, und setzte ganz leise hinzu, so leise, daß Illien selbst die Worte mehr ahnte, als er sie verstand: „Und was soll dann aus mir werden?"

Er war im Augenblick an ihrer Seite und auf den Knieen zu ihren Füßen. Er zog ihr die Hände, die sie ihm widerstandlos überließ, von dem Gesichte und bedeckte diese Hände mit Küssen.

„Geliebte", sagte er; „ich werde leben und wir werden glücklich sein."

„So versprechen Sie mir . .?"

Illien suchte nach Worten, um Lätizia zu beruhigen, um zu erklären, daß er ihren Wünschen dies eine einzige Mal nicht Folge leisten könne. Sie sah ihn ängstlich, liebevoll, flehend an. — Er wurde schwach. Er war auf dem Punkte, sie zu täuschen; ihr zu versprechen, sich nicht zu schlagen und dann dennoch zu thun, was er thun zu müssen glaubte . . . Das Glück, welches die arme Lätizia so lange verlassen und sich ihr erst seit wenigen Tagen wieder genähert hatte, ersparte ihr den Schmerz, eine Unwahrheit aus dem Munde Illien's zu vernehmen. — Die Beiden hörten, daß an der Eingangsthür geklingelt wurde. Illien, der noch immer auf den Knieen vor Lätizia gelegen hatte, erhob sich und trat einige Schritte zurück. Gleich darauf wurde die Thür des Boudoir geöffnet, und Martha, von Harvey gefolgt, traten in das Zimmer. Martha warf sich weinend an die Brust ihrer Schwester und rief: „Marie ist todt!" — Harvey hatte sich an Illien gewandt und sagte: „Tressan hat sich selbst gerichtet, und ist wahrscheinlich in diesem Augenblicke bereits auf der Flucht. Sie sind ihm keine Genugthuung mehr schuldig, und er wird keine von Ihnen verlangen."

* * *

Herr Franz Lecouvreur saß, mit einer kurzen Pfeife im Munde, in seiner blank gescheuerten Küche und war damit beschäftigt, den „Figaro" zu lesen, den sein Herr ausnahmsweise nicht einmal geöffnet hatte. — Herr Tressan war schon um halb sechs Uhr Morgens ausgefahren. Lecouvreur wußte ganz genau, was zwei Tage vorher im Club vorgefallen war und hegte nicht den geringsten Zweifel darüber, was seinen Herrn zu so ungewöhnlich früher Stunde aus dem Bette geholt und aus dem Hause getrieben hatte. Aber das kümmerte den zuverlässigen Diener nicht. Es ziemte Herrn Olivier Tressan, in seiner Eigenschaft als „homme à la mode", Schulden, Liebesabenteuer und Duelle zu haben; gerade wie es seine, Lecouvreur's, Pflicht war,

über solche Lappalien beide Augen zuzudrücken, und seinem Herrn aufmerksam und verschwiegen zu dienen. „Wenn ein Jeder seinen Platz ordentlich ausfüllt, so werden auch die Kühe gut gehütet," sagte sich Franz. — Tressan's Platz war im Club, auf der Rennbahn, hinter den Coulissen des Theaters, in den Salons und Boudoirs, und augenblicklich auf der Mensur — Lecouvreur's in der Küche.

Die große Schwarzwälder Uhr, die in diesem Raume aufgehängt war, schlug acht.

„Er muß bald kommen," sagte sich Lecouvreur. — Er legte die Pfeife nieder, faltete den „Figaro" sorgfältig zusammen, und begab sich in die Gemächer, um noch einmal nachzusehen, ob dort Alles in guter Ordnung sei. — Da hörte er, daß an der Eingangsthür zur Wohnung stark geklingelt wurde.

„Er ist verwundet," war Lecouvreur's erster Gedanke, denn Tressan pflegte nicht zu klingeln, sondern sich des Thürschlüssels, den er stets bei sich trug, zu bedienen. — Franz eilte in das Vorzimmer und öffnete die Thür. Er trat verwundert einen Schritt zurück. Vor ihm stand eine junge, nicht gerade hübsche, aber sicherlich vornehme Dame, die ihn mit ihren klugen grauen Augen scharf ansah und trocken sagte:

„Herr Tressan."

„Der Herr ist ausgegangen, gnädige Frau."

„Sie irren sich. Er ist zu Hause, und ich muß ihn sofort sehen. Melden Sie mich an."

„Ich versichere, gnädige Frau, daß der Herr ausgegangen ist."

„So werde ich auf ihn warten."

Sie überschritt mit großer Ruhe die Schwelle, und Lecouvreur, der vornehmen Damen gegenüber stets von ausgezeichneter Höflichkeit war, eilte voran, um ihr die Thür des Salons zu öffnen. — Das Zimmer war leer.

„Wann ist Herrr Tressan ausgegangen?" fragte die Dame.

„Sehr früh, gnädige Frau."

„Wann erwarten Sie ihn zurück?"

„Sehr bald, gnädige Frau."

Sie trat an das Fenster und schaute auf die Straße. Lecouvreur näherte sich ihr und sagte in ehrerbietigem Tone:

„Ich glaube, der gnädigen Frau bemerken zu müssen, daß Herr Tressan möglicherweise nicht allein zurückkehrt."

Die Dame sah sich um. „Wohin führt jener Ausgang?" fragte sie, auf eine der Thüren des Salons deutend.

„Auf den Corridor. Die gnädige Frau könnten sich entfernen, ohne gesehen zu werden.

„Das genügt."

Lecouvreur wollte das Zimmer verlassen, als er einen Wagen vor der Hausthür anhalten hörte. Er trat an das Fenster. — „Das Coupé des Herrn," sagte er. Er wartete einige Secunden und fügte dann hinzu: „Der Herr ist allein."

Lecouvreur und die fremde Dame vernahmen schwere und schnelle Tritte auf der Treppe, und gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und Tressan trat herein. Er blieb dicht an der Schwelle stehen und war einige Augenblicke sprachlos. Dann sagte er finster, mit rauher Stimme:

„Was wollen Sie hier, Fräulein Lemercier?"

Er sah entsetzlich aus, mit seinem mit Blut beflecktem, bleichem Gesichte, den versengten Haaren, dem entzündeten Auge und den mit Blut und Erde besudelten, nassen Kleidern.

Bertha stieß einen Schrei aus. Er sah sich wüst um, wie Einer, der aus einem furchtbaren Traum erwacht. Dann bedeutete er Franz durch eine herrische Geberde das Zimmer zu verlassen.

„Nun," sagte sich Herr Lecouvreur, „sie haben ihn, wie es mir scheint, ziemlich übel zugerichtet. — Weshalb hat er sich nicht da draußen verbinden lassen . . . und was ist aus seinem Hut und dem Ueberrock geworden?" Er trat an das Küchenfenster, das auf den Hof hinaus ging, und winkte dem Kutscher zu, heraufzukommen. — Dieser, der das Pferd ausspannte, antwortete: „Gleich! Aber ich muß mir erst trockene Kleider anziehen. Ich bin bis auf die Haut durchnäßt." — Darauf setzte der ruhige, vorsichtige Franz Wasser auf das Feuer, denn er sagte sich, daß der Herr mit dem Gesichte, das er von der Morgenfahrt mitgebracht hatte, warmen Wassers bedürfen würde, um sich zu waschen.

Herr Tressan hatte während der langen Fahrt vom Mont-Valérien nach seiner Wohnung viel nachgedacht. Es fehlte ihm jedoch an Ruhe und geistiger Kraft, um weittragende Pläne zu machen. Er wußte, daß er sich auf seine Klugheit, nicht auf seinen Charakter, auf seine Feinheit mehr als auf seine Kraft verlassen durfte. Deshalb begnügte sie sich auch stets damit, nur die Aufgabe der gegenwärtigen Stunde lösen zu wollen, unbekümmert darum, was die nächste bringen mochte. — Er hatte sich vorläufig nur vollständig klar gemacht, daß es ihm unmöglich sein werde, ferner in Paris zu bleiben. Harvey besaß, schwarz auf weiß, ein freiwilliges Versprechen, welches ihn, Tressan, nöthigte, fortzugehen. Dazu kam, daß der mißlungene Selbstmordversuch ihn in den Augen seiner alten Freunde und Genossen arg compromittiren mußte. Er wollte also sofort abreisen. Er hatte einige tausend Franken baaren Geldes in der Tasche. Das genügte vorläufig. — Später? — „Qui vivra, verra!" Er hatte seine Ruhe wieder gewonnen. Er war ganz froh noch am Leben zu sein. Er bewunderte sich, den Muth gehabt zu haben, sich tödten zu wollen. Er hatte sich das gar nicht zugetraut. — „Wie weit doch die Aufregung den Menschen bringen kann!" — Er versuchte, sich Rechenschaft von den Gefühlen und Gedanken abzulegen, die seine Handlungsweise bestimmt, und ihn überwältigt hatten, als Vieuville's Leben in seiner Hand gewesen war. Aber es war ihm unmöglich, sich in die Gemüthsverfassung, in der er sich befunden hatte, wieder zurückzuversetzen. — Er bereute keineswegs, Vieuville am Leben gelassen zu haben. Alles in Allem war er,

vom rein moralischen Standpunkte aus, mit sich zufrieden. Er hatte den Muth gehabt, Hand an sich zu legen — und die Gewissenhaftigkeit, das Leben eines Menschen zu verschonen, dessen Tod ihn in den Augen der Welt möglicherweise rehabilitirt haben würde. — Muth und Edelsinn! — Aber wenn er vor sich selbst unerwartet rein und groß dastand, so verhehlte er sich deswegen nicht, daß er nach Außen hin schlecht „abschloß". Er dachte daran, was seine zahlreichen Freunde und Bewunderer von ihm sagen würden; und es wurde ihm unangenehm schwül bei dem Gedanken. Er fühlte sich erröthen; der Schweiß trat ihm auf die Stirn — er schämte sich. Dann machte er eine Bewegung mit der Hand, als ob er etwas über die Schulter werfe, und sagte laut: „Ach was! Mögen sie sagen, was sie wollen. Ich werde nichts davon hören."

Er zog die Scheiben des Wagenfensters in die Höhe, ließ die Vorhänge herunter, so daß man ihn von Außen nicht sehen konnte, und untersuchte sodann die Verletzung an seinem linken Arm. Er war nur leicht verwundet. — Das rechte Auge und die Brandwunde an der Schläfe schmerzten ihn etwas. Er bedeckte das linke Auge mit der Hand, um sich zu überzeugen, ob das rechte nicht gefährlich verletzt sei. Er sah ganz gut damit. — „Die Sache ist nicht erheblich." — Und darauf combinirte er, was er zu thun habe, um Paris sofort und unbemerkt zu verlassen. — Sein Koffer war gepackt. Er konnte seine Wohnung in einer halben Stunde verlassen haben. — „Wenn ich nur erst an der Portierloge vorbei und die Treppe hinauf wäre," sagte er sich. — Das Zusammentreffen mit dem Portier und Lecouvreur, als das nächstliegende Uebel, beschäftigte ihn in diesem Augenblick am meisten.

Der Wagen hielt. Tressan trat schnell in das Haus, huschte unbemerkt an der Portierloge vorbei und lief die Treppe hinauf. — „Das wäre auch wieder überwunden; nun kömmt die Reihe an Lecouvreur. Eines nach dem Andern. Schließlich wird sich schon Alles irgendwie arrangiren." — Aber nun traten ihm Bertha Lemercier und Franz Lecouvreur entgegen. Er hatte sich nur auf eine Person gefaßt gemacht, und war etwas überrascht — nicht unangenehm. Das Unvorhergesehene, das sich ihm darbot, konnte vielleicht mit Nutzen ausgebeutet werden — Bertha Lemercier war ein reiches Mädchen . . .

Sobald Lecouvreur das Zimmer verlassen hatte, ging Tressan taumelnd auf einen Sessel zu und ließ sich schwerfällig darauf niederfallen. Bertha näherte sich ihm.

„Sind Sie schwer verwundet?" fragte sie besorgt.

„Nein," antwortete er mit dem Gesichte eines Mannes, der einen heftigen Schmerz mit heroischer Kraft niederkämpft. „Es wird nichts sein."

Bertha, als ob sie in der Wohnung zu Hause gewesen wäre, eilte in das Nebenzimmer, und kam mit einem mit Wasser gefüllten Becken zurück. Wie eine barmherzige Schwester wusch sie die Wunden des armen Mannes; und er, mit einem sanften, schmerzlichen Lächeln auf dem Gesicht ließ sie gewähren. „Mein gutes Fräulein Bertha," sagte er zärtlich, dankbar, ein über das andere Mal.

Sie hatte für den Augenblick alle mädchenhafte Scheu abgelegt. Die große Liebe für Tressan, die sie seit mehr als einem Jahre in ihrem Busen verborgen hatte, brach nun, mit der Sorge um sein Leben, hell hervor. — Sie murmelte süße, trauliche Worte, wie eine Mutter sie einem leidenden Kinde zuflüstert; und Tressan lauschte mit einem glücklichen, unschuldigen Lächeln. — Aber plötzlich verfinsterte sich sein Gesicht. Er bog sich in den Sessel zurück und sagte tief bewegt:

„Ich kann Ihnen niemals genug danken, für das, was Sie an mir gethan . . . Nun verlassen Sie mich!"

„Wenn Sie mich von sich stoßen", sagte sie leise, den Blick gesenkt.

Er sah sie verwirrt an. „Wissen Sie, mit wem Sie sprechen!" fragte er bedeutungsvoll.

Sie hob die Augen zu ihm auf.

„Mit einem Manne," fuhr er fort, „der angeklagt ist, ein Elender zu sein, und der für immer darauf verzichtet hat, seine Unschuld zu beweisen."

„Ich glaube an Ihre Unschuld . . . Und wenn Sie schuldig wären . . . ich verlasse Sie nicht . . . es sei denn, daß Sie mich von sich stoßen."

„Oh, Du mein guter Engel!" sagte Tressan.

Im Verlauf der nächsten Viertelstunde erfuhr die glückliche Bertha, daß Tressan sie seit einem Jahre liebte; daß die grenzenlose Eifersucht der Baronin Vieuville, der er sich in einem Augenblick der Verirrung hingegeben, und an die ihn seitdem die Rücksichten gefesselt hatten, die ein Ehrenmann einer Frau gegenüber zu beobachten hat — daß diese Eifersucht ihn verhindert hatte, Bertha seine Liebe zu gestehen. — Dann kam die Geschichte des Duells.

„Vieuville hatte mich schwer beleidigt," erzählte Tressan. „Die Lüge, der er sich bedient hatte, um dies zu thun, war zwar so plump, daß ich sie verachten konnte; doch war ich fest entschlossen den Mann zu tödten . . Es war mein Recht, dies zu thun — es war vielleicht meine Pflicht. — Aber als er vor mir stand, und ich, nachdem seine Kugel mein Herz um einen halben Zoll verfehlt hatte, nur einen Finger zu bewegen brauchte, um mich an ihm zu rächen . . . da wurde ich schwach. — Der Unglückliche hatte viel durch mich gelitten . . . ich konnte ihm verzeihen. — Es war mir jedoch unmöglich, mit der mir zugefügten Beleidigung zu leben. Die Kugel, die meinem Feinde bestimmt war, sie sollte mich tödten. Der Pistolenlauf war an meiner Schläfe, als Vieuville auf mich zusprang, um mir die Waffe zu entreißen. Ich drückte ab . . . und, o Jammer! Der Schuß ging fehl."

Er ließ das Haupt sinken und blickte starr vor sich hin. Dann sagte er halblaut, wie mit sich selbst sprechend, mit einem bitteren Lächeln auf den zuckenden Lippen: „Und nun, nachdem ich freiwillig darauf verzichtet habe, Genugthuung für die mir zugefügte Beleidigung zu nehmen, nun steht Vieuville mit seiner elenden Lüge als gerechtfertigt da . . . und ich . . . ich bin entehrt!"

Er konnte den großen Schmerz nicht länger ertragen, aber er mußte ihn vor Bertha verbergen. Das Gesicht abgewandt, stand er auf, als wollte

er sich entfernen. — Bertha versperrte ihm den Weg. Sie war halb wahnsinnig vor Angst und Aufregung. Sie hatte im Nebenzimmer, oben auf dem offnen Koffer, einen Revolver liegen sehen. — Tressan verließ sie — um sich zu tödten!

„Olivier,“ flüsterte sie, sich an ihn anklammernd. „Oh, bleibe hier! Verlaß mich nicht; Du kennst mich noch nicht! Du weißt nicht, wie ich lieben kann! Olivier, ich habe Dich lange in stummen Schmerzen geliebt. Ich liebe und verehre Dich — mehr als je! Olivier, mein edler Olivier!“

Daß die Frauen ihn immer „edel“ nennen wollten. Welch' geschmacklose Kreaturen sie waren! — Marie hatte ihn auch „edel“ angeredet, als er ihr das Collier ihrer Mutter abgenommen hatte. Er würde Marie niemals einen „reinen Engel“ genannt haben, wennschon ihm diese Bezeichnung für eine Frau oder ein Mädchen sehr geläufig war.

„Habe ich Dir weh gethan,“ fuhr Bertha fort. „Weshalb zucktest Du zusammen? Verzeihe mir, — bleibe hier!“

Die „große Liebe“, von der Herr Tressan einen unerschöpflichen Vorrath besaß, siegte auch diesmal wieder. — Er blieb — Aber der Auftritt, der nun schon mehr als eine halbe Stunde gewährt hatte, mußte zu einem praktischen und schnellen Abschluß gebracht werden. — Durch wenige Worte wurde Bertha beruhigt. Tressan schwor ihr feierlich „bei seiner Liebe“, daß er sich kein Leid anthun werde; es war ihm jedoch unmöglich in Paris zu bleiben. „Hier würde ich nicht leben können,“ sagte er. — Die zartfühlende Bertha verstand dies vollkommen. — Tressan wollte also abreisen — nach London; dort Alles zur Uebersiedlung nach Amerika vorbereiten, dann an Bertha schreiben . . . und sie erwarten.

„Nicht lange,“ sagte sie zitternd. Es trieb sie, ihn zu umarmen; sie wagte es nicht. Es lag etwas so Würdevolles, Feierliches, Edles in dem ganzen Wesen des geliebten Mannes, der fortan nur für sie leben würde. — Auf den Knieen wollte sie ihm dienen! Die Liebe verschönte sie. Und als ihre Augen voll inbrünstiger Zärtlichkeit auf seinem Gesicht ruhten, da öffnete er die Arme, und sie sank überglücklich an seine Brust. — Er aber drückte einen Kuß auf ihre Stirn und — zu tief bewegt, um ein Wort hervorbringen zu können — führte er sie stumm bis an die Thür.

XXIII.

Während der nächsten acht Tage sprach „Ganz Paris“ von dem eigenthümlichen Ausgange des Duells Vieuville-Tressan, von dem Tode der „schönen Baronin,“ der Flucht Tressan's, dem geheimnißvollen Verschwinden des Fräulein Lemercier und von zwei Verlobungen: der des Baronet Sir Richard Harvey mit der Gräfin Daxat, und der des Grafen Alexis Illien mit der oft genannten, aber von Wenigen gekannten Frau Alzati, die sich plötzlich als die leibliche Schwester der Gräfin Daxat zu erkennen gegeben hatte. — Dann wurde „Ganz Paris“ müde, dieselben Namen auszusprechen und dieselben

Geschichten zu hören, und übertrug sein Interesse auf andere Personen und Ereignisse, die seiner Aufmerksamkeit würdiger erschienen. — Was machte es aus, daß eine junge Frau gestorben war, daß der Gatte und die Mutter sich darüber nicht trösten konnten, daß Leute sich verliebten und verlobten, daß ein Mann, den man für ehrlich gehalten, als Betrüger, und eine Frau, die für ehrlos gegolten, nun rein dastand? — Das waren Tagesereignisse, wie sie sich häufig wiederholen. Sie wurden mit dem Tage, den sie gekennzeichnet hatten, gebührendermaßen vergessen. — Die hübschen „Donnerstage" waren vorüber. Das war schade! Aber eine vornehme und reiche Frau hatte bereits den frei gewordenen Tag „geerbt", und man amüsirte sich bei dieser am Ende gerade ebenso gut, wie bei der Baronin d'Eltang. — Man konnte sich nach wie vor amüsiren. Das war schließlich die Hauptsache! —

Anna d'Eltang war in tiefer Trauer und zeigte sich nur in der Kirche. Ein poetischer junger Mann hatte erzählt, sie wolle in ein Kloster gehen. Er war ausgelacht worden, wie er es verdiente, und man hatte ihm 5 zu 3 wetten wollen, daß Fräulein Anna d'Eltang vor dem 31. März kommenden Jahres verlobt sein werde. — Der alte d'Eltang erfreute sich endlich der großen Freiheit, nach der er sich seit Jahren gesehnt hatte. Er saß allabendlich im Club und spielte Whist, und sein Humor wurde mit jedem Tage besser. Viele seiner Bekannten hatten es für ihre Pflicht gehalten, ihm ihr Beileid auszudrücken. Der alte Baron hatte sodann mit großer Traurigkeit geäußert: „Ein unersetzlicher Verlust . . . ein großer Schmerz . . ." und nach einer Pause, wie die Schicklichkeit sie gebot, hatte er sodann die Karten wieder aufgenommen und zur Befriedigung seines Partners fehlerlos weitergespielt. —

Von der „schönen Gräfin" und deren noch schöneren Schwester wußte man, daß sie in der Bretagne, bei der alten Marquise von Drieux lebten. Sie hätten ebenso gut im Monde wohnen können; sie wären dort nicht weiter von Paris gewesen. — Der Oberst Véron, der nach dem Duell noch einige Male mit Harvey zusammengetroffen war, hatte von diesem erfahren, daß Graf Woikoff seine Zustimmung zur Verheirathung seines Neffen mit der zukünftigen Schwägerin Harvey's bereitwillig gegeben hatte. Beide, Harvey und Illien, wollten Paris verlassen, um, der Eine in England, der Andere in Rußland zu leben. — Auch dies hatte „Ganz Paris" vernommen, und war darüber zur Tagesordnung, d. h. zum „Grand Prix de Paris" und zu den für dieses „Ereigniß" vorbereiteten Damentoiletten übergegangen. — Wer konnte sich auch für Leute interessiren, die todt, verschwunden oder so gut wie todt oder verschwunden waren?

Wenige Monate nach der heimlichen Abreise Bertha's empfing Frau Lemercier einen Brief von ihrer Tochter, aus Sacramento in Californien datirt. Sie schrieb ihr, sie sei verheirathet und sie sei glücklich. Ihre Adresse war: Frau Livois, White Pine Street 187. Sacramento. Californien. Am Schluß des langen Briefes erwähnte sie des theuern Lebens in Californien, das sie zwänge, auf Manches zu verzichten, an das sie im Hause ihrer

lieben Mutter gewöhnt gewesen war. — Frau Lemercier vergoß darüber Thränen und fühlte sich dadurch veranlaßt, dem armen Kinde eine reichliche Pension auszusetzen und ihr diese ganz regelmäßig in vierteljährlichen Raten zu übermitteln. Sie hatte dafür die große Freude, liebevolle, dankbare Briefe aus Amerika zu empfangen. — René sträubte sich einige Zeit, seiner Schwester zu schreiben; aber er widersetzte sich der Freigebigkeit seiner Mutter nicht; und als Madame Livois ihm im nächsten Jahre zu seinem Geburtstage gratulirte und ihm bei der Gelegenheit einen schönen, silbernen Pokal schickte, „aus dem Metall gemacht, das wir in unsern neuen Gruben gefunden haben" — da erinnerte René sich, daß seine „kleine Bertha" immer sein bester Freund gewesen sei, daß er sie nicht ersetzt habe und wahrscheinlich nie ersetzen könne — und er schrieb ihr zurück und versöhnte sich mit ihr.

Um dieselbe Zeit, achtzehn Monate ungefähr nach dem Tode der Baronin Vieuville, empfing Sir Richard Harvey, der mit seiner jungen Frau auf dem Lande, in der Nähe von London wohnte, einen unerwarteten Besuch. — Ein Herr Thomas Auklay ließ sich bei ihm anmelden und ging ihm, nachdem er in des Baronet's Arbeitszimmer beschieden worden war, mit ganz eigenthümlicher, behaglicher Sicherheit entgegen.

Der Fremde war ein großer, schlanker, kräftiger Mann von einigen dreißig Jahren, mit einem hagern, vom Wetter gebräunten, nicht unschönen Gesichte, von dem man nicht sagen konnte, was eigentlich auf demselben dominirte: ob Gutmüthigkeit, Verschmitztheit oder Energie. Keinenfalls war eine Spur von Befangenheit auf demselben zu entdecken. — Der Mann trug einen sehr langen, zweireihigen, schwarzen Rock, der weit offen stand so daß man eine helle Weste und eine schwere, goldene Uhrkette bewundern konnte; — schwarze, weite Beinkleider, schneeweiße Wäsche und gut gemachte Stiefel, mit auffallend hohen und spitzen Hacken. In der linken Hand hielt er einen weichen, breiträndrigen Filzhut; die rechte streckte er Harvey vertraulich entgegen, sobald er sich diesem genähert hatte.

„Sie kennen mich nicht, Sir Richard?" fragte Herr Thomas Auklay.

Stimme, Sprechweise und Accent vervollständigten den Typus des Californiers „aus der guten Zeit."

Harvey bedauerte höflich, in der That nicht das Vergnügen zu haben, Herrn Thomas Auklay zu kennen.

„Das macht Nichts," fuhr dieser fort. „Ich kenne Sie, und das genügt zur Erledigung des kleinen Geschäfts, welches mich zu Ihnen führt."

Darauf setzte er sich ungezwungen nieder, kreuzte die langen Beine, ließ den Hut nachlässig auf den Fußboden fallen, lehnte sich bequem in den Sessel zurück und zog langsam und bedächtig, ein großes, ledernes Portefeuille aus der Seitentasche seines Rockes.

Harvey beobachtete ihn neugierig und amüsirt.

„Wenn ich Etwas will, so will ich es," fuhr Herr Thomas Auklay sentenziös fort. „Und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Das sind meine Gefühle! — Ich wollte Sie auffinden — und ich habe Sie gefunden. —

Hier ist ein Brief für Sie von meinem alten Freunde Livois. — Der Brief war nach Paris adressirt — und nun ist er hier richtig abgeliefert. — Keinen Dank! Es hat mir Vergnügen gemacht. — Aus einem ordentlichen Menschen läßt sich immer etwas Ordentliches machen — auch ein ordentlicher Briefträger. — Lesen Sie!"

Darauf, ohne sich vorzubeugen, streckte er seinen langen, rechten Arm aus, und überreichte Sir Richard einen Brief.

„Sir Richard Harvey, Baronet. Rue de l'Université. Paris." stand auf der Adresse. — Harvey erbrach das Couvert und las:

„Sacramento, July 186 . .

„Geehrter Herr!

„Ich bin noch nicht in der Lage, meine ganze Schuld bei Ihnen abtragen zu können, aber es ist mir eine große Befriedigung, Ihnen nun zu beweisen, daß es meine Absicht ist, dies zu thun. — Einer meiner Landsleute, Herr Livois, den ich hier kennen gelernt habe, hat sich erboten, Ihnen 2000 Dollars zu übermitteln. Belieben Sie, diesen Betrag von Herrn Thomas Auklay entgegen zu nehmen. Ich kenne diesen Herrn nicht persönlich, und er wird die Zahlung obiger Summe im Namen des Herrn Livois machen. — Ich hoffe, in nicht zu langer Frist, meine Rechnung mit Ihnen vollständig auszugleichen; aber selbst dann werde ich ihr Schuldner bleiben, denn Ihnen verdanke ich es, daß es mir möglich geworden ist, mir in Amerika eine neue Existenz zu gründen. — Der Zweck meines heutigen Briefes ist, Ihnen dies zu sagen. Ich darf mir noch nicht erlauben, Ihnen Aufklärung über die Ereignisse zu geben, welche meiner Abreise von Paris unmittelbar vorangegangen sind. Ich werde dies erst thun, wenn es mir möglich geworden ist, mich in jeder Beziehung vor Ihnen zu rechtfertigen. Ich hege das feste Vertrauen, daß mir dies gelingen wird. — Eine unglückliche Verkettung von Umständen, deren Opfer ich geworden bin hat mich schuldig erscheinen lassen. — Ich hoffe, nicht vergeblich an Ihren Gerechtigkeitssinn zu appelliren, wenn ich Sie ersuche, mich nicht zu verurtheilen, bevor Sie mich gehört haben. Einstweilen bitte ich Sie nur, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung genehmigen zu wollen.

Olivier Tressan".

Der Californier, der sich gleichgültig im Zimmer umgesehen hatte, zog nun, als er bemerkte, daß Harvey mit dem Lesen des Briefes fertig war, ein zweites Stück Papier aus seiner mächtigen Brieftasche, und übereichte dies ebenfalls an Harvey.

„Hier," sagte er, „ist ein Cheque von Baring Brothers für vierhundert Pfund — Das sind nicht ganz genau zweitausend Dollars; aber Livois sagte mir, ich solle es eine runde Summe machen: zehntausend Franken oder vierhundert Pfund — und hier ist nun die runde Summe . . . Der Ordnung halber, Sir Richard, möchte ich Sie um Etwas wie um eine Quittung bitten . . . Bemühen Sie sich nicht . . stehen Sie nicht auf! Hier, schreiben

Sie auf meine Karte: ‚Empfangen 400 von T. A. für Rechnung von D. L.' — Das genügt unter ehrlichen Menschen. Genügt mir; genügt auch Livois. Er weiß, mit wem er zu thun hat, wenn er mit mir zu thun hat."

Herr Thomas Auklay überreichte dem Baronet eine Visitenkarte und einen goldenen Bleistift, den er von seiner Uhrkette abgehakt hatte; und Harvey stellte lächelnd den Empfangsschein für die vierhundert Pfund darauf aus. Nachdem er dies gethan hatte, fragte er:

„Und wie geht es Herrn Tressan?"

„Wem?"

„Herrn Livois, wollte ich sagen."

„Es ging ihm sehr gut vor drei Monaten; und es geht ihm augenblicklich vermuthlich auch nicht schlecht. Das ist nämlich ein Mann, Sir Richard! Hat seine fünf Sinne und das Herz auf dem rechten Fleck, und besitzt eine Perle von Weib. — Nicht gerade mein Styl, wissen Sie! Zu klein, zu zierlich; — aber eine brave Frau, die ihrem Manne das Leben angenehm zu machen weiß. Das best gehaltene Haus und die beste Küche im Staate! — Nun und er? — Er trägt das kleine Ding auf Händen. — Sehen Sie, Sir Richard — ohne Jemanden beleidigen zu wollen — wir da draußen haben eigentlich keine große Meinung von den Franzosen. Sind im Allgemeinen Leute mit kleinen Herzen, die kleine Geschäfte machen und sparen, und die sich vor Allem fürchten. Damit bringt man es bei uns nicht weit. — Aber Livois . . ."

Er schnalzte mit den Lippen und drückte das linke Auge mit einem Ausdruck großer Verschmitzheit zu:

„Livois . . . Alle Achtung! Keine Furcht und gerade aus! — Der wird es noch weit bringen in der Welt. — Glauben Sie mir!"

Harvey sah den Californier verwundert an. Dieser bemerkte davon nichts, da er sich gebückt hatte, um seinen Hut aufzunehmen; dann erhob er sich langsam und sagte:

„Meine Adresse ist ‚Langham Hôtel, London'. Ich kehre in vierzehn Tagen nach den ‚Staaten' zurück. Wenn Sie meinem Freund Livois etwas zu bestellen haben, so tragen Sie es mir auf. Sie können sich darauf verlassen, daß es gut ausgeführt werden soll."

Darauf schüttelte er Sir Richard herzhaft die Hand, und entfernte sich mit derselben behaglichen Ruhe, mit der er eingetreten war.

ENDE

Laokoon.

Von

E. Hübner.

— Berlin. —

Kaum irgend ein Werk aus der gesammten Masse der künstlerischen Gebilde aller Zeiten und Völker hat eine so umfangreiche Literatur hervorgerufen, als die vaticanische Gruppe des Laokoon. Daß Winckelmann (bereits in den Jahren 1755 und 1764) wie vom belvederischen Apollon und vom Torso des ruhenden Herakles, so auch von dieser Gruppe in seiner freilich ernsten und eindringlichen, aber noch etwas steifen und kühlen Beredtsamkeit erzählt hatte, und daß seine Worte bald in die Sprachen des kunstliebenden Europa, das Italienische und das Französische, übersetzt, durch Guiden und Ciceroni in's Unendliche verbreitet und verwässert, einen immer wachsenden Strom von Fremden Jahr aus Jahr ein in jene vier berühmten Eckpavillons des Belvedere im vaticanischen Palaste geführt haben, aus welchen unter den Hunderttausenden gedankenloser Gaffer nur eine verschwindend kleine Minderheit etwas wie mitempfindendes Verständniß heimzubringen pflegt, das würde allein dem Laokoon noch nicht jene große Popularität eingetragen haben, welche ihn jetzt fast zu einem der Gemeinplätze der sogenannten gebildeten Unterhaltung gemacht hat. Denn wer unter den „Gebildeten" beiderlei Geschlechts kennt nicht den Laokoon, oder thäte wenigstens nicht so, als kennte er ihn, wenn er vielleicht auch nur ein oder das andere Mal irgend eine schlechte Abbildung desselben flüchtig angesehen hat? Daß der Laokoon jetzt wirklich ein Gemeingut der Bildung geworden, das verdankt er zweien Größeren als Winckelmann, den Führern des modernen Geistes auf dem Gebiete des Schönen, deren weit über Deutschlands Grenzen hinausgehender Einfluß noch immer im Wachsen begriffen zu sein scheint, Lessing und Goethe. Seit Lessing (im Jahre 1766), in seinem jetzt in unseren Gymnasien als Text neben den Classikern gelesenen Werke, mit der Schärfe

Digitized by Google

des zergliedernden Verstandes und in der kernigen Kraft seiner Sprache die großen Probleme von der Darstellbarkeit vorübergehender Affecte durch die den verschiedenen Künsten zu Gebote stehenden Mittel zuerst aufgestellt, und Goethe (im Jahre 1798), auf der Höhe seines Ruhmes und in der Vollkraft des Schaffens, in seinem einundfünfzigsten Jahre, im ersten Stück der Propyläen, die Summe des Empfindens gezogen hat, welche die Anschauung des tragischen Leidens dem edelsten Gemüthe erweckt, — seit dem vergeht fast kein Jahr, daß nicht Berufene und Unberufene, Gelehrte und Künstler, Philosophen und Theologen, Kritiker und Aesthetiker, ja sogar Anatomen und Physiologen in mehr oder weniger ausführlicher Weise ihre Eindrücke von dem Werke und ihre Urtheile über dasselbe sowie über seine Beurtheiler zu Papier bringen. Das letzte Verzeichniß aller ausführlicheren, nur mit drei oder vier Ausnahmen in Deutschland erschienenen Besprechungen der Laokoongruppe, vom Jahre 1755 bis auf das Jahr 1875 herabreichend, hat Blümner in seiner verdienstlichen Ausgabe des Lessing'schen Laokoon gegeben*); seitdem ist schon wieder Manches hinzugekommen. Aber gewaltig vermehren ließe sich dies Verzeichniß, wenn man die gelegentlichen Aeußerungen in den verschiedenartigsten literarischen Productionen sammeln und die Literatur der übrigen gebildeten Nationen, Englands, Frankreichs, Italiens, Rußlands, Polens, Spaniens und Portugals, des skandinavischen Nordens, vielleicht auch Ungarns und anderer Culturvölker des österreichischen Kaiserstaats mit berechtigten, aber unverständlichen Idiomen, ferner die des englisch und des spanisch oder portugiesisch redenden Amerika's durchmustern wollte. Woran liegt es, daß dies Kunstwerk immer und immer wieder die Neugier reizt und den Scharfsinn herausfordert? Daß nicht zwei gescheidte Menschen, wenn sie vor dasselbe treten — wozu ja die Gipsabgüsse in den Sammlungen aller größeren Städte und vieler deutscher Universitäten sowie die zahlreichen und vortrefflichen, in allen Größen verbreiteten Photographien des Originals oder der Gipsabgüsse Gelegenheit geben — das Gleiche empfinden und über den künstlerischen Werth des Werkes dasselbe Urtheil haben? Es ist nicht meine Absicht, die allgemein ästhetische Laokoonliteratur in diesen Zeilen um eine Nummer zu vermehren. Allein ich glaube einiges Thatsächliche und bisher theilweis gar nicht, theilweis nur Wenigen Bekannte vorbringen zu können zur Erklärung der immerhin auffälligen Erscheinung, daß der Laokoon, obgleich kein Kunstwerk ersten Ranges, den Streit der Meinungen nicht zur Ruhe kommen läßt.

Die Zeiten sind, wie bekannt, vorüber, in welchen man den belvederischen Apoll und den Laokoon als den Gipfel aller Leistungen in der Plastik überhaupt oder wenigstens als in ihrer Art vollkommene Werke ansah. Die Bekanntschaft mit den Statuen aus den Giebelfeldern des Parthenon, das

---

*) Lessings Laokoon, herausgegeben und erläutert von Hugo Blümner, Prof. der Archäologie an der Universität Königsberg (jetzt an der Universität Zürich), mit Holzschnitten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1876. 8.

Studium der griechischen Münzen, noch jüngst das zahlreiche Erscheinen der zierlichen Thonfigürchen aus dem boeotischen Tanagra und anderen Stätten der griechischen Cultur haben eine neue Welt naiver und großartiger Naturnachbildung und ungesuchter Schönheit und Anmuth vor uns aufgethan, der gegenüber jene einst gepriesenen Werke uns mit Recht vorkommen wie theatralische Rhetorik gegenüber naiver Poesie, wie Virgil neben Homer. Nicht einmal als ein Original im eigentlichen Sinne des Worts gilt uns jetzt der belvederische Apoll. Wir wissen (aus kleinen Repliken in Bronze ist die Thatsache mit Sicherheit ermittelt worden), daß der begabte Künstler einer freilich schon sinkenden Zeit, der im dritten Jahrhundert vor Chr. den tiefen Eindruck in jenem Bildwerk wiedergab, welchen der durch anhaltende Unwetter veranlaßte Abzug der Keltenschaaren aus Griechenland und die so erfolgte Rettung des delphischen Heiligthums vor ruchloser Plünderung auf alle der Ehrfurcht vor den alten Göttern noch nicht gänzlich baaren Gemüther gemacht hatte, seinem Apoll — gleichviel ob es der belvederische war oder ein anderer — nicht den Bogen, sondern das Gorgonenhaupt, das damals noch Allen verständliche Symbol vielleicht der schrecklichen Gewitterwolke, vielleicht des starrenden Todes, in die vorgestreckte Linke gegeben hat. Noch ist wenigstens der Kopf eines andern Exemplars der Statue erhalten, welcher größeren Anspruch darauf hat, für einst zu diesem, vielleicht wie so viele Werke ersten Ranges im Alterthum nach Rom gebrachten Original gehörig zu gelten. Er hat zwar durch eine moderne Retouche etwas gelitten; aber die Vergleichung (wie man sie z. B. vor dem Gipsabguß des Berliner Museums bequem anstellen kann) zeigt zur Evidenz, daß er mehr vom Hauch naiver Naturnachahmung durchweht ist, mehr individuelles Leben hat, als der der belvederischen Statue. Er ist originaler; damit ist noch keineswegs gesagt, daß er *das* Original sei. Aber wir verstehen nun, warum uns die Statue, bei aller Bewunderung, welche sie uns abnöthigt, doch kälter läßt. Sie ist eine, wenn auch höchst elegant ausgeführte Wiederholung, vielleicht für einen römischen Liebhaber in augustischer Zeit, oder noch später gemacht. Eine sichere Zeitbestimmung ist vor der Hand noch nicht zu geben. Die technischen Methoden in den Bildwerken jener vergleichsweise späten Zeit, in welcher sich die Kunstübung noch fast ein paar Jahrhunderte lang auf hoher Stufe der Fertigkeit erhielt, sind noch lange nicht genau genug durch vergleichende Beobachtung ermittelt.

Sollte nicht etwas Aehnliches auch beim Laokoon stattfinden? Fast mit Gewalt würde uns der Schluß aus der Analogie zu solcher Annahme führen, wenn nicht höchst bestimmte und keineswegs so leicht bei Seite zu schaffende Ueberlieferungen dem entgegenstünden. Bekanntlich ist uns durch ein ausdrückliches Zeugniß des älteren *Plinius* überliefert, daß die berühmte Gruppe des Laokoon zu seiner Zeit im Hause des Kaisers Titus stand. Schon damals hieß es von ihr, daß sie alle anderen Werke der Malerei wie der Bildkunst übertreffe. Daß sich dies Zeugniß wirklich auf die uns erhaltene Gruppe beziehe, kann nicht bezweifelt werden: denn sie ist im Jahre 1506 an ihrer

alten Stelle, in den grandiosen Resten des von Nero angelegten, nachher von den Flaviern bewohnten Palastes am Esquilin in der Nähe der sogenannten *sette sale* gefunden worden. Mit der etwas oberflächlichen Ciceronenweisheit welche dem sonst trefflichen und gelehrten Offizier in seinen weitschichtigen Excerpten aus der kunstgeschichtlichen Literatur anhängt, fügt Plinius hinzu, die drei rhodischen Künstler Agestandros, Polydoros und Athenodoros hätten das ganze Werk, den Laokoon selbst, seine Söhne und die wunderbaren Windungen der Schlangen, aus einem Stein gebildet. Man hört den Periegeten, welcher der gaffenden Menge, dem biederen Landmann aus Präneste oder irgend einer anderen italischen Ortschaft, oder dem weither gereisten Provinzialen, den irgend ein Geschäft in die glänzende Hauptstadt geführt hat, diesen äußerlichsten Umstand besonders einprägt; etwa so wie man in neuerer Zeit, die Künstlichkeit wie immer über die Kunst stellend, die sixtinische Madonna auf eine Processionsfahne gemalt sein ließ. Gewiß ward, wie hier, so auch dort nicht versäumt, die Summe zu nennen, gleichviel ob die richtige oder eine übertriebene, welche für das Werk bezahlt worden sei. Dabei ist die Sache nicht einmal richtig: bei genauer Betrachtung ergiebt sich, daß an den Hauptblock des Marmors vier oder gar fünf Stücke angefügt werden mußten, was ohne besondere Schwierigkeit in kaum merklicher Weise geschehen konnte. Allein damit nicht genug; Plinius fügt auch noch hinzu, die drei Künstler hätten das Werk gemacht *ex consilii sententia*. Um diese drei unschuldigen Wörtchen des Plinius dreht sich, genau besehen, der ganze Streit. Ihrem Wortsinne nach können sie nur bedeuten, mag man sie wenden und drehen, wie man will, nach dem „Urtheil des Rathes“ hätten die Künstler die Gruppe gemacht. Das hat einer unserer größten Kritiker seit Lessing, Karl Lachmann, der erste wissenschaftliche Herausgeber von Lessings Werken, mit der ihm eigenen schneidigen Schärfe ausgesprochen.

Was für ein Rath kann solches Urtheil erlassen haben? Der kaiserliche Staatsrath, damals noch nicht einmal eine stehende Institution der römischen Verfassung, noch weniger des Kaisers geheimes Justizconseil, wie wir etwa sagen würden, das ihn bei seiner Ausübung des höchsten Richteramtes unterstützte, wird sich mit Bestellungen oder Beurtheilungen von Kunstwerken befaßt haben. Es kann nur ein Rath gewesen sein, welchen der Kaiser *ad hoc* in diesem besonderen Fall aus uns gänzlich unbekannten und nicht zu ergründenden Ursachen eingeholt hat, etwa von Sachverständigen unter den Senatoren, von Kennern oder Gönnern der drei rhodischen Künstler. Sicheres läßt sich darüber nicht vermuthen, aber sicher ist, durch des Plinius Zeugniß, dessen objective Richtigkeit nur der Unverstand bezweifeln kann, daß auf des Kaisers Befehl, nach vorher eingeholtem Rath, das Werk für sein Haus gemacht worden ist. „Plinius bezeugt, ohne die geringste Zweideutigkeit, daß die Gruppe zu seiner Zeit auf Bestellung des Titus gebildet worden. Er verwirft alle dem entgegenstehenden Kunstansichten und historische Combinationen“. So Lachmanns wohlabgewogene Worte, deren einleuchtender Richtigkeit sich Niemand zu entziehen vermag.

Aber gegen die, auf den ersten Anblick darin liegende Thatsache, daß solch ein Werk voll genialischer Kraft in jenem Epigonenzeitalter, in den letzten Decennien des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, erfunden worden sei, bäumte sich in Winckelmann bereits die in allem Wesentlichen richtige Vorstellung auf, welche er von der frei schaffenden Kraft des griechischen Genius und der nur nachbildenden Fertigkeit der römischen Kunst sich gebildet hatte. Ihm war es so gut wie sicher, daß das Werk nicht damals erst entstanden sein könne, sondern daß sein Ursprung in jenen Epochen gesucht werden müsse, in welchen der griechische Genius, zwar nicht mehr im Dienste des Cultus und in großartiger Einfalt seine Werke schuf, in denen er aber doch noch frei schuf, im Anschluß vor Allem an die tragische Poesie. Laokoon ist ihm „ein Beweis der Wahrheit der Geschichte von der Herrlichkeit so vieler vernichteter Meisterstücke aus dieser Zeit der höchsten Blüthe der Kunst — wenn die Künstler derselben zu den Zeiten Alexanders des Großen gelebet haben, welches wir jedoch nicht beweisen können; die Vollkommenheit dieser Statue aber machet es wahrscheinlich". Seine Nachfolger denken sich meist das Werk erst etwa hundert Jahre später, etwa um dieselbe Zeit, in welcher, wie gesagt, der belvederische Apoll erfunden ward, im dritten Jahrhundert vor Chr., also doch noch fast drei Jahrhunderte vor Titus, entstanden.

Lessing war ein zu nüchterner Kopf, um, angesichts der bestimmten und unzweideutigen Ueberlieferung, wie sie hier vorliegt, den damals doch noch sehr unsicheren Vorstellungen von dem allgemeinen Entwickelungsgang der griechischen Kunst, wie ihn Winckelmann soeben erst darzulegen versucht hatte, blindlings zu folgen. Seine auf die Gruppe des Vaticans bezügliche Ausführung gipfelt bekanntlich in dem Versuch, nachzuweisen, daß die Künstler die berühmte Schilderung des Vorgangs in Virgil's Aeneis vor sich gehabt, von dieser aber mit bewußter Ueberlegung in allen den Punkten abgewichen seien, in welchen die bildende Kunst eine andere Behandlung des Stoffes erheischte, als die Poesie. Er hält also fest daran, daß die Gruppe sicher erst nach der Abfassung der Aeneis entstanden sein könne, und daß mithin nichts im Wege stehe, sie in die Zeit des Titus zu setzen.

Eine neue, inzwischen gemachte Beobachtung, welche weder Lessing noch Lachmann bekannt sein konnte, scheint die Richtigkeit dieser Annahme von anderer Seite her zu bestätigen. Auf dem Marmorblock der vaticanischen Gruppe selbst, wie in vielen ähnlichen Fällen, finden sich die Namen der drei rhodischen Künstler nicht eingemeißelt. Sie waren vielleicht auf einer nicht mehr erhaltenen Basis eingegraben, auf der die Gruppe einst unzweifelhaft gestanden hat. Aber es haben sich eine Anzahl von anderen Aufschriften erhalten, welche die Namen derselben drei Künstler, eines oder mehrerer, aufweisen, also einst zu von ihnen gearbeiteten Werken gehört haben. Diese Aufschriften zeigen die hinreichend bekannten, zierlichen Schriftzüge, welche zu Ende des ersten Jahrhunderts in Gebrauch waren; ihr Fundort beweist außerdem, daß die drei Meister von Rhodos fast ausschließlich in Italien gearbeitet haben. Auch

dies also spricht dafür, daß die vaticanische Gruppe von den griechischen Künstlern in Rom, und zu Titus Zeit, gemacht worden ist.

Hierzu kommt noch eins. Für uns ist Virgil der erste Dichter, welcher den im nachhomerischen Epos zuerst enthaltenen Stoff der Sage zu einer glänzenden Schilderung in der berühmten Episode der Aeneis (II, Vers 199 ff.) verwerthet hat. Wir haben außerdem ja nur noch die schon von Lessing verglichene poetische Schilderung des Vorganges in dem iambischen Gedicht, dessen Verfasser Petronius, der geistvolle Satirendichter der neronischen Zeit, ist. Aber wie in allen Dingen ist Virgil auch darin nur der geschickte und feinsinnige Nachahmer griechischer Vorbilder. Wie weit er ihnen gegenüber selbständig verfuhr, entzieht sich unserer Beurtheilung, da sie sämmtlich verloren sind. Kein Geringerer aber als Sophokles hatte eine Tragödie „Laokoon" geschrieben und es ist unzweifelhaft, daß die gelehrten alexandrinischen Dichter, welche später denselben Stoff behandelt haben, wie Euphorion, diese Tragödie kannten. Wie für eine Reihe von anderen berühmten Episoden der Einnahme von Troja, das Opfer der Iphigenie, den Raub der Kassandra, die Flucht des Aeneas, konnten Bildhauer und Maler also schon lange vor Virgil die Anregung aus den Dichtern schöpfen. Darin also irrte Lessing, daß er annahm, die Künstler der Gruppe hätten ihre Inspiration nothwendig aus der Schilderung Virgil's gewinnen müssen; während Goethe mit richtigem Tacte das Kunstwerk als ganz unabhängig von der Beschreibung des Dichters betrachtet wissen will.

So besteht der in Winckelmanns und Lessings Ansichten liegende Gegensatz noch bis auf den heutigen Tag. Die Schaar der Archäologen und Kritiker ist seitdem in zwei Feldlager geschieden. Die einen, die den griechischen Erfindungsgeist hochhalten, in treuem Glauben an das „ungeschriebene Gesetz" der geistigen Entwickelung, Männer wie Otfried Müller und Welcker unter den Verstorbenen, unter den Lebenden Brunn und Overbeck, folgen Winckelmann; die anderen, die vorsichtig Nüchternen, welche auch der späteren Zeit noch etwas zutrauen, unter ihnen Ennio Quirino Visconti, Thiersch, Emil Braun und Friederichs von den Verstorbenen, von den Lebenden Stephani, folgen Lessing. Die Anhänger Winckelmanns haben alle Mittel versucht, die klaren Worte des Plinius ihrer Meinung entsprechend zu deuten. Die Meisten unter ihnen beruhigen sich dabei, daß die bösen Worte *ex consilii sententia* nur bedeuten sollten, die drei Künstler hätten sich vorher ihre Aufgabe genau überlegt und dann ein jeder den auf ihn entfallenden Theil der Arbeit „nach dem Entscheid ihrer Ueberlegung" ausgeführt. Daß damit etwas so völlig Selbstverständliches gesagt wäre, daß man es selbst dem viel schreibenden und oft etwas eilig excerpirenden Plinius nicht zutrauen darf, ohne jede Ueberlegung dergleichen banale Phrasen zu Papier gebracht zu haben, sahen Andere ein. So verfielen einige darauf, unter dem *consilium* den Rath der Gemeinde von Rhodos zu verstehen, welche die drei Künstler etwa als die Würdigsten, oder in Folge eines Con-

currenzausschreibens, mit der Ausführung des Werks für den Kaiser betraut haben sollte. Dies ist sprachlich und sachlich gleich unmöglich, und verdient keine weitläufige Widerlegung.

Es giebt nur einen Weg, aus dem Dilemma herauszukommen. Steht denn in den Worten des Plinius, daß die drei Künstler die Composition der Gruppe, wie wir zu sagen pflegen, erfunden hätten? Ist es denn überhaupt denkbar, daß drei Männer zusammen eine solche Composition erfinden? Giebt es Beispiele dafür, in der gesammten Geschichte der geistigen Conceptionen, in der Poesie oder in den bildenden Künsten, daß ein Gedanke dieser Art in zwei oder drei Köpfen entsprungen sei? Die fabrikmäßige, wenn auch noch so geschickte Herstellung französischer Lustspiele, die Theilung der Arbeit nach Figuren und Landschaft auf manchen älteren italienischen Bildern oder in den Stillleben niederländischer Maler nach Landschaft, Früchten, Thieren und menschlichen Figuren — die einzigen entfernten Analogien, welche mir einfallen — wird Niemand ernstlich vergleichen wollen. Ist es nicht völlig begreiflich, daß der Kaiser, unter anderen Wünschen für sein Haus, auch den gehabt hat, in irgend einer der Hallen oder Exedren, in einem der Atrien oder Peristyle, ein Marmorbild des Laokoon, der berühmten Scene, zu besitzen? Wir wissen ja, daß in einer Zeit, welche die billige Massenreproduction der Abgüsse in Gips oder Zink oder ähnlichen Stoffen für die Bildkunst, der Stiche, Steindrücke und gar der Photographien für Malerei, Bildkunst und Baukunst noch nicht kannte, die freie künstlerische Nachbildung dem natürlichen Begehr nach Besitz von Vervielfältigungen berühmter Kunstwerke zu genügen hatte. So fanden, wie im Alterthum, auch im sechzehnten Jahrhundert in Italien die berühmtesten Werke in Copien Verbreitung; so haben sich noch in unseren Tagen kunstliebende Fürsten, wie König Friedrich Wilhelm IV., und reiche Liebhaber Marmorcopien berühmter Sculpturen, Oelbilder nach rafaelischen Originalen und so weiter herstellen lassen. So verstehe ich es, wenn Plinius berichtet, „nach dem Urtheil des Rathes" habe sich Titus „den Laokoon" von den drei Künstlern machen lassen.

Ich sage damit nichts, was nicht in analogen Fällen von anderen Kunstwerken gelten kann, und nichts an sich Unerhörtes; es war nicht besonders schwer, eine solche Lösung der Schwierigkeit vorzuschlagen. Aber dazu, daß man sie annehmen, daß man sie als eine wirkliche Lösung anerkennen müßte, fehlt ihr noch etwas und zwar das Wesentlichste. Ehe nicht der Nachweis gelingt, daß es „den Laokoon" schon vor der vaticanischen Gruppe gegeben hat, schwebt die Lösung in der Luft und kann mit dem einfachen Einwand beseitigt werden, daß zu allen irgend nachweisbaren antiken Laokoondarstellungen die Gruppe des Belvedere das Orginal sei, und daß sie mithin als das Original überhaupt anzusehen sei. Diese an sich völlig berechtigte Meinung zu berichtigen haben erst einige in den letzten Jahren gemachte Funde zugleich mit einer genaueren Umschau und sorgfältigen Prüfung der bisher schon bekannten Laokoondarstellungen möglich gemacht. Von diesem veränderten

Stande der ganzen Frage Kenntniß zu nehmen, wird den weiten Kreis der Gebildeten interessiren, welche den Laokoon kennen und sich vielleicht im Stillen oder laut gewundert haben, daß die Meinungen der Gelehrten über dies allbekannte Werk noch so weit auseinander gehen. Eine kurze Ueberschau über die sämmtlichen jetzt bekannten Repliken des Werkes ist dazu nöthig und wird auch ohne Abbildungen verständlich zu machen sein*).

Schon seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ist man auf verschiedene Bruchstücke aufmerksam geworden, welche zu großen Wiederholungen der Gruppe, theilweis in noch größeren Dimensionen als die erhaltene, gehört haben müssen. Im Hof des neapolitanischen Museums steht ein kolossaler Torso, der aus der farnesischen Erbschaft dorthin gekommen ist, also sicher aus Rom stammt; Winckelmann sah ihn noch im Palast Farnese in Rom. Es ist nur der sehr verstümmelte Kopf mit einem Stück der nackten Brust in stärkerer Wendung nach oben, als in der vaticanischen Gruppe, aber soweit sich aus den Resten schließen läßt, in breiter und großartiger Behandlung. Nun erzählt der neapolitanische Architekt und Antiquar des Hauses Este, der Erbauer der bekannten prachtvollen Villa d'Este in Tivoli, Pirro Ligori in seinen weitläufigen, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gemachten und in vielen Foliobänden in Turin erhaltenen Aufzeichnungen über römische Alterthümer, er habe Fragmente von Füßen und von Schlangen in mehr als Lebensgröße gesehen, welche er für zu einer kolossalen Wiederholung der Gruppe gehörig ansah. Schon Winckelmann vermuthete danach, daß diese Fragmente und der farnesische Torso möglicherweise zusammengehört hätten. Ligori ist bekannt als der gefährlichste unter den antiquarischen Fälschern seiner Zeit; und obgleich unter seinen Notizen viele über jeden Verdacht der Erfindung erhaben sind, so wird man doch besser thun, auf eine anderweitig nicht beglaubigte Angabe der Art von ihm nicht zu großes Gewicht zu legen. Allein das neapolitanische Exemplar genügt, um zu erweisen, daß es mindestens eine Wiederholung der Gruppe in größeren Maaßen gegeben hat. Die Wendung des Leibes und die Haltung des Kopfes sind verschieden — nicht so sehr, daß man an der Identität des Gegenstandes überhaupt zweifeln könnte (Welcker irrte, als er darin vielmehr eine Darstellung des Kapaneus, des aus dem thebanischen Sagenkreis bekannten Helden vermuthete, der vom Blitzstrahl des Zeus von der Mauer von Theben herabgestürzt wird), aber doch so, daß man nicht mit Sicherheit behaupten kann, das neapolitanische Exemplar müsse nothwendig nach dem römischen gearbeitet sein.

Vier verschiedene Köpfe des Laokoon in Marmor, sämmtlich von durchaus gleichen Dimensionen wie der vaticanische, sind ferner bekannt. Einer befand sich seit dem sechzehnten Jahrhundert im Besitz des Cardinals Maffei

*) Im 51. Bande der Annalen unseres deutschen archäologischen Instituts in Rom soll eine Zusammenstellung derselben in guten Abbildungen mit dem obligaten, italienisch geschriebenen Text erscheinen.

in Rom; er ist wahrscheinlich identisch mit dem jetzt im Museum zu Bologna befindlichen. Ein zweiter ist seit dem vorigen Jahrhundert im Besitz der Herzöge von Litta in Mailand und befindet sich auf der Villa derselben zu Lainate, zehn Miglien von Mailand, in einer Grotte des Gartens. Den dritten besitzt der Herzog von Aremberg in Brüssel; er ist in Gipsabgüssen verbreitet und steht z. B. im Berliner Museum neben der vaticanischen Gruppe. Ueber die Fundorte des Litta'schen und des Aremberg'schen Kopfes läßt sich nichts Sicheres ermitteln; wahrscheinlich stammen sie wie der Maffei'sche aus Rom. Ein vierter war von dem bekannten Sammler Campana wahrscheinlich auch in Rom selbst aufgetrieben worden und befindet sich jetzt mit dem größten Theil der Sculpturen seiner früheren Sammlung im Museum der Eremitage zu St. Petersburg. Pietro Tenerani, der berühmte, im Jahre 1869 verstorbene römische Bildhauer, besaß ein Exemplar des Kopfes des einen der Laokoonsöhne, des links vom Vater stehenden. Es befindet sich jetzt in der Sammlung des reichen Genfer Bürgers Herrn Fol und ist jüngst von einem Schweizer Archäologen, Herrn Fivel, zum ersten Mal veröffentlicht worden. Der Marmor ist griechisch, die Arbeit scheint keinen Zweifel an der Aechtheit zu lassen. Von den Köpfen des Vaters sind die meisten für modern erklärt worden; soweit ich nach Gipsabgüssen und Photographien urtheilen kann, ohne zureichende Gründe. Den Aremberg'schen Kopf hat ein so feiner Kenner der Antike, wie der verstorbene Ludwig Schorn in München (dann in Weimar) für antik erklärt. Es hat durchaus nichts Auffälliges oder Unwahrscheinliches an sich, daß die berühmte Gruppe in mehreren, mehr oder weniger getreuen Wiederholungen in Rom existirt habe. Flaminio Vacca, einer der römischen Antiquare des sechzehnten Jahrhunderts, sah beim lateranischen Krankenhause Fragmente von Beinen und Armen, in der Größe der vaticanischen Gruppe, welche er für Theile eines zweiten Exemplares derselben hielt. Sie sind verloren oder wenigstens noch nicht wieder aufgefunden worden. Wie man auch über sie, sowie über einzelne jener Köpfe urtheilen mag, soviel scheint sicher, daß keines dieser Bruchstücke aus zwingenden Gründen einem älteren Exemplar als der vaticanischen Gruppe zugewiesen werden kann. Die Arbeit ist in allen, vielleicht mit einziger Ausnahme des Fol'schen Kopfes des Laokoonsohnes, geringer als die der vaticanischen Gruppe. Und obgleich in dieser Epoche der Kunstübung schlechtere Arbeit an sich noch keineswegs die Annahme späteren Ursprungs nothwendig macht, so ist doch auch das Gegentheil nicht erweisbar. Nur erhebliche Verschiedenheiten in der Composition der ganzen Gruppe würden einen Schluß auf ein anderes Vorbild gestatten.

Das gleiche Resultat ergiebt sich aus der Betrachtung der kleinen Wiederholungen der großen Gruppe, welche sich nachweisen lassen. Dergleichen kleine Repliken von berühmten Kunstwerken in Thon, Erz, edleren Metallen, in Elfenbein und nicht selten auch in Marmor befriedigten neben den großen, nur dem Reichthum zugänglichen Repliken das weitverbreitete Bedürfniß nach

künstlerischem Zierrath etwa in der Weise, wie heute kleine Gipsabgüsse und Photographien. Im Hause des Mario Macaroni bei Macel' de Corvi sahen die römischen Antiquare des sechzehnten Jahrhunderts, wie Ulisse Aldrovandi, einen ganz kleinen Marmortorso des Laokoon, welcher verschollen ist. Fünf verschiedene ganze Gruppen in Erz und etwa sieben einzelne Stücke von solchen, ein kleiner Kopf des Vaters z. B. und verschiedene Einzelfiguren, des Vaters und der Söhne, zum größten Theil nicht mehr erhalten, vermag ich aus den verschiedensten Sammlungen dies- und jenseits der Alpen nachzuweisen. Es würde zu weit führen, sie hier einzeln aufzuzählen und ihre ebenfalls mit mehr oder weniger Recht bestrittene Aechtheit zu discutiren. Ihre Abweichungen von der vaticanischen Gruppe sind sehr beträchtlich, aber doch nicht von der Art, daß man sie nicht der auch in Nachahmungen von untergeordneter Arbeit immer bewahrten Freiheit antiker Reproductionen, im Gegensatz zu modernen Copien, zutrauen könnte.

Das spätere römische Alterthum kannte also, wie man sieht, eine ziemliche Anzahl von Laokoongruppen. Alle Götterbilder aus dieser Zeit, alle mythologischen Darstellungen in den verschiedensten Arten der Kunstübung, welche wir sonst daher kennen, gehen auf ältere, spätestens der alexandrinischen Epoche angehörige, griechische Vorbilder zurück. Ob es hiernach wahrscheinlich ist, daß bei der Laokoongruppe eine Ausnahme von dieser allgemein beobachteten Regel zu statuiren sei, oder ob auch dieser Umstand ein, wenn auch nicht ausschlaggebendes Gewicht auf die Wagschale der Ansicht Winckelmanns legt, lasse ich unerörtert.

Aber es giebt noch eine zweite Art von Reproductionen der Laokoongruppe. Das Relief, ursprünglich in organischem Zusammenhang mit der Architectur zur Füllung des Frieses und der Metopen von Tempeln und anderen Gebäuden, ferner zum Schmuck von Weihgeschenken und von Grabstelen verwendet, hat nach und nach eine immer weitere Verbreitung an sehr verschiedenartigen Gegenständen der Kunst und des Kunsthandwerks im Alterthum gefunden. Insbesondere hat man in alexandrinischer und nachher in römischer Zeit die großen und kostbaren Sarkophage der Luxusbegräbnisse, welche man früher auch nur mit bestimmten, mehr ornamentalen Bildwerken zu verzieren pflegte, mit freien Wiederholungen berühmter griechischer Reliefs geschmückt, deren Gegenstände in irgend eine Beziehung zum Leben der darin Beigesetzten oder zu den allgemeinen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode zu bringen waren. Auf ein solches Grabrelief jedoch paßt die Laokoongruppe wenig, und sie ist daher auch bisher wenigstens auf keinem griechischen oder römischen Sarkophage gefunden worden. Reliefs haben aber auch außerdem noch mannigfache Verwendung gefunden zum Schmuck des späteren griechisch-römischen Hauses. Zur Bekleidung der Wände wurden, wie die Reste der großen Thermenanlagen zeigen, die verschiedensten Marmorarten verwendet. Wer diesen theueren Schmuck nicht erlangen konnte, behalf sich, wie die meisten Besitzer auch der reicheren unter den in Pompeji aufgedeckten Häusern, mit gemalten Nachahmungen solcher

Marmorbekleidung, genau so, wie es noch heute geschieht. Auch Marmorreliefs in den verschiedensten Formen sind dabei zur Verwendung gekommen, zum Beispiel als kreisrunde Scheiben, theils freihängend und daher auf beiden Seiten mit Bildwerken versehen, theils in die Wand eingelassen. Wer den Marmor in dieser noch kunstreicheren Bearbeitung sich nicht gönnen konnte, begnügte sich, ebenfalls wie noch heut, mit Stuckarbeiten. In den sogenannten Bädern der Livia, einem Theil der Kaiserpaläste auf dem Palatin, in den Thermen des Titus, bei welchen die Laokoongruppe gefunden worden ist, in der Villa des Hadrian zu Tivoli und in einer Anzahl römischer Begräbnißstätten hat sich reicher Schmuck von Stuckreliefs an Wänden und Decken gefunden. Zu dieser Klasse von ornamentalen Reliefs in Marmor gehören zwei Reliefdarstellungen der Laokoongruppe, auf welche sich erst seit etwa achtzehn Jahren die Aufmerksamkeit genauer gerichtet hat. Hier begegnet uns zum ersten Mal die Uebertragung der plastischen Gruppe auf die Fläche. Das Relief bildet eine Art von Mittelstufe zwischen der Sculptur und der Malerei; das Relief hat unter den verschiedenen Arten von Sculpturen vielleicht am letzten oder nie der Unterstützung durch die Farbe entsagt. Diese Reliefdarstellungen aber bilden in der verwickelten Laokoonfrage wiederum ein besonderes Problem für sich, und verdienen daher, daß man einen Augenblick bei ihnen verweilt.

Im Jahre 1862 erwarb der inzwischen verstorbene Münchener Maler **Wittmer** in Rom ein kleines ovales Marmorrelief, etwa 40 Centimeter breit, von welchem sich ein Abguß im Berliner Museum an der Basis desjenigen der großen Gruppe angebracht, andere in manchen anderen Sammlungen befinden. Das Original ist außer in Rom auch in München und Berlin den Bildhauern und Archäologen vorgelegt worden; wohin es schließlich gekommen ist, weiß ich nicht. Eine, übrigens sehr schwache, Abbildung findet sich in Blümner's schon erwähnter Ausgabe des Lessing'schen Laokoon. Die Ausführung der Arbeit ist unbedeutend, wie in solchen zu decorativem Zwecke bestimmten kleinen Werken gewöhnlich. Evident ist, in einigen Hauptpunkten, die Anlehnung an die vaticanische Gruppe; noch bedeutender aber sind die Abweichungen von derselben. Allen Laokoondarstellungen wird von den meisten Archäologen sogleich mit Mißtrauen begegnet. Auch das Wittmersche Relief ist für modern, d. h. für ein Werk etwa des sechzehnten Jahrhunderts erklärt worden. Ein Problem der Art ist am einfachsten beseitigt, wenn man das betreffende Werk für falsch erklärt. Athetesen geben ihren Urhebern meist den Anschein geistiger Ueberlegenheit und an den Gegenständen, welche sie einmal betroffen haben, bleibt immer ein gewisser Makel hängen. Was einmal für falsch erklärt worden ist, damit geben sich Viele — und das mit einem gewissen Recht — am liebsten überhaupt nicht ab. Schon in der Art der Arbeit hat man den modernen Ursprung erkennen wollen; aber verschiedene Bildhauer haben die Technik, bei welcher, z. B. in der Ausführung der Haare, der Bohrer zur Anwendung gekommen ist, entschieden für antik erklärt. Die endgültige Entscheidung hier-

über ist schwer; der Bohrer spricht sicherlich eher für antiken Ursprung. Sichrere Anhaltspunkte bietet die Composition. Die große Laokoongruppe ist schon bald nach ihrer Auffindung ein- oder zweimal copirt worden. Baccio Bandinelli hat ein Exemplar gemacht; eine Reihe von kleinen Wiederholungen in Erz existiren in verschiedenen Sammlungen (zwei gute Exemplare z. B. im Museum zu Cassel); auch unter den oben erwähnten, für antik geltenden Bronzerepliken mögen moderne Stücke sein. Diese sämmtlich aber haben eines gemeinsam: sie sind, wenigstens in der Absicht ihrer Verfertiger, völlig getreue Copieen des Originales. Keinem derselben kam es in den Sinn, Veränderungen, wenn auch der geringfügigsten Art, dabei anzubringen, und keinem Käufer würde es gepaßt haben, etwas Anderes als die berühmte Gruppe zu erwerben. Ganz anders das Wittmersche Relief. Es stellt deutlich einen Moment der schrecklichen Katastrophe dar, welcher auf den in der großen Gruppe wiedergegebenen unmittelbar folgte. Zwar der Vater sitzt noch auf dem Altar, ganz von vorn gesehen, in von der Statue wenig verschiedener Haltung; der weniger hintenüber gebeugte Kopf läßt den Lorbeerkranz mit der Priesterbinde deutlich erkennen. Aber der Sohn rechts ist nicht von den Umschlingungen der Schlange festgehalten, sondern sucht, während er schmerzvoll auf den Vater zurückblickt, zu entfliehen; man sieht ihn in schreitender Bewegung nach rechts hin. Und noch weiter ist es mit dem Knaben links gekommen: er liegt, schon todt, mit dem Kopf auf der Erde, die Arme schützend untergebreitet, die Beine in die Höhe gestreckt, während die Schlange ihm den Leib zerfleischt. Man hat seine Lage mit der eines der hingesunkenen Niobesöhne oder mit dem aus dem Sonnenwagen stürzenden Phaëton verglichen. Aber das Motiv ist verschieden davon und eigenartig. Noch einen Hauptunterschied endlich zeigt das Relief von der Gruppe: dort sind es, der dichterischen Tradition entsprechend, zwei Schlangen (Sophokles hatte sogar ihre Namen angegeben), welche Vater und Söhne zerfleischen; hier sind es deren vier, von welchen je zwei den Vater, je eine jeden der Söhne anfällt. Daß ein Künstler des sechzehnten Jahrhunderts oder noch späterer Zeit sich soweit von der Vorlage entfernt hätte, wäre ohne Beispiel. Im Alterthum zog man der Reproduction, wie schon bemerkt wurde, weitere Grenzen. Nur wird man solche Veränderung nicht dem Verfertiger dieses Reliefs zutrauen dürfen, sondern sich auch hierfür nach seinen Vorbildern umsehen.

Schon Winckelmann wußte, vielleicht durch den langjährigen spanischen Gesandten in Rom Azára oder durch Rafael Mengs, daß damals im Schlosse von San Ildefonso bei Madrid (oder richtiger bei Segovia) ein Relief mit der Laokoondarstellung sich befinde. Die berühmte Antikensammlung dieses königlichen Lustschlosses stammt aus dem Besitze der Königin Christine von Schweden, von deren Rechtsnachfolger Livio Odescalchi sie die Königin Isabella Farnese, die Gemahlin Philipps V. von Spanien, erwarb. Sie ist in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Rom zusammengebracht worden; die berühmtesten Stücke der Sammlung, wie z. B. die sogenannte

Gruppe von San Ildefonso, auch ‚Schlaf und Tod' genannt, stammen sicher aus Rom oder aus dessen nächsten Umgebungen. Seit etwa dem Jahre 1830 bildet die Sammlung den Grundstock des königlichen Sculpturenmuseums im Prado zu Madrid. Also auch dieses Laokoonrelief stammt höchst wahrscheinlich, so gut wie das Wittmer'sche, aus Rom. Seit Winckelmann hat man nicht davon geredet, bis ich es im Jahre 1861 wieder auffand; an seinem antiken Ursprung zu zweifeln liegt noch weit weniger ein Grund vor, als bei dem Wittmer'schen. Die erste Abbildung bringen die Monumente des römischen Instituts für 1879. Es ist mehr rund als oval, etwa 50 Centimeter breit. Das Wittmer'sche Relief zeigt die Gruppe, wie schon gesagt, ganz von vorn gesehen; das spanische etwa um einen Viertel Radius um seine Achse nach rechts gedreht, so daß Laokoon unten ganz, oben zu drei Vierteln im Profil erscheint; den Kopf hat er noch mehr hintenüber gebogen. Im übrigen erkennt man in ihm auch noch deutlich das Vorbild der vaticanischen Gruppe. Der Sohn rechts ist dem des Wittmer'schen Reliefs ähnlich; er entflieht entsetzt nach rechtshin, in schreitender Bewegung, so daß sein linkes Bein zwischen denen des Vaters sichtbar wird. Der Sohn links liegt ebenfalls, wie in dem Wittmer'schen Relief, mit dem Kopf am Boden nur wiederum in etwas anderer Richtung; die Schlange zerfleischt ihm in ganz ähnlicher Weise den Leib. Aber auch hier wieder hat sich der Künstler in der Zahl der Schlangen eine Abweichung erlaubt: es sind ihrer dies Mal drei, je eine für jede der drei Personen. Endlich zeigt das Relief noch eine ganz fremde Zuthat, welche aber sicherlich einem modernen Künstler niemals in den Sinn gekommen sein würde. Ein kleiner geflügelter Amor, kindlich in den Formen, aber zu groß im Verhältniß zu den übrigen Figuren, mit lockigem Haar, den Köcher umgehängt (den Bogen sieht man nicht), wie eben aus der Höhe herabgeschwebt, steht links hinter dem Laokoon und über dem todten Sohne. Voll Mitleid legt er sein rechtes, dickes Händchen dem wehmuthsvoll nach ihm aufblickenden Laokoon auf die Schulter; mit der linken hält er sich das thränenschwere Auge zu.

Die tändelnde Richtung der nachalexandrinischen Kunst ist die Erfinderin der geflügelten und ungeflügelten Eroten, welche sie nach dem Vorgang der gleichzeitigen Dichtung in den verschiedenartigsten Situationen und Thätigkeiten, ernste Werke Erwachsener nachahmend oder begleitend, als allgemeinsten Ausdruck mannigfachster Empfindung darstellt. Man hat gemeint, dieser Eros solle andeuten, daß Laokoon, wie einige Dichter erfunden hatten, sich den besonderen Zorn der Gottheit zugezogen habe, weil er sich nicht gescheut hatte, in oder vor dem Tempel mit seiner Gemahlin Antiope der Liebe zu pflegen. Ich halte diese dunkle Anspielung für zu weit hergeholt: der Amor drückt nur das tiefe Mitleid aus, das die Schreckensscene ihm wie dem Beschauer erweckt. Auf alle Fälle ist dies ein Zusatz, den nur das in solchen Vorstellungen lebende Alterthum machen und verstehen konnte; im sechzehnten und jedem späteren Jahrhundert wäre ein Amor neben dem Laokoon als der baare Unsinn empfunden worden.

Ist aber dies Relief antik, so muß es nothwendig auch das Wittmer'sche

sein; schon die Uebereinstimmung in den von der vaticanischen Gruppe gänzlich abweichenden Stellungen der beiden Söhne zeigt es. Das Madrider erscheint nach seiner ganzen Art als das ältere und bessere Exemplar, beide aber setzen mit Nothwendigkeit eine ältere Composition als Vorbild voraus; denn sicherlich ist keines von beiden ein Original. Dies ist also das werthvolle Ergebniß, welches den beiden Reliefs verdankt wird: es muß noch eine zweite Composition der Gruppe gegeben haben, vielleicht selbst ein Relief, welches die Handlung um ein beträchtliches weiter vorgeschritten zeigte, den einen Sohn todt, den andern im Begriff sich zu vergeblicher Flucht zu wenden. Damit verträgt sich sehr wohl, daß die beiden in Rom gefundenen und für römischen Luxusbedarf gefertigten Exemplare darum doch in der Hauptfigur eine deutliche Anlehnung an die schon im Alterthum hochberühmte vaticanische Gruppe zeigen. Ob der Amor sich auf dem Original befand oder nicht, läßt sich nicht entscheiden und ist eine müßige Frage; er kann ebenso gut einer vermittelnden Nachbildung seine Entstehung verdanken. Aber jene andere Composition braucht nicht nothwendig älter, sie kann jünger als oder gleichzeitig mit der vaticanischen Gruppe gewesen sein. Für die Frage nach dem Ursprung dieser sind wir also bisher noch nicht zu einem neuen Ergebniß gekommen, obgleich das erlangte, daß es neben ihr nicht blos eine Anzahl von gleichartigen Repliken, sondern auch eine abweichende Behandlung des Stoffes gab, an sich nicht zu unterschätzen ist, und, im Zusammenhang der kunstgeschichtlichen Entwicklung erwogen, doch auch der Frage nach dem Ursprung mindestens präjudicirt. Auf geschnittenen Steinen und auf einigen der sogenannten Contorniaten, d. h. mit Rändern versehenen Medaillons später Zeit, aus dem vierten Jahrhundert und abwärts, welche als Marken zu irgend welchen uns unbekannten Zwecken gedient zu haben scheinen, vielleicht bei den Spielen des Circus oder Amphitheaters, kommen ebenfalls Reliefdarstellungen der Laokoongruppe vor. Allein sie lehren, so weit sie ächt sind, nichts Neues: mit Sicherheit läßt sich keine der in ihnen vorkommenden Abweichungen von der vaticanischen Gruppe auf ein älteres Original zurückführen.

Aber wir sind noch nicht zu Ende; es gibt noch andere Instanzen, welche uns weiter führen. Zu ihrer Darlegung braucht die Geduld der Leser nur noch kurze Zeit in Anspruch genommen zu werden.

Auf der Wand des Atriums eines im Frühjahr 1875 bloßgelegten Hauses in Pompeji ist ein Gemälde entdeckt worden, 1.32 Meter hoch, in seinem erhaltenen Theile 0.72 Meter breit (es fehlt links ein Stück), welches ebenfalls die berühmte Scene darstellt. Der Fund machte bei der großen Seltenheit des Gegenstandes Aufsehen; die Leipziger Illustrirte Zeitung brachte eine (schlechte) Abbildung, welche Blümner in seinem Laokoon wiederholt hat. Später gab A. Mau eine bessere in den Annalen des römischen Instituts von 1875, mit erläuterndem Text; zuletzt eine neue noch sorgfältigere der Schweizer Fivel, der Herausgeber des Fol'schen Kopfes, in der Pariser *Gazette archéologique*. Das Bild ist als Kunstwerk, wie die große Masse der pompejanischen Wandbilder, von untergeordneter Bedeutung. Aber interessant sind darin zunächst

die Abweichungen in der Composition. Der Maler hat, wie er mußte, der Gruppe einen Hintergund gegeben. Man sieht einen Altar, auf welchem Laokoon das Opfer darbringen wollte; einige dahinter stehende Personen wenden sich entsetzt zur Flucht; der Stier, der geopfert werden sollte, hat sich losgerissen und entflieht; die Opfergefäße liegen zerstreut am Boden. Laokoon selbst ist nicht in heroischer Nacktheit dargestellt, sondern bekleidet mit gegürtetem Chiton und shawlartig flatternder Chlamys, und mit hohen Sandalenschuhen; auf dem Haupt hat er den Lorbeerkranz. Er scheint die Stufen des Tempels (oder eines anderen Altars) hinauf zu eilen, auf deren höchster er das rechte Knie aufgestützt haben muß, und erwehrt sich mit Mühe der einen Schlange, die ihn umschlungen hat. Nur im Allgemeinen ist daher auf diesem Bilde seine Stellung der der vaticanischen Gruppe noch einigermaßen verwandt zu nennen; denn in jener sitzt er bekanntlich auf dem Altar, auf diesem steht er davor, das Knie auf denselben stützend. Völlig verschieden sind die Söhne dargestellt: der rechts kniet am Boden, sich der Schlange mit Mühe erwehrend, die ihn bald ganz niedergeworfen haben wird; der links liegt, mitten vor dem Vater ausgestreckt, todt auf dem Boden, eine Schlange sieht man bei ihm nicht. Also hier nur zwei Schlangen, wie bei Virgil und in der vaticanischen Gruppe; aber die Söhne beide am Boden. Das Bild schließt sich ziemlich eng an die Schilderung Virgil's an und gehört offenbar zu einer Reihe von malerischen Illustrationen der Aeneide. In demselben Hause zu Pompeji ist noch eine andere Darstellung aus derselben Bilderreihe gefunden worden.

Besonders wichtig ist dies Bild außerdem für die Geschichte der Laokoondarstellungen, weil seine Zeit mit verhältnißmäßiger Genauigkeit fixirt werden kann. Die in den letzten Jahren mit Eifer von deutschen Gelehrten betriebene methodische Vergleichung sämmtlicher in Pompeji vorkommender Wandmalereien hat nämlich dazu geführt, daß man mit völliger Sicherheit die auf einander folgenden Epochen dieser sehr handwerksmäßigen Kunstübung unterscheiden kann. Das Laokoonbild gehört danach der sogenannten dritten Epoche an, welche von Augustus abwärts bis etwa auf das Jahr 50 unserer Zeitrechnung reicht, also über die ganze erste Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. hin. Weiter als das genannte Jahr herab erstreckt sie sich jedenfalls nicht. Hiernach kann mit soviel Bestimmtheit, als in dergleichen Untersuchungen überhaupt möglich ist, behauptet werden, daß die Ausführung des Bildes mindestens zwanzig bis dreißig Jahre vor die auf Befehl des Titus geschehene Aufstellung der Laokoongruppe fällt. Damit also haben wir den Beweis, daß es schon vor der vaticanischen Gruppe „den Laokoon" gegeben hat. Es fragt sich nur, welcher Art das Vorbild des pompejanischen Zimmermalers war; denn daß er selbst die Composition erst gemacht haben sollte, ist an sich völlig undenkbar und wird außerdem durch die nachher zu erwähnende Illustration der vaticanischen Virgilhandschrift widerlegt. Man kann darüber streiten, ob sein Vorbild auch ein Gemälde gewesen sein müsse, oder ob es ein Werk der Bildkunst, ein Rundbild, wie die vaticanische Gruppe, oder ein Relief gewesen sein

könne. Die pompejanischen Decorateure haben Vorbilder aller Art verwendet; nothwendig ist die Annahme sicher nicht, daß ein berühmtes Gemälde dem Wandbild zu Grunde liegt. Aber es ist auch nicht unmöglich. Der troische und andere berühmte Sagenkreise haben früh, außer in großen Werken der „monumentalen“ Malerei, auch in „Illustrationen“ bildliche Darstellung gefunden. Es hat dem Alterthum, etwa von Alexander abwärts, keineswegs an illustrirten Ausgaben, meist für den Schulgebrauch, gefehlt. Astronomische Gedichte, wie die des Aratos von Soloi, architektonische Werke, wie das des Vitruvius, sind ohne Illustrationen gar nicht denkbar. Varro hatte eine populäre biographische Encyklopädie, wie wir etwa sagen würden, mit Bildnissen berühmter Männer aller Zeiten geschrieben. Insbesondere sind kurze Compendien der epischen Poesie auf solche Weise illustrirt worden. In einer Reihe von Reliefs mit ganz kleinen Figuren, welche Otto Jahn treffend „Bilderchroniken“ genannt hat, sind uns Nachbildungen solcher ursprünglich gemalter Illustrationen erhalten. Daß in den vorhandenen nicht zahlreichen Exemplaren dieser Denkmälerklasse sich keine Laokoondarstellung findet, mag ein Zufall sein. Die letzten Ausläufer aber jener Illustrationen bilden die aus dem späteren Alterthum oder aus dem frühen Mittelalter uns erhaltenen Handschriften mit bildlichen Darstellungen, wie z. B. der in den letzten Jahren oft genannte, im britischen Museum aufbewahrte Utrechter Psalter. In der ältesten unter den vielen alten Handschriften des Virgil, welche wir besitzen, der berühmten vaticanischen, welche in das dritte oder vierte Jahrhundert, vielleicht noch vor die Zeit des Constantin, gesetzt wird, findet sich unter zahlreichen anderen Darstellungen auch eine der Laokoongruppe. Es ist eine sehr rohe und flüchtige Zeichnung; am besten, wenn auch nicht genau genug, ist sie abgebildet in d'Agincourt's großem kunstgeschichtlichen Werk*). Laokoon steht, die Hände hoch erhoben, mit dem rechten Knie auf den Altar gestützt, ganz ähnlich wie auf dem pompejanischen Bilde; hinter ihm flattert die Chlamys muschelförmig in die Höhe. Aber er ist sonst nackt; die beiden Söhne, in auffälligstem Mißverhältniß viel zu klein gerathen, von den Schlangen, deren auch hier nur zwei sind, umwunden, schweben gleichsam zu beiden Seiten. Wie in den beiden römischen Reliefs erscheint also hier die ursprünglich verschiedene Vorlage unter dem Einfluß der vaticanischen Gruppe modificirt worden zu sein.

Nun sehen wir also deutlich, es hat jedenfalls schon mindestens eine, und zwar offenbar auch eine berühmte und zu Illustrationen der troischen Sagen benutzte Darstellung des Laokoon vor der vaticanischen Gruppe gegeben. Sie konnten also auch die Künstler dieser Gruppe frei benutzen; ihr folgten, trotz der Berühmtheit jener Gruppe, sogar noch spätere handwerksmäßige Behandlungen, aber sie bringen dem größeren Geschick der rhodischen Bildhauer sämmtlich ihre Huldigung dar, indem sie diesen oder jenen Zug, hauptsächlich das, was so

*) Histoire de l'Art, Bd. 5 (Paris 1823 fol.) Tafel XXI 1.

meisterlich in ihr gelungen war, die Stellung und die Charakteristik der Hauptfigur, daher entlehnen. Aber auch für ihre abweichende Behandlung der Söhne scheint sich ein Vorbild erhalten zu haben, welches noch älter ist, als das pompejanische Gemälde.

Das britische Museum besitzt eine etruskische Aschenkiste aus gebranntem Thon, 47 Centimeter lang und 31 Centimeter breit; Herr Alessandro Castellani, der bekannte römische Antiquar, von welchem sie das Museum im Jahr 1873 gekauft hat, gab an, daß sie aus Chiusi stamme. Die fast unübersehbare Masse mythologischer Darstellungen auf solchen etruskischen Grabkisten aus Thon oder Marmor, Alabaster und Sand- oder Kalkstein, so abschreckend häßlich auch die Ausführung der meisten Stücke dieser Art ist, hat längst genaue Aufmerksamkeit von Seiten der Archäologen gefunden und verdient, weil sie uns, ähnlich wie die Darstellungen der Spiegel- und Vasenbilder, eine Fülle griechischer Erfindungen, welche der etwas rohe Luxus dieser sonderbaren Nation für seine Werke verwendete, allein erhalten hat. Das deutsche archäologische Institut in Rom giebt eine große Sammlung dieser Denkmälerklasse heraus; das Relief des britischen Museums ist noch nicht publicirt. Es gehört zu den mangelhaftesten Erzeugnissen der an sich unerfreulichen Kunstleistungen dieser Gattung, etwa aus dem ersten oder zweiten vorchristlichen Jahrhundert. Der Mittelpunkt der nur aus wenigen Personen bestehenden Scene, die auf der Vorderseite der Aschenkiste dargestellt ist (auf den Seiten rechts und links befinden sich die häufig wiederkehrenden Vorstellungen der etruskischen Todesgötter, welche entsetzte Menschengestalten mit ihren Beilen zu Boden schlagen), bildet eine groteske Gruppe von zwei Knaben, der eine aufrecht nach oben gerichtet, im Begriff sich durch die Flucht zu retten, der andere todt mit dem Kopf zu Boden stürzend und die Hände zum Schutze vorstreckend. Beide werden von zwei gewaltigen Schlangen, deren Häupter sich unter dem Leib des fliehenden Knaben kreuzen, umwunden und bedrängt; das Ganze eine durch die Schlangenwindungen bis zur Unverständlichkeit wunderliche Gruppe, welche an das Schweben der Kinder in der Illustration der vaticanischen Handschrift erinnert. Offenbar sind es die Laokoonsöhne, welche nach der allgemeinen poetischen Tradition, welcher auch Virgil gefolgt ist (nicht aber die Künstler der vaticanischen Gruppe), vor dem Vater getödtet wurden, welcher vergeblich heraneilt, sie zu schützen. Rechts steht, nur mit der flatternden Chlamys um die Schultern bekleidet, die Priesterbinde im Haar, in der Rechten das gezückte Schwert, in der Linken die Scheide desselben haltend und wiederum das rechte Knie aufstemmend, Laokoon. Denn er ist offenbar gemeint; aber er ist unbärtig dargestellt, mit den Zügen eines Etruskers der republicanischen Zeit, der also wohl, wie seine Nation überhaupt, an dem grauenvollen Gegenstand besonderen Geschmack gefunden haben muß. Dieser Typus ist daher wahrscheinlich absichtlich, vielleicht auf Bestellung, von den etruskischen Arbeitern gewählt worden. Links steht ein völlig gerüsteter Krieger mit Helm, Panzer und Lanze, welche er mit beiden Händen den Schlangen entgegenstreckt, um die Knaben zu befreien.

Hinter ihm steht der große runde Schild auf der Erde. Wahrscheinlich ist ein sonst nicht bekannter helfender Freund damit gemeint, welcher vielleicht der Tragödie seine Entstehung verdankte. Der Werth des Reliefs besteht, abgesehen von seinem engen Anschluß an die Dichtung, darin, daß wir hier einmal die älteste Darstellung des Laokoon in idealisirter Nacktheit haben und ferner die ältesten Typen für die von der vaticanischen Gruppe ganz abweichende Situation der beiden Söhne in den beiden römischen Reliefs und in dem pompejanischen Gemälde wirklich vor uns sehen. Nur daß hier die Motive der Stellungen beider Söhne eng aneinander gerückt sind, während sie jene auf die beiden Seiten neben dem Vater vertheilen. Das Relief bestätigt also auf das Erwünschteste die aus der Sache selbst bereits geschöpfte Vermuthung, daß jene von der vaticanischen Gruppe abweichenden Darstellungen in der That auf ein älteres, uns verlorenes Original, gleichviel welcher Art, ob Gruppe, ob Relief, ob Gemälde, zurückgehen.

So zeigt sich erst klar, worin die Kunst der drei rhodischen Bildhauer bestand. Nicht darin, daß sie die Darstellung des Laokoon und seiner Söhne überhaupt erfanden. Nein, Winckelmann hat doch Recht gehabt, sie war schon vor ihnen erfunden worden, höchst wahrscheinlich in der Zeit bald nach Alexander. Es ist möglich und hat eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit für sich, daß der Künstler, welcher zuerst den Laokoon darstellte, gleichviel ob er ein Maler oder ein Bildhauer war, noch nicht gewagt hat, ihn in völliger Nacktheit zu bilden. Er charakterisirte den Priester auch durch die Tracht; er zeigte die Söhne, den Dichtern folgend, vor dem Vater, nicht gleichzeitig mit ihm, von den Schlangen ereilt; den einen entfliehen wollend, den anderen todt; beide vom Vater räumlich und in der Situation durchaus getrennt; und schuf so den ersten Laokoontypus, von welchem uns das etruskische und die beiden römischen Reliefs, das pompejanische Gemälde und theilweis die alte Illustration der vaticanischen Handschrift noch einen schwachen Abglanz, aber die letztgenannten schon alterirt durch den Einfluß der rhodischen Künstler, aufbewahrt haben. Diese aber, als sie auf Titus Befehl und „nach dem Urtheil des Rathes", die Gruppe arbeiteten — denn Plinius und Lachmann behalten auch Recht — bedurften nicht mehr der erklärenden Attribute für ihre Darstellung des Laokoon. In dem bis in die äußersten Spitzen der Zehen von dem grimmigsten Schmerz durchwühlten nackten Körper zeigten sie ihre hohe Wissenschaft, in der Zusammenfassung des Schicksals der Söhne mit dem des Vaters, welches von der Dichtung mit Recht, von ihren Vorgängern dieser folgend nicht so glücklich auseinander gehalten worden war, zu einem einzigen Acte bezeugen sie ihr gereiftes künstlerisches Verständniß. Genau so tritt die idealische Nacktheit auch in den Götterbildern der griechischen Kunst erst nach und nach an die Stelle äußerer Attribute; so ist, um auch auf eine analoge Erscheinung der christlichen Kunst hinzuweisen, erst spät auch der Leib des Gekreuzigten zu einem Gegenstande geistiger Durchbildung gewählt worden. Der naturalistische Zug der nachalexandrinischen Kunstübung fand in

dieser Betonung des Nackten einen besonders günstigen Gegenstand für die Bethätigung technischer Fertigkeit. Auch die Knaben verdanken dem Streben danach offenbar die über ihre Altersstufe hinausgehende Durchbildung der Leiber. Wir verstehen nun besser, warum jene wohlberechnete Zusammenfassung der drei Figuren zu einer in sich geschlossenen Gruppe, jenes harmonische Zusammenspiel der Bewegungen, jene überlegte Abstufung der Affecte und die kunstvoll berechnete Verwendung der feinsten technischen Mittel, welche Brunn in eingehender Weise beleuchtet hat, uns zwar immer von Neuem die höchste Bewunderung abnöthigt, aber doch nicht den Eindruck des unmittelbar Empfundenen und Gesehenen macht. So verliert es alles Befremdliche, daß drei Künstler sich in die durcharbeitende Ausführung und freie Umbildung der älteren Idee theilten. Auch in den anderen uns erhaltenen pathetischen Gruppen der griechischen Kunst, in der Niobe mit ihren Kindern, im farnesischen Stier, in dem sogenannten Pasquino (der in mehreren Exemplaren erhaltenen Gruppe des Menelaos, welcher den todten Patroklos aus dem Kampfe schleppt) bewundern wir nicht sowohl die Vollendung der uns vorliegenden Exemplare, als vielmehr die hohe Idee, welche die nicht mehr vorhandenen Originale einst zum Ausdruck gebracht haben müssen. Dieser Klasse von Arbeiten wird mit Zuversicht von jetzt an auch der Laokoon beizuzählen sein. Nicht alle Hoffnung ist aufzugeben, daß es uns noch einmal vergönnt sein wird, ein reineres Bild von jenem verschollenen Original zu gewinnen. Ein französischer Archäolog, Herr Léon Heuzey, hat unter den im Louvre befindlichen, aus Tarsos in Kilikien stammenden Terracotten Fragmente einer Laokoongruppe, wahrscheinlich auch aus alexandrinischer Zeit, entdeckt, welche einen von dem der vaticanischen Gruppe verschiedenen Typus darstellen. Sie sind zu unbedeutend, als daß sich aus ihnen schon jetzt eine deutliche Vorstellung von jenem älteren Laokoon gewinnen ließe. Aber da sich Fragmente gefunden haben, so kommt über kurz oder lang wohl auch irgendwo noch einmal ein vollständiges Exemplar zum Vorschein und bestätigt das Ergebniß der vorstehenden Darlegung.

Im Mai.

Eine Symphonie.

Von

Wilhelm Jensen.

— Freiburg. —

Ein Maienmorgen, hold wie alle Jugend:
Des Berges Stirn, des Domes blitzend Kreuz
Im Lichtmeer schwimmend; aus dem Grün in's Blau,
Wie eines Springquells Wallen, Steigen, Fallen,
Ein Silberperlen süßer Lerchenstimmen,
Und alle Glocken strömen tönend Gold.

In wessen Seele — wär's die ärmste, herb
Von Sorgen früh verengt, gelähmt und hart —
Doch wem schrieb einmal solch' ein Morgen nicht
Sich unauslöschbar ein? Wem tauchte nicht
Des Lebens Goldstift eine Stunde sich
In Duft und Glanz, in Licht und Farbenspiel
Des stummen Herzschlags, namenlosen Traum's,
Daß die Erinn'rung lang vergess'nes Roth
Auf bleicher Wang' ihm weckt? Erinnerung!
Im Schattendämmern raunt dein Märchenquell,
Dem sorglos pfeifend noch der junge Mund
Vorübereilt, die Augen weit hinaus
In blauer Wunder Duft und Trug gespannt.
Du aber murmelst heimlich fort und fort,
Und eines Tages kehrt er müden Fußes
Und bückt die Lippen über deinen Born.
Dann fühlst du ihm den Sonnenbrand der Stirn,
Und wie er dürstend deine Tropfen schlürft,
Lösch'st du den Staub des mühsam langen Weg's
Von seiner Wimper, daß ein zitternd Licht
Aus ihr an einstigen Sternenglanz gemahnt.
Ein Maienmorgen, hold wie alle Jugend!
Sie zieht noch fort nach ihrem ewigen Recht,
Es klirrt am Stein der Fuß, es singt ihr Mund,

Und Wald und Felswand ruft sein Echo wieder.
Vom Hutrand nickt der frische Blüthenstrauß;
Er welkt — der andre Tag giebt andre Blumen.
Mit heitrem Gruß am Ackerfeld vorbei,
D'rauf schon der Pflug in harter Arbeit um
Des Lebens Nothdurft ringt. Das Aug' beschattend,
Hält kurze Rast der Pflüger, schaut empor,
Dem leichten Wandrer nach; dann hebt gebückt
Den Stein, der Scharte seinem Eisen droht,
Er sorglich auf, und weiter fällt die Scholle.
Doch schon das Dorf durchzieht die junge Stirn,
Die sonnige Straße d'rin ein Hahnruf tönt,
Ein Kätzchen sich die weißen Pfötchen putzt,
Ein Brunnen rauscht und rund entblößten Arm's
Ein Mädchen d'ran den schweren Steinkrug füllt.
Der junge Wandrer tritt hinzu, er schöpft
Aus hohler Hand und trinkt und spritzt dem Mädchen
Die letzten Tropfen neckisch in's Gesicht,
Daß ihre halb noch traumverhängten Augen
Wie feuchte Kiesel leuchten und wie Frühthau
Ein Glanz ihr Haar umperlt. Sie lacht, sie zürnt —
Da lüftet er den Krug ihr vom Gestäng';
Rückkehrend schweift ihr Blick, halb Dank, halb Zug
Der dunklen Wimper, in sein helles Auge —
Ein stummer Gruß der Jugend und des Mai's,
Aus dem es heimlich auch wie Lerchenschlag
In's Blau verklingt — und weiter zieht sein Fuß.
Dahin! Wohin, ist gleich! Es lacht die Welt.
Die Rose winkt vom Sims, die Taube girrt,
Am Rand des Kirchhofs plätschernd fällt der Bach —
Vorbei am letzten Haus, am Treppenstein,
Wo unter'm Vordach junge Mutter, arglos
Wie die Natur, deren Gebot sie nachkommt,
Den Säugling stillt. Ein Sonnenringeln spielt
Auf ihrer weißen Brust, um ihren Mund
Ein Widerspiel des Lächelns ihres Buben.
Er blinzelt, trinkt und schläft und trinkt noch weiter —
Vom Fenster steinalt, tausendrunzlig nickt
Ein greiser Kopf! ein Lächeln auch umrinnt
Die müd-verschrumpften Lippen noch, doch schaut
Die starre Wimper auf das Kind, wie auf
Ein junges Triebreis, das der Lenz geweckt;
Ob eines mehr, ob minder, ob bestimmt
Zum Baum zu wachsen oder früh zu dorr'n —
Der Winter rafft sie alle, nickt das Auge,
Und gleich ist's wann, vielleicht im Mai am Besten.

Doch er versteht's nicht und er denkt es nicht,
Wie holdbeschwingt der Fuß vorbei ihn trägt.

Umwunden hält's auch ihm das braune Haar,
Den Arm und Aug' und Ohr und Herz, doch nur
Mit Rosenketten, die ein Ruck zerreißt.
Den Fuß nur trägt die Erde, d'rüber leicht
Ein Falter, schwebt sein Sinn in Licht und Luft,
Mit weißen Wolken durch das Blau des All's,
Von schimmerndem Gestade zu Gestad.
Der volle Becher winkt ihm, daß er trinke,
Die junge Sehnsucht süßen Lippenkelch's.
Ihm schuf Natur die Lippen und das Herz;
Er leert den Becher, dankt und grüßt und geht.
Ob jener hinter ihm in Scherben klirrt,
Er hört's, er denkt's nicht, rastlos neu gefüllt
Winkt ihm, ein einz'ger Lichtcristall, die Welt.
Gleich Wolkenschatten über'm Aehrenfeld,
Ein flüchtig Spiel nur streift um seine Stirn
Die Reue, schon umblitzt von neuem Licht:
Ein Farbenton, wie Purpurdämmerung,
Des neuen Aufgangs Rosendiadem —
O Sonnentag der Jugend, hold und heiß,
Der Blumen glüh'n und Blumen welken läßt!

Von Tausend Eine, farblos, staubbefleckt
Am Wegrand liegt sie; müssig geht der Blick
Der Menge d'rüber hin. Daß sie geblüht,
Daß sie geglüht nach ihrem Maienrecht,
Daß die Natur mit Glanz und Duft sie schuf
Und wehrlos sie der Hand zu eigen gab,
Die sich nach ihr gestreckt — wen kümmert es?
Am Wegrand liegt sie einsam, stumm und welk,
Zuletzt zur Seite stößt sie plumper Fuß,
Und weiter lacht das Leben und der Mai.

Auch auf den braunen Ziegeln lacht die Sonne,
Auf Steilfirst, Helmdach, altem Giebelwerk,
Auf Marmorprunk und Pracht der großen Stadt.
Sie zeichnet ihre Runen in den Stein,
Die ewiggleichen, doch von Wenigen nur
Verstandenen. Ein weites Stromgebiet,
Das Quellen, Bäche, Nebenflüsse sammelt,
Liegt unter ihr der Gassen dicht Gewirr,
Darin die Fluth der Menschenköpfe sich
Anstaut und fortschwillt, rastlos, wellengleich
In's breite Strombett weiter sich ergießt.
Ein Tropfen jeder nur, doch spiegelt sich
In jeglichem für ihn die Welt mit Glanz
Und Trübniß, Hoffnung, Noth, Begier und Haß.
Sie jagen fort, und immer neues Ziel
Drängt ihren Fuß, und immer altes ist's,
Auf das die Sonne stets hernieder sah,

Wie auf die Wellen, die zum Meere treiben,
Aus dem zu ewiger Wiederholung sie
Den Wasserschwall zurück zum Anfang hebt.

Doch wer hat Recht? Die wandellose Zeit,
Durch die das gleiche Sandkorn rinnt und fällt —?
Des Glückes Stunde, die im Fluge hascht
Und zu besitzen wähnt? Sie haben's beide,
Der weiße Kopf so wie die lockige Stirn.
Sie haben's beid' — das alte Kirchenschiff,
Das langgestreckt, wie Vorzeitsungethüm
Hoch aus dem Dachgewirr den Rücken sträubt,
Und unter ihm der Maischmuck dieses Tag's,
Der grün wie Hoffnung das Portal umkränzt.
Die offne Thür lockt dann und wann den Blick
Und hält den Fuß der hurtig Eilenden.
Am Altar drinnen, weiß wie Blüthenschnee
Naht eine junge Braut, ihr Goldgelock
Durchwirkt der Myrthenkranz mit grünem Licht;
Durch's rothe Glas des Bogenfensters sucht
Und färbt ein Sonnenstrahl ihr hold Gesicht,
Und pochend treibt mit Bangniß, Scham und Lust
Das Herz sein Blut zu dunkler Glut ihr auf.
Was gilt es ihr, ob Ungezählte so
Vor ihr gestanden? Heute steht *sie* dort,
Und wie der ersten und der letzten Braut
Im Sturm des Jubelns, Zagens, Zitterns kreist
Um *ihren* Traum die Welt. Nun spricht ihr Mund
Das kleine Wort, das Saatkorn ihres Lebens,
D'rin Freudenernten oder Mißwachs ihm
Im Keimschooß ruh'n. Die Orgel rollt vom Chor,
Und draußen rollt der Lärm der Gassen fort.

Es wogt und treibt, der Wagen Rasseln dröhnt
In das Geschrei des Markt's; und dennoch durch
Der Stimmen tausendfältig Wettconcert
Klingt's heimlich hier auch wie ein Ton des Mai's.
Er herrscht, und keine Weigerung läßt er zu.
Sein Sonnenblick schleicht in die tiefste Bergkluft,
In's frostige Düster schmalsten Fensterraum's!
Am Eisesrand des Gletschers und der Brust
Leis' schmelzend thaut sein Hauch. Ob unbewußt,
Entringt sich Keiner seinem Machtgebot.
Ein Sonntag scheint der laute Werkeltag;
Die Hände feiern nicht, doch liegt's wie Feier
Auf den Gesichtern, wie ein lächelnd Glück,
Das unsichtbar sie alle gleich umschwebt.
Sie trinken aus demselben Labungskelch,
Und näher fühlt dem Menschen sich der Mensch.
Der Fremde wird zum Freund, er grüßt, vergilt

Des Andern Gruß und lacht ein fröhlich Wort;
Mit holdem Müssiggang bestrickt's den Fuß,
Mit träumerischem Hang den Blick, den Sinn,
Und webt ein rosig Halbverdämmern um
Des Weges Ziel, des Lebens Zwang und Hast.

Nur Einer dort hat keinen Theil an dem,
Was alle eint. Er schlüpft durch das Gewühl,
Gleichmäßig, ohne Hast und ohne Halt,
Wie eine Krähe durch den Nebel zieht.
Ein dunkler Schatten schwindet er und taucht
In's Sonnenlicht und rudert mit den Händen
Auf's Neu schon im Gewog. Ein Mann, ganz schwarz
Vom Kopf zum Fuß, doch schlottert lang der Rock
Ihm um die Knie; ein schwarzer Hut, verschabt
Und regenfahl, erhöht den kurzen Wuchs
Des plumpen Rumpfes. Unter seiner Krämpe
Hervor blickt ein Gesicht, nichtssagend, leer,
Nicht widerwärtig, häßlich, doch gemein,
Wie seine breite, fingerkurze Hand.
Zwei inhaltslose Augen steh'n darin,
Auf etwas vorgerichtet, ein Geschäft,
Nach dem sein Trott, man sieht's, gewohnheitsschnell
Ihn weiter treibt. Sie reden gleichfalls nichts —
Nur Eins: daß sie allein den Mai nicht seh'n
Und ihn nicht ahnen würden, göß' er auch
Noch hundertfacher Goldlicht um sie her.
Gleichgültig trabt er fort durch Licht und Schatten
Bei jedem Schritt fast lüftet er den Hut,
Gewohnheitsmäßig auch; es scheint, er kennt
Die ganze Stadt, doch Wenige danken ihm.
Die Meisten wenden eilig ihr Gesicht;
Mitunter jäh weicht eine junge Frau
Vor seinem Anblick aus und zuckt zusammen,
Das Roth auf ihrer Wange bleicht und wie
Mit Angst und Abscheu starrt ihr Aug' ihm nach
Er grüßt, wie immer, ausdruckslos; der Hut
Vollzieht es fast von selbst, als ob auch ihm
Die Kunden des Geschäftes wohl bekannt,
Als sei ein Jeder, der es noch nicht war,
Dereinst ein sichrer Kunde des Geschäft's.
Da streift sein Rock den duftigen Rosenstrauß
Des Blumenmädchens an der Straßenecke,
Und schreckhaft hastigen Ruckes zieht das Kind
Des Frühlings holde Kinder von ihm fort
Und schließt, als wär's zum Schutz vor seinem Blick
Die braune Hand darauf.

Nun biegt er ab
Vom breiten Bett des Hauptstroms, rudert fort

Durch ein Canalgeflecht, an's Thor hinaus,
Der Vorstadt langen Straßenzug hinab.
Wie still ist's hier, und immer stiller wird's,
Je mehr in's grüne Land der Weg sich dehnt.
Nur gleich dem Summen eines Bienenkorb's
Verklingt allmälig durch die Sonnenluft
Der Stadt Getöse. Hoch mit Kälberkraut
Und Nesseln überrankt, tritt Wiesenrand
Hier an die Straße, dort auf's Neue hebt
Sich inselgleich aus Bauschutt und Gestein
Ein Häuserviereck; drüben wieder eins —
Dazwischen Reste des verdrängten Ackers,
Ein Baum, der halb verdorrt, ein Gartenzaun,
Der rings durchlöchert nichts mehr in sich schließt,
So tönt die Stadt sich mälig aus in's Feld.
Nicht schön und kein Bezirk, d'rin der Genuß
Und Ueberfluß des Lebens Ruhe sucht.
Zum Trotz der Stille, die von Außen trügt,
Herrscht hier die Nothdurft und der Kampf um's Sein.
Von harter Arbeit reden Hand und Miene
Der Hausbewohner; fast zu stattlich scheint
Ihr Obdach hie und da für sie, doch täuscht
Auch dieser Schein. Zugvögel sind sie nur
Für kurze Rast im feuchten Neubau, den
Der Speculant errichtet, wohnen nur
Die Wände trocken hier um billigern Preis,
Als selbst der Altstadt engste Gassenluft
Ihn abverlangt. Nachfrag' und Angebot
Begegnen sich im Doppelwunsch und Zweck.
Ein Jahr, dann ziehn sie weiter, oder schlagen
Da drüber hinter'm hohen Mauerrand,
Den Lebensbaum und Eppich übernickt,
Ihr letzt' Quartier in sichrem Boden auf,
Aus dem sie nichts zu weiterem Umzug zwingt.
Wie stets, ist Kinderreichthum hier zu Haus;
Er liegt im Sand, er windet zum Geflecht
Die Unkrautblüthen, emsig, minder nicht
Erfreut von ihnen, wie vom Rosenstrauß
Der Blick, der über Gold und Glück gebietet.
Vielleicht — wer wägt's? — enthält es mehr an Glück,
Mit nackten Füßen dort im Scherbenbach
Den Schaum zu spritzen, als im Goldgespann
Dahin zu rollen und vom Becherrand
Den Schaum zu schlürfen, der sich kaufen läßt.

Nun aber rasten Hand und Fuß vom Spiel,
Die Kinder sehen auf, ein Schatten fällt
In ihren Sonnenkreis, doch blasser als
Der kurze, schwarze Körper, der ihn wirft.

Neugierig schaun sie d'rein, ihr Blick verräth:
Auch ihnen ist er wohlbekannt, vielleicht
Ein öftrer Gast noch hier als anderswo.
Den Schlotterrock, den Hut, die Ruderhand,
Sie kennen Alles, und ein Lachen kraust
Sich um den Mund des kleinen Kränzewinders.
Doch legt die ältre Schwester rasch die Hand
Ihm auf die Lippen: Still, du mußt nicht lachen!
Sonst wird er bös' und nimmt dich mit, wie neulich
Das Brüderchen!

Er hört's, doch regt sich nichts
In seinen Zügen, nur sein Auge sucht
Am Sims der Häuser eine Zahl, ein Schild,
So wie der Wandrer an der Straßenkreuzung
Nach einem Wegstein forscht. Umsonst. Es hat
Die Ordnung sich noch nicht bis hier erstreckt,
Die Allem Namen, Schnur und Nummer giebt,
Und fruchtlos geht sein Blick nach rechts und links.
Ein erster Unmuth furcht ihm leicht die Stirn,
Ein erster Ausdruck in dem leeren Nichts.
Soll er, der Weg und Ziel vor Allem kennt,
Bei Andern hier nach seinem Weg und Ziel
Umfrage halten? Doch da glimmt es auf
Im Winkel seines Aug's, ein kurzes Licht,
Dem ähnlich, das im späh'nden Blick des Habichts
Geduckt im Gras die Lerchenbrut entdeckt.
In allen Häusern stehen rund umher
Dem Mai die Fenster offen; dort allein,
Am Gärtchensaum, wo Maßlieb, welker Goldlack
Und Rittersporn vom dürren Boden sehn,
Dort, wie ein festgeschlossenes Lid, das nicht
Die Sonne schau'n will, schließt ein Laden sich!
Ein Merkziel seinem Blick, untrüglich wie
Dem nachtverschlag'nen Schiffer ein Gestirn.
Er hält's gefaßt und geht — dort tritt er ein.

Das Haus liegt stumm und leer; erst wie sein Fuß
Im Flur den Bretterboden hohl durchdröhnt,
Aus schmaler Seitenthür streckt sich ein Kopf,
Der früher Noth und Mühsal Züge trägt.
Ein Frau'ngesicht mit jenem stillen Blick,
Aus dem die Sorge quillt und doch noch Raum
Beläßt für Mitgefühl an fremdem Leid.
Sie schrickt, und an die Wimper greift die Hand —
Ich bin der Todtenschauer, sagt der Mann.

Nicht anders klingt's, als hätt' sein Mund gesagt:
Ich bin der Rauchfangkehrer, oder so.
Gekrümmt nur fügt mit einem Fragewink
Sein Zeigefinger d'ran: Wo ist die Thür?

Man wartet anderswo auf mich, d'rum rasch! —
Dort! streckt der Arm der Frau sich aus; und er:
Sind Sie der Todten Angehörige? — Nein. —
Wer denn? — Ich glaube, Niemand auf der Welt;
Sie wohnte hier mit ihrem Kind bei mir
In Aftermiethe seit dem Herbst. Man sah's
Ihr am Gesicht schon als sie kam. — Schon gut.
Ich weiß den Namen, weiter braucht es nichts.
Doch, da — den Laden auf! Ich brauche Licht.

Kaum Zwielicht dämmert durch ein eng Gemach,
Darin ein leiser Blumenduft wie Traum
Die Luft durchwebt. Nun eilig schließt die Frau
Den Laden auf, doch auch mit leiser Hand,
Wie jemand, der den Schlaf zu stören bangt,
Und voll und goldig scheucht ein Sonnenglanz
Das Dunkel fort. Fast in die Leere fällt
Sein Maienlicht; auf Tisch und Hausgeräth,
So ärmlich-werthlos, daß ein Bettler es
Verschmähen würde, fiel's umsonst ihm zu.
Nur von dem harten Seetangpfühl des Bett's
Fließt es mit einem Schimmer durch den Raum,
Verlorenen Reichthums, einst gewesenen Glück's,
Wie die zertret'ne Rose noch im Staub
An ihres ersten Aufbruchs Schönheit mahnt.
Ein junges Weib liegt reglos hingestreckt
Zum Schlaf, zum besten Schlaf, den nichts mehr stört.
Die dunkle Wimper brauchte keine Hand
Zu schließen; jeder Zug im Antlitz sagt's,
Sie fiel, vom heißen Tag zu müd', von selbst.
Doch hat das Mitleid ihre Hände sacht'
Im Tod auf ihrer stillen Brust gekreuzt
Und eine rothe Rose d'rein gebettet.
Sie ist's, die auch noch dieses arme Nichts
Mit einem Hauch des Mai's umschwebt, umträumt;
Ein blühend Abbild kurzen Frühlingsglück's —
Am Stiel des vollen Kelch's ein Knöspchen noch,
D'raus kaum ein erster Farbenschimmer blickt.

Er aber steht gebückt und schaut sie an,
Denn „Schaun" ist sein Beruf. Jetzt am Gelenk
Faßt er die magre, durchsichtsweiße Hand
Und nickt; jetzt streckt gespreizt die Finger er
Und hebt das schwer gesunkene Augenlid,
Daß flüchtigen Moment ein blaues Licht
Kalt, starr und schweigsam durch die Wimpern fällt.
Er nickt noch einmal, dreht sich kurz und spricht:
Nun, diese Frau ist todt; ich hab's bezeugt.
Sie kann begraben werden. — Und es klingt,

Als hätt' sie jetzt ein Recht erst auf den Tod,
Da er's bestätigt. Aus der Tasche zieht
Ein abgegriffenes Buch er, blättert d'rin.
Und neben einen Namen auf das Blatt
Kratzt er mit hartem Stift ein Kreuz. Dann klappt
Zusammen er das Buch, faßt seinen Hut,
Den noch im Zimmer auf die Stirn er drückt,
Und geht davon.

Die Frau bleibt stumm zurück:
Sie tritt an's Bett und streicht der Todten sanft
Das braune Haar am Schläfenbug herab,
Wie einst die Hand der Liebe oft es wohl
Der Lebenden gethan. Jetzt thut's das Leid,
Das Mitleid an der Jugend und der Schönheit,
Die wehrlos liegt und hülflos früh verging.

Doch hat der Tod sie nicht geraubt, sie spricht
Noch von den Wangen, aus der Lieblichkeit
Des jungen Angesichts. Was herb und bang'
Das Leben drüber schrieb an Noth und Angst,
An Krankheit und Entstellung, freundlich hat
Der Tod ihr bittres Mal hinweggelöscht
Und sie zu holdem Friedensschlaf gelegt.
Nur um die feinen Lippen schattet noch
Ein nicht geglättet banger Zug, als ob
Mit einem letzten Schmerzgedanken sie
Zusammen sich gepreßt, der in dem Traum
Der morgenlosen Nacht ihr nachgefolgt.
Mit tiefem Seufzer hebt das Mitgefühl
Die Brust der Frau, die auch von Sorgen schwer.
Sie kennt die Schrift um diesen bangen Mund,
Das Schmerzenswort, das ihn mit letzter Angst
Umbebt, der einzigen, die nach ihm blieb
Und von der Freundeshand nicht mit gelöscht.
Und noch ein Seufzer folgt dem ersten nach,
Dann schreitet sie hinaus.

Doch vor der Thür
Ist's nicht mehr still und leer. So wie im Wald
Der Anblick einer Eule, die in's Licht
Des Tages schießt, zu lautem Stimmenchor
Ringsum die Vögel sammelt, so auch hat
Des Todtenschauers Ankunft rundumher
Die Nachbarschaft herbeigelockt. Sie harr'n
Und stehn und reden, fragen eifrig nun,
Wie zwischen sie die Frau hineintritt. Doch
Auch diese weiß nicht viel. So weit sie's kann,
Stillt sie die Neugier, die ein Sterbehaus
Gleichwie ein Hochzeitshaus stets aufweckt, sagt

Der Todten Gutes nach, verstummt und fügt
Kopfnickend d'rein:

Wie's Tausenden ergeht,
So ging's auch ihr. So lang sie's konnte, trug
Mit harter Arbeit Sorge Tag und Nacht
Sie um ihr Kind — fast bis zum Letzten hin.
Dann hab' ich sie — gern hätt' ich's länger noch
Gethan — und doch ist's gut, nun ist's vorbei.
Sie sprach von sich fast nie; kein Hochmuth war's,
Weil sie aus besserem Haus und feinerer Art
Als Unsereins. Sie trug's nur still für sich;
Wer's eigne Schuld heißt, mag es thun. Mich däucht,
Ihr Herz war sündenreiner, als der Kranz
Auf mancher frommen Stirn, die am Altar
Der Priester segnet. Nur zuletzt, schon halb
In Phantasien entfloh's ihr ab und zu,
Nicht klar, doch schien's, es hatt' ein edler Mann
Sie lieb gehabt und sie zum Weib gewollt.
Es brauchte nur ein Ja, dann läg' sie jetzt
Nicht dort, denn Glück und Reichthum bot er ihr.
Doch sie — er war ihr Freund, den werth und hoch
Sie hielt — und doch — was ist ein Mädchenherz? —
Ihr Herz sprach Nein zu ihm und Anderem Ja,
Der sie an seinem Wege traf und brach
Wie eine Blume, kurze Weile trug
Und liegen ließ Gott schuf ihr klopfend Herz,
Und wenn ihm Sünde gilt, was es gethan,
So hat sie's hier gebüßt und er vergab's,
Deß bin ich sicher.

Traurig schweigt ihr Mund
Und lächelt trüb nur d'rein noch: Es war Mai.
Ein Raunen geht. Da kommt es — nicht wie Mai,
Wie erster Sonnentag im März, durch den
Der goldne Falter taumelt, fliegt vom Rand
Der Wiese dort ein Lockenkopf herauf.
Ein lieblich lachend Mädchenbild, ob auch
In kärglich armen Rahmen eingefaßt,
Denn aus dem groben, oft gestückten Kleid
Wuchs Hals und Händchen wohl seit manchem Mond
Zu lang hervor schon. Doch gesund und hell
Sind Augen, Wang' und Stirn, die Lippen blühn;
Vier Jahre mag sie zählen, kaum; vielleicht
So scheint es, täuscht ihr Wuchs. Feldblumen hält
In farbigem Durcheinander ihre Hand;
Sie selber aber gleicht der Todten drinnen,
So wie dem Rosenkelch der kalten Brust
Die junge Knospe gleicht.

Sie fliegt heran,
Der guten Frau entgegen, deren Blick
Bekümmert auf ihr ruht, und hebt beglückt
Den Strauß empor und ruft frohlockend, hell
Wie Glockenton: Sieh nur! Sind die nicht hübsch?
Nun flecht ich für die Mutter einen Kranz,
So groß und bunt! Nicht wahr, dann ist es gut?
Dann kommt die Mutter in ein schönes Haus,
In dem sie nie mehr weint, und ich mit ihr,
Und d'rin bekomm ich auch ein schönes Kleid,
Weil ich sie lieb gehabt — so eins, wovon
Sie oft das Märchen mir erzählt, ein Kleid,
Das ganz von Sonnenfäden — nein, ich will
Noch lieber das vom Mond — nur schnell den Kranz!

Die Hand der Frau zuckt an die Wimper auf,
Dann schließt sie zart, doch wie von Krampf gepreßt,
Sich um des Kindes weiche Schläfen, streicht
Sein flockig Haar, und murmelnd, halb erstickt,
Spricht vor sich hin ihr Mund: Du armes Ding —
Ja, in ein besseres Haus kommt deine Mutter,
Das beste für uns alle wohl — doch du —
Auch du kommst in ein anderes Haus, d'rin legt
Man dir ein graues Waisenröckchen an.
Du wirst nicht hungern, aber ärmer als
Die ärmsten Kinder sein, denn frieren wirst du
Im warmen Zimmer, weinen, armes Ding,
Viel Jahre lang, mehr bittre Thränen noch,
Als deine Mutter sie um dich geweint. —

Die Lippe stockt, von Schluchzen übermannt;
Verwundert schaut die Kleine flüchtigen Blick's
An ihr empor, dann springt sie hüpfend fort
Und sitzt im Sonnenglanz am Treppenstein
Und sucht die farbenbunt'sten Blumen eifrig
Aus ihrem Strauß hervor — denn es ist Mai.

Doch drüben, weit schon, wieder im Gewühl
Der lauten Straße schlüpft und trabt und grüßt
Der dunkle Schatten, dessen Finger einst
Jedwedes Augenlid „bezeugend" hebt.
Die Hände rudern fort nach neuem Ziel,
Gleichmäßig, ohne Hast und ohne Halt,
Wie eine Krähe durch den Nebel zieht.
Nun hält er an und hebt den leeren Blick
An einem rothen Steinportal hinauf
Und faßt den weißen Knopf des Glockenzug's;
Die Thür springt auf, und wieder tritt er ein.

Auch hier empfängt's ihn lautlos, schattenkühl,
Doch jene vornehmstille Schweigsamkeit,

Die aus bemalten Scheiben niederblickt.
Vom teppichüberwirkten Stufenrand
Der Marmortreppe schaut den Kommenden
Ein Diener halb erstaunt und fragend an.
Doch diesem gilt kein Unterschied des Rang's,
Der Hütte, des Palast's, so wenig wie
Dem Meister des Geschäftes, dem er dient.
Im trocknen Klang liegt keine Ironie,
Doch spricht er es genau im selben Ton:
Ich bin der Todtenschauer — und er winkt
Gekrümmten Fingers d'rein: Wo ist die Thür?
Man wartet anderswo auf mich, d'rum rasch!

Der Diener führt ihn, raunt gedämpft: Recht sacht!
Daß es den Herrn nicht stört! Er nimmt den Tod
Des Alten, der bei seinen Eltern schon
Im Dienst stand und mit ihm als Kind gespielt,
Zu Herzen sich, als sei's ein Freund, den er
An ihm verloren. Wer um Hab und Gut,
Um Frau und Kind sich nicht zu sorgen braucht,
Verfällt auf solche Grillen. Freilich fehlt's
Ihm so wie so im Kopf; ein Klügerer säß'
Hier nicht Tag ein Tag aus im leeren Haus.
Ich wüßte wohl, was ich mit seinem Geld —
Und daß der Tod des Alten mich nicht viel
Bekümmern würd', der lang bereits —
Schon gut.
Ich weiß den Namen, weiter braucht es nichts.

Sie treten ein, und aus der Tasche zieht
Der Todtenschauer sein vergriffenes Buch.
Er blättert d'rin und legt es auf den Tisch;
Dann schreitet er zum Bett, d'rin ausgestreckt
Der Todte liegt, und „schaut". Doch seitwärts tritt
Aus einer Nebenthür des Hauses Herr,
Noch jung, doch spricht von tiefem Gram sein Blick,
Das dunkle Haar, das hier und dort am Rand
Der Schläfen schon ein Silberglanz umspielt.
Ein Leidenszug durchschattet sein Gesicht,
Den nicht der Tod von heut erst d'rein geprägt.
Ein tieferes Weh, ein immer bleibendes,
Das aus des Lebens Wurzel stammt, umflort
Den milden Ernst, die Güte seiner Stirn.
Ein Blick besagt's: Er ist ein armer Mann
Im reichen Haus, denn dieses Haus ist leer
An dem, wonach das volle Herz ihm schlug.
In diese Fenster, diese Augen fällt
Kein Mai hinein. Er that's vielleicht einmal
Mit jeder Hoffnung Frühlingsherrlichkeit,
Doch er versank in grauem Nebelmeer.

Nun, dieser Mann ist todt; ich hab's bezeugt.
Er kann begraben werden.

Rückwärts dreht
Der Sprecher sich zum Tisch, an's offene Buch
Und greift den harten Stift und malt sein Kreuz,
Das erst das Anrecht auf den Tod verbürgt.
Doch über ihn gebeugt, sieht mit auf's Blatt
Des Hauses Herr hinab und murmelt trüb:
Mein armer Freund — mein alter letzter Freund. —
Und von des alten Dieners Namen schweift
Sein Blick mechanisch auf zu jenem, der
Mit gleichem Kreuz beendet drüber steht.
Da plötzlich zuckt's, durch seine Wimpern starr
Ruht auf der Schrift sein weitgeöffnet Lid,
Darunter etwas seltsam rinnt, ein Licht,
Gleich einem Stern, der Nachts am Bogenrund
Des dunklen Himmels aufirrt, fällt und lischt.
Man sieht's, er ringt nach Luft — ein jeder säh's,
Nur nicht der Andere, der vor ihm steht
Und sich um den nur kümmert, dessen Brust
Nicht mehr nach Luft begehrt. Nun rüttelt leis'
Der Tisch, auf den des Hausherrn Hand sich stützt,
Dann bückt noch einmal schweigend sein Gesicht
Sich tiefer auf das Blatt, weiß wie der Tod,
Der drüben schläft, doch auch so ruhig jetzt;
Nur stumme Regung seiner Lippen prägt,
So scheint's, ein Wort der Schrift sich ein. Da klappt
Sein Buch der Todtenschauer, faßt den Hut,
Den noch im Zimmer auf die Stirn er drückt,
Und geht davon.

Ganz still ist's im Gemach,
D'rin nur der Tod und nur das tiefe Weh
Verblieb, das aus des Lebens Wurzel stammt.
Durch's hohe Fenster einzig schleicht ein Strahl
Der Maiensonne, zögernd, scheu, wie in
Ein fremd Gebiet, dem Sessel zu, darauf
Der Mann die Augen mit der Hand verdeckt.
Nur langsam wagt sie weiter sich und scheint
Zu halten, eh' sie aufwärts steigt; dann ist's,
Als zög' sie einem goldnen Faden gleich
Ganz leis' die Hand, ganz leis' und still herab,
Daß von den freien Wimpern schwer und stumm
Zwei Tropfen niederfallen, Thau der Nacht.
Sie rinnen langsam, fallen in den Staub.
Doch gleich, als ob ein rückgewendet Licht
Aus ihren feuchten Perlen sich empor
Zum Ursprung ihres Quells den Weg gesucht,

So wacht ein Schimmer in der Augennacht
Des Mannes auf und wird zum Glanz, zum Strahl,
Der stumm-geheimnißvoll dem andern nickt,
Dem Gruß des heutigen Mai's.

Nun steht er auf
Und läßt sein reiches, vornehm-stilles Haus.
Er geht den Weg, den Jener kurz zuvor
Entlang gerudert; Viele grüßen ihn
Im Lärmgetrieb der Straße, sehn erstaunt
Ihm flüchtig nach, daß er, der Keinen je
Hochmüthig überblickt, sie nicht gewahrt.
Denn Keiner ahnt's, daß nicht der Stadt Gewühl,
Daß einsam tiefen Wald sein Fuß durcheilt;
D'rin raunt im Schattengrund ein Märchenquell,
Der heimlich weiter fort und fort ihn zieht,
Und müden Fußes kehrt er heut und bückt
Die Lippen über deinen Born — Erinnrung.

Still, leer und sonnig wie zuvor empfängt
Auch ihn die Vorstadt; selbst der Kinder Spiel
Belebt kaum mehr den heißen Mittagstraum.
Nur Einige blieben, deuten ihm das Haus,
Nach dem er fragt, und hastiger eilt sein Fuß,
Und zagend hält er an, eh' er's betritt.
Dann steht er auf dem Flur, wo für des Tag's
Bedürfniß sorgend, ihm die Hüterin
Der Wohnung halb erschreckt entgegenkommt.
Sie giebt ihm Antwort, sieht nun staunend d'rein;
Er spricht verwirrt, sie zeigt nach einer Thür,
Doch feinen Tactes bleibt sie selbst zurück.

Da liegt die Todte vor ihm, still und schön.
Zu Häupten ihr reckt auf die Zehen sich
Das kleine Mädchen, dessen Hand ihr Werk
Vollendet hat, zwar ungeschickt, doch ist's
Ein Kranz, und fröhlich, stolz befriedigt legt
Den Schmuck sie auf der todten Mutter Stirn,
Daß grün wie Myrtenreis die Blätter ihr
Den braunen Scheitel kränzen. Halb in Scheu
Und warnend halb, zum Munde hebt sich jetzt
Ihr Finger auf: Sei still, die Mutter schläft!
Und auf dem Fremden bittend ruht ihr Blick.

Doch er, vom Haupt zum Fuß durchzittert, schlingt
Um ihren Lockenkopf den Arm: Mein Kind —
Du wärst m e i n Kind gewesen — sollst es sein. —
Versagend stockt sein Mund, er tritt an's Bett
Und faßt die kalte Hand, die nichts mehr wärmt.
Lang schaut er nieder, und ein einzig Wort

Durchklingt den stillen Raum: Elisabeth — —
Dann bückt er stumm die Stirn auf sie hinab
Und küßt das Lippenpaar, von dem ihm einst
Die Hoffnung seines Mai's gewinkt und schwand,
Und von der stillen Brust wie Antwort weht
Ein Rosenhauch ihn an.

Und wundersam
Wie nun des Kindes Hand er fest umschließt,
Hat ausgeglättet sich der bange Zug,
Der letzte Schmerzgedanke, der den Mund
Der Todten noch umpreßt und in den Traum
Der morgenlosen Nacht ihr nachgefolgt.
Verschwunden ist er, aufgetrunken wie
Ein Schatten, den das Sonnenlicht verscheucht,
Und auf den blassen Lippen liegt der Mai
Mit einem Lächeln stummen Frühlingsglück's.

Sie schreiten schweigend aus der niedern Thür —
Die Lebenden. Vertraulich hält die Hand
Des sanften Mannes schon das Kind umfaßt
Und nickt im Flur vergnügt der guten Frau:
Siehst du, nun komm' ich in das schöne Haus,
Und wenn es Abend, kommt die Mutter nach!

Und in's Gewühl des Lebens tauchen sie.
Es wogt und treibt, der Wagen Rasseln dröhnt
In das Geschrei des Markts, und dennoch durch
Der Stimmen tausendfältig Wettconcert
Klingt's heimlich hier auch wie ein Ton des Mai's.
Nur Einer dort hat keinen Theil an dem
Was alle eint. Er schlüpft durch das Gewühl
Gleichmäßig, ohne Hast und ohne Halt,
Wie eine Krähe durch den Nebel zieht.
Ein dunkler Schatten schwindet er und taucht
In's Sonnenlicht und rudert mit der Hand
Auf's Neu schon im Gewog. Nun blickt er kurz
Und grüßt den Mann, der fest das Kind umschließt,
Doch kennt er's nicht. Ein Werk des Lebens hat
Heut sein Geschäft vollbracht; doch ahnt er's nicht,
Und wenn er's wüßte, gält's ihm gleich. Er „schaut"
Die Todten nur und nicht die Lebenden.
Und weiter trottet er nach neuem Ziel,
Den Namen weiß er, weiter braucht es nichts.

Die Beiden aber treten in's Portal
Des großen Hauses, d'rin vom Scheibenrand
Ein rothes Licht der Kleinen Wang' umlacht.
Noch einmal hält sie scheu jetzt vor der Pracht
Des Marmorflurs, doch zärtlich legt ein Arm
Sich um ihr Köpfchen, küßt vom Aug' das Bangen
Ein bebend Wort: Elisabeth — mein Kind!

Der Kuß.

Eine anthropologische Skizze.

Von

Fr. Merkel.

— Rostock. —

Wer jemals Kinder beobachtet hat, der weiß, daß sie stets geneigt sind, ihre Gewohnheiten auf das Zäheste festzuhalten. Die Stellung der Möbel, die Bilderdecoration der Wand wird als unveränderlich, gewissermaßen in den Naturgesetzen begründet, angesehen. Hat man die Kinderschuhe ausgezogen, dann macht man es so handgreiflich freilich nicht mehr und kann über die Zeiten von ehedem lächeln, doch werden wir uns immerhin, wollen wir nur die Augen öffnen, noch oft genug auf den alten Wegen ertappen. Gar manchmal denken auch wir über Gebräuche, welche wir lebenslang vor Augen hatten, nicht weiter nach und schwingen uns höchstens dazu auf, ihr Dasein zu constatiren. „Es war immer so“ hört man selbst Leute gelegentlich argumentiren, welche sonst die Dinge nicht nur oberflächlich zu streifen glauben.

Greife ich ein paar Beispiele heraus, so kann ich an die Art und Weise erinnern, wie man entfernt stehende Personen heranwinkt. Niemand, welcher nicht etwa specielle Erkundigungen eingezogen hat, wird glauben, daß dies ein Mensch anders machen könne, als so, daß er in allbekannter Weise die nach *oben* halbgeöffnete Hand mit sanfter Neigung auf sich zu bewegt. Wie erstaunt man, auf einer Reise nach Italien zu finden, daß dort der gleiche Wunsch durch eine gerade entgegengesetzte Pantomime ausgedrückt wird, nämlich dadurch, daß man bei nach *unten* halbgeöffneter Hand deren Finger nach sich hin krümmt. Schon in der Schule werden bei uns die Kinder dazu angehalten, aufzustehen, wenn sie mit Respectspersonen sprechen, in unseren Parlamenten erhebt man sich, wenn man Achtung bezeugen will. In Tahiti wäre dies der größte Verstoß gegen die gute Sitte, dort hat man sich nieder-zusetzen, wenn man zu einem Vornehmeren spricht. Man zweifelt nicht, daß die Zeichen für „nein“ und „ja“ allgemein und unveränderlich seien und

wundert sich sehr, wenn man hört, daß es genug Völker giebt, welche dem Nicken und Schütteln des Hauptes die entgegengesetzte Bedeutung beilegen oder welche sogar ganz andere Zeichen dafür in Gebrauch haben.

Es ist außerordentlich interessant, die Verschiedenheiten, welche in der Geberdensprache über das Erdenrund walten, zu verfolgen und vergleichend zu betrachten. Wir finden auch darüber in den Werken von Taylor, Lubbock, Darwin u. a. vortreffliche Fingerzeige, welche einen großen Theil der mimischen Acte zu erklären erlauben. Um so wunderbarer ist es deshalb, daß diese Autoren über eine der ausdruckvollsten und bedeutungsreichsten Gesten mit wenigen Worten hinwegschlüpfen; ich meine den Kuß.

Selbst ein Mann wie Steele befindet sich über ihn in dem Eingangs genannten Irrthum; er hält die Natur für die Erfinderin desselben — „der erste Kuß entstand mit der ersten Brautwerbung.“ Die drei anderen genannten englischen Publicisten nennen diese Ansicht zwar unrichtig, setzen jedoch eine bessere Erklärung nicht an deren Stelle, obgleich eine solche auf dem von ihnen beschrittenen Wege der Entwickelungsbeobachtung von Sitte und Gebräuchen unschwer zu finden ist.

Die erste Bedingung für ein vollkommenes Verständniß jeder Geste, also auch des Kusses, ist die Kenntniß des anatomisch-physiologischen Vorganges, durch welchen sie hervorgebracht wird.

Beginne ich hiermit, so muß vor Allem constatirt werden, daß der Act des Küssens lediglich auf die Lippen und das Innere der Mundhöhle beschränkt ist. Diese Bemerkung könnte höchst überflüssig erscheinen, ist es aber um deswillen nicht, weil wir wissen, daß sehr viele mimische Handlungen die Muskulatur des ganzen Gesichtes in Anspruch nehmen. Ein Blick in Darwins Buch über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen giebt hierfür überreiche Belege. Den Lippen ist nun aber gerade in denjenigen Lebenslagen, welche bei starken Affecten zum Kusse auffordern, in großer Freude, großem Leid, eine hervorragende mimische Rolle zugetheilt, und sie müssen beim Lachen sowohl wie beim Weinen in eine ganz veränderte Stellung gebracht werden, wenn sie küssen sollen. Sehr oft beobachtet man deshalb, daß nach dem Kuß der nun doch einmal zerstörte Ausdruck starker Bewegung nicht wieder zu Stande kommt. Mit der Rückkehr des Mundes in die Mittelstellung verliert sich auch allmälig das Muskelspiel in der Umgebung der Augen, der ganze Ausdruck des Gesichtes wird ruhiger. Damit glätten sich dann die durch Freude oder Trauer erregten Wogen des Gemüthes und so bezeichnet der Kuß, mit Einem Wort, den Abschluß des Gefühlsparoxysmus.

Bei Menschen, welche nicht über ein sehr ausgebildetes Mienenspiel verfügen, kann man nicht selten die komisch berührende Beobachtung machen, daß ein Kuß alle Bewegung aus dem Gesichte bannt, daß er mit ruhig ernster Miene gegeben wird, und daß erst nachher wieder der Ausdruck entsteht, welcher der jeweiligen Stimmung entspricht.

Die auffallendste Veränderung der Züge beim Kusse ist das Spitzen der Lippen, sie ist deshalb auch stets am meisten beachtet worden und man

findet sie in Prosa und Poesie am häufigsten erwähnt. Trotzdem aber ist sie nicht unbedingt zum Kusse nöthig und wird meist nur angewandt, wenn die Geste von einer gewissen Innigkeit begleitet ist. Bei conventionellen Küssen, oder gar wenn man nur widerwillig bei der Sache ist, werden vielmehr die Lippen ziemlich schlaff gehalten und kaum aus der gleichgiltigen Mittelstellung bewegt. Der wesentliche Theil des Kusses ist das Einziehen der Luft in den Mund. Dies geschieht so, daß man die Zunge niederdrückt, wodurch im Inneren der Mundhöhle ein luftverdünnter Raum erzeugt wird, und daß man dabei gleichzeitig die Lippen öffnet, wodurch die umgebende Luft Gelegenheit findet, durch rasches Einströmen in die Mundhöhle das Gleichgewicht der Athmosphäre wiederherzustellen. Hierbei entsteht auch der dem Kusse eigenthümliche Laut.

Halten wir Umschau unter dem Heer der Bewegungen, welche wir mit dem Munde ausführen, so fällt es bei dem ersten Blick auf, daß die des Saugens genau die gleiche ist, wie die des Küssens. Mit denselben Mitteln, mit welchen wir einen Kuß hervorbringen, würden wir auch einen Tropfen Wasser, der auf den Handrücken gefallen ist, aufsaugen; der einzige kleine Unterschied — wenn er überhaupt besteht — ist der, daß man in letzterem Falle nicht den völlig geschlossenen, sondern den ganz wenig geöffneten Mund auf die Hautfläche aufdrückt und nun die beschriebene Luftverdünnung erzeugt. Noch weit ähnlicher dem Kusse, als das Saugen Erwachsener, ist aber das Saugen der kleinen Kinder, man könnte es fast einen potenzirten Kuß nennen. Die Lippen sind stark gespitzt und man sieht die heruntergedrückte Zunge bei jedem Zug des Säuglings auch von außen deutlich als Hervorwölbung des Mundhöhlenbodens unter dem Kinn. Läßt man ein Kind am Finger saugen, dann fühlt man ferner, wie dessen Zunge hart wird und muldenförmig den Finger umschließt. Beobachtet man sich selbst bei der Ausführung eines ausgeprägten Kusses, dann bemerkt man in wunderbarer Analogie mit diesem Factum, daß die Zunge ebenfalls fest wird, sich gegen den hinteren Rand der Zähne anstemmt und an der Spitze eine leichte muldenförmige Krümmung annimmt. Jedermann kann sich somit durch ein augenblicklich auszuführendes Experiment selbst überzeugen, daß der Kuß und der Act des Trinkens von Säuglingen identische Bewegungen sind.

Es kann nun sonderbar berühren, daß sich ein Symbol, welches eine so edle und entzückend schöne Verkörperung erfahren kann, wie wir sie in der bekannten antiken Marmorgruppe „Amor und Psyche“ sehen, unter der physiologischen Betrachtung zu einer so prosaischen Handlung auflöst, wie es die Nahrungsaufnahme des Säuglings ist. Gerade durch diese Erkenntniß aber werden wir zum richtigen Verständniß des Kusses hingeleitet.

Nähert man den Mund eines Säuglings irgend einem lebenswarmen Theil, dann glaubt er, an der Quelle seiner Nahrung zu sein und beginnt zu saugen. Wohl jede Mutter liebt es, sich von ihrem kleinen Herzblatt die Wange „küssen“ zu lassen und täuscht sich selbst gerne vor, daß diese rein reflectorische Bewegung ein Zeichen der Zärtlichkeit ihres Kindes sei. Eine

Aeußerung der Zuneigung aber, wenn sie von einem geliebten Wesen ausgeht, strebt man zu erwidern, und insbesondere ist ein Mutterherz geneigt, ihren Liebling mit Zärtlichkeiten zu überschütten. Schon Darwin hat nun die Beobachtung gemacht, daß man bei zärtlichen Regungen „eine starke Begierde empfindet, die geliebte Person zu berühren.“ Selbst Thiere thun dies sowohl unter sich, wie auch den Menschen gegenüber, welche sie lieben. Was Wunder also, wenn eine Mutter solche Berührungen verdoppelt und verdreifacht, wenn sie nicht genug daran hat, den Gegenstand ihrer Liebe an's Herz zu drücken, sondern auch strebt, die Liebkosung, welche ihr zu Theil geworden, und welche ihr die höchste Freude verursachte, ganz in gleicher Weise ihrem Kinde zurückzugeben. Der erste mit Bewußtsein gegebene Kuß wird daher nicht unter Brautleuten ausgetauscht worden sein, wie Steele meint, sondern wird durch das heiligste Gefühl des Menschenlebens, die Mutterliebe, in's Dasein gerufen worden sein. — Freilich aber trat der Kuß schon frühzeitig aus der Kinderstube hinaus in's öffentliche Leben, Erwachsene tauschten ihn unter sich aus, er verlor seine ursprüngliche Innigkeit, wurde zu einer rein conventionellen Begrüßungsform herabgewürdigt und gab damit seine ursprüngliche Bedeutung völlig auf. Erst unseren Tagen scheint es vorbehalten zu sein, hierin Wandel zu schaffen. — Doch von dem Allen nachher!

Aus dem bisher Gesagten geht bereits hervor, daß der Kuß keine Handlung ist, welcher eine gewisse Nothwendigkeit inne wohnt; ein noch klarerer Beweis liegt jedoch darin, daß Kinder, welche mit der Saugflasche ernährt werden, die erste unbewußte Art des Küssens nicht kennen, sondern es erst später mit vollem Bewußtsein erlernen müssen. Auch solche Kinder aber, welche es vom ersten Tage ihres Lebens an geübt haben, würden die Sitte in ihrer späteren Jugend gewiß nicht beibehalten, wenn der Kuß nicht bei dem Erwachen der Geistesthätigkeit erst als Kunststückchen eingelernt würde, dessen gelungene Ausführung die zufriedene Mutter stets ihrerseits mit einem richtigen Kusse der Anerkennung belohnte.

Dies wird dadurch bewiesen, daß eine große Menge von Völkern existirt, welche den Kuß überhaupt nicht kennen, bei denen sich also die mütterliche Liebkosung gar nicht, oder doch nur sehr unvollständig entwickelt hat, oder welche bei der Bezeugung ihrer Zuneigung von ganz anderen Grundanschauungen ausgingen, wie wir. Wie uns eine Umschau in der einschlägigen Literatur belehrt, sind es folgende Völker, von welchen ausdrücklich berichtet wird, daß sie des Kusses entbehren: In Europa die Lappländer, in Afrika die Bewohner der Westseite, des Continents die von Madagaskar, sowie die nubischen Somali, in Amerika die Feuerländer und Eskimos, auf den asiatischen und australischen Inseln die sämmtlichen Malayen und Polynesier, sowie die Papuas und endlich die Bewohner des Festlandes von Neuholland. Man darf mit Bestimmtheit annehmen, daß dies noch nicht alle Völker sind, welche den Kuß nicht kennen, sondern daß dieser Mangel bei einer Anzahl von anderen nur nicht in den allgemein zugänglichen Aufzeichnungen genannt ist. So darf man

wohl glauben, daß nicht die Feuerländer im äußersten Süden und die Eskimos im äußersten Norden Amerikas allein nicht küssen, auch fast alle anderen Amerikaner werden wohl dieser Sitte nicht huldigen; von den Botokuden am Parana und Paraguay mitten in Südamerika wenigstens läßt es sich, wie Peschel sehr richtig bemerkt, bestimmt in Abrede stellen, da ihnen des Pflockes wegen, den sie als Schmuck in den Lippen tragen, der Kuß physisch unmöglich ist. Dasselbe gilt von den Koluschen und anderen Stämmen der Westküste Nordamerikas, welche vom höchsten Norden bis herunter zur Vancouver-Insel an der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Britisch-Amerika ihren Sitz haben. Auch in Mittel- und Südafrika herrscht bei den Negerfrauen die Sitte, das Pelele, eine Scheibe, in der Unterlippe zu tragen, so daß dort ebenfalls das Küssen unmöglich ist. Ueberblickt man also die ganze bewohnte Erde, dann sind Amerika, Australien, Polynesien und fast ganz Afrika vom Kuß auszuschließen, auch der Norden Europas und Asiens entbehren seiner, so daß nur ein beschränkter Theil der Bewohner beider letztgenannter Welttheile denselben besitzt.

Wir werden also auch durch die ethnographische Betrachtung darauf hingeführt, daß der Kuß durchaus nicht angeboren ist. Es besteht vielmehr bei einem Theil der genannten Völker sogar Abneigung gegen ihn, und man darf durchaus nicht etwa glauben, daß die uns so schön dünkende Sitte von Allen freudig aufgenommen wird, welche damit bekannt gemacht werden. Peschel erzählt, daß Winwood Reade das Entsetzen eines Negermädchens erregte, als er sie küßte, und daß Bayard Taylor bei den Frauen Lapplands auf eine entschiedene Abneigung gegen jede derartige Berührung stieß. Auch in Tonga, wo man eine Art von Kuß hat, lacht man doch, wie Gerland sagt, sehr über die europäische Art zu küssen. Nur die Hottentotten scheinen den Brauch von den eingewanderten Weißen angenommen zu haben, wenigstens berichtet F. Müller, daß bei ihnen die Mütter ihre Kinder häufig herzten und küßten.

Die genannten Völker haben für den Kuß sehr verschiedene Surrogate. Die Andamanen-Insulaner blasen sich einander mit girrendem Murmeln in die Hand. Von einem indianischem Stamm am Golf von Mexiko sagt Charlevoix sogar, daß man sich dort als Begrüßung in die Ohren bliese. Du Chaillu erzählt, daß er selbst in Afrika angeblasen worden sei (Taylor). In Central-Afrika fassen sich zwei Männer gegenseitig die Arme mit beiden Händen und reiben auf und nieder. Der ursprüngliche Gruß auf der canadischen Küste war das Berühren oder Reiben der Brust, der Arme, Beine oder des Kopfes; auf dieselbe Weise verfuhr man in Virginien, wo nur die Berührung des eigenen Kopfes vorausging. In Carolina scheint man dem zu Begrüßenden die Schulter gekratzt zu haben.

Die am allerweitesten verbreitete Gewohnheit aber ist die des Nasenreibens. Dasselbe finde ich verzeichnet von den Neuholländern, Polynesiern, Malayen, Eskimos, Lappländern und den Schwarzfüßen Nordamerika's. Es wird diese Ceremonie ganz in derselben Weise ausgeführt, wie bei uns das Küssen,

indem man entweder gegenseitig die Nasen an einander legt, oder indem man mit der Nase einen andern Körpertheil des „Geriebenen" berührt. Von den Schwarzfüßen z. B. wird erzählt, daß sie zum Zeichen der Freundschaft ihre Nase auf den Backen des Andern reiben, während dagegen die Eskimos durch Zusammenstoßen der Nasen grüßen.

Am besten kann man diese Sitte bei den Polynesiern studiren, welche überhaupt sehr ceremoniös sind und auch beim Nasenreiben ganz fest bestimmte Regeln beobachten. Gleichstehende Personen reiben sich gegenseitig die Nase, in Samoa drückt man bei besonderer Höflichkeit die Nase auf die Hand; bei den Papuas der Fidschi-Inseln sieht man sogar, wie mit dem steigenden Rang des Begrüßten die Nase auf das Knie, zuletzt auf den Fuß gedrückt wird (Gerland). Wie unser Kuß auch auf Abwesende Anwendung finden kann, ganz ebenso ist es mit dem Nasenreiben. So erzählt Hochstetter, daß ein Häuptling in Neuseeland mit der Nase den Namen seines Sohnes in einem Briefe berührte, der dessen Todesnachricht enthielt.

Die Erklärung des Nasenreibens scheint noch schwerer zu sein, als die des Kusses, doch dient der Gebrauch, wie er auf den Fidschi-Inseln besteht, als Wegweiser. Von dort wird berichtet, daß das Auflegen der Nase von einem „Schnüffeln" begleitet sei, woraus hervorzugehen scheint, daß es sich nur darum handelt, den Geruch der Haut des Begrüßten einzuziehen. Nach Gerlands Bericht erzählt freilich Kendall, daß als eigentliche Hauptsache die Vermischung des Athems der sich Begrüßenden gelte, doch ist bei einer solchen Annahme nicht zu erklären, warum man in Samoa, der ceremoniösesten Inselgruppe Polynesiens, deren Etikette man mit der spanischen vergleicht, die Nase auf die Hand drückt.

Es liegen also dem Kuß und dem Nasenreiben Vorstellungen zu Grunde, welche bei genauer Betrachtung gar nicht soweit von einander entfernt sind. Bei Beiden zieht man die Luft von der Hautoberfläche der Begrüßten ein, beim Küssen, um dieselbe zu schmecken, beim Nasenreiben, um sie zu riechen. Freilich muß man den Gebräuchen mit dem Secirmesser zu Leibe gehen, wenn man diese Grundbegriffe zu Tage fördern will, und in unserer Zeit pflegt man bei dem traditionell überlieferten Küssen meist nicht mehr daran zu denken, daß man die Haut des Geküßten schmecken will. Allein wie solche Sitten, die man oft sein Leben lang gedankenlos üben kann, entstehen und wie sie sich im Lauf der Zeit abschwächen, davon hat uns erst vor Kurzem Henle ein lehrreiches Beispiel in dem Nachweis gegeben, daß das Hutabnehmen der letzte Rest des früheren sclavischen Niederwerfens ist.

Wie bei den Polynesiern die Nasen auf eine immer tiefere Körperstelle gedrückt werden, je höher der Begrüßte steht, ganz ebenso haben auch wir Culturmenschen uns gewöhnt, augenscheinlich von der gleichen Anschauung ausgehend, und zwar der, daß der Geküßte so hoch über uns steht, oder so viel größer ist, daß wir nur seine Hand, bei Sr. Heiligkeit sogar nur den Pantoffel erreichen können. Hätten die Fidschi-Insulaner eine so vollständige

Toilette, wie z. B. viele Nationen des Ostens, dann würde man gewiß auch dort auf die Idee verfallen sein, den Rockzipfel mit der Nase zu reiben.

Aber auch wenn wir jeden Gedanken an conventionelles Wesen verbannen, wenn Eltern und Kinder sich küssen, selbst dann bringen wir es nicht fertig, die Fesseln der uns völlig in Fleisch und Blut übergegangenen Etikette zu durchbrechen. Will ein Vater recht väterlich seinen Sohn in einer ernsten Stunde küssen, so wird er sich doch gewiß nicht dessen Hand dazu wählen, er wird vielmehr auf die Stirne den Kuß drücken. Eine Mutter hinwiederum, welche sich von ihrem Töchterchen einen „Gute-Nachtkuß" geben läßt, wird nicht leicht daran denken, die Stirne darzubieten, sondern sich die Wange küssen lassen. Mund auf Mund zu drücken findet man eigentlich nur unter gleichstehenden Menschen. Intimste Freundschaft und vor allem innige Liebe geben hierzu die Berechtigung. Da nun aber die Liebe Alles gleich macht, so sieht man auch zwischen verschieden gestellten Menschen, wie z. B. zwischen Eltern und Kindern, die Sitte des Mundkusses weit verbreitet und besonders in Momenten, welche nicht als feierliche zu bezeichnen sind, gerne geübt. Nur bei Säuglingen, welche doch an Liebe nicht das kleinste Theil empfangen, scheint man, so weit ich beobachten konnte, nur selten daran zu denken, mit dem Kuß den Mund aufzusuchen, während sonst wohl kein Körpertheil vor den Küssen der verliebten Mutter sicher ist.

Wiederhole ich nun noch einmal mit einem Wort das Gesagte, dann ist zu constatiren, daß bezüglich der Körpergegend, welche den Kuß empfängt, eine förmliche Skala existirt. Respectspersonen, welche sich herablassen zu küssen, berühren die Stirne, Gleichberechtigte den Mund, Tieferstehende die Hand, den Fuß, selbst das Kleid.

Es liegt nun die Frage nahe, ob zwischen den aufgezählten Gebräuchen, wie sie bei den verschiedenen Völkern des Erdballs bestehen, irgend ein Zusammenhang herzustellen ist. Bei genauerer Betrachtung scheint dies in der That nicht unmöglich zu sein, und zwar scheint eine gewisse zeitliche Aufeinanderfolge, eine Entwickelung der Pantomimen des Grußes angenommen werden zu dürfen. Bei den in der Cultur am tiefsten stehenden Völkern finden wir gegenseitige Berührung, welche den Kopf zwar betreffen kann, aber durchaus nicht muß. Die etwas höher stehenden Völker, welche eine gewisse Halbcultur besitzen, reiben die Nase. Es darf nicht verwundern, daß unter ihnen auch die Neuholländer sich befinden; von diesen ist es längst wahrscheinlich, daß sie nicht in ihrem ursprünglichen Zustande befindlich sind, sondern eine durch ungünstige Verhältnisse äußerst zurückgekommene Race darstellen. Nur die wirklichen Culturvölker haben den Kuß und zwar finden wir ihn bei den verschiedensten Nationen, deren Culturen von gegenseitig völlig unabhängigen Centren ausgingen; so in der großen zusammenhängenden Reihe, welche, bei den Aegyptern beginnend, mit den modernen Culturvölkern endet, so bei den Chinesen, von welchen berichtet wird, daß ihr Ritus das Küssen der Erde vorschreibt, so endlich bei den Mexikanern, welche Cortez und seine Spanier

mit Handküssen empfingen. Es wäre eine höchst interessante Aufgabe, aus der Geschichte zu erweisen, in welcher Art sich die Gebräuche beim Küssen entwickelt haben. Leider muß man aber von vorne herein darauf verzichten, indem schon die ältesten literarischen Denkmäler von einem ganz feststehenden und höchst ausgebildeten Ceremoniell beim Kusse sprechen. Ich will den Leser nicht damit ermüden, aus der gesammten Literatur die Stellen zusammenzusuchen, welche vom Kusse handeln; es würde mir doch nicht möglich sein, auch nur eine annähernde Vollständigkeit zu erreichen. Ich wähle vielmehr die ältesten und wichtigsten der allgemein zugänglichen Schriften aus und zwar benütze ich für die älteste Zeit der orientalischen Völker die Bibel, für die der gräco-italischen Stämme, welche man unbedenklich zusammennehmen darf, den Homer, und für unsere eigene Vorzeit Edda und Nibelungenlied.

Wenn in der Bibel das Familienleben auch eine bedeutende Rolle spielt, so findet man doch die rein lyrischen Momente desselben kaum erwähnt, was in dem, zum größeren Theil historischen Inhalt des Buches seinen Grund hat. Einen mütterlichen Kuß wenigstens, welcher ja der häufigste von allen sein müßte, konnte ich nicht entdecken. Ein Vater, der seinen Sohn küßt, ist nur beim Evangelisten Lucas zu finden, wo der heimgekehrte und reuige, verlorene Sohn mit einem Kusse bewillkommnet wird. Daß auch der Geschwisterkuß geübt wurde, geht aus einer Stelle des Hohenliedes hervor, wo die Braut wünscht, den Geliebten wie einen Bruder küssen zu dürfen. Der Kuß zwischen Liebenden wird dreimal erwähnt, einmal in den Sprüchen Salomonis und außer der soeben angeführten Stelle noch an einer andern des Hohenliedes. An letzterem Orte heißt es: „Er küsse mich mit dem Kuß seines Mundes; denn seine Liebe ist lieblicher, denn Wein; daß man deine gute Salbe rieche.“ Dies scheint anzudeuten, daß man in jener Zeit auch die Thätigkeit der Nase beim Kusse nicht gering schätzte. Sterbende werden augenscheinlich von den Angehörigen stets geküßt, so Isaak von Jacob, Jacob von Joseph. Auch der Freundeskuß wird erwähnt. Als Saul dem David nach dem Leben trachtet und Jonathan diesen warnt, küßten sich die beiden Freunde und weinten. Am allerhäufigsten wird jedoch der Kuß bei Begegnung, Abschied und Ankunft gegeben. Vor allem denkt man hier an den berühmten Judaskuß. Auch Verwandte, welche sich noch nie gesehen haben, selbst wenn sie verschiedenen Geschlechtes sind, küssen sich; so küßt Jakob Rahel am Brunnen, und sagt ihr sogar erst nachher, daß er ihr Verwandter sei. Auch Reguel küßte den Tobias, nachdem er sich als ihr Neffe zu erkennen gegeben hatte. Bei der Begegnung mit einem Höhergestellten oder mit Jemandem, den man günstig zu stimmen sucht, geht dem Kusse eine Verneigung voraus, so bei Moses, als er Jethro begegnete, und bei dem Zusammentreffen von Jacob und Esau, wo den Ersteren das böse Gewissen veranlaßte, sich siebenmal vor seinem Bruder zu verneigen. Dieser lief ihm dann in der offenen und ritterlichen Weise, die seinen Charakter auszeichnete, entgegen und küssete ihn.

Wie verbreitet und gewöhnlich die Sitte des Küssens in Palästina

gewesen sein muß, geht besonders aus der Geschichte Absalons hervor. Als dieser gegen seinen Vater Aufruhr plante, gewann er seine Landsleute dadurch für sich, daß er am Stadtthor die Einpassirenden haranguirte und sie herablassend küßte, wenn sie sich vor ihm, dem Prinzen, niederwerfen wollten.

Auch bei dem Ceremoniell des staatlichen und kirchlichen Lebens fehlte der Kuß nicht, so gehörte er hinzu, als Samuel den Saul zum König salbte; so wird er erwähnt, wenn von der Anbetung Baals die Rede ist.

Was die Körperstelle betrifft, welche geküßt wurde, so scheint es meist der Mund gewesen zu sein, doch wird auch von Jesus Sirach der Handkuß, von Lucas der Fußkuß (Maria Magdalenens) genannt. Interessant ist es ferner, daß man in der Bibel die Sitte erwähnt findet, Kußhände zuzuwerfen, doch scheint sie sich stets auf die Verehrung fremder Gottheiten zu beziehen. Besonders die Aegypter haben diese Ceremonie den Göttern und Königen gegenüber viel in Anwendung gebracht.

Selbstverständlich standen die Israeliten mit ihren Sitten nicht isolirt da, sondern geben uns auch ein Bild der umwohnenden Völker, und wir werden kaum fehlgreifen, wenn wir annehmen, daß in ähnlicher Ausdehnung wie bei ihnen der Kuß bei allen denjenigen asiatischen Nationen gegeben wurde, welche aus der gleichen Quelle ihre Kultur geschöpft hatten.

Ganz anders steht die Sache in den homerischen Zeiten des Griechenthums. Wir finden in Ilias und Odyssee alle möglichen Lebenslagen und können uns über die unscheinbare Sitte, welche in diesen Zeilen behandelt wird, ein ziemlich vollständiges Bild machen. Dies weicht jedoch von dem eben gezeichneten nicht unbeträchtlich ab. Wir begegnen auch da Scenen, welche von dem duftigsten Hauch zarter Empfindung durchweht sind, der Kuß aber wird nur verhältnißmäßig selten angewandt. Bei der Begrüßung der Scheidenden und Kommenden müssen schon starke Affecte mitsprechen, wenn unter Menschen, welche nicht nahe verwandt sind, Küsse gewechselt werden sollen. Besonders ist dies der Fall bei der Heimkehr des Odysseus. Als er sich dem „männerbeherrschenden Sauhirten“ Eumäos und dem Oberhirten der Rinder, Filötios, zu erkennen gab, hießen diese ihn froh willkommen und küßten ihm Antlitz und Schultern. „So küßt ihnen das Haupt und die Händ' auch der edle Odysseus.“ Dolios, der Verwalter von Laertes' Landsitz, küßte bei der Erkennung nur die Hand des edlen Dulders, und Dolios' Söhne „hießen ihn froh willkommen und drückten ihm alle die Hände.“

Aus diesen Stellen der Odyssee geht auch hervor, daß eine feine Abstufung im Ceremoniell existirte, und daß nur die allernächst stehenden Dienstleute sich den Kuß von Haupt und Schulter erlauben durften. Entfernter Stehende, vielleicht auch im Range Geringere, mußten sich, wie Dolios, mit dem Handkuß begnügen. Die Söhne desselben würden im Orient gewiß auch zum Handkuß oder doch zum Fußkuß zugelassen worden sein; hier drücken sie nur die Hand. Aber selbst im Schoße der Familie wird der Händedruck oft genug als ausschließliche Begrüßung erwähnt. So küßt Thetis bei

den verschiedenen Anlässen, aus welchen sie Achill besucht, diesen niemals, sondern faßt oder streichelt seine Hand. Auch bei der Begrüßung Fremder wird stets nur von einem Händedruck gesprochen. So wird ein solcher gewechselt, als Telemach zu Nestor kommt, als er dann Menelaos aufsucht und als er sich von diesem verabschiedet. Es muß somit dem Händedruck im homerischen Griechenthum eine große Bedeutung beigelegt werden, welche sich in mehrfacher Weise mit der des orientalischen Kusses deckt.

In dem engsten Familienkreise aber hat neben dem Händedruck der Kuß doch auch oft genug sein Recht behauptet. Telemach wird von Odysseus geküßt, dieser von Penelope. Sie küßt ihm Haupt und Hände mit Inbrunst; dann fällt Odysseus wieder seinem Vater um den Hals und küßt ihn. Endlich wird sich ja Jedermann der bekannten Stelle der Ilias erinnern, wo bei Hektors Abschied sein Söhnchen vor dem glänzenden Helm des Vaters erschrickt und wo es dann heißt:

Lächelnd schaute der Vater das Kind, auch die zärtliche Mutter
Legte dann auf die Erde den schimmernden; aber er selber
Küßte sein liebes Kind und wiegt' es sanft auf den Armen.

In religiöser Beziehung finde ich den Kuß zwar nicht geradezu erwähnt, doch kommt er unter Umständen vor, welche wohl kaum eine andere Deutung zulassen. Odysseus küßt nämlich zweimal die Erde, zuerst als er nach langem und verzweifeltem Kampf mit den Wogen an das Gestade der Phäaken geworfen wird und dann, als er den Boden seiner Heimat Ithaka betritt. Nahe anklingend an Gebet ist auch die Art und Weise, in welcher der tiefgebeugte Priamos die Leiche Hektors von Achilleus erbittet; er umschlang die Kniee des Peliden und küßte dessen Hände. Im Gegensatz hierzu steht eine andere, ebenfalls sehr dringende Bitte, welche zwar auch sehr unterwürfig aber doch unter völlig anderen Umständen vorgebracht wurde: die der Thetis, als sie von Zeus Genugthuung erfleht für den Schimpf, welchen Agamemnon ihrem Sohne angethan. Da ist von einem Kusse auf Hand oder Fuß keine Rede, sondern sie setzte sich 'nahe vor ihm „mit der Linken umschlang sie seine Knie', und berührt ihn unter dem Kinn mit der Rechten.“

Die Körperstellen, auf welche geküßt wurde, sind im Vorstehenden schon erwähnt, und es erhellt aus der Betrachtung, daß der Kuß auf die Hände nicht blos von Unterwürfigkeit dictirt wird, wie es bei Priamos und Dolios der Fall war, sondern daß auch ganz besondere Freude und Liebe diese Stelle aufsuchen ließ, wie bei Odysseus und den Hirten, bei ihm und Penelope.

Es wird der Leser nun selbst bestätigen können, daß der orientalische und der homerische Kuß verschiedene Dinge waren.

In späterer griechischer Zeit und in römischer wurde auch dem orientalischen Kuß mehr Platz gegeben, wie ja überhaupt mit dem regeren Verkehr gar mancher asiatische Brauch in Rom gang und gäbe wurde.

Was nun noch unserer Heimat früheste Zeiten anlangt, so findet man da noch weniger als bei Homer den Kuß gebraucht. In der Heldensage der

älteren Edda, welche ich daraufhin geprüft habe, bietet sich freilich auch wenig Gelegenheit zum Kuß. Heulen der Wölfe, Blitzen der Schwerter, Tod und Wunden, dies sind die Requisiten, mit welchen in den rauhen nordischen Liedern operirt wird. Bei Ankunft, Abschied und Begegnung wird der Kuß gar nicht erwähnt, und die wenigen Male, in welchen geküßt wird, ist nichts Ceremonielles zu bemerken. Außer sinnlicher Liebe läßt nur tiefe Empfindung die Liebkosung in Anwendung bringen.

„Sigrun suchte den freudigen Sieger
Helgi's Hand zog sie an's Herz
Grüßte und küßte den König unter dem Helme."

Später küßt sie den entseelten Helgi. Ein andermal wird der Gudrun von Gullrönd an der Leiche Sigurds die Aufforderung zugerufen:

„Nun schau den Geliebten, füge den Mund zu der Lippe
Und umhals' ihn, wie einst den heiligen König!"

Betrachtet man dagegen das Nibelungenlied von dem Standpunkte dieser Untersuchung aus, so ist kein auffallenderer Unterschied zu denken, als zwischen ihm und den homerischen Gesängen, oder gar der Edda. Der Kuß wird ausnehmend häufig gegeben, und sehe ich ab von den Liebenden, von welchen er natürlich öfters erwähnt wird, so spielt er in der ritterlichen Hof-Etikette eine große Rolle, obgleich er allerdings zwischen zwei Männern nicht vorkommt. Bei Ankunft und Abschied wird niemals vergessen seiner zu erwähnen. Oft werden die gewechselten Küsse ganz besonders betont, so z. B. bei dem Empfang Brunhilden's durch Kriemhild und Frau Ute. Es heißt da, nachdem schon die beiden Ersteren sich mit einem Kuß bewillkommnet:

„Oftmals mit den Armen umfingen sich die Frauen.
So freudiges Empfangen war nie zuvor zu schauen,
Als die Frauen beide der Braut thaten kund.
Frau Ute und ihre Tochter: sie küßten oft den süßen Mund."

Charakteristisch ist es ferner, daß oft vorher die zu vertheilenden Küsse genau bestimmt werden, so z. B. als Kriemhild von König Etzel empfangen wurde:

„Dabei stand in der Nähe Etzels Bruder Blödelein.
Den rieth ihr zu küssen Rüdger der Markgraf reich,
Und den König Gibecke, Dietrichen zugleich.
Zwölf der Recken küßte Etzels Königin
Da blickte sie mit Grüßen noch zu manchem Ritter hin."

Und dann weiter als Rüdiger Gunthern auf seiner Fahrt zu den Heunen empfing: Er giebt da zuerst seiner Frau und Tochter Anweisung, wer die Ehre des Kusses erhalten solle:

„Meine liebe Traute, sprach da Rüdiger,
Ihr sollt sie wohl empfangen, die edlen Könge hehr,
Wenn sie und ihr Gesinde hier zu Hofe gehn;
Ihr sollt auch freundlich grüßen Hagen in Gunthers Lehn.
Mit ihnen kommt auch Einer mit Namen Dankwart;
Ein Dritter heißet Volker, an Ehren wohl bewahrt.
Die Sechse sollt ihr küssen, ihr und die Tochter mein,
Und sollt auch in Züchten diesen Recken freundlich sein.

Als dann die Ceremonie vor sich ging, kostete es der Tochter große Ueberwindung, sie fügte sich aber der Sitte auf ihres Vaters Geheiß doch:

„Die Markgräfin küßte die Könge alle drei,
So that auch ihre Tochter. Hagen stand dabei:
Den hieß ihr Vater küssen; da blickte sie ihn an:
Er däuchte sie so furchtbar, sie hätt' es lieber nicht gethan.
Doch mußte sie es leisten, wie ihr der Wirth gebot:
Gemischt war ihre Farbe, bleich und auch roth.
Auch Dankwarten küßte sie, darnach den Fiedelmann,
Seiner Kühnheit willen ward ihm das Grüßen gethan.

Daß man den Kuß damals auch auffaßte wie heute eine Ordensdecoration geht aus dem fünften Abenteuer des Nibelungenliedes hervor. Siegfried hatte die Sachsen Lüdegast und Lüdeger besiegt, und sollte nun durch ein großes Hoffest gefeiert werden. Nach Berathung unter den Königen wurde beschlossen, daß Kriemhild den Siegfried als höchste Belohnung küssen sollte, was dann auch wirklich geschah.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu beweisen, daß der Kuß im Laufe der Zeit der byzantinisch steifen Hofetikette zum Opfer gefallen war, und es läßt sich nach dem ersten Blick sagen, daß der Brauch des Nibelungenliedes weder auf dem Boden der Edda noch auf dem der altgriechischen Sitte erwachsen war. Wir finden darin das rein orientalische Ceremoniell, welches ja bekanntlich schon Rom in der Kaiserzeit, noch mehr aber den Hof von Byzanz gefesselt hatte.

Wir selbst aber stehen mit unseren Sitten, soweit sie hierher gehören, völlig auf den Schultern des im Nibelungenlied besungenen Ritterthums. Auch bei uns ist der Kuß noch oft genug reine Ceremonie; doch hat der gesunde Sinn des Deutschen die Ausartungen der höfischen Rittersitte im Laufe der Zeiten abgestreift, und wir können sagen, daß die Anwendung des Kusses ihre Akme längst überschritten hat.

In unseren Tagen, in welchen Individuen und Nationen rascher und entschiedener handeln, als früher, hat man die Sitte des Küssens in kurzer Zeit bedeutend eingeschränkt. Noch vor fünfzig Jahren wurde in einer Ausdehnung geküßt, von der wir heute nur noch durch Hörensagen wissen. Unsere Kinder werden von den heutigen Küssen vermuthlich ebenfalls wieder ein gutes Theil abgethan haben und wir dürfen erwarten, daß in nicht allzuferner Zeit der Kuß seine Irrfahrten beendet, und auf seinen Ausgangspunkt zurückgekehrt sein wird. Er wird dann seine ursprüngliche Bedeutung wieder erlangen und in alter Reinheit darstellen ein Zeichen tiefer Empfindung, einen Ausdruck inniger Liebe!

Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten.

Von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.*)

— Wiesbaden. —

Die botanischen Gärten in Kew.

Ein langentbehrter sonniger Junimorgen weckte uns zu früher Stunde und lockte, Londons Museen den Rücken zu kehren und hinaus in's freie Land zu fliehen. Die weltberühmten botanischen Gärten von Kew waren schon lange eines der auswärtigen Ziele unserer Sehnsucht gewesen, aber englischer Nebel und allgemein europäischer Regen verboten seither, die Flügel zu entfalten. Heute galt es, die Göttin Gelegenheit beim Schopfe zu erwischen. Wir verließen die Eisenbahn in den lieblichen, vereinigten Villendörfern Surbiton-Kingston. Dieser schöne, freie Tag sollte zunächst einer Wanderung durch das „Land der königlichen Parks" gewidmet sein. Zuerst Hampton Court; heute jedoch wenden wir dem Palaste des Cardinals Wolsey den Rücken und durchstreifen nur die feierlichen, strahlenförmig laufenden Alleen des alten, jetzt verlassenen Königssitzes. Von hier betreten wir den gegenüber liegenden ehrwürdigen Bushy Park, dessen prachtvolle, berühmte uralte Kastanienalleen zwischen den grünen Weiden des königlichen Gestütes unabsehbar verlaufen. Dann durchwandern wir Richmond Park, 3400 Morgen groß, in seiner ganzen Ausdehnung von Süden nach Norden. Das alte Stuartschloß wurde durch den Haß des Protectors Cromwell dem Erdboden gleich gemacht, aber der Park blieb, ewig jung und grün. Er ist dem von Windsor nicht unebenbürtig, jedoch wilder und waldähnlicher. Durch seine hohe Lage eröffnet er weite herrliche Blicke auf die niedrigere, hügelige Baumlandschaft im Westen.

Am nördlichen Parkthore nimmt uns der „Star and Garter" auf, ein durch Leistungen, Preise und englisch-gothischen Hotelstyl gleich ausgezeich-

*) Diese Schilderung der Gärten in Kew ist ein weiterer Theil der in den früheren Bänden erschienenen „Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten", von denen wir noch einige andere ansprechende Skizzen veröffentlichen werden. D. R.

netes, vornehmes Wirthshaus. Von seiner Terrasse erblicken wir unter uns die Themse und die reiche grüne Landschaft. Wir werden an St. Germain erinnert. Gegenüber liegt das gartenberühmte Twickenham. Dort hat sich, in einem der schönsten alten Parks, früher der Zufluchtsort eines vertriebenen fürstlichen Geschlechtes, unter gleichem Namen der Orleansclub niedergelassen. Seine Mitglieder sind größtentheis die beneidenswerthen Besitzer der berühmten Londoner fourinhands. Eigenhändig fahren die Herren sich und ihre Gäste auf ihren hocheleganten vierspännigen Coaches von London hierher zu klassischen lunches. Auch mir wollte eines Tages das Schicksal wohl und setzte mich auf eine der schönsten dieser Coaches, derjenigen unseres Landmannes, des Herrn Adolf Deichmann aus Köln, zu einem der berühmten Clubmeetings in Hydepark. Wir musterten an jenem Tage fünfunddreißig dieser hochveredelten, höchst originellen Postkutschen, sämmtlich von den Mitgliedern des Clubs eigenhändig gefahren. Ein wirklich großartiges, in der übrigen Welt unbekanntes Schauspiel. Jede Coach nebst vier Pferden und allem Undsoweiter kostet nach der Berechnung eines erfahrenen Praktikers: dreißig- bis sechsunddreißigtausend Mark. —

Heute aber fahren wir im allerbescheidensten Einspänner von Richmond nach Kew und halten am nordöstlichen Thore des Gartens. Freundschaftliche Vermittelung hatte uns einem der Oberbeamten, Mr. J., empfohlen. Wir stellten uns ihm als botanisch ungebildete Gartenfreunde vor und mit dem offenen, warmen Entgegenkommen, welches jeden gut empfohlenen Fremden in England so wohlthuend empfängt, erklärte er sich bereit, uns zu zeigen, was uns interessiren möge —

„Und," fügten wir hinzu, „was wir begreifen können; denn oft möchten wir hier den Wald vor lauter fremden Bäumen nicht erkennen."

Der Garten war schon von Menschen belebt und noch mehr strömten mit uns zu. „Sie sehen," bemerkte Mr. J., auf die umherziehenden kinderreichen Familien weisend, „es sind nicht Alle, die uns hier besuchen, Botaniker oder Gärtner. Nach unserer Bestimmung und unserem Namen sind wir kein Vergnügungsort; auch sind Pikniks und Tabak — das heißt: brennender — aus dem Garten verbannt, und dennoch hatten wir im vorigen Jahre gegen siebenhunderttausend Besucher. So groß ist das Interesse am Pflanzenreiche und an der Gärtnerei, wie sie sich hier darstellen. Allerdings haben wir den Laien einige Concessionen gemacht. Es erschien billig und zweckmäßig, dem englischen Steuerzahler auch etwas zu zeigen. Sie werden es schon selber herausfinden. Aber hauptsächlich soll in unseren Gärten ein großer Unterrichtsstoff, ein lebendiges Buch zum Lesen und Nachschlagen geboten werden: für den Botaniker, den Gärtner, den Forstmann, den Landschaftsmaler und in unseren Museen auch für den Industriellen und den Kaufmann." —

„Sie sehen daher bei uns keine für die Ausstellung dressirten, blendenden Pflanzen, sondern eine gleichmäßig zahlreiche Sammlung in einer durchschnittlich guten Entwickelung und Haltung. Nur diejenigen großen Pflanzen, die über die Räumlichkeiten des Privatmannes hinauswachsen, wie die Palmen und Cycaden, diese finden Sie hier in möglichster Vollzähligkeit."

„Im Allgemeinen ist unser Garten, in den Häusern wie im Freien, nach geographischen und botanischen Gruppen geordnet. Wenigstens streben wir danach, soweit die Pflanzen selbst, der historisch überkommene Zustand des erst seit dem Jahre 1841 aus einem königlichen Privatbesitze wissenschaftlich entwickelten Gartens und unser sehr armer sandiger Boden mit kiesigem Untergrunde, es erlauben. Wir machen keine eleganten Decorationen. Nur eine Art von studirter Gruppirung finden Sie, aber auch diese hat einen lehrhaften Zweck. Wir versuchen in solchen Gruppen von zumeist örtlich zusammenlebenden Pflanzen dasjenige darzustellen, was Ihr großer Landsmann Humboldt ‚Ansichten der Natur‘ nennt.“

„Hier vor uns sehen Sie das Schloß. Es ist jetzt dem Publikum nicht zugänglich; auch meine Vermittelung würde Ihnen keinen Einlaß verschaffen, da es von der verwittweten Frau Herzogin von Cambridge bewohnt wird. Lassen Sie uns also aufbrechen und diesen breiten Hauptweg vor uns verfolgen. Er durchschneidet die Gärten von Norden nach Süden in einer Länge von fünfhundert Metern und endet am See neben dem Palmenhause. Zu seinen beiden Seiten werden wir nach und nach die Gewächshäuser finden. Rechts, unserem Hauptwege entlang, haben wir den Park oder Vergnügungsgarten (pleasure grounds) bis zur Themse hinab, und links in's Land hinein ziehen sich die botanischen Gärten.“

Wir betraten zuerst ein großes Haus, welches in dem Winkel steht, den der nordöstliche Eingangsweg mit unserem Hauptwege bildet. „Sie bemerken wohl,“ sagte unser Führer, „die stattliche Ausführung dieses Gebäudes in künstlerisch behauenen Werksteinen und Glas. Wir sind sonst nicht so luxuriös, aber dieses Haus stand ursprünglich im Garten von Buckingham Palace. Wegen seiner architektonischen Ansprüche hat man es hier an den Eingang gestellt. Es ist eines von unseren show houses. Sein Name ist „Aroideenhaus“, aber es enthält außer den Kolbenblüthlern, den Philodendren, Monsteren und den Anthurien auch andere Warmhauspflanzen. Bemerken Sie jene Farre in der Mitte, ihr Schaft mißt gegen neun Meter, sie ist umgeben von Palmen und dem nützlichen Drachenblut-Kalmus. Mit der Aufzählung der anderen Bewohner des Hauses will ich Sie nicht ermüden, da Sie keine Botaniker sind. Sein Zweck ist zudem wesentlich: malerische Gruppirung schöner Pflanzen für die „Steuerzahler.“

Unser Führer ließ uns alsdann einen Blick in das Kalthaus für die zahlreiche Familie der Farren und in das danebenstehende Warmhaus für die tropischen Mitglieder dieses Geschlechtes werfen. Es waren dichte Wälder. „Die Sammlung ist leider sehr vollständig,“ bemerkte Mr. J., „und dadurch stehen sie zu gedrängt, trotzdem jedes Haus achtundvierzig Meter lang und zehn Meter breit ist.“

Weiter verfolgten wir den Hauptweg, den auf beiden Seiten große Deodaren begleiten. Unter diesen wechseln Gruppen blühender Rhododendren mit frisch besetzten Beeten von Sommerblumen ab und unterbrechen bescheiden die schönen Grasplätze. Aehnliche weite grüne Flächen umgeben alle folgenden Häuser,

sie sind mit stattlichen, seltenen Bäumen aller Gattungen besetzt; Prachtexemplare, deren Größe, Ueppigkeit und vollendete Form sich auch dem unkundigsten Auge unvergänglich einprägt.

Wir betreten jetzt ein Haus, welches, dem ersten show house entsprechend, als ein Wintergarten für Kalthauspflanzen eingerichtet ist. Hier winden sich blühende Kletter- und Schlingpflanzen: Bignonien, Jasmine, Clematiden und Glycinien bis unter das Glasdach hinauf. Jedoch werden sie eingeschränkt, um das Licht auf zwei große Beete fallen zu lassen, in denen Camelien als Sträucher und Bäume ihr dunkles Grün entfalten. Daneben prangen die Azaleen in voller Blüthe. Alle Pflanzen hier sind kräftig und interessant, und immer ist etwas Buntes vorhanden.

Das nächste Haus der saftreichen (succulent) Pflanzen hat in leichter Eisen- und Glasconstruction die bedeutende Ausdehnung von siebzig auf zehn Meter. Trotzdem ist es dicht gefüllt mit Agaven, Aloes, Yuccas, Dracänen und vor Allem mit dem reichen und grotesken Typus der Cacteen. Ein Wald von riesenhaften mehrseitigen Säulen strebt neben- und durcheinander empor; dazwischen melonenartige und igelähnliche Erscheinungen. Am Gewölbe kriechen schlangengleiche Cereus mit kugel- und scheibenförmigen Gliedern. „In diesem Hause", bemerkte Mr. J., „wohnt eine sonderbare Gesellschaft; es gibt hier allerlei Ueberraschungen. Sehen Sie hier diese fette, gichtisch geschwollene Weinrebe, der unsere Reben gleichen wie die Eidechse dem Elephanten. Hier steht ein Pelargonium mit einem Stengel so dick wie eine mäßige Futterrübe. Daraus folgt, daß die Familienähnlichkeit nicht immer nothwendig für die Verwandtschaft ist. Boden und Klima verändern Thiere und Pflanzen, namentlich, wenn man in verschiedenen Welttheilen lebt. Alle diese seltsamen Gäste hier bewohnen heiße trockene Länder mit wenig Regen, starker Verdunstung und sehr bedeutender Wärmestrahlung bei Nacht. Dagegen schützt diese Wüsten- und Felsenkinder ein sehr „dickes Fell" und ein außerordentlicher Wasservorrath, den sie in ihren Geweben für sich und die animalischen Mitbewohner ihrer Heimat ansammeln." — „Lassen Sie uns," schlug Mr. J. vor, als wir wieder in's Freie traten, „das nächste Haus, nach seinem Grundrisse das T-Haus genannt, rasch durchschreiten. Es enthält eine reichhaltige Sammlung von Begonien, Eriken, Kaphaiden; in der Mitte die Ihnen wohlbekannte Victoria regia; dann folgen die Orchideen, über eintausend Varietäten und die Fleischfresser, diese weit interessanteren Antipoden der auch in Deutschland gedeihenden Secte der Vegetarianer, die wir Spötter hier „Gemüseheilige" nennen. Jedoch sehen Sie alle jene Pflanzen bequemer bei den Specialisten und in den Ausstellungen. Folgen Sie mir lieber in die beiden gegenüberliegenden Häuser, sie enthalten unser Museum."

Wir traten in eine Reihe großer Räume, mit Glasschränken und Kasten gefüllt.

„Hier," sprach Mr. J., in der Mitte des größten Zimmers stehen bleibend, „können der Kaufmann und der Industrielle die in ihr Fach schlagenden

Erzeugnisse des Pflanzenreiches studiren. Sie finden zwar Alles übersichtlich geordnet und auf den beiliegenden Täfelchen erklärt; ich will indessen für heute nur Einiges hervorheben. Vielleicht kommen Sie wieder und vertiefen sich dann in das Studium der unendlichen Einzelheiten. Noch Eines! Am Ausgange des Parkes finden Sie ein drittes Museum; es enthält alle Holzarten, die in England und seinen Colonien wachsen, in Brettern, Blöcken und Querschnitten. Sehen Sie es ja an und wenn Sie einen reiselustigen Freund haben, der Forstmann oder Drechsler ist, so schicken Sie ihn mir. Die Sammlung hat wol in der Welt nicht ihres Gleichen." — „Hier also," fuhr er fort, mit uns an einen der unzähligen breiten und tiefen Glaskasten tretend, „stehen wir vor dem bedenklichen Producte des Mohns: dem Opium und dem Prozesse seiner Herstellung. Die Köpfe sind vielfach eingeritzt, ein weißlicher Saft fließt aus den Wunden hinab in die eisernen kleinen Schaufeln, aus ihnen wird er in diese Schüsseln gesammelt, er verliert darin einen Theil seiner Feuchtigkeit, wird durch anhaltendes Rühren eingedickt und endlich zu Kugeln geballt. Letztere werden in den irdenen Formen, die Sie sehen, gepreßt und schließlich in die daneben liegenden getrockneten Mohnblätter verpackt. — In diesem hohen Glaskasten haben Sie alle Sorten des Cacao in seinen Stadien von der Bohne in der Schale bis zum gerösteten Pulver. Hier ist die Jute, jetzt ein wichtiger Rohstoff für die Weberei, durch den die Stadt Dundee reich geworden ist; hier der Thee; dort die Leguminosen für die Nahrung und Färberei; hier die harzigen und öligen Producte des Eukalyptus, weiter die wohlthätige Ipecacuanha und — das Beste zuletzt — der Kaffee und der Tabak." —

Als wir diese großartige Schaustellung von Gegenständen verließen, die uns im Leben alltäglich begegnen und dennoch in ihren Einzelheiten uns fremd und neu erschienen, standen wir am See, auf dessen entgegengesetztem Ufer das Palmenhaus mächtig emporstrebt. Indem wir vorwärts schritten, sagte Mr. J.: „Wir wenden nun zwei höchst interessanten Abtheilungen der Gärten unbesehen den Rücken. Dort, hinter den Museen, ist der Garten unserer heimatlichen Haushaltpflanzen und daneben ist das Reich der krautartigen Gewächse. Letztere sind nach botanischer Ordnung in streng geschiedene lange rechteckige Beete eingetheilt. Wie einmal ein unwissender Spötter behauptete, gleiche das Ganze einem ungeheuren Bratroste. Kein wissenschaftlicher Mann, wird versäumen, diese Sammlung zu sehen, indessen ich denke," schloß er, wohlwollend lächelnd, „wir gehen vorwärts." Wir stimmten ihm ehrlich bei, umschritten den schönen See, in dessen stiller Fläche sich prächtige Bäume spiegeln und traten am jenseitigen Ufer in das große Palmenhaus. Das Gebäude ist einhundertdreißig Meter lang, im Mittelschiffe dreißig Meter breit und vierundzwanzig Meter hoch; die beiden Seitenschiffe sind siebzehn Meter breit und zehn Meter hoch. Das Glas des Daches ist durch Kupferoxyd leicht grün gefärbt, und wirft dadurch einen Theil der Wärme- und Lichtstrahlen zurück. Dieser ungeheure Raum ist ausgefüllt mit der vollständigsten Sammlung aller Palmen und mit unzähligen anderen, ihnen verwandten oder in der Heimat benachbarten Pflanzen. Wir

durchwandern still und staunend die vielfach verschlungenen Pfade in diesem seltenen, wunderbaren Walde, dann besteigen wir die ringsum laufende Galerie und tauchen in andächtiger Bewunderung unsere Blicke in das unbeschreibliche Blättermeer! —

Damit verlassen wir die botanischen Gärten und betreten die pleasure grounds. Sie erstrecken sich, in der Verlängerung des großen Hauptweges jenseit des Sees bis an das südliche Ausgangsthor nach Richmond zu; außerdem nehmen sie den ganzen westlichen Theil der Gärten ein. Dieses weite Revier, zusammen etwa vierhundert Morgen, ist zum Theil mit Gruppen von Verwandten besetzt, zum größeren Theil jedoch ist es ganz als Forst und Wald behandelt. Es gehört zu dem Schönsten unter Allem, was England an schönen Parks aufzuweisen hat. Ein breiter Grasplatz, oder wie der Engländer sagt: Graspfad (grasspath) läuft vom Palmenhause zum indischen Pagodenthurme am südlichen Ausgange. Die ebene, reine, grüne Fläche liegt in der Mitte auf etwa zwanzig Meter Breite frei, an beiden Seiten ist sie mit einer tiefen Aufstellung einzelstehender Prachtexemplare von Deodaren, Libanon-Cedern, schottischen Fichten, Linden und Ahorn eingefaßt. Wir Fremde fanden in dem ungestörten sanften Gehen auf dem nach allen Seiten weit erstreckten, von keinem Kieswege durchschnittenen Rasen einen seltenen Genuß, der hier überall in Parks und Gärten frei gewährt wird; nur die vorspringenden Winkel des Rasens an den Kreuzwegen sind gegen die Unart des Vertretens durch kleine eiserne Gitter geschützt.

Indem wir uns durch diese ideale Waldlichtung westwärts schlagen, nimmt uns ein Rosengarten auf, dessen zahlreiche Beete unter riesigen Blutbuchen in den Rasen eingeschnitten sind. Er geleitet uns bis an den letzten der Glaspaläste, das Temperate house, also das Haus für Planzen der gemäßigten Klimate. Ein großes stattliches Gebäude von Eisen und Glas; jedoch vergißt man die Ueberdachung vollständig, sobald man eingetreten ist. Die normale trockene Atmosphäre, welche uns erfrischend umgiebt und frei zu athmen gestattet, trägt hierzu wesentlich bei.

„Hier meine Herrn," begann Mr. J. wieder, „ist eine Gesellschaft von Pflanzen vereinigt, welche weiter nichts verlangen als einen frostgeschützten Stand. Diesen sichert ihnen die Glasbedeckung und eine Wasserheizung, deren Röhren insgesammt sechs Kilometer lang sind; übrigens stehen und wachsen sie hier wie im Freien. Kein Topf oder Kübel engt sie ein und dadurch erreichen wir die völlige Gesundheit und Natürlichkeit der Entwickelung, die jedem Besucher dieses bedeckten kleinen Parkes einen so besonders einladenden und behaglichen Eindruck hinterläßt. Die Pflanzen sind hier Bewohner von Neuholland, Japan, China, dem Cap und den tropischen Bergzonen. Sie sind nach den Ländern ihrer Herkunft gesondert, so daß wir, den breiten Hauptweg entlang schreitend, rechts und links alle Welttheile im Fluge durchmustern. Ich nenne Ihnen, damit nicht der Belehrung zuviel werde, heute nur folgende: hier die Akazien aus Australien, die Rhododendren vom Himalaya, chinesische Camelien, Araucarien von der Norfolkinsel, die wilde Theestaude von Assam

der fiebervertreibende Eucalyptus globulus und der mottenvertreibende Kampherbaum: dort neben der Pinie der, einer alten Weide gleichende Oelbaum aus Griechenland. Auch sehen Sie hier Baumfarren, die das gemäßigte Klima vorzüglich vertragen und nicht so getrieben und schlaff erscheinen als in ihren gewöhnlichen Warmhäusern. Vor Allem betrachten Sie sich die seltenen und selten schönen Araucarien. Die Imbricata, deren schuppige Nadeln wie Dachziegeln 'gestellt sind, kennen Sie schon aus den Parks; hier haben Sie eine Bidwillig mit blätterartigen, breiten, flachen Nadeln. Sie ist neun Meter hoch und ihre stärksten Zweige lagern, wie Sie sehen, auf dem Boden, wo sie einen Kreis von sieben Metern Durchmesser bedecken. Dort steht die Excelsa mit feinen, hellgrünen Nadeln; der ganze Zweig gleicht einer Straußenfeder; sie mißt jetzt vierzehn Meter bis zur Spitze. Diese hier, die Araucaria Cuninghamii trägt von allen die kleinsten und feinsten Nadeln an ihren seltsam gewundenen, dünnen weißlichen Zweigen."

„Ich freue mich, Ihnen dieses Haus gerade jetzt zeigen zu können; denn die überall vertheilten blühenden Azaleen, Fuchsien und Rhododendren geben dem Bilde einen seltenen Reichthum an heiteren Farben. Später im Jahre ist der durchgängige grüne Ton des Ganzen ernst und fast dunkel. In ihm schließt sich indessen das Haus harmonisch seiner Umgebung an, dem Forste, durch welchen ich Sie jetzt noch führen will."

Wir schritten durch ein Gitterthor und näherten uns dem Forste auf einem langen, schnurgeraden Wege, der mit schönen Coniferen und den glänzenden Stechpalmen eingefaßt ist, die in England so sehr für die immergrünen Gärten geschätzt werden und von denen man bereits hundertvierundvierzig Arten und Spielarten kennt. In der Nähe befindet sich eine Cottage, nicht zugänglich, da sie von J. M. der Königin zur Privatbenutzung vorbehalten ist. Wir vertiefen uns weiter in die Gründe des Waldes, dessen herrliche Baumgruppen keine andere pflegende Hand verrathen als die des Forstmannes, und dennoch sind sie sämmtlich geographisch oder botanisch geordnet. Der Boden wird bewegter und verräth durch Hügel und Thal die Nähe der Themse. An Baumschulen vorbei und einem Maschinenhause für die Bewässerung, gelangen wir an einen großen Teich, in welchem die Wasserpflanzen versammelt sind. Sein höheres Ufer ist mit einer vollständigen Zusammenstellung aller Species und Varietäten des Geschlechtes Pinus bestanden, unter denen die schöne dunkle Douglas-Fichte aus den Felsengebirgen sich auszeichnet. Am anderen Ufer nimmt uns nochmals eine reiche Sammlung von Eichen auf und durch diese steigen wir hinab in ein tiefes Thal; es ist gegen den nahen Fluß durch einen hohen Damm geschützt und mit blühenden Rhododendren rings eingefaßt. In der Mitte steht eine wilde Kastanie, nicht ungewöhnlich hoch, aber von mächtiger Ausbreitung der Zweige, die auf dem Boden Wurzeln geschlagen und neue Schößlinge getrieben haben. Der S amm hat in Brusthöhe einen Umfang von nahezu sechs Metern und beim Umschreiten der Zweige zählen wir siebenundneunzig Schritte.

Wir erklettern jetzt den Damm und stehen an der Themse. Vom anderen

Ufer winkt das schöne Sion-House, Landsitz des Herzogs von Northumberland, zum Besuche. Wir jedoch wandern den Strom hinab, der Brücke vorbei, dem schon sichtbaren Dampfboote zu.

Hohe Gärtnerei für arme und reiche Leute.

Es war jetzt Zeit geworden, uns mit wärmstem Danke von unserem nachsichtigen und unermüdlichen Führer durch die Gärten von Kew zu verabschieden.

„Da Sie," so entließ er uns, unsern Händedruck erwidernd, an der Landungsbrücke, „da Sie, wenn auch nicht Botaniker und kaum Gärtner, dennoch recht fleißige Hospitanten in meiner Vorlesung waren, so möchte ich Ihnen noch einen Wegweiser geben, damit Sie auch Ihre Rückfahrt nützlich verwenden können. Sie haben hier Vieles gesehen und glauben vielleicht, so ziemlich Alles gesehen zu haben, was die englische hohe Gärtnerei bietet. Es fehlt aber doch noch Einiges."

„Und was fehlt? Wo gibt es noch Reicheres und Vollkommneres, als bei Ihnen?"

„Nun, meine Herren, erinnern Sie sich nur, was ich Ihnen schon im Beginne unserer Wanderung bemerkte. Die botanischen Gärten von Kew sollen ein möglichst vollständiges Gesammtbild der cultivirten Pflanzenwelt und der Art und Weise ihrer Cultur geben. Wir überlassen daneben die Ausbildung einzelner interessanter Gruppen und Familien, sowie die Durchführung einzelner besonderer Zweige der Gärtnerei den Specialisten."

„Den Specialisten? Natürlich müssen wir sie sehen, aber wo sie finden? Bitte, weisen Sie uns zu ihnen, Mr. J., wenigstens zu Einigen, dann gehen wir nicht fehl und erhalten auch leichter Einlaß."

„Sie finden zwei ihrer größten Leistungen, und zwar in ganz entgegengesetzten Richtungen, auf Ihrem heutigen Rückwege zur Stadt. Wollen Sie die Bekanntschaft machen, so verlassen Sie ihr Schiff am Landungsplatze von Battersea oder Chelsea; dann haben Sie rechts der Themse den größten Gärtner in der Specialität für die kleinen und armen Leute. Ihm gegenüber auf dem linken Ufer sitzt der größte Handelsgärtner für die Reichen."

„Und die Namen? Wie heißt die Firma des Armengärtners?"

„Nun, der ist leidlich bekannt in den drei Königreichen und wol noch weiter. Den Namen des Anderen schreibe ich auf diese Karte. Sehen Sie sich nur um und — leben Sie wohl."

Diese geheimnißvolle Weisung spannte unsere Erwartung, so daß wir stromabwärts dem gartenberühmten Chiswik und den lieblichen Villencolonien von Putney und Fulham vorbeieilen und unser Schiff erst in Battersea verlassen. Wir landen hier an einer der neuen Vorstädte Londons, auf dem

rechten Ufer der Themse, die nur von einer ärmeren arbeitenden Bevölkerung bewohnt wird. Nach den ersten Schritten am Ufer aufwärts erscheinen hinter dem Quai starke Bäume, deren Reihen und Gruppen sich, je mehr wir uns nähern, desto ferner nach beiden Seiten hinausziehen. Hinter ihnen öffnet sich der Blick auf weite Grasflächen, die durch mehrere bewegte Gruppen von Fußball- und Criquetspielern, umlagert von theilnehmenden Zuschauern, belebt sind. Alle diese fröhlichen Menschen gehören, nach der äußeren Erscheinung, den unbemittelten, hart arbeitenden Klassen an. Wir treten von da durch eine Gitterthür in den Battersea-Park ein und gelangen bald auf einen freien Platz, mit Buschwerk und Bäumen eingefaßt; in ihrem Schatten zahlreiche Ruhesitze. Nach drei Seiten gehen von hier breite Wege aus. Wir folgen dem nach rechts laufenden, sauber gehaltenen Kiespfade und gelangen nach längerer Wanderung durch stets wechselnde Parkbilder an eine bedeutende Wasserfläche. Diese umgehen wir, bis eine Felswand unsere Schritte hemmt; wir ersteigen sie und befinden uns auf einem schmalen künstlichen Hügelrücken, der sich in unregelmäßigem Bogen nach beiden Seiten hinzieht. Sein jenseitiger Abhang ist mit Coniferen und immer grünen Sträuchern dicht bepflanzt. Wir steigen hinab und betreten den „subtropischen Garten". Seine Fläche enthält gegen sieben Morgen, ringsum ist er durch den Höhenzug und den Baummantel geschützt, und unter diesem Schutze konnte der Gärtner ein seltenes Bild entwickeln, das den „subtropischen" Namen völlig rechtfertigt. Der Gegensatz zwischen der nordischen äußeren und der subtropischen inneren Vegetation ist von wahrhaft überraschender Wirkung. Auf der einen Seite einheimische ausgewählte Laub- und Nadelbäume mit hohen Farren unterwachsen, auf der anderen Seite die Palme und die Bananenfeige, die Musa des Paradieses, abwechselnd mit Gruppen von Cannas, Aralien, edlem Lorbeer und ähnlichen halbsüdlichen Pflanzen. Dieses Gartenbild trägt in seiner Fremdartigkeit den ausgeprägten Charakter des Gewählten und Verfeinerten. Die Mitte des subtropischen Eilandes wird von Teppichbeeten eingenommen, die theils selbständig, von Wegen eingeschlossen, in größeren Mustern angelegt, theils als kleine Ornamente in die sorgfältig gepflegte, reine Rasenfläche eingelassen sind. In den Mittelpunkten der verschiedenen Figuren breiten sich schön entwickelte Agaven. Nirgends in einem Garten Englands finden wir die Industrie der botanischen Teppichweberei so gepflegt und entwickelt, wie gerade hier, und gerade hier lassen wir diese einigermaßen zopfigen Künsteleien vorzugsweise gern gelten, da ihre mühevolle Vorbereitung, Pflanzung und Unterhaltung einen besonderen Beweis für die unausgesetzte und kostspielige Pflege dieses Gartens der armen Leute gibt. Nachdem das subtropische Thal durchmessen ist, gehen wir nochmals an verschiedenen kleinen, in bewegten Figuren gezeichneten Wasserflächen hin und langen nach einer Wanderung von etwa zwei Stunden wiederum am Ufer der Themse an.

Der Park von Battersea umfaßt eine Grundfläche von nahezu dreihundert Morgen, er ist also etwa dreimal so groß als der bekannte und einst in

Deutschland mit Recht bewunderte Park zu Biebrich. Vor dem Jahre 1852 befand sich hier eine öde, schattenlose und prosaische Fläche, Weide und Acker. Da faßte ein Mann, dessen hervorragendem Geiste, warmem Herzen und stiller stetiger Thätigkeit England so viel Schönes und Großes verdankt, der in seinem Leben viel verkannt und erst nach seinem frühen Tode von England und der Welt in seinem ganzen Werthe erkannt wurde: der Prinz Albert, Gemahl der Königin, faßte die hochherzige Idee, hier eine neue Spezialität der Gärtnerei, einen „Park der armen Leute" in's Leben zu rufen. Er stellte sich an die Spitze dieses riesenhaften Unternehmens, welches unter der technischen Leitung von Mr. John Gibson in sechs Jahren vollendet wurde und 6½ Millionen Mark kostete. Daneben muß noch ein bedeutender Fond vorhanden sein, aus welchem die jährlichen Mittel für die tadellos sorgfältige Unterhaltung des Parkes fließen. Mit Bewunderung und Wehmuth scheiden wir von dem Denkmale, welches der große Armengärtner sich hier selbst errichtet hat. Wahrlich, nicht minder eindringlich und nachhaltig spricht diese großartige Wohlthat, diese milde Stiftung für frische ländliche Luft zu den Herzen eines dankbaren Volkes als das prächtige Monument, welches die englische Nation ihrem verstorbenen besten Freunde im Hydepark errichtet hat.

Eine leichte, elegante Hängebrücke führt uns über die Themse nach dem gegenüberliegenden Chelsea. Wir biegen in eine lange Vorstadtstraße ein, den Kings Road, an welcher ländliche Gärten mit den vordringenden städtischen Wohnhäusern, Fabriken und Geschäftsgebäuden abwechseln. Eine hohe Mauer wandern wir entlang, die endlich durch ein niedriges Wohngebäude unterbrochen wird. Ueber dem Eingange steht zu lesen: „James Veitch & Sons". Der Name ist nicht in England geboren, so auch nicht sein Träger Herr Jakob Veitch, der als junger Mann Deutschland verließ und in England die gegenwärtig großartigste Handelsgärtnerei gründete. In diese treten wir jetzt ein. Die uns von Mr. J. in Kew ausgestellte Empfehlung sichert uns eine wohlwollende Aufnahme. Unter der Führung eines älteren Obergärtners gelangen wir in den inneren Garten und sehen, jenseit eines freien mit Pflanzen geschmückten Platzes, eine kleine Welt von Glashäusern vor uns, getheilt durch breite gerade Wege, auf denen Menschen und Karren geschäftig hin und her eilen. Zunächst zu unserer Rechten der Packraum, ein geräumiger, mit Glas bedeckter Hof; dann folgen eine Reihe von Gebäuden, welche die Magazine für die verschiedenen Erdsorten und die Blumentöpfe, sowie die Anstalten für das Ein- und Umpflanzen enthalten. Nun beginnt die Wanderung durch die unendlichen Warm- und Kalthäuser, von denen stets mehrere für dieselbe Pflanzenfamilie in getrennten großen Abtheilungen, je nach dem Klima, der Heimat und den Stadien der Entwickelung der einzelnen Individuen bestimmt sind.

Wir baten unseren Führer um einige allgemeine Anhaltspunkte über unsere Umgebung. Wir würden uns sonst unfehlbar in diesem Labyrinthe von Pflanzen und Häusern verlieren. Was er uns während unserer mehr-

stündigen Wanderung durch die Glashäuser mittheilte, war so neu und reichhaltig, daß nur folgende wenige Einzelheiten im Gedächtnisse und Notizbuche gehaftet haben.

„Der Raum, auf dem unsere hiesige Niederlassung steht," so begann sein, durch unsere Fragen stetig fortgesponnener Vortrag, unser Ariadnefaden — „beträgt etwa zehn Morgen. Sie finden fast alle Luxusgewächse bei uns vertreten, aber in verschiedenem Grade. Das Hauptgewicht in unserem Betriebe legen wir in die Versorgung der zahlreichen Glashäuser und Wintergärten auf den größeren und kleineren reichen Landsitzen mit schönen Exemplaren der selteneren, neueren und der gesuchtesten älteren Treibhauspflanzen. Deshalb ist auch jeder Theil unserer Gewächshäuser mit Wasserheizung versehen. Bemerken Sie über dieser Thür die Nummer 105, es ist eine unserer neuesten, daher höchst nummerirten Abtheilungen. Jedes Haus hat deren drei, macht also dreißig bis vierzig Treibhäuser. Für die Wasserheizung und den Druck, der das heiße und kalte Wasser circuliren macht, sind sechzehn Wasser- und Dampfkessel in Thätigkeit. Hier in Chelsea ist ein Personal von sechzig Ober- und Untergärtnern beschäftigt, dazu noch zwölf bis zwanzig Tagelöhner, je nach Bedürfniß. Sie stehen gerade jetzt vor den Eriken. Die Sammlung ist durch die zahlreichen Ausländer, namentlich die Kaphaiden, auf etwa hundert Varietäten angewachsen. Bei unserem Collegen, Thomas Jackson in Kingston, finden Sie sogar hundertundfünfzig Nummern. Ihre Preise schwanken sehr; diese Erica gracilis kostet 75 Pfennige, aus jener Gruppe der Cavendishiana können Sie das Stück für 1,50 Mark bis zu 105 Mark kaufen; jene Erica depressa bewegt sich zwischen 2 und 210 Mark."

„Unsere Azaleen nummeriren jetzt schon bis zu einhundertzwanzig. Von Camelien führen wir sechzig Nummern, ihre Preise bewegen sich von 30 Mark für das Dutzend bis zu 400 Mark für das Stück. Von Rhododendren haben wir nur einen bescheidenen Bestand, etwa dreißig Nummern. Wir sind hierin keine Specialisten. Versäumen Sie aber ja nicht, Mr. Waterer in Woking zu besuchen, dort finden Sie eine große Gärtnerei, welche sich ausschließlich mit Rhododendren beschäftigt."

„Coniferen führen wir eigentlich nicht. Diese Specialität bearbeitet unser College Mr. William Cutbusch in Highgate. Sie finden dort über einhundertundzwanzig verschiedene Arten."

„Dagegen," fuhr unser Führer fort, „sind wir stark in den Farren. Sie finden sie in der Reihe von Häusern, die wir jetzt betreten; von der baumhohen Alsophila mit drei Fuß langen Wedeln bis zum kleinsten Adianthum. Die Preise schwanken dem entsprechend von 1,50 Mark bis zu 63 Mark für das Stück. Wir zählen jetzt gegen dreihundert Nummern, wovon die Hälfte Warmhauspflanzen."

„Von den Palmen haben wir zweiundfünfzig Arten, vom Epheu zweiundsechzig, nebst einhundertundzwanzig anderen Kletterpflanzen. Die Kletterer sind bei uns in den verschiedensten Klimaten zerstreut, vom Warmhause bis zur nördlichen Mauer im Freien."

„Aber," setzte der Obergärtner bescheiden hinzu, „alle diese Gruppen sind nicht unsere eigentliche Specialität. Aehnliche und reichere Sortimente treffen Sie bei unseren Collegen ebenfalls an. Jeder legt sich auf eine Besonderheit: Charles Turner in Slough bei Windsor bevorzugt die hochstämmigen Rosen und großen Rosenbäume; nebenbei nehmen in seinem Kataloge die Pelargonien vierzehn Seiten ein. William Cutbusch ist besonders stark in den Azaleen und Coniferen, Thomas Jackson hat die schönsten Eriken u. s. w."

„Unsere Specialität sind die Orchideen und in neuerer Zeit die fleischfressenden Pflanzen. Seit Mr. Darwin die Welt auf diese interessanten Mörder aufmerksam gemacht hat, machen wir Jagd auf sie in allen Welttheilen."

„Wie so, in allen Welttheilen? Sie haben wol überall gefällige Freunde, die für Sie sammeln?"

„Damit würden wir nicht weit kommen; wir betreiben die Sache rein geschäftsmäßig. Wir halten sechs Gärtner, welche jahraus jahrein, für James Veitch & Sons die Länder in den Tropen und im Innern von Asien durchstreifen und dort in den Djungeln und Sümpfen wie in den Wäldern der Ebene, bis hoch in den Himalaya hinauf Jagd auf alles Neue und Interessante machen."

„Sie stehen hier in der Abtheilung, in welcher die Fremdlinge zuerst Aufnahme finden. Hier werden sie ausgepackt, gepflegt, zu neuem Leben erweckt, beobachtet, bestimmt und müssen auch Quarantaine halten. Denn mit ihnen kommen, wie Sie wol wissen, oft ihre gefährlichsten Feinde als Eier und Larven zu uns. Auch diesen lassen wir Zeit, sich hier in der Abgeschiedenheit zu erholen und zu entwickeln, um sie dann sofort zu vertilgen, ehe sie sich verbreiten, vermehren und unermeßliches Unheil anrichten. So kam vor einigen Jahren mit der Nephenthes eine kleine grünliche beinahe durchsichtige Ameise zu uns, welche sich stark vermehrte, beflügelte, allem Räuchern und Spritzen widerstand und heute noch nicht ganz vernichtet ist."

Es war unsere Bekannte von der Dell.

„Lassen Sie uns also jetzt," fuhr der Obergärtner fort, „noch die Häuser der Orchideen durchwandern, der ausländischen Vettern unseres heimatlichen Knabenkrautes. Sie finden darin zweihundertachtundsiebzig Arten vertreten, zum Preise von 7,50 Mark bis zu 168 Mark für das Stück. Die Sammlung stammt aus aller Herren Ländern; Sie sehen die prächtigen Färbungen, viele duften herrlich und alle sind höchst interessant. Ich beklage nur, daß auch hier, wie aus allen unseren Häusern, die schönsten Exemplare fehlen. Doch Sie werden dieselben in den beiden großen Blumenausstellungen in Regentspark und South Kensington antreffen."

Wir durchschritten staunend und bewundernd die lange Reihe dieser Häuser, deren tropische feuchte Luft, verbunden mit dem feinen stark gewürzten Dufte und den seltsamen Erscheinungen der Pflanzen nebst ihren nicht minder fremdartigen Namen, uns betäubend und beklemmend umgab. Am Schlusse gelangten wir endlich zu den berühmten Fleischfressern. Ihre Zahl ist durch

die Jagderfolge der sechs reisenden Herren schon recht stattlich herangewachsen. Am anziehendsten wirkten, zunächst durch ihr schönes Aeußere, die Nephenthes carnivora und sanguinea. Es sind Verwandte der bekannteren Nephenthes phillamphora, die an einer rankenartigen Verlängerung des Blattes einen Schlauch mit beweglichem Deckel trägt, ähnlich einer schmalen Kanne, in welchem sich, durch Ausschwitzung, trinkbares Wasser erzeugt oder sammelt, eine Labung für Vögel und kleinere Thiere. Unsere Nephenthes entbehren dieses uneigennützigen Charakters leider vollständig. Auf dem Tische unter ihren Kelchen lag eine große Anzahl armer, ausgesogener und flachgedrückter Fliegenskelette! Weit unscheinbarer stellt sich Dionea muscipula dar. Ihr Blatt besteht aus zwei Klappen, ähnlich wie die Schalen der kleinen geöffneten Muscheln. Am äußeren Rande befinden sich Stacheln oder Zähne, die in einander greifen und einen festen Verschluß bilden. In der Tiefe des Blattes bemerkt man ein Tröpfchen helle honigsüße Flüssigkeit, bestimmt das Opfer anzulocken. Wir wünschten sehr, diese seltsame Carnivore in der Arbeit zu sehen. Da keine Fliege zur Hand war, berührte der Gärtner das Innere des Blatttrichters mit der Spitze eines Stäbchens. Sofort setzten sich beide Klappen in Bewegung und binnen vier Secunden etwa war die Falle geschlossen. Aber auch diese kurze Spanne Zeit ist der armen Fliege im Innern nicht zum Rückzuge freigelassen. Denn beide innere Flächen des Blattes sind mit Stacheln besetzt, deren Richtung nach der Tiefe des Kelches wol den Eintritt gestattet, die sich aber durch die Reizung aufrichten, wie ein Wald von Palissaden den Rückzug versperren und das gefangene Opfer aufspießen. Eine andere dieser Mörderinnen, die Drosera capensis, eine vornehme Verwandte des auf unseren europäischen Torfmooren lebenden, ebenfalls fleischfressenden rundblätterigen Sonnenthaues, lockt die Insekten an indem sie ihren honigartigen Saft an der Spitze jedes der kleinen Stacheln im Innern der Blüthe ausscheidet. Der Anblick dieser winzigen hellen Tröpfchen, wenn die Blume, so zu sagen geladen ist, gewährt großes Interesse. Wir betrachteten die gefährliche Schönheit genau und es gelang uns auch, den Honig zu kosten, indem wir vorsichtig und rasch mit dem Finger über die Stacheln hinstrichen. „Man muß billig sein," bemerkte mein jüngerer Begleiter nach eingehender Prüfung, „der zarte, süße, aromatische Geschmack, wahrscheinlich mit einem für uns nicht wahrnehmbaren pikanten Dufte verbunden, ist für eine etwas leichtsinnige Fliege immer schon einer kleinen Sünde werth."

„Leider fehlt nur," setzte der lebenserfahrene Moralist hinzu, „die Zeit zur Buße und Umkehr!"

„Uebrigens," bemerkte der Obergärtner, „ist es nicht nur Bosheit, welche die Fleischfresser bewegt; sie handeln durchaus zweckmäßig, denn sie bedürfen der thierischen Nahrung für ihren Kampf um's Dasein. Diese Frage hat kürzlich Mr. Francis Darwin, der Sohn, durch einen höchst sinnreichen und gelungenen Versuch entschieden. Er setzte 200 Pflanzen unseres kleinen, rundblättrigen Sonnenthaues in verschiedene größere Kasten, und theilte jeden dieser

letzteren durch eine Holzwand in der Mitte ab. Um die Insecten abzuhalten, wurden Drahtglocken über die Kasten gestellt. Nun fütterte Darwin in jedem Kasten die eine Abtheilung, also die eine Hälfte der Pflanzen, mit ganz kleinen Schnittchen gebratenen Fleisches, während die andere Hälfte fastete. Dieses wurde durchgeführt vom Juni bis zum September. Dann wog man die sämmtlichen gefütterten und die sämmtlichen ungefütterten Pflanzen. Erstere hatten das doppelte Gewicht. Sie trugen außerdem fast noch einmal so viel Samenkapseln und ihr Samen hatte insgesammt das vierfache Gewicht des Samens der unfreiwilligen Asceten."

So belehrt, verlassen wir diesen neuen Venusberg und treten mit unserem Führer wieder hinaus in die frische englische Luft. Zum Schlusse bitten wir, nach all' den ausländischen Bekanntschaften, auch unserer heimathlichen Blumenkönigin huldigen zu dürfen.

„Bedauere sehr," erwiderte unser Obergärtner, „aber die Rose gedeiht in der Luft von London nicht. Wir haben unsere Rosenschulen auf dem Lande, die eine in Coombe Wood für freiwachsende, die andere bei Putney für Pflanzen in Töpfen."

„Und Ihre Obsttreibereien?"

„Befinden sich ebenfalls in Putney. Dann haben wir noch eine Niederlassung bei Fulham, welche zu Versuchen mit Sämereien bestimmt ist. Dort werden die Kreuzungen unserer Pflanzen durch künstliche Befruchtungen bearbeitet. Aus dem hiervon entwickelten Samen ziehen wir die neuen Varietäten. Es ist das ein mühevolles Geschäft, eine Art von Lotteriespiel. Oft gewinnen wir aus tausend Pflanzen nur eine einzige schöne und constante neue Spielart. Deren Preis ist dann natürlich entsprechend hoch. Auch mit Verbesserung aller Gemüse befassen wir uns dort eifrig. Dabei muß man aber sehr vorsichtig sein. Oft geräth die neue Sorte bei uns im milden Sandboden vorzüglich und würde hernach bei den Käufern zurückschlagen. Wir versenden sie daher zunächst an Vertrauensmänner in Yorkshire und anderen Gegenden, wo sie auf Kalk-, Lehm- und Thonboden im Großen angebaut und geprüft wird. Ohne Zweifel haben Sie schon mit einer unserer bewährtesten Züchtungen, Veitch's Herbst-Blumenkohl, Bekanntschaft gemacht."

Inzwischen waren wir den breiten Hauptpfad hinabgegangen, der den ganzen Garten vom Wohnhause aus durchschneidet. Wir hatten nun die Region der Gewächshäuser verlassen und es umgaben uns zu beiden Seiten Blumenbeete und harte Gartenpflanzen. „Es ist nichts Bedeutendes," bemerkte unser Führer halb entschuldigend, „aber man muß doch von Allem etwas haben."

Unser Weg mündet in ein geräumiges Glashaus, welches den hinteren Eingang der Gärten bildet. Eine Ausstellung von Dracänen, blühenden Rhododendren, Fuchsien und Azaleen, die uns bei unserem Abschiede das Geleit gibt, berechtigt keineswegs zu der Wahrnehmung, daß die besten Exemplare augenblicklich fehlen und nur „zweite Güte" hier zurückgeblieben ist.

Bibliographie.

Otto Vilmar, zum Verständnisse Goethe's. Vorträge vor einem Kreis christlicher Freunde gehalten. 4. Auflage. 8. VIII u. 304 S. Marburg, 1879, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

„Für wen dieses kleine Buch bestimmt ist, sagt der noch von dem Verfasser angeordnete Titel desselben mit ausreichender Bestimmtheit, und daß Goethes Dichtungen aus den christlichen Kreisen nicht verbannt werden können noch dürfen, dafür möchten wohl diese Vorträge des früh heimgegangenen Verfassers einen Beleg liefern, wie er bis jetzt noch nicht geliefert ist." Diese aus der Feder A. F. C. Vilmar's, des Verfassers der weitverbreiteten Geschichte der deutschen National-Literatur, stammenden Worte der Vorrede zu diesen Vorträgen, kennzeichnen deutlich die eigenthümliche Richtung derselben und ihre Tendenz. Der erste Vortrag beschäftigt sich mit Goethe's lyrischen Gedichten. Die folgenden sind ausschließlich „Faust" und zwar nur den ersten drei Acten der Tragödie gewidmet. „Es war dem Verfasser nicht vergönnt, seine Vorträge über Faust zu Ende zu führen. Am Morgen des Charfreitags 1860, 6. April, ist er in dem festen fröhlichen Glauben, von welchem diese Blätter Zeugniß geben, entschlafen." Das Buch hat in verhältnißmäßig kurzer Zeit vier Auflagen erlebt, ein Beweis, daß es eine ganze Anzahl Leute giebt, welche an den Versuchen des Verfassers, Goethe der protestantischen Orthodoxie zu gewinnen, ihre Freude finden. Der Unbefangene wird den Ausführungen Vilmar's nur etwa in dem Sinne folgen können, in welchem man einem Curiosum seine Aufmerksamkeit zu schenken vermag.

Julius Lessing, Berichte von der Pariser Weltausstellung 1878. 8. IX u. 299 S. Berlin, 1879, Wasmuth. ℳ 4.

Der Verfasser, Director der Sammlungen des deutschen Gewerbe-Museums, gehört zu den berufensten Kennern des Kunstgewerbes. Seine hier zu einem Bande vereinigten Berichte haben bereits gelegentlich ihres ersten Erscheinens in der „Nationalzeitung" durch die tiefe Sachkenntniß, welche sie verriethen, nicht minder durch ihre gefällige Form allseitiges und lebhaftes Interesse erregt. Sie werden sich jetzt, wo sie als ein Ganzes sich bieten, das die kunstgewerblichen Ergebnisse der großen Ausstellung in autoritativer Weise zusammenfaßt, neue Freunde zu den alten gewinnen. „Es kam dem Verfasser vornehmlich darauf an, zu untersuchen, welche Richtungen die einzelnen Länder und die einzelnen Erwerbszweige einschlagen, in wie weit sie sich beeinflussen lassen von nationalen Bestrebungen und systematischem Kunstunterricht, in wie weit sie die von Frankreich angegebenen Moderichtung befolgen. Daß ein Deutscher vor Allem im Auge hat, was nur in Deutschland Noth thut, ist selbstverständlich."

Karl Gutzkow, Die neuen Serapionsbrüder. Roman in 3 Bänden. 2., durch eine Vorrede des Verfassers vermehrte Auflage. 8. XVI und 864 S. Breslau, 1879, S. Schottlaender. ℳ 16.—

Die vorliegende zweite Auflage dieses bedeutsamen Romans, einer der hervorragendsten Erscheinungen der jüngsten Romanliteratur, unterscheidet sich von der vorangegangenen durch eine umfassende Vorrede. Vorrede? Nein, es ist ein Leitartikel in dem fulminantesten Stile des allzufrüh geschiedenen großen Schriftstellers, gerichtet gegen die sittliche Verwahrlosung des Volkes, gegen das allgemeine Stimmrecht (Alexander von Humboldt wählend mit gleichem Ausschlag wie der Droschkenkutscher), gegen die Theaterfreiheit, die

Witzblätter rc., gegen die methodische Erziehung des Volkes zum Pietätlosen. „An diese Quellen geht! Diese verstopft. Denn aus ihnen geht die Schundgesinnung hervor, deren Culmination das eherne Lohngesetz, die Theilung der Rente, die productive Genossenschaft, die Verdonnerung des Capitals, der Schuß Hödels, die Frivolität Nobilings entsprungen sind.“ Im Verhältniß zu dem Romane betrachtet, ist diese Vorrede vielmehr eine Nachrede, sie ist eine Ergänzung des Romans, hervorgegangen aus den Erregungen der letztvergangenen Jahre, sie ist gewissermaßen die Condensation der socialpolitischen Ansichten Gutzkows, die in dem Roman selbst an der Hand der Schilderung gesellschaftlicher Vorgänge ihren breiteren Ausdruck gefunden hat. In solcher Auffassung gewinnt diese zweite Auflage der „neuen Serapionsbrüder“ den erhöhten Werth eines letzten politischen Glaubensbekenntnisses des Dichters, der, was auch gegen ihn, und nicht immer mit Unrecht, geltend gemacht werden kann, zu den eindrucksvollsten Erscheinungen unserer nachgoetheschen Literaturperiode gezählt werden muß.

Max Buchner, Reise durch den stillen Ocean. 8. VIII. und 470 S. Breslau, 1878, J. U. Kern. (Max Müller) ℳ 10.—

In 27 Capiteln beschreibt der Verfasser eine Reise von Hamburg nach Neu-Seeland und zurück, welche er als Arzt eines Auswanderungsschiffes unternommen hatte. Zehn Capitel sind der Reise nach Neu-Seeland und dem dortigen Aufenthalte, sechs den Fidschi-Inseln, sechs dem Hawaiischen Archipel und fünf San-Francisco, der pacifischen Bahn und New-York gewidmet. Buchner besitzt neben einer vortrefflichen Beobachtungsgabe, dem sachlichen Blicke des erfahrenen Arztes, ein ausgezeichnetes Erzählertalent, welches den Leser über die dreißig Bogen des sehr gut ausgestatteten Bandes wie über die Capitel eines spannenden Romans hinwegführt. Im Großen und Ganzen haben wir es hier mit einer der unterhaltendsten und dabei lehrreichsten Reisebeschreibungen zu thun, welche die letzten Jahre uns in Deutschland gebracht haben: sie reiht sich den hervorragenden Leistungen von Ratzel und Sachs würdig an.

L. Hänselmann, Karl Friedrich Gauß. Zwölf Capitel aus seinem Leben. 8. 105 S. Leipzig, 1878, Duncker und Humblot. ℳ 2.40.

Ein sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte des großen Mathematikers, eine Gelegenheitsschrift zur Feier der hundertsten Wiederkehr jenes Tages, des 30. April 1777, an welchem dem Wasserkunstmeister Gerhard Dietrich Gauß ein Sohn geboren wurde, „welcher das Wunder und der Stolz seines Volkes werden sollte.“ Die Schrift, mit ihren zumeist bisher unveröffentlichen Mittheilungen über die Abstammung ihres Helden und seinen braunschweiger Aufenthalt, ist im hohen Grade fesselnd und ganz dazu angethan, „Karl Friedrich Gauß Erscheinung von ihrer rein menschlichen Seite Solchen vertraut zu machen, denen die Höhen und Tiefen seines eigentlichen Wesens auch in Zukunft werden verschlossen bleiben.“

Wilh. Alex. Freund, Blicke in's Culturleben. 8. VIII. und 101 S. Breslau, 1879, Schletter. ℳ 2.40.

Drei Vorträge in der gewählten Form eines geistreichen Mannes und feinen Beobachters über die intellectuelle Stellung der Frauen. Die Ansichten des Verfassers dürften schon durch die Stellung desselben, als einer der geachtetsten Frauenärzte Deutschlands, auf allgemeine Beachtung Anspruch erheben.

Eug. Kölbing, Die nordische und die englische Version der Tristan-Sage. 1. Theil: Auch unter dem Titel: Tristans Saga ok Isondar. Mit einer literarischen Einleitung, deutscher Uebersetzung und Anmerkungen zum ersten Mal herausgegeben. 8. CXLVIII. u. 224 S. Heilbronn, 1878, Henninger. ℳ 12.—

Albert Linel, Der moderne Staat und die Ziele des alten Glaubens. 8. VIII u. 256 S. Leipzig, 1879, Frohberg.

Der Zweck dieser Schrift besteht nicht darin, unseren modernen Staat im Gegensatz zu den Institutionen der Vergangenheit zu betrachten, sondern geht vielmehr dahin, zwischen dieser Vergangenheit und der Gegenwart den inneren organischen Zusammenhang klarzulegen. Sie will zeigen, wie unsere heutige Culturentwickelung nach und nach aus den Gestaltungen der entschwundenen Zeiten herausgewachsen, will zeigen, wie die Continuität des Culturganges der Menschheit ununterbrochen wirksam gewesen ist. Die Menschheit ist stetig, als Ganzes, nach einem bestimmten Ziele fortgeschritten. So sehr sich ihre Theile, die Völker, scheinbar gekreuzt haben, alle waren trotzdem direct oder indirect,

bewußt oder unbewußt, nach einem gemeinsamen Ziele in Bewegung, alle standen im Dienste einer höheren gemeinsamen Potenz, gleichwie ja die Himmelskörper, die getrennt und unabhängig ihre Bahnen durchlaufen, doch alle gleichmäßig unter dem Einflusse einer höchsten Kraft sich fortbewegen. Dieses gemeinsame Ziel der Menschheit zu erforschen, ferner in dem steten Schwinden des Bestehenden das Bleibende, die stets sich durchziehenden, auf Förderung dieses gemeinsamen Zieles gerichteten Ideen und Tendenzen, die, wie sie in der Vergangenheit gewirkt haben, auch die Bestrebungen der Gegenwart beherrschen, festzuhalten: dies ist die Absicht des gegenwärtigen Werkes, wie der Verfasser sie kennzeichnet.

Paul Heyse, Das Ding an sich und andere Novellen. Inhalt: Das Ding an sich — Zwei Gefangene — die Tochter der Excellenz — Beppe der Sternseher. (Zwölfte Sammlung der Novellen.) 8. 381 S. Berlin, 1879, W. Hertz. ℳ 6.—

Die letztgenannte dieser vier neuen Novellen ist den Lesern von „Nord und Süd“ in dankbarster Erinnerung. Somit kann der ganzen Sammlung kein wirksameres Lob gespendet werden, als es die Hervorhebung der Gleichwerthigkeit der in ihr enthaltenen Dichtungen in sich schließt.

Aus der Fremde. Neue Dichtergrüße aus vieler Herren Länder gesammelt von Elise Polko. Mit Portrait und Facsimile der Verfasserin in Lichtdruck. 12. VIII u. 408 S. Breslau, 1879, S. Schottlaender. In Prachtband gebunden ℳ 6.—

Die Auswahl ist mit großem Geschick und gutem Geschmack getroffen, nicht nur bezüglich der Dichtungen selbst, sondern auch hinsichtlich der Uebersetzungen. Den gefeierten Uebersetzer-Namen eines Rückert, Geibel, Heyse, Bodenstedt, Freiligrath etc. gesellt sich eine stattliche Zahl anderer, deren Träger zu den erfolgreichsten Vermittlern zwischen dem Literaturgeiste anderer Culturvölker und dem unsrigen gehören. Die Sammlerin beabsichtigt diesem ersten Bande einen zweiten folgen zu lassen, welcher — neben der Fortsetzung der eigentlichen Anthologie — kurze Charakteristiken der einzelnen Dichter bringen soll. Für diesen Band wird es sich empfehlen in dem Verzeichnisse der Autoren auch die Seiten anzugeben, welche deren Beiträge enthalten. Das empfehlenswerthe Buch ist vortrefflich ausgestattet.

FINIS

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Probe-Nummern auf Wunsch gratis und franco.

Die interessanteste, mannigfaltigste und billigste
unter den großen politischen Zeitungen ist die

Schlesische Presse

VII. Jahrgang

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

täglich 3 Ausgaben

mit der Sonntags-Gratis-Beilage

„Deutsche Familienblätter"

welche Romane, Novellen ꝛc. der beliebtesten Autoren Deutschlands veröffentlicht.

Abonnementspreis

bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches u. Oesterreich-Ungarns pro Quartal ℳ 5.75 ₰
für die letzten zwei Monate im Quartal . . . . ℳ 3.84 ₰
für den letzten Monat im Quartal . . . . ℳ 1.92 ₰

Tägliche Leitartikel von bedeutenden publicistischen Kräften.

Reichhaltigste Originalcorrespondenzen u. Original-Depeschen aus allen großen Städten.

Coursberichte und Handels-Nachrichten resp. Telegramme von allen bedeutenden Markt- und Börsenplätzen.

Vollständige Kammerberichte aus dem Abgeordneten- und Herrenhause, sowie vom Reichstage.

Hochinteressantes und gediegenes Feuilleton mit Beiträgen der ersten Schriftsteller Deutschlands.

Das Feuilleton der Schlesischen Presse bringt im März die mit so großer Spannung erwarteten und hochsensationellen Memoiren der Frau v. Racowitza, geb. v. Dönniges

„Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle"

zum ersten Abdruck.

Neu in's Abonnement pro II. Quartal eintretende Leser erhalten die **Memoiren der Frau von Racowitza**, soweit sie bis Ende März im Feuilleton der Schlesischen Presse erschienen, gegen Einsendung der Postquittung gratis und franco nachgeliefert.

Inserate

für die Schlesische Presse finden in den Provinzen Schlesien und Posen hauptsächlichste Verbreitung. Preis pro Petitzeile nur 20 Pf.

Zum Feuilleton der Schlesischen Presse: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle" von Helene von Racowitza, geb. v. Dönniges.

Zum Feuilleton der Schlesischen Presse: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle" von Helene von Racowitza, geb. v. Dönniges.

Probe-Nummern auf Wunsch gratis und franco.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Neunter Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Neunter Band.

(Mit den Porträts von Emile Augier, Anton Rubinstein und Johannes Huber.)

Breslau 1879.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 9. Bandes.

April — Mai — Juni.

1879.

C. Abel in Berlin. Seite

Sprache und Aegyptische Sprache 358

Asiaticus.

Die staatliche und sociale Entwickelung Japans in den letzten zehn Jahren (1868—1878) .... 240. 402.

Emile Augier in Paris.

Fragment 72

G. Baur in Leipzig.

Die Salzburger Emigranten. Ein Leidens- und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora, zugleich ein Zeugniß für die Kirchen-Politik der Hohenzollern........................ 187

Karl Beck in Wien.

Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846)........................ 50

W. Busch in Bonn

Der Fuß und seine Bekleidung........................ 61

M. Carriere in München

Johannes Huber 370

Mit dem Porträt von Johannes Huber. Radirung von D. Raab in München.

Ernst Dohm in Berlin.

Fragment. Aus einem unvollendeten Lustspiel Emile Augier's (Uebersetzung.) 73

H. Ehrlich in Berlin.

Anton Rubinstein 202

Mit dem Porträt von Anton Rubinstein. Radirung von D. Raab in München.

Theodor Fontane in Berlin.

Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik 147. 285

Inhalt des 9. Bandes.

Ludwig Geiger in Berlin. Seite

Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur 385

Klaus Groth in Kiel.

Kronprinzens in Holsteen. Ein Cyclus plattdeutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen 35

Paul Heyse in München.

Die Madonna im Oelwald. Eine Novelle in Versen 343

Johannes Huber in München.

Moderne Magie.. 316

Paul Lindau in Berlin.

Emile Augier 74

Mit dem Porträt von Emile Augier. Radirung von B. Mannfeld in Berlin.

F. Reuleaux in Berlin.

Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbebetrieb......... 110

W. H. Riehl in München.

Das verlorene Paradies. Novelle............................ 1

Isidor Soyka in München.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Pestfrage 220

B. H. Strousberg in Berlin.

Zwei Fragen, die nicht brennen.............................. 264

Karl Vogt in Genf.

Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura......................... 127

Bibliographie.................................. 141. 281. 414

Band 9. Heft 25.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

April 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

April 1879.

Inhalt.

Seite

W. H. Riehl in München.
Das verlorene Paradies, Novelle 1

Klaus Groth in Kiel.
Kronprinzens in Holsteen. Ein Cyclus plattdeutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen 35

Karl Beck in Wien.
Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846) 50

W. Busch in Bonn.
Der Fuß und seine Bekleidung 61

Emile Augier in Paris.
Fragment 72

Ernst Dohm in Berlin.
Fragment. Aus einem unvollendeten Lustspiel Emile Augier's. (Uebersetzung.) 73

Paul Lindau in Berlin.
Emile Augier .... 7[illegible]

F. Reuleaux in Berlin.
Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbebetrieb .... 11[illegible]

Carl Vogt in Genf.
Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura .... 12[illegible]

Bibliographie .... 14[illegible]

Hierzu das Porträt Emile Augier's, Radirung von B. Mannfeld in Berlin.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage (Radirung) in Lex.-8.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte von:

Otto Spamer in Leipzig (der Weltverkehr und seine Mittel)
Franz Ebhardt in Berlin (Berliner Modenblatt) und von
J. Paul Liebe in Dresden (Liebe's Nahrungsmittel).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Prospect.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben von

Paul Lindau.

Breslau.
S. Schottlaender.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark.

Digitized by Google

Prospect.

„Nord und Süd"

beginnt mit dem demnächst erscheinenden 25. Hefte seinen **dritten** Jahrgang. Die Thatsache, daß es dem Unternehmen gelungen ist, trotz der allgemeinen Ungunst der Zeitverhältnisse, auf seinem Gebiete zu Rang und Ansehen zu gelangen, legt Zeugniß dafür ab, daß die Monatsschrift, ihrem Programm getreu, bisher von den Besten das Beste geliefert hat. Und nicht etwa Arbeiten ephemerer Art sind es, zu deren Veröffentlichung die edelsten Namen der zeitgenössischen Literatur und Wissenschaft Deutschlands der Vermittelung von „Nord und Süd" sich bedient haben. Ein nicht geringer Theil dieser Beiträge bedeutet „dauerhaften Guts Vermehrung", „Bäume, die in spät'sten Tagen — noch unsern Enkeln Segensfrüchte tragen", um in den Worten des Prologs zu reden, mit welchem der Dichter des Mirza Schaffy im ersten Hefte die von dem neuen Unternehmen zu erfüllenden Verpflichtungen charakterisirte. Aber die Vergangenheit der Monatsschrift soll es nicht ausschließlich sein, welche sie heut, bei ihrem Eintritt in ein neues Lebensjahr anruft, um die ermuthigende Theilnahme, die ihr bisher geworden, auch für die kommenden Tage sich zu sichern. Ihre Leitung ist in der glücklichen Lage, aus der unmittelbaren Gegenwart heraus, für die Zukunft Garantieen geben zu können, die auf einen reichen Besitzstand und auf bindende Zusagen sich stützen. In diesem Sinne mögen einige von den bereits vorhandenen oder demnächst eingehenden Beiträgen hier hervorgehoben sein, soweit dieselben in den nächsten Heften zur Verwendung gelangen:

Dem erzählenden Theile hat Theodor Fontane eine umfangreiche Novelle: Grete Minde gewidmet. Ihm werden sich anschließen Karl Braun-Wiesbaden mit einem längst und mit Spannung erwarteten Romane: Ein Schneider, Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei; dann L. Anzengruber, Ernst Dohm, Paul Heyse, Hans Hopfen, W. Jensen, Rudolf Lindau und Adolf Wilbrandt und endlich die klassische Uebersetzung einer erzählenden Dichtung François Coppée's aus dem Nachlasse des unvergeßlichen Grafen Wolf Baudissin.

Auf den Gebieten der bildenden Künste und der Musik werden die Leser u. a. den Namen von Professor Moritz Carriere, Otto Mutsch in Frankfurt, Otto von Schorn in Nürnberg, August Demmin in Wiesbaden, ferner von Professor Eduard Hanslick, Dr. Ferdinand Hiller, Professor H. Ehrlich und Professor Eduard Schelle in Wien be

Geschichte u. Literaturgeschichte werden durch Beiträge von Cons G. Baur in Leipzig, Geh.-Rath Friedrich von Weech in Cor Karl Bartsch, Adelbert von Keller, L. Geiger in Berlin sein. L. Wallenrode wird Freiligrath, den Humoristen, behand W. Vollmer in Stuttgart von Clemens Brentano erzählen.

Naturwissenschaftliches soll erscheinen von Rudolf Vi Max von Pettenkofer, Geheimrath Theile in Weimar ꝛc.

Von juristischen und volkswirthschaftlichen Aufsätzen seien erwähnt: Arbeiten von Rudolph Gneist, F. von Holtzendorff, Carl Wach; eine umfassende Studie über die sociale Frage von Dr. H. B. Strousberg. Ferner liegen philosophische Beiträge vor von Johannes Huber in München, Gerhard in Bonn, Carl Abel in Berlin u. v. A.

Diese Aufzählung will und kann nicht erschöpfend sein: sie soll lediglich darthun, daß die Redaction unablässig bemüht ist, die Monatsschrift auf der Höhe zu erhalten, zu welcher sie durch ihr unverwandtes Festhalten an ihrem Programm sich emporgerungen hat.

Nur der Inhalt des demnächst zur Ausgabe gelangenden ersten Heftes des dritten Jahrganges sei hier kurz angegeben:

Es hat an seiner Spitze

eine Novelle: „Das verlorene Paradies" von W. H. Riehl,

des gefeierten Culturhistorikers. Daran schließt sich ein memoirenartiges Stück aus der Feder des berühmten Naturforschers und einstigen Reichsregenten

Carl Vogt: „eine Naturforscher-Allée im Jura";

ihm folgt als Dritter, Einer, der lang geschwiegen, der Sänger des „Janko":

Karl Beck mit „Erinnerungen an Alexander Petöfi".

Eine hygienische Frage von bedeutender Tragweite wird besprochen von

Prof. W. Busch: „Der Fuß und seine Bekleidung".

In plattdeutscher Sprache benützt

Klaus Groth's „Kronprinzens in Holsteen"

die letzte Reise des deutschen Kronprinzen nach Holstein zu einer poetischen Schilderung von Land und Leuten in Holstein.

Franz Reuleaux in Berlin bringt eine hochinteressante Abhandlung:

„Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbebetrieb".

Eingehende „Bibliographische Notizen" bilden wie immer den Schluß.

Eine eigenartige Bedeutung empfängt dieses 25. Heft durch ein ihm zugewendetes, bisher noch niemals veröffentlichtes Gedicht des größten französischen Dramatikers unserer Zeit, Emile Augier, welcher hier zum ersten Male und zwar gleichzeitig im Original und in Ernst Dohms meisterhafter Uebersetzung erscheint. Es ist dies vielleicht das erste Mal seit dem großen Kriege, daß einer der leitenden Geister der französischen Literatur in directe Beziehung zu einem deutschen Blatte tritt. Paul Lindau begleitet die Gabe des fremden Dichters mit einer eingehenden Studie über Emile Augiers ganze literarische Erscheinung. Das dem Hefte beigegebene radirte Portrait Augiers wird Vielen in Deutschland, welchen der Dichter durch seine „Fourchambault" von Neuem nahe getreten ist, eine erwünschte Gabe sein.

(Gefälligst abzutrennen!)

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei der Buchhandlung von:

1 „Nord und Süd". Eine deutsche Monatsschrift, herausgegeben von Paul Lindau. III. Jahrgang. April-Heft 1879 pro complet. Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark. Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Wohnung: Name:

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

IX. Band. — April 1879. — 25. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Emile Augier.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Das verlorene Paradies.

Novelle

von

W. H. Riehl.

— München. —

I.

Der Professor führte immer dreierlei Visitenkarten in seiner Brieftasche. Die feinste Sorte zeigte, elegant gestochen, die Schrift: „Dr. Alcuin Walter, o. ö. Professor der classischen Philologie an der Universität * * *, correspondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu —“ &c.

Diese stolze Karte pflegte er abzugeben, wenn er recht demüthig und bescheiden gesinnt war und sich sagte: ich bin ein unbekannter Mann, die Leute wissen nicht, wer vor sie treten wird, außer sie haben meine sämmtlichen Titel gestochen gelesen.

Die zweite, bescheidnere Sorte war gedruckt und trug blos die Aufschrift: „Dr. Alcuin Walter.“ Er benützte sie, wenn er sich mit einigem Selbstgefühl als der bekannte Gelehrte einzuführen hoffte, dessen Namen die gebildete Welt wenigstens kennt, obgleich sie seine Schriften noch nicht gelesen hat.

Erwartete er aber, daß der Empfänger ihn als berühmten Mann oder als Freund begrüßen werde, setzte er Verehrung für seine Person und seine Werke voraus, dann überreichte er mit berechtigtem Stolze die dritte, schlichteste Karte. Eigenhändig, mit groß und kühn ausgreifendem Federzuge hatte er den bloßen Namen ohne Doctor auf die Karte mehr geblitzt als geschrieben. Sie konnte vom Empfänger zugleich für seine Autographen-Sammlung aufgehoben werden.

Der richtige Universitäts-Professor ist der Weltmann unter den Gelehrten; warum soll er sich nicht auch mit seinen Visitenkarten weltmännisch einrichten?

Unser Freund stand eben vor dem Pförtnerhäuschen des reizenden Parks, der die „Villa Bechen“ bei Trier umschließt, und besann sich einen Augenblick, nach welcher Karte er greifen solle. Rasch entschieden nahm er die dritte,

gab sie dem Pförtner und sprach sehr fest: „Die gnädige Frau wird mich erwarten."

Etwas überrascht maß der Pförtner den völlig Unbekannten und entfernte sich dann, ihn anzumelden.

Besuche kamen nämlich in dieser Villa gar nicht vor. Frau von Bechen, eine norddeutsche Dame, hatte vor mehreren Jahren das reizende Besitzthum gekauft, welches nun ihren Namen führte; aber sie war und blieb eine Fremde, sie verkehrte mit Niemand in dem so geselligen und gastfreien Trier. Man wußte nur, daß sie von ihrem Manne getrennt und fabelhaft reich sei, dazu schön, geistvoll, gebildet, liebenswürdig, vierunddreißig Jahre alt, kinderlos und so gesund, daß sie nicht einmal eine interessante Migräne hatte. Trotzdem hatte sie den berühmtesten Arzt der Stadt als Hausarzt angenommen, der dann alle vierzehn Tage in der verzauberten Villa erschien, um eine Patientin zu behandeln, welcher nichts fehlte. „Andere Leute", so pflegte der würdige Geheime Sanitätsrath zu sagen, „consultiren mich über ihre Krankheiten, Frau von Bechen consultirt mich über ihre Gesundheit, und das ist alleweil die angenehmste Praxis."

Uebrigens gehört ein Hausarzt in jedes vornehme Haus, und Frau von Bechen war sehr vornehm.

Der Geheimrath brachte die einzige Kunde von der räthselhaften Frau in die Stadt, und so charakterisirte er denn auch, ein ebenso scharfer Beobachter der Seele wie des Leibes, ihr aristokratisches Wesen unter Freunden folgendermaßen:

„Es gibt plumpe und feine Aristokraten. Die plumpen wollen herrschen, imponiren, sie fordern Huldigung, Bevorzugung, sie wollen als ganz besondere Menschen beneidet und schüchtern von unten angeblickt werden. Das sind die männlicheren Naturen, gleichviel sonst ob Mann oder Frau. Der feine Aristokrat, mehr weiblichen Wesens, begehrt dies Alles nicht. Er will nur unabhängig, er will sein eigener Herr sein, unberührt von allem fremdartig Aufdringlichen, Unfeinen, Gemeinen. Imperare — schreibt der Eine über seinen Wappenschild, Noli me tangere — der Andere. Wird der plumpe Aristokrat verrückt, dann verfällt er dem Größenwahn, wird es der feine, dann verfällt er dem Einsamkeits- und Reinlichkeits-Wahnsinn. Eine Aristokratin dieser zweiten Klasse ist Frau von Bechen. Verhüte Gott, daß ich die treffliche Frau für verrückt erklärte; aber wenn ihrem Gemüthe ja einmal Gefahr drohen sollte, so wäre es doch von dieser Seite."

So sprach der Arzt und that sein Möglichstes, dieser Gefahr vorzubauen, indem er bei seinen Besuchen die kleine Chronik der Trierer Gesellschaft höchst artig und verlockend berichtete, damit die einsame Dame doch auch einmal Lust bekomme, diesen interessanten Verhältnissen und Personen nahe zu treten. Allein Frau von Bechen hörte mit dem einen Ohre halb zu und mit dem andern gar nicht und blieb gegen die ganze Welt im Allgemeinen und die Trier'sche im Besondern so gleichgültig wie zuvor.

Als jedoch der Arzt unlängst nebenbei eines fremden jungen Professors, des bekannten Alcuin Walter gedachte, der durch sein heiter anregendes Wesen die gelehrten Häupter der Stadt entzücke, da horchte Frau von Bechen auf, als wecke sie der Name aus einem Traum, und fragte den Erzähler, ob er Herrn Walter kenne? und der Doctor, höchst erstaunt, fragte ebenso rasch, ob die gnädige Frau ihn denn kenne? Und sie wollte geschwind wissen, was den jungen Mann nach Trier geführt und ob er schon länger hier sei und bleiben werde? Und kaum hatte der Gefragte Zeit zu antworten, daß Walter auf einer Ferienreise in Trier seit mehreren Wochen Rast gemacht habe, weil ihm Stadt und Leute so überaus gefielen, so fragte sie auch schon nach der Adresse des Professors; denn sie wolle ihn bitten, daß er sie besuche, sie wolle ihn kennen lernen. —

„Also kennen Sie ihn noch gar nicht?" fiel der Doctor ein.

„Persönlich nicht!"

„Erstaunlich!" rief Jener.

„Aber was ist es denn Erstaunliches," fragte die Dame, anmuthig aufgeregt, „wenn ich einen berühmten Gelehrten kennen lernen will, der das ganze gelehrte Trier entzückt?"

„In der That, das ist nichts Erstaunliches, — und ich erstaune nur über mich selbst, gnädige Frau, weil ich Sie zu kennen glaubte und plötzlich einsehe, daß ich Sie erst kennen lernen muß."

Noch am selben Tage erhielt Professor Walter ein Billet folgenden Inhalts: „Es würde mich freuen, Sie in nächster Zeit auf meiner Villa zu sehen. Meine Empfangstunde ist Nachmittags fünf Uhr. Martha von Bechen."

Der Professor, welcher sich nur dunkler Reden entsann, die seine Trierer Freunde über die unnahbare Dame hatten fallen lassen, und der außerdem in seinem Leben nichts von einer Frau von Bechen gehört, dachte bei sich, „die vornehmen Leute haben doch ein unschätzbares Privileg: je resoluter sie ohne Umstände thun und sagen, was sie wollen, für desto vornehmer gelten sie. Nicht einmal drei entschuldigende Worte über den Raub an meiner kostbaren Zeit, keine Zeile, weshalb sie mich zu sehen wünscht; — ich soll nur einfach kommen! Und ich werde kommen."

So war also Professor Walter schon am nächsten Tage Punkt fünf Uhr vor dem Pförtnerhäuschen der Villa erschienen, und wir begreifen nun auch, weshalb er die bescheidenste und stolzeste, die geschriebene Visitenkarte abgab. Denn wenn Frau von Bechen ihn einzig und allein von allen Menschen sehen wollte, so mußte sie auch wissen, was er ohne Titel werth sei.

II.

Eine Frau, die wahrhaft schön ist, ohne daß sie daran denkt, duldet eine schöne Gesellschafterin neben sich; nur wer schön sein möchte, sucht die Folie des Unbedeutenden und Häßlichen.

Dieser Gedanke fuhr wie ein Blitz durch die Seele des Professors, als ihn Frau von Bechen begrüßte; denn er hatte eine schöne Frau zu sehen erwartet und sah nun zwei auf einmal: die Herrin und ihre Gesellschaftsdame, Miß Morlan.

Allein Miß Morlan blieb eine stumme Person; sie sprach nur englisch. Und fast wäre Frau von Bechen nach den ersten Worten des Empfangs gleichfalls eine stumme Person geworden, da sie beim Anblick des Fremden augenscheinlich mehr von Ideen erfaßt wurde, die sie nicht aussprach, als von solchen, die sie hatte aussprechen wollen.

Doch sammelte sie sich rasch und entschuldigte sich, daß sie es gewagt habe, Herrn Walter auf eine Stunde seinen Studien und seinen Freunden zu entziehen. Allein sie hoffe ihn einigermaßen zu entschädigen durch den Anblick des antiken Mosaikbodens, der hier auf der Villa gefunden worden sei, und der ihn ohne Zweifel interessiren werde.

„Eines Mosaikbodens?" fragte der Professor mit der Miene vollkommenster Unwissenheit.

„Meines Mosaikbodens," wiederholte Frau von Bechen; „ich habe das volle Eigenthumsrecht des seltenen Fundes erworben. Und Sie haben noch nichts von dieser Mosaik gehört?"

Der Professor blieb stumm und schüttelte nur ein wenig mit dem Kopfe. Als ehrlicher Mann wollte er nämlich nicht geradeaus mit Worten lügen, aber mit Schweigen darf man's schon eher, namentlich wenn man eine schöne Dame ein klein wenig ärgern will. Und das wollte er. Denn er hatte genug von der merkwürdigen Mosaik vernommen, aber auch, daß die Besitzerin den kostbaren Fund vor den Augen aller Alterthumsfreunde verschlossen und dadurch das ganze gelehrte Trier verstimmt und das ganze neugierige Trier entrüstet hatte.

Jetzt war auch sie merkbar verstimmt über seine Gleichgültigkeit und Unwissenheit. Ach, das war so ächt weiblich, oder richtiger — so ächt menschlich. Erst ärgerte sie's, daß alle Welt sich um ihren Schatz kümmere, und nun ärgerte sie sich, daß der erste Mensch, den sie darauf ansprach, sich noch gar nicht um ihren Schatz gekümmert hatte. Professor Walter aber verharrte im Schweigen, um sich noch eine Weile an ihrer reizenden Schwäche zu weiden. Und das war wieder so ächt menschlich! Anfangs fand er die Dame sehr liebenswürdig, weil sie ihm wie ein ganz vollkommenes Wesen erschien, und jetzt dünkte sie ihm noch viel liebenswürdiger, weil sie eine kleine Schwäche zeigte.

Nach kurzer Pause nahm Frau von Bechen wieder das Wort: „Ich bin gespannt auf die Deutung, welche Sie dem Bildwerk meiner Mosaik geben werden, vorab aber möchte ich über das Alter und den Kunstwerth derselben durch den Ausspruch eines so gewiegten und berühmten Kunst-Archäologen belehrt sein."

Nun war die Reihe der beschämten Verwunderung an dem Professor. Die schöne Frau hielt ihn für einen Archäologen! Also hätte er wohl die

gestochene Karte mit dem vollen Titel und nicht die titellos geschriebene abgeben sollen. Er hatte sich eben so irrthümlich eingebildet, daß Frau von Bechen seine Schriften kenne, wie sie, daß er von ihrer Mosaik gehört habe.

„Ich bin Philologe," erwiderte er, freundlich belehrend. „Kunst-Archäolog bin ich leider nicht, — leider, in diesem Falle; denn sonst pflege ich zu sagen: Gottlob!"

„Und ich glaubte, Beides sei ein und dasselbe!" sagte sie lächelnd.

„Reizende Unwissenheit!" dachte der Gelehrte, „reizender noch als ihr Lächeln," und fand sie wieder um ein Stück liebenswürdiger.

„Aber ist es denn ein Unglück Archäolog zu sein, da Sie — Gottlob — Keiner zu sein behaupten?"

„Ein Unglück in der That! Die Kunst-Archäologie ist eine überaus nothwendige Wissenschaft, wir Philologen können ihrer Hülfsarbeit nicht entbehren, wir schätzen die Archäologen als Brüder, aber wir bedauern sie zugleich. Der Archäolog übt die Kunst, da etwas zu sehen, wo andere Leute nichts sehen und etwas zu finden, wo nichts ist. Er erbaut sich eine Welt auf Trümmern und auf Luft. Den meisten antiken Marmorbildern fehlt Hand und Fuß, nicht wenigen auch Arm und Bein, sehr vielen der Kopf, allen aber die Nase. So sind diese höchsten Kunstwerke selber das wahre Symbol der Kunst-Archäologie, die überdies noch viel zu jung ist, zu gährend, zu unreif, um ihre Jünger beglücken zu können. Wir Philologen dagegen stehen auf altgefestetem Boden. Die griechische Sprache ist ein voll gerundetes Ganze, das harmonischste Ganze in dieser unharmonischen Welt. Beklagen gleich auch wir viele Lücken und Trümmer der Literatur, so ist uns doch des Besten genug erhalten, und etwas Sehnsucht nach dem Verlorenen gehört überall zum vollen Glück. Die Gesetze der Grammatik sind unantastbar, wie die Gesetze der Logik und Mathematik, und diese Gewißheit giebt ein beseligendes Gefühl in all den Wirbeln und Strudeln unsers Dichtens und Trachtens. Die Archäologen fangen erst an, wir Philologen aber sind beinahe fertig; denn die griechische Sprache und Literatur liegt fertig vor; und man kann doch nicht immer wieder von vorn anfangen mit Textkritik und Exegese und Grammatik einer todten Sprache. Aber in diesem Tode waltet zugleich das ewige Leben, in diesem Alterthum blüht die ewige Jugend. Ein jeder Mensch muß einen Glauben haben, und wir glauben an die unantastbare Vollendung der griechischen Sprache als der edelsten aller Sprachen, an die nie zu erreichende Meisterschaft der griechischen Poesie als der höchst classischen, ewig mustergültigen. Der Geschmack wechselt, die Wissenschaft schreitet rastlos fort. Gerade deshalb aber bedürfen wir eines festen Punktes, von dem alle Wissenschaft ausgeht, und auf den sie immer wieder zurückgreift, — das sind die classischen Sprachen — und einer Kunst, die über allem Wechsel des Geschmackes steht, und diese finde ich in Homer und Sophokles. Aber nicht blos der Gelehrte, auch der Mensch findet Befriedigung und Glück in der Weihe des attischen Geistes. Die Jugend sehnt sich nach einem Paradiese der Zukunft; sind wir aber einmal über die

Mittagsstunde des Lebens hinausgeschritten, dann sehnen wir uns wieder zurück nach einem verlorenen Paradiese, nach dem Paradies der Jugend. Das gilt vom Leben jedes Einzelnen, das gilt vom Leben der Völker. Und das verlorene Paradies der modernen Culturvölker ist das classische Alterthum, das herrliche Jünglingsalter der Menschheit" — —

Der Professor unterbrach sich; er merkte, daß er allein spreche, daß er docire; und es ist geschmacklos, in Gesellschaft zu dociren, vorab bei schönen Frauen.

Frau von Bechen hatte während der ganzen Rede vor sich hin auf den Tisch geblickt, wo seine Visitenkarte lag. Hatte sie zugehört? hatte sie ihn verstanden?

Als er schwieg, sah sie ihn mit großen Augen an, nahm die Karte und sprach: „Ihr Namenszug gleicht der Handschrift Ihres seligen Bruders Hugo zum Verwechseln. Es ist die Walter'sche Familienhand. Ihr Bruder sagte mir, daß er seine Schriftzüge trotz aller Gegenbemühungen des Schreiblehrers der derben altmodischen Feder seines Vaters nachgebildet, so widerstandslos habe der gestrenge alte Herr überall sein Haus beherrscht und bestimmt."

„Sie kannten meinen Bruder?"

„Ich kannte ihn nicht blos: er war mein bester Freund und ich bin ihm zu unauslöschlichem Danke verpflichtet. Als darum mein Arzt gestern Ihren Namen nannte, als ich erfuhr, daß Sie in Trier weilen, beschloß ich sofort, Sie zu sehen, ich lud Sie ein, obgleich ich sonst jeden Besuch ablehne, weil ich in meinem köstlichsten Besitz, in meiner Einsamkeit, nicht gestört sein will."

Nun ging dem Professor ein Licht auf über das Entgegenkommen der unnahbaren Dame, und er verzieh ihr, daß sie von seinem philologischen Ruhme offenbar gar nichts wußte.

Sie fuhr fort: „So sehr Ihre Schrift der brüderlichen gleicht, finde ich doch in Gesicht und Gestalt nur geringe Aehnlichkeit."

„Auch Andere bemerken das Gleiche," entgegnete Jener. „Hugo schlug in die väterliche Art; ich dagegen in die mütterliche."

„Aber mehr noch als Ihre Handschrift gemahnten mich die Gedanken, welche Sie vorhin so beredt entwickelten, an Ihren verstorbenen Bruder. Und doch ist auch da wieder ein großer Unterschied. Genau wie Sie von Ihren griechischen Büchern, sprach er, der Pastor, von seiner Bibel, und tröstete sich und uns damit, daß uns hier in allem Wandel des Wissens und Lebens ein unwandelbar und ewig Festes gegeben sei. Doch hat Ihnen der Bruder niemals von seinem Verkehr mit meiner Familie, von seinen Besuchen auf Schloß Laubenstein erzählt?"

„Ich habe Hugo leider nur wenig gekannt. Fünfzehn Jahre älter als ich, verließ er das Elternhaus und bezog die Universität, da ich erst drei Jahre zählte; dann kam er rasch in's Amt auf weitentlegenen Ortschaften und starb als Pastor zu Schönau, als ich eben in Leipzig studirte."

„Meine väterlichen Güter,“ bemerkte Frau von Bechen, „liegen bei Schönau, und Schloß Laubenstein gehörte zu seiner Pfarrei. Es sind nun zehn Jahre seit Ihres Bruders Tod — — doch warum rede ich von diesen Dingen! Ich wollte Ihnen ja den antiken Mosaikboden zeigen.“

Sie erhob sich und schwieg, als scheue sie vor Erinnerungen zurück, zu denen sie sich doch sichtbar hingezogen fühlte.

Der Professor bat sie fortzufahren, und sie setzte sich zögernd wieder und sprach leise vor sich hin:

„Sei es denn! Es ist eine kurze und traurige Geschichte. In meinen letzten Mädchenjahren wohnte ich mit meinem Vater und Bruder auf Laubenstein. Meine Mutter war schon lange todt; mein Bruder, der einzige männliche Sproß unseres Hauses, ein reich begabter Jüngling, der Stolz und die Hoffnung des alternden Vaters. Da geschah es eines Tages, es war am Hubertustage 1863, daß mein Vater und Bruder zur Theilnahme an einem großen Treibjagen auszogen, und am Abend kam der verzweifelnde Vater mit der Leiche des Sohnes wieder heim. Eine verirrte Kugel hatte Karl getödtet; man konnte nicht feststellen, von welchem Schützen sie gekommen, allein mein Vater behauptete, er selbst sei der unselige Schütze gewesen, und während sämmtliche Jagdgenossen erhärteten, daß der arme Karl durch seine eigene Unvorsichtigkeit plötzlich in die Schußlinie gerathen, war mein Vater nicht von dem Glauben abzubringen, daß er vielmehr den eigenen Sohn erschossen habe. Er verfiel in Tiefsinn und kränkelte und hat sich nie wieder erholt.

Ach, das war eine entsetzliche Zeit! und wir wären vergangen vor Jammer, wenn Ihr Bruder nicht die einzige Stütze meines unglücklichen Vaters gewesen wäre. Er besuchte ihn fast täglich; nicht, um ihn mit Trostgründen zu beruhigen, die doch nur vielmehr das Trostlose unseres Jammers immer neu hätten erscheinen lassen, sondern, um seinen brütend sich zermarternden Geist auf andere Dinge abzulenken. Ihr Bruder war kein Pietist, aber man nannte ihn einen Mystiker, weil ihm die religiöse Erkenntniß nicht ein Vorschreiten von Licht zu Licht, sondern von Geheimniß zu Geheimniß war, und ihr letztes Ziel nicht die Fülle des Besitzes, sondern die Kraft der Entsagung. Und — denken Sie! — Ihr Bruder erleichterte meines Vaters Leiden, indem er denselben Ton anschlug, den Sie vorhin angeschlagen, nur in weit volleren Accorden: — er erzählte ihm vom verlorenen Paradies! Er sprach von dem seligen Frieden, der anfangs zwischen den Menschen und der übrigen Welt gewaltet, von der ursprünglichen Reinheit und dem angeborenen Adel unserer Natur, er flocht die ältesten Sagen der Völker, die davon reden und träumen, mit der Hand des Dichters zum wunderschönen Kranze, die Sagen vom Paradies, dessen Ort und Zeit man überall sucht, und nirgends findet, weil es niemals außer uns gewesen ist, sondern immer — verschleiert und unerkannt — in uns selber. Dann lasen wir gemeinsam Miltons ‚Verlorenes Paradies‘, und über den kühnen Bildern und den scharfen Gedanken, die so mächtig aus der dämmernden, ungestalten Sagen-

welt des Poeten aufblitzen, vergaß mein Vater stundenlang seine Seelenmarter. Als wir aber mit dem verlorenen Paradiese des großen Briten zu Ende gekommen waren, fuhr Ihr Bruder nicht fort, nun auch das ‚Wiedergewonnene Paradies‘ vorzulesen, denn er behauptete, hier sei die Kraft des Dichters erlahmt, wie ja überhaupt der zauberhafte Mondstrahl jeglicher Poesie nur in der Dämmerung leuchte. Und so meinte er, es gebe nur ein ächtes und unvergängliches Buch vom wiedergewonnenen Paradiese, welches eben darum kein Gedicht sei — das Evangelium. Mit der ganzen Gewalt seines dichterischen Geistes zeichnete er uns dann die reine Lichtgestalt Christi in dessen eigenen Worten, daß wir gleichsam mit Augen den Sonnenschein des Paradieses sahen, wie er während der kurzen Jahre, die der Herr auf Erden wandelte, diese dunkle Welt bestrahlt hat. Aber dieses wiedergewonnene Paradies — so meinte Ihr seliger Bruder — gehe uns auch täglich wieder verloren, und wir müßten es fort und fort wieder zu gewinnen trachten; denn Gott schenke uns gar nichts, nicht einmal den Traum eines Paradieses; und so möge der Mensch immerhin mit den Thieren den Kampf um's Dasein kämpfen, aber für sich allein kämpfe er den Kampf um das verlorene Paradies. — — —

Das waren die einzigen Gedanken, welche die Nacht des Trübsinns meines Vaters zeitweilig zu erhellen vermochten, und so wurde ihm zuletzt auch der Todeskampf leicht, weil er im Rückschauen auf das verlorene und wiedergewonnene Paradies hinüberschlummerte.“

Mit halblauter Stimme, den Blick zum Boden gesenkt, hatte Frau von Bechen das Alles so vor sich hin gesprochen. Sie fuhr plötzlich empor, wie aus einem Traum erwachend und sagte lächelnd, den Gast hell anblickend: „War es nicht ein seltsames Zusammentreffen, daß das erste Wort, welches Sie an mich richteten, gleichfalls dem verlorenen Paradiese galt? Und daran war die Archäologie schuld und mein Mosaikboden. Und diese Mosaik will ich Ihnen jetzt zeigen!“

III.

Der Weg zum Fundorte des alten Kunstwerkes führte fast durch den ganzen Park.

Alcuin Walter ging schweigend neben der Dame, die gleichfalls kein Wort redete. Wenn man sich recht tief ausgesprochen hat, dann muß man sich eine Weile ausschweigen. Allein obgleich der Professor so ganz in Gedanken dahinging, bemerkte er doch nebenbei, wie sorgsam und geschmackvoll der ganze Garten gepflegt war. Nirgends eine leere oder verwilderte Stelle; kein welkes Blatt, das die reinen Pfade verunziert hätte; jede Pflanzengruppe am rechten Ort, kein Vordrängen, Ueberwuchern und doch auch kein steifer Zwang: — das anmuthig maßvolle Wesen der feinsinnigen Besitzerin schien sich hier auch der Natur mitgetheilt zu haben.

Desto schneidender war der Contrast, als sie am Ende des Parkes anlangten. Mitten im Gebüsch erhob sich ein roher Bretterzaun. Die Thüre war verschlossen und konnte vom Gärtner nur mit großer Mühe geöffnet werden; denn das Schloß fand sich ganz verrostet.

Der Innenraum zeigte einen verlassenen Bauplatz: es lagen noch Bausteine gehäuft, zwischen denen bereits Gras wucherte, und die aufgeworfenen Erdhaufen überspann garstiges Unkraut. In der Mitte stand eine große Bretterhütte — zum Schutze des antiken Mosaikbodens.

Frau von Bechen hatte den Ort während des ganzen Jahres noch nicht betreten und war nun selbst verblüfft und beschämt, als sie die Wüstenei erblickte.

„Ich muß mich entschuldigen über diese Verwahrlosung," sprach sie zu dem erstaunten Professor, — „ich will Ihnen die kurze Geschichte meiner Mosaik erzählen, das wird meine Entschuldigung sein. Voriges Jahr wollte ich hier ein Häuschen bauen lassen, eine Einsiedelei für meine stillsten Stunden. Beim Ausgraben des Fundaments stießen die Arbeiter auf altes Mauerwerk; und bei weiterem Nachforschen fand sich der trefflich erhaltene Mosaikboden. Ich ließ den Bau sofort einstellen, um die Mosaik nicht zu zerstören; und sie liegt noch in der Erde, wo sie lag. Oder richtiger: dieser Fund war mir ein angenehmer Vorwand, den ganzen Bau aufzugeben. Ach, das war ein Staub, und Schmutz, ein ewiges Kommen und Gehen der Maurer, ein rohes Reden und Schreien! Und alles Unfertige, Unreinliche, alles Tumultuarische ist mir so qualvoll! Als aber die Maurer fortblieben, wollten die Gelehrten eindringen, und ich glaube, die würden mir zuletzt noch mehr Tumult gemacht haben als die Maurer. Ich erwarb das volle Eigenthum des unterirdischen Fundes, ich ließ ihn bedecken und den Platz absperren, um meine Ruhe zu haben. Ich meide diese Stätte der Unordnung; wäre ich nicht so überaus ordentlich, so würde es hier unordentlicher aussehen, und wären Sie nicht Ihres Bruders Bruder, und hätte ich Sie nicht für einen Archäologen gehalten, dem ich Artigkeit mit Artigkeit lohnen wollte, so würden auch Sie niemals diese Wüstenei gesehen haben."

Der Professor trat unter das Schutzdach und stieg hinab in die Grube, wo nun die Mosaik, schlecht genug beleuchtet, vor ihm lag. Ein kunstreicher Doppelrahmen, außen mit Mäandern, innen mit Palmetten geschmückt, umschloß die Bildfläche, welche einen Meergott darstellte, auf einer Muschel blasend. Ein anderes nur fragmentarisches Quadrat zeigte zwei menschliche Figuren, die im Zwielichte nicht genauer zu erkennen waren.

Obgleich Professor Walter das selbstvergessene Sichversenken in's classische Alterthum kaum als das höchste Glück gepriesen, so blickte er doch jetzt, wo ihm die Antike leibhaftig gegenüber stand, nur mit sehr zerstreutem Auge auf dieses Fragment seines verlorenen Paradieses. Seine Gedanken waren viel mehr bei der schönen Begleiterin, und die Räthsel ihrer Seele schienen ihm zur Zeit lockender, als alle Bilderräthsel der alten Welt.

„Was ist nun Ihr Urtheil?" fragte Frau von Bechen endlich, nachdem sie lange genug auf ein Wort aus dem Munde des Gelehrten gewartet hatte.

„Mein Urtheil? worüber?" fragte dieser seinerseits verwirrt.

„Nun ich denke über den Mosaikboden, der da vor uns liegt."

„Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich diesen alten Boden bis jetzt noch sehr unaufmerksam betrachtet habe; — es ist ohne Zweifel ein merkwürdiger Fund. — Sie würdigten mich vorhin Ihres Vertrauens, — Sie erzählten mir Einiges aus Ihrem Leben, — so viel und so wenig, daß ich in wärmster Theilnahme noch weit mehr zu erfahren wünschte; — ein merkwürdiger Fund! Diese Doppel-Mäander schlingen sich so anmuthig in einander, ein Sinnbild des ohne Anfang und Ende in geheimnißvoller Verflechtung dahinschwebenden Seins und Werdens, und dieser Meergott — —"

Er hielt inne, das Bild genauer untersuchend und offenbar jetzt plötzlich ganz von diesem Gegenstande gepackt. Seine Augen glänzten mit einem Male begeistert, und er rief mit erschreckendem Ungestüm: „Wunderbar! Herrlich! Welch' ein Glück!" —

Frau von Bechen sah ihn staunend an; sie wußte garnicht, was plötzlich so Herrliches und Wunderbares aus dem alten Fußboden geworden sei, der dem Professor vor fünf Minuten noch kaum eines Blickes werth geschienen.

„Diese Mosaik," so fuhr er etwas ruhiger fort, „hat hohen kunstgeschichtlichen Werth, sie ergänzt eine schmerzlich empfundene Lücke, wofern mich mein Auge nicht trügt, mein Gedächtniß nicht täuscht — und wofern die Hypothese richtig ist, die mir eben durch den Kopf fährt."

Da der Professor wiederum schwieg, so nahm die Dame das Wort: „Sie sagten vorhin, der Archäolog übe die Kunst, da etwas zu finden, wo nichts ist, und etwas zu sehen, wo andere Leute nichts sehen. Ich gehöre zu den anderen Leuten, und Sie selbst sind, wie mir scheint, mit einemmale Archäolog geworden!"

„Nein! ich gehöre auch zu den anderen Leuten, und eben darum halte ich noch zurück mit meiner Hypothese. Aber die Archäologie ist eine ansteckende Krankheit. Es lockt mich mit dämonischer Gewalt, den Text dieser Steine zu entziffern. Sagte ich nicht, die Archäologie hat etwas ewig Beunruhigendes? Sie reizt und befriedigt nicht, und seit Sie mich zum Archäologen gemacht, hat auch mich diese Unruhe gefaßt. Vielleicht täusche ich mich über den Werth Ihrer Mosaik; das einzig Gewisse in der Welt bleibt zuletzt doch immer — ein Buch; hat das nicht mein Bruder auch so gesagt? — ich meine freilich zunächst ein Quellenbuch oder ein Gesetzbuch der Kritik. Ich muß Bücher nachschlagen, um meiner Vermuthung gewiß zu werden, und das kann ich nur morgen früh auf der Trierer Stadtbibliothek. Gestatten Sie mir darum abzubrechen — an der Pforte des Quellenstudiums."

Frau von Bechen gestattete dies gern, bat aber den Professor, morgen Nachmittag wieder zu kommen und ihr vom Ergebniß seiner Studien zu

berichten. Er hatte diese Bitte im voraus gewünscht, und versprach also auch sehr gern sie zu erfüllen.

So schieden sie.

Beim Nachhausegehen sprangen die Gedanken des Gelehrten fortwährend herüber und hinüber von der alten Mosaik zu der jungen Frau und von der jungen Frau zu der alten Mosaik. In der Besitzerin der unnahbaren Villa hatte er eine Sonderlingsnatur erwartet, die er leicht übersehen, an deren Launen er sich vielleicht belustigen könnte, und statt dessen fand er eine Frau von so sicherem Wesen, so feinem Takt, so reichem Gemüth, deren eigenartiger Charakter von Geheimnissen umhüllt war, die ihn ernst und tief bewegten und zur wärmsten Theilnahme zwangen. Und es dünkte ihm, als sei die Ergründung einer Menschenseele und eines Menschenschicksals fast noch dämonischer bestrickend wie die Probleme der Kunst-Archäologie, jedenfalls aber mehr archäologisch aufregend als philologisch beruhigend.

IV.

Am andern Morgen konnte er kaum die Bibliothekstunde erwarten und trat voller Spannung in das Directionszimmer der berühmten städtischen Bücherei.

Es war ein angenehm frischer Tag, ein Nachtgewitter hatte die gestrige Augusthitze erquickend abgekühlt. Aber in dem Zimmer brütete eine Gluth, daß Walter an der Thüre zurückprallte: 23 Grad Réaumur — der Bibliothekar hatte eingeheizt! Der treffliche Mann hatte nämlich lange Zeit in Batavia gelebt, bevor er diesen Ruheposten fand, sein verlorenes Paradies lag unter den Palmen der ostindischen Inseln, und er träumte sich erst dann recht warm in das selige Behagen seiner Bücherherrschaft, wenn andere Leute einen Schlaganfall fürchteten.

Ein frischer Greis, das glühend rothe Gesicht von lang herabfallendem schneeweißem Haar und einem mächtigen, weißen Bart umrahmt, fragte er den Professor artig nach seinem Begehren.

In etwas zweifelndem Tone fragte dieser wiederum, ob etwa der französische Bericht über die Expédition scientifique de la Morée von 1831 hier zu finden sei?

Der Alte gab gar keine Antwort, sondern deutete nur durch Blick und Miene an, daß es beleidigend sei, bei einer so ausgezeichneten Bibliothek überhaupt an dem Vorhandensein irgend eines Buches zu zweifeln, schlug flugs den richtigen Band des Kataloges auf, rief dem Diener zu: „Artes, 3534!“ Der Diener flog davon und in wenigen Minuten lag das gewünschte Buch auf dem Tische.

„Es ist mein Stolz, daß man hier nach einem Buche nur selten vergebens fragt,“ sagte der Bibliothekar, „und es ist meine Freude, wenn ein vorhandenes Buch nicht ausgeliehen ist, so daß ich die Leute befriedigen kann;

wäre das Buch aber ausgeliehen, so würde mich dies gleichfalls freuen, denn es ist der Beweis, daß meine Bibliothek fleißig benutzt wird.“

Der Professor empfahl sich dankend und sprach vor der Thüre zu sich selbst: „Mag kommen was da will, so freut es diesen Mann; das ist der ächte Optimismus, den man nur im täglichen Umgang mit hunderttausend Büchern gewinnt. Wenn ich noch einmal zur Welt komme, so möchte ich als Bibliothekar geboren werden. Der glücklichste König auf Erden ist doch so ein Bibliothekbeherrscher. Seine Unterthanen stehen wohlgeordnet in Reih' und Glied, sie räsonniren und rebelliren nicht und sind allezeit seine treuen Freunde; er möchte keinen vermissen, er liebt sie alle und ist verliebt in viele. Die besten schätzt er, weil sie so selten gut, die schlechten, weil sie so selten schlecht sind und bei den mittelmäßigen entzückt ihn die ungeheuere Masse.“

Im stillen Hofe des Bibliothekgebäudes angelangt, durchblätterte der Professor rasch sein Buch, fand die richtige Stelle und ging nun lesend weiter durch die Straßen; und als er — der Weg ist nicht weit — in das Thor seines Gasthofes, des „rothen Hauses“, trat, hatte er bereits alle Belege gefunden, seine Hypothese stand mauerfest. Seelenvergnügt eilte er auf sein Zimmer, unzufrieden nur über die entsetzlich lange Zeit, die er noch warten mußte, bis er auf der Villa Bechen Bericht erstatten konnte — noch ganze fünf Stunden!

Allein auch diese fünf Stunden vergingen, wie Alles in der Welt, und als er nun wieder der liebenswürdigen Dame gegenüber saß wie gestern, auf demselben Stuhle wie gestern, zur selben Stunde, im selben Sonnenschein, mit derselben stummen Engländerin zur Seite, da war es ihm als sei seitdem gar keine Zeit verflossen und er sei niemals fort gewesen.

Man schritt bald zur Hauptsache, zur Mosaik, und so gingen sie selbzwei wieder durch den Park wie gestern, der heute gerade so rein und nett erschien. Aber an dem Bretterzaune sah es anders aus. Die Erdhaufen waren eingeebnet, die Bausteine ordentlich zur Seite gesetzt, das wuchernde Gras und Unkraut verschwunden.

„Ich wollte vordem hier eine Einsiedelei bauen,“ sagte Frau von Bechen schalkhaft, sich an des Professors Ueberraschung ergötzend, „und es war unversehens eine Wüstenei geworden. Ich glaube fast, die wirklichen Eremiten sind die unordentlichsten Menschen, blos weil sie immer allein sind.“

„Die Eremiten wohl, gnädige Frau, aber die Eremitinnen nicht, wie Ihre Villa bezeugt. Sie haben heute hier einen kleinen guten Anfang gemacht, aber Sie werden weiter gehen, Sie werden einen griechischen Tempel über dieser Stätte bauen, denn“ — — hier hielt er lange ein — „Sie sind die glückliche Besitzerin eines seltenen Schatzes: — Ihr Mosaikboden ist — griechisch!“

„Aber waren denn die Griechen jemals in Trier?“

Der Gelehrte sah die Fragerin mit großen Augen an; sie war doch niemals anmuthiger, als wenn sie recht unwissend war. „Die Griechen!“ rief

er. „Nein! wie sollten die hierher kommen! Ihr Mosaikboden ist römisch, er ist aber griechisch als römische Mosaik. Griechische Mosaikböden, die griechisch wären, gibt es in der ganzen Welt nicht mehr, nicht einmal in Griechenland. Das ist ja gerade das Merkwürdigste bei der Sache. Vor vierzig Jahren gab es noch ein kleines Stück griechisch griechischer Mosaik — es ist zerstört worden; es fand sich im Pronaos des Jupitertempels zu Olympia und wurde dort von den Franzosen ausgegraben. So kennen wir es denn auch nur noch aus der Abbildung des französischen Berichtes; sehen Sie hier —"

Bei diesen Worten schlug der Professor das Buch auf, welches er mitgebracht.

„Das ist ja mein Mosaik! Die Mäander, die Palmetten, der Meergott!" rief Frau von Bechen. „Genau dieselben Formen, ja dieselben Farben!"

„Allerdings. Und mein Gedächtniß hatte mich gestern nicht getäuscht. Wir besitzen in Mosaik mehrere römische Copieen nach längst verlorenen griechischen Originalen, wie die Alexanderschlacht von Pompeji, den Centaurenkampf in Berlin. Aber ist es nicht wunderbar, daß die getreue römische Nachbildung der einzigen ächt griechischen Mosaik, die ein modernes Auge gesehen, sich nun hier wiederfindet! Olympia und Trier! Und mehr noch. Diese Copie ist vollständiger als jenes Original-Fragment, welches die Franzosen gefunden. Denn wir haben hier noch den Anfang eines zweiten Quadrates mit zwei Figuren, die allerdings greulich verdorben sind. Sie stellen entweder einen Mann und ein Weib dar, oder zwei Männer oder zwei Frauen; ein Drittes ist nicht wohl denkbar, es müßte denn ein besonders scharfes archäologisches Auge am Ende gar eine Thiergestalt heraussehen. Aber wenn man sich auch geeinigt haben wird über Mann oder Weib, Mensch oder Thier, dann wird erst die rechte Controverse beginnen über die Frage, welche Männer und Frauen oder Thiere im ganzen weiten Kreise des mythologischen Personals gemeint seien, und so ist die wissenschaftliche Anregung, welche die gelehrte Welt aus der Enträthselung dieser zwei nicht mehr zu enträthselnden Figuren schöpfen wird, geradezu unabsehbar. Ich meine dies im Ernst. Die größten Thaten des Gedankens wurden überall dadurch vollbracht, daß die Denker zu entschleiern suchten, was ewig ein Geheimniß bleiben wird."

Bei den letzten Worten sprach Frau von Bechen tief bewegt: „Nun höre ich wieder die Stimme Ihres verstorbenen Bruders! Wie oft hat er uns mit anderen Worten dasselbe gesagt!"

Als sie zur Villa zurückgingen, waren Beide anfangs sehr nachdenklich, plötzlich aber fragte die Dame ihren schweigenden Begleiter, wie er sich denn den griechischen Tempel denke, der über der Mosaik erbaut werden solle?

„Nicht eigentlich einen Tempel," antwortete Jener, „sondern eine offene Halle mit Säulen jonischer Ordnung. Der Mosaikboden, von einem Umgang umgeben und durch ein zierliches Geländer geschützt, ist maßgebend für die ganze Anlage. Ob Seitenlicht oder Oberlicht günstiger, das wird vorerst noch zu ermitteln sein, und darnach wird der Architekt seinen Aufbau frei und

dennoch stylgerecht zu gestalten haben. Aber denken Sie denn im Ernste daran, diese Halle zu erbauen?"

Frau von Bechen bejahte es. „Und ich will zugleich meine Gründe darlegen. Nicht die wissenschaftliche Bedeutung des alten Fußbodens bewegt mich zu dem Bau, sondern die religiöse. Denn wenn so viele gescheidte und gelehrte Männer in den Schriften und Denkmalen Griechenlands das Urbild des Edeln und Schönen finden und aus ihrem Anschauen Kraft und Verjüngung gewinnen, wenn ihnen Hellas das Zauberwort in allem Wechsel des Völkerdaseins ist, dann ist auch das hellenische Alterthum ihre Religion. Die meinige strebt zu einem anderen Ideale, aber ich lasse jedem die seine, wenn er sie nur treuen Herzens umfaßt. Da ich nun auf meinem Grund und Boden eine Reliquie besitze, zu welcher Gläubige gern wallfahrten möchten, so halte ich's für unrecht, ihnen dies zu wehren. Ja ich lasse ihnen gern eine Kapelle über ihr Heiligthum bauen. Ich werde aber jenen Theil des Parks besonders abzäunen und mit einem eigenen Eingang versehen lassen, damit mich die Wallfahrer nicht stören, die anfangs in Strömen, später tropfenweis kommen werden. Denn auch ich will in meinem Heiligthum nicht gestört werden, in meiner Einsamkeit. Sie sehen, wie die wenigen Worte, die Sie gestern gesprochen, meine Ansicht von der alten Mosaik geändert haben. Und so mag denn jene jonische Halle zugleich auch ein freundliches Erinnerungsmal unsers Zusammentreffens sein. In wenigen Tagen werden Sie von Trier abreisen, wir werden uns vielleicht in Jahren nicht wiedersehen, vielleicht niemals. Die Pole der Poesie unseres Lebens sind Vergangenheit und Zukunft, und so sollen mir die schönen Stunden, welche ich jetzt mit Ihnen verlebte, in der Zukunft zur viel schöneren Vergangenheit werden, — wenn sich einmal die jonische Halle über der alten Mosaik erhebt."

„Fesselnd und unnahbar zugleich!" dachte der Professor. „Welch' ein seltenes Weib verbirgt sich hier der Welt!"

Aber er hatte nicht lange Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen: denn sie fragte ihn nach den Schicksalen seiner Familie, nach Vater und Geschwistern, die ihr seit dem Tode seines Bruders aus den Augen gekommen waren. Sie fragte so theilnahmvoll, sie wollte Alles so genau wissen; er hätte dagegen so gern von ihrem eignen Lebensgange gehört, von dem ohne Zweifel dornenvollen Weg, der sie in diese Einsamkeit geführt, aber die Zeit verrann; und er konnte das Wort nicht finden.

Am späten Abend noch traf der Professor den Arzt und den Bibliothekar im geselligen Kreise. Er war sehr aufgeregt, freudvoll und leidvoll.

Plötzlich sagte er ganz heimlich zum Arzte: „Ihre Patientin auf Villa Bechen wird genesen: sie läßt eine Halle mit jonischen Säulen über ihren alten Mosaikboden bauen und erlaubt Jedermann, das seltene Kunstwerk zu betrachten. Und die kranke Frau wird in Ihre Apotheke kommen," so fuhr er noch leiser fort, zum Bibliothekar gewandt. „Sie will die ganze Literatur über Mosaik kennen lernen. Ich habe ihr ein Dutzend Bücher aufgeschrieben,

deren ich mich im Augenblick entsann; sie wird persönlich in dem Friedenshain Ihrer Büchersäle erscheinen, daß Sie das Register vervollständigen. Die Welt kommt zu ihr hinauf in den Park und sie steigt herunter in die Einsamkeit Ihrer Bibliothek. Sie wird genesen! Der alte Thiersch pflegte zu sagen: ein rechter Philolog kann drei Dinge: — einen Autor interpretiren, einen Staat regieren und eine Armee commandiren, und ich füge als viertes hinzu: eine schöne Frau curiren; denn das Alles lernt man bei den alten Classikern."

Die Freunde wollten Näheres wissen, allein der Professor schwieg auf alle Fragen, beschämt als habe er schon zu viel gesagt.

V.

Am 10. August machte Professor Walter seinen Abschiedsbesuch auf der Villa. Er wäre so gern noch länger in Trier geblieben! Zuerst hatte ihn die Stadt gefesselt, dann die Freunde, zuletzt die Freundin; allein es mußte geschieden sein. Auch sie empfand die nahe Trennung tief; war er doch der erste Mensch gewesen, dem sie sich seit langer Zeit wieder einmal genähert hatte! Auch in der Freundschaft gelten Verwandtschaftsgrade, und so war ihr der Bruder des verstorbenen Freundes sofort ein angestammter Freund gewesen, dem sie ihr sprödes Wesen erschließen konnte.

Sie war am letzten Tage mittheilsamer als je, sie erzählte viel aus ihrem früheren Leben, allein immer nur aus ihrer Mädchenzeit.

Plötzlich hielt sie ein und sprach: „Ich muß Ihnen doch auch von meinem Manne erzählen." Dann schwieg sie wieder.

„Sie waren unglücklich verheirathet," bemerkte der Freund, um sie zum Fortfahren zu bewegen.

„Ich war verheirathet? Nein! Ich bin es noch. Wir leben getrennt, freiwillig getrennt und werden es bleiben, geschieden sind wir nicht. Hören Sie, wie das gekommen ist. Die traurigste Zeit meines Lebens war zugleich die glücklichste, eine still beglückte. Ich habe Ihnen diese Zeit schon öfters und gerne geschildert. Ich hatte damals einen Beruf, einen vollen, anstrengenden Lebensberuf, — meinen kranken, schwermüthigen Vater zu pflegen und zu erheitern. Ich habe vor- und nachher niemals wieder einen Beruf gehabt, — ach wie war das beglückend! Und ich hatte einen Freund, Ihren Bruder, der mir den höheren Sinn des Lebens erst erschloß, der mir das Leben erst lebenswerth machte. Ich träumte, das werde immer so fortgehen; Ihr Bruder wußte, ahnte nicht, wie tief ich ihn in mein Herz geschlossen — da starb er, ein halbes Jahr vor meines Vaters Tode. Wie war es mit einemmale leer geworden bei uns, und nun erst erkannte ich entsetzt, daß es bald noch leerer werden müsse. In jener Zeit trat eine neue Gestalt in die Einsamkeit unseres Schlosses, — mein künftiger Gemahl. Der Sohn eines deutschen Vaters und einer englischen Mutter, in Petersburg geboren, hatte er bereits eine hoffnungs-

reiche diplomatische Laufbahn in der russischen Hauptstadt begonnen, die er auf einige Jahre unterbrach, um Europa kennen zu lernen. Verwandtschaftliche Empfehlungen — er ist mein entfernter Vetter — führten ihn auf dieser Reise auch in unser stilles Schloß. Und ich war die Ursache, daß er statt acht Tage acht Wochen bei uns blieb. Er ist ein vollendeter Cavalier und Weltmann; ein so unweltläufiges Landfräulein wie mich, mochte er in Petersburg wohl niemals gesehen haben; der Reiz der Neuheit und des Gegensatzes fesselte ihn. Auch ich sah ihn gern, weil er meinen Vater zerstreute; er glaubte, ich sehe ihn gern, weil ich ihn gern sähe Er warb um meine Hand und mein Vater befürwortete die Werbung. Ich widerstrebte anfangs. Mein Vater fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe; sein stiller Kummer war, mich allein in der Welt zu lassen, er faßte mein Jawort als mein höchstes Liebesopfer für ihn und ich gab es. Unsere Vermählung war des Vaters letzte Freude; er glaubte uns glücklich. Wenn er jetzt als seliger Geist mich umschwebt, kann er da noch ganz selig sein? Denn er weiß dann, daß ich unglücklich geworden bin. Und doch — wenn ich sage, ich bin unglücklich, so ist das eine Sünde, und wenn ich sage, ich bin glücklich, so ist's eine Lüge. Was bin ich denn? In einem schattenhaften, licht- und farblosen Zwischenzustand stehe ich zwischen Glück und Unglück.

Denken Sie, ich hatte meinen Mann gern, und er liebte mich glühend. Wir waren ein stattliches Paar — wie für einander geschaffen, sagten alle Leute. Alter, Stand, Besitz, Bildung, Alles paßte, und mein Mann war edel und gut. Nur in einer Kleinigkeit unterschieden wir uns zunächst, und aus dieser Kleinigkeit quoll eine Welt von Gegensätzen: er wollte beständig reisen und ich wollte daheim bleiben. Wir machten eine Hochzeitreise nach Konstantinopel; er hätte sie gerne auch noch nach Syrien und Aegypten fortgesetzt, allein ich hielt ihn zurück. Es giebt nichts Entsetzlicheres als diese Hochzeitreisen! Jede Ehe beginnt mit Enttäuschung, weil sich die vorgeträumte Seligkeit niemals sofort erfüllen kann, sondern erst im Laufe der Zeit, und dann ganz anders als wir gedacht. Und nun verbittern wir uns die bittern Honigwochen noch durch all die Unruhe und das Ungemach einer großen Reise! Mein Mann hatte gar kein Organ für dieses Ungemach, es gefiel ihm, er hätte gleich unser ganzes Leben zur Hochzeitsreise machen mögen. Er drohte mir, den ‚Roman eines Opitmisten‘ zu schreiben unter dem Titel: ‚Das Leben eine Hochzeitreise!‘ Er bedurfte der großen Welt selbst für die Poesie des Herzens; ich fand diese nur, wenn ich mich vor jener verbarg. Als Deutscher hatte er den Petersburger Kreisen der Diplomatie und des Hofes imponirt durch sein ungezwungenes sicheres Auftreten, während andere deutsche Diplomaten wegen ihres kleinbürgerlichen Wesens geringgeschätzt oder wegen ihrer prahlerisch plumpen Nachahmung französischer und russischer Art verlacht wurden. Er sah seine Zukunft in Petersburg, er wollte wieder dorthin zurück, ja der sonst so kluge Mann glaubte thörichterweise mit mir dort Ehre einlegen zu können . . Ich suchte ihn davon abzubringen wie von einem Verhängniß, ich verkümmerte

ihm seinen Lebensberuf. Und ich entdeckte, daß ich als Frau keinen Beruf mehr fand, während ich ihn als Mädchen besessen hatte. Mein Glück lag in der Vergangenheit, in dem weltvergessenen Laubenstein; war es unrecht, daß ich meinen Gmahl dorthin zurückzudrängen, dort zu fesseln suchte? Er aber wollte mich jener Idylle entreißen, deren Zauber ihm unfaßbar war.

Seine Liebe zu mir siegte zunächst. Wir kehrten nach dem verwaisten Schlosse zurück; er versprach, ein ganzes Jahr zu Hause zu bleiben und den Landedelmann spielen zu lernen. Er brachte es nicht fertig, und gerade diese ersehnte Einsamkeit entfremdete uns täglich mehr. Man kann nicht glücklich sein, wenn man sich langweilt, und er langweilte sich furchtbar. Nach drei Monaten erbat er meinen Urlaub und ging auf Reisen; er kam nach acht Wochen auf vierzehn Tage zurück. Dann ging er auf sechs Monate und kam auf drei Tage, dann auf ein Jahr und kam auf einen Tag; zuletzt kam er gar nicht mehr. Wir haben uns getrennt, indem wir immer weiter auseinander gingen, geschieden, nicht vor Gericht, sondern in unsern Herzen. Wer wird auch so plebejisch sein, mit einem Scheidungsantrag vor dem Consistorium zu erscheinen! Eine feine Frau meidet die Behörden, wie die Gastwirthe und Kellner und Eisenbahnschaffner.

Mein Leben war zerstört. Denn auch auf Schloß Laubenstein fand ich keine Ruhe, es war mein altes Schloß nicht mehr. Ich bedurfte einer neuen, fremden Einsamkeit, um wieder zu genesen. So kam ich hierher. Mein Vermögen hatte ich von Anbeginn selbständig behalten, das Band mit meinem Manne war nur ein persönliches. Er reist noch immer, und ich erkundige mich insgeheim zwischendurch, wo er gerade ist und wie es ihm geht. Er aber weiß nicht, daß ich hier bin; er hat seit Jahren nichts von mir erfahren."

Hier brach die arme Frau ab, weil ihr das Weinen nahe stand.

Der Professor war viel zu feinfühlig, als daß er nun mit rathenden oder tröstenden Worten gekommen wäre. Er schwieg, bis sie sich gesammelt hatte, um von anderen Dingen zu reden.

Erst am späten Abend verabschiedeten sie sich.

„Darf ich Ihnen dann und wann in wenigen Zeilen brieflich wieder nahen und ein Lebenszeichen von Ihnen hoffen?" fragte er sehr schüchtern beim letzten Händedruck.

„Ich bitte, schreiben Sie mir nicht," erwiderte die Dame fest und doch weich. „Halten wir unsere Begegnung fest wie einen schönen Traum, bis er mit allen Träumen verschwebt. Es peinigt mich, Briefe zu schreiben und es ängstigt mich Briefe zu empfangen. Ich erbreche jeden mit Herzklopfen; der Postbote ist der schrecklichste Störenfried: denn er kommt täglich und man kann ihn nicht abweisen. Leben Sie wohl — vielleicht sehen wir uns dennoch wieder!"

Dies waren ihre letzten Worte.

Des andern Tages führte die Eisenbahn den Professor gen Süden. Als er vor sechs Wochen nach Trier gekommen war, hatte der erste Blick

des Alterthumsfreundes der Porta nigra gegolten, und er war erschüttert von dem Gedanken, daß unter diesen grauen Steinen die Römer und die Schaaren der Völkerwanderung einhergezogen waren, die Ritter und Reisigen des Mittelalters, Geschlecht um Geschlecht, Jahrhundert um Jahrhundert; und jetzt, da er von Trier hinwegging, galt der letzte Blick des viel mächtiger bewegten Menschen der friedlichen Villa jenseit der Mosel, den Wipfeln der lustig grünenden Bäume, unter deren Schatten ein krankes überzartes Herz keinen Frieden finden konnte.

Monate vergingen und der Frühling zog wieder in's Land, bis er aus dem Brief eines Trierer Freundes erfuhr, daß auf der Villa Bechen eifrig gebaut werde an der jonischen Halle.

So war doch noch Hoffnung vorhanden, daß die Vereinsamte, dem Leben sich wiedergebend, genese. Aber sein Vertrauen auf die Heilkraft vom Tempel, Mosaikboden und Mosaikliteratur, ja des ganzen classischen Alterthums war bedeutend gesunken, seit er jene letzte Beichte der wundersamen Freundin in der Abschiedsstunde vernommen hatte.

VI.

Bei der Mittagstafel im „Weidenhof“ zu Elberfeld saßen zwei Herren, als die jüngst angekommenen, am untersten Ende, die sich gegenseitig beobachteten. Es ist das so ein harmloses Reisevergnügen, völlig Fremden ganz unvermerkt an der Nase abzusehen, woher sie sind, weß Alters und weß Standes.

Der Eine, ein stattlicher, breit gebauter Mann, mochte vierzig Jahre alt sein; der Andere, von kleinerer, schlanker Gestalt im Anfange der Dreißig stehen. So schätzten sie sich ganz richtig während der Suppe.

Schwieriger war die Heimat nach der Mundart zu bestimmen; denn Beide sprachen ein sehr gebildetes Hochdeutsch, der Aeltere mit etwas mehr nordischem, der Jüngere mit kaum merkbar südlichem Accent. Genaueres konnten sie selbst bis zum Dessert nicht herauskriegen.

Dagegen war Jeder schon beim Fisch zu der Gewißheit gelangt, daß er in seinem Nachbar keinen Geschäftsreisenden, wohl aber einen reisenden Geschäftsmann vor sich habe.

Beide rühmten das Gasthaus. „Nur ist es häufig überfüllt,“ bemerkte der Jüngere, „und das feinste Hotel hört auf fein zu sein, wenn alle Zimmer besetzt sind.“

„Ganz im Gegentheil!“ fiel der Altere ein. „Ich liebe das Gewimmel auf allen Treppen, frühmorgens Stiefel vor jeder Zimmerthüre, und die ganze Hausflur voller Koffer. Berge von Musterkoffern — das ist ein lustiger Anblick!“

Der Jüngere fand dieses Gebirg entsetzlich. „Vermuthlich noch nicht ganz auf der Höhe des Geschäfts,“ denkt der Eine; „er fürchtet die Concurrenz;“ —

„ein vollendeter Geschäftsmann!" denkt der Andere, „dem's im Gewimmel von Commis und Koffern erst wohl wird, wie dem Matrosen im Sturm."

Man sprach von den Gasthöfen dieses Industrielandes; der Aeltere entwickelte eine staunenswerthe Kenntniß: Wenker-Paxmann in Dortmund, Berliner Hof in Essen, Lünnenschloß in Hagen, Quinke in Iserlohn, Graf von der Mark in Hamm, Spengler in Bielefeld, Vogeler in Barmen, Wilder Mann in Crefeld, Joebges in Rheydt — er kannte sie alle und wußte für Jeden ein treffendes Wort der Kritik; allein der Jüngere kannte sie nicht minder, nur charakterisirte er mehr als er kritisirte und gab zuletzt eine wahre Philosophie der Gasthöfe, — dieser Gasthöfe, wo zahllose Geschäftsreisende absteigen, aber kaum eine andere Seele.

So war Jeder über Stand und Beruf seines Nachbarn im Klaren. Aber welcher „Branche" mochte der Aeltere angehören?

Er sprach sehr kundig vom Bessemerstahl und der gegenwärtigen Ueberproduction in Eisen, er verkündete eine nahe Katastrophe und war Schutzzöllner. Uebrigens hatte er die Krupp'sche Fabrik nicht gesehen, obgleich er sich, wie er sagte, viel Mühe darum gegeben.

„Er ist ein Eisenindustrieller," dachte der Andere, „man ließ ihn nicht ein, weil er Fabrikgeheimnisse hätte ausspähen können." Ihn selbst dagegen hatte, wie er nun erzählte, einer der Directoren fünf Stunden lang durch alle Räume der Riesenanstalt geführt, und ihm genau erklärt, wie der flüssige Gußstahl zu Rädern und Schienen, Kirchenglocken und Kanonen geformt wird; — „denn er sagte mir, ich verstehe ja doch nichts davon. Folglich dürfe ich Alles sehen und hören. Und er hatte recht: ich sah Alles und weiß gar nichts mehr."

„Ein Vertreter der Textil-Industrie!" dachte der Aeltere und fragte seinen Nachbar nach Sammt und Seide, wovon derselbe genau Bescheid wußte. Auch sein feines Wesen sprach für diese zarte „Branche"; — eine Vermuthung, die Gewißheit ward, als er vollends berichtete, woher es komme, daß jeder seidene Regenschirm heutzutag' schon im ersten Jahre zerreißt. Daran seien nicht die Fabrikanten schuld, sondern das Publicum, welches schwere Seide wolle. Denn nun setze man Eisen zu, und das mache den Stoff brüchig. Nicht ‚billig und schlecht' sei der Fluch unsers Gewerbes, sondern ‚renommistisch und schlecht'?"

„Sie reisen wohl regelmäßig in diesem Revier?" fragte der Aeltere.

„Jedes Jahr einmal, im Spätherbst" — (das ist der wahre Lenz der Geschäftsreisenden, dachte der Frager) — „und auch Sie scheinen die Route regelmäßig zu machen?"

„Ich bin zum erstenmale hier, aber ich habe seit zwei Monaten alle bedeutenden ‚Plätze' Rheinlands und Westfalens eingehend besucht." — „Er will neue Verbindungen hier anknüpfen," dachte der Jüngere.

Als der Kaffee servirt wurde, war der Eine gewiß, daß er einen Eisen-Industriellen, der Andere, daß er einen Seidenfabrikanten vor sich habe.

Wären Beide gewöhnliche kleine „Reisende“ gewesen, so würde Jeder unvermerkt den Oberkellner gefragt haben, wer sein Nebenmann sei. Allein Keiner that es, und doch beobachtete Jeder den Andern, ob er's nicht thue; sie waren Beide ohne Zweifel Geschäftsleute größeren Styls.

Der präsumtive Eisenmann begab sich auf sein Zimmer — Nummer 1; die Seidenbranche auf Nummer 2; — also durfte Jeder seinen Nachbar für einen distinguirten Gast halten, der telegraphisch vorausbestellt hatte. Denn je niedriger die Nummer, je höher der Mann.

Wir folgen zunächst dem Jüngeren auf Nummer 2.

Er legte sich in's Fenster und betrachtete die Aussicht. Gerade unter ihm lag ein Gärtchen, von der Wupper bespült; — dintenschwarz floß das Wasser dahin; kein Fisch und kein Frosch lebt darin, und wenn der beste Schwimmer hineinfiele und etwas Wasser schluckte, so würde er trotz seiner Schwimmkunst an Vergiftung sterben; denn durch den Abfluß aus hundert Fabriken, ist die Wupper hier mehr chemisches Kunstwasser als Naturwasser. Und doch erfreut sie das Auge mit ihrer tiefen Spiegelung; auch ein tödtliches Wasser beseelt die Landschaft. Ueber den Fluß wölbt sich, rechts bergansteigend, die große Steinbrücke, die zum Bahnhofe führt, dessen stattliche Gebäude auf der Höhe thronen, wie eine Akropolis, und sie sind noch dazu im griechischen Style; eine neue Eisenbahn-Merkwürdigkeit, die unsern Gast besonders anzog, zumal sie scharf mit dem ganzen übrigen Elberfeld contrastirt, welches nicht sehr griechisch aussieht. Oberhalb der Brücke bildet die Wupper eine breit angeschwemmte Insel, die heute bunt genug belebt war; es wurde nämlich eine Art Kirmeß dort abgehalten. Schaubude stand an Schaubude, Menagerie und Circus, Welttheater und Affenkomödie drängte sich an einander; ein zweistöckiges Caroussell überragte das Ganze; im Vordergrunde war „das größte Schwein der Welt“ zu sehen, und in der Nebenbude „die stärkste Frau der Schweiz.“

Aber zur Zeit lag noch Stille über dem Schauplatz, Bestien, Künstler und Kunstfreunde hielten Mittagsruhe, und auch unser Reisender streckte sich zur Siesta auf's Kanapee. Allein er war noch nicht lange eingeschlafen, als ihn ein Höllenlärm erweckte.

Da unten begann's lebendig zu werden. Eine Glocke tönte ohn' Unterlaß, ein fürchterliches Horn, eine Art Nebelhorn, rief mit langen Stößen die Zuschauer herbei; das Orchester des Caroussels intonirte einen Walzer in Es, und das Orchester der Kunstreiter gleichzeitig einen Galopp in D; der Besitzer des größten Schweines stieß in die Trompete, und der Impressario der stärksten Frau schrie noch schneidender mit seiner eigenen Lunge. Dazu das wachsende Brausen der heranströmenden schaulustigen Menge, und alles zusammen auf engstem Raume; denn in Elberfeld fehlt es sonst an gar nichts, aber an Platz fehlt es überall.

Da war an keinen Schlaf mehr zu denken. Der unglückliche Mann von der Seidenbranche sprang auf und starrte in entsagender Verzweiflung minutenlang in den Tumult hinaus.

Nach einer Weile bemerkte er, daß sein Nachbar auf Nummer 1 gleich beschaulich am offenen Fenster liege. Er rief hinüber: „Ich hatte mir dies ruhige Zimmer eigens voraus bestellt, weil es auf Fluß und Garten geht, und nun diese Höllen-Kirmeß da drunten!"

„Auf seinem stillen Seiden-Comptoir ist der Aermste des Lärmes nicht gewöhnt," dachte Nummer 1 und rief doppelt laut zurück: „Auch ich habe mir dieses Zimmer eigens bestellt, weil ich mich an dem Gewimmel der Kirmeß ergötzen wollte; ich bin nicht vergnügter, als wenn ich so ein recht lautes Volksfest sehe und höre."

„Das ist der Hephästos vom Hochofen," dachte der Andere, „er ist unter'm Pochen der Hämmer aufgewachsen."

„Ein göttlicher Anblick!" schrie Nummer 1 fort; denn nur schreiend konnte man von Fenster zu Fenster plaudern. „Ich habe Glück auf meiner Reise; die nettesten Scenen und die unterhaltendsten Menschen laufen mir schon seit Wochen entgegen. Nur gestern reiste ich mit einem Professor, der war furchtbar langweilig, nicht weil er schwieg, sondern weil er stets allein redete wie auf dem Katheder. Diese Gelehrten sind doch die unerquicklichsten Menschenkinder!"

„Mitunter wohl," rief der Andere. „Doch wurde ich gestern zu Düsseldorf in eine hocharistokratische Gesellschaft eingeführt, wo wir drei Stunden lang durcheinander schwiegen, vermuthlich weil die Gewohnheit des Sprechens den Leuten zu allgemein, zu bürgerlich erschien. Und ich glaube, so ein blasirter Graf oder Baron kann es an Langweiligkeit selbst mit einem Professor aufnehmen. — Aber wäre es nicht bequemer, unser Gespräch im Zimmer fortzusetzen, statt hier aus voller Brust wider die rasende Tonbrandung anzuschreien?"

Sie luden sich Beide gegenseitig ein, und da Beide zugleich ihre Zimmer verließen, so trafen sie unterwegs auf dem Hausgang zusammen.

Der Jünger stellte sich nun endlich vor, indem er seine Karte überreichte, und der Aeltere that das Gleiche: — „Dr. Alcuin Walter, o. ö. Professor der classischen Philologie" rc. rc. stand auf der einen Karte, — „Le Comte de Bleydenperg" auf der andern!

„Sie sind Professor der classischen Philologie!" rief der Graf, indem er herzlich lachend die Hand seines Nachbarn schüttelte; — „Der Graf von Bleydenperg!" rief der Professor, und betrachtete lächelnd zuerst den Fremden, und dann seine Hand; denn sie war ganz roth und that sehr weh, so bieder hatte sie der Graf gedrückt.

Hierauf entschuldigten sie sich gegenseitig und versicherten, die ächten Professoren und die ächten Edelleute seien die interessantesten und unterhaltensten Menschen und nur die unächten seien so bodenlos langweilig.

Der Graf aber zog den Professor in sein Zimmer und setzte ihn trotz allen Widerstrebens zu seiner Rechten auf's Sopha und wollte wissen, wie es nur möglich sei, daß ihn seine erprobte Menschenkenntniß so arg getäuscht habe! Wenn er dem Herrn Nachbar in Athen begegnet wäre, so hätte er

in ihm wohl gleich den classischen Gelehrten erkannt, aber was suche er denn mit seiner Philologie in Hamm, Hagen, Rheydt, Dortmund, Bielefeld und Elberfeld? Und wie in aller Welt hätten ihn denn seine philologischen Studien zu so staunenswerth genauer Kenntniß der Absteigquartiere sämmtlicher Handlungsreisenden von Rheinland und Westfalen geführt?

Professor Walter erwiderte: „In Athen bin ich noch bekannter wie in Elberfeld; denn ich bin zwei Jahre dort gewesen. Und eben darum kann ich den wißbegierigen Elberfeldern Einiges von Athen erzählen und von Troja und Ithaka, von Marathon und Salamis, von Stätten, die ich alle mit Augen gesehen habe, aber gründlicher sah ich sie doch noch im Geiste durch die unsterblichen Werke der Classiker. Die alten Humanisten, die großen Ahnherren der modernen Philologen, reisten von Land zu Land, warben und wirkten für ihre Wissenschaft an den Fürstenhöfen und Edelsitzen, bei Prälaten und Patriziern, und dann wieder unter sich selbst in rastlosem Reise- und Briefverkehr. Wir Professoren beginnen in ähnlicher Weise mobil zu werden. Zwar Fürsten berufen uns kaum und Prälaten und Barone gar nicht, wohl aber die Vortrags-Vereine der Kaufleute und Industriellen, und so sprach ich jüngst über Platon's Republik im Hamm, über Euripides in Dortmund, über den peloponnesischen Krieg in Crefeld und im Kohlenrauch von Essen über die Wolken des Aristophanes. Im Semester lese ich an meiner Universität und in den Ferien in Deutschland. Dabei lerne ich dann Land und Leute so ziemlich kennen, die Industrie ein wenig und die Wirthshäuser genau. Aber gestatten Sie mir, Herr Graf, eine Gegenfrage: es würde mich nicht gewundert haben, Ihnen auf dem Montblanc oder auf Capri zu begegnen, in Venedig oder Baden-Baden, in Scheveningen oder Nizza; allein wie kommen Sie nach Solingen und Iserlohn, nach Dortmund, Witten und Oberhausen?"

Der Graf antwortete: „Sie hätten mich auch an jenen Orten finden können, denn ich bin da überall gewesen. Allein ich bin der großen Tour satt, und wenn ich auch nicht gleich Ihnen reise, um zu lehren, so reise ich doch mit Leidenschaft, um zu lernen, zunächst auf dieser kleinen Tour durch den malerischen Wald der Fabrikschornsteine. Mein Lebensberuf ist die Politik. Man lernt sie nur einseitig in der Schule, oberflächlich im Salon, handwerksmäßig am grünen Tisch. Keiner soll sich einen Politiker nennen, der nicht das Volk bei der Arbeit beobachtet hat. Ich kannte früher nur die großen und kleinen Bauern, jetzt studire ich die Industriellen, die ich früher unterschätzte, weil ich niemals unter ihnen gelebt habe."

„Das Gleiche sage ich von mir," fiel der Professor ein. „Ich glaubte vordem mit Aristoteles, daß das gewerbliche Schaffen nur zu niederer Sinnesart führe, daß blos der musenhaft erzogene Mann wahrhaft gebildet sei. Nun habe ich aber bei meinen Wandervorträgen Industrielle und Kaufleute kennen gelernt, die durch Wissensdurst und mühsam errungenen Wissensschatz, durch idealen Geist und feine Sitte zahllose studirte Leute überragen. Es

ist ein Bildungsdrang in unsere gewerbende Welt gefahren, der uns über den Materialismus der Zeit tröstet, und wir Gelehrte müssen alle Kraft aufbieten, daß wir uns und unsere eigenen Jünger oben halten."

Graf Bleydenperg war ganz entzückt von diesen Worten. „Ich habe in diesen Fabrikstädten werthe Freunde gefunden, die ich als ebenbürtig anerkennen muß, obgleich oder vielmehr weil sie Männer ihrer eigenen That sind. Familie und ererbter Besitz verleiht wohl aristokratisches Wesen, aber auch die große Arbeit führt in die große Welt, macht den Geist frei und das Herz weit, und so müssen auch wir Aristokraten der Geburt alle Kraft aufbieten, daß uns die neue Aristokratie der Arbeit nicht über den Kopf wächst."

Zuerst hatte der Graf den Professor und der Professor den Grafen für einen Fabrikanten gehalten, und nun dachte der Eine, der Professor spreche wie ein Graf und der Andere, der Graf spreche wie ein Professor, — aber wie ganz ungewöhnliche Grafen und Professoren.

Uebrigens schienen da drunten auf der Wupperinsel noch einige neue Orchester zu den früheren gekommen zu sein, und man verstand im Zimmer auch bei geschlossenen Fenstern kaum mehr sein eigen Wort.

Der Graf schlug einen Spaziergang vor.

„Kennen Sie die Hardt?" fragte der Professor. Der Graf verneinte es. „So will ich Sie dorthin führen, und ich sage nichts vorher, um mich hinterdrein an Ihrer Ueberraschung zu ergötzen."

VII.

Die beiden Reisenden gingen eine kurze Strecke die Hauptstraße entlang stiegen dann links zwischen Häusern bergauf und betraten unversehens eine Parkanlage, welche sich die steile Höhe hinanzieht. Nach kurzem weiterem Steigen standen sie vor einer senkrecht abfallenden hohen Felswand. Bäume und Büsche umschlossen den engen Raum vor dem Felsen, dessen Rand von herabhängendem Gesträuch bekrönt war; — eine romantische Wildniß inmitten der enggeschaarten, verkehrswimmelnden Straßen; tiefste Einsamkeit, keine Seele weit und breit! Denn in den Gewerbstädten geht man am Werktag nicht spazieren wie in den Beamtenstädten.

Der Graf hatte eine Ueberraschung erwartet und war dennoch überrascht. Entzückt athmete er tief auf und bekannte, eine so trauliche und zugleich großartige freie Natur hart über den Dächern einer großen Fabrikstadt noch nirgends gesehen zu haben. „Dieses Elberfeld ist überhaupt eine Stadt der Gegensätze, die sich dem flüchtigen Reisenden verbergen, den gründlichen Beobachter aber auf Schritt und Tritt fesseln." Zugleich wunderte er sich über sich selbst, daß ihm dieser einzig schöne Punkt bei seinen jüngsten wiederholten Besuchen Elberfelds entgangen sei.

Der Professor hatte ihn gleich gefunden und seitdem alljährlich wieder besucht. „Ich träume mich hier jedesmal auf ein Stündchen nach Haus, in

den Frieden unserer Wälder und meiner Studierstube. Steige ich dann wieder hinab, so vergnügt mich das Menschengedränge doppelt und ich athme Ferienluft im Straßenstaub und Kohlenrauch. Die Ferien bedeuten nämlich für mich das aufregend anregende Getümmel der großen Welt, und das Semester die erquickende Einsamkeit des Hauses und der Natur."

„Ihr Gelehrte seid doch glückliche Menschen!" rief der Graf. „Ihr ruhet euch aus in der Arbeit, und wenn euer neuestes Buch gedruckt vor euch liegt, so habt ihr doch irgend etwas abgeschlossen und fertig gebracht. Der Politiker bringt gar nichts fertig. Was er heute aufbaut, das wirft eine ungeahnte Welle der Thatsachen, ein unerwartet neuer Strom der öffentlichen Meinung morgen wieder um. Wir finden in der Arbeit nur den Krieg. Künstler und Gelehrte, die in ihrer Arbeit den Frieden finden, die sich in die Einsamkeit ihrer Werkstatt schaffend verschließen, können alt werden und doch jung bleiben; aber kein großer Staatsmann ist jemals alt geworden, ohne sich zu überleben, ja die meisten überleben sich, bevor sie nur alt geworden sind."

„Vor Jahr und Tag," sprach der Professor, „glaubte ich allerdings in der Philologie den vollen Frieden des Schaffens gefunden zu haben. Aber vorigen Sommer verirrte ich mich unversehens ein klein wenig in's Gehege der Kunst-Archäologie, und diese aufregende Disciplin hat mich mehr und gepackt, daß ich sie mit den philologischen Studien zu verbinden trachte. Es ist eine dämonische Wissenschaft. Und können Sie's wohl glauben: zu dieser beunruhigenden Archäologie lockte mich eine schöne Dame, die so unwissend war, daß sie glaubte, Philologie und Archäologie seien ein und dasselbe! Diese Dame — — —"

Sie waren auf den Scheitel des Berges, auf die eigentliche Hardt gekommen, und es öffnete sich hier eine so prächtige Aussicht, daß der Graf, in den Anblick versunken, offenbar nicht zuhörte, und so unterbrach sich auch der Professor.

Links lagen die Höhen, welche Elberfeld umrahmen, und aus der Tiefe lugten hier und dort die Dächer der Stadt hervor; rechts im fernen Hintergrunde tauchte die Schwesterstadt Barmen auf, von grünen Waldhügeln umkränzt, und mitten durch zog die Wupper zwischen Häusern und Gärten ihren leichtgeschweiften Bogen. Der Wind verwehte die verworrenen Klänge der Elberfelder Kirmeß, daß man sie nur abgebrochen hörte, und trug dagegen vom Barmer Kirchhof, der fern an der jenseitigen Bergeshalde lehnt, die Accorde eines von Posaunen geblasenen Chorals gedämpft und doch voll herüber. Die Abendsonne verglühte, und ein dünner Nebelschleier verhüllte das unruhige Häusergewimmel des betriebsamen Thals.

„Welch' ergreifendes Bild des Lebens!" rief der Graf. „Hier Lust dort Leid, Kirmeß und Kirchhof, Walzer und Choral, — und dazwischen das Summen der Maschinen, das Brausen der arbeitsvollen Stadt, — und das Abendroth gießt seinen versöhnenden Schein heute wie gestern über all

den ruhelosen Wechsel des Menschen-Daseins! Wir Beide aber stehen auf diesem Berg wie auf einer glückseligen Insel, unten die Brandung ringsum, hier oben der Friede! Von der Ferne verklärt, fließen die verdämmernden Hügel mit dem Himmel zusammen — wie die Zukunft. Denn das ewig Ferne, das ewig Künftige nennen wir Himmel, und mit jedem Schritt, womit wir uns nähern und ihn wie Kinder greifen wollen, weicht er zurück. Wer doch im Kampf seines eigenen Herzens auch zuweilen solch' eine glückselige Insel finden könnte! — — Sie schweigen, lieber Professor, und ich unterbrach Sie vorhin. Sie wollten mir von Ihrer Bekehrung zur Archäologie durch eine schöne Dame erzählen. Bekehrungen durch schöne Damen kommen häufig vor, doch archäologische sind da, glaub' ich, eine Seltenheit."

Der Professor fragte, ob der Graf schon in Trier gewesen, ob er die Villa Bechen und ob er Frau von Bechen kenne? Der Graf verneinte Alles und entsann sich auch nicht, jemals von einer Familie „von Bechen" gehört zu haben.

Nun erzählte der Professor in aller Kürze von dem Mosaikboden, den er bei der einsiedlerischen Frau gesehen, und wie er sofort die römische Copie des griechischen Originals richtig erkannt habe und dadurch vom archäologischen Fieber ergriffen worden sei, während andererseits die Dame durch den Bau der Halle und ihre Mosaikstudien wieder mit Menschen verkehren lerne und langsam genese. Und so könne es am Ende noch geschehen, daß die kranke Frau durch die Mosaik menschlich gesund, er, der Gesunde aber, archäologisch krank werde.

„Bei dieser Krankheit," sagte der Graf lächelnd, „könnte aber das archäologische Fieber leicht nur äußeres Symptom sein, während der Grund des Leidens ganz wo anders sitzt. Lesen Sie moderne Novellen?"

Der Gelehrte erwiderte, im Studium der Novellistik sei er nur bis zu deren classischen Anfängen vorgedrungen und also beim „Goldenen Esel" des Apulejus stehen geblieben.

„Nun gut!" fuhr der Graf fort, „ich meinerseits lese auch die spätere Novellistik. Und da erscheint mir nun Ihre Frau von Bechen genau wie aus einer Novelle modernster Art geschnitten.

Es gibt nämlich jetzt eine ganze Zahl deutscher Novellen und Lustspiele von äußerst feiner und geistreicher Durchführung, die nur an dem einen Fehler leiden, daß das ganze handelnde Personal aus lauter reichen, vornehmen, schönen und gebildeten Leuten besteht, die auf Gottes Welt gar nichts zu thun haben, als gebildet, schön, vornehm und reich zu sein. Und weil nun der Mensch doch einmal auch irgend etwas Anderes thun muß, so schwelgen sie in der Melancholie ihrer eigenen Langweile, als ob dies eine Gedankenthat sei, zerren und renken fortwährend an ihren Gefühlen, bis dieselben richtig auf dem Kopf stehen, verlieben sich aus Nichtsthun in sich selbst oder Paar um Paar über's Kreuz, wobei kleine Ehebrüche die Handlung steigern,

lieben überhaupt, wo sie hassen, und hassen, wo sie lieben sollten; sie thun alles mögliche Interessante und Aufregende, nur nichts Gescheidtes und Gesundes, weil sie, genau betrachtet, zuletzt doch immer garnichts thun. Und es gibt wirklich Originale, die den Novellisten zu diesem poetischen Schattenspiel gesessen haben. Ich kenne mehrere solcher Frauen. Sie sind alle hochgeboren, bezaubernd schön, reich und geistvoll, reisen beständig durch alle Länder Europas, wobei man aber niemals etwas von ihren Männern zu sehen bekommt; Virtuosinnen der Grille und Laune, sind sie unendlich verschiedenen Sinnes, gleichgesinnt nur in Einem Punkte: — sie schwärmen Alle für Bayreuth."

„Meine Dame," entgegnete der Professor etwas verstimmt, „sieht diesem Zerrbild nicht im mindesten ähnlich. Sie reist von vornherein garnicht, sondern sitzt zu Hause, während ihr Mann vielmehr unaufhörlich reist."

„Und wie heißt denn dieser Mann?"

„Wie er heißt? — Nun, der Mann der Frau von Bechen wird wohl Herr von Bechen heißen. Nach seinem Taufnamen habe ich nicht gefragt. Uebrigens scheint mir vielmehr dieser Mann und nicht die Frau aus einer der geschilderten Novellen geschnitten. Denn er ist so zu sagen vaterlandslos, Sohn eines deutschen Vaters und einer englischen Mutter, in Rußland geboren und erzogen, auf dem kosmopolitischen Boden des Hofparketts gebildet, grillenhaft und eigensinnig, ein herzloser Egoist, der das sinnige, überzarte, ächt deutsche Wesen seiner unglücklichen Gemahlin nicht versteht und ihrer gar nicht werth ist, weßhalb die freiwillige Trennung beider Gatten wohl das Vernünftigste war, was sie thun konnten. Und wenn es der armen Frau zur Zeit an einem Lebensberuf fehlt, so hat sie vordem doch den edelsten weiblichen Beruf geübt, als sie noch auf Schloß Laubenstein ihren kranken Vater pflegte. Beruflos wurde sie erst durch die Ehe, welche einer Frau, die den rechten Mann findet, doch erst den wahren Beruf verleiht."

Der Graf war sehr aufmerksam geworden. „Hat Frau von Bechen selber Ihnen diese Schilderung ihres Gemahls gemacht?" fragte er in ganz verändertem Tone.

„Ja und Nein! Sie gab nur die Zeichnung, ich trug die Farben auf. Und wenn Frau von Bechen zeichnet, so kann sie es nur in Linien so zart und fein und rein wie sie selber ist. Die groben Drucker sind also von mir. Ja mir scheint, sie liebt noch immer diesen Mann, der sie nicht versteht, sie liebt ihn tiefer als sie weiß. Als er um sie warb, liebte sie ihn noch nicht, als er sich ihrem besseren Wesen fügte, begann sie ihn ein wenig zu lieben, da er sich ihr entfremdete, wuchs ihre Liebe, und seit er sie verlassen hat, wurde diese Liebe immer stärker. Sie forschte verstohlen nach seinem Aufenthalt, während er sich um den ihrigen nicht mehr kümmerte. Sie träumte von einem verlorenen Paradies, doch unter der Hand wurden verschiedene Paradiese daraus. Und ich glaube, sie hat noch ein weiteres dazu verloren, ohne zu wissen, daß sie es jemals besessen: das Paradies der unter Kampf und Widerstand still aufkeimenden pflichttreuen Liebe."

Während dieses Gesprächs waren die beiden Reisenden von der Hardt wieder in die Stadt hinabgestiegen, und im Lärm und Gedränge der engen Straßen schwieg der Professor. Auch der sonst so redefertige Graf wurde einsylbig, dann verstummte er ganz.

Man trennte sich. Ein Jeder war für den Abend anderswohin versagt, und am nächsten Morgen früh mußte Professor Walter abreisen, vorerst nach Crefeld, um dort über den „Chor in der griechischen Tragödie“ zu sprechen. In acht Tagen hoffte er in Trier zu sein, welches diesmal gleichfalls zu seinen „Vortrag-Städten“ zählte.

Er fragte den Grafen, ob er nicht mit ihm in Trier zusammentreffen wolle, um die merkwürdige Stadt und den Mosaikboden mit der neuen jonischen Halle zu sehen?

Allein Graf Bleydenperg hatte kein Interesse für Alterthümer und war, wie er sagte, jetzt reisemüd. Er beabsichtigte zunächst eine mehrmonatliche Rast in Wiesbaden.

„Ich liebe,“ so sprach er, „die großen Badeorte im Spätherbst, und Wiesbaden vor allen. Die Stadt ruht dann und ist doch nicht todt, die Natur geht schlafen und ist doch noch schön. Ich kann heute still wie auf dem Lande leben und morgen alle Genüsse einer Großstadt aufsuchen; ich freue mich der reinlichen Promenaden, die vereinsamt sind, als ob sie für mich allein gemacht wären, und bin doch auch Herr in dem immer noch überfüllten Hotel; aber die peinlichen Kranken und die leidigen Vergnügungsreisenden sind verschwunden, und für den Winter eingemiethete Familien bieten die beste Gesellschaft. Mehr noch zieht mich jedoch ein Kreis alter Freunde nach jener Stadt, lauter Generale außer Dienst. Ich nenne die lustigen, alten Herren meine Herbstfreunde; denn wir sehen uns dort jeden Herbst wieder. Es ruht ein eigener Zauber auf solchen Saison-Freundschaften. Sie bleiben frisch und jung, weil sie immer wieder getrennt werden; genießt man sie dann nach Jahresfrist auf's Neu, so ist's uns doch schon wieder in der ersten Stunde, als seien wir niemals getrennt gewesen. Aber auch ein leis wehmüthiger Gedanke trübt das fröhliche Wiedersehn — doch nein! er verklärt es; wir erinnern uns, daß wir Alle um ein Jahr älter geworden sind.“

VIII.

Professor Walter war spät Abends in Trier angekommen. Am andern Morgen eilte er schon um neun Uhr auf die Stadtbibliothek, um sich bei dem würdigen Bibliothekar vorerst nach Frau von Bechen zu erkundigen, bis die schickliche Zeit zum Besuch auf der Villa herannahte.

Er fand den alten Herrn genau so wie er ihn vor vierzehn Monaten verlassen, und auch das Zimmer hatte noch seine richtigen 23 Grad Réaumur.

Der Büchermann sprach etwas kühl von Frau von Bechen. „Sie hat allerdings die Menschen nicht mehr ganz gemieden und einige Besuche

angenommen und erwidert. Auch ging sie manchmal durch die Stadt, wobei man sie genau beobachtete, aber immer einsam, nur von ihrer Engländerin begleitet; sie hat die Porta nigra angesehen und die Thermen, die aber keine Thermen sind, sondern eine Basilika, ein Capitol, ein Centisanum, ein Palast oder sonst dergleichen. Früher suchte sie die Einsamkeit bei sich, jetzt sucht sie dieselbe in der Welt."

„Wer aber die Einsamkeit in der Welt sucht, der findet zuletzt die Welt und verliert die Einsamkeit," — unterbrach der Professor und fragte, ob denn Frau von Bechen die ganze Literatur über Mosaik schon durchstudirt habe?

Sie hatte nicht eine Zeile über Mosaik zu lesen begehrt, dagegen verlangte sie zahlreiche andere Bücher. „Und welche?" rief der Professor hastig.

Der Bibliothekar schlug das Ausleihebuch auf und las: „Frau von Bechen: — Martens, Guide Diplomatique; Bilder aus der Petersburger Gesellschaft; Vattel, Droit des gens; Schleiermachers Monologe; Mischler, das Eisenhüttengewerbe; Spee's Trutznachtigal; Roscher's Grundlagen der Nationalökonomie; Paul Gerhard's geistliche Lieder, — und dann folgt noch ein ganzes Dutzend Memoiren und Biographien berühmter Staatsmänner von Sully bis Bismarck. Was so eine vornehme Dame nicht alles durcheinander liest! Für Kunst und Alterthum hat sie jedoch gar keinen Sinn. Ich zeigte ihr das Juwel unserer Bibliothek, den Codex aureus; sie würdigte ihn aber kaum eines Blickes. Der Geheime Sanitätsrath ist besorgt wegen ihrer Gesundheit, er sagt, es entwickele sich ein Nervenleiden bei der früher so gesunden Frau. Also scheint das, was man geselligen Verkehr nennt, der Umgang mit Büchern, alten Bauwerken und Menschen, ihrer Natur nicht besonders zuträglich. Ueberdies sind seit einiger Zeit bedenkliche Gerüchte über Frau von Bechen im Umlauf. Man hält sie für eine Abenteuerin, sie soll einen falschen Namen führen, die Polizei hat bereits in aller Artigkeit darüber nachgefragt, und es könnte sein, daß sich die Gesellschaft nun von ihr zurückzieht, wo sie dieselbe zu suchen beginnt. — Sie ist seit voriger Woche verreist; wie man meint, um die Sache wegen des falschen Namens in Ordnung zu bringen. Vielleicht findet sie den richtigen Namen unterwegs und bringt ihn mit, oder sie findet ihn nicht und kommt auch nicht wieder."

Der Professor erschrak gewaltig über diese Auskunft. Er wußte durchaus nicht, was er dazu denken sollte und eilte sinnend und räthselnd in seinen Gasthof zurück.

Dort überreichte ihm der Portier einen Brief; die Adresse war von bekannter Hand. Denn obgleich er in seinem Leben erst drei Zeilen dieser Schrift gelesen hatte, würde er sie doch unter tausenden erkannt haben: — es war ein Brief von Frau von Bechen, der schon seit acht Tagen, seit ihrer Abreise dalag, und den er in zitternder Hast erbrach.

Sie schrieb, daß sie von seinem bevorstehenden Besuch in Trier vernommen und sich sehr gefreut haben würde, ihn wiederzusehen. Allein dringende Geschäfte riefen sie in ihre Heimath, nach Laubenstein; nur für wenige Tage

werde sie dann überhaupt noch nach Trier zurückkehren, um die Einleitung zum Verkauf ihrer Villa zu treffen. Sie fürchte, daß man ihm in der Stadt Fabeln und Märchen von ihr erzähle, darum schreibe sie diese Zeilen, weil sie wolle, daß ihm ihr Bild wahr und klar bleibe. Aus der Einsamkeit hervortretend, habe sie mit Schrecken gewahrt, daß sie bisher wie im Schlafe gewandelt sei, daß sie wie eine phantastische Abenteuerin gelebt habe; denn auch wenn man gar nichts thue, könne man abenteuern, ja dann vielleicht am meisten. Sie habe seit seiner Abreise mit aller Kraft gerungen, das Wesen ihres Mannes zu verstehen und ihm gerecht zu werden; sie habe Interesse für seine Interessen zu gewinnen gesucht, sie sei in Gedanken mit ihm nach Petersburg gezogen, ja, sie habe an seinen politischen Studien theilgenommen — zu spät! wie sie jetzt erst einsehe. Ihr Leben sei verfehlt durch eigene Schuld. Darum werde sie sich nach Laubenstein zurück begeben, auf den für sie einzig festen Boden der Jugendheimat, und ein Beruf werde sich dort ja finden, solange es verwahrloste Kinder zu erziehen, Arme zu unterstützen, Kranke zu pflegen, Unglückliche zu trösten gebe. Da liege das verlorene Paradies, welches sie wiedergewinnen müsse, und der Geist seines verstorbenen Bruders sage Amen zu diesem Plan.

Tief bewegt steckte der Professor den Brief in die Tasche und ging ziellos durch die Stadt und über die Moselbrücke, und eh' er sich's versah, stand er vor der Pforte der Villa Bechen.

Er wollte hineingehen, um sich zum letztenmal die vom edelsten Frauenherzen geweihte Stätte zu betrachten, und die jonische Halle und die Mosaik, welche doch nicht so heilkräftig gewirkt, wie er's erwartet hatte.

Noch stand er zögernd vor dem Pförtnerhäuschen. Da fuhr ein Wagen vor und ein Herr stieg aus, der dem Professor beim ersten Blick bekannt schien; — noch einen Blick auf den Fremden: — es war Graf Bleydenperg.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte der erstaunte Professor. „Ich glaubte Sie in Wiesbaden.“

„Dort war ich auch ganze sieben Tage. Aber mich lockte es zu einem Ausfluge nach Trier, um den neuen römischen Mosaikboden zu sehen, von welchem Sie so begeistert erzählt haben.“

„Sagten Sie denn nicht, Sie interessirten sich gar nicht für Kunst und Alterthum?“

„Freilich sagte ich das. Allein soll man nicht seinen Geschmack bessern, seinen Horizont erweitern? Man wird seine Lebtage nicht zu alt zum Lernen. Uebrigens habe ich soeben schon alle Mosaiken verwünscht, antike wie moderne. Ich frage in Trier nach dem neuentdeckten Mosaikboden der Villa — — den Namen hatte ich ganz vergessen —; da führt mich der Lohndiener in ein Weinhaus mitten in der Stadt, und als ich ihm bemerke, dies sei doch keine Villa, behauptet er, hier bekomme man den besten Scharzhofberger und Josephshöfer, weit besser als auf irgend einer Villa ringsum — (diesen Trierern geht doch ein guter Wein über alles!) — und so kam ich, fast ohne

zu wissen wie, in einen Keller, wo bei Gaslicht eine große Mosaik zu sehen war, die wunderschön sein soll; aber ich habe sie kaum angeschaut; und nun erst sagt mir der Lohndiener, wo die Villa mit der andern Mosaik liege, mit der trockenen Mosaik, wie er sich ausdrückte; denn jene im Weinhaus nenne man die ‚nasse Mosaik‘ und sie werde von den Fremden bei weitem bevorzugt.“

Der leichte Ton des Grafen berührte den Professor unangenehm. Er war zu ernst gestimmt und merkte nicht, welch' tiefe Bewegung auch beim Grafen den leichten Ton durchzitterte.

Sie traten in den Park. Der Pförtner führte sie freundlich zu der neuen Halle und berichtete unterwegs, daß die Frau Baronin schon morgen zurück erwartet werde.

Ein kleiner aber stylvoller Bau aus grauem feinkörnigem Sandstein und weißem Marmor erhob sich über der Mosaik, die nun völlig frei gelegt war, schön umrahmt und sehr günstig beleuchtet.

Der Graf hätte wohl einige erläuternde Worte des Professors über das Kunstwerk erwarten dürfen; allein dieser schien mit seinen Gedanken ganz wo anders zu sein als bei den neuen jonischen Säulen und dem alten Fußboden. Er setzte sich auf die steinernen Stufen, welche zu dem Heiligthum führten und blickte in die Landschaft hinaus.

„Worüber werden Sie heute Abend lesen?“ fragte endlich der Graf.

„Mein Thema heißt: ‚Sophokles' Antigone und das antike Ideal der Weiblichkeit.‘ Mir schien dieser Stoff besonders passend für das hiesige Publicum; ich habe ihn eigens für Trier durchgebildet. Aber ich fürchte, ich werde sehr zerstreut sprechen und vielleicht unbewußt allerlei moderne Züge hineintragen. Offen gesagt: ich bin beunruhigt durch einen Brief, den ich vorhin erhielt. Bei unserm Zusammentreffen in Elberfeld erzählte ich Ihnen von der Besitzerin dieser Villa; ich hoffte damals, sie werde genesen von ihrem Seelenleiden, sie werde entsagend und doch still beglückt, gehoben durch den beseligenden Frieden des hellenischen Geistes, an diesem unvergleichlich schönen Orte neue Kraft, neue Freude des Lebens schöpfen. Allein ich war im Irrthum. Sie ist unglücklich, weil sie ihren Mann erst lieben lernte, als sie ihn verloren hatte, und sie wird ihn nicht wiedergewinnen; denn er verließ sie, weil er sie überhaupt nicht lieben kann. Für dieses Unglück gibt es keine Heilung. Und wenn sie in ihrer früheren Heimat, umringt von tausend traurigen Erinnerungen, nun wieder den Frieden suchen will, den sie hier nicht finden konnte, so ist die neue Täuschung ärger als die alte. Ich habe Ihnen so viel von dieser armen Frau erzählt, der ich um's Leben gern helfen möchte, und Sie haben so theilnahmvoll zugehört, daß ich keine Indiscretion zu begehen glaube, wenn ich Ihnen den Brief mittheile. Lesen Sie!“

Der Graf ergriff hastig das Blatt, setzte sich neben den Professor auf die Stufen und las.

„Vielleicht wäre der Dame dennoch zu helfen,“ rief er dann, das Blatt

zurückgebend, — „zu helfen, wenn wir ihren Mann bewögen, daß er sich bekehrte, daß er wiederkäme und Liebe mit einer Liebe erwiderte, die vielleicht ebenso unvermerkt in ihm glimmt wie in ihr!“

„Das ist nicht möglich, bester Herr Graf! Ein Mann, der solch' ein Weib so lange verkannte, ist unverbesserlich. Und wie sollen wir uns ihm aufdrängen? Wer gibt uns das Recht der Einmischung in diese innerste Angelegenheit seines Hauses und Herzens?“

„Vielleicht treffen wir ihn doch irgendwo zur rechten Stunde und öffnen ihm die Augen, wenn wir Beide uns nur recht fest zu diesem Zwecke verbünden. Wollen Sie das? Ich bin bereit. Schlagen Sie ein!“

Der Professor erhob sich und ergriff die dargebotene Hand. Es war ein feierlicher Moment, wie sich die beiden wohldenkenden Männer, so leidenschaftlich zu dem guten Werke verbrüderten.

„Da wir Beide uns nun wieder ein Stückchen näher gerückt sind,“ sagte der Graf, „so erlauben Sie mir noch eine Frage. Ich habe mich nie nach Ihrer Familie erkundigt, noch Sie nach der meinigen. Sind Sie verheirathet?“

„Allerdings! — Erst seit drei Jahren, — und sehr glücklich dazu. Meiner Frau einziges Leidwesen sind diese Ferienreisen, diese Vortragsfahrten, die mich so oft und lang von Hause entführen und gerade zu einer Zeit, wo ich mich der Häuslichkeit am schönsten widmen könnte. Allein es ginge nicht an, die Frau auf Reisen mitzunehmen, bei denen ich keinen Tag mir selbst gehöre, und wenn Sie, lieber Graf, jemals Wandervorträge halten sollten — denn nächstens tragen alle Stände vor — rathe ich Ihnen gleichfalls dringend: Ihre Frau Gemahlin zu Hause zu lassen. Aber sind Sie denn überhaupt verheirathet?“

„Allerdings! — Nur leider nicht ganz glücklich. Doch beschloß ich gerade darum, meine Frau in Zukunft auf meine Arbeitsreisen mitzunehmen. Und wenn Sie, lieber Professor, jemals politische Reisen machen sollten, sei es zum Landtag, zur Enquête oder in irgend welcher Mission — denn nächstens ist ja Jedermann ein Staatsmann — dann rathe ich Ihnen gleichfalls dringend: lassen Sie sich von Ihrer Frau begleiten.“

Unter diesem Gespräch kehrten sie der Mosaik den Rücken, ohne sie überhaupt nur ordentlich angesehen zu haben, und gingen gegen die Villa hinab.

Halbwegs, als sie eben um die Ecke des Laubgangs bogen, kam ein Frauen-Paar von drüben auf sie zu.

Der Professor blieb wie angewurzelt stehen und hielt den Grafen am Arme zurück. „Unmöglich!“ rief er — „und doch! Sie ist es! sie selber!“

Er hatte kaum das Wort gesprochen, als Frau von Bechen schon vor ihm stand und ihn freundlich begrüßte, indeß der Graf auf der einen, die englische Gesellschaftsdame auf der andern Seite gleicherweise zurücktraten.

„Ich bin um einen Tag früher heimgekehrt, als ich vorgehabt,“ fügte die Dame dem Gruße hinzu, „und freue mich nun herzlich dieses kaum

gehofften Zusammentreffens.“ Ihre Stimme war etwas schwächer als sonst, ihr Gesicht blässer, aber sie sprach und bewegte sich wie immer mit jener anmuthigen Freiheit, die auch bei der vereinsamten Frau die geborene Aristokratin erkennen ließ.

Dagegen war der Professor verlegen, und seine erlernte Weltkunst ließ ihn etliche Minuten im Stich. Doch faßte er sich rasch, sagte Alles, was man bei einer angenehmen Ueberraschung sagen muß, wandte sich dann seitwärts und stellte mit leichter Handbewegung vor:

„Herr Graf Bleydenperg — Frau von Bechen!“

Der Name des Grafen und ein Blick auf seine Person wirkte wie ein Blitzstrahl auf die Dame. Sie fuhr zusammen, erblaßte, stieß einen leisen Schrei aus und würde umgesunken sein, wenn nicht der Graf hinzugesprungen wäre und sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

Er hielt sie fest umschlungen und rief: „Martha, Martha, ich lasse Dich nicht wieder!“ bis sie zur Besinnung kam. Wortlos brach sie in heftiges Weinen aus. Der Graf redete zärtlich beruhigend, und als er ihr die thränenfeuchte Wange küßte, trat nun der Professor seinerseits in den Hintergrund, denn ihm dämmerte mit einem Male der wahre Zusammenhang.

Kaum aber war er zehn Schritt zurückgetreten, so redete ihn die Gesellschafterin, die gar nicht wußte, was sie zu der Scene denken sollte, auf englisch an und bat um Aufschluß. Allein der Professor hatte im Augenblick all sein Englisch vergessen und verstand kein Wort, obgleich er sonst Chaucer und Shakespeare im Urtext las.

So waren auch hier im Hintergrunde auf einmal die Rollen vertauscht: die allzeit stumme Engländerin sprach und der sonst so redefertige Professor spielte die stumme Person.

Um weder zu stören noch gestört zu werden, zog er vor, einen kleinen Spaziergang zur Mosaikhalle zurück zu machen und ließ die arme Engländerin recht unhöflich in ihrer Unwissenheit stehen.

Vor der Halle setzte er sich wieder auf jene Steinstufen, wo er vor wenigen Minuten dem Grafen gelobt hatte, ihn aufzusuchen, der doch vor ihm stand, und ihm die Augen zu öffnen, die doch damals schon geöffnet waren. Er freute sich, daß nun wohl das Leid der armen Frau gewendet sei, und es war ihm trotzdem wehmüthig, daß es sich jetzt schon gewendet; er hätte gern noch einige Zeit an dem schmerzlich süßem Romane fortgesponnen. Auch verdroß es ihn fast, daß die Genesung der Leidenden nun voraussichtlich in so ganz anderer Weise sich vollenden werde als er gedacht. Der jonische Tempelbau war doch recht nutzlos gewesen! Er blickte ärgerlich auf die Mosaik, deren blasender Meergott ihn höhnisch ansah. Hätte ihn diese Mosaik nicht verblendet, hätte das archäologische Fieber sein philologisches Auge nicht getrübt, so würde er den Grafen schon in Elberfeld als den Mann seiner Frau errathen haben.

Da klopfte ihm Jemand auf die Schulter: Der Graf stand vor ihm, mit der Gräfin im Arme, die zwischen Thränen lächelte.

„Dies ist der Mann,“ sprach er zu ihr, „der Alles zusammen weiß und überschaut, der im Vertrauen beider Parteien stand. Er wird uns noch Manches aufklären müssen, herüber und hinüber, und er und ich, wir haben uns vorhin die Hand gegeben auf festes Zusammenhalten. Ich würde Dich nicht wiedergefunden haben ohne ihn; ich suchte schon lange nach Dir, aber der falsche Name ließ mich die Spur verlieren — —“

„Und eben dieser Name und die Archäologie,“ unterbrach der Professor, „schlug mich mit Blindheit; denn sonst hätte ich schon vorige Woche gemerkt, daß nur Sie der ewig reisende Mann dieser stets stille sitzenden Frau sein könnten. Aber Worte und Namen, zumal wie hier aus erster Quelle, sind das Gewisseste in der Welt, und worauf soll ein Philolog noch bauen, wenn selbst die Worte wanken?“

„Und wie kamst Du zu dem Namen Bechen, den ich nie gehört?“ fragte der Graf seine Gemahlin.

„Ich suchte nach einem ganz unbekannten Namen, um mich vor aller Welt zu vergraben, und wußte nicht, daß eine Frau im modernen Culturstaate eigentlich gar nicht so beliebige Namen führen darf, wie in den Romanen und Novellen. Unter vielen Namen, die ich ersann und wieder verwarf, blieb ich aber gerade bei diesem stehen, weil er — mit einem B anfängt, wie Dein, wie unser gemeinsamer Name.“

„Da sieht man, wie die Liebe doch niemals völlig erlosch,“ rief der Graf. „Sie hatte mich ganz aufgegeben, nur an meinem Anfangsbuchstaben hielt sie mich in der schlimmsten Stunde noch fest!“

„Und da sieht man, daß dennoch in Wort und Buchstaben die letzte Wahrheit liegt, wenn man jene nur richtig zu deuten vermag!“ rief der Professor.

„Wir werden nun wohl noch einige Zeit hier in Trier bleiben,“ fuhr der Graf nach einer Pause fort. „Ich habe zwar bis jetzt von dieser berühmten Stadt nichts weiter gesehen als zwei Mosaiken, die nasse, im Keller bei Gasbeleuchtung, und die trockene hier im Park bei hellstem Sonnenschein; aber trotzdem gefällt mir dies Trier ganz außerordentlich.“

„Nein! Laß uns fortziehen, wohin Du willst, aber hinweg von diesem beschämenden Orte!“ rief die Gräfin, tief erregt. „Der Boden brennt mir unter den Füßen!“

„Und doch wirst Du, beruhigteren Sinnes, gern noch etwas hier verweilen. Denn siehe, ich muß vorerst noch ein kleines Stück von alle dem nachleben, was Du hier so lange und einsam durchgelebt hast, und das kann ich nur voll und ganz mit Dir allein an diesem zauberhaften Orte.“

Dann wandte er sich zu dem Freunde: „Sprach ich nicht auf der Hardt meine Sehnsucht aus nach einer glückseligen Insel? Ach es war ein schöner Gang, hinauf nach jener Idylle der Hardt aus dem fürchterlichen Getöse der unten gelagerten Stadt! Hätten wir ihn nicht gemeinsam gemacht so würde ich heute nicht hier stehen auf dieser noch viel glückseligeren Insel!

Doch nein! solche Inseln sind überall und nirgends; der Ort macht nicht den Menschen, sondern der Mensch den Ort. Du träumtest so manchmal vom verlorenen Paradies, liebe Martha. Denke Dir, ich habe in jüngster Zeit zum öftern auch davon geträumt, und eben dieser Traum trieb mich von Wiesbaden nach Trier. Es gibt viele verlorene Paradiese: das Paradies unserer eigenen Jugend — wir kennen es Alle! — das Paradies des Jünglingalters der Menschheit — das kennen Sie am besten, theurer Freund —, das Paradies Gottes, der sich der Welt offenbarte — das erfassest Du so tief, liebe Martha! Auch ich dachte gar manchmal an das letztere, und da fand ich, es erscheint uns wiederum in vielfacher Weise. Um uns aber Vorgeschmack und Richtweg aller seiner Paradiese zu zeigen, gab uns Gott unverdient das reine geliebte und liebebedürftige Weib, welches wir wie eine Heilige umfassen und festhalten sollen. Darf ich dieses verlorene Paradies wiedergewinnen?"

Ihr großes, feuchtes Auge hatte fernhin in den Frieden der Herbstlandschaft geblickt. Jetzt wandte sie leicht ihr Antlitz und schaute noch viel heller durch sein tiefes Auge in die Tiefe seiner friedebedürftigen und friedeverheißenden Seele. Und dieser Blick und ein Druck der Hand sagte mehr als jedes Wort vermag.

Kronprinzens in Holsteen.

Ein Cyclus plattdeutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen.

Von

Klaus Groth.

— Kiel. —

1. Land un Lüd.

As noch de Isenbahn ni weer
Un Schep mit Damp noch unbekannt,
Wa seten wi do eensam her
In unse Strand- un Inselland!

Vun Dörp to Stadt — dat weer en Reis'!
Vun Land to Dörp — dat weer en Fahrt!
Wo nu dat blanke Bahngeleis'
Een bringt, ehr man der wis um ward.

Anmerkung. Die tiefsinnigen Sagen von Niß Puk und den Seinen, von seinem Verkehr mit den Menschen, seinen Schelmereien, seinen geheimnißvollen Geschenken, zum Schluß die wunderbare Sage vom Abzuge der Kleinen — spiegeln mehr oder weniger klar den Kampf und endlichen Sieg des Christenthums über das Heidenthum. — Die heidnischen Gottheiten werden zuerst degradirt zu Zwergen, aus dem Himmel herunter versetzt zu „Unterirdischen“, endlich vertrieben, Wodan an der Spitze als Niß Puk.

Unser Norden hat diese Sagen besonders ausgebildet. (Vergl. Müllenhoff's Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein). — Dieser Cyclus von Gedichten erscheint hier zum ersten Male im Zusammenhange, wie er gedacht ist. Die Veranlassung zur Ausarbeitung der lange gehegten Themata gab die Anwesenheit der kronprinzlichen Herrschaften auf Föhr im Jahre 1873 und ihre rege Theilnahme an Land, Leuten und unserer plattdeutschen Sprache. Daher zum Theil die Form in einzelnen der Gedichte, sowie der Titel des Cyclus und der Anhang eines Gelegenheitsgedichtes.

Kiel, November 1878. K. G.

Na Hamborg reck wul mal en Mann,
— He drev[1]) mit fette Ossen rop —
De smerten Krempersteweln[2]) an.
De Geldkatt um, Südwester op.

In't dütsche Riek noch wieder rut —
Dat weer as gänzlich unbekannt,
Un „öwern Harz" dat weer so gut,
As ut de Welt, in't wilde Land. —

Do lev un storv der mennig Een
Op Sylt, op Amrum un op Föhr,
De vun de „faste Wall"[3]) nix sehn,
As dat't dar, an de Kimming[4]), weer.

Dar, disse Stremel[5]), öwer weg,
Wo sik de See un Himmel trennt,
För Schipperoog mitto[6]) doch neeg[7]),
So dat man Veh un Menschen kennt,

De Möhlen süht, un op en Kark
Den Fleier[8]) in de Abendsünn,
Un her, vun Likentog un Mark[9])
En Ton, as reep wat öwerhin[10]). —

Twars unse Schippers, junk un frisch,
De segeln um de ganze Welt,
Vertelln ok nöß[11]) an'n Abenddisch,
As wenn man Märken sik vertellt.

De harrn de swarten Menschen sehn,
De Appelsina's op den Bom,
De weern in de Brunsilgen' wen[12]),
Un op den Nil- un Maëlstrom.

De harrn in Tasch dat rode Gold,
Korallen för de junge Fru,
Un endlich, wenn se möd un old,
Harrn se en Platz hier för ehr Ruh. —

Doch för de Jungs un ole Möm[13])
Dar harrn wi hier den rechten Strand,
Dar kunn wi dichten, denken, dröm',
As weer uns Land dat Wunderland.

[1]) trieb. — [2]) geschmierte Kniestiefel. — [3]) Continent. — [4]) Horizont. — [5]) Streifen. — [6]) mitunter. — [7]) nahe. — [8]) Wetterfahne. — [9]) Leichenzug und Markt. — [10]) als riefe etwas überhin. — [11]) nachher. — [12]) Brasilien gewesen. — [13]) Muhmen, Basen.

Wi hörn de Klocken in de Deep[1]),
Wo Kark un Sark[2]) versunken weer.
De Wulken trocken, as de Schep,
Un hoch de Steern deröwer her.

Wi hörn den Stormwind, wa he kracht,
Un de Getieden[3]), Ebb un Floth,
De Möwen, wa se schrillt un lacht,
De Lurken[4]), wa se trillern do't.

Un Winterabends, lank un trag',
De Lamp in Brand, de Aben hitt[5]),
Vertell de Görn un Knecht un Mag'
Grotvader vun de ole Tied.

Wat de ni wußt vun Ries' un Hün'[6])!
Hoch in de Luft vun't wilde Heer!
Vun Königskinder in de Dün'!
De Uennereerdschen[7]) in de Eer!

Dat Meiste weer man ole Sag',
Vun Wenig lövt, un man vertellt.
Blot Niß — dat hör man noch to Dag',
Niß Puk weer noch nich ut de Welt!

De Uennerwelt!! — — Man süht en Lock,
Man denkt: en Mullwarp[8]), denkt: en Rött[9])!
Mit eenmal kumt en Kopp — en Pock?
En Tuts[10])? — en Dings Een vör de Föt . . .

Niß Puk!! — He driggt en olen Hot,
He steit un kiekt di in't Gesicht.
Du seggst: „Gun Dag!" un: „Gröt di Gott!" — —
So fahrt he in dat Lock torügg.

Du steist alleen, un mank[11]) de Dün,
Un denkst: dat schall mi doch verlangn!
Dar — wiet — in't Sand — dar dravt dat hin:
De Uennereerdschen sünd to Gang'!

Ja, lop! un lop de Been di af!
So lopt de Tüten[12]) op den Strand! —
Wo bleben se? — — Ut stille Haf[13])
Sünnt sik en Seehund op den Strand.

[1]) Tiefe. — [2]) Kirche und Sarg. — [3]) Gezeiten. — [4]) Lerchen. — [5]) Ofen heiß. — [6]) Riese. — [7]) Unterirdischen, Zwerge. — [8]) Maulwurf. — [9]) Ratte. — [10]) Kröte. [11]) zwischen, engl. among. — [12]) Strandläufer, Charadrius. — [13]) die See, das Meer.

Doch hörst du liesen öwerher,
Un ünnerhin, un rund herum —
As klungn de Waggen öwer't Meer,
As weer't Gesang, wat summ un brumm. —

Wer denn en gut Geweten hett,
De hör, un denk sik, wat he mag.
Uns Herr is man en Beten bett[1]),
Un röhrt sin Orgel Nacht un Dag.

2. Niß Puk.

De Knecht de reck sik in de Schün —
Warum ni recken, wenn man möd?
Wer dat bedenkt un leggt sik hin,
De liggt ok bald un slöppt ok söt.

Denn ünner Streu, un baben Heu,
Un allens för dat lewe Veh?
En Knecht ward ok för Hitten loi[2]),
Un söcht en schattig weke Ste'[3]).

So slöppt he denn. — Still is de Welt,
De Schatten wandert, as he deit.
So liesen sliekt keen Voß in't Feld,
Keen Katt, de um de Hofstell geit.

Do, mit den Schatten um de Schün,
Un as de Kater öwern Süll[4]) —
Wer klattert dar in't Hahnholt[5]) rin,
Sacht as en Ul, un sitt der still?

En olen Hot — wi kennt em gliek —
En ol Gesicht — dat kiekt hindal,
He lacht un langt wat ut de Fick[6]),
Un sitt, as wenn he Arfen[7]) pal.

Nu sieh! He pliert[8]) un drippt ni slecht,
De Näs' dat Ohr, de Back, de Siet —
Op, ut den Drom rut fahrt de Knecht:
Ei, dat is Abendvespertied!

Wa war he gau[9])! Un as he wak —
Wat krop[10]) dar ut de Ulenluk[11])?
He sä't ni na! Doch öwer't Dack
Dar leep en Schatten vun Niß Puk.

---

[1]) Nur ein wenig weiter weg. — [2]) loi, loje, müde, schlaff. — [3]) Stelle. — [4]) Schwelle. — [5]) Dachbalken. — [6]) Tasche. — [7]) Erbsen. — [8]) blinzen, zielen. — [9]) schnell. — [10]) kroch. — [11]) Eulenloch.

3. Wi flütt.
(Wir ziehen um.)

Vör Jahren wahn vun Lügum[1]) af
Wat südlich na de freesche Kant
En rieken Bur, mit Geld as Kaff[2]),
Un op en Hof vun't fettste Land.

Grön as en Kohl so stunn sin Saat[3]),
In't Fröhjahr as en Gold so gel,
Un wenn sin Köh in't Wischland wadt,
Magst du wul fragen, wat em fehl.

An Melk un Karnmelk[4]) Oewersloth,
De Schepel Weten ward ni tellt[5]);
De bedt ni um sin dägli Brot,
Un fragt ni, wat de Botter geldt.

Ut' Finster, wat sin Ogen reckt,
Dat is sin Egen allumher,
De Böm, de sik na'n Heben[6]) streckt,
Op't Feld de Ossen un de Peer.

All wat der födt[7]) un wat der wasst,
Un weer't dat Dackreth, wat versoort[8]) —
Is sin — un för en bösen Gast
Hett he den Slötel[9]) to sin Port.

De kann wul lachen — as man seggt —
Wenn Anner weent, in Wehr un Weel[10]),
Un kumt en Jahr un is mal slecht,
So'n Marschbur makt dat keen Verscheel[11]).

Un dochen! ob de Porten fast
In Grausteensulen[12]) bi de Gracht[13]) —
Wer is de ungeladen Gast,
De öwer Heg'[14]) un Stegen lacht?

De Bur hett Betten — un keen Rast,
De Bur is möd — un hett keen Rau[15]),
He hett den Slötel — un de Gast
De stört em al in't Morgengrau.

---

[1]) Dorf im nördlichen Schleswig. — [2]) Spreu. — [3]) Rappsaat. — [4]) Buttermilch. — [5]) der Scheffel Weizen wird nicht gezählt. — [6]) nach dem Himmel. — [7]) sich ernährt. — [8]) und wär's das Ried (in den Teichen), das verdorrt. — [9]) Schlüssel. — [10]) Uebermuth. — [11]) Unterschied. — [12]) Granitsäulen. — [13]) Graben um's Gewese. — [14]) Gehege, Zaun. — [15]) Ruhe.

Süht he ut' Finster op sin Fenn[1]) —
So treckt en Newel jüs darher,
Geit he hinut — so stickt de Sünn,
Fahrt he — so rennt un störrt de Peer.

Hett he en Ossen sneckenfett —
Kriggt de gewiß de Trummelsük[2]);
Un wat he deit, un wat he lett[3]) —
Dat lückt[4]) ni, un he argert sik!

Do seggt he endlich: „Wat ik do? . .
Verkop den Kram, den Döwelsplack!" —
Doch Knecht un Magd de meen darto:
Dat weer en gottsvergeten Snack.

De flüstern liesen vun Wokeen[5]),
De streu de Ossen wat inn Drank[6]),
De stell de Wagenpeer en Been,
De mak de Melkköh fehr[7]) un krank.

Wenn abends lut de Hofhund hul —
Se wussen wul Wokeen em dräu[8]),
Un wat der liesen, as en Ul[9]),
To Schün sik barg in't Morgengrau. —

Doch denn! Man weg! — De Bur de koff
— He harr dat Geld, un harr de Wahl —
Wat höger rop[10]) en annern Hof,
Nie bu't[11]), un ganz na sin Gefall.

Nu war der flütt to Fröhjahrstied,
De Wagens rasseln her un hin,
De Bur nehm Kist un Kasten mit
Un all dat Beste na sin Sinn.

Dat Unruß[12]) leet he all torügg,
Un seet vergnögt op't letzte Föhr.
De Rökschę mit ehr roth Gesicht
Gung mit den Bessen[13]) achterher.

Do, op den Krüzweg, vör de Wag' —
Wat seeg de Bur? En ole Fro,
De seggt, as de se spöttsch en Frag'
Un grien[14]) un lach: „Wo nu na to?"

[1]) die langen Stücke des Marschlandes. — [2]) Windbauch, wobei das Rindvieh wie eine Trommel aufschwillt. — [3]) läßt. — [4]) glückt, gelingt. — [5]) wer. — [6]) Trank, Viehtrank. — [7]) die keine Milch gibt. — [8]) dräute. — [9]) Eule. — [10]) höher hinauf aus der tiefen Marsch). — [11]) neu gebaut. — [12]) unbrauchbare alte Sachen. — [13]) Besen. — [14]) lächeln.

Do keem en fine Stimm, de quäl
As ut den Bessen rut: „Wi flütt!“ — —
Ja, mit den Bessen ut de Kök —
Unruß[1]) — Niß Puk — treckt wedder mit.

4. Haspel, Rad un Winn'.

De Graf de les' in't Bok en Blatt,
De Gräfin, bi em, seet to spinn:
Do dücht se beid, as klopp der wat.
Do horch de Graf un reep: Kumm in!

Do keem in Dör en lütten Mann,
In Hand en Lücht[2]) un'n olen Hot.
He seggt: „Fru Gräfin, hört mi an,
Min Fru de liggt in grötste Noth!“

De Gräfin heel ehr Spinnrad an
Un seggt: „Min lüttje Mann, wo denn?“
Do seggt to ehr de lüttje Mann:
„Fru Gräfin, dat's man eben hin!“

Do lang de Gräfin na ehr Dok —
— Dat snie, as wenn't ut Betten full[3]). —
Dal leggt de ole Graf sin Bok
Un seggt: „Dat is binah to dull!“

Se awer hett de Klink al fat[4])
Un seggt: „Wer na dat Wedder süht,
„Wenn so wat röppt[5]), de kumt to lat[6])!
„Gott help! Ik sorg för lüttje Lüd.“

Un darmit is se ut de Dör,
Un bald hinut in't düstre Land.
De lüttje Mann de lücht ehr vör,
Un leidt, un fat ehr bi de Hand.

He hett en grote Lücht ut Horn,
En Hot, de fast den Mann versteek[7]).
He leidt ehr öwer Heck un Dorn
Un öwer'n Snee, as weer't en Dek.

[1]) Wortspiel: Unruß ist Gerümpel, Schmutz (stellenweise Kummer genannt in plattdeutschen Landen), zugleich auch Unruhe. — [2]) Laterne. — [3]) Es schneite, als fiele es aus Betten. — [4]) Sie hat die Thürklinke schon in der Hand (zu fassen). — [5]) ruft. — [6]) zu spät. — [7]) Es ist offenbar Wodan in caricirter Gestalt, wie er immer als Niß Puk auftritt, eine Caricatur, wozu ihn das kämpfende Christenthum degradirt hat.

Doch süht se weder Weg, noch Steg,
Un hett ni Kark, noch Dörpen sehn.
De Lüttje dravt man eben weg
Un lücht ehr twischen Stock un Steen.

Dat is nich, as ehr Hof un Gut,
Keen Mann, as vun ehr egen Lüd;
Se gat, as ut de Welt hinut,
Mank Donn[1]) un Dünen, as se süht.

Doch endlich, in den Barg vun Sand,
Do weer't, as de sik op en Port;
De Lüttje fat ehr fast de Hand
Un lüch un trock ehr liesen fort

Do weer't, as husch dat, drav un leep,
As keem't ut Löcker in de Wand,
Un flücht sik wedder in de Deep,
As weer't versunken in den Sand.

Mit eenmal, as se't recht betrach,
Do weern se in en Stuv an't Bett.
De Lücht de schien as helli Dag,
Lütt Fru de leeg der smuck un nett.

As nu de Gräfin ehr erlöst,
Un sä: Nu weer dat allens gut,
Un küß dat Kind, un hett ehr tröst,
Broch ehr de Lüttje wedder rut.

Doch ehr he Hot un Hornlücht kreg,
Do sä he: He bedank sik schön!
Un be' ehr: „Holt de Schört[2]) to höch!"
Un füll ehr de vull Höwelspöhn[3]).

Denn krop he in en Kuffer rin,
Kram dar, keem rut un broch wat mit:
En Rad, en Haspel un en Winn',
As Kinnerspeltüg weer't, so lütt.

He leggt dat eenzeln mank[4]) de Spöhn
Un seggt to ehr: „Verwahrt se recht!
„So lang as vun de Dree noch Fen,
„Geit't Kind un Kindeskind ni slecht!"

[1]) Donn und Düne ist etymologisch dasselbe. — [2]) Schürze. — [3]) Hobelspähne. — [4]) zwischen.

As se to Hus in't Sloß sik funn,
Seet dar de Graf noch bi sin Bok[1]).
De Lütt weer mit de Lücht verswunn.
Af le'[2]) de Gräfin Schört un Dok.

Herrje! wat full dar oppe Del?
Dat rode Gold as luter Spöhn!
Do seggt de Graf: „Ik löv[3]) min Deel:
„Dat is de Uennereerdsche wen[4])!"

„Verwahr de Haspel, Rad un Winn'!
„Dat is keen Speltüg, as ut Holt[5]).
„Wer't findt, un hett den rechten Sinn,
„Hett mehr als Glück un Geld un Gold" . . .

So gung in ole Tied de Sag'. —
Wo sünd de Haspel, Rad un Winn?
Wo blev dat Sloß mit Graf un Mag'[6])? —
Is allens dot un weg un hin!

Doch ward mitünner noch vertellt,
— Un wul en Olen wies't der hin
Op Fen mit mehr as Glück un Geld —:
Hett de Rad? — Vellicht den sinn!

5. Martje Floris Gesundheit.

Sitdem de Isenbahn uns reck,
Verswunn de Riesen un Niß Puk,
Cultur drifft un de letzte Eck
De Höhnerglov[7]) un Landesbruk.

Dat Lehrn, Studeern un Bokstabeern,
De Bläd', dat Hochdütsch un Chemie,
So seggt man, ward de Welt regeern,
Ol Schleswig-Holsteen mit derbi.

Kann sin — kann nich — kann doch: ik weet ni,
Doch Art de lett ni licht vun Art,
Un ünner't hochdütsch Hemd dar seht wi
Noch jümmer'n holsteensch plattdütsch Hart.

1) Zeit ist nicht für Geister. — 2) ab legte. — 3) glaube. — 4) das ist der Unterirdische gewesen. — 5) Kinderspielzeug aus Holz. — 6) Verwandten. — 7) Aberglauben, Hünenglauben.

En olen Holstenmagen seker:
Süh di man Bost un Rippen an!
Un drinkt se nich mehr Krooß un Beker [1]),
Se stat bi't Winglas ok ehr Mann.

Ok Landesbruk un Landesseden
Dar blift noch jümmer'n Stück vun hangn,
Vellicht vergeten un verleden [2]) —
Kumt wedder op un niet togangn.

Ward wul in Eiderstedt, hier neben [3]),
Mal drunken, sungn, nich as in't Chor,
So klingt sin Glas en Ol alleben [4])
Un seggt: „Nu noch op Martje Flor!"

Still is de Larm. Op hollt de Rohr [5]).
En Jeder, mit en eernst Gesicht,
Seggt, as in Andacht: Martje Flor!
Un Sed' [6]) un Ordnung kehrt torügg.

Op Martje [7]) Flor! — Vör mennig Jahr
Hus' Steenbuck mit sin Rasselbann
In't Eiderstedsche, as förwahr
En Tropp vun Turko's husen kann.

Se plündern, stohlen, sengn un brenn,
Vertehren mager, fehr [8]) un fett;
Keen Koh weer seker op de Fenn [9]),
Keen Fru inn Hus', keen Kind in't Bett.

Bi Garding [10]) leeg en Hof inn Lann,
De Haubarg [11]) as en lüttje Kark,
Dar leeg ok Steenbuck mit sin Bann,
Un Herr un Heer de dreben't arg.

De Win war drunken ut den Krooß,
De Keller lerrig un de Kök,
De Koh war eten ut de Booß [12]),
Speck ut den Rok un ut de Lök [13]).

De Bur mit All wat kunn, weer flücht',
Mit Knecht un Magd, mit Föhr un Fohr.
Blot een lütt Diern, de blev torügg,
Dat weer de Dochder: Martje Flor.

[1]) Krug und Becher. — [2]) vergessen und veraltet. — [3]) hier neben, nämlich neben Föhr. — [4]) ganz leise. — [5]) Geschrei. — [6]) Sitte. — [7]) Mariechen, Martjen Marienblümchen, Bellis perennis. — [8]) fehr ist die Kuh, während sie keine Milch gibt. — [9]) Marschlandstück. — [10]) ein Landstädtchen in Eiderstedt. — [11]) Heuberg heißt der eigenthümliche Eiderstedter Bau, Haus und Scheune zugleich. — [12]) Kuhstall. — [13]) Salzlauge.

Weer eensam bleben mank de Bann,
En Mäden, eben ut de Schol.
Muß maken mit ehr lütten Hann,
Muß schaffen, dat de Dischen vull.

Do, as se daben[1]), vull un dull,
Do war se ropen an den Disch:
„Kumm her un schenk din Beker vull!
„Drink en Gesundheit! Nu man frisch!"

Bleek war dat Mäden, as de Wand,
Doch mank dat Kriegsvolk unverzagt.
Se reep, den Beker in de Hand:
„Dat gah uns wol op ole Dag'!"

Still war de Larm. Op heel de Rohr.
Un mennig roge Kriegsgesicht
Sä, as in Andacht: „Martje Flor
„Hett Recht! Dat Oeller holt Gericht!"

Vun'n Haubarg morgens, still un sach,
Dar trock dervun dat wille Chor. —
Drum slutt noch jede Burgelagg
Mit din Gesundheit, Martje Flor!

6. De Unnereerdschen treckt af.

't weer lat in Harst[2]) un düstre Nacht,
Keen Glem[3]) noch Schimmer weer to sehn.
Bi't Föhrhus an de Eider sacht
Hör man den Strom vöröwertehn.[4])

Dat Water klucker in de Deep,
De Wellen schölen[5]) op den Sand —
Weer't nich, as wenn't „Halöwer[6])!" reep?
Wiether? vun Güntsied[7]) öwer'n Strand?

De Fährmann op de Hohner[8]) Fähr
Richt in sin Bett sik öwer Enn[9]),
Un horcht. — Doch Minschen wankt[10]) ni mehr.
De Möwen, denkt he, treckt derhen.

---

[1]) tobten. — [2]) Herbst. — [3]) Glanz. — [4]) vorüberziehn. — [5]) spülen. — [6]) hole hinüber! — [7]) jenseits. — [8]) Hohn, ein Dorf in der Nähe der Eider, wo eine Fähre. — [9]) empor. — [10]) reisen.

Anmerkung. Martje Flør's Gesundheit imponirte dem letzten dänischen König und Herzog, Friedrich VII., als er diesen Toast bei seiner Anwesenheit in Eiderstedt kennen lernte, so, daß er diesen Landesbrauch in Kopenhagen einführte, wo er vielleicht auch noch fortlebt.

De Regenwülpen[1] un de Swon,
Keen Minsch, he weer denn op de Flucht,
Wildvageln sünd't, he kennt den Ton,
De wannert baben[2] dörch de Lucht.

Dar wannert se, un ropt hendal[3]:
„Halöwer!" klingt dat siet[4] un wiet.
„Halöwer!" — Hör! Un noch enmal!
Un jüs, as keem't vun günner Siet.

He richt sik noch mal op un hör:
Ja, Stimm' as Vageln, fin un sacht,
Vun wiet un siet, vun hin un her,
De repen[5], as um Hölp[6] bi Nacht.

Ok keem en Ton der dann un wann,
As vun de Fährklock öwer'n Strom,
So sacht, as trocken Kinnerhann
Ahnmächtig an den Klockenbom.

Schull't würklich wen[7])? — He weck den Knecht:
„Stah op, stah op! De Fährklock geit!
„Stah op, un mak de Fähr torecht!
„Wüllt sehn, wull[8] lat noch wanken deit!"

Un as de Beiden buten[9] keem'
Un öwer'n Strom bi düstre Nacht —
Wat weer't en Schin! Wat weer't en Glem!
Wat weer't en Lopen[10] still un sacht!

Glimmkäfer op den ganzen Strand?
Irrlichter? Segg, wat geit der vör?
As Kinner hört se vun dat Land
„Halöwer!" dusendstimmig her.

Un as se landt, do drängt en Swarm
Vun lüttje Lüd sik op de Fähr —
En Lücht, en Bündel ünner'n Arm —
Bi jede Oewerfahrt noch mehr.

Un wenn se landt op anner Siet,
Leggt jeder in de Büß sin Deut[11]),
Un öwer't Feld hin siet un wiet
Süht man den Tropp, de wieder[12]) geit.

[1]) Regenpfeifer, Charadrius. — [2]) oben. — [3]) herunter. — [4]) hie und da. — [5]) riefen. — [6]) Hülfe. — [7]) sein. — [8]) wer spät noch reiset. — [9]) draußen. — [10]) laufen. — [11]) Legt Jeder in die Büchse seine kleine Münze. — [12]) weiter geht.

De Fährmann swiggt, de Knecht de swiggt.
Se kennt de Lütten, de se ladt.
Do kumt de Letzte mit de Lücht
Un seggt: „De Uennereerdschen gat[1])!

„Uns Tied[2]) is hin, 'uns Tied is um,
„Dat Riek[3]) is ut, dat wi regeert!"
Un süh! se wannert still un stumm,
Bet man nix wieder süht un hört. — —

De Fährmann stunn op't düstre Feld,
As se verswunn' in Nacht un Dak[4]).
Harr he nich baar in Hann sin Geld,
He harr nich denken kunnt, he wak[5]).

Keen Glem un Schimmer weer to sehn,
Dat Water klucker in de Deep.
Man hör den Strom vorömwertehn.
De Nachtwach ropen vun de Schep[6]). — —

So sünd de Uennereerdschen gan,
De lang, so lang as Minschen sünd,
Se folgt, se brüdt[7]), se Gudes dan,
So Knecht as Magd, so Mann as Kind.

Keen Fährmann hett se wedder sehn,
Keen Fohrmann je op Weg un Steg,
Inn Keller nich, nich oppen Böhn[8])
De Herr, de Fru, de Magd, de Knecht

Man seggt: En Kind, dat broch en Wort,
Dat drev se weg mit Sack un Pack,
Christkindchen, seggt man, drev se fort,
Dat nu de Kinner Wihnacht mak.

Un wenn man noch vun „Niß" vertellt,
Un unse Kinner hört dat geern,
So is dat ut de Märkenwelt. —
„Die Erde ist hinfort des Herrn."

[1]) die Unterirdischen gehen, ziehen ab. — [2]) Zeit. — [3]) Reich. — [4]) Nebel. — [5]) er wache. — [6]) Schiffe. — [7]) geneckt. — [8]) Boden.

Anhang.

An uns Kronprinz, as he den Grundsteen leggn de to de nie Hochschol in Kiel, den 3. August 1873.

Un kumt se mal, de Fredenstied,
So kumm na Holsteen, grön un blied . . .
Quickborn II. 1870.

Ja, Freden is't! Still war de Welt;
Wenn't dunnert, deit dat blot uns Herr.
Wat wannert, is dat Veh op't Feld,
Dat sünd de Wulken öwerher.

As Dau un Regen op dat Land
So fallt de Drapens, nich as Blot,
Un Segen streut He ut Sin Hand
Op't Dütsche Riek, de ole Gott.

Süh an de Wischen[1]), wa se grönt,
Süh op dat Korn, wa dat sik streckt,
Op't Holt[2]), dat unsen Strand verschönt,
De Gaarns[3]), de unse Hüs' versteckt.

Dar geit dat fröhlich ut un in,
Bi apen Dör[4]) un vulle Fatt[5])
Op Alle schient de lewe Sünn,
Un Alle eet[6]) un levt[7]) sik satt.

Is't oppen Dörpen[8]) öwerall,
Is't nich, as alle Dag' en Fest?
Hör man de Abend-Klockenschall,
Hör man den Hatbar[9]) op dat Nest!

Ja, Freden is't, un Fredenswark[10]):
De Kinner wandert na de Schol,
Man bu't an Hüs', an Schün un Kark',
Denn Schün un Schapp[11]) ward wedder voll.

Getrost! Wer arbeidt, findt sin Lohn,
Wer ehrlich strevt, de reckt sin Maal[12]):
In't Dütsche Riek schütt[13]) keen Kanon,
Ritt[14]) em keen Fiend sin Wark mehr dal.

1) Wiesen. — 2) Wald. — 3) Gärten. — 4) bei offner Thür. — 5) Faß, Schüssel. — 6) essen und — 7) leben. — 8) auf dem Lande, den Dörfern. — 9) Storch. 10) Friedenswerk. — 11) Schrank. — 12) Wer ehrlich strebt, erreicht sein Ziel. — 13) schießt. — 14) reißt ihm kein Feind sein Werk mehr nieder.

So höpt[1]) wi! Denn wi leggt en Steen,
De in de Luft hung mennig Jahr,
De uns de Franzmann un de Dän
Nich günn[2]), dat he mal seker[3]) war.

Wi leggt en Grundsteen to en Schol,
De lang hett predigt in en Stall:
Dat Dütschland harr sin Grenz, sin Maal
Eerst, wo de dütsche Sprak ehr Schall.

Nu leggt wi em in sekern Grund!
Denn de em leggt, dat is en Mann,
De mit sin Arm un mit sin Mund
Em in de Tokunft sekern kann.

So segn' em Gott, uns Kaisersföhn,
Un so sin Wark, dat he hier dan[4]):
Keen Fransch, keen Engelsmann, keen Dän
Kumt hier un röhrt den Steen uns an.

Wi awer — och, wer steit un slöppt,
De't mit belevt, un wunnert sik,
Un sleit nich an sin Hart un röppt:
De Kaiser un dat Dütsche Riek!

1) hoffen wir. — 2) gönnten. — 3) sicher, fest. — 4) gethan.

Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846).

Von

Karl Beck.

— Wien. —

I.

Wir schrieben das Jahr 1846.

Ungarn hieß noch immer das alte, romantische Land, inmitten einer streng bevormundeten Monarchie eifersüchtig das Recht, den Muth und die Kraft einer eigenen Meinung hütend, mit Reichstagen bedacht, die endgiltig binden und lösen konnten. Es hieß noch immer das alte, romantische Land, seit Menschengedenken frei von Steuern, Assentirungen, Paßplackereien, Meldezetteln, Polizisten und Aufenthaltskarten; freilich sah man es anderseits an rostigen Satzungen überreich, des Bürgerthums ermangelnd, von unzähligen Edelleuten vergewaltigt, von willenlosen Frohnbauern bewohnt, mit rohen Juraten, unfehlbaren Stuhlrichtern und den althergebrachten „Fünfundzwanzig" geschlagen. Bei alledem fühlte man sich frisch und froh innerhalb der tricoloren Schranken: das Ueberschäumende, Urwüchsige und Hanbüchene stach wohlthuend ab gegen das Geschniegelte und Gedrillte jenseits der Leitha. Barmherzige Götter, ihr mußtet doch Sorge tragen, daß sich im niedergehaltenen Metternichischen Oesterreich eine sichere Stätte fand, wo man blasen und schüren konnte, bis es auch in den Nachbarprovinzen warm und gemüthlich wurde, wo man unbespitzelt einen freien Blick um sich warf, die Normen zu prüfen, nach welchen ein mündiges Jahrhundert seine Lebensfragen ordnete, wo man über verbohrte Beamtenwirthschaft hinwegsprang wie der Hahn über glühende Kohlen und statt des garstigen Monopolkrautes eine importirte Cigarre straflos sich aneignen durfte. Extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita, lautete das Sprichwort.

Ja, es war noch immer das alte, schöne Land; aber es war auch besser geworden, hatte ungemein emsig an sich gearbeitet; überall traten die Mängel hinter die Vorzüge zurück. Auf Weltfahrten erfuhr der lernbegierige Nach-

wuchs ungrischer Barone, daß Versäumtes nachgeholt, Fehlendes erworben, Erworbenes behauptet und ergiebiger gemacht werden müsse. Was da faul war am Staate, das wollte man ausbrennen mit schleuniger Schonungslosigkeit; der Knecht sollte zum Bürger heranreifen; die große Reformation nach jeder Richtung beginnen; man sah dem anrückenden Reichstag wie einem tiefernsten, entsündigenden Buß- und Opferfest entgegen. Gleich den entthronten Frankenkaisern der Vorzeit hatte man die lateinische Sprache zu den Mönchen in's Kloster verbannt; wie voreinst das magyarische Schwert, sollte von nun ab das magyarische Wort weithin tönen. Ein nationaler Dichter, Alexander Petöfi war plötzlich in die Erscheinung getreten. Sein Ruhm wuchs wie Gras über Nacht; im Salon wie auf der Straße, am Spinnrad, in Mühlen und Schenken, auf dem Ackerfelde und in den Casernen erklangen die Lieder des begnadeten Jünglings. Schon in Deutschland war mir das Unmittelbare seiner Strophen eine hohe Wonne gewesen; nun vernahm ich zu Budapest, daß es ihm begehrenswerth scheine, zwischen uns einen persönlichen Verkehr anzubahnen. Sein Wunsch deckte den meinigen, und ich harrte somit ungeduldig des Musenlieblings, wie eines Glücks, welches gütige Sterne mir bescheiden mochten.

Ich wohnte im Hotel zur „Königin von England" und schwelgte in der märchenhaft bestrickenden Aussicht. Buntbewimpelte Fruchtschiffe, rauschende Dampfer und tanzende Nachen bedeckten die blaue Donau, in deren Wogen sich stolze Paläste spiegelten. Ach, und sah ich erst nach Ofen hinüber, nach der lieblichen Margaretheninsel, welcher der reckenhafte Strom wie seinem zarten Bräutchen hofirte, sah ich die bacchantisch bekränzten Höhen, die malerisch gelegene Wasserstadt, die historische Veste und den ernsten Gerhardsfelsen, der kleine, ärmliche Hütten gleich Schwalbennestern willig beherbergte, da feuchtete sich mein Auge, und ich stammelte: welch' ein Schauspiel!

Ein herzhaftes Pochen an der Thüre weckte mich aus meinen Träumen. Herein trat schwungvollen Schrittes ein unbefangener, schmächtiger Jüngling. Seine Stirne war hochedel, sein Haar verworren, im Auge sprühte das echte Poetenfeuer, die Napoleonische Farbe der Wangen verrieth den Choleriker, der Stutzbart über trotzig geworfener Lippe gab dem schwermüthigen Gesichtchen einen unternehmenden, fast kecken Ausdruck, die Hände, seit Jahren dem schützenden Ziegenleder entfremdet, waren bedeutend gebräunt; er trug einen enganschließenden Schnurenrock, der Hals war frei, der Hemdkragen wie bei deutschen Burschenschaftlern umgekippt, im Knopfloch, nahe dem Herzen, prangte das wahre Ordenszeichen des Frühlings und der Minne — ein unschuldiges **Rosenknöspchen**.

„„Sie sind Alexander Petöfi," rief ich, freudig auf ihn zueilend, „die Schilderung Ihrer Persönlichkeit ist genau nach dem Original."

„Ich grüße Sie auf vaterländischem Boden. Es liegt mir so Manches auf dem Herzen, worüber ich gern ausführlich sprechen möchte; aber wie verständigen wir uns gegenseitig am schnellsten? Auch darin hat Gott gnädig

vorgesorgt und ein Dolmetsch ist nicht vonnöthen. Mein Deutsch klingt, wie Sie hören, gebrochen; aber ich verstehe jedes Wort. Ihnen ergeht es mit dem Ungrischen ebenso. Reden wir mithin, wie uns der Schnabel gewachsen ist, zuweilen in beiden Sprachen durcheinander, je nachdem —""

„Das ist ein guter Gedanke, dann hilft Einer dem Andern, und stets gedenk jener christlichen Lehre: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern; verstopfen wir nachsichtsvoll das Ohr, falls arge Verstöße kläglich zum Himmel schreien. Wollte Gott, sämmtliche Magyaren und Deutsche verständen sich so willig auf einen endgiltigen Friedensvertrag, dessen sie alle bedürftig sind, wie des täglichen Brotes."

Er zwinkerte schelmisch mit den Augen und eine angerauchte Cigarre aus der Brusttasche langend, frug er: „„Ist's erlaubt?""

„Beliebt's eine dieser ausländischen zu kosten?"

Er schielte lüstern nach den zierlich gewundenen Dingerchen und sprach leicht erröthend: „„Ein unbändiger Raucher, wie ich, muß sich an minder aufregendes Kraut halten; zudem drängt mich mein Patriotismus nach dem Einheimischen.""

Der Stolze! Er entschlug sich des Dargebotenen unter seinem Vorwand, der, ohne mich zu verletzen, ihn zugleich auch der leisesten Verpflichtung entband. Ich freute mich dieses ausgeprägten, wenngleich allzu nervösen Unabhängigkeitssinnes.

Mächtig zum Fenster hinausqualmend hub er an: „„In solchem Gewölk hauset mein Gott. Rauchen heißt auferstehen von jeglichem Kummer. Ich war Soldat, Schauspieler, konnte fasten und frieren, auf harter Erde liegen und lachte dazu; doch wenn's mir an Taback fehlte, war ich erst recht ein getretener Wurm und maßlos arm. Etwelche Kameraden versuchten es wohl mit getrockneten Rosenblättern, die Thoren, die Genußpfuscher, die Treulosen! Ich aber seufzte: dich besitzen, Trost meiner Augen, Brot meines Lebens, wonnige Nicotiana, Fürstin der Pflanzen, oder gänzlich entbehren! Ja dieser Sorgenbrecher ist zuverlässiger als Wein und Musik, Gebet und Thränen. Wie hätte sonst das schwergeprüfte Magyarenthum all' die Unbilden des Schicksals bis heute ungebrochen ertragen können?""

„Und wie haben denn die Urväter gelebt, wie haben andere heimgesuchte Völker sich männlich aufgerafft, ehe Sir Walter Raleigh das wunderthätige Kraut nach Europa gebracht?""

„„Raleigh? Sie setzen voraus, daß ich den Mann und seine Geschichte kenne! Ach, ich habe blutwenig gelernt und, einige Dichtungen abgerechnet, fast nichts gelesen. Die Schulen liegen bei uns im Argen. Um sich gründlich zu bilden, bedarf man neben dem innern Trieb, freier Stunden, unbehelligter Sammlung, man bedarf der günstigen Gelegenheit und des Sporns von Außen; aber wie und wo sollten im Soldatenkittel und Bühnenflitter, auf ewiger Wanderschaft, in betäubender Noth, jene Güter gefunden werden?""

„Und hier in der Hauptstadt?"

„„Hier bin ich noch übler daran. Die Alten, die Anerkannten sind zu vornehm, zu faul und eifersüchtig, dem Werdenden die Hand zu reichen; die Jugend aber letzt sich hier wie allerorten mehr an Gefühlen als an Gedanken. Keiner in ihrem Kreise übersieht mich, hebt mich, zwingt mich, und das ist schlimm! Sie opfert mir mit rückhaltsloser Hingebung, und so kam's, daß ich mir manchmal sagte: Du nährst dein Volk mit eigenen Mitteln, wozu fremder Hülfe begehren? Wozu lernen und forschen? Wozu im Schutt wühlen? Waren die Todten weiser, besser, als die Lebenden sind? Was ist alt, was ist jemals neu gewesen? Der Weinstock von heute ist der Weinstock von ehedem, einer trägt Tokayer, ein anderer Türkenblut; künstliches Aufpfropfen und Mengen ist wider die Natur. Gib was du hast, was du geben kannst!““

„Das wäre die bequeme Theorie des Stillstandes,“ entgegnete ich. „Wäre denn die Kunst goldener Müßiggang, gemüthliches Sichgehenlassen? Wird der Dichter lediglich für ein Volk geboren? Darf uns das Urtheil leichtentzündbarer Jugend jemals maßgebend sein? In unserem Geiste schlafen unzählige Lieder wie Funken im spröden Gestein; aber ohne den weckenden Stahl schliefen sie ohnmächtig fort in Ewigkeit. Dieses Aufwecken, sanft oder barsch, übernimmt zuweilen das Schicksal, eine gewaltige Leidenschaft, ein weises Verständniß der Natur; zumeist aber ist's doch die Geschichte, ist's doch der fortzeugende Gedanke vergangener Generationen, welcher uns zu eigenen Ideen anregt. Lesen, lernen, arbeitend sich erholen, sich erholend arbeiten, gibt's eine größere Lust, eine heiligere Pflicht?“

„„So ist's!““ sprach er tonlos, die Hand vor die Augen haltend, „„ich werde lernen! Nun fort!““

„Darf ich um Ihre Adresse bitten?“

„„Lassen Sie mich lieber zu Ihnen kommen, ich wohne — beschränkt.““

„Und das sollte mich hindern? Denken Sie gerechter von mir und stolzer von sich selbst. In jener Nußschale sind Sie die Lust Ihres Volkes geworden. Erlösung, sagt uns die heilige Schrift, ward in einer Krippe geboren.“

„„Ich — komme zu Ihnen.““ . . . .

„Wie hast du Petöfi gefunden? forschte mein Bruder.

„„Ungemein frisch. Alles an ihm ist Unmittelbarkeit und Eigenart. Was sein Schaffen betrifft, so verläßt er sich lediglich auf Inspiration. Ferner: Es widerstrebt ihm, aus dem Bann seiner noblen Armuth herauszutreten, er besorgt, durch die Entgegennahme des unbedeutendsten Liebesdienstes abhängig zu werden. Freiheit und Bettelsack ist seine Devise! Er ist ein Künstler und kein Handwerker, ein Mensch und kein Buch, ist, wenn Du willst, selbst ein verkörpertes Gedicht.““

II.

„Sie sehen übernächtig und blaß, Petöfi.“

„„Ihr Verdacht,““ sprach er, „„ist unbegründet. Edlerer Rothwein als

Erlauer und Szegßarder floß heut Nacht in Strömen vor meinen Augen, hinreißender als Zigeunermusik klang die Marseillaise in mein Ohr. Ja, lernen, lesen, nicht mit den armseligen Freuden und Leiden seines winzigen Ichs ausnahmslos sich beschäftigen, — welche Wohlthat! Die erste französische Revolution rollte sich auf vor meinen Blicken. Der Tag war bereits angebrochen, ich saß noch immer in das Buch der Bücher vertieft. Wochen und Monde lang wird's mir Nahrung und Arznei sein. Freilich fesseln mich noch vorzugsweise die Geschichten in der Geschichte, etwa wie das Kind zum Texte der Bilder bedarf, oder wie man der spannenden Handlung eines meisterhaft dargestellten Trauerspiels folgt, aber unter dem Eindruck hochgehender Leidenschaften, wohl auch in Banden geistiger Unmündigkeit den eigentlichen Gehalt des Stückes nicht sofort zu fassen vermag.""

„Thut nichts, zum zweiten, zum dritten Mal wird's Ihnen doch gedanklich tiefer zugehen."

„„Mich dünkt,"" fuhr er fort, „„ich hätte mit Danton und Robespierre gelebt, geschaffen und — geendet. O, zu jener Zeit war die Erde von trunkenen Feuergeistern bevölkert; in der unsrigen wirthschaften nüchterne Wassergeister. Die Flamme verdichtet sich und züngelt nach oben; das Wasser verflacht sich und schießt abwärts. Die heutige Welt ist bar aller bahnbrechenden Ideen, sie zehrt vom aufgespeicherten Vorrath vergangener Tage, ist bar aller starken Gefühle und stopft ihr hohles Gemüth mit matten Neigungen aus.""

Es ist eine sonderbare Empfindung, wenn wir die Meinung eines Freundes zu bekämpfen gezwungen sind, wir müssen uns gegen den eigenen Trieb waffnen, der uns zur Beipflichtung dieser Meinung bewegen möchte. Ich erwiderte: „Vielseitig sich entwickeln und flach werden, ist zweierlei; den Gedankeninhalt unserer Vorgänger prüfen, würdigen, vervollständigen, heißt nicht an fremder Tafel schmarotzen; dem Realismus des Lebens Rechnung tragen, heißt noch lange nicht nüchtern sein und die Brust mit matten Neigungen füllen. Ich will nicht den Fortschritt unseres Säculums im Einzelnen mustern, es würde zu weit führen; aber es sei mir zu fragen gestattet: sind wir nicht Millionäre der Wissenschaft geworden? Hätte dem Corsen nicht die Erde gehört, hätte er gleich uns dem Dampf und der Schiene geboten? pocht nicht die Kunst in unseren Tagen mächtig genug an die Herzen? haben die Seelen nicht eher an Hoheit gewonnen? rüsten sich nicht die Geister, die wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu erstreiten? Freund, Sie sind über dies metternichische Oesterreich nicht hinausgekommen; hier hat man freilich den Zeiger der Geschichte zurückgeschoben, aber in der übrigen Welt gehen die Uhren verzweifelt richtig, und Jedermann weiß, daß es bald zwölf schlagen muß. Doch lassen wir das Prophezeien und Zeichendeuten, es ist ein undankbares und gefährliches Handwerk."

Wir waren an's Fenster getreten. Eben erst tiefernst, schlug er nun plötzlich übermüthige, sorglose Weisen an. Glich er doch stets in seinem

Gebahren so ganz dem Kinde, das, wie man zu sagen pflegt, aus einem Sack weint und lacht. „Pest", so hub er an, „ist zauberhaft schön. Wird erst die Kettenbrücke fertig, dann zählt die Welt ein achtes Wunder. Ich will zu Pest leben und sterben, möchte jedoch vor meinem Tode gern ein Bischen die Welt durchfliegen, etwa unter den Fittigen eines vornehmen Herrn. Damit schenkt man mir nicht das Geringste, denn jener Mensch, von dem ich eine Gnade annähme, muß erst geboren werden. Der begüterte Herr soll für mich zahlen, ich hingegen will für meinen Patron denken. Ach, ich möchte die Alpen sehen und das Meer, fern, fern, von den Menschen und ihrem verächtlichen Treiben."

„„Wie,"" fragte ich überrascht, „„so jung, so gefeiert, und schon so verbittert? Mit den Menschen geht's uns eben wie mit dem Gelde: das vorhandene unterschätzen wir und suchen ängstlich das fehlende."

Sein bleiches Gesicht nahm wieder einen ernsten Ausdruck an. „„Was haben Sie auf Reisen, zumal in Deutschland, über unsere Heimath gehört? Kennt man unsere Geschichte, die Strebungen unserer Geister? Redet man noch immer zumeist nur von den Räubern im Bakonyerwald? Es wäre nicht übel, die Leutchen im Reich draußen zu erinnern, daß der ‚Schinderhannes' ein Baier und die beiden ‚Grasel' Oesterreicher gewesen.""

Ich erwiderte: „Das Ausland wird erst zur gebührenden Würdigung unserer Heimath gelangen, wenn es sich der ungarischen Sprache befleißigt, wenn es uns auf eigenem Boden besucht. Bis heute jedoch sind die Berge nicht zum Propheten gekommen, drum mußte der Prophet zu den Bergen gehen, drum mußte so mancher Deutschmagyar die Vermittlerrolle übernehmen — die undankbare! Es wäre nicht übel, die Leutchen an der Theiß und der Donau daran zu erinnern, daß ein solcher Dolmetsch eher aufgemuntert, als eingeschüchtert werden müsse."

„„Sie denken in diesem Momente,"" sprach er begütigend, „„an den Erzbischof Pyrker, an den Grafen Majlath, an Lenau und wohl auch an sich selber. Ja, wir verfolgen nach Husarenart etwas scharf; aber just dieses eiserne Festhalten an unserer Nationalität bewahrt uns die Freiheit. Ehrlich gesagt: wir empfinden es schmerzlich, daß Ihr nicht ungrisch geschrieben. Freilich habt Ihr die Heimat in einer weitklingenden Zunge gefeiert und dankbar sollten wir sein; aber der Schmerz, Euch nie wieder ganz unser nennen zu dürfen, überbietet die Dankbarkeit und macht uns ungerecht.""

„Wie denken Sie von Széchényi und Kossuth?" forschte ich gespannt.

„„Der Erstere will durch Wohlstand zur Freiheit, der Letztere durch Freiheit zum Wohlstand; der Eine reformirt, der Andere rebellirt. Daß die Beiden nicht wie Orestes und Pylades mit einander verkehren, liegt auf der Hand. Ich bewundere die Talente Kossuth's; aber persönlich ist er mir nicht sonderlich sympathisch. Ein wahrer Volksmann sollte nicht so kindisch auf aristokratische Liebhabereien und geleckte Manieren versessen sein. Er hat den Ehrgeiz und die gefährliche Suada Caesars; aber es fehlt ihm,

muß ich argwohnen, die Selbstverleugnung eines Brutus und Cassius. Es ist ein offenes Geheimniß, daß er auf die völlige Selbständigkeit Ungarns hinarbeitet —""

„Mir däucht," fiel ich ein, „daß hierzu vorläufig noch alle Bedingungen mangeln. Anstatt Luftschlösser zu bauen, wollen wir lieber unser jammervolles Schulwesen verbessern, die unnatürlichen Prärogative des Adels gründlich zerstören und das geknechtete Bauernthum erlösen."

„„Schon der nächste Landtag wird diese, in der That dringlichen Fragen erledigen."" Wie mit sich kämpfend stieß er dann aus: „„Glauben die Deutschen (Deutschösterreicher) wirklich, daß wir sie hassen?""

„Nun, halb und halb."

„„Schmählich. Dieses Vorurtheil müßte man mit Stumpf und Stiel ausrotten. Ich kenne mein Volk durch und durch; seine Güte, wie sein Stolz lassen keine unedle Leidenschaft groß werden. Wir lieben den Deutschen nicht, finden kein Behagen an seiner Art, gehen ihm zuweilen unmuthig aus dem Weg — aber wir hassen ihn nicht, obgleich er so Manches gethan, was einem herzlichen Einvernehmen händelsüchtig entgegentrat. Weit über Maß und Fug, hat er bereits zur empfindlichen Hintansetzung unserer Heimat, Fremdländisches zur Geltung erhoben. So hat sich die schlotternde deutsche Tracht eingebürgert, so lehrt man in den Schulen bis zur Ermüdung deutsche Historien und widmet unseren Hunyaden kühle, flüchtige Worte. Unsere Vorzüge sieht der Deutsche durch angelaufene Brillen, sie scheinen ihm glücklichsten Falls verschrobene Eigenthümlichkeiten. Die Naivetät unseres Wesens ist ihm gleichbedeutend mit Beschränktheit; Gastfreundlichkeit, mit Hang zur Verschwendung, Offenheit mit Mangel an Noblesse; Ritterlichkeit mit aufgedunsener Renommisterei. Unsere orientalische Beschaulichkeit, den Trieb, nach vollbrachter Arbeit zu ruhen, fern aller Habsucht, allem Geschäftsschwindel, nennt er Trägheit und Indolenz. Ferner: Er, jeder Selbstbestimmung entrathend, ist am wenigsten berechtigt, unser Selfgovernement zu bekriteln; doch ist sein drittes Wort: willkürliche Stuhlrichterwirthschaft! Als ob seine Beamten minder eigenmächtig vorgingen, als ob der Haselstock nicht auch in den angeblich civilisirten Provinzen thätig wäre! Ziehen Sie nun die Summe des Gesagten, billig ermessend, ob wir den Deutschen zu lieben vermögen?""

„Und doch," rief ich aus, „hat die Vorsehung Magyaren und Oesterreicher auf einander angewiesen. sie gehören zusammen, wie Brod und Salz und sollten sich freundschaftlich ergänzen, zu beiderseitigem Heil."

„„Was denkt man von unseren Poeten in Deutschland?""

Ich versetzte: „Eötvös, der Gedankenvolle muthet wohl die Nation der Denker an, aber —"

„„Aber nicht wahr,"" unterbrach mich Petöfi, „„auch die bestechendste Reflexion, wenn allzu gehäuft, thut der künstlerischen Gestaltung Abbruch?""

„Gewiß! Dieselbe Ansicht hat in der deutschen Kritik bezüglich des edlen Freiherrn Platz gegriffen. Er trägt an einem schweren Bann, nämlich,

gleich jenem griechischen König, Alles und Jedes unter seinen Händen in ungenießbares Gold verwandeln zu müssen. Solcher Reichthum macht arm, man hungert und durstet dabei. Ihnen ist's vorbehalten, den Vogel abzuschießen, Ihre Zeit wird draußen noch kommen."

III.

Eines Abends sagte Petöfi: „Gern will ich heut Ihrer Güte ein Fläschchen Ruster verdanken, vorausgesetzt, daß es mir gestattet bleibt, Sie unmittelbar darauf mit einem Fläschchen Ménescher zu bewirthen."

„Abgemacht!"

Wir schlenderten nach einer traulichen Schenke in der Nähe des Stadthauses. Ein etwas mürrischer, wortkarger Wirth kredenzte den Quell des Frohsinns und der Redseligkeit. Petöfi zeichnete mir die Pester Schriftsteller, die Alten, wie den Nachwuchs, mit überschäumendem Humor, er zeichnete die Unarten der Pester Gesellschaft mit beißender Ironie.

„Man hat mir neulich eins Ihrer Gedichte gebracht," hub ich an, „es ist reizend und ich übertrug es sofort. Ihre Verse müssen frei gehandhabt werden; ein ängstlicher Uebersetzer würde mehr schaden als nützen In literarischer Beziehung ist es sicherlich kein Verrath, ungarischen Sprossen ein deutsches Kleid anzumessen.

Frau Wirthin, mein Täubchen, mein Engelein,
Mich durstet nach einer Flasche Wein,
Weit kam ich her, weit geh' ich hin,
Ich war schon durstig in Debreczin.

Die Winde, sie blasen im Haideland,
Sie bliesen in's Herz mir durch's Gewand,
O, wolle mich wärmen, geschwind, geschwind,
Du hast zwei schwarze Sonnen, mein Kind!

Hei, schelmische Wirthin, wo wuchs Dein Wein?
Holzäpfelchen können nicht saurer sein,
Hei, zuckere küssend die Lippen mir,
Eins, zweie, nun zählen wir, drei und vier!

Wein! Küsse! Wie taumelt mir das Gebein!
Umarme mich jetzt, doch schnell muß es sein:
O warte nicht Kind mit sprödem Sinn;
Bis ich hingefallen, so lang ich bin.

Es ruht sich an Deiner Brust so weich,
Nur noch ein Weilchen! Gott lohnt's Dir reich!
Und der Weg ist so weit und die Nacht so kühl,
Und so hart ist auf der Haide der Pfühl. —

„Ach,“ sprach er bewegt, „dies Lied hat aufgehört mein zu sein. Nein, Dichter sollen nicht übersetzen, denn Dichter wie Könige lieben dem geschürften Metall ihr eigenes Bild aufzudrücken.“

„O das entmuthigt mich!“

„„Nein, nein, Sie dürfen mich nicht verdeutschen; aber es würde mir sehr frommen, wenn Sie einem Uebersetzer an die Hand gingen.““

„Lassen Sie uns nun,“ sprach ich, „vom Geschäft reden. Ich möchte gern mit gutem Rath dienen, wozu mich mehr die Neigung zu Ihnen als meine Befähigung beruft. Ich weiß, daß Ihr Name weit im Land austönt, aber ich weiß auch, daß zur Stunde die Käufer in Ungarn sehr dünn gesäet sind.“

„„Sehr wahr,““ erwiderte er seufzend, „„man schreibt meine Verse ab, man singt sie überall — und wie viel Exemplare sind abgesetzt? Kaum dreihundert! Ich möchte gern meine beschränkte Lage ein Bischen vergolden, heiligen Verpflichtungen gegen theure Wesen hundertfach gerecht werden, möchte mir gern die Welt ansehen, später den eigenen Herd gründen; ach Gott, fromme Wünsche! Soll ich wiederum auf der Bühne gaukeln? Man würde mich auslachen. Ich wollte wiederum Soldat werden, doch meine Seele haßt eine Unterordnung, die unbedingt. Reich heirathen, mich füttern lassen von einem Weibe? Nimmermehr! Soll ich um ein winziges Aemtchen ansuchen, gleich dem heruntergekommenen Gaul, Jahr ein Jahr aus in der Tretmühle gehen? Soll ich endlich bei diesem oder jenem Gönner um einen Gnadengehalt betteln? Lieber will ich Holzhauer, Nachtwächter oder Sautreiber heißen.““

„Hören Sie mich an! Ich habe vor ein paar Jahren mit gutem Erfolg meine neuesten Sächelchen in Dresden öffentlich vorgelesen, möchten Sie nicht ein Gleiches in Ungarn versuchen?“

Um den Hals fiel mir der Dichter und rief: „„Ja! In Pest will ich beginnen, Debreczin, Kaschau, Arad sollen mich hören, nach allen Richtungen der Windrose will ich auf Versfüßen durch die Heimath marschiren, so wahr mir Gott helfe! Ja, es ist ein Versuch, der auf edlere Gestaltung der Dinge abzielt, der dem Sängerleben unabsehbaren Aufschwung bereitet und es zugleich von nagender Sorge befreit, vor Allem aber den innigsten Anschluß zwischen Volk und Dichter vermittelt.““

Von Wein und goldener Hoffnung angeregt war Petöfi in glücklichster Stimmung, er lachte, pfiff, schäkerte, warf sein Mützchen in die Luft und klatschte in die Hände. Wir gingen nach meinem Hotel zurück. Da gab es bunte Wirthschaft genug! Die Zigeuner waren gekommen, Franz Liszt aufzuspielen.

„Wollen wir nicht bei dem Landsmann uns anmelden lassen?“ fragte ich Petöfi.

Er erwiderte stolz: „„Bewahre! Der Virtuose hat hinter dem Dichter zu stehen, die Handarbeit hinter der Kopfarbeit. Liszt sucht uns nicht, wir suchen ihn nicht.““

Noch ein Stündchen blieb er bei mir. Wein, Poesie, Musik, lachende Aussichten — seine Seele war ihm ganz aufgegangen. Er gedachte mit rührenden Klagen eines engelhaften Frauenbildes, das nun mit ewig geschlossenen Augen unter blumigem Rasen schlief; er redete mit bebenden Lippen von einem treulosen Weibe, welches Unheil und Verwüstung in sein Gemüth getragen.

So kommt Regen nach Sonnenschein. Der erst so muntere Freund ward finster und entfernte sich schweigend.

War das nicht eine Thräne, die er nicht länger bewältigen konnte?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Stunde meiner Abreise hatte geschlagen.

„Leben Sie herzlich wohl, und Gottes wachsamster Engel mag Sie beschirmen. Ich verdanke Ihrer treuen Anhänglichkeit unvergeßliche Tage. Mein Gelöbniß, im Reich auf die Zerstreuung der Anklagen gegen Ungarn nach Kräften hinzuwirken, soll redlich erfüllt werden. Für den weiteren, so sehr verdienten Ruhm Ihres Namens thätig zu sein, ist mir Herzensbedürfniß.“

So sprach ich zu Petöfi, der sich schon zeitig früh eingefunden hatte, um mich nach dem Dampfboot zu geleiten.

Er entgegnete bewegt: „„So geht denn die schöne Zeit zu Ende! Aber vielleicht gelingt es mir bald Berlin zu erreichen, vielleicht treibt es Sie bald wieder nach der Heimath. Nehmen Sie dieses Gedenkblatt freundlich an, es enthält in bündigen Zeilen meine Biographie, eigenhändig geschrieben, mit deutschen Lettern, in deutscher Sprache.““

Mein Herz war voll von dem hochbegabten, eben so liebenswürdigen als bescheidenen Dichterjüngling. Nach Berlin zurückgekehrt, sprach ich in allen Kreisen von diesem wunderthätigen Propheten des Ostens. Das Gedenkblatt des Dichters hielt ich hoch, in Freuden und Leiden, meine Mappe bewahrt es sorglich noch heutigen Tages.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Jahre Fünfzig sah ich Pest wieder — Alexander Petöfi war nicht mehr! Wohl hatte der Dichter öffentlich gesprochen, aber nicht in süßlippigen Strophen, nicht im kerzenerleuchteten Saale vor blühenden Frauen; von der Treppe des Museums warf er in Wind und Wetter seine flammenden Reden in die hochgehende Seele des versammelten Volkes und züchtigte alte wie junge Sünder.

Er sagte mir einst, nachdem er die Geschichte der französischen Revolution gelesen: „Mir ist, als hätte ich mit Danton und Robespierre gelebt, geschaffen, und — geendet.“ Sein düsteres Ahnen hat sich rasch bewahrheitet. Er vertauschte die Leyer mit dem Schwert. Ist er auf der Wahlstatt in Siebenbürgen einer tückischen Kugel erlegen? wie Dieser verkündet. Ist er an der Spitze seiner vordringenden Schaar im Moor versunken? wie Jener erzählt.

Sagt einem Volk, daß sein Liebling, mit dem es so durch und durch verwachsen, gestorben sei, es wird ungläubig das Haupt schütteln. Ich sprach

einst mit einem französischen Landmann von seinem ersten Napoleon, da bekam ich zu hören: O, weder auf St. Helena, noch im Dome der Invaliden schläft der Großmächtige, nein, er lebt tief in der afrikanischen Wüste und fährt in einem Wagen mit Löwen bespannt, und hat sich dem Mohrenfürsten verbündet, und wird über Nacht, unwiderstehlich hereinbrechend, die Welt für immer bezwingen! . . . Sprach früher man mit Deutschen von Friedrich Barbarossa, o, so ruhe der hohe Herr im Kyffhäuser, das Haupt in die Hände gestützt, und sein rother Bart war durch den Tisch gewachsen, und so schlummere der Kaiser, und sollte erwachen, wenn die rechte Befreiungsstunde dem Reich geschlagen! . . . Redet dem Magyaren von seinem Petöfi, o, so weilt der Dichter, hinreißende Strophen ersinnend, auf irgend einer Pußta und muß ja wieder erscheinen, wenn die Noth seiner Brüder am schwersten! . . . Ist das nicht die rührendste Seelenmesse? Ist das nicht ein unverwüstliches, wandelndes Denkmal? Ist das nicht ein Zeichen innigster Zusammengehörigkeit? Ein sprechender Zeuge der Thatsache, daß man ohne den überall und immer Vermißten nicht mehr leben könne? Es ist ein Gottesurtheil, die untrüglichste Ueberzeugung, daß der Dahingeschiedene schon bei Lebzeiten in die Hallen der Unsterblichkeit eingetreten.

Ja, er war der Liebling des Volkes! Kein ungarischer Meister vor ihm hat das Leben und Weben seiner Nation so treffend besungen. Ich sage dies herzhaft, ganz unbestochen von jeder freundschaftlichen Regung, die mich verleiten könnte mit parteiischem Auge zu schauen.

Bis auf den heutigen Tag ist er der unverdrängbare Liebling geblieben. Keiner nach ihm hat Gleiches, geschweige Besseres gegeben. Ein kulturhistorischer Dichter war Petöfi nicht. Er war mehr ein frischer als ein weiser Freund der Menschheit; aber die Hand des frischen Freundes ist zarter und williger als die des weisen Freundes. Wie Lerchen aus dem Korn fliegt uns Deine Seele zu, lieber Meister, lädt unsere Sorgen auf ihre Schwingen und wir genesen. Petöfi ist saftiger als Béranger, tiefer und vielseitiger als Robert Burns, der Sohn des schottischen Hochlands. Wenn wir seine Verse lesen, so gemahnt es uns, als ob wir einen flotten Gesellen auf der Straße ein Lied singen hören, in das wir unwillkürlich miteinstimmen.

Der Fuß und seine Bekleidung.

Von

W. Busch.

— Bonn. —

Der menschliche Fuß ist in ausgezeichneter Weise zum Tragen der Körperlast geeignet. Sieben kurze und verhältnimäßig starke Knochen, die Fußwurzel, bilden mit den sich ihnen anschließenden fünf Mittelfußknochen ein Gewölbe von großer Tragkraft, an welches sich die fünf Zehen anschließen, die wegen ihres schwachen Gerüstes den Körper selbst zwar nicht tragen können, die aber, wie wir unten sehen werden, uns eine Sicherung beim Stehen und Gehen bereiten.

Die hauptsächlichen Bewegungen, welche der Fuß auszuführen im Stande ist, geschehen um drei Achsen und sind im Wesentlichen auf drei verschiedene Gelenke vertheilt.

Die ausgiebigste Bewegung, die der Beugung und Streckung (um die quere oder horizontale Achse) findet im Gelenke zwischen Unterschenkel und dem Sprungbeine statt. Das Letztere ist zwischen den beiden Knöcheln, wie zwischen den Zinken einer Gabel, fest eingefaßt, so daß es sich nur in dieser Richtung zu bewegen vermag. Es ist annähernd würfelförmig, und bei einigen Thieren ähnelt seine Gestalt diesem Körper noch mehr, so daß es den Anlaß zur Erfindung des Würfelspieles gegeben hat. Eine der reizendsten Statuen des Alterthums zeigt uns ein knieendes Mädchen, welches mit einigen dieser Astragalen würfelt und noch heutigen Tages können wir an einigen Orten die Dorf-Jugend mit diesen Knochen spielen sehen. Die alte Bezeichnung des Würfelspieles „Knöcheln" weist auch auf diesen Körper hin.

An das Sprungbein schließt sich nach unten das starke, knorrige Fersenbein. Zwischen beiden befindet sich das Gelenk, in welchem der Fuß sich hauptsächlich um seine Längsachse dreht, also die Erhebung des einen Seitenrandes und Senkung des anderen vornimmt. Dieses Gelenk erleichtert uns das Gehen auf unebenem, seitlich geneigtem Boden, indem es gestattet, daß auch hier der Fuß mit der vollen Sohle und nicht etwa nur mit einem Rande auftritt. So kann der Mensch ohne wesentliche Anstrengung längere Zeit an

Digitized by Google

einem schrägen Bergeshange hingehen, was bekanntlich anderen Thieren, welche uns sonst in der Schnelligkeit weit übertreffen, z. B. den Pferden, außerordentlich schwer wird. Auf der anderen Seite erfordert freilich die Beweglichkeit in diesem Gelenke Vorsicht beim Gehen auf unebenem Boden, indem gerade in diesem Gelenke das berüchtigte Umschlagen des Fußes stattfindet.

Nach vorn artikuliren die beiden Knochen, das Sprungbein mit dem Kahnbein und das Fersenbein mit dem Würfelbein. In der Gelenklinie zwischen diesen vier Knochen findet hauptsächlich die Bewegung des Fußes um die verticale Achse, das Aus- und Einwärtswenden der Fußspitze Statt.

Die letzten drei Knochen der Fußwurzel, die keilförmigen Knochen, haben untereinander, so wie mit den übrigen Knochen so feste Gelenkverbindungen, daß keine nennenswerthe Bewegung in ihnen stattfindet. Wie ihr Namen andeutet, haben sie ohngefähr die Gestalt der Schlußsteine eines Gewölbes, d. h. sie sind oben breit und laufen nach unten spitzer zu. Auch die fünf Mittelfußknochen (Metatarsus) sind so fest mit einander und mit den drei Keilbeinen und dem Würfelbeine verbunden, daß in ihren Gelenken nur eine federnde Bewegung beim Auftreten möglich ist.

Diese zwölf Knochen sind nun so ineinandergefügt wie die Steine bei einem Gewölbebogen. Das Gewölbe ist convex von vorn nach hinten und von innen nach außen. Die Stützpunkte gegen den Fußboden sind der Fersenhöcker und die Köpfchen der Mittelfußknochen, die Ballen des Fußes. Zwischen diesen Stützpunkten liegt die Höhlung der Fußsohle. Während aber bei einem Gewölbebogen unnachgiebiger Mörtel die einzelnen Steine untereinander verbindet, vereinigen hier zahlreiche, sehr feste aber elastische Bänder die Knochen miteinander. Sie sind sämmtlich so angeordnet, daß sie die Wölbung des Fußes bewahren. In demselben Sinne unterstützend wirkt eine breite, sehnige Membran, die Sohlenaponeurose, welche vom Fersenhöcker an sich wie eine Sehne zum Bogen unter der Höhlung der Sohle hinstreckt. Zwischen dem Skelette und ihr liegen die Nerven in der Fußhöhlung ganz geschützt, so daß sie beim Auftreten nicht leiden, während bei den unglücklichen Plattfüßigen jedes Auftreten mehr oder weniger schmerzhaft ist.

Durch diesen Bau ist der Fuß im Stande das Gewicht des Körpers zu tragen, ohne von demselben platt gedrückt zu werden. Durch die Gewölbestructur wird bewirkt, daß die von oben einfallende Last sich von Knochen zu Knochen fortpflanzt, ohne auf die Verbindungen der Knochen einen lästigen Druck auszuüben. In Folge der elastischen Bandverbindungen federt der Fuß beim Auftreten in seinen sämmtlichen Gelenkverbindungen, wodurch natürlich eine viel größere Elasticität beim Gehen entsteht, als wenn er aus einem festen, unnachgiebigen Gewölbe bestände. Bei jedem Auftreten wird daher der Fuß etwas länger und etwas breiter, federt aber beim Emporheben durch die Elasticität seiner Bandverbindungen wieder in die alte Form zurück.

An die Mittelfußknochen schließen sich nach vorn die fünf fingerartigen Zehen. Nach Hyrtl's passendem Vergleiche schmiegen sie sich wie elastische Druckfedern dem Boden an und gewähren uns daher beim Stehen und Gehen

eine erhebliche Stütze. Wenn wir uns auf die Zehen erheben, so stehen wir auf den Köpfchen der Mittelfußknochen, die ausgebreiteten Zehen geben uns aber eine breite Stützfläche, ohne welche wir in dieser Stellung wie auf einer Stelze stehen würden. Dieselbe Stütze gewähren sie uns beim Gehen, da wir bei jedem Vorwärtsschreiten uns auf die Metatarsalköpfchen erheben. Wie wichtig sie für ein festes Stehen sind, weiß Jeder, welcher in seiner Jugend den Ringkampf auf dem Turnplatze geübt hat. Streift er den Schuh vom Fuße, oder hat er eine leichte nachgiebige Sandale, welche den Zehen erlaubt den Boden zu packen, so steht er viel sicherer, als wenn er auf fester unnachgiebiger Sohle ruht. Der Essenkehrer, welcher über das Dach zu gehen hat, schreitet wohlweislich barfuß, der Kunstreiter, welcher auf dem nackten Rücken des Pferdes steht, trägt eine so dünne Sohle, daß die Thätigkeit der Zehen in nichts beeinträchtigt wird. Wenn wir unter den antiken Bildwerken die Statuen betrachten, welche in lebhafter Action dargestellt sind, wie den Myron'schen Discuswerfer, den fliehenden Nioben u. s. w., immer sehen wir, wie der Boden von den Zehen gleichsam ergriffen wird. Wer unverkrüppelte und wirklich brauchbare Zehen besitzt, ist c. p. fähig, Märsche zurückzulegen, welche Andere nicht ausführen können. Die enorme Marschfähigkeit der spanischen Soldaten wird zum Theile wenigstens dadurch hervorgebracht, daß in der leichten Strohsandale, welche der Landmann trägt, die Entwickelung und der Gebrauch der Zehen in normaler Weise stattfindet. Auch in unserer militärischen Ausbildung wird auf den Gebrauch der Zehen Wichtigkeit gelegt. Wie oft lächeln nicht Laien, wenn sie auf dem Kasernenhofe die Recruten die ihrer Meinung nach unnütze Spielerei des Balancirschrittes durchmachen sehen. Neben der Ausbildung anderer Muskeln dient diese Uebung aber wesentlich auch dazu, den Fuß und besonders die Zehen ordentlich brauchen zu lernen. Wahrhaft wunderbar ist hierdurch oft die Veränderung des Ganges, welche in sechs Wochen bei einigen Recruten bewirkt wird. Während sie vorher einen unbehülflichen Gang hatten, indem sie nur mit der Ferse und den Ballen auftraten, haben sie dann den elastischen Schritt erlangt, welcher den preußischen Soldaten in jedem Anzuge wiedererkennen läßt.

Nur beiläufig wollen wir noch bemerken, daß durch besondere Uebung die große Zehe eine Kraft und eine Bewegung nach Richtungen erlangen kann, welche sie bei den gewöhnlichen Menschen nicht besitzt. Die Ballerina entwickelt durch Uebung allmälig eine solche Kraft in dem Beuger der großen Zehe, daß sie im Stande ist, sich auf diese Zehe selbst und nicht nur auf die Mittelfußköpfchen zu erheben. Noch sonderbarer ist die Bewegung der großen Zehe, welche sich bei einigen Berufsarten durch allmäliche Uebung entwickelt, daß nämlich die betreffenden Individuen im Stande sind mit der Zehe ähnlich wie mit dem Daumen einen Gegenstand zu umfassen und ihn so zwischen der großen und zweiten Zehe festzuhalten. Es gelingt dies dadurch, daß die in der Sohle verlaufenden Muskeln dem Fuße eine solche Krümmung in der queren Richtung geben, daß die große Zehe in die sogenannte Oppositionsstellung gegenüber den anderen Zehen gelangt, ähnlich wie der Daumen den

anderen Fingern gegenüber steht. So klettert der Japanische Gaukler an dem Seile herauf, indem er es mit den Händen und Füßen erfaßt, mit den letzteren so, daß er es zwischen den beiden ersten Zehen ergreift. So sehen wir, wenn wir durch eine Stadt des Orients wandern und den vor seiner Bude in der Ausübung seines Handwerkes begriffenen Drechsler beobachten, wie dieser den Meißel zwischen den beiden ersten Zehen festklemmt. Bei den Anfängern findet der außerdem von der Hand gehaltene Meißel an diesem Punkte nur eine stützende Unterlage, die Geübteren halten aber einen schmalen Gegenstand so fest mit den Zehen, daß eine große Gewalt dazu gehört ihnen denselben zu entreißen. Auf demselben Mechanismus beruht die Fähigkeit der Maler, welche das Unglück haben, ohne Hände geboren zu sein, den Pinsel zu führen.

Will man untersuchen, wie der eigene Fuß gebaut ist, so taucht man denselben in ein Gefäß mit Wasser und schreitet über eine nackte Diele. Der nasse Abdruck des Fußes muß Folgendes zeigen: Die Ferse, den Ballen der großen und der kleinen Zehe und zwischen dem letzteren und der Ferse einen schmalen Saum, ferner den Abdruck der fünf Zehen, von denen die große sich etwas nach einwärts von der zweiten entfernt, die zweite alle übrigen etwas an Länge überragt. Dies ist der Fuß, welchen wir an den Bildwerken der Hellenen bewundern, die freilich die besten Vorbilder besaßen, da in der täglichen Uebung der Palästra und des Gymnasiums der Fuß sich in der schönsten Weise entwickelte. In der gleichen Vollkommenheit sehen wir jetzt diesen Körpertheil nur noch selten und sicher nur dann, wenn der normal zur Welt gebrachte Fuß nicht durch unvernünftiges Schuhwerk verkrüppelt worden ist.

Was die Größe des Fußes anbetrifft, so herrscht fast allgemein das Vorurtheil, daß jeder Fuß absolut klein sein müsse; aber ebensowenig wie ein kräftig entwickelter Fuß zu einem grazilen Körper paßt, darf eine Heldengestalt auf ein zu schmales Piedestal gestellt werden. Unsere besten Lehrmeister in dem Reiche des Schönen, die Griechen, haben dies wohl empfunden, und jede Statue, welche zu der sogenannten Athleten-Gruppe gehört, also z. B. die Statuen des Hermes, Antinous, alle Ringer, Fechter u. s. w., zeigen eine beträchtliche Entwickelung des Knochengerüstes des Fußes.

Kehren wir nun zu dem nassen Fußabdrucke zurück, um die Fehler in dem Baue zu studiren, so müssen wir hier natürlich die gröberen Mißbildungen unberücksichtigt lassen und nur die leichteren Gebrechen in das Auge fassen. Der gewöhnlichste Fehler, welchen wir beobachten, ist, daß die Zehen sich nicht ordentlich und nicht in der richtigen Lage abdrücken, weil, wie wir gleich sehen werden, das stete Tragen von unzweckmäßigen Schuhen diese Theile zwingt in ihren Gelenken Verkrümmungen anzunehmen. Nächstdem ist die häufigste Abnormität, daß die Bänder zu schwach sind, um das Gewölbe gehörig zu stützen, so daß beim Auftreten der Fuß sich abflacht. Man sieht dann in dem Abdrucke statt des schmalen Streifens zwischen dem Ballen der kleinen Zehe und Ferse auch die innere Seite der Sohle sich mehr oder weniger vollständig abdrücken. Das schön geschwungene Gewölbe des Fußes geht verloren und damit die Elasticität und das Federn des Schrittes, indem der

Mensch gleichsam auf eine einzige Knochenplatte auftritt. Da die Richtungslinie der Schwere vom Unterschenkel durch den Fuß etwas mehr auf die innere Seite fällt, so wird, wenn dem Uebel nicht entgegengewirkt wird, allmälich ein solches Auseinanderweichen der Knochen entstehen, daß eine furchtbare Verunstaltung erfolgt. Ungraziöser Gang, endlich Unfähigkeit einen längeren Weg zu Fuß zurückzulegen sind die unausbleiblichen Folgen. Die Knochen werden an Stellen, welche durch die Keilform vor jedem Drucke bewahrt bleiben sollten, stark aneinander gepreßt und dadurch schmerzhaft, außerdem entstehen aber auch dadurch Schmerzen, daß die sonst in der Höhlung des Fußes geschützten Nerven jetzt bei jedem Schritte zwischen dem Boden und den Knochen gedrückt werden. In den leichtesten Graden von Plattfuß, welche wir häufig im kindlichen Lebensalter beobachten, bedürfen wir zur Correctur nicht einmal besonderer orthopädischer Apparate. Die beste orthopädische Uebung ist hier, daß das Kind häufig angehalten wird sich auf die Zehen zu erheben und so durch das Zimmer zu schreiten. In dieser Stellung pflanzt sich die Richtungslinie der Schwere ziemlich in gerader Linie durch den Unterschenkel und Fuß auf die Köpfchen der Mittelfußknochen fort; das Gewicht des Körpers dient dann dazu, das Fersenbein den Metatarsalköpfchen zu nähern, der vorher ganz platte Fuß nimmt eine schöne Wölbung an. Damit aber bei dem gewöhnlichen Gehen der Fuß sich nicht wieder platt drücke, geben wir dem Kinde an dem Schuhe einen hohen Absatz; denn sobald der Fuß einen stumpfen Winkel zum Unterschenkel einnimmt, ist das Gewicht des Körpers nicht im Stande denselben platt zu drücken.

Umgekehrt darf man aber nicht glauben, daß je höher und kühner die Wölbung des Fußes geschlagen ist, der Fuß desto schöner und brauchbarer sei. Bei dem sogenannten Hohlfuße ist der Fuß zwar sehr kurz durch die bedeutende Wölbung, aber eben deswegen zum Gehen sehr schlecht geeignet. Der nasse Abdruck zeichnet uns die Ferse und die beiden Ballen ab, dagegen fehlt der Saum an der äußeren Seite der Sohle und die Zehen drücken sich entweder gar nicht oder höchst unvollkommen ab, da dieselben wegen der steil abwärts gerichteten Mittelfußknochen gezwungen sind sich nach rückwärts zu beugen und aufwärts zu weichen. Nachdem wir nun eben gesehen haben, daß das Anpressen dieser elastischen Druckfedern an den Boden nothwendig ist um uns die Sicherheit im Gehen und Stehen zu gewähren, so erhellt, daß der Gang der Hohlfüßigen ein höchst unsicherer ist. Sie gehen ungefähr so wie Menschen, welchen die Zehen fehlen. Erheben sie sich beim Vorwärtsschreiten auf die Mittelfußköpfchen, so breiten sich die Zehen nicht aus, die Patienten stehen wie auf Stelzen, gehen unsicher und wankend. Außerdem fehlt bei dem Hohlfuße jede Elasticität des Schrittes; denn die Bänder und die Sohlenaponeurose sind zu straff und geben nicht nach, die Gelenke federn nicht und der Fuß verhält sich daher beim Auftreten wie ein unnachgiebiges Gewölbe. Das richtige M a ß der Wölbung, das richtige Maß in der Elasticität der Bänder gehört daher eben so gut zur Schönheit wie zur Brauchbarkeit des Organes.

Zur Correctur des Hohlfußes schlagen wir den umgekehrten Weg wie

bei dem Plattfuße ein. Wir entfernen nicht nur jeden Absatz vom Stiefel, sondern machen noch die Sohle vorn höher, als hinten. Wenn nämlich das Gewicht des Körpers nicht auf die Spitzen der Mittelfußknochen drückt, sondern die Last auf einen etwas weiter nach hinten gelegenen Punkt fallen läßt, so strecken sich die aufwärts gekrümmten Zehen aus und das Gewölbe wird flacher. Damit wir aber in möglich kurzer Zeit die Correctur erreichen, lassen wir das Gewicht des Körpers auch möglich lange einwirken und rathen den Patienten daher, stehend zu arbeiten.

Der norddeutsche Stamm erfreut sich in der Regel eines zwar nicht zierlichen, aber ursprünglich wohlgeformten Fußes, aber was wird so überaus häufig aus diesem schönen Organ gemacht. Den Freund des Schönen ergreift ein Grauen, wenn er bei irgend einer Gelegenheit aus der eleganten Umhüllung den verkrüppelten und verunstalteten Kern herausschälen sieht. Schon bei den alten Schriftstellern finden wir die Klagen über den Unverstand der Schuhkünstler, und in unseren Tagen klagt ein bedeutender Anatom darüber, daß man zwar Vorlesungen über den zweckmäßigsten Hufbeschlag halte, daß man aber den Schuhmachern keine Anleitung zum zweckmäßigen Baue der Schuhe gebe. Wie viel ein guter Schuh für die Leistung des Fußes bedeutet, das weiß besonders jeder Feldherr, welchem die Beschaffung des guten Schuhwerkes, von dem die Marschfähigkeit und Leistungsfähigkeit seiner Truppe abhängt, oft fast so viel Kopfzerbrechen verursacht, wie seine strategischen Dispositionen. Gustav Adolf und Friedrich der Große haben den Füßen ihrer Soldaten die speciellste Aufmerksamkeit angedeihen lassen; und gegenwärtig wird für die deutsche Armee, da man in derselben nicht jedem einzelnen Soldaten das Schuhwerk nach Maaß anfertigen lassen kann, der Stiefel nach den vom Anatomen Meyer gegebenen Vorschriften angefertigt.

Wenn wir der Sohle nur einen Schutz gegen die Unebenheit des Bodens zu bieten hätten, so würde die Sandale die zweckmäßigste Tracht sein. An der Sandale der römischen Kaiserzeit ist freilich durch die Art der Befestigung, bei welcher ein Riemen von der Spitze der äußern Seite schräg über die kleine Zehe läuft, Gelegenheit zu Verkrümmung dieser Zehe gegeben und mir will es scheinen, als ob die allgemeine Verbreitung dieser Fußbekleidung in dieser Beziehung auch die Kunst beeinflußt habe, indem an den Statuen aus der römischen Kaiserzeit die kleine Zehe verkümmert erscheint im Gegensatze zu den Statuen aus der früheren Periode.

Für unser Klima eignet sich jedoch die Sandale durchaus nicht, da wir den Fuß auch gegen Kälte und Nässe schützen müssen, wir bleiben daher auf Schuhe und Stiefel angewiesen. Der gewöhnlichste Fehler, welchen der Schuhmacher begeht, ist der, daß er das Maß nur an dem frei in der Luft schwebenden Fuße nimmt Ein nach diesem Maße genau angefertigter Stiefel wird sich sehr bequem anziehen lassen, sobald man sitzt, und wird auch nirgends drücken. Sobald man aber aufsteht, und den Fuß belastet, wird man Schmerz und Unannehmlichkeit empfinden. Wir haben oben gesehen, daß jeder normale Fuß beim Auftreten etwas länger und breiter wird und dieser

Veränderung wird bei einem solchen Stiefel kein Spielraum gelassen. Am empfindlichsten werden die Zehen von diesem Uebelstande betroffen; denn die übrigen Fußknochen sind so fest ineinander gefügt, daß sie nicht nachgeben; die fingerartigen, beweglichen Zehen müssen sich daher dem engen Gefängnisse anzupassen suchen. Dadurch, daß der Schuh die Längenentwickelung des Fußes nicht zuläßt, werden die vorn mit ihren Spitzen anstoßenden Zehen gezwungen, sich aufwärts zu krümmen. Die Haut über den gebogenen Gelenken, welche gar keinem Drucke ausgesetzt sein sollte, wird nun fest zwischen dem unterliegenden Knochen und dem Oberleder angepreßt und erzeugt deswegen die lästigen Schwielen, welche unter dem Namen der Hühneraugen bekannt sind, und eine wahre Plage der civilisirten Welt bilden. Wenn derartiges unzweckmäßiges Schuhwerk dauernd, besonders im kindlichen Alter, getragen wird, so behalten schließlich die Zehen die gekrümmte Stellung, sie können nie mehr gestreckt werden und verlieren daher an ihrer Gebrauchsfähigkeit.

Auch der Uebelstand, daß der Fuß sich nicht der Breite nach entfalten kann, wird am meisten von den Zehen empfunden. Die große Zehe, welche, wie wir gesehen, bei dem Auftreten etwas nach einwärts abweicht, wird jetzt gezwungen, sich nach außen zu wenden. Da sie keinen andern Platz findet, wird sie unter die zweite Zehe gedrängt. Bei sehr unzweckmäßigem Stiefel geschieht dies so stark, daß die Zehe eine stumpfwinklige Richtung gegen ihren Mittelfußknochen einnimmt. Die Gelenkfläche dieses letzteren Knochens, welche von der Gelenkfläche der Zehe bedeckt sein sollte, liegt mit ihrem innern Ende unbeschützt unter der Haut, entzündet sich durch die dauernde Reibung am Leder, erzeugt Knochenanschwellungen und bildet den sehr unschönen, sogenannten seitlichen Ballen. Auch die übrigen Zehen müssen suchen, wie sie in dem zu engen Raume Platz finden, und bald schiebt sich die eine oder die andere über oder unter ihren Nachbar, verkrüppelt, und wird außer Dienst gesetzt. Will man daher Schuhwerk haben, welches dem Fuße die volle Gebrauchsfähigkeit gestattet, und dadurch den schönen, nicht ermüdenden Gang erlaubt, für welchen die Natur unsere Füße so wunderbar construirt hat, so muß der Schuhmacher die Conture des die Körperlast tragenden Fußes auf einem Blatte Papier abzeichnen, und nach diesem Muster die gehörige Breite und Länge geben. Selbstverständlich wird ein derartiger Schuh etwas größer ausfallen, als ein nach der gewöhnlichen Methode des Maßnehmens gearbeiteter; wenn er aber im Uebrigen sich den Formen des wohlgebildeten Fußes anschmiegt, so wird er doch ein schönes Product sein.

Eltern haben natürlich auch noch die Verpflichtung, darüber zu wachen, daß das bei dem Wachsthume des jugendlichen Fußes zu klein werdende Schuhzeug zu richtiger Zeit ausrangirt werde, damit die normale Entwickelung des Fußes nicht gehindert werde.

Wenn wir nun einen Blick in ein Kupferwerk werfen, in welchem die Formen der Fußbekleidung vergangener Jahrhunderte dargestellt sind, so staunen wir über bizarre Formen, welche die Mode aus einem Dinge geschaffen hat, das ursprünglich nur zum Schutze des Fußes bestimmt war. Wir

können diese Formen nicht sämmtlich durchgehen, sondern wollen nur constatiren, daß es das vordere und hintere Ende des Schuhes ist, an welchen die Mode die ausschweifendsten und unnatürlichsten Abänderungen geschaffen hat. Am vorderen Ende zeigt sich die unbegreiflichste Geschmacksverirrung in den Schnabelschuhen, bei welchen die Spitze des Schuhes in einen spitz zulaufenden, den eigentlichen Schuh an Länge übertreffenden, Fortsatz ausgezogen war. Wie hinderlich diese Anhängsel für den Gebrauch des Fußes waren, geht wohl am besten aus der Thatsache hervor, daß die Ritter, welche in der Schlacht von Sempach genöthigt waren, vom Pferde zu steigen, um gegen das schweizerische Fußvolk zu kämpfen, mit einem Schwerthiebe zunächst ihre Schuhschnäbel abtrennten, damit sie festen Fuß fassen konnten. Man sollte glauben, daß wir vor der Wiederkehr einer so geschmacklosen und hinderlichen Fußbekleidung absolut geschützt wären, aber wir haben im Anfange der Vierziger Jahre doch einen Anlauf nehmen sehen, mit welchem man zwar die Extravaganz des mittelalterlichen Vorbildes nicht erreichte, in welchem aber doch das vordere Ende des Männerstiefels zu einem längern, spitzen, nach aufwärts gekrümmten Fortsatze ausgezogen wurde.

Wichtiger ist für uns das hintere Ende des Schuhes, weil der schon einige Male in der Geschichte der Mode aufgetauchte und wieder verschwundene Stöckelschuh in den letzten Jahren wieder bei uns eingeführt und besonders der Liebling der Damenwelt geworden ist. Ursprünglich ist der Absatz gewiß nur deswegen dem hinteren Ende der Sohle angefügt worden, um den Fuß möglichst vor der Beschmutzung durch den Boden zu schützen. Die Sicherheit des Auftretens vermindert jeder Absatz mehr oder weniger nach seiner Höhe; und wir sehen daher unsere Seeleute, welche an Bord nie in Gefahr kommen in Schmutz einzusinken, und deren Beruf ein möglichst festes Fußen erfordert, absatzlose Stiefel tragen. Wenn wir Landbewohner nun aber auch durch die Beschaffenheit unserer Wege in unseren Breiten genöthigt sind, den hintern Theil des Fußes durch eine kleine Unterlage etwas zu erhöhen, so ist der hohe Absatz dagegen eine entschiedene schädliche Einrichtung.

Unsere Damen ahnen gar nicht, in welche Gefahren sie durch dieses scheinbar unschuldige Ding gerathen können. Zweimal habe ich schon eine lebensgefährliche Verletzung dadurch entstehen sehen, daß die Trägerin des Stöckelschuhes unvorsichtig die Treppe herabeilte, mit dem Absatze an einer Treppenstufe hängen blieb und kopfüber stürzte. In einem Falle entstand ein Schädelbruch dadurch, daß der Kopf auf den Marmorfliesen des Flures aufschlug; in dem zweiten Falle stürzte eine junge Dame mit dem Kopfe so unglücklich in die Scheibe eines Flurfensters, daß die Glassplitter eine Schlagader am Halse (Carotis externa) durchschnitten. Unrettbar würde sich diese Dame zu Tode geblutet haben, wenn nicht ein zufällig anwesender Herr die Geistesgegenwart gehabt hätte die Wunde, aus welcher das Blut hervorschoß, energisch mit den Fingern zusammenzudrücken und eine ganze Stunde so zu halten, bis ärztliche Hülfe herbeikam. Kleine Verletzungen,

welche durch den Stöckelschuh veranlaßt werden, indem wegen der Unsicherheit des Ganges das Umknicken des Fußes begünstigt wird, Dehnungen der Bänder, Brüche der Fibula u. s. w. wird wohl schon jeder Arzt beobachtet haben.

Aber auch abgesehen von diesen eigentlichen Unfällen, welche sich vermeiden ließen, wenn man bei jedem Schritte und Tritte aufmerksam wäre, übt der Stöckelschuh einen schlechten Einfluß auf den Fuß und auf das Gehen.

Wenn wir aus der Mittellage des Fußes (rechtwinkelig zum Unterschenkel), die wir beim Stehen einnehmen, vorwärts schreiten, so erheben wir uns uneigentlich auf die Zehen, eigentlich auf die Köpfchen der Mittelfußknochen, indem wir den Fuß vom Boden gleichsam abwickeln. Die Hauptbewegungen finden dabei in den Zehengelenken und im Knöchelgelenke statt. Je freier diese Gelenke spielen, desto elastischer wird der Schritt, desto weniger ermüdend die Bewegung. Wenn wir nun unter dem hinteren Theile des Fußes ein Gerüst aufbauen, so stellen wir je nach der Höhe desselben den Fuß mehr oder weniger in stumpfwinkelige Beugung zum Unterschenkel. Die Köpfchen der Mittelfußknochen sind steil abwärts gerichtet und dem entsprechend biegen sich die Zehen auf die Rückseite, so daß bei einigermaßen hohem Absatze kaum noch ein Spielraum für die Bewegung in diesen Gelenken bleibt. Ebenso erlaubt der hohe Absatz dem Fuße im Sprunggelenke niemals in seine mittlere Lage wieder zurück zu kommen; und nur der hintere Theil der Gelenkfläche des Sprungbeines kann für die Bewegung des Unterschenkels auf ihm benutzt werden. Hierdurch erleidet der Mechanismus unserer Gehwerkzeuge eine schwere Beeinträchtigung, denn während sonst sich der Fuß vom Boden, der Unterschenkel vom Fuße abrollt, muß jetzt das Bein mit fast steif gehaltenen Gelenken des Fußes vorwärts gesetzt werden, ohngefähr in der Bewegung, welche wir bei den Pferden das Steppen nennen. Der Gang erhält dadurch etwas Auffallendes, wenn man ihn mit dem gewöhnlichen Gange vergleicht; und da *auffallend* so oft mit *schön* verwechselt wird, so bürgerte sich dieser Stepperschritt in der Frauenwelt Europa's bald ein. Dem vollständig ausgebildeten Fuße einer erwachsenen Frau wird nun freilich wenig dadurch geschadet, abgesehen davon, daß die Trägerin des Schuhes keine weiten Strecken zurücklegen kann und daß sich in der Haut vor den Mittelfußköpfchen, welche jetzt dauernd durch die Last des Körpers gedrückt wird, recht unangenehme Schwielen bilden können.

Dagegen habe ich schon mehrfach hartnäckige Knieleiden durch die Ueberanstrengung des Kniegelenkes und seiner Streckmuskeln, welche der Stöckelschuh veranlaßt, beobachtet. Die subjectiven Symptome waren stets mehr oder weniger heftige Schmerzen und Störung der Gebrauchsfähigkeit, die objectiven: geringer Wassererguß in das Gelenk, Rauhigkeiten der inneren Gelenkhaut und der Knorpel, welche bei jeder Bewegung ein starkes Knarren des Gelenkes verursachten. In den schwersten Fällen war außerdem eine solche solche Insufficienz der Streckmuskeln vorhanden, daß die Patientinnen nicht im Stande waren, das Bein vollständig in der Luft zu strecken, während passiv die Streckung leicht gelang. Die Erklärung der Entstehung dieses Zustandes scheint mir

ziemlich leicht. Die Trägerin des Stöckelschuhes läßt nicht nur den Promenadenschuh, sondern auch den Pantoffel mit dem hohen Absatz bewaffnen; denn selbst im Boudoir will sie die Selbsttäuschung haben, daß ihr Fuß verkürzt erscheint. Jeden Augenblick also, in welchem der Fuß die Körperlast zu tragen hat, befindet sich der Fuß in einer Lage, als stünde er auf einer schiefgeneigten Ebene. In dieser Lage genießen die Gelenke der unteren Extremitäten und vor Allem das Kniegelenk niemals die Wohlthat in die Stellung zurückzukehren, in welcher das Gewicht des Körpers von den Bändern gehalten wird, und es ist nicht nur beim Gehen, sondern auch beim Stehen eine fortdauernde Muskelanstrengung nothwendig, um den Körper aufrecht zu erhalten. Ohngefähr können wir uns diese Muskelanstrengung veranschaulichen, welche die Trägerin des Stöckelschuhes den ganzen Tag hindurch zu leisten hat, wenn wir bedenken, daß ihr Fuß sich in derselben Lage befindet, wie der eines Menschen, welcher einen Bergabhang hinunter geht. Jeder, welcher ein Mal einige Stunden hintereinander bergab gegangen ist, weiß, welche Anstrengung diese Bewegung für das Kniegelenk und seine Streckmuskeln bedingt.

Der bildsame Fuß des jungen Mädchens erleidet aber auch selbst durch die unzweckmäßige Tracht zuweilen eine schädliche Formveränderung. In der dauernd aufgezwungenen Stellung strebt das Körpergewicht die Köpfchen der Mittelfußknochen der Ferse zu nähern, die Zehen werden gezwungen nach aufwärts zu weichen, der Fuß wird in einen abscheulichen Hohlfuß verwandelt, welcher bei dem Auftreten gar nicht mehr federt. Da ein so verbildeter Fuß zum Gehen unbrauchbar ist, so folgt dem Fröhnen der Eitelkeit eine schwere Buße. Nur ganz allmälig kann das Körpergewicht die verschobenen Gelenke wieder gerade richten, wenn entweder barfuß oder mit einer Sandale gegangen wird, welche vorne höher ist als hinten. Eine monatelange Verbannung in einen unbesuchten Landaufenthalt ist deswegen zuweilen nöthig, um wieder einen zum Gehen brauchbaren Fuß zu erlangen.

Wenn wir uns nun fragen, nachdem wir die Nachtheile des Stöckelschuhes in kurzen Zügen geschildert haben, wie es möglich gewesen ist, daß eine solche widersinnige Mode eingeführt werden konnte, so können wir, wie ich glaube, die europäischen Mandarinen-Töchter von dem Vorwurfe frei sprechen, daß sie dem Fuß-Ideale ihrer Schwestern in einem fern im Osten gelegenen Staate nachgestrebt hätten. Einen so verkürzten und so hohlen Fuß, wie ihn die Chinesinnen der höheren Stände durch eine in frühester Jugend angestellte antiorthopädische Behandlung erlangen, erreichen wir durch den Stöckelschuh nicht, selbst wenn wir den Absatz, um seine Wirkung zu verstärken, fast bis zur Mitte der Sohle vorrücken. Der vom Stöckelschuhe verbildete Fuß zeigt uns nur die erste Etappe auf dem Wege der Ausbildung zum Chinesischen Fuße, bleibt aber Gottlob im Vergleiche zu diesem hohen Vorbilde nur eine Stümperei. In China haben übrigens, beiläufig gesagt, nur die Frauen der höheren Stände derartige, nach dortigen Begriffen elegante, verkrüppelte Füße, so daß man auf den ersten Blick erkennt, daß der Besitzerin ihre Mittel

erlauben, zeitlebens auf den Gebrauch der Füße als Gehwerkzeuge zu verzichten, während die arbeitende Classe sich durchgehends des freien Gebrauches der Füße erfreut. Bei uns hingegen sehen wir manches hübsche Mädchen, dessen Beruf flinken und gewandten Gebrauch der Füße erfordert, sich unbehülflicher oder schwer beweglicher durch den Stöckelschuh machen.

Bei dem zweiten Siegeslaufe, welchen die Crinoline in den fünfziger Jahren durch Europa nahm, können wir die Entstehung der Mode nachweisen. Eine hohe Frau wollte eine vorübergehende Unschönheit des Wuchses verdecken und führte deswegen diese Mode ein. Zunächst waren es ihre Anhänger, bald aber fast die ganze weibliche Welt Europa's, welche sich, ohne es nöthig zu haben, in diese unschöne Tonnengestalt verwandelte. Aehnlich wird es wahrscheinlich mit der Einführung des Stöckelschuhes gewesen sein. Wir haben oben gesehen, daß der unschöne und ungraciöse Gang Plattfüßiger durch den hohen Absatz wesentlich verbessert wird. So wird wahrscheinlich ein schlauer Jünger Crispin's, der dieses mechanische Moment des Stöckelschuhes richtig erkannte, denjenigen seiner Clientinnen, welche häßliche Plattfüße besaßen, den Gang verbessert haben. Da diese nun wirklich besser gingen, auch stattlich durch den Kothurn erschienen, falls sie klein waren, so wurde die Mode kritiklos nachgeahmt und hat sich nun, wie es scheint, fest eingebürgert.

Gänzlich verbannen dürfen wir daher den Stöckelschuh nicht, sondern müssen ihn für die geeigneten Fälle als wirksames orthopädisches Mittel beibehalten. Wenn also eine vorurtheilsfreie Dame deutlich empfindet, daß sie mit der Stelze entschieden besser geht als ohne dieselbe, so ist ihr dringend zu rathen sie beizubehalten; denn sie hat dann sicher einen fehlerhaft gebauten Fuß, welcher durch den hohen Absatz leistungsfähiger wird. Die der Mehrzahl nach schön gebauten Füße meiner Landsmänninen möchte ich jedoch gerne dem elastischen schwebenden Schritte wiedergegeben sehen, welcher das Auge des Kunstkenners erfreut. Wahrscheinlich wird dies für das Erste ein frommer Wunsch bleiben; denn die Sucht, den auf eine steile Ebene gestellten Fuß möglichst kurz erscheinen zu lassen, wird den Sieg davon tragen.

Bis jetzt haben wir zu wenig Werth auf die Bildung und Entwickelung des Schönheitssinnes gelegt, wie es am besten die kahlen und nüchternen Wände unserer Schulzimmer, auch in den höheren Anstalten, beweisen. Daher gelingt es der in ihren barocken Phantasien oft unsinnigen Tyrannin, der Mode, unserem Volke die unästhetischen Trachten aufzudrängen. Wenn aber guter Geschmack und Schönheitssinn nicht mehr wie jetzt nur in einem kleinen Bruchtheile der Nation herrschen, dann werden wir es auch erleben, daß man den Fuß nicht als ein Anhängsel unseres Körpers betrachtet, welches vorzugsweise dazu bestimmt erscheint ein äußerlich möglichst elegantes Leder-Kunstwerk zu zeigen, unbekümmert darum, welchen verkrüppelten Inhalt dasselbe berge, sondern man wird dafür sorgen, daß das Kunstwerk der Natur, der Fuß, in seinem für die Zweckerfüllung unvergleichlichen Baue nicht durch ein ihm unverständig auferlegtes Joch verkümmert werde.

Fragment.

Par

Emile Augier

de l'Académie française.

— Paris. —

. . . .

J'ai connu dans ma vie un seigneur très-charmant
Qui n'a jamais voulu se laisser voir dormant,
Parceque, disait-il, c'est la seule attitude
Qui ne puisse asservir la nature à l'étude;
Et de mauvais plaisants s'étant par trahison
Glissés dans son alcôve, il en tira raison,
Offensé qu'on connût le côté de sa vie
Qu'il ne pouvait régler selon sa fantaisie.
Il allait un peu loin, mais il n'avait pas tort:
On perd le libre arbitre à l'instant qu'on s'endort,
On retombe à l'état de nature et le somme
Est la seule partie indocile de l'homme.
Tout le reste se peut redresser, raffermir,
Corriger; on apprend tout hormis à dormir,
Et l'on ne trouve pas pour se donner des charmes
Des maîtres de sommeil comme des maîtres d'armes.
C'est pourquoi, la nature étant là sans appel,
Il importe en ce point de voir le naturel,
Et c'est pourquoi tout père un peu prudent et tendre
A ce sage examen doit soumettre son gendre.

— — — — — — — — — — — — — — —

Fragment.

Aus einem noch nicht vollendeten Lustspiele Emile Augiers.

Uebersetzt von

Ernst Dohm.

— Berlin. —

. . . .

Einst hab' ich einen Mann, 'nen prächt'gen Herrn, gekannt,
Der nimmer leiden mocht', daß man ihn schlafend fand;
Die einz'ge Lage sei's — meint' er — der's nie gelinge,
Daß zum Gehorsam die Natur der Wille zwinge.
Als Jemand vor sein Bett sich heimlich Zutritt schafft,
Zog für den schlechten Witz er ihn zur Rechenschaft;
Daß man im Zustand ihn erblick', hielt er für Schande,
Den er nach Will' und Wunsch zu regeln nicht im Stande.
Er ging ein wenig weit, doch richtig war's gedacht:
Wann sich das Auge schließt, hört auf des Willens Macht;
Ein Sclave der Natur, ein ungelehrig stummer
Und willenloser, wird der Mensch nur durch den Schlummer.
Was sonst im Leben los' und krumm, kann fest und schlicht
Man machen; Alles lernt sich — nur das Schlafen nicht.
Auch gibt's für feinern Schliff der Körper und der Geister
Wohl Tanz- und Fecht- und Sprach- doch nirgend Schlummermeister.
Hier erscheint die Natur in ihrem Element:
Man kennt den Menschen nur, wenn man ihn schlafend kennt.
Drum wählt ein zärtlicher und kluger Vater ohne
Die weise Prüfung nie 'nen Mann zum Schwiegersohne.

— —

Emile Augier.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.

Unter den zeitgenössischen Bühnendichtern Frankreichs nimmt Emile Augier wohl die erste Stelle ein. Jedenfalls erweckt die schriftstellerische Persönlichkeit dieses Dramatikers die lebhaftesten Sympathien. Sein dichterisches Wirken von dem Augenblicke an, da der vierundzwanzigjährige Jüngling zum ersten Male vor das Publicum trat, bis auf den heutigen Tag weist einen markigen Zug von Noblesse, von Ernst und Lauterkeit auf, der ungemein wohlthuend berührt. In diesem Schriftsteller ist keine Faser von Niedrigkeit und Gemeinheit. Niemals hat er sich hervordrängen, niemals durch interessante Paradoxe blenden wollen. Seine Arbeit ist frei von jeder Berechnung auf den Beifall der Menge. Er ist ein durch und durch gewissenhafter Schriftsteller, der sein Talent nur in den Dienst seiner Ueberzeugung stellt. Trifft diese mit der Strömung des Tages zusammen, so bleibt er im gewöhnlichen Fahrwasser, unbekümmert darum, ob seinen Werken durch den Mangel an originaler Auffassung das Schicksal des Gewöhnlichen bereitet werde; lehnt sich aber seine Ueberzeugung gegen das wankelmüthige Gesetz des Tages auf, so rudert er mit kräftigem Arme gegen den Strom, gleichviel, ob er dem Anprall der wider ihn anstürmenden Gewalten unterliege oder nicht. Augier hegt gegen das Publicum weder die thörichte Geringschätzung, deren sich nur eine verblendete Selbstüberhebung schuldig machen kann, noch dient er ihm knechtisch. Er ist ein selbstständiger, ruhiger Denker, der sein Talent ausschließlich dazu verwerthet, das, was er als das Richtige erkannt hat, in der dramatischen Form, die er vollkommen beherrscht, in möglich künstlerischer Abrundung zum Ausdruck zu bringen, um dadurch für seine Erkenntniß Jünger in den weitesten Kreisen zu werben, — sei es durch ein verlockendes und liebreizendes Gemälde dessen, was ihm als das

Echte und Wahre gilt, sei es durch eine schonungslose, abschreckende Schilderung des Falschen und Bösen.

In Frankreich nimmt Emile Augier schon seit mehr denn drei Jahrzehnten in der öffentlichen Würdigung unter den dramatischen Dichtern den Rang ein, der ihm in unserm Vaterlande eigentlich erst seit seinem letzten Schauspiel, „Die Fourchambault“, zugestanden wird. Vor diesem sind nur einige wenige der Augier'schen Stücke mit Erfolg gegeben worden, namentlich in Wien; aber keines derselben hat es auch nur annähernd zu jener durchschlagenden Wirkung in Deutschland zu bringen vermocht, welche einige Schauspiele von dem jüngeren Dumas und Victorien Sardou, wie z. B. „die Kameliendame“, „Alphonse“, „die Fremde“, „Fernande“ und „Dora“ erzielt haben. Und doch bietet die Production Emile Augiers Werke von ungleich stärkerer Begabung und höherem Werthe dar als die eben genannten. Gleichwohl ist es erklärlich, daß das deutsche Publicum den Werken Augiers eine geringere Empfänglichkeit entgegengebracht hat, als denen seiner beiden berühmtesten Rivalen.

Die kecke, lärmende, etwas vorlaute Natur des jüngereren Dumas, der, wenn alle Welt Ja sagt, ein überraschendes Nein dazwischenschreit und nun seine abweichende Meinung mit allerlei lustigen und scharfsinnigen Rabulistereien motivirt, die erstaunliche Virtuosität Sardous, die beinahe etwas vom Tausendkünstler an sich hat oder vom Jongleur, der gläserne Flaschen und Kanonenkugeln mit fabelhafter Geschwindigkeit im Reigen kreisend durch die Lüfte jagt, den Zusammenstoß und das klägliche Ende des Gebrechlichen immer befürchten läßt und immer wieder vereitelt, — Dumas und Sardou sind ganz die Männer, um sich Gehör zu verschaffen und das Auge zu fesseln. Es versteht sich, daß ihnen das nicht in dem Maße, wie es der Fall ist, gelingen würde, wenn sie nicht nebenbei oder eigentlich vor allem durch reellere Eigenschaften: durch Geist, scharfe Beobachtungsgabe, eigenartigen Stil &c. unterstützt würden. Aber bei diesen Beiden ist entweder der Vorwurf des Stückes oder die theatralische Ausführung das sehr Wesentliche, — bei Dumas die These, die er plaidirt, bei Sardou die Verwickelung und Lösung der einzelnen Fäden, — und gerade das sind diejenigen Bestandtheile des Dramas, die bei der Uebertragung desselben von dem heimischen Gebiet auf ein fremdes am wenigsten berührt werden. Wenn einige Pointen im Dialoge auch durch eine ungeschickte Uebersetzung stumpf gebogen werden, so wird das Ganze dadurch doch nicht in erheblicher Weise geschädigt. Die Frage, ob der gekränkte Gatte das Recht habe, den Geliebten oder gar sein Weib zu tödten, erregt, selbst wenn sie in einem etwas zweifelhaften Deutsch aufgeworfen und debattirt werden sollte, unter der Voraussetzung, daß sie an besonders interessanten Fällen und unter besonders scharfsinnigen Situationen klar gelegt werde, immerhin eine starke Theilnahme. Das Prikelnde und Reizvolle der Situationen, — die beständig eine Katastrophe herbeizuführen drohen, aber durch unerwartete Zwischenfälle zu neuen verwickelten Situationen sich fortpflanzen, den Zuschauer unausgesetzt in Athem halten und ihm jene eigenthümliche Erregung hervorrufen,

welche die halsbrecherischen Kunststücke eines Gymnastikers verursachen, oder auch nur jenes bescheidenere Vergnügen, das die Lösung einer scharfsinnigen Charade gewährt, — wird selbst durch das ungeschickte Wort nur in bescheidenem Maße beeinträchtigt. Daher sind Dumas und Sardou für das Ausland viel dankbarere Autoren als Emile Augier.

Augier strebt wie gesagt weder im Vorwurf seiner Dramen die Absonderlichkeit an, noch bemüht er sich, Bravourstückchen theatralischer Fingerfertigkeit zum Besten zu geben. Er ist darum nicht minder verwegen als Dumas, ist auch nicht minder geschickt als Sardou, aber seine Verwegenheit und seine Geschicklichkeit sind latenter, ruhiger, weniger vordringlich und darum auch weniger auffällig als bei den Genannten. Gerade weil er sich stärker fühlt, braucht er nicht so viel Aufhebens zu machen.

Greift er aber zu, so packt er aber auch sein Opfer wie mit eisernen Klammern. Er macht dem Parquet nicht diejenigen Concessionen, zu denen sich Dumas in seinen kecksten Sittendramen doch noch versteht. Augier ist unversöhnlich. Er erscheint daher auch zuweilen geradezu lieblos bis zur Grausamkeit und unmenschlich. Er ladet unter Umständen das Publicum zu einem Schauspiele ein, das für dieses nicht das erhoffte Vergnügen, sondern eine wahre Folter wird. Er ist nicht so bequem wie Dumas, geschweige denn wie der vergleichsweise ganz harmlose Sardou, dem selbst in den ergreifendsten Situationen der Schalk in den Nacken schlägt. Auch Dumas kann es nicht lassen, seine Späßchen zu machen; und er wird es nicht fertig bringen, in den Augen des ernsthaften und wahrhaft gebildeten Publicums als ein ernsthafter und überzeugender Sittenprediger zu gelten. Er ist ein geistvoller, höchst interessanter, scharfsinniger Kopf, der alles Mögliche mit allen möglichen Gründen auf seine Weise beweist, der aber niemals von der Gerechtigkeit der Sache, die er führt, durchdrungen zu sein scheint. Man folgt mit Spannung dem pikanten und klugen Plaidoyer und klatscht ihm Beifall, wenn man auch nicht mit ihm einverstanden ist. Der nicht Ueberzeugte überzeugt und überführt uns auch nicht. Er vermag es nicht, uns in's Gewissen zu reden; wenn er unangenehm oder unbequem wird, wenden wir uns von ihm ab, wie von einem Menschen, der uns eine Weile unterhalten hat und uns nun lästig oder langweilig wird.

Anders bei Augier. Hier haben wir auf der Stelle das ganz bestimmte Gefühl, daß wir einem Manne gegenüber stehen, dem es durchaus nicht darum zu thun ist, uns einen geistvollen Scherz vorzuführen und uns durch kühne Sprünge in der Logik zu erheitern. Dieser Mann meint es aufrichtig. Er ist nicht nur mit dem Kopfe, er ist mit dem Herzen an der Sache betheiligt. Er will nicht durch einen verblüffenden Schachzug den Gegner überlisten und abfangen; er will den Andersdenkenden gewinnen, überzeugen, und er meint, daß da die einfachsten die besten Mittel seien. Er wählt also eine schlichte Handlung, welche geeignet ist, am deutlichsten die Idee des Stückes zu verkörpern und den Charakter des Helden oder der Heldin zu erproben.

Aus der Logik der Verhältnisse und Persönlichkeiten zieht er die unabweislichen Consequenzen, ohne Spitzfindigkeit, ohne advocatorische Schlauheit; sind diese Consequenzen auch für den Zuschauer peinlich, wirken sie verletzend, so kann sich dieser doch nicht, wie bei Dumas' Stücken, mit einem leichten Achselzucken von denselben abwenden. Der Dichter hält ihn fest. Bei Dumas ist das Publicum immer nur der unbetheiligte Zuschauer, oder schlimmsten Falls der wenig betheiligte Zeuge einer mehr oder minder spannenden Assisenverhandlung; Augier dagegen erweckt bei seinem Zuschauer unter Umständen das Schuldbewußtsein und bannt diesen selbst auf die Anklagebank. Dumas ist der Advocat, Augier der Ankläger und Richter in einer Person.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dem ersteren bei dem Publicum im Allgemeinen, welches im Theater dem behaglichen Genusse nachgeht, der dankbarere Theil gegönnt ist. Wenn trotzdem Augiers Name in Frankreich nicht nur, was als unzweifelhaft hingestellt werden muß, mit größerem Respecte genannt wird als der Dumas', sondern sich ungeachtet der weniger bequemen Persönlichkeit des Trägers desselben zum Mindesten der gleichen Beliebtheit erfreut, so ist dies vor allem rein schriftstellerischen Eigenschaften, namentlich seinem Stil, zuzuschreiben.

Augier hat sich aus den Versen, in denen seine ersten Lustspiele geschrieben sind, zur Prosa durchgearbeitet. In den letzten zwei Jahrzehnten hat er sich der gebundenen Sprache nur selten bedient. Seine Verse zeigen, obgleich sie nicht so akademisch gepflegt und säuberlich ausgeputzt sind wie etwa die von Ponsard, den man früher immer in Gemeinschaft mit Augier nannte, eine sehr bestimmt ausgeprägte Individualität. Die Sprache Augiers ist markig, breit, dabei kantig, epigrammatisch und schneidigscharf zugleich. Bei aller Rundung und Fülle fehlt es ihr keineswegs an Spitzen. Dumas als Stilist erscheint neben dem kernigen, gedrungenen Augier gar dünn und schwächlich oder auch prahlerisch aufgebauscht. Augier hat sich vornehmlich an Molière gebildet. Das Französisch, das Dumas schreibt, ist vielleicht die getreueste Wiedergabe der Sprache, die heut zu Tage in der guten Gesellschaft zu Paris gesprochen wird — jener lustigen Sprache, die sich den starken Einwirkungen des Argot der Ateliers, der Cafés, der kleinen Presse freudig hingegeben hat. Es ist das modernste Französisch. Das Augier'sche ist das reinste, das von der Mode unabhängige. Dabei ist es durchaus nicht geziert oder künstlich gemacht, durchaus nicht befremdlich, sondern eben nur rein und unverfälscht. Augier beweist, daß man schlicht und natürlich in guten und richtigen Wortverbindungen alle Begriffe ausdrücken kann, ohne daß man genöthigt wäre, zu den allerdings bequemen, aber gewöhnlich recht geschmacklosen und verwerflichen Neologismen zu greifen. Augiers Sprache in Versen wie in Prosa übt daher auch auf den französischen Zuschauer einen ganz eigenthümlichen Reiz aus. Diese den Franzosen anheimelnde Besonderheit wird natürlich von dem Zuhörer, dem das Stück in einer fremden Sprache vorgeführt wird, nicht nachempfunden. Der seines heimischen Idioms beraubte Augier verliert

einen ganz beträchtlichen Theil seiner Eigenthümlichkeit, seiner Bedeutung, seiner Wirkung; und so erklärt es sich, daß Augier bis vor Kurzem in Deutschland zu den weniger gekannten Autoren Frankreichs gehört hat, zumal seine discrete und zurückhaltende Natur ihn von dem Wettlaufe mit seinen beweglicheren und geräuschvolleren Mitbewerbern hat Abstand nehmen lassen.

Es hat etwas einigermaßen Entmuthigendes, wenn man sich sagen muß, daß die volle Anerkennung, die Augier nach dreißigjährigem erfolgreichen und bedeutsamem Wirken bei uns endlich gefunden hat, weniger der Erkenntniß seiner Verdienste, die sich allmälig Bahn gebrochen, als dem Zusammentreffen einer Anzahl günstiger Zufälligkeiten zuzuschreiben ist. Ein Zufall war es, daß die „Fourchambault" just zur Zeit der Weltausstellung zur Aufführung gekommen sind, und daß das Stück mithin von den Hunderttausenden von Fremden, die durch die Ausstellung nach Paris gelockt waren, gesehen werden konnte. Ein Zufall hat dem Erfolge dieses trefflichen Stückes gleich am ersten Abende unerwartete Dimensionen gegeben. Die nahezu ausschließliche Beherrschung des Theaterreiches durch die Alleingebieter Dumas und Sardou hatte eine Art von Reaction gegen diese genährt. Die gute Pariser Gesellschaft, die das Spiel dieser beiden geistvollen Spiegelfechter allmählich ganz genau kannte und sich darüber ärgerte, daß die Namen dieser Beiden an jedem jungen Morgen in jeder Pariser Zeitung zu verschiedenen Malen zu lesen waren, die es endlich mit einem gewissen Mißvergnügen erfüllt hatte, daß diese Beiden, die alle möglichen Eigenschaften, nur nicht gerade die der Würdigkeit besitzen, in die würdigste Körperschaft, in die Akademie, aufgenommen worden waren, verwerthete die erste Aufführung der „Fourchambault" zu einer Art von literarischer Demonstration. Da wurde endlich wieder einmal auf der Bühne des Théâtre Français das Schauspiel eines berühmten und hoch geachteten Dichters aufgeführt, von dem kein Mensch vorher gesprochen hatte. Da hatte kein noch so neugieriger Reporter und kein gefälliger Freund durch kleine Anekdoten die Aufmerksamkeit des Publicums vor der Vorstellung erregt. Und da hörte man endlich wieder einmal in breitem, kräftigem, strengem Französisch vernünftige und gute Dinge sagen. Die Freude, die man darüber empfand, ging mit der Mißstimmung gegen die Anderen Hand in Hand; und so wurde der Erfolg, der auf alle Fälle ein reichlicher hätte sein müssen, zu einem ganz ungewöhnlichen. Der Wiederhall desselben wurde natürlich auch in Deutschland vernommen. Und da kam Herr von Warnstedt mit seinem unbegreiflichen Verbote der „Fourchambault" in Stettin, und die Interpellation in der Kammer, und die Entscheidung des Ministers — Augiers Name war in aller Munde, und sein Stück wurde überall gegeben. Wie gesagt, der Gedanke hat etwas Unerquickliches, daß die Kurzsichtigkeit eines Polizeibeamten dem Rufe des Dichters förderlicher gewesen ist als dreißigjähriges, redliches und gelungenes schriftstellerisches Schaffen.

Es soll hier der Versuch gemacht werden, die Augier'sche Wirksamkeit in ihrer Gesammtheit darzustellen; wenngleich selbstverständlich von einer

erschöpfenden Analyse aller seiner Werke — es sind deren fünfundzwanzig Lustspiele, Schauspiele und Dramen — Abstand genommen werden muß*).

II.

Am 13. Mai 1844 wurde am Theater des Odéon das zweiactige Lustspiel „La Ciguë“ aufgeführt. Der Verfasser desselben, ein vierundzwanzigjähriger junger Mann, hatte sein Stück zunächst der ersten Bühne Frankreichs, dem Théâtre Français eingereicht, und das Lesecomité hatte dasselbe nahezu einstimmig zurückgewiesen. Der ehrgeizige Dichter ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht entmuthigen und gab das Manuscript dem Redacteur der „Revue des deux Mondes“, Herrn Buloz. Dieser behielt es einige Monate in seiner Redactionsmappe, prüfte es und gab es alsdann dem unbekannten Verfasser als ungeeignet zurück. Auch durch dies Urtheil ließ sich der Autor nicht abschrecken und klopfte beim Director des Odéon an, des sogenannten „zweiten Théâtre français“, das bisweilen mit Anfängern experimentirte. Die Thür ward ihm aufgethan. Das kleine Stück hatte einen rauschenden, relativ großartigen Erfolg. Zehn Jahre darauf erbat sich das erste Théâtre Français das inzwischen einige hundertmal gegebene Stück, um es in sein Repertoire aufzunehmen. Ein Kritiker sagte daher, das Théâtre Français habe sich endlich zur Vermählung mit einer gereiften Wittwe entschlossen, der es einen Korb gegeben habe, als diese eine jungfräuliche Braut war.

Ein zweiactiges Lustspiel in Versen unter dem Titel „Der Schierling“, mit antiken Personen, und gezeichnet von einem unbekannten Namen — es war freilich nicht sehr vertrauenerweckend. Jedenfalls spukte da der Tod des Sokrates im Hintergrunde, und der Zuhörer durfte sich auf eine jener correcten, nach den classischen Mustern der französischen Tragödie gearbeiteten Durchschnittsdichtungen in wohlgeputzten, gesäuberten Alexandrinern gefaßt machen, die fast alle eine „wohlthuende Bildung“ athmen und ein „redliches Bestreben“ erkennen lassen — auf eine jener wirklich tragischen Dichtungen, die mit so viel Hoffnungen gezeugt, mit so viel Mühe an's Licht gebracht werden, deren Erscheinen mit Jubel vom Urheber, mit lauem Wohlwollen von allen Uebrigen begrüßt wird, und die dann nach einer Woche für immer verschwinden und mit sich die schönsten Träume begraben.

Diesem kleinen Lustspiele sollte ein heitereres Geschick beschieden werden. Gleich in der ersten Scene fühlte sich der Zuhörer durch die Frische und den Glanz der Sprache, durch die Liebenswürdigkeit des Stoffes und die völlige Anspruchslosigkeit angenehm berührt. Ein beifälliges Gesurre zog durch den

*) Augiers sämmtliche Theaterdichtungen sind unter dem Titel: „Théâtre complet“ in 6 Bänden in Paris 1877—78 bei Calmann Levy erschienen. Ein Supplementband enthält die vermischten Schriften, einige wenige Gedichte, ein unaufgeführtes Lustspiel und die akademischen Reden des Dichters.

Saal, dann wurde etwas gelacht. Dann wurde sehr viel gelacht. Der Wärmegrad stieg immer mehr, es kam starker Applaus, und zum Schluß erdröhnte das Haus von nicht endenwollendem Beifall. Ein Augenzeuge schreibt über dieses Debut Augiers: „Wir haben in unserem kritischen Wirken niemals eine angenehmere Ueberraschung erlebt. Kein Mensch hatte von dem Stücke gesprochen, kein Mensch den Namen des Verfassers je vernommen. Die Proben waren in aller Stille abgehalten worden. Wie groß war daher das Erstaunen des Publicums, als man ihm anstatt des erwarteten Mittelguts eine ganz allerliebste Komödie vorspielte, — ein lustiges Stück, neu in seiner Art, lebhaft und bewegt, eine reizende dramatische Dichtung, wie seit langen, langen Jahren nichts geschrieben ist. Jedermann war freudig enttäuscht, sich so vortrefflich bei einem Stück zu unterhalten, dem keine Reclame vorangegangen war und das auch von keiner Clique und von keiner Claque unterstützt wurde. Von nun an hat Herr Emile Augier, der wie man sagt, ein Enkel von Pigault-Lebrun ist — und das gereicht dem letzteren zu hoher Ehre — in unserer Literatur einen sehr ehrenvollen Platz gewonnen."

„Der Schierling" ist wirklich ein überaus liebenswürdiges und ganz harmloses Stück, ein Bild des antiken Lebens, das, als es in seinen frischen Farben zum erstenmal dem Zuschauer sich darstellte, sehr begreiflicher Weise eine große Wirkung üben mußte, das aber seitdem, wie nicht verheimlicht zu werden braucht, etwas nachgedunkelt hat. Wenn die französischen Kritiker sich noch immer darauf steifen, zu behaupten, daß „La Ciguë" Augiers bestes Stück geblieben sei, so machen sie sich einer starken Ungerechtigkeit gegen den Verfasser schuldig. „La Ciguë" ist das glänzende Debut eines ernsthaften und großen Talentes, nichts weiter. Die Handlung ist sehr einfach, ungesucht, recht geschickt und gefällig; die Verse sind leicht, nicht allzu peinlich gefeilt, bisweilen sogar ein bischen widerspänstig, aber voller Frische und Munterkeit, der Stil eigenartig und gesund. Die Charaktere sind gut auseinandergehalten, und das Ganze ist von gutem Humor, einer angenehmen Lebensweisheit, stellenweise von einer echten lyrischen Empfindung durchwürzt und vom vollen Sonnenscheine der Jugend übergossen. In diesem Lustspiele sind also alle Eigenschaften vereinigt, die den talentvollen Dichter schon erkennen lassen und den bedeutenden Dichter verheißen. Aber das Lustspiel ist darum selbst doch nicht zu den bedeutenden zu rechnen; dazu sind die Dimensionen gar zu bescheiden, ist der Vorwurf zu gering. In diesem ersten Stücke faßt Augier die Aufgabe des Lustspieldichters, wenn er überhaupt schon an eine „Aufgabe" dabei gedacht hat, nun von der heitersten und bequemsten Seite auf. Er will seine Zuschauer unterhalten, will ihnen einen vergnüglichen Abend bereiten. Es sollen noch einige Jahre vergehen, der Dichter soll noch an Reife gewinnen, bevor er in das Wespennest der socialen Verhältnisse der Gegenwart seine Hand steckt.

Klinias ist ein blasirter junger Athenienser. Alle Vergnügungen, welche der Reichthum gewährt: die Weiber, das Spiel, die Festgelage, hat er gründlich ausgekostet, hat den Becher der Lust bis auf die Neige geleert, um auf

dessen Grunde, gerade wie Musset, die Langeweile zu finden. Er ist lebensüberdrüssig geworden, er weiß, daß kein menschliches Wesen ihn wahrhaft liebt, daß er von den Weibern hintergangen, von den Schmarotzern, die sich seine Freunde nennen, in schamloser Weise ausgebeutet wird. Er faßt daher den Entschluß, den Schierlingsbecher zu leeren. Aber bevor er sich tödtet, will er sich noch ein letztes Vergnügen bereiten und sich selbst gegenüber die Berechtigung seiner Menschenverachtung klar machen. Von allen den falschen Freunden, die sich im Hause dieses komischen Timon zusammenfinden, stehen ihm Kleon und Paris am nächsten. Einer von diesen soll daher sein ungeheures Vermögen erben, und zwar derjenige, dem es gelingen wird, die schöne Sclavin Hippolyta, die er eben für eine bedeutende Summe in Cypern angekauft hat, zu gewinnen. Die beiden widerwärtigen alten Narren bemühen sich nun auf jede mögliche Art, Hippolytas Gunst zu erobern, natürlich vergeblich. Als indessen jeder der Beiden in seinem Eigendünkel wähnt, daß Hippolyta sich ihm zuwende, und daß ihm daher auch die reiche Erbschaft beschieden sein werde, und als ein jeder, um seine Verächtlichkeit zu bemänteln, das Glück, von Hippolyta geliebt zu werden, in überschwänglicher Weise preist, da ändert Klinias seinen Plan. Nun wohl, sagt er, ich sehe ein, daß derjenige, der Hippolyta und meinen Reichthum zugleich empfangen, übermäßig belohnt werden würde; ich werde demgemäß mein Testament dahin ändern, daß der von Hippolyta Verschmähte durch die Erbschaft meines Besitzthums entschädigt werden soll. — Nun kommt also das Gegenspiel. Paris und Kleon geben sich nun alle mögliche Mühe, sich selbst dem schönen Mädchen zu verleiden und die Vorzüge des Andern im glänzendsten Lichte darzustellen. Es versteht sich, daß Hippolyta inzwischen Zeit gefunden hat, sich in Klinias zu verlieben, und in dem Augenblicke, da der Verwalter den Schierlingsbecher ihm kredenzt, gesteht sie ihm ihre Liebe, heilt ihn von seinem Unglauben an die Menschheit, und die Beiden werden ein glückliches Paar.

Nach dem ungewöhnlichen Erfolge dieses hübschen Lustspiels fing man an, sich nach dem bisher unbekannten Autor zu erkundigen. Man erfuhr ohne Mühe, daß der junge Mann am 17. September 1820 in Valence geboren und in seinem achten Lebensjahre mit seinem Vater, einem vermögenden und sehr tüchtigen Advocaten, nach Paris übergesiedelt war. Augier bezog, nachdem er auf einem der besten Gymnasien eine tüchtige Vorbildung genossen hatte, die Universität und studirte dem Wunsche seiner Eltern gemäß Jura. Nachdem er die juristischen Examina abgelegt hatte, wurde er von einem Advocaten und Notar, einem gewissen Masson, im Bureau beschäftigt. Aber diese Thätigkeit in dem engen, dumpfen Stübchen, das Wühlen in den bestaubten Acten, der erzwungene Verkehr mit allerhand lästigen Kunden sagte dem jungen Manne ganz und gar nicht zu. Augier hat in einem späteren Lustspiel, „La Jeunesse“, seinem Widerwillen gegen den Advocatenstand einen sehr beredten Ausdruck gegeben. „Den Tag verbringt er in einem finsteren Zimmerchen, dessen Nacktheit durch Papierstöße verkleidet wird, er ist der Sclave jedes

kleinlichen, streitsüchtigen und rechthaberischen Clienten, und er kann sich noch glücklich schätzen, wenn er nicht geradezu mit einem Schufte zu thun hat. Die eine Hälfte des Tages verbringt er in der schwarzen Robe, diesem traurigen Harnisch, und die andere Hälfte am Pulte. Und wenn er dann Abends heimkehrt, hat er nicht Besseres zu thun, als auf dem liebeleeren Lager, dessen Luxus seine seelische Armuth erst recht fühlbar macht, möglichst schnell einzuschlafen."

An dem unwilligen jungen Advocaten sollte sich das Gesetz des Atavismus, der Vererbung mit Ueberspringung einer Generation oder mehrerer, erfüllen. Der Enkel von Pigault-Lebrun, jenem lustigen und hochbegabten Schriftsteller, den man allenfalls den französischen Clauren nennen könnte, der aber besser ist als dieser und besser ist als sein Ruf, dessen ausschweifende und allzu freie Geschichtchen im Geschmacke der Zeit es nicht verhindert haben, daß er noch immer als einer der Repräsentanten der Uebergangsepoche der französischen Schriftsteller vom 18. zum 19. Jahrhundert gelten darf, — Emilie Augier schrieb in den Mußestunden und vielleicht auch auf dem Büreau selbst „La Ciguë", und der Erfolg war für seine Wahl des Schriftstellerberufs bestimmend.

Augier ist der Berufsschriftsteller im besten Sinne des Wortes. Seit 35 Jahren lebt er nur seinen schriftstellerischen Arbeiten, und alle erheblichen Data seines Lebens sind aus seinen Arbeiten festzustellen. Als er von einem Biographen um einige Einzelheiten aus seinem Leben befragt wurde, antwortete er: „Ich habe nie etwas erlebt." Und das ist insofern richtig, als er niemals der Oeffentlichkeit die Gelegenheit gegeben hat, sich mit seinem Privatleben zu beschäftigen. Den Winter verbringt er in Paris, den Sommer auf dem Lande bei Paris, mit Verwandten und einigen guten Freunden. Er mischt sich nicht in Dinge, die ihn nichts angehen, und bewahrt allen Tagesfragen gegenüber eine weise Zurückhaltung; beobachtet, liest viel und schreibt, wenn er wirklich etwas zu sagen hat. Er ist frei von allem Dünkel und von aller Eitelkeit. Wenn er von Seiten der Regierung und seiner Collegen mit den höchsten Auszeichnungen, die dem französischen Schriftsteller zu Theil werden können, beehrt worden ist, — Augier ist seit 1858 Mitglied der Akademie und seit 1868 Comthur der Ehrenlegion, — so hat man ihn aufsuchen müssen, um ihn zu ehren; er selbst hat sich nicht vorgedrängt. Im persönlichen Verkehr ist er von einer bestrickenden Liebenswürdigkeit. Er plaudert vortrefflich, aber ohne alle Prätension. Augier ist sehr groß und breitschultrig. Kein Portrait von ihm ist recht ähnlich; sie zeigen alle die männlich starken Züge in einer gewissen Verzerrung; es fehlt ihnen der leutselige Ausdruck der hellleuchtenden Augen, die das Gesicht beleben, es fehlt die Jovialität. Augier, der jetzt nahezu ein Sechsziger ist, sieht aus, als ob er das fünfzigste Lebensjahr noch nicht erreicht hätte.

III.

Die überaus günstige Aufnahme, die „La Ciguë" gefunden hatte, lenkte die Aufmerksamkeit des Théâtre Français auf den jugendlichen Dichter und

dasselbe Comité, das das erfolgreiche Stück einstimmig zurückgewiesen hatte, bat ihn jetzt um das Manuscript seines nächsten Lustspiels. Das gemeinsame Loos aller Autoren, die zu glücklich debutirt haben, war auch Augier beschieden. Sein zweites Lustspiel, „Un homme de bien,“ (18. November 1845) hatte keinen rechten Erfolg. Dasselbe ist in der That auch weniger ansprechend als der harmlose „Schierling“, aber meines Bedünkens ungleich bedeutender. Der Titel ist natürlich ironisch gemeint; der „Biedermann“ ist ein Schwindler, aber ein Schwindler eigenthümlicher Art, der nicht nur die Andern über's Ohr haut, sondern sich auch selbst betrügt, — ein Mann, der seine eigenen Vortheile auf die unerlaubteste Weise wahrnimmt, indessen sich selbst einredet, daß diese Weise eine erlaubte sei, vorausgesetzt, daß er nicht unmittelbar mit der Sache zu schaffen habe; der es mit den Grundsätzen seiner Moral für vereinbar hält, daß sich andere zu seinem Vortheil die Hände beschmutzen, wenn er sich selbst nur die Hände sauber erhält; der beständig moralische Lehren im Munde führt und sich weiß macht, daß er seine Handlungsweise mit den Geboten der strictesten Moral in Einklang zu bringen vermag, — mit einem Worte: ein Schwindler und ein Selbstbeschwindler. Es ist der

„. . . complice hypocrite
Du mal qu'on laisse faire alors qu'on en profite.“

Der Schlußvers des Lustspiels zeigt den Mann am besten. Nach allen kleinen und großen Schurkereien, die der Brave verübt, ruft er, nachdem er sich überzeugt hat, daß sich nun doch alles zum Besten wendet, triumphirend aus,

„Parbleu! je savais bien j'étais honnête homme!“

Das Stück hatte das eigenthümliche Schicksal, daß die Ironie zunächst gar nicht verstanden wurde. Man hielt den Helden, der so achtungswerthe Dinge sagt und allen seinen Handlungen eine sittliche Basis unterschiebt, für einen sittlichen Menschen; und als man sich allmählich überzeugen mußte, daß man einem ganz gefährlichen Individuum gegenüberstand, gab man seinem Mißvergnügen einen deutlichen Ausdruck. Der letzte Act des Lustspiels wurde ganz entschieden abgelehnt.

Augier ließ sich nun die nöthige Zeit und erschien erst drei Jahre darauf mit einem neuen Drama, „L'Aventurière“, 10. April 1848. Die Heldin dieses Schauspiels, das den Ruf des Dichters wesentlich befestigen und eine seiner interessantesten Eigenschaften, die in „La Ciguë“ noch gar nicht, in „Un homme de bien“ nur in sehr discreter Weise herangetreten war, in ein helles Licht rückte, — ich meine die Kühnheit, die sich in seinen späteren Werken bis zur Verwegenheit steigern sollte — Clorinde ist die reuige Courtisane, der sich die Gelegenheit bietet, ihre unreine Vergangenheit auszuwischen und in normale Verhältnisse, in eine geachtete Familie einzutreten. Man hat Clorinde eine ältere Schwester der „Kameliendame“ genannt, und die Beiden haben auch eine gewisse Familienähnlichkeit; nur ist die Heldin des Augier'schen Schauspiels viel weniger sentimental und viel menschlich wahrer. Augier läßt die Wandlung in seiner Heldin nicht durch die reine

Liebe bewirken, wie der junge Dumas. Clorinde ist des unstäten Lebens, der Unwürdigkeit ihrer Stellung einfach überdrüssig geworden, und die vernünftige Berechnung erregt in ihr den Wunsch, in ein einfacheres, schlichteres Daheim zu treten, das freilich der ausschweifenden Vergnügungen und der Erregungen ihrer leichtsinnigen Zeit baar ist, aber dafür die Behaglichkeit, die Ruhe, die Achtung bietet. Nachdem Dumas ein Weib von ähnlichen moralischen oder vielmehr unmoralischen Qualitäten wie die „Abenteurerin" zur sympathischen Heldin eines Schauspiels gemacht, die Gefallene zu unerreichbaren Höhen emporgehoben und mit der Märtyrerkrone auch den Heiligenschein um ihr Haupt gelegt, nachdem der Verfasser der „Kameliendame" für seine Marguérite Gautier den braven Leuten Thränenströme entlockt und diese nicht nur zur Duldung, zur Vergebung, sondern sogar zur Bewunderung der gereinigten Unreinheit hatte zwingen wollen, nahm Augier später dasselbe Thema wieder auf und zeichnete die Courtisane ohne Reu' und Scheu, die fürchterliche Olympia. Zunächst aber war er durch das Paradox nicht gereizt. Er brauchte also auch für seine Clorinde noch nicht die schreiendsten Farben zu mischen.

Clorinde ist noch nicht das ganz und gar verworfene Geschöpf. Sie ist eben nur leichtsinnig gewesen und hat sich eine Zeit lang — zu lange — in der Gesellschaft junger Wüstlinge wohl gefühlt. Das Gewissen beginnt sich in ihr zu regen, oder richtiger gesagt, ein eigenthümlicher Ehrgeiz erwacht in ihr. Sie hat die Freuden des Lebens, und was man so zu nennen pflegt, zur Genüge, ja bis zur Uebersättigung gekostet. Nur eine ist ihr versagt geblieben: die, welche die Achtung der Gesellschaft gewährt; und diese gilt ihr über alle. Da lernt sie einen alten Edelmann kennen, Monte-Prade, einen leichtgläubigen, eitlen, aber durchaus ehrenwerthen Schwächling, den sie ohne Mühe umstrickt, der sich von ihr geliebt glaubt und der, ohne des Widerspruchs der Seinigen zu achten, das schöne Weib als eheliche Gattin heimführen will. Während sich dies Ereigniß vorbereitet, ist der Sohn des alten Monte-Prade, der als verloren gilt, nicht im Hause gewesen; aber Fabrice, so heißt er, kehrt gerade zur rechten Stunde heim. Da Fabrice, der zehn Jahre in der Fremde gelebt hat, von seiner Schwester nicht gleich erkannt wird, faßt er, nachdem er von ihr über die Absichten seines Vaters unterrichtet worden ist, den Entschluß, sich dem Alten zuerst in einer Verkleidung zu nahen, um als angeblich Unbetheiligter die Abenteurerin schärfer beobachten und wo möglich entlarven zu können. Diese Verkleidungsgeschichte gelingt vollkommen. Clorinde, die den jungen Menschen, dessen gefälliges Aeußere gleich tiefen Eindruck auf sie zu machen scheint, mit verdächtigen Augen gemustert hat, gibt ihrem Begleiter, einem Menschen, der sich Don Annibal nennt und sich als einen militärischen Raufbold und Bramarbas der gefährlichsten Sorte aufspielt, in Wahrheit aber ein ganz dürftiger Komödiant ist, den Auftrag, Fabrice wo möglich trunken zu machen, um ihm durch den Wein die Zunge zu lösen.

In einer prächtigen Scene, die aus einem Meisterwerke der classischen Dichtung ausgeschnitten zu sein scheint, treffen Fabrice und dieser Don Annibal beim Wein zusammen. Natürlich betrinkt sich Annibal, Fabrice bleibt nüchtern, und im Weinrausch schwatzt der unzurechnungsfähige Mitschuldige der Abenteurerin alles aus, was Fabrice wissen will. Sobald dieser festgestellt hat, daß Clorinde unter dem Namen Cleopatra eine mittelmäßige Schauspielerin gewesen ist und ein ziemlich wüstes Leben geführt hat, ist sein Entschluß gefaßt. Da er sich nicht der Täuschung hingibt, daß sein Vater, der durch die Liebe ganz verblendet, der vernünftigen Zusprache zugänglich sein werde, rückt er dem Ungeheuer, das die Ehre seiner Familie zu verschlingen droht, zu Leibe. Dieser Auftritt ist von einer ungewöhnlichen Energie, so vollkommen schonungslos gegen das Laster, so hart, daß man doch mit der unglücklichen Clorinde einiges Mitleid empfindet und den unbarmherzigen Richter Fabrice von dem Vorwurfe einer gewissen Brutalität in der sittlichen Entrüstung nicht frei sprechen kann. Clorinde macht eine unpassende Bemerkung über Fabrices Mutter; da bricht sein Zorn los:

— Meine Mutter, Sie Elende! ruft Fabrice. Meine Mutter! . . . Unterstehen Sie sich von dieser Heiligen anders als mit gebeugtem Knie zu reden! Sie Courtisane, Sie Lügnerin, Sie Ehrlose!

— Sie sprechen zu einem Weibe, entgegnet Clorinde.

— Dies Wort gibt Ihnen keinen Schutz. Ist ein Feigling ein Mann und sind Sie ein Weib? Nein. Weiber ohne Scham wie Männer ohne Muth sind gleichermaßen schimpflich. Wenn ich sehe, wie Ihr und Euresgleichen Euer Gift in die reinsten Herzen spritzt, wenn Ihr durch allerlei hinterlistige Ränke in unserer Häuslichkeit die Stelle der ehrenhaften Frau erschwindeln wollt, um neben unsern Schwestern Eure befleckten Stirnen zu erheben, und uns mit dem, was wir lieben, auch das, was wir achten, zu rauben, dann — geh! geh mir aus den Augen!! Du glaubst, daß Du hier ungestört Deines Amtes walten darfst, mir straflos meinen Vater und mein Heim rauben, daß Du das heilige Zimmer, in dem meine Mutter ihren letzten Athemzug gethan, beflecken darfst? O nein! Und wenn die Gerechtigkeit des Himmels auf sich warten läßt, so werde ich Dich Natter zerdrücken!

Diese fürchterliche Strafpredigt wirft Clorinden zu Boden. Und wunderbar! Die Schmähungen, die sie hat erdulden müssen, die tiefen Demüthigungen, erwecken ihr kein Gefühl des Hasses, keinen Gedanken der Rache! Sie fühlt, daß sie den Mann, der sie so tief verachtet, wahrhaft liebt.

— „Es ist das erste Mal, daß ich einem Manne begegne mit einem unbändigen Herzen, über das ich nichts vermag, einem Muthe, der dem meinigen überlegen ist. Ich empfinde, daß ich die Schwächere bin, und ich bin stolz, es zu sein. Es ist ein eigenthümlich wollüstiger Reiz, sich vor seinem Herrn zu beugen,“ sagt sie zu ihrem Mitschuldigen und verläßt das Haus, nachdem sie Fabrice durch ihre aufrichtige Reue versöhnlich gestimmt hat.

Chronologisch ist „L'Aventurière“ das erste Schauspiel in der modernen

französischen Bühnenliteratur, in welchem die Courtisane in ihrer Beziehung zur Familie den Mittelpunkt des Interesses darstellt, und somit als eine Vorläuferin aller jener sehr zahlreichen Stücke zu betrachten, die man mit dem nicht ganz correcten Titel als „Demimondestücke“ zu bezeichnen pflegt. Obgleich Augier dem Gemälde seiner Heldin noch einige ideale Züge gegeben und es sich vorbehalten hat, die Courtisane erst später ihres lügnerischen, bestrickenden Aufputzes zu entkleiden und in ihrer vollen, widerwärtig nackten Häßlichkeit an den Pranger zu stellen — Clorinde gehört unter den Schlechten noch immer zu den Besten; nicht durch die Habgier, sondern nur durch das sehr gerechtfertigte Verlangen, die Achtung der Menschheit wieder zu gewinnen, läßt sie sich in ihrem Handeln bestimmen; ihr Gemüth ist der bittren Reue zugänglich und ihr Herz dem edelsten der Gefühle, der wahren Liebe — obgleich also Augier selbst für mildernde Umstände plaidirt, so versucht er doch keineswegs durch Sophismen und spitzfindige Kniffe die Freisprechung der schuldigen Heldin zu erwirken. Er straft sie, er wirft sich als entschiedener Anwalt der Familie auf gegenüber den Angriffen, die dieser von den zersetzenden und zerstörenden Elementen der Unsittlichkeit drohen.

IV.

Dieselbe Tendenz liegt seinem nächsten Stücke, „Gabriele“ (13. December 1849), zu Grunde und gewinnt hier eine andere, viel behaglichere und schon darum intensiver wirkende Gestalt. Wenn „La Ciguë“ den Namen Augiers schnell berühmt gemacht, „Un homme de bien“ den Beweis geliefert, daß das erste Lustspiel kein glücklicher Wurf, sondern der echte Ausdruck eines echten Talentes gewesen war, und endlich „L'Aventurière“ die Bedeutung des Dichters festgestellt und ihm die respectvollen Sympathien des Publicums zugewandt hatte, so wurde er durch „Gabriele“ ein Lieblingsdichter seiner Nation. Das Stück hat bei aller Flottheit doch einen kleinen Beigeschmack von Philisterhaftigkeit, der dem großen Publicum immer mundet. Es ist kräftiges, hausbackenes Schwarzbrod. „Gabriele“ ist, wenn man will, die Poesie der Prosa, oder vielmehr die Verherrlichung dessen, was als prosaisch und spießbürgerlich gilt, und der Nachweis, daß diese Prosa oft die wahre Poesie ist. Das Stück ist die siegreiche Vertheidigung des Gatten gegenüber dem Geliebten. Augier hat sich die Aufgabe nicht leicht gemacht. Er macht den Geliebten nicht zu einem unsittlichen, gewissenlosen Menschen, der die Antipathie herausfordert, und den Ehegatten nicht zu einem bestrickend liebenswürdigen Mann, der im Fluge alle Herzen gewinnt. Die Sittlichkeit hat einen harten Kampf zu bestehen. Um so mehr freut sich der Brave ihres Sieges.

Der Advocat Julien Chabriere ist ein kreuzbraver Mann, aber, man muß es gestehen, ein recht langweiliger Gemahl. Er besitzt eine große Anzahl von achtungswerthen Eigenschaften, jedoch keine recht liebenswerthe. Er ist fleißig, sparsam, selbstlos, er arbeitet Tag und Nacht, um seiner Frau einen

behaglichen Wohlstand und der Tochter dereinst eine schöne Mitgift zu erwerben; aber er thut nicht das Geringste, um seiner jungen Frau, die sich vom Leben eine idealere Vorstellung gemacht hat und einigen harmlosen Schwärmereien nachgeht, das Dasein zu erheitern und zu verschönern. Es ist wohl möglich, daß er im Innern seines Herzens seine Frau als seine Lebensgefährtin respectirt, er verkehrt jedoch mit ihr wie mit seiner Haushälterin, die nebenbei noch die Mutter seines Kindes ist. Gabriele hat nicht Unrecht, wenn sie sagt: „Ich bin für ihn nichts weiter als die nothwendige Ergänzung seines Hausstandes und diene ihm lediglich dazu, nicht mehr Junggeselle zu sein."

„. . . Je compléte un état de maison
Et lui sers seulement à n'être pas garçon."

Während ihre Gedanken nach den Sternen am Himmel schweifen und sich an den Düften des Frühlings auf Erden berauschen, zerrt er sie durch Ausbrüche der brutalsten Nüchternheit in die gemeine Wirklichkeit herab und klagt darüber, daß an seinem Hemd ein Knopf fehlt. Er ist überdies bisweilen auch ziemlich tactlos. Als er seinen Aerger darüber äußert, daß seine Frau das abgegriffene schmutzige Gesetzbuch, das im Salon liegen geblieben war, in eine Schublade gelegt habe, und diese darauf entgegnet, sie habe durch das fettige Buch die seidnen Möbel nicht beschmutzen lassen wollen, antwortet er:

„C'est parce qu'il est gras que ton meuble est de soie."

Ja, er sagt seiner sensitiven Frau sogar, daß, wenn sein Einkommen sich fort und fort wie in den letzten Jahren vermehrt, sie sich dann den Luxus gönnen könnten, die Familie zu vermehren.

„. . . Ma foi! si tout va de si belle façon,
Nous pourrons nous donner de luxe d'un garçon."

Im vertraulichen Gespräche mit seiner Frau findet er keinen besseren Gegenstand der Unterhaltung als den seiner Berufsthätigkeit. Er erzählt ihr von Processen, die er führt, und wundert sich, wenn Gabriele dabei gähnt; und überkommt ihn nun einmal eine weiche, edlere Regung, findet er beim Anblick seiner Tochter die rührenden, ja ergreifenden Accente der Vaterliebe, treten ihm die Thränen in die Augen, wenn er das hübsche, kleine Mädchen ansieht und streichelt, so schämt er sich gleichsam dieser Weichherzigkeit und hat förmlich Angst davor, seiner Frau zu verrathen, daß er bisweilen noch an Anderes denkt als an sein Bureau und seine Acten. So gelingt es ihm denn, sich Gabrielen, die keineswegs eine verschrobene und von krankhafter Poesie behaftete Person ist, sich völlig zu entfremden. Er vernachlässigt seine Frau in gemüthlicher und seelischer Beziehung vollkommen, beschäftigt weder ihr Herz noch ihren Geist und bereitet, man könnte sagen: geflissentlich, die Schuld seiner Frau vor. Als sich nun dieser mit ihrem Loose unzufriedenen und vom täglichen Einerlei gelangweilten, fein angelegten Natur ein junger Mann naht, der sie wirklich liebt, der für ihre zarteren Regungen ein volles Verständniß zu besitzen scheint, ihre Schwärmereien begreift und theilt, — da erscheint die Katastrophe unvermeidlich.

Gabriele steht im Begriffe ihre geachtete, aber im Grunde genommen so wenig beneidenswerthe Stellung aufzugeben, und dem Geliebten, der ihr eine verführerische Zukunft zu bieten verspricht, zu folgen, ihren Mann, ihr Kind im Stich zu lassen. Der Advocat erfährt das und nimmt die Gelegenheit wahr, in sehr beredter Weise und mit unwiderleglicher Logik vor dem jungen Manne und vor seiner Frau die These über die Verwerflichkeit des Ehebruchs und die Nothwendigkeit der stricten Innehaltung der ehelichen Treue unter allen Umständen zu plaidiren. Natürlich geschieht dies anscheinend unabsichtlich, und Julien stellt sich so, als ob er von der Gefahr, die über ihm schwebt, keine Ahnung habe. Während dieser Moralpredigt erwärmt sich der sonst so kühle Mann in so ungewohnter Weise, er offenbart ein so tief empfindendes, edles, großes Herz, daß er den Händen des jungen Mannes die tödtliche Waffe, die dieser gegen die Ehre des Ehemannes gezückt hatte, entwindet, daß er Gabrielen die Augen über seine Verdienste und über ihre Verirrung öffnet, und daß diese, von tiefer Reue erfaßt, ihm schluchzend um den Hals fällt und in den Worten des Schlußverses begeistert ausruft:

„O père de famille! o poët! je t'aime!“

Der außerordentliche Erfolg, den dieses Stück beim Publicum errang, erhielt noch eine weihevolle Bestätigung dadurch, daß die Akademie dem Werke den Tugendpreis ertheilte. Es versteht sich, daß das Stück von Seiten der Kritik des Romantismus, der just das entgegengesetzte Thema: die siegreiche Gewalt der Leidenschaft über alle Satzungen der Gesellschaft und alle Rücksichten gegen die Familie, in den verwegensten dramatischen Variationen zu behandeln nicht müde ward, die heftigsten Angriffe zu erfahren hatte. Eine der Kritiken, die der Dichter als eine persönliche Beleidigung auffassen mußte, führte Emile Augier sogar auf die Mensur. — Um zu zeigen, wie diese Gabriele beurtheilt wurde, will ich aus einem längeren Aufsatze von Vacquerie, dem kritischen Stabstrompeter im Victor Hugo'schen Leibregimente, einige Zeilen mittheilen.

„Wenn man den niedrigen Instincten der Masse schmeichelt,“ schreibt Vacquerie, „wenn man gegen das Ideal und alle höheren Bestrebungen ankämpft, wenn man die Träumereien und die Sterne lächerlich macht und sich zu dem Beweise erniedrigt, daß die Notare und Advocaten, die auf ihren Parquetsitzen sich behaglich schmunzelnd breit machen, die wahren Dichter sind, dann ist der Erfolg unausbleiblich. Andere fassen freilich die Aufgabe des Dichters anders auf; sie meinen, der Dichter solle die Menge leiten, nicht ihr nachlaufen, solle das Publicum berathen, nicht ihm dienen; aber diesen Lehrmeistern des Ideals, der Liebe und des Gedankens wird von der Menge, die sie beständig verletzen müssen, meistens übel mitgespielt. Die Gewöhnlichkeit ist entschieden sicherer; es verfehlt auf der Bühne nie seine Wirkung, wenn die hausbackene Moral vertheidigt wird, die Einigkeit im Haushalt sich breit macht, die eheliche Treue, die Bewunderung der Hemden mit Knöpfen der lyrische Duft des Kochtopfes.“

Wahrscheinlich waren es auch die Romantiker, die für die Richtung, welche Augier eingeschlagen hatte, die böse Bezeichnung die „Schule des gesunden Menschenverstandes" (d'école du bon sens) ersonnen haben. Und die malitiöse und ironische Bezeichung wurde von den kurzsichtigen Philistern gleichsam wie eine Art von Compliment nachgesprochen. Diejenigen, die dieses Spitzwort aufgebracht hatten, erreichten es wenigstens für einige Zeit, daß Augier als der Verfechter der Gewöhnlichkeit und der Nüchternheit gelten konnte.

Wie wenig zutreffend der Spott über Augiers Philisterhaftigkeit war, wie sich in diesem Dichter die starke Individualität, die sich oft gegen das Herkommen und gegen die Grundsätze der Allgemeinheit auflehnen muß, mit rücksichtsloser Keckheit, ja mit Schroffheit offenbarte, sollten seine späteren Dramen bis zur Evidenz darthun.

V.

Mit „Gabriele" hat Augier die Stellung gewonnen, die er seit nunmehr dreißig Jahren fast unangefochten behauptet. Wie dies bei der starken Productivität, die er seitdem entfaltet hat, und die bis auf den heutigen Tag nicht nur nicht die Abnahme seiner Kräfte, sondern deren stetige Erstarkung und Fortentwickelung bekundet, nicht anders zu erwarten ist, hat er nicht durchweg Gleichwerthiges hervorgebracht; und der Erfolg hat ihm zu Liebe seinen Grundcharakter, sein wankelmüthiges Wesen nicht aufgegeben, hat ihm nicht immer treu zur Seite gestanden. Manche seiner Stücke sind weniger gelungen und haben die Theilnahme des Publicums in geringem Grade oder auch gar nicht zu erwerben gewußt; neben ihm haben sich andere Dichter erhoben, die unter Umständen besser inspirirt und glücklicher gewesen sind, und denen auf kürzere oder längere Frist die Gunst der Oeffentlichkeit zugefallen ist. Der von seinem Berufe ganz erfüllte Mann, der trotz vorübergehender Mißerfolge keinen Zweifel an seinem Werthe aufkommen ließ, und der sich neidlos der Erfolge anderer freute, arbeitete unverzagt weiter und erwarb sich immer wieder und wieder die Sympathien und die respectvolle Anerkennung seiner Bedeutung. Selbst die weniger glücklichen Stücke erregen noch immer ein lebhaftes Interesse durch die Originalität des Problems, dessen Lösung der Dichter sucht, oder durch die eigenthümliche Behandlung; und ein jedes läßt den künstlerischen Ernst erkennen. Augier vergreift sich bisweilen, aber wirklich langweilig oder lüderlich ist keines seiner Stücke. Es ist mir nicht gegönnt, dies in allen einzelnen Fällen nachzuweisen und die späteren Stücke Augiers mit derselben Ausführlichkeit zu besprechen, wie diejenigen, die ihn in die Literatur eingeführt haben; ich muß mich auf eine kurze Erwähnung der für Augiers Schaffen weniger bedeutenden beschränken, um den verfügbaren Raum zu Gunsten der wichtigsten, die ich herausgreifen will, zu verwerthen.

In den folgenden sechs Jahren, 1850—55, schrieb Augier sechs Dramen

und eine Oper, „Sappho“ (16. April 1851), zu der Gounod die Partitur gegeben hat. Die Dramen sind: „Der Flötenspieler“, ein Seitenstück zum „Schierling“, eine kleine Studie nach der Antike (19. December 1850), „Diana“ (19. Februar 1852), vielleicht von allen Stücken dasjenige, das die Eigenart Augiers am wenigsten erkennen läßt, wahrscheinlich angeregt von den Dichtungen des Romantismus („Marion Delorme“) — auch in „Diana“ stehen Ludwig XIII. und Richelieu im Vordergrunde — in der Behandlung den dramatischen Dichtungen des Classicismus nachstrebend.

„Philiberte“ (19. März 1853), ein ebenso feinsinniges wie liebenswürdiges Lustspiel, dessen Heldin Adolf Wilbrandt bei seiner Else in den „Malern“ vorgeschwebt haben mag. Philiberte ist ein häßliches Kind gewesen, und von ihrer Mutter, die eine zweite Ehe geschlossen hat, wie Aschenbrödel, nicht eben liebevoll behandelt worden. Verschüchtert und mißtrauisch hat sie in der Zurückgezogenheit gelebt, bis sie durch die Liebe aus ihrer dunkeln Ecke hervorgezogen und nun als Schönheit erkannt wird und sich selbst erkennt. Scribe hat denselben Stoff in „La vilaine“ bearbeitet, aber ungleich weniger glücklich, weniger poetisch und weniger sinnig.

„La pierre de touche“ (23. December 1853), Mitarbeiter Jules Sandeau. „Der Prüfstein“ ist der Reichthum. Ein armer genialer Künstler wird durch einen steinreichen Sonderling zum Universalerben eingesetzt; er verliert, sobald er in den Besitz des Vermögens gelangt, seine Genialität, die Liebe zu seiner Kunst und schläft auf der Bärenhaut ein. Augier hat die Handlung nach Deutschland verlegt und nennt seinen musikalischen Helden Wagner.

„Le gendre de Monsieur Poirier“ (8. April 1854), Mitarbeiter ebenfalls Jules Sandeau, einer der großen Erfolge des modernen Theaters. Das Stück ist unter dem Titel „Birnbaum und Sohn“ auch in Deutschland, aber ohne rechten Erfolg gegeben. In Frankreich gehört dieses Stück zu den festesten Stützen des Lustspielrepertoires, wird immer wieder aufgenommen und findet immer dieselbe warme Aufnahme. Der Vorwurf ist nicht gerade besonders originell. Ein heruntergekommener Adliger hat in eine reiche bürgerliche Kaufmannsfamilie hineingeheirathet, um standesgemäß leben zu können. Das ist, wie gesagt, nicht gerade überraschend neu — wir haben es schon vor Augier gesehen, wir haben es seitdem so und so oft wiedergesehen: in der „Fremden“ von Dumas bis zum „Doctor Klaus“ — lustiger, frischer und eindringlicher ist aber dieser Stoff wohl niemals behandelt worden. Der Conflict zwischen dem adelsstolzen jungen Manne, der mit dem angeheiratheten Vermögen wie ein Grandseigneur lebt, sich um seine Frau, die für ihn eben nur die Ueberbringerin einer reichen Mitgift gewesen ist, wenig kümmert und das, wie er als selbstverständlich vorausgesetzt hat, nur provisorisch abgebrochene Verhältniß mit seiner Geliebten wieder aufnehmen will, und dem ehrgeizigen, geldstolzen und brutalen Bourgeois, ist in sehr ergötzlicher Weise mit scharfer Satire ausgearbeitet. Die Lösung durch die junge Frau, welche sich den

angeheiratheten Titel durch den Adel ihres Gemüths erwirbt, wirkt fein und wohlthuend.

„Ceinture dorée“ (4. Februar 1855). In diesem Lustspiele, das zu den weniger gelungenen gehört, wird die Geldfrage behandelt. An der Arbeit betheiligte sich Foussier, der später noch einmal und bei einem der interessantesten Werke des Dichters, Augiers Mitarbeiter werden sollte.

Diese ganze Zeit charakterisirt sich als Uebergangsstadium in der dichterischen Entwickelung Emile Augiers. Wir sehen, wie er auf die Antike zurückgreift, mit der er begonnen hatte, wie er den Romantismus streift, dann zu dem Charakterlustspiel in Versen im Stile der „Gabriele“ zurückkehrt und sich, durch Mitarbeiter angeregt, auf das Gebiet des modernen satirischen Lustspiels in Prosa begibt.

VI.

Die nächsten sieben Jahre, 1859—1862, bilden in der Wirksamkeit des Dichters den wichtigsten Abschnitt. Augier schreibt in diesem Zeitraum sechs Dramen, von denen nur eins von untergeordneter Bedeutung ist: „Un beau Mariage“ (5. März 1859), mit Foussier, ein anderes, „La Jeunesse“, (6. Febrar 1859) den Dichter von der liebenswürdigsten Seite zeigt und die vier übrigen: „Le mariage d'Olympe“ (17. Juli 1857), „Les Lionnes pauvres“ (22. Mai 1858), „Les Effrontés“ (18. Januar 1861) und „Le fils de Giboyer“ (1. September 1862), das ausgereifte Talent des Dichters, den Adel und die männliche Unerschrockenheit seines Wesens und die schriftstellerische Fertigkeit in vollem Glanze zeigen.

Ueber das erstgenannte Stück nur wenige Worte.

„Die gute Partie“ (Le beau mariage) hat mit „Le gendre de Monsieur Poirier“ einige Aehnlichkeit, ist aber viel weniger unterhaltend und viel weniger glücklich in der Ausführung. Auch in diesem Stücke heirathet ein unbemittelter junger Mann in eine reiche Familie, und durch dieses Mißverhältniß bricht zwischen dem Schwiegersohn und der Schwiegermutter, mit der die Gattin gemeinsame Sache macht, ein Zerwürfniß aus. Der Schwiegersohn ist ein energischer, ehrlicher Arbeiter, ein Naturwissenschafter, der sich eine Weile die kleinen Chicanen und Demüthigungen, denen er im Hause seiner Schwiegermutter ausgesetzt ist, gefallen läßt, endlich aber, als ihm die Sache denn doch zu arg wird, das Joch abschüttelt, und da seine Frau schwankt, allein aus dem Hause geht. Mit einem Studiengenossen nimmt er das Dasein voller Entbehrungen, voller Arbeit, in dem Dachstübchen wieder auf und experimentirt mit der Gefahr seines Lebens an einer Entdeckung, die ihm in der wissenschaftlichen Welt einen großen Namen und nebenbei auch ein großes Vermögen erwerben wird. Die Frau, die Zeugin des Heroismus ihres Mannes gewesen ist, empfindet bittere Reue, und wird von ihm wieder in Gnaden aufgenommen; die Schwiegermutter kommt schließlich auch zum Einsehen.

„La Jeunesse“, das wohl am besten mit „Unsre Jugend“ zu übersetzen wäre — d. h. die Jugend unserer Tage — ist eines der sehr erfreulichen und vielleicht eines der anmuthigsten Werke Augiers, das stets lebhaften Anklang gefunden, aber keinen durchschlagenden Erfolg erzielt hat. Die literarische Kritik wird diesem Werke immer einen Rang unter den besten Stücken von Augier anweisen müssen. Auch hier wird der Conflict zwischen der Liebes- und Geldheirath verkörpert, und zwar in dem jugendlichen Streber, dem Advocaten Philipp Huguet, einem liebenswürdigen und hochbegabten jungen Manne, den Augier als den Typus unserer heutigen Jugend mit ihrer Nüchternheit, ihrem Skepticismus, ihrer Genußsucht, ihrem heißen Begehren nach Reichthum, Stellung und Wohlleben hinstellt.

„Vous êtes des vieillards qui n'avez pas vecu,“

ruft diesem „Jüngling“ einer vom alten Schlage zu, und Philipp nimmt das gar nicht übel. Ist doch seine Jugend für ihn nur ein Hemmschuh, der ihn am Vorwärtsschreiten hindert. Bietet sich ihm die Gelegenheit, einen glänzenden Proceß zu führen, sich hervorzuthun, mit einem Schlage ein berühmter Mann zu werden, so wird ihm im letzten Augenblicke die Leiter zum Aufklimmen aus keinem andern Grunde entzogen, als daß er eben noch zu jung ist! Fast verzweifelt ruft er aus: „Wann endlich werde ich einmal aufhören jung zu sein?“

„Ma jeunesse! — Quand donc finira ma jeunesse!“

Philipp liebt seine Cousine, aber er liebt auch das Ansehen in der Gesellschaft, die gute Küche, das behagliche Dasein, und nach langen und schmerzlichen Kämpfen entschließt er sich sogar dazu, dem schnöden Mammon seine edleren Regungen zu opfern; und seine Mutter — eine ganz moderne Mutter, — bestärkt ihn darin. Die Scene, in welcher Madame Huguet ihrem Sohne die Verbindung mit der armen Cyprienne ausredet, ihn zu der Speculationsheirath treiben will und ihm die Lehren unserer gesellschaftlichen Lebensklugheit predigt, die sich von der blanken Unsittlichkeit nur dem Namen nach unterscheidet, ist ganz meisterhaft und erinnert in ihrer Kühnheit an das berühmt gewordene Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn in den „Fourchambault“. Frau Huguets Princip ist: „Alle Leute, die wir brauchen, sind respectabel*);“ worauf ihr Schwiegersohn, der Landmann Hubert, allerdings sehr treffend erwidert: „Leute, die man verachtet, sollte man niemals brauchen**).“ Frau Huguet ist keine gewöhnliche Frau. Nicht die Gefühlsrohheit ist es, die sie den idealeren Lebensauffassungen entfremdet, nicht kleinlicher und erbärmlicher Ehrgeiz oder gar Habgier, die ihr das Herz vergällen. Die Schule des Lebens hat sie erbittert. Sie meint es redlich

*) „Une bonne habitude à prendre est de ne point
Croire du mal des gens dont nous avons besoin.“

**) „C'en est une meilleure et plus aisément prise
De n'avoir pas besoin des gens que l'on méprise.“

und glaubt, dadurch das Glück ihres Sohnes begründen zu helfen, daß sie ihn zu einer reichen Heirath beredet und ihm das Gefahrvolle der Liebesheirath — „eine Hütte und ihr Herz!“ — in den abschreckendsten Farben schildert. Sie selbst war ja ein armes Mädchen; sie selbst ist ja keiner anderen Stimme als der ihres Herzens gefolgt, als sie dem Manne, den sie liebte, Philipps Vater, die Hand reichte. Und auch dieser hat seiner Liebe ein Opfer gebracht und ein reiches Mädchen ihretwegen verschmäht. Das Glück ihres Lebens aber ist durch die Sorge zerstört worden! In dem harten Kampfe um das Dasein, den der Vater hat ausfechten müssen, ist die Liebe zu Boden gestreckt und verblutet. Madame Huguet erzählt ihrem Sohne zur Warnung, wie eines Tages sein Vater verdrießlich und verstimmt heimgekehrt ist, wie er sie da mit sonderbarem Ausdrucke gemustert und ihr unwirsch zugeraunt hat: „Du solltest doch in Deiner Kleidung etwas mehr auf Dich achten, Du wirst alt.“ An jenem Tage war er demselben Weibe begegnet, das er dereinst verschmäht hatte, und das nun im Glücke des Reichthums strahlte und schimmerte*).

Philipps Schwager, ein einfaches Naturkind, ein derber Landwirth, der sich im Verkehr mit der Natur die Seele rein und lauter erhalten hat, bringt den jungen Mann schließlich wieder auf bessere Gedanken. Der letzte Act, ein wahres Pastoral, spielt auf dem Bauerngute dieses Schwagers, und dort finden sich Philipp, der sich nun in Wahrheit verjüngt, und Cyprienne. Augier stimmt in diesem Lustspiele einen begeisterten Lobgesang für das Leben auf dem Lande an. Entvölkerung der Großstädte und Bevölkerung des Landes ist seine Devise:

„C'est là qu'est le salut de la société.
Remettez en honneur le soc et la charrue,
Repeuplez la compagne aux dépens de la rue!
Grevez d'impôts la ville et dégrevez les champs,
Ayez moins de bourgeois et plus de paysans.“

Der Dithyrambus auf das Landleben im Gegensatz zu dem öden freudlosen Dasein in der Stadt ist selbst in seiner Ueberschwänglichkeit von anmuthigster Poesie.

„Ich arbeite getrost mit Gottvertrauen auf die nächste Ernte los,“ ruft der Bauer Hubert aus, „und kümmere mich nicht um die Gewalten hienieden. Ich brauche vor keinem Menschen zu katzbuckeln, und mein Getreide reift, ohne daß ich den Hut vor ihm ziehe. Wie mir die Zeit vergeht, — ich weiß es selbst nicht! Meine Tage sind für meine Arbeit zu kurz. Und kehr' ich

*) „Ton père un jour rentra plus froid qu'à l'ordinaire
Et d'un air singulier regardant mes habits:
‚Prends donc plus de soin de toi, me dit-il, tu vieillis'
Il venait d'entrevoir riche, heureuse et soignée,
La femme qu'autrefois il avait dédaignée.“

heim, so bringe ich meinem glücklich lächelnden Weibe die gesunde und kräftigende Müdigkeit von der Feldarbeit mit; und reich in der Frühe, am Abend noch reicher, bewundre ich auf frisch-schwellendem Pfühl meinen Schatz!“ Wie reizend sind die französischen Verse!

„Aux prochaines moissons travaillant avec Dieu,
Des puissances d'en bas je m'inquiète peu:
Toute servilité de ma vie est exclue,
Et mes blés mûriront sans que je les salue.
Comment le temps charmé passe-t-il? Je ne sais!
Ma journée est trop courte à tout ce que je fais.
Je rapporte à ma femme heureuse et souriante
La fatigue des champs saine et fortifiante,
Et, riche le matin, le soir plus riche encor,
Sur mon frais oreiller j'admire mon trésor.“

Diesem idyllisch auslaufenden Lustspiel war ein anderes, energischeres, schrecklicheres Drama vorhergegangen „Le mariage d'Olympe“, das wohl als die kühnste Hervorbringung der modernen dramatischen Literatur in Frankreich bezeichnet werden kann. Es gehört, nebenbei bemerkt, zu den wenigen Dramen Augiers, die sogar Julian Schmidt in seiner oberflächlichen und zusammengestoppelten „Geschichte der französischen Literatur“ erwähnt; allerdings, ohne es gelesen zu haben oder wenigstens, ohne es zu kennen. Julian Schmidt erzählt seinen Lesern, daß der Gemahl der Olympia keinen andern Ausweg wisse, als seine Gattin umzubringen*), während in dem Augier'schen Drama der Oheim des Gatten, der mit diesem durchaus nicht verwechselt werden kann, das Haupt der Familie, der alte Marquis, das Todesurtheil, das sein Gewissen gesprochen hat, vollstreckt.

„Le mariage d'Olympe“ ist im Jahre 1855 geschrieben, also **nach** dem rauschenden Triumphe der büßenden „Kameliendame“ (1852). „Le mariage d'Olympe“ ist eine Antwort darauf, gleichzeitig auch eine weitere schonungslose Entwickelung des in „L'Aventurière“ angeschlagenen Themas.

Wiederum ist es die Courtisane im Conflict mit der Familie, die in den Mittelpunct der Handlung gestellt wird; aber diesmal die Prostituirte ohne alle mildernden Umstände, ohne jegliche ideale Verklärung. Die Heldin, die unter dem Namen Olympia in den Kreisen des Pariser high life sich einer zu allgemeinen Beliebtheit zu erfreuen gehabt hat, hat einen naiven, leichtgläubigen, anständigen jungen Edelmann aus der Bretagne kennen gelernt, dem sie eine Komödie der Unschuld so glaubhaft vorgegaukelt, daß dieser das leidenschaftlich geliebte junge Mädchen, das sich für ein verwaistes Soldatenkind ausgibt und jetzt Pauline heißt, zur Frau nimmt. Er gibt der Dirne einen der größten und reinsten Namen Frankreichs. Pauline, oder Olympia,

*) Geschichte der französischen Literatur, Leipzig 1858, erste Auflage, II, 552.

wie wir sie noch immer nennen wollen, hat eine sehr kluge Mutter, die richtige Theatermutter, und diese hat es durchgesetzt, daß Olympia, die sich angeblich über den Ocean begeben hatte, von allen Pariser Klatschblättern todtgesagt worden ist, und daß alle Personen, — es sind deren genug — für die das lustige Mädchen eine angenehme Erinnerung war, an den Tod glauben. So steht Olympia zu Beginn des Stückes unbelästigt von der Verworfenheit ihrer vergangenen Ausschweifungen — sie steht unbelastet da. Ihr Gatte, der Graf Henri Puygiron, erwirbt der nicht Ebenbürtigen die Aufnahme in die hocharistokratische Familie. Der alte Marquis und die Marquise behandeln sie wie ihresgleichen, als die würdige Gattin ihres Neffen. Mit einem Worte, — Augier schafft für Olympia alle Bedingungen, welche denkbar sind, um ihr die Besserung zu ermöglichen, um ihr die Existenz der achtbaren und geachteten Gattin eines Ehrenmannes zu begründen. Olympia hat nicht das Recht, wie Clorinde von der Lieblosigkeit der Gesellschaft zu sprechen, die dem Sünder den Weg der Reue versperrt; die Achtung der Welt, nach der Clorinde vergeblich strebt, ist ihr als Hochzeitsgeschenk dargebracht worden. Olympia braucht, um im Sinne der Gesellschaft ehrenhaft und geehrt zu sein, es nur zu wollen. Was aber geschieht? Sie merkt sehr bald, daß das Laster und die Verworfenheit ungleich vergnüglicher und spaßhafter sind als die Sittsamkeit. Sie langweilt sich in der Gesellschaft der anständigen Menschen. Für die stillen Freuden eines ruhig achtbaren Hauses hat sie nicht das leiseste Verständniß. Die Eintönigkeit des regulären Lebens bringt sie fast um. Sie findet, daß die Achtung, deren sie sich zu erfreuen hat, denn doch zu theuer erkauft ist, und ein unwiderstehliches Sehnen — Augier nennt es „das Heimweh nach dem Schmutze" (la nostalgie de la boue) — treibt sie nach dem Pfuhl zurück, aus dem sie der Graf geholt hatte. Und als sich der Anlaß findet, wieder einmal, wie in den lustigen Tagen der lachenden Lüderlichkeit, zu soupiren, Sect zu trinken und Zoten zu trällern, da erwacht die alte in fernen Landen begrabene Olympia wie zu neuem Leben, und sie ruft ganz vergnügt aus: „Wenn jetzt meine neue Familie kommt und mich mit einer halben Million verflucht — mir soll's recht sein! dann sind wir quitt."

Sobald Olympia diese Freuden ihrer Neubelebung empfunden hat, hat sie nur noch ein Ziel im Auge: die Trennung von ihrem langweiligen und geachteten Manne und die Erpressung einer genügenden Abstandssumme, um ihr zu gestatten, ihren etwas phantastischen Neigungen nachzugehen. Sie sagt das schließlich auch mit cynischer Offenheit dem Oheim, dem alten Marquis, der als Chef des Hauses die Ehre des Namens vor Allem zu vertreten hat. Der Marquis versteht in diesen Dingen keinen Spaß. Schon in der ersten Scene, ehe er noch ahnen konnte, daß es die Praxis ihm nahe legen würde, seine Theorie zu erproben, hat er seinen Standpunkt klar präcisirt. Ein junger Lebemann hat da gesagt: „Das Steckenpferd unserer Zeit ist die Wiedererhebung des gesunkenen Weibes. Unsere Lyriker, unsere Roman-

schriftsteller, unsere Dramatiker erfüllen die jungen Köpfe mit fieberhaften Ideen über die Erlösung durch die Liebe, die Jungfräulichkeit der Seele und andere Paradoxe transcendentaler Philosophie, die diese lustigen Mamsells ausbeuten, um Damen und sogar große Damen zu werden.

— Große Damen?

— Versteht sich. Die Ehe ist ihr letzter Fischzug, und da muß der Fisch, den sie im Netze fangen, der Rede werth sein.

— Nun, beim heiligen Ludwig! Diesen Geschöpfen dreht man nicht den Hals um?

— Was würde das Strafgesetzbuch dazu sagen?

— Ich würde mich in dem gegebenen Falle den Teufel um das Strafgesetzbuch kümmern. Wenn Eure Gesetze eine Lücke gelassen haben, durch welche Schimpf und Schande straflos in das Haus schlüpfen können, wenn ein ehrloses Mädchen die Ehre einer ganzen Familie auf dem Rücken eines berauschten jungen Mannes stehlen und vernichten darf, dann ist es die Pflicht des Vaters, wenn auch nicht sein Recht, der Diebin seinen ehrlichen Namen zu entreißen, und wäre er auch wie das Nessuskleid mit der Haut verwachsen.

— Das ist aber für unsre Zeit eine etwas wilde Rechtsprechung. Wenn nun die Schuldige in dem ruhigen und reinen Leben der Familie sich besserte?

— Sie bessert sich eben nicht! Man versetze eine Ente auf durchsichtig helles Wasser inmitten der weißen Schwäne, und man wird sehen, wie sie sich nach ihrer Pfütze sehnt und schließlich auch dahin zurückfliegt.

— Das Heimweh nach dem Schmutze! Also geben Sie nicht zu, daß es büßende Magdalenen gebe?

— O doch, — aber blos in der Wüste! — —"

Als nun dieser im Ehrenpunkte unbeugsame Marquis die Wahrheit über Olympia erfährt, als er sie in ihrer ganzen Verworfenheit durchschaut, als ferner Olympia, um Geld aus ihrer Schande zu schlagen, die Anwendung des empörendsten Mittels, der Erpressung, versucht und damit droht, unter dem Namen Puygiron das alte lüderliche Leben wieder aufzunehmen, thut der Marquis, was er vorher gesagt: er dreht der Ehrlosen zwar nicht den Hals um, aber er schießt sie nieder.

Dieser gewaltsame Schluß hat die Bühnenwirkung des Dramas natürlich stets beeinträchtigt; aber das Verdienstliche des Werkes wird dadurch in keiner Weise geschmälert. „Le mariage d'Olympe" bleibt eine der interessantesten, bestausgeführten und tiefsten Sittenstudien, die auf der Bühne zur Schau gestellt worden sind, — in hohem Grade unerfreulich allerdings, aber darum nicht minder imponirend als dichterisches Werk. Die Moral des Stückes oder besser: die einseitige und willkürliche Vollstreckung des gewaltthätigen Urtheils dieser Moral, die Auflehnung des beleidigten Individuums gegen das allgemeine Gesetz, hat, wie dies natürlich ist, scharfe Widersacher, hat aber auch warme Vertheidiger gefunden. Und sonderbar, sogar im Schoße der

Akademie hat sich eine Stimme zu Gunsten dieses vermessenen Werkes erhoben.

Der Akademiker Lebrun, der Emile Augier bei dessen Aufnahme in die Akademie am 28. Januar 1858 zu begrüßen hatte, sprach sich über „Le mariage d'Olympe" mit besonderer Wärme aus: „Wenn auch der Geschmack diesem kühnen Drama nur eine beschränkte und zweifelhafte Billigung ertheilen kann," sagt Lebrun, „so muß doch die Moral Ihnen Dank wissen, daß Sie zu ihren Ehren ein solches Wagniß begangen haben; und in dem Augenblicke, da die Akademie Sie zu den ihren zählt, habe ich Sie gerade darüber besonders zu loben. Seit einer Reihe von Jahren hat man auf unsrer Bühne Geschmack daran gefunden, gewisse Personen, die aus der anständigen Gesellschaft verbannt sind, zu rehabilitiren. Ich begreife diese Neigung ebenso wenig, wie ich sie theile. Es ist jetzt Mode, um die Theilnahme des Publicums beständig für Weiber zu werben, die gefallen und besudelt sind und durch die Leidenschaft gereinigt und wieder erhoben werden. Früher war die Leidenschaft gedemüthigt und zerknirscht, heute wird sie in ihren feilsten Ausschreitungen verherrlicht; sie schreitet jetzt mit erhobener Stirn daher, ist herausfordernd und insolent, und die Anständigkeit muß beschämt die Augen vor ihr niederschlagen. Jene Weiber werden auf das Piedestal gestellt, und unseren Frauen und Töchtern sagt man: Blickt auf, denn Jene sind besser als Ihr! Nun, Ihr Schauspiel hat die Wahrheit in ein helles Licht gerückt und laut erklärt, daß es Erniedrigungen der Seele gibt, für welche die Wiederaufrichtung eine Unmöglichkeit, und daß es Schmutzflecke gibt, deren Spuren unauslöschlich sind. . . . Die Wahrheit und, gestatten Sie mir den Ausdruck, die anstößige Grellheit (crudité) der von Ihnen gewählten Farben hat den Blick des Publicums bisweilen von Ihrem Gemälde abgeschreckt. Gewisse Dinge soll man wohl nur hinter einem durchsichtigen Schleier zeigen, und es gibt sittliche Nacktheiten, die man ebenso gut verbergen soll wie die physischen. Das ausschweifende Souper hat empfindliche Gemüther unangenehm berühren dürfen, und vielleicht überschreitet die Komödie ihre Befugnisse, wenn sie ein Weib, und sei es auch eine Olympia, mit einem Pistolenschuß bessern will; aber die Tendenz dieses Werkes bleibt gut und ehrenhaft, und das Talent, das sich darin allenthalben ausspricht, ist oft energisch, pikant und eigenthümlich. Man mag dieses Stück von jedem beliebigen Gesichtspunkte aus betrachten, Eines ist sicher: es hat gegen die Scandalkomödien und gegen die Verherrlichung der Courtisane einen tödtlichen Streich geführt."

Eine starke geistige Verwandtschaft mit diesem Stücke weist ungeachtet aller Abweichungen im Stoffe das in Gemeinschaft mit Foussier gearbeitete Drama „Les Lionnes pauvres" auf. Auch dieses Stück beschwor trotz seines tief sittlichen Kernes einen wahrhaften Sturm der Entrüstung herauf, nachdem es schon vor der Aufführung mit der Censurbehörde in arge Conflicte gerathen war. Der Vorwurf dieses neuen Stückes ist nicht minder keck, die Handlung nicht minder schonungslos als in „Le mariage d'Olympe." Vor

jenem hat das spätere Stück noch den Vorzug voraus, daß es durch den fester gefügten scenischen Bau wirkungsvoller auf der Bühne und im Ausgang weniger gewaltsam ist.

Auch hier ist die Heldin die verheirathete Courtisane, jedoch unterscheidet sie sich wesentlich von Olympia. Olympias Ausschweifungen liegen vor der Ehe. Sie bringt in das Haus, das sie als Herrin betritt, eine besudelte Vergangenheit — sie bringt die Schande schon hinein. Seraphine hingegen, „die arme Löwin," wird erst in der Ehe selbst lasterhaft, und jenes tolle Leben, das Olympia schon geführt hat, wenn der Vorhang zum ersten Male sich hebt, wird für Seraphinen erst beginnen, nachdem der Vorhang zum letzten Male gefallen ist. Seraphine hat nicht, wie Olympia, eine unwiderstehliche Freude an der Ausschweifung; sie kann nicht wie jene ihre Liebhaber nach Dutzenden zählen. Sie hat während des Stückes nur ein unerlaubtes Verhältniß; aber die Prophezeiung, die Valentin mit dem Stich in der Brust seiner unglücklichen Schwester entgegenschleudert, wird für Seraphinen unzweifelhaft eintreffen. Seraphine ist nicht minder verächtlich als Olympia. Sie bricht die eheliche Treue, sie bricht das Leben ihres braven Mannes, lediglich um ihrer Putzsucht, ihrer blöden Freude am Luxus zu genügen. Da das Budget ihres Mannes, eines rechtschaffenen kleinen Beamten, ihr nicht gestattet, die kostspieligen Vergnügungen des Pariser Lebens und den erforderlichen Aufwand in der Toilette zu bestreiten, so verkauft sie sich, ohne den Mann, der den schmählichen Handel eingeht, auch nur im Entferntesten zu lieben. Durch eine Modistin erfährt der Gatte die Wahrheit, die ihn vernichtet. Er trennt sich von dem ehrlosen Weibe, verläßt die Wohnung und geht in der Einsamkeit zu Grunde, während die Schuldige von einer Balcon-Loge aus bei der ersten Vorstellung eines neuen Stückes ihr schönstes Kleid zum Besten gibt.

Dieser realistische Abschluß, der mit der conventionellen Abrechnung am Ende im Widerspruch steht, war es vornehmlich, der die Bedenken der kurzsichtigen Censurbehörde und auch die der Kritik hervorrief. Hier wurden weder die Geigen zum Hochzeitsreigen gestimmt, um die Tugend zu belohnen, noch wurde die in flagranti festgestellte Schuld auf der Stelle genügend abgestraft; im Gegentheil, der Schuldlose fiel als Opfer, und die Schuldige triumphirte für den Augenblick. Die Censur war so geschmacklos, dem Dichter vorzuschreiben, er solle Seraphinen dadurch bestrafen, daß er sie zwischen dem dritten und vierten Acte an den Blattern erkranken und durch Pockennarben entstellen lasse. Augier machte sich darüber natürlich lustig und sagte, er hätte dann sein Stück vielleicht „Ueber den Nutzen der Kuhpocken-Impfung" nennen können. Er setzte es durch, daß das Stück, so wie er es geschrieben hatte, zur Aufführung kam. Jeder Tiefersehende mußte in der That erkennen, daß der Triumph des Lasters und das Unterliegen der Tugend in diesem Stücke nur scheinbare waren, daß Seraphine, auch wenn sie einstweilen noch strahlte und lächelte, dem Schimpf und Jammer unrettbar preisgegeben war, daß der Henker vor der Thür stand und zur rechten Stunde

das Opfer fällen sollte. Im Stücke selbst war ein deutlicher Hinweis auf diese elende Zukunft gegeben. Da wurde deutlich gesagt, was Seraphine erwartete — zunächst das wüste Leben, die Betäubung des Gewissens durch lärmende Ausschweifungen; und dann, nachdem dieser kurze Rausch vorüber, das frühe Alter, die Demüthigung, die Schande, die Noth, das Hospital. Die wirkliche Moralität des Stückes ist nicht in der Beantwortung der Frage zu suchen, ob Seraphine zum Schluß bestraft wird oder straffrei ausgeht, sondern in der Wirkung, die die handelnden Personen hervorrufen. Und diese ist: aufrichtige, warme Sympathie für den unglücklichen Gatten, Abscheu und Ekel vor Seraphinen.

Erwähnt mag noch werden, daß das Stück, nachdem es an der Klippe des ersten Abends vorbeigesegelt war, einen geräuschvollen, nachhaltigen und dauernden Erfolg gehabt hat.

VIII.

Noch inniger als die eben besprochenen beiden Schauspiele sind die beiden folgenden: „Les Effrontés“ und „Le fils de Giboyer“ miteinander verknüpft. In den Letzteren sind zum Theil sogar die handelnden Personen dieselben; und zwischen „Le fils de Giboyer“ und „Les Effrontés“ besteht ein ähnliches Verhältniß wie zwischen „Figaros Hochzeit“ und dem „Barbier von Sevilla.“

„Les Effrontés“ gehört recht eigentlich zu denjenigen Stücken, für welche wir im Deutschen die Bezeichnung „Charakterlustspiel“ haben. In der Ansammlung scharf beobachteter und trefflich gezeichneter Typen der modernen Gesellschaft beruht hier der Hauptreiz. Das Interesse an der Handlung tritt hinter dem Interesse an den handelnden Personen zurück.

Die Zeit, in welcher das Stück geschrieben und zum ersten Male aufgeführt wurde, darf nicht übersehen werden. Es war im Januar 1861. Das Kaiserreich, das aus zwei Feldzügen siegreich hervorgegangen war, stand auf der Höhe seiner Macht. Bei den Debatten über das Budget verwiesen die Minister den Angriffen der fünf Männer starken Opposition gegenüber unter dem Beifall der kolossalen regierungsfreundlichen Majorität — Aller gegen fünf! — mit Stolz auf die ziffermäßigen Beläge, die die Thatsache zu bekräftigen schienen, daß der Handel sich niemals einer größeren Prosperität zu erfreuen gehabt habe, und daß das Volk ein materielles Wohlbehagen genieße wie nie zuvor. Die Unternehmungslust entfaltete eine fieberhafte Thätigkeit, die Börse frohlockte; waghalsige Speculationen, deren eine der andern in wilder Hetzjagd nachsetzte, bildeten das Tagesgespräch und erregten staunende Bewunderung. Mit unnatürlicher Geschwindigkeit wurden große Vermögen angesammelt; und die ganze Bevölkerung, die von einer Art epidemischem Geldfiebers erfaßt zu sein schien, von der Umgebung des Kaisers bis zum Concierge herab, betheiligte sich an den Spielen der Börse. Daß

neben den soliden Geschäften sich da der Schwindel in erschrecklicher Weise entwickelte, und das Unkraut über das Getreide hinausschoß, mochte sich Niemand eingestehen; denn eine solche Wahrnehmung hätte die gute Laune verdorben. Der Reichthum schien, auch wenn er selbst nicht fleckenlos war, eine reinigende Gewalt zu besitzen, und Leute von mehr als zweifelhafter Vergangenheit durften inmitten der besten Gesellschaft die Stirn erheben, gewannen Ansehen und Einfluß auf die entscheidenden Kreise, schlossen Verbindungen mit den ersten Familien des Landes, wenn sie nur die Millionen, die sie den leicht bethörten Actionären abgenommen hatten, richtig zu verwerthen verstanden. Jener Herr Mirès, dessen Geschäftspraxis durch einen berühmt gewordenen Proceß enthüllt werden sollte, war damals der Löwe des Tages, der bei den Ministern speiste und die Botschafter bei sich empfing. Er hatte seine Tochter mit einem Prinzen von Polignac vermählt, er hatte eines der einflußreichsten Pariser Organe käuflich erworben und war auf diese Weise ein Mann geworden, mit dem die Regierung rechnen mußte.

Augier wartete nicht bis zu dem Augenblick, da diese Götzen von ihrem Piedestal gestürzt werden würden, um sie anzugreifen. Noch in jenen Tagen, in denen die Namen der reichen Schwindler mit einem eigenthümlichen Respect ausgesprochen wurden, brachte der Dichter in „Les Effrontés“ das getreue Ebenbild eines solchen Geschäftsnamens, Herrn Vernouillet, auf die Bühne.

Vernouillet hat unter der Anklage des betrügerischen Bankerotts vor den Richtern gestanden, aber er ist aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Wenn auch diese unter sehr belastenden Motiven erfolgte Freisprechung der moralischen Vernichtung so nahe wie nur möglich kommt, — gleichviel! Er hat seine Freiheit, er hat sein erschwindeltes Vermögen behalten; und er weiß, daß die Gesellschaft, die ihm jetzt verächtlich den Rücken dreht, sich schon zu einer milderen Beurtheilung seines Handelns wird bequemen müssen, wenn er ihr nur erst die Krallen zeigen kann. Er kauft also, gerade wie Mirès, eine sehr verbreitete Zeitung, in der er für private Kränkungen öffentliche Rache nehmen und seine individuellen Gefühle verallgemeinern kann. Jetzt wird er gefürchtet! Und jetzt öffnen sich ihm die Thüren, die bis dahin sorgfältig vor ihm geschlossen geblieben waren. Jetzt wird seine Geschicklichkeit, seine Gewandtheit, sein Fleiß, sein Tact bewundert; jetzt ist er der Mann des Tages.

Vernouillet hat einen Mann gefunden, der ihn bei seinen ehrgeizigen Bestrebungen auf das Kräftigste unterstützt. Dieser Mann ist der Journalist Giboyer, ein höchst begabter und von Hause aus durchaus nicht schlechter Mensch, aber vollkommen gewissenlos, heruntergekommen, verlottert, moralisch und physisch gleichermaßen verlumpt. Giboyer ist Socialdemokrat; und da sich sein Staatsideal nicht verwirklicht, sucht er seinem Haß gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung dadurch Ausdruck zu geben, daß er bewußtvoll einem verworfenen Schwindler dient und, unbekümmert um seine eigene Ueberzeugung, „mit eherner Stirn“ (effronté) so schreibt, wie dieser es wünscht, heute für,

morgen gegen die Regierung. Dieser Giboyer ist der „Effronté" der Presse, wie Vernouillet der „Effronté" des Geschäfts ist.

Ein dritter außerordentlich gelungener Typus ist der alte Marquis d'Auberive, der sich mit Giboyer in dem Hasse gegen die bestehende Gesellschaft vereinigt. Der Marquis ist durch und durch Legitimist, der die Berechtigung des tiers-état ebensowenig anerkennt wie der Socialist, und der eine Art diabolischer Freude daran hat, wie dieser Giboyer die Bourgeois auseinanderhetzt und peinigt. Der Marquis fühlt sich so erhaben und betrachtet von seinem überlegenen Standpunkt aus das ganze Gesindel mit einer so vollkommenen gleichmäßigen Geringschätzung, daß er für seine Person zwischen Ehrlichkeit und Schurkerei der Bourgeois kaum einen Unterschied macht, und es deshalb auch nicht unter seiner Würde hält, dem Schwindler Vernouillet die Hand zu drücken und sich mit Giboyer in eine Debatte einzulassen.

Die Keckheit und Portraitähnlichkeit aller dieser Bilder, nach deren Originalen das Parquet nicht lange zu suchen hatte, rief in der Gesellschaft und in der Presse eine ungeheure Erregung hervor, und ehe sich diese noch gelegt hatte, gab Augier die Fortsetzung, — „Le fils de Giboyer", die an Waghalsigkeit dem älteren Stücke in nichts nachstand, in der gelungenen Ausführung, in dem Interesse der Handlung jenes sogar noch überbot. „Le fils de Giboyer" ist eines der Meisterwerke Emile Augiers.

Giboyer ist gealtert, sein Sohn ist herangewachsen. Er hat diesem eine glänzende wissenschaftliche Ausbildung geben lassen und ihn in den Lehren der Sittlichkeit erzogen. Wie in Lucrezia Borgia die Mutterliebe neben den fürchterlichsten Lastern Raum findet, so hat sich inmitten der sittlichen Verworfenheit Giboyers die Vaterliebe frei entfaltet — „eine Lilie auf dem Mistbeete." Giboyer versieht wiederum sein erbärmliches Geschäft als Söldling der Feder, um das Erträgniß dem Wohlergehen seines nichtsahnenden Sohnes zu opfern. Der ehrlose Zeitungsschreiber ist ein ehrenhafter Vater.

Durch den Culturkampf hat dieses Stück in neuerer Zeit für Deutschland erst die rechte Actualität und eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Das Stück, welches zunächst den Titel „Die Clericalen" und dann den Titel „die Heuchler" führen sollte, ist eine erbarmungslose Satire gegen die Ultramontanen und die Legitimisten. Geistreicher und boshafter zugleich sind diese Gegner der modernen Gesellschaft von der Bühne herab wohl niemals angegriffen worden. Der Stil ist knapp, epigrammatisch zugespitzt, die Harmlosigkeit ist völlig ausgeschlossen. Augier peitscht seine Gegner mit Ruthen, wenn er sie nicht mit Keulen schlägt.

Giboyer, der in den zwanzig Jahren, die seit dem Glanze Vernouillets verstrichen sind, alle möglichen Geschäfte betrieben, sogar an der Spitze eines Ammenvermiethungsbureaus gestanden und schließlich die doppelte Stellung eines Ordners bei Leichenbegängnissen und des Billet-Controleurs bei einem kleinen Theater bekleidet hat, wird nun von dem alten Marquis d'Auberive wieder an die Spitze einer Zeitung berufen. Der hochbegabte Deodat, der

frühere Chefredacteur des clericalen Organs, ein Therisites zu Ehren des heiligen Vater, ein giftiger Pamphletist, der, wie Augier sagt, „das dies irae auf der Jahrmarktsflöte bläst", ist gestorben. An der Charakterisirung dieses clericalen Stimmführers erkannte Jedermann auf den ersten Blick Louis Veuillot, und dieser selbst mußte das Portrait als ein so verzweifelt ähnliches anerkennen, daß er sich durch wüste Schmähungen gegen Augier zu rächen suchte.

Die Clericalen, deren Sache Giboyer nun zu vertreten hat, sind in dem Augier'schen Lustspiel in sehr interessanten Exemplaren vertreten. Außer dem alten Marquis, dem Clericalen von Geburt und Erziehung, für den die strenge Rechtgläubigkeit untrennbar von der reactionären Politik ist, finden wir zunächst die Baronin Pfeffers, die anmuthige Salondame und politische Intrigantin in einer Person. Sie steht an der Spitze von Wohlthätigkeitsanstalten, führt ihren Beichtvater in der Equipage mit sich und verfolgt ihre Privatvortheile, die sie durch die Verbindung mit der Partei des Adels und des Glaubens am sichersten und mühelosesten durchzusetzen hofft. Ihr Adel ist etwas zweifelhaft; sie hofft, denselben besser stützen zu können, indem sie sich mit einem jungen Grafen, der einer der guten Familien des Landes angehört, verbindet. Dieser junge Graf ist ebenfalls ein Clericaler. Er ist in der strengsten Bigotterie und unter dem verdummenden Einflusse seines geistlichen Lehrers aufgewachsen. Er ist halb Idiot, halb Tartuffe. Endlich ist noch der clericale Bourgeois, der Abgeordnete Marechal, in dieser Galerie vertreten, ein ehrgeiziger, ungebildeter Mensch, der durch die Clericalen einen Sitz im Parlamente erhalten hat und aus diesem Grunde mit ihnen gemeinsame Sache macht; von der Partei in seiner Eitelkeit gekränkt, geht er flugs in das entgegengesetzte Lager über.

In diese politische Satire hat der Dichter das psychologisch sehr interessante Verhältniß zwischen Vater und Sohn Giboyer und eine anmuthige Liebesgeschichte verflochten.

Laube urtheilt über das Stück, das er als „bahnbrechend für die ganze Gattung" bezeichnet, mit treffenden Worten so: „Es schildert die französische moderne Gesellschaft in ihren freien Kämpfen zwischen absterbendem Adel, eitlem Bürgerthume, begabtem, aber gewissenlosem Literatenthume, gemeiner Speculation und reiner Jugend und bringt diese Schilderung nirgends abstract, sondern durchweg in scenischer Fülle und unter aufsteigendem dramatischem Interesse, gewürzt durch einen geistsprühenden Dialog. Kurz, es ist eines der besten Stücke neuster Zeit."

Mit den hier analysirten Stücken hat auch das folgende „Maitre Guérin", (29. October 1864) — ein verschlagener und gewinnsüchtiger Advokat, der einen ehrlichen unpraktischen Erfinder in gewissenlosester Weise auszubeuten sucht, — eine gewisse Gemeinschaft. Nur ist die Handlung verworrener und weniger interessant, die Charakteristik weniger treffend; und das Stück kann, obwohl es in vielen Einzelheiten das echte Gepräge des Augier'schen Geistes trägt, den gelungenen Schöpfungen des Dichters nicht ebenbürtig beigesellt werden.

Für die Eigenart und das große Talent Augiers bezeichnend bleiben vor allem die vier großen dramatischen Dichtungen aus dem modernen gesellschaftlichen Leben, mit denen wir uns eingehender beschäftigt haben: „Die Heirath der Olympia"; „Die arme Löwin"; „Die Schamlosen" und „Giboyers Sohn."

IX.

Ein Zeitraum von sechzehn langen Jahren sollte vergehen, bis Augier nach „Le fils de Giboyer" mit „Les Fourchambault" einen ebenso allgemeinen und andauernden Erfolg wieder fand. Damit ist nicht gesagt, daß der Dichter in dieser langen Zeit nur Niederlagen zu verzeichnen oder gar die Flinte in das Korn geworfen hätte: von den sieben Stücken, die er in dieser Zeit schrieb, riefen von den, den besprochenen an literarischen Ansprüchen gleichstehenden, sogar die Mehrzahl eine starke Erregung in der Pariser Gesellschaft hervor, wirbelten viel Staub auf, führten zu den heftigsten Discussionen in der Presse und erbrachten den Beweis, daß das Talent des Dichters seine ursprüngliche Frische und Kraft durchaus nicht eingebüßt habe, daß er aber allerdings in der Wahl sehr heikler und wenig sympathischer Stoffe dem Verlangen des Publicums nach leichtfertiger, bequemer und angenehmer Zerstreuung und harmloser Vergnüglichkeit durchaus nicht entsprechen wollte. Abgesehen von dem freundlichen Einacter „Le Postscriptum" (1. Mai 1869), und dem muthwilligen Abstecher auf das Gebiet der burlesken Posse. „Le prix Martin" (17. Februar 1876), den er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Labiche, dem lustigsten Possendichter Frankreichs, unternommen hatte, waren nur zwei seiner Dramen, welche dieselben literarischen Ansprüche erheben wie die andern, nämlich: „Lions et Renards" (6. December 1869) und „Jean de Thommeray" (29. December 1873), Mitarbeiter Julius Sandeau, ohne nachhaltigen Eindruck vorübergegangen.

Die drei anderen großen Dramen des Zeitraums waren, gerade wie die früheren Erfolge Augiers, immer die sogenannten „Ereignisse der Saison", aber nicht immer gerade freudige Ereignisse. Durch die Dramen „La contagion" (17. März 1866), „Paul Forestier" (25. Januar 1868), „Madame Caverlet" (1. Februar 1876), brachte sich Augier immer mehr um den Ruf eines gefälligen und ansprechenden Dichters, ohne indessen den Respect, den der Ernst seiner sittlichen Auffassung und die unleugbare Tüchtigkeit seines Talentes fordern durften, im mindesten einzubüßen. Aber er sagte den Leuten gar zu viel verletzende Wahrheit. Man fühlte sich nicht recht behaglich in seiner Gesellschaft. Er brauchte indessen nur wie in den „Fourchambault" ein Sujet zu wählen, das in der Ausführung ein milderes Colorit gestattete und weniger ungemüthlich wirkte, um im Fluge die allgemeine Sympathie wieder zu gewinnen.

Unter den Stücken, die mehr die Furcht vor der unerbittlichen Strenge

des dichterischen Richters als die Sympathie für den Verfasser erweckten, ist „La contagion“ wohl das interessanteste. Der Titel ist vielleicht nicht ganz glücklich gewählt, er ist zu vielsagend. Der Proceß der „Ansteckung“, der die guten Sitten durch das Laster ausgesetzt sind, ist nur ein Motiv der Handlung, und noch dazu ein vorübergehendes. Die Ansteckung hat keine tödtliche Folgen. Der eigentliche Held des Stückes wird durch die unsittliche Epidemie nur auf kurze Zeit belästigt; und die Ansteckung verursacht ihm lediglich eine starke Indisposition, aber keine gefahrvolle Krankheit. Treffender wäre der erste Titel gewesen, den Augier zunächst bestimmt hatte: „Der Baron d'Estrigaud.“ Das ist der andere Held des Stückes, derjenige, der den Krankheitsstoff in der Gesellschaft weiter trägt und einen jeden, der mit ihm in Berührung kommt, mit dem Gifte des Lasters mehr oder minder inficirt. Dieser Baron ist dem Dichter besonders übel genommen worden.

Estrigaud ist ein Schurke mit vollendeten gesellschaftlichen Manieren und aus guter Familie. Er schwindelt mit Hülfe der elendesten Jobber an der Börse, er verkehrt mit den berüchtigtsten Weibern; und die Möglichkeit, daß er eine dieser Personen, die ein Vermögen zusammengerafft hat, eines Tages heirathen werde, um sich nicht die Entbehrungen, die aus seinem finanziellen Ruin erwachsen müßten, aufzuerlegen, ist aus seinen Berechnungen keineswegs ausgeschlossen. Nebenbei versucht er es auch, Frauen von anständiger Gesinnung zu compromittiren und dadurch seinen Gelüsten gefügiger zu machen. Um sich Vortheile zu verschaffen, bemüht er sich planvoll die sittliche Thatkraft eines unerfahrenen Menschens zu brechen — mit einem Worte: er ist ein ganz gewissenloser Bursche, der, an ein Dasein in Luxus und Freuden gewöhnt, jeder Schandthat fähig ist, um seiner Genußsucht zu fröhnen.

Die Freundin dieses Barons, mit deren Hülfe er seine kleinen und großen Schändlichkeiten ausführt, ist eine Dame von unzweifelhaft schlechtem Rufe, ein Fräulein Navarette, eine geistvolle, verschlagene Intrigantin und vollkommen unmoralische Person, die sich einstweilen als Werkzeug des Barons gebrauchen läßt, in der festen und nicht unbegründeten Voraussetzung, daß sie eines Tages die Oberhand gewinnen und ihrem Ehrgeiz werde genügen können: ihrem zweifelhaften Rufe durch den unzweifelhaften Titel einer Baronin d'Estrigaud wieder aufzuhelfen. Der Dritte im Bunde ist der Börsenjobber Cantenac.

Diesem mit dem Gifte der Unsittlichkeit behafteten Trifolium stehen die Familien Tenancier und Lagarde gegenüber. Tenancier ist ein einfacher Mann vom alten Schlage. Seine beiden Kinder sind von der unsittlichen Ansteckung nicht verschont geblieben. Der Sohn, Lucien, führt das sinnlose Leben der reichen Pariser Wüstlinge, und die Tochter Annette, die Wittwe des Marquis Galeotti, gehört zu jenen „neugierigen“ Damen, die ein besonderes Wohlgefallen daran haben, auszuforschen, wie es in den Regionen der Demimonde zugeht. Sie ist eine Repräsentantin jener in der Pariser Gesellschaft sehr bekannten Kategorie von Damen der guten Gesellschaft, die den Ton, die Sprache, die

Manieren der Cocotten zu salonfähigen zu machen eifrig bestrebt sind. Sie berührt in ihren Gesprächen Themata der heikelsten Art und gebraucht Wendungen von einer haarsträubenden Ungenirtheit. Sie macht alle Extravaganzen der Mode mit, producirt sich im Skatingrink, raucht im Salon und und setzt sich so, daß ihr elegantes Schuhwerk zunächst die Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß. Ja, sie findet sogar einen Vorwand, um mit einer jener Damen, die sie zu copiren sucht und leider auch mit großem Geschick copirt, mit Navarette, persönlich zusammenzutreffen, um aus der Quelle selbst schöpfen zu können. Die Marquise spielt natürlich in den Salons Komödie; um sich angeblich die Rolle einstudiren zu lassen, bescheidet sie Navarette zu sich. Die Scene ist äußerst pikant; die Marquise führt sich ganz so auf, als ob sie die sociale Stellung Navarettes inne hätte, während Navarette durch ihre anständige Zurückhaltung und Discretion hier die wirklich vornehme und gebildete Dame ist.

Der Ansteckungsproceß soll vornehmlich an André Lagarde demonstirt werden. André ist, wie die meisten Helden der französischen Lustspiele, ein tüchtiger Ingenieur, der eine großartige, industrielle Unternehmung, einen Kanal in Südspanien, durch welchen die Handelsinteressen Englands (Gibraltar) gefährdet werden, ausgearbeitet hat. Nachdem er die Concession zur Ausführung erhalten hat, sucht er in Paris sich die nöthigen Capitalien zu verschaffen. Er verspricht sich von der Arbeit Ruhm und ein hinreichendes Vermögen, um seine Schwester, ein einfaches, liebenswürdiges Kind, mit einer bedeutenden Mitgift ausstatten zu können. André geräth dadurch in die Hände des Barons, der durch seine verwegenen Börsenspeculationen mit großen Capitalisten in unausgesetztem Verkehre steht. Und dem Baron gelingt es in der That, die Börse für die Sache zu interessiren. André sieht eine glänzende Zukunft vor sich. Da intervenirt ein englischer Agent, der drei Millionen bietet, wenn die Arbeit nicht ausgeführt wird. Und d'Estrigaud hat nun also die Aufgabe, die Sache, die er zunächst fördern wollte, zu hintertreiben. Er hofft André in der Schule des Lasters gefügig zu machen. Er bringt ihn in die schlechteste Gesellschaft, in der man sich bekanntlich oft recht gut amüsirt, in der der junge naive Provinziale ganz geblendet wird und geradezu die Besinnung verliert.

Estrigaud steht in der That auf dem Puncte, den unternommenen Kampf gegen die Sittlichkeit Andrés siegreich durchzuführen, die Stimme des Gewissens in dem berauschten jungen Mann zu ersticken, seinen Ehrgeiz zu brechen, ihn zum Verräther an sich selbst zu machen, ihn zu kaufen, — als André durch einen Zwischenfall, dessen nähere Bezeichnung eine ausführliche Auseinandersetzung erheischen würde, aufgerüttelt wird, den Abgrund, an dessen Rand er durch die Genußsucht gelockt war, deutlich vor Augen sieht, stehen bleibt, umkehrt und den Weg zur Tugend wiederfindet. Mit den Worten: „Ihr glaubtet schon, daß meine Ehre von der Verderbniß angefressen sei, aber die Stiche eures Giftes heilt man wie alle andern, indem man sie mit glühendem Eisen aus-

brennt! Lebt wohl! Werft nur Alles weg, was man achtet, Gewissen, Pflichten, Familie, und macht Spreu daraus! Immerhin! Der Tag wird kommen, da die beschimpften und verhöhnten Wahrheiten durch Donnerschläge sich vernehmbar machen werden! Lebt wohl! Ich gehöre nicht zu Euresgleichen!" — mit diesen Worten, die er dem verdutzten Gesindel in's Gesicht schleudert, verläßt er die Gesellschaft, um nicht wieder zu ihr zurückzukehren. Er hat das Uebel erkannt, und schon damit ist der Heilungsproceß eingeleitet. Die gefährlichen Folgen der „contagion" sind beseitigt. Dies ist die Hauptscene des Stückes, und sie ist in der That vortrefflich. Nach all dem leichtfertigen Getändel der Frivolität und des Lasters wirkt dies Pathos der sittlichen Entrüstung reinigend wie ein Gewitter. Man fühlt sich wie aus der von Poudre de riz und Patchouli geschwängerten dunstigen Athmosphäre wieder in frische und reine Luft versetzt.

Auch „Paul Forestier" gehört zu denjenigen Augier'schen Stücken, welche die Leidenschaften des Auditoriums entfesselten und heftig angegriffen wurden. Die Widersacher, die aller Orten verkündeten, daß durch die Gewaltthätigkeiten des schonungslosen Dichters die Keuschheit des „Hauses Molières" entweiht sei, wurden wider ihren Willen die eifrigsten Agitatoren für den Erfolg des Stückes. Es genügte, daß in allen Blättern zu lesen war, wie Augier hier bis an die äußersten Grenzen des Erlaubten gehe, ja, wie er diese Grenzen, soweit sie durch das Herkömmliche gezogen waren, eigentlich schon überschritten habe, um für hunderte und mehr Abende das Théâtre Français zu füllen.

Das Motiv, dem Augier hier eine ihm ganz eigenthümliche dramatische Form gegeben hat, ist in der modernen französischen Literatur sehr häufig, namentlich von den Romandichtern, behandelt worden. Es ist der Conflict zwischen der legitimen Gattin und der Geliebten, der vorübergehende Sieg, den die letztere davonträgt — der Gatte schickt sich an, sein Haus, seine Familie zu verlassen, um der Geliebten zu folgen — und endlich der moralische Ausgang, den das Gesetz des Theaters in Gemeinschaft mit dem Gesetze in der Wirklichkeit bedingt: die Rückkehr des treulosen Gatten zu seinem Weibe.

Stücke dieser Art haben alle einen schwachen Punct: und das ist die Lösung, die nothwendig ist, aber niemals recht glaubhaft wird. Die Verirrung ist immer viel beredter und in viel überzeugenderer Weise geschildert als die Bekehrung und der Bußgang. Wenn der Vorhang zum letzten Male über die wieder vereinigten Gatten gefallen ist, so hat man das Gefühl, daß hier doch nur ein vorläufiger Abschluß gefunden ist, das uns aber in den Charakteren und Verhältnissen nichts die Gewähr bietet, wie die Katastrophe in dem nächsten Acte, der etwa noch folgen könnte, nicht auf's Neue ausbrechen werde.

Paul Forestier, ein junger Bildhauer, hat zu einer verheiratheten Frau, Lea de Clers, in strafbaren Beziehungen gestanden. Sein Vater hat ihn aus den Armen dieser schönen und leichtsinnigen Frau gerissen und ihn in

aller Eile mit seinem Mündel, einem reizenden jungen Mädchen, das zufälligerweise eine Verwandte von Lea ist, verheirathet. Paul hat in den lustigen Flitterwochen seine unschuldige gute Frau wirklich lieb gewonnen. Da tritt Lea, die inzwischen ihren Mann verloren hat, wieder in sein Leben ein. Der Dichter hat sich nicht mit der banalen Erfindung begnügt, daß die frei gewordene Lea ihre Rechte auf den inzwischen seiner Freiheit verlustig gewordenen Paul geltend zu machen versucht. Lea hat — und das ist die Verwegenheit, die Augier so verübelt worden ist — am Hochzeitstage ihres früheren Geliebten in einem Augenblicke besinnungsloser Raserei, in einem hysterischen Delirium, um eine Art von teuflischer Rache an sich, an Paul, an ihrer früheren Liebe zu ihm auszuüben, dem ersten Besten sich hingegeben, — einem einfältigen Tropf, dem sie noch 24 Stunden vorher die Thür gewiesen hatte, und dem sie am folgenden Tage die Thür wieder für immer verschließt. Paul wird von dem Helden des Abenteuers selbst von dessen unbegreiflichem Glücke unterrichtet. Er sucht Lea auf, beschimpft sie; aber die unbezwingliche Liebe räumt alle Bedenken hinweg. Er will Lea gewaltsam in seine Arme schließen, und sie sieht sich genöthigt, ihm durch den Diener die Thür weisen zu lassen. Sie will das Glück ihrer reinen Freundin und Verwandten nicht stören und flieht. Paul will ihr nachreisen und trotzt den Bitten und Drohungen seines Vaters. Seine Frau, die von dem Geschehenen Kenntniß erhält, sieht keinen andern Weg zur Rettung als den des Selbstmordes. Gerade wie Jacques bei George Sand will auch Camilla sich tödten, um dem Glücke ihres geliebten Mannes nicht im Wege zu stehen und dessen Vereinigung mit dem Weibe, das er liebt, zu ermöglichen. Als Paul dies erfährt, kommt die Reue über ihn, und vor diesem starken Beweise selbstloser Liebe streckt seine unlautere Leidenschaft die Waffen.

„Paul Forestier" ist in schönen, klangvollen Versen geschrieben, bei denen man vielleicht ab und zu die Rundung und Glätte vermißt, die aber geharnischt sind und dem kühnen Gedanken ein eigenthümlich glänzendes und festes Gewand geben.

Wie sich Emile Augier in einer Einzelheit in „Paul Forestier" mit George Sand begegnet ist, so trifft er in „Madame Caverlet" in dem Hauptmotive mit dem Lieblingsstoffe der großen Schriftstellerin zusammen. „Madame Caverlet" behandelt die Frage der Ehescheidung, die in Frankreich bekanntlich eine gesetzliche Lösung noch nicht gefunden hat. Die Heldin, Henriette, ist mit einem verkommenen Individuum verheirathet gewesen, einen gewissen Merson, von dem sie sich freiwillig getrennt hat. Sie ist später mit einem durchaus sympathischen und anständigen Manne, Herrn Caverlet, in ein Verhältniß eingetreten, dem zur glücklichen Ehe nichts als die legale Form fehlt. Caverlet gilt überall als der legitime Gatte Henriettens, und deren Kinder, Henri und Fanny, halten ihn für ihren Vater. Erst bei der bevorstehenden Vermählung Fannys mit einem jungen Menschen aus höchst achtbarer und in Ehrensachen etwas ängstlicher Familie, muß sich die

Ungesetzmäßigkeit des Verhältnisses herausstellen. Der Stoff ist wie wenige fruchtbar für ergreifende dramatische Scenen, und Augiers starkes Talent hat aus demselben erschütternde Wirkungen gewonnen. Die Lösung freilich ist auch diesmal etwas künstlich und nicht recht befriedigend. Der wiederauftauchende Gatte wird durch eine starke Abfindungssumme dazu bewogen, sich in der Schweiz naturalisiren zu lassen und zu der dort zulässigen Ehescheidung seine Zustimmung zu geben. Darauf heirathet Henriette — und diesmal in aller Form — den braven Caverlet, und nun steht auch der Verbindung ihrer Tochter mit deren Bräutigam nichts mehr im Wege.

Die hier zuletzt besprochenen Stücke waren freilich glänzende Zeugnisse für das ungebeugte und unverminderte Talent ihres Verfassers; sie zeigten eine ungebrochene Kraft, aber eine Kraft, die sich an Dingen übte, welche unbehaglich wirkten. Sie vermehrten und bestärkten vielleicht sogar den Ruf des Dichters, aber trotz der allzu lärmenden Erfolge, die dieselben fanden, erschütterten sie die Sympathien. Den „Fourchambault“, dem letzten Stücke, das der Dichter geschrieben hat, war es vorbehalten, die alten Freundschaften wieder zu gewinnen.

Ueber dieses allbekannte Stück werden wenige Worte genügen. Hier steht der natürliche Sohn dem legitimen Sprossen gegenüber; und dem ersteren ist es vorbehalten, den Erben des Namens, der ihm von rechtswegen gebührt, durch seine Großmuth zu demüthigen, seinen Vater, der seine Mutter entehrt hat, von der Schande und dem Ruin zu erretten. Außer dem natürlichen Sohne ist es vor allem diese Mutter, das unglückliche Opfer der Verführung, Madame Bernard, die den Fehltritt ihrer Jugend durch lange Reue gesühnt hat, welche in diesem Schauspiel eine tiefe und ergreifende Wirkung ausübt. Augier hat diesmal die schroffen Contraste nach Möglichkeit gemildert und die grellen Farben fast ganz vermieden. Auch in den dramatisch bewegtesten Scenen herrscht ein mildes und gedämpftes Licht, und gewöhnlich spielt die heitere Beleuchtung des hellen Lustspiels hinein; nur in der großen Schlußscene wendet der Dichter die stärksten Accente wieder an, und da wirken sie denn auch vollkommen. Das Stück offenbart die edle und humane Gesinnung des Dichters, an der nur Kurzsichtige durch seine unerbittlichen Angriffe auf das Laster und die gesellschaftliche Duldung des Lasters hatten irre werden können, in glänzendster Weise.

* * *

Somit hätte der Versuch, ein Bild von der dichterischen Production Augiers zu geben, sein Ende erreicht. Ueberall hat sich der Dichter uns dargestellt als ein Mann von strengster Sittlichkeit, von unversöhnlichem Hasse gegen das Gemeine, von glühender Liebe für das Echte und Wahre, von einer Unerschrockenheit in der Verfechtung Dessen, was er als wahr erkannt hat, die an Tollkühnheit streift — ein Dichter von starker Muskulatur, der so herzhaft zugreift, daß die Opfer, die er packt, immer die deutlichen

Spuren des festen Griffes bewahren. Augier ist nicht immer bequem; man hat von ihm gesagt, er zeige die Zähne nicht, um zu lachen, sondern um zu beißen; aber er ist immer respectabel. Sein ganzes Schaffen zeigt uns den ganzen Mann. Keiner unter den französischen Dramatikern der Gegenwart hat vor seinem Berufe einen größeren Respect und erfüllt seine Aufgabe mit tieferem sittlichen Ernste als er. Sein schriftstellerisches Talent ist dabei von einer merkwürdigen Vielseitigkeit. Er trifft den harmlosen, gemüthlichen Ton der kleinen Familie eben so wohl, wie die pathetischen Töne der wilden Leidenschaft. Er gebietet über den anmuthigen Witz und über die schärfsten Accente des Sarkasmus und der Satire. Die Sprache behandelt er in Prosa wie in Versen meisterhaft, und der Ausdruck hat bei ihm jene gedrungene Knappheit, jene echt französische Schneidigkeit, die man als verve gauloise zu bezeichnen pflegt.

Augier erfreut sich bis zur Stunde der vollsten geistigen und körperlichen Rüstigkeit. Wir dürfen daher hoffen, ihm noch recht oft auf der Bühne zu begegnen, und wir können schon im Voraus sicher sein, daß wir immer wieder auf's Neue durch ihn angeregt und gefesselt, und selbst wenn wir nicht mit ihm übereinstimmen, zu ihm hingezogen werden. Denn Augiers dichterische Wirksamkeit gebietet Achtung und Sympathie. Auf den Dichter selbst lassen sich die Worte anwenden, mit denen er einen seiner Helden charakterisirt: „Un coeur simple et tendre, un esprit droit et sûr, une loyauté royale.“

Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbebetrieb*).

Von

F. Reuleaux.

— Berlin. —

Stärker als jemals zuvor macht sich in unserer Zeit der Einfluß der Maschine auf das Leben der Culturvölker fühlbar. Nicht bloß bringt das Transportwesen uns fortwährend mit der Maschine in Berührung, sondern auch fast alles und jedes, was wir tagtäglich gebrauchen, womit wir uns kleiden, was uns in Haus, Küche, was auf dem Felde, was im Felde dient, rührt großentheils von der Maschine her oder ist gar selbst Maschine. In den Gewerbebetrieben hat sie einen Raum erobert, dessen Größe ihr für die Zukunft die volle Herrschaft zu sichern scheint, und unaufhaltsam dringt sie weiter vor, in die Schneider- in die Schusterwerkstatt, ja bis zum Holzhacker auf der Straße, den wir z. B. in Zürich mit seinem an die Wasserleitung angeschraubten Motor sein Geschäft treiben sehen. Es entstehen bei diesem Vordringen Verschiebungen der menschlichen Thätigkeit, welche nicht selten von üblen Folgen, wenigstens zeitweise begleitet sind, eine Erscheinung übrigens, welche früher in weit stärkerem Maße als jetzt aufgetreten ist. Bekanntlich hat in diesem wie im vorigen Jahrhundert nicht selten der Aufruhr brodlos gewordener Arbeiter sich zerstörend gegen die Maschine gerichtet; auch in hochgebildeten Kreisen bestand und besteht zum Theil noch eine der Maschine entgegengerichtete Anschauung. Wie oft hat nicht fanatischer Eifer gegen sie sich Luft gemacht? Wie lange ist es her, daß in deutschen Residenzen der verhaßte Fabrikschornstein nicht geduldet wurde, weil, wenn wir das Verbot im besten Sinne auffassen, die

*) Vortrag, gehalten in der Museums-Gesellschaft in Frankfurt a/Main am 7. Febr. 1879, mit Erweiterungen.

der Maschine anklebenden Uebel ferngehalten werden sollten? Es wurde mit allem diesem die Maschine als etwas dem Menschenthum Feindseliges, zum mindesten ihm fremd Gegenüberstehendes bezeichnet, das durch eine unbekannte Macht wie ein Keil in unsere Verhältnisse hineingeschoben wird. Heute wissen wir alle, daß jene unbekannte Macht der Vortheil ist, den die Maschine uns bringt. Aber diese Erklärung ist nicht völlig befriedigend; der Vortheil könnte ja mit einem größeren Nachtheil erkauft sein, und wer am liberalsten der Maschine entgegenkommt, wird immer erst das ästhetische Bedenken in sich zu bekämpfen haben, welches so oft geweckt wird, wenn eine Landschaft, ein schöner Ausblick, überhaupt der Naturgenuß durch die Maschine beeinträchtigt wird. Wir verlangen noch, und müssen verlangen nach dem Nachweis der innern Berechtigung und der Widerspruchslosigkeit mit dem ganzen menschlichen Wesen, ehe wir die letzten Zweifel schwinden lassen, und deshalb müssen wir die Maschine auf ihr Innerstes, auf Herz und Nieren, zu prüfen suchen.

Verhältnißmäßig erscheint uns die Maschine — und dies steht im Zusammenhang mit dem ebenerwähnten Rest von Fremdgefühl — noch recht jung. Unsere allgemeine Anschauungen datiren sie gerne mit der Dampfmaschine zusammen; wenigstens mischt sich mit unseren normalen Vorstellungen vom Alterthum nichts, was an die Maschine erinnerte. Indessen haben wir doch an die Erfindung der Dampfmaschine nur den lebhaften Aufschwung, nicht den Anfang des Maschinengedankens zu knüpfen. Dieser Aufschwung war aber in der That ein so großartiger, wie täglich klarer wird, daß er eine Epoche anhob. Das Zeitalter der Maschine, wie man unser jetziges nennen kann, leitete er ein. Es beginnt mit dem 18. Jahrhundert. Der Funke, mit welchem der Zeitgeist die neue Flamme zu entzünden gedachte, sprang im benachbarten Hessenlande, in Marburg.

Es würde übrigens dennoch ein großer Irrthum sein, wollte man die vorangegangene Entwicklung gering anschlagen. Sie stand nur in einem anderen Verhältniß zu den normalen Lebensformen, sie schien beschränkt auf ein enges Gebiet und nicht dazu angethan, jemals eine gewaltige Rolle zu spielen. Spinnrad, Haspel und Webstuhl hatten, sie selbst Maschinen, vor langer Zeit zum Fabrikbetrieb Veranlassung gegeben, bei welchen zu mancherlei Zwecken auch Wasserräder zu Hülfe genommen wurden, so in Florenz und London, wo Arno und Themse an ihren Brücken die Wasserkraft hergaben. Das Berg- und Hüttenwesen bediente sich im Mittelalter eines recht ausgedehnten Maschinenbetriebes, welcher, da er „des Wassers und des Feuers Macht“ aufsuchen mußte, in die Thäler und Wälder fern von der großen Heerstraße gefesselt war. Die Mühlen waren schon im classischen Alterthume zu vollständigen Maschinen entwickelt. Ihr Aufsteigen von einer niederen zu einer höheren machinalen Stufe ist uns historisch bekannt. Homer erwähnt nur Handmühlen, deren mühsamer Betrieb Sclavenarbeit war, vorwiegend den Mägden oblag. Auch unsere germanischen Vorväter

ließen die Mägde die schwere Mühle treiben. Nach der Edda verbarg sich einst der junge König Helgi in Mägdekleidung in der Mühle:

Die Steine brechen, die Mühle zerspringt.
Ein hartes Loos hat der Held ergriffen:
Ein König muß hier Gerste malen — —

Roß- oder Maulthiermühlen sind in Pompeji ausgegraben worden. Neben ihnen bestanden zur selben Zeit noch Handmühlen, allein auch vollständige Wassermühlen. Vitruv beschreibt sie uns deutlich, ohne sie indessen als etwas gerade Modernes hervorzuheben. Daß der Uebergang zur Wassermühle in den Jahrhunderten vor Christi Geburt vor sich gieng, bezeugt uns ein liebliches griechisches Gedicht aus der Anthologie.

Die Erfindung der Wassermühle.

Laßt die Hände nun ruh'n, ihr mahlenden Mädchen, und schlafet
Lange; der Morgenhahn störe den Schlummer euch nicht.
Ceres hat eure Mühe den Nymphen künftig empfohlen,
Hüpfend stürzen sie sich über das rollende Rad,
Das mit vielen Speichen um seine Achse sich wälzend
Mahlender Steine vier, schwere zermalmende, treibt.
Jetzt genießen wir wieder der alten goldenen Zeiten,
Essen der Göttin Frucht ohne belastende Müh'.

Auch die Entwicklung einer anderen Maschinengattung beobachten wir in jenen Zeiten. Es sind die Kriegsmaschinen, namentlich die bei Belagerungen gebrauchten Geschütze. Wir finden sie zu Alexanders Zeiten schon sehr ausgebildet, wohlgeordnet nach Kalibern und verschiedenen Arten. Diese Wurfmaschinen, welche ein genaues Studium uns wieder ganz nahe gebracht hat, waren armbrustartig gebaut, hatten aber statt des elastischen Bogens zwei steife hölzerne Arme, welche durch gewundene Stricke nach vorne geschleudert wurden. Diese Stricke mußten von vorzüglich elastischem und zugleich festem Stoff sein. Es wird uns berichtet, daß in dem belagerten Karthago die Frauen ihr Haar opferten, damit daraus die mangelnden Stricke für die Katapulten geflochten werden konnten. Leider haben die Götter das erwähnte Opfer nicht gnädig aufgenommen. Heute würde dasselbe den Frauen wohl nicht so schwer werden, wie es den karthagischen gewesen! — — Noch eine andere Ideenverbindung, welche von unserer Frauenwelt zu den erwähnten Maschinen hinleitet, sei angeführt: es ist der Name jener Wurfmaschinen. Man nannte eine solche bei den Griechen ein Manganon, ein Wort, welches auch auf künstliche Hülfsmittel im allgemeinen angewandt wurde, und mit Magos, d. i. Magier, dem Namen des alten künstevollen medischen Volksstammes, verwandt ist. Im Mittelalter gieng das Wort aus einer lateinischen in eine italiänische, eine französische und auch eine deutsche Form, nämlich Mange, Mangel (auch Mandel) über, und übertrug sich dann auf die der Wurfmaschine sehr ähnlich gestaltete, schwerfällig gebaute Wäscherolle, der es dann geblieben ist. Wenn daher heute die Hausfrau von ihrer Mange

oder Mangel spricht, so gibt sie den Reflex einer Schallwelle wieder, welche durch fast vier Jahrtausende herauf, die griechische Kriegsgeschichte streifend, bis in unsere Tage vibrirt.

Die bei den erwähnten Medern, sowie bei den Babyloniern und Assyriern bestehende hohe Cultur setzt eine gewisse Entwickelung des Maschinenwesens voraus. Wir besitzen vielfache directe Andeutungen; verbürgt ist uns die in großartigem Maßstab stattfindende Verwendung von Schöpfrädern zur Bewässerung der Felder, oder besser gesagt zur Speisung von Kanalsystemen für diese Bewässerung, deren Eingehen jene Landstriche ihrem heutigen halb wüsten Zustande überliefert haben.

Durchwandert man so die Geschichte aller Culturvölker, so trifft man, so weit in die Vergangenheit man auch vordringen mag, nirgend auf die wahren Anfänge der Maschine, nur auf niedere Stufen derselben, und man ist deshalb genöthigt, bis in die Vorgeschichte der Menschheit zurückzugehen, um zu ihrem Uranfang zu gelangen.

Das Studium der Vorgeschichte ist durch Arbeiten der letzten Jahrzehnte zu einer Wissenschaft emporgediehen, welche an die Stelle der im vorigen Jahrhundert mit Beifall aufgenommenen Speculation und Fiction den allmählich aus Thatsachen sich zusammenfügenden Beweis gesetzt hat. Sie ist untrennbar von der Entwicklungsgeschichte der Menschheit und mit ihr zur Zeit in der glücklichen Lage, die Vergangenheit verschwundener Völker nicht nur aus Gräbern, sondern am lebenden Object studiren zu können, nämlich an den auf geringer Culturstufe stehenden Völker. Wenn nun auch keineswegs die auf die Maschine gegründeten Forschungen schon weit genug geführt worden sind, so lassen sich doch einige Merkmale bereits angeben. Aber auch zu diesen läßt sich nur mittelbar gelangen. Es klingt paradox, wenn ich sage, und doch ist es richtig: man muß vorher wissen, was gefunden werden soll. Ehe man nämlich festgestellt hat, was Maschine ist, oder was auf der Stufenleiter zu ihr liegt, was zu ihr gehört, ist die Forschung richtungslos; es kann ihr Wichtiges ganz entgehen, Funde können unbeachtet bleiben, welchen ein hoher Werth beiwohnt. Nur ein Beispiel. Auf seiner berühmten Reise quer durch Afrika beobachtete Stanley die Handhabung der Spindel bei Eingeborenen, die nie eines modern Gebildeten Auge gesehen. Die Beschreibung, die er giebt, läßt uns aber über einige wichtige machinale Puncte, die leicht festzustellen gewesen wären, im Unklaren. Wie im Zauberschlosse oder im neckenden Traume fliegt gerade im letzten Moment, wo wir den Schatz zu greifen meinen, die Thür zu. Aehnlich Stanley, haben viele Reisende leicht zu Beobachtendes außer Acht gelassen, unvollständige Beschreibungen geliefert, während, vom leitenden Prinzip begleitet, sie das Wichtige sofort hätten erheben können.

Das allgemeine Prinzip nun der Maschine ist die Bewegungs-Erzwingung. Mit der Maschine will man zunächst Körpern Bewegung ertheilt wissen; diese Bewegung soll dann aber nach einem bestimmten Plane

vor sich gehen, es sollen gewisse Wege unter gewissen Geschwindigkeiten und in gewisser Folge durchlaufen werden, wie es eben dem zu erreichenden Zwecke entspricht. Dieser Zweck kann von zweierlei Art sein. Es kann sich um bloße Fortbewegung handeln, wie bei dem Eisenbahnzug, oder um eine Umgestaltung, welche in der Regel mit Fortbewegung verbunden ist. Die Münzpresse, welche die Metallplatte umformt, das Spinnrad, bei welchem aus dem flockigen Faserbündel ein schraubenförmig gezwirnter Faden bereitet und sogleich aufgewickelt wird, die Nähmaschine, bei welcher mindestens zwei zu bearbeitende Körper, der Stoff und der Faden, umgestaltet werden, sind Beispiele. Man unterscheidet, je nachdem bloß Fortbewegung oder wesentlich Formveränderung der Bewegungszweck ist, orts- und formändernde Maschinen. Manche Maschinen betreiben wir mit der eigenen Muskelkraft oder derjenigen von Thieren, andere dagegen durch leblose Körper; immer aber sind Körper zu einander gruppirt, welche den erstrebten Bewegungszwang bedingen. Wenn wir also eine Maschine bauen, so geht unsere Absicht dahin, durch außer uns gelegene leblose Körper einen Bewegungszwang bestimmter Art herbeizuführen, mit anderen Worten: *in den Bewegungen dieser Körper unsern Willen zur Geltung zu bringen.*

Die Frage drängt sich uns auf, wie der Mensch dazu gekommen ist — und er begann ja damit in der vorgeschichtlichen Zeit — solche merkwürdige Absichten zu fassen und zu verwirklichen.

Es gibt eine populäre Anschauung, nach welcher er durch Nachahmung der Natur, insbesondere von Thieren, sich Geräthe mancherlei Art, auch maschinenartige, gebildet und dabei wegen der wunderbaren Zweckmäßigkeit der Natur das relativ Beste erzielt habe. An diesem Satze ist Wahres und Falsches, wahr das Unwesentliche, falsch das Wesentliche der Behauptung. Wenn z. B., wie Ludwig Noiré treffend wahrscheinlich gemacht, ein Theil des Unterkiefers großer Säugethiere, wie der Bären, mit darin steckendem Zahn als Vorbild für eine Hiebwaffe gedient hat, die aus einem keulenartigen Holzstück mit eingesetztem Stein besteht, so hat damit der Urmensch die Natur nachgeahmt, und doch auch wieder nicht. Denn die Natur hatte den Kieferknochen mit noch anderen Fortsätzen versehen, ihn mit einer ganzen Reihe von Zähnen besetzt, ihn symmetrisch wiederholt, ihn einem Oberkiefer mit zwei anderen Zahnreihen gegenüber gestellt, und endlich zur Ausführung der Beiß- und Kaubewegung mit Muskeln ausgerüstet, also ihn für diesen Zweck eigenartig, und wenn man will höchst zweckmäßig gestaltet. Wenn also der Urmensch das passende Bruchstück in der Manier Simsons gebraucht, zweckmäßig gefunden und in Holz und Stein wiederholt hatte, so war er von der Natur möglichst weit abgewichen. Aehnlich lassen sich gewisse Vorstellungen Einzelner widerlegen, welche meinen, das Dampfboot solle statt mit Schaufelrädern mit entenfußartigen Treibern versehen werden — wie oft hat man diesen fruchtlosen Versuch schon gemacht! — oder: die Schiffschraube sei eine Nachahmung des Fischschwanzes und aus diesem Grunde so wirkungsvoll, während die Schraube

ein starres, sich um eine Achse drehendes Rad, der Fischschwanz aber ein biegsames Gebilde voll Muskelspiel ist, welches nicht gedreht, sondern hin und her geschwungen wird. Noch könnte versucht werden, anzuführen, daß in der Natur Maschinen vorkommen, wie manche Springquellen, wie die zur Blutbewegung dienenden Einrichtungen im Säugethierkörper, die alle Theile einer Pumpe besitzen, u. s. w., und diese hätten den Menschen als Vorbilder, wenn auch nur dunkel, vorgeschwebt. Hierbei ist nun weggelassen, daß erst aus Kenntniß der von Menschenhand gefertigten Pumpe (welche, nebenbei bemerkt, eine recht lange Erfindungsgeschichte hat) das Verständniß für die im Organismus wirkende erlangt worden ist. Kurz, diese Naturnachahmungstheorie versagt bei dem leisesten Versuch einer ernsthaften Anwendung sofort den Dienst.

Eine zweite Form der Erklärung ist, daß von Zeit zu Zeit Erfinder aufgetreten seien, hochbegabte hervorragende Naturen, welche große Fortschritte gemacht, Neues eingeführt, das Bestehende umgestaltet hätten. Auch dies wiederum ist wahr und wieder nicht wahr. Erfindungen wurden gemacht und leiteten Fortschritte ein, aber sie giengen nicht von Einzelnen aus, weil das Suchen nach Lösungen von Problemen erst auf höherer Culturstufe, bei befreiterem Geiste beginnen kann. Die Menschen, nicht einzelne Menschen, machten Erfindungen, wennschon uns mythische Erzählungen das Gegentheil von Göttern und deren Schützlingen berichten. Diese Mythen aber sind, abgesehen von dem feinen Regulus von Wahrheit, den sie bergen, keine Berichte, sondern nur Aeußerungen der Bewunderung, welche Spätere, Reflektirende, den angeblichen Erfindungen zollten. So wie die Gottheiten des indogermanischen Völkerkreises sich in Naturgewalten auflösen, so die Namen mythischer Erfinder fast immer in Begriffe. Dädalos ist der Kunstfertige, sein Schüler Talos, der Erfinder der Säge, der Wagende, Ausharrende; selbst der Titan Prometheus ist schwerlich poetisch griechisch der Vorbedenkende, sondern wahrscheinlich sanskrit Pramantha, Drehstift im Holzfeuerzeug, wenn nicht Pramâtha, gleich Raub*). Indem aber so bei näherer Untersuchung jeder Anhalt, der uns auf einzelne Persönlichkeiten verweist, entschwindet, fällt auch die ganze Anschauung dahin.

Zu der Antwort auf die große Frage, wie der Maschinengedanke in die Welt gekommen, gibt uns den Schlüssel die Erklärung der Maschinenzusammensetzung, wonach der Bewegungszwang durch aufeinander einwirkende Körper erzielt wird. Schon im tiefsten Entwickelungsstande ist aber die Bewaffnung der Menschenhand mit fremden Körpern, als Steinen, Stöcken und dergl., zweifellos vorgekommen, da selbst die höheren Affenarten gelegentlich sich zur Vertheidigung derselben bedienen. Daß in den Urzuständen Steine zum Oeffnen von Früchten, bald auch zum Zerreiben von Körnern gedient haben, ist als sicher anzunehmen. Ueber die Länge der Zeitläufte, innerhalb deren sich die Verständigungsmittel bis zur Entstehung der Sprache ausgebildet

*) A. Kuhn, Herabkunft des Feuers.

haben, vermögen wir uns keine einigermaßen begründete Vorstellung zu machen; jedoch ist anzunehmen, daß die Sprache schon sehr früh, d. h. bei einem sehr tiefen Entwickelungsstand, sich gebildet habe. Denn selbst sehr einfache gemeinsame Arbeiten der Urmenschen setzen ein verhältnißmäßig vollkommenes Verständigungsmittel voraus; mit anderen Worten: die Entwickelung der Sprache und diejenige der Vernunft können nicht getrennt gedacht werden. Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft! Niemand, der heute versucht, sich mit den wissenschaftlichen Forschungen in diesem Gebiete vertraut zu machen, kann ohne schmerzliches Bedauern des Verlustes eines großen Mannes, eines Bürgers dieser Stadt gedenken, dem wir hier die großartigsten und tiefsinnigsten Arbeiten, die glänzendsten Entdeckungen und Aufschlüsse verdanken. Es ist Lazarus Geiger, der Sprachphilosoph, dessen Arbeiten grundlegend für alle Zeiten bleiben werden. Er hat der Forschung ganz neue Wege in die dunkle Vorzeit gewiesen und Bahnen gebrochen, auf denen Andere weiter vorzudringen vermögen, wie beispielsweise mit kühnem Muthe neuerdings Ludwig Noiré gethan. Geiger hat die Forschungsform entwickelt, aus den Wurzelformen der Wörter die Thätigkeiten zu erschließen, welche der Urmensch geübt, welche die vorwiegend ihn beschäftigenden gewesen sind, und ist auch nothwendig darauf geführt worden, zu versuchen, die Urwerkzeuge festzustellen. Für das erste Geräth, aus zwei Körpern bestehend, welchen eine einigermaßen bestimmte gegenseitige Bewegung verliehen wurde, hält er das Reibholzfeuerzeug, zwei Hölzer, von denen das eine in einer Bohrung des anderen aufrechtstehend gehalten und quirlartig gedreht wird, so lange und unter fester Anpressung gedreht, bis sich die Hölzer erhitzen und Feuer fangen. Er verlegt demnach den Anfang des Maschinengedankens — denn dieser beginnt, wo zwei Körper in eine gegenseitig gezwungene Bewegung bestimmter Art versetzt werden — in den Zeitpunkt der Feuererfindung. Die inzwischen weiter fortgesetzten Untersuchungen führten indessen nicht dazu, Geiger in dieser Ansicht beizupflichten. Es spricht sehr Vieles dafür, daß jener Quirl schon vor der Feuererfindung, vor seiner Verwendung im Reibholzfeuerzeuge, zu einem anderen Zwecke, nämlich zum Bohren von Löchern in allerlei Gegenstände, benützt worden sei. Auch ich theile heute diese letztere Meinung. Nach dieser wäre dann der mit den beiden Händen quirlartig betriebene Bohrer das erste machinale Geräth, dessen sich der Mensch bedient hat, und wäre dasselbe durch die beim Bohren in Holz sich entwickelnde Wärme, die zu hoher Erhitzung, zu Rauchentwicklung und Funkensprühen führen konnte, die Veranlassung zur Feuererfindung geworden.

Daß ein lange, lange feuerlose Zeit gewesen sein muß, d. h. eine Zeit, in welcher der Mensch sich des Feuers weder zur Erwärmung, noch zur Beleuchtung, noch zur Speisenbereitung und zu anderweitigen Zwecken bedient hat, muß angenommen werden. Zwar kennen wir jetzt keine wilde Völkerschaft, die das Feuer nicht besäße, aber die Ueberlieferung hat die Erinnerung an jene gewiß furchtbare Zeit festgehalten. Einestheils finden wir Mythen

von Feuerfindern auf der ganzen Erde, anderntheils wird in den uralten heiligen Liedern der Inder in den Veden wiederholt auf die feuerlose Zeit direct angespielt. Das göttliche Wesen Agni, als welches das Feuer angerufen wird, erfährt zahllose Lobpreisungen, darunter auch folgende:

> Den Agni setzten in der Menschen Häuser
> Als lieben Freund die Götter, zur Erquickung;
> Er strahlte durch die holdgesinnten Nächte.
> — — —

oder:

> Erfreuend ist ein Anblick, schöner Agni,
> Und angenehm, des hehren, mannigfalt'gen;
> Denn auch durch Dunkel hemmt man deinen Glanz nicht,
> Noch wirft auf dich Verfinst'rung einen Flecken.

Aus diesen Gesängen müssen wir auch die Ueberzeugung schöpfen, daß das Feuer nicht unmittelbar in den Dienst des Menschen zu dessen häuslichen Zwecken genommen worden, sondern daß umgekehrt der Mensch zuerst einen Feuerdienst errichtete, den wir ja bei so vielen Völkern ausgebildet finden, und dessen Reste bis heute der katholische Gottesdienst festgehalten hat, — daß also erst allmählich das Bewußtsein der Herrschaft über das Feuer erwachte. Auf alle Fälle aber ist zu erkennen, daß die Erfindung der Feuerzündung von einer ganz großartigen Bedeutung für das Menschengeschlecht der Urzeiten war. Es müssen Umwälzungen der Lebensformen stattgefunden haben, welcher keine der von späteren Entdeckungen oder Erfindungen herbeigeführten sich an die Seite setzen lassen.

Im Besitze des Feuers schlug der Urmensch in seiner Entwickelung ein schnelleres Tempo an. Es wird ihm leichter, Niederlassungen herzustellen, aber auch zu ändern und zu wechseln, er vermag in kältere Zonen vorzudringen, seine Ernährung hebt sich; er lernt ferner Baumstämme höhlen, um schwimmende Fahrzeuge daraus zu machen, er verscheucht die wilden Thiere von seinen Lagerstätten durch das Feuer; kurz, er schwingt sich zum Herrn über Situationen auf, denen er früher fast rettungslos unterlag. Mit dem Feuer ausgerüstet sehen wir denn auch den Menschen sich einer bereits beträchtlich entwickelten Lebensform in den sogenannten Pfahlbauten erfreuen. Er treibt mit steinernen, hölzernen, hörnernen Geräthen neben Jagd und Fischerei auch Ackerbau und Viehzucht; er lebt mit Gesittung und einem uns verständlichen Lebensgenuß, wie wir aus manchen Fundstücken zu schließen berechtigt sind. Auffallend ist dabei das deutliche Auftreten einer Art von G e w e r b e b e t r i e b. Die Pfahlbauten und auch ältere Niederlassungen benehmen uns die Meinung, daß jeder einzelne Mann sich seine Geräthe oder anderweitige Bedarfgegenstände selbst gefertigt, oder nur in seinem Wohnsitz, etwa durch die Familienglieder, habe fertigen lassen. Es zeigen sich vielmehr deutliche Spuren der Arbeitstheilung. In den alten Niederlassungen, welche wir mit dem Grabscheit bloßgelegt haben, finden wir Steintrümmer, Reste von Hirschgeweihen und anderen Materialien, welche

als Rohstoffe zur Herstellung von Geräthen dienten, so oft in Anhäufungen vor, daß wir zu der Annahme gedrängt worden sind, darin Werkstattabfall zu erblicken. Es waren also Einzelne, die sich mit der Geräthherstellung und anderen handwerklichen Arbeiten befaßten. Dabei werden wir indessen schwerlich an freie Arbeit zu denken haben, vielmehr entweder Sclavenarbeit oder, nach Analogie mit dem, was bei wilden Völkern beobachtet worden, den gezwungenen Fleiß der Gebrechlichen, der Krüppel, Lahmen und Siechen voraussetzen müssen. Die Starken, Gesunden giengen hinaus zur Jagd, auch wohl oft zu Kampf und Streit, die Bresthaften daheim mußten schwere, mühsame Arbeit verrichten, aber auch solche, welche Verstandesschärfe beanspruchte, und sie sannen Kluges und Nützliches aus, wurden kunstfertig, auch geschickt im Helfen bei Verwundung und Krankheit, machten sich dadurch unentbehrlich, kurz hoben ihre sociale Stellung; und so dürfen wir denn früh den merkwürdigen Prozeß beginnen sehen, welcher eine Ausgleichung bildet beim Menschengeschlecht gegen das durch seine materialistische Härte uns abstoßende Gesetz der Darwinischen Lehre, die Ausgleichung durch geistige Vorzüge, den mit leisem Hauch heranwehenden Grundsatz der Gleichheit der Menschen vor der Menschheit.

In den durch viele Jahrtausende sich hinziehenden Zeiten, in welchen der vorgeschichtliche Mensch in der Steinzeit heraufledte zu den Fähigkeiten, welche ihn in die Geschichte einrückten, sind zahlreiche Erfindungen auf dem machinalen Gebiete gemacht worden. Man lernte die Thierwolle und Pflanzenfaser zu Fäden drehen bis zu der Gleichmäßigkeit, welche ihre Verbindung, zuerst zu Flechtwerk, zu Netzen, dann zu Geweben, ermöglichte. Das gewebte Kleid ersetzte nach und nach die Hülle von Thierhäuten. Aus dem rollenden Baumstamm formte man die Walze zum Fortschaffen schwerer Lasten, aus der Walze in langsamem Fortschritt das rohe Wagenrad, darauf den Wagen selbst, lernte das Pferd zähmen und zum Lastträger und Zugthier ausbilden. Die thönernen Töpfe, entstanden aus dem mit Lehm ausgeschlagenen Ruthengeflecht, die man zuerst mit der bloßen Hand auf ebenem Boden knetete und mit den Fingern mühsam dünnwandig bildete, so daß wir an zahllosen Fundstücken noch heute die Eindrücke der Finger und Nägel sehen können, diese Töpfe lernte man auf der Drehscheibe herstellen. Wir kennen einzelne äußerst rohe Anfänge dieser merkwürdigen Urmaschine und sehen noch heute bei einzelnen Völkern niedrig ausgebildete Formen derselben in Gebrauch. Man schuf sich Waffen von mancherlei Art und Verwendung, zunächst solche zum Schlagen und Stechen, dann zum Wurf aus freier Hand, dann zum Schleudern mit der Leine, dann zum Fortschnellen mit dem Bogen.

Halte man diese flüchtige Aufzählung nicht für eine willkürliche Aneinanderreihung, geordnet nach leichten Schlußfolgerungen, vielmehr für Andeutungen einer großen Reihe von Resultaten peinlich genauer Forschung, welche die vorgeschichtliche Wissenschaft mit langsamen Schritten geliefert hat. Von der Vorsicht, mit welcher jeder einzelne Schritt gemacht werden muß, nur ein Beispiel. Oskar Peschel, der treffliche, leider der Wissenschaft auch viel zu früh

entrissene Forscher, weist nach, wie sogar geologische Ursachen die Entstehung oder Nichtentstehung einzelner Waffen beeinflussen oder deren Verlust herbeiführen konnten, insbesondere die von Bogen und Pfeil. Auf den Südseeinseln fehlt dieses Schießgewehr gänzlich, obwohl die Bevölkerung, sei es von dem indischen Archipel, sei es von Neuguinea aus, nach Erfindung des Bogens eingewandert sein muß. Auch liegt für eine verhältnißmäßig vorgeschrittene Bevölkerung die Erfindung des Bogens nicht gar fern, ist derselbe doch als Kinderspielzeug auf einer Insel der Ellicegruppe bestimmt nachgewiesen. Jene Inselwelt besteht aber fast einzig aus Korallenbauten oder vulcanischen Erhebungen, welche seit der Tertiärzeit nicht mit großen Continenten in Verbindung standen. Deshalb fehlen der Fauna dieser Länder alle größeren Säugethiere und somit für die Bewohner die Veranlassung, von weittreffenden Schießwaffen Gebrauch machen zu müssen. Bogen und Pfeil wurden deshalb nicht erfunden, oder verschwanden bald aus dem Gebrauch, wenn sie bei der Einwanderung mitgebracht worden waren. Ganz dieselbe Beobachtung gilt auch von mehreren anderen Inseln.

Mit Entschiedenheit müssen wir uns auch des Gedankenganges entschlagen, als seien die Waffen aller Art das Erste und Wichtigste, was sich der Mensch bereitet habe. Hunderte von Geräthen, welche zu anderen Zwecken, zu häuslichen Verrichtungen, zu Feldarbeit u. s. f. bestimmt waren, finden sich vor oder lassen sich nur als solche mit Grund erklären. Kleine Messer, Nähnadeln aus Horn oder Knochen, Mahlsteine, Plättsteine zur Bereitung eines filzartigen Zeuges aus Baumrinde, dessen Herstellung bei südamerikanischen Wilden noch heute vorkommt, sind nachgewiesen. Jede genauere, auf vergleichende Beweisgründe gestützte Deutung von Geräthen hat mehr Licht in jene dunklen Zeiten geworfen, deren Entschleierung man vor zwei Menschenaltern noch für ganz unmöglich halten mußte.

Sehr spät kam erst die Drehbank oder deren rudimentäre Vertreterin auf. Sie muß später entstanden sein, als die Töpferscheibe; ja ich halte ihre Einführung für in nahem Zusammenhang mit derselben stehend, weil die wahrscheinlich älteste Form der Drehbank, eine bei den Kalmücken vorkommende wesentlich nur zur Herstellung von Gefäßen geeignet ist.

Nach dem Eintritt der Bronzezeit gieng eine allmähliche, obwohl sehr langsam fortschreitende Verwandlung steinerner Werkzeuge in metallene vor sich, wobei auch die Formen sich umgestalteten, die Namen aber bleiben konnten. Auf eine interessante derartige Wandlung möchte ich hinweisen. Man findet viele Feuersteingeräthe von der Form eines bedeutend vergrößerten Mandelkerns, an dem einen Ende stumpf gerundet, an den Kanten scharf gezähnelt. Ich halte diese Steine für Feilen. Im Griechischen heißt nämlich die Feile Rhine, ein Wort, welches mit dem Namen für Nase, Rhis, Genitiv Rhinos, eng zusammenhängt. Jener Stein hat aber ungefähr die Form einer Nase und mag darnach benannt gewesen sein; er hat seinen Namen der Metallfeile vererbt, diese aber die alte Form aus Zweckmäßigkeitsgründen allmählich bis zur Unkenntlichkeit abgestreift.

Auf diese und ähnliche Weise vorbereitet, trat endlich der Mensch in die geschichtliche Periode ein, versehen mit einem beträchtlichen Apparat von Werkzeugen und Geräthen, welche ihn befähigten, zu hoher Cultur fortzuschreiten. Die stark entwickelte Sprache, die Einführung der Schrift, gaben ihm mächtige Impulse zur geistigen Weiterentwicklung und auch zur immer bewußter werdenden Entwickelung seines machinalen Arsenals. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, den oben andeutungsweise geschilderten Grad der Vollkommenheit der Maschine im Alterthum und Mittelalter vorzufinden. Das Eine aber müssen wir aus den Vorgängen, welche ich in Kürze zu skizziren versucht habe, entnehmen, daß in der Maschine ein Haupttheil der Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten, des menschlichen Wesens, zu einer bestimmten Form gelangt ist. Der Mensch setzt sich in der Maschine gleichsam außer sich selbst fort. Die Geräthe und Werkzeuge, am ausgebildetsten die vollständige Maschine, sind, wie Ernst Kapp es wissenschaftlich ausgedrückt hat, Projectionen der menschlichen Gliedmaßen und Kräfte. Aus sich selbst schuf er, aus seinem Geiste heraus baute er die Maschine als seine materielle äußerliche Fortsetzung, als seinen immer gewaltiger gemachten Arm, als seine immer kunstfertiger beschäftigten, unermüdbaren Finger, sich verhundertfachend an Leistungsfähigkeit, der Herr geworden über Naturgewalten, welchen er einst in Noth und Beschwerde sein Dasein abrang.

Ehe wir uns jetzt beschäftigen können mit dem Zeitalter der Maschine, müssen wir uns über die Art des stattgehabten Entwicklungsganges noch etwas klar machen. Offenbar besteht eine innere Verschiedenheit zwischen denjenigen Maschinen, welche von unserer Hand oder auch durch Thierkraft, Gewichte, Federn u. s. w. betrieben werden, und dabei irgend eine mehr oder weniger künstliche Arbeit verrichten, und denjenigen, durch welche wir Naturkräfte nöthigen, Arbeit zu leisten, ihre Gewalt uns unterzuordnen. Man unterscheidet auch in der Maschinenlehre die ersteren als Arbeitsmaschinen von den letzteren, den Kraftmaschinen. In der That aber spiegeln diese beiden Maschinengattungen zwei von einander trennbare Seiten jedes mechanischen Vorganges ab, nämlich der Bewegungsform und der zur Herbeiführung und Erhaltung der Bewegung nöthigen Kraft. Zum Staunen veranlaßt durch die gewaltigen Kraftwirkungen mancher Maschinen, sind wir leicht geneigt, die Entstehung des Maschinengedankens aus dem entstandenen Bedürfniß der Kraftleistung abzuleiten. Daher bildete sich die sehr populäre Meinung, der „Hebel" sei die älteste Maschine gewesen, die Aufgabe, schwere Lasten zu bewegen, habe zu seiner Erfindung Veranlassung gegeben, und so fort. Daß der Gang ein ganz anderer gewesen, daß die Bewegungsform das zuerst Anregende gewesen, haben wir eben gesehen. Dies ist aber nicht Zufall, sondern hat seine innere Begründung. Unmittelbar auf seine eigenen Muskelkräfte angewiesen, fand der Mensch in diesen anfangs, und lange Zeiten hindurch in vollständig ausreichendem Maße, die Bewegungskraft vor, um zahlreiche mehr oder weniger machinale Bewegungen einzuleiten und im Gange zu halten.

Wo die Muskeln der Einzelnen nicht ausreichten, erzielte die Verständigung die nöthige Zufuhr der Kräfte Vieler. Es bedurfte also nicht der Zuhülfenahme der in der unbelebten Natur vorhandenen Kraftquellen, und somit mußten sich die Mittel, die Bewegungsform dem Willen unterzuordnen, zuerst entwickeln. Bis zu welchem Maßstab die Vereinigung Vieler zu gemeinsamer Kraftleistung frühzeitig stattgefunden haben muß, ist aus den Koloßtransporten der Assyrer und Aegypter zu schließen, von denen wir durch Monumente Kenntniß haben. Eine bekannte ägyptische Darstellung aus El Bersch zeigt uns 4 mal 43 Menschen in wohlgeordneter Aufstellung an den Zugseilen beschäftigt, mittelst welcher ein mächtiges Steinbild fortgeschleppt wird. Ein Anführer, auf dem Knie des sitzenden Königsbildes stehend, gibt durch Händeklatschen den Marschtakt an; Hülfsmannschaften begießen die Schleifbahn mit Wasser, andere bringen Vorräthe und Lebensmittel. Noch heute lieben auch die Eingeborenen in Indien das gemeinsame Angreifen bei Fortbewegung schwerer Lasten. Die englischen Ingenieure können sie nur mit der größten Mühe dazu bringen, auch nur Zugstiere und Wagen zu Hülfe zu nehmen. Eine englische technische Zeitschrift*) zeigt in Wort und Bild, wie 48 Kuli einen Quaderstein von 23 Centner Gewicht von den Steinbrüchen nach dem ziemlich entfernt gelegenen Bauplatz tragen. Je zwölf Mann in vier Reihen tragen auf den Schultern lange starke Bambusstangen, an welche zu je zwei in der Mitte ein hölzerner Querstab, dem Ortscheit eines Wagens ähnlich, angebunden ist. An diese beiden Ortscheite ist wieder mit Stricken ein drittes stärkeres angehängt, von dessen Mitte die den Quaderstein umfassenden Ketten herabgehen. Ein Aufseher oder Anführer, mit einem Stab in der Hand, schreitet voran, den Takt angebend. Diese Fortbewegungsart ist dem Hindu kaum auszureden und zwingt die Engländer zu ganz enormen Ausgaben für Löhne. Wenn es also heute so schwer wird, diese offenbar uralte Gewohnheit, große Kraftäußerungen durch Vereinigung der Kräfte einzelner Menschen zu erzielen, durch eine bessere und so viel weniger anstrengende Methode zu ersetzen, wie fern muß in den Urzeiten der Anlaß gelegen haben, mechanische Kräfte nutzbar zu machen, welche außer dem Menschen lagen.

Daß andere, als die Kräfte belebter Wesen zur Bewegungserzeugung benutzt, gezwungen oder geleitet werden könnten, war auch dem Menschen anfangs völlig unbekannt; er mußte diese Kräfte erst von der Summe der sie begleitenden Erscheinungen unterscheiden lernen, sie von der Hülle, welche sie seinem Geiste noch verbarg, erst befreien, er mußte, wie wir es ja nennen, die Kräfte oder ihre Verwendbarkeit entdecken. Hierbei konnte der Zufall, auch die langsam zu einer Abstraction vorschreitende Beobachtung, hülfreich und endlich veranlassend mitwirken. Die Körpervereinigungen aber, welche den Bewegungszwang ermöglichen, mußte er durch den werkthätigen Verstand erschaffen, er

*) Engineer, 1876, Februar S. 78.

mußte sie erfinden; sie waren etwas, was in ihm vorbereitet lag und langsam reifen konnte, während die fremde Kraftquelle und deren Benutzbarkeit außer ihm stand. Deshalb sehen wir denn die Entwicklung der Maschine, sowohl in der Urzeit, als in der geschichtlichen Periode, auf zwei gesonderten Wegen einhergehen, die bald dicht nebeneinander, bald fern von einander laufen, der Weg der Entdeckung in Bezug auf die Kraftquelle und der der Erfindung in Bezug auf die Bewegungsform. Die Einführung des Feuers in den menschlichen Haushalt mußten wir eine Erfindung nennen. Entdeckt brauchte das Feuer nicht zu werden, es war zweifellos bekannt, aus Blitzschlägen, aus Vulcanen, aus Erdölflammen; allein seine Benutzung und die Weise seiner Erzeugung war das Resultat innerer Vorgänge. Daß dagegen die Luft ein wägbarer Körper sei, daß die über uns stehende Luftsäule ein meßbares und zwar sehr großes Gewicht habe, war eine Entdeckung, die große Entdeckung Toricelli's, welche zur Erfindung der Dampfmaschine anregte. Diese Erfindung, an welcher seiner Zeit viele thätige Köpfe arbeiteten, gelang dem Professor auf der Universität Marburg, dem Hugenotten Dionysius Papin.

Die Dampfmaschine ist also eine Professorenidee, die Frucht tiefer mühsamer Verstandesarbeit, gezeitigt an einer deutschen Universität. Diese Thatsache verdient, glaube ich, mehr Beachtung, als ihr bisher bei uns zu Theil geworden. Nicht eine Tafel, nicht ein Stein sagt dem Besucher Marburgs, welche die Welt umgestaltende Idee dort ans Licht getreten: Ja, ich kann aus Erfahrung mittheilen, daß es selbst nicht ohne lästige Formalitäten abgeht, wenn ein Fremder das in der Universitätsaula befindliche Bildniß Papins sehen will. Daß an unseren Universitäten die Dampfmaschine und die ganze Maschinenlehre überhaupt kaum mehr als eine vorübergehende Aufmerksamkeit erfährt, ist wohl nur daraus erklärlich, daß die polytechnischen Hochschulen diese Stoffe mit voller Ausführlichkeit behandeln, ihr Studium also gesichert ist. Nach dem oben Hervorgehobenen würde indessen, da wir die Maschine als ein so hervorragendes Erzeugniß menschlicher Geistesthätigkeit erkennen müssen, die allgemeine logisch-philosophische Behandlung derselben in den Vorlesungskatalogen deutscher Universitäten wohl einen Platz verdienen.

Höchst bemerkenswerth und auch würdig aufgestellt im Hofe des Museums in Kassel ist ein großer gußeiserner Dampfcylinder, bestimmt gewesen für eine Dampfmaschine Papins; der erste und älteste gußeiserne Dampfcylinder, der überhaupt hergestellt worden. In der praktischen Verwendung seiner Maschine hatte Papin wenig Glück. Sein Dampfschiff wurde in Hannöverisch-Münden von aufgebrachten Matrosen zertrümmert. Die neue Idee der Dampfmaschine aber kam in England in praktische Hände, die von Newcomen und Cawley: sie erhielt indessen erst ihren rechten Aufschwung durch James Watt, dreiviertel Jahrhunderte nach Papin. Dürfte ich hier die einzelnen Entwicklungsstufen, welche die Dampfmaschine von Papin an allmählich erstieg, vorführen, so würde sich eine erstaunliche Aehnlichkeit ergeben mit den in den ältesten Zeiten geschehenden Ideenentwicklungen, so langsam für unsere heutigen Begriffe, in so dünnen Nieder-

schlägen hat sich ein Gedanke an den andern gelegt, bis endlich in diesem Jahrhundert die Beschleunigung der Ideenentfaltung eintrat, in welcher wir uns heute befinden. Heute wird mit Bewußtheit und unter Benutzung eines großartigen wissenschaftlichen Apparates, darum aber auch mit fast erschreckender Schnelligkeit, auf dem in festen Besitz genommenen Wege vorangeschritten.

Die Hereinleitung der durch die Dampfmaschine erschlossenen fast unermeßlichen Kraftquelle in das Maschinenwesen steigerte die Ausbildung der Arbeitsmaschinen ganz außerordentlich. Aber jenen Dankesruf an die Götter, der aus dem oben angeführten griechischen Gedichtchen von der Wassermühle erschallt, hören wir selten noch erklingen; vielfach vielmehr den Hülferuf, welcher erschallt, weil die Maschine immer wieder aufs Neue dem Arbeiter seinen Broderwerb unmöglich zu machen droht. Und ist es nicht Revolte und Wuthausbruch gegen die Maschine, wie früher, was wir erleben, so ist es das Schlimmere, daß die allgemeinen Zustände der Arbeiterbevölkerung uns Besorgnisse erwecken. Zwar treten uns die Segnungen des Maschinenwesens überall entgegen. Die Erzeugnisse der Maschine für Nahrung, Kleidung, Obdach werden zu wohlfeilen Preisen geliefert; die Bebauung der Felder ist durch sie erleichtert, aus tiefen Bergmannsbauten hebt die Maschine die unentbehrliche Kohle, der Verkehr ist in einer Weise erleichtert und gesteigert, die den günstigsten Einfluß nach allen Seiten gehabt hat, Wohlstand und nationale Kraft haben sich unter diesen Einflüssen gehoben und gekräftigt Daneben aber ist auch die Sorge mit emporgewachsen, welche die mit dem Maschinenbetrieb eng zusammenhängende Arbeiterfrage bereitet, und man kann die Frage aufwerfen, ob nicht dennoch im Maschinenwesen selbst, diesem Erzeugniß des menschlichen Verstandes, der Keim zu unvermeidlichen Uebeln enthalten sei.

Nichts hat uns bei unseren bisherigen Unternehmungen zu einer solchen Schlußfolgerung gebracht. Das Maschinenwesen hat dem Menschen eine großartige Erweiterung seiner Machtsphäre eingetragen, extensiv wie intensiv extensiv durch die Kraftmaschinen, welche die möglichen physischen Kraftleistungen aller Erdbewohner zusammengenommen weit überholt haben und z. B. diejenige von fünfzigtausend Männern auf den engen, unteren Raum eines eisernen Schiffes zu concentriren gestatten, — intensiv durch die Arbeitsmaschinen, welche die geisttödtenden endlosen Wiederholungen von Arbeiten, leichten wie schwierigen auf sich genommen und den gesteigertsten Anforderungen an Genauigkeit und Schnelligkeit gehorcht haben. Wie sollte solche Machterweiterung bei nicht absichtlich bösem Gebrauch — und diesen müssen wir selbstverständlich ausschließen — dem menschlichen Geschlechte unabweisbare Uebel zugeführt haben!

Die Art der Anwendung der gewonnenen Macht kann aber fehlerhaft sein und in der That scheint es, daß sich hier Fehlerhaftes bestimmt bezeichnen läßt. Fehler sind durchaus verschieden von immanenten, dem innersten Wesen anhaftenden Uebeln; sie lassen sich beseitigen, und es wird, wenn sie erkannt sind, unsere vielleicht schwere aber lösbare Aufgabe sein, dieselben zu bekämpfen.

Untersucht man die Gewerbebetriebe, welche wesentlich dem Maschinen-

wesen anheim gefallen sind, genauer, so findet man, daß einer Anzahl derselben die socialen Uebel, über welche Klage geführt wird, nicht anhängen oder doch nur so weit, daß eine gute Verwaltung sie auf ein erträgliches Maß herabzuziehen im Stande ist. Dies sind z. B. die großen Transportveranstaltungen zu Lande und zu Wasser, dann das Berg- und Hüttenwesen, der Großmaschinenbau und mehrere andere Industrien. Hier hat der Arbeiter eine zwar anstrengende, aber doch gesunde, nicht zu einförmige Beschäftigung im Dienste des Maschinenwesens. Wo sich hier Uebelstände zeigen, ist unsere Zeit mit Erfolg beschäftigt, deren Heilung herbeizuführen. Anders steht es dagegen mit einer Reihe von Industrien, welche solche Arbeiten der Maschine unterwerfen, die auch von wenigen Einzelnen, in der kleinen Werkstätte, gut und ohne Nachtheil ausgeführt werden können, bei denen aber der Großbetrieb mit Maschinenhülfe eine wohlfeilere Erzeugungsweise für sich hat. Hier hat das Maschinenwesen den kleinen handwerklichen Betrieb an vielen Stellen zum Zurückgehen, zum Theil zum gänzlichen Eingehen gebracht, hat große und immer größer werdende Massen von Arbeitern in gewaltige Arbeitssäle zusammengedrängt, und dadurch lockernd auf die Familienzusammengehörigkeit eingewirkt, hat vielfach den Arbeiter an eine ihn geistig herabziehende Thätigkeit gefesselt und das erwünschte Maß seiner Selbstständigkeit in Frage gestellt. Brachte die Maschine daneben noch in vielen Fällen Vortheile, so kann doch auch von dem besten Maschinenfreunde nicht bestritten werden, daß Nachtheile schwerer Art damit Hand in Hand giengen und das Zünglein der Waage nach der Seite der Ungunst nicht blos in einzelnen Fällen, sondern in einer bedeutenden Zahl von solchen bedenklich ausschlagen machte.

Es muß also hier wohl ein Prinzip zu Grunde liegen. Dasselbe ist meines Erachtens wesentlich zu suchen im Wesen der Dampfmaschine selbst. Diese besitzt nämlich die nicht befremdliche Eigenthümlichkeit, bis zu einer gewissen Grenze die Kraft um so wohlfeiler zu erzeugen, als sie größer ist. Eine Dampfmaschine von der Stärke von 50 Pferden erzeugt die einzelne Pferdestärke bedeutend wohlfeiler, als etwa die zweipferdige Maschine.

Je mehr Arbeitsmaschinen also an einer Betriebsstätte vereinigt werden, um so wohlfeiler kann die Kraft zum Betrieb jeder einzelnen geliefert werden. Hiermit ist aber der kaufmännische Fabrikbetrieb nothwendig darauf hingewiesen, den Maßstab seiner Fabrikation fortwährend zu steigern. Die Grenze, bis zu welcher dies mit Vortheil geschehen kann, liegt da, wo der erforderliche Baucomplex zu groß wird, wo die Beaufsichtigung und Leitung menschliche Kräfte zu übersteigen beginnt. Vielfach haben die Fabriken sich dieser Grenze schon genähert, aber zwischen derselben und dem Kleinbetriebe liegt ein so weiter Spielraum, daß die allgemeine Tendenz zur Steigerung der Betriebsgröße noch im vollen Zuge ist. Dieser Tendenz kann aber nur gefolgt werden, wenn genügendes Capital verfügbar ist und damit ist das Schicksal des Kleingewerbes gegenüber der Dampfmaschine besiegelt: das Kleingewerbe fällt wegen Mangels an Kraft dem Großbetriebe zum Opfer.

Deshalb gegen die Großbetriebe durch Gesetze beschränkend vorzugehen, würde einer gesunden Wirthschaftspolitik durchaus widersprechen. Ein Mittel dagegen ist ins Auge zu fassen. Es besteht darin, dem Kleingewerbebetrieb wohlfeile Kraft zuzuführen. Man hat aus socialdemokratischen Kreisen öfter den Ruf erschallen hören, daß dem Arbeiter das Recht auf Arbeit gewährleistet werden müsse, womit nichts anderes gesagt ist, als daß dem Capital gesetzliche Beschränkungen hinsichtlich des Großbetriebes auferlegt werden sollten. Nach dem Vorstehenden wäre dieser Satz abzuändern in den anderen, daß das Recht auf die Kraft durchgeführt werden müsse. Gibt man dem Kleingewerbe Elementarkraft zu ebenso wohlfeilem Einzelpreise, wie das Capital par excellence sie sich vermittelst der Dampfmaschine verschaffen kann, so hat man die Wettbewerbung wieder möglich, nämlich seiner geringen Capitalskraft eine dieser proportionale Theilnahme an der Maschinenvergünstigung erreichbar gemacht. Auch der Kleinmeister soll, und will gerne sich der Arbeitsmaschine bedienen, er soll aber diese nicht durch Menschen-, sondern durch Elementarkraft zu treiben in der Lage sein. Zugänglich und allenfalls erschwinglich waren ihm die Arbeitsmaschinen, dieser eine Theil des Maschinenvermögens, auch bisher schon; allein ihr Betrieb durch Manneskraft ist so theuer, so vielfach theurer als der mit Elementarkraft, daß er auf ihre Anwendung verzichten mußte. Wohlfeile Elementarkraft setzt ihn in den Stand, seine Werkstätte mit ihnen auszurüsten um dadurch seine Machtsphäre in zwar kleinem Maßstab, aber intensiv in nahe demselben Verhältnisse zu erweitern, wie es bisher allein dem Besitzer oder Verwender des Großcapitals möglich war.

Ein Umschwung in dieser Richtung hat sich seit zehn bis fünfzehn Jahren angebahnt. Es ist dem unablässig bemühten Erfindungsgeiste gelungen, kleine Kraftmaschinen herzustellen, welche — natürlich sind sie nicht Dampfmaschinen — in kleinem Maßstab die Elementarkraft zu ebenso niedrigem Preise liefern, wie die große Dampfmaschine. Ich spreche von der in stetem Wachsthum begriffenen Schaar der Heißluftmaschinen, Gaskraftmaschinen, Petroleummaschinen, kleinen Wassersäulenmaschinen u. s. w. Ihre Leistungsfähigkeit wird fortwährend gehoben; sie sind aber gerade auf das Gebiet der kleinen Kraftleistungen angewiesen. Bei größeren Anforderungen vermögen sie mit der Dampfmaschine nicht Schritt zu halten. Sie concurriren also nicht sowohl mit dieser, als sie deren Wirkungskreis ergänzen. Hier haben wir also ein gesundes Mittel, und zwar ein solches, das der Maschinengedanke selber hervorgebracht hat, dem Kleingewerbe sein „Recht auf die Kraft“ zu gewähren.

Der Proceß der Einführung der „Kleinkraftmaschinen“, wie ich die kleinen Motoren zu nennen vorgeschlagen habe, ist in lebhaftem Zuge. Nachdem zuerst von Schweden aus die Ericson'sche Heißluftmaschine sich den Kleingewerben dargeboten hatte, aber nicht brauchbar befunden worden war, ist namentlich in Deutschland eine ungemein rege Bewegung für die

Herstellung von Kleinkraftmaschinen entstanden, die jetzt begonnen hat, sich auf andere Länder auszudehnen. Bemerkenswerth war die große Reihe — gegen 50 — verschiedener Arten Kleinkraftmaschinen, welche die jüngste Pariser Ausstellung bot und bei ihnen wiederum auffallend die Tendenz, eine immer kleinere Theilung der Elementarkraft zu erzielen. Maschinen bis zu $^1/_8$ und $^1/_{10}$ Pferdestärke herab bildeten den Anziehungspunkt für eine Menge rüstiger Interessenten. Rasch hat schon die Einführung dieser Zwergmotoren auch bei uns begonnen; mehrere Firmen in Berlin liefern dieselben bereits in die Werkstätten der Handwerker.

Kraft in die Werkstatt! Kraft in's Haus! ist die Losung oder wird sie bald allgemein werden. Die Zahl der in Deutschland aufgestellten Kleinkraftmaschinen, alle zwischen einer Viertel- und etwa fünf Pfedestärken liegend, darf auf über 6000 angeschlagen werden, womit aber nur ein Anfang mit der zu wünschenden Verbreitung gemacht ist. Viele Gewerbe könnten wohl von solchen Maschinen Gebrauch machen, sind aber noch nicht in der Lage, da sie noch zu wenig Arbeitsmaschinen vorfinden. Der Schreiner, der Schlosser, der Schuhmacher, der Gürtler, der Spengler und viele andere finden aber jetzt Arbeitsmaschinen auf dem Markte, welche sie mit vollem Vortheil benutzen können, wenn sie mittelst der Kleinkraftmaschine betrieben werden.

Die Zukunft des Kleingewerbebetriebes ist demnach keineswegs hoffnungslos, sondern, wenn den Zeitforderungen mit dem rechten Muthe ins Gesicht gesehen wird, wieder aussichtsvoll. Kleingewerbe und Großgewerbe, beide, gleichberechtigt an den elementaren Kräften, können neben einander bestehen, das letzere bedroht nicht grundsätzlich das erstere. Wird das Gleichgewicht hinsichtlich der Elementarkraft einmal wieder durchweg hergestellt sein — und dazu sollten überall die Einsichtigen mitwirken helfen — so kann der ganze Gewerbebetrieb, vom größten bis zum kleinsten, theilhaftig werden der Segnungen, welche der Menschheit gebracht worden sind durch die Maschine.

Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —

Dem Laufe der Aar, den nördlichen Ufern des Bieler- und Neuenburger See's entlang und weiterhin bis zu der Rhône bei dem Fort de l'Ecluse, thürmt sich in weitem Bogen der schweizerische Jura auf, mit meist steilen Gehängen aus der Ebene aufsteigend. Vergebens haben sich einige eingeborene Schriftsteller und Maler bemüht, für die im Innern des Gebirgszuges etwa zu findenden landschaftlichen Schönheiten Interesse zu erwecken. Eine ermüdende Einförmigkeit lagert über den wannenförmigen grünen Längsthälern, deren Grund meist mit Torflagern ausgefüllt ist, während bald nackte Felsmauern, bald dunkle Tannenwälder die Seitenwände bilden. Der Boden dieser Thäler hält sich etwa in dem Niveau von tausend Metern über der Meeresfläche. Das Klima ist rauh, unwirthlich, verhältnißmäßig weit kälter, als in den Alpen. Nur der äußere Kamm wird von den Fremden und Touristen im Sommer besucht, und auch dieser nur der prachtvollen Ueberblicke wegen, welche man vom Weißenstein, von Macklingen bei Biel, von Chaumont bei Neuchatel oder von Saint-Cergues oberhalb Nyon über das ebene Land, die Seen und die am Horizonte ausgedehnten Alpen genießt. Im Inneren des Gebirges suchen meist nur die Anwohner ihre Sommerfrische. So hatten von Alters her die begüterten Bürger und Edlen von Neuchatel in den Thälern von Ruz, von Ponts u. s. w. Meiereien, die zugleich zum Sommeraufenthalt und als Jagdsitze dienten.

Ich schreibe diese Zeilen in einem solchen Bauerngute, Combe-Varin genannt, das am westlichen Ende des großen Thales von les Ponts gelegen ist, beinahe senkrecht über Noiraiguer, einer Station der Eisenbahn, welche von Neuchatel durch das Val de Travers nach Pontarlier und weiter nach Paris führt. „Ein köstliches Landgut", rief Einer meiner Freunde bei seinem ersten Besuche hier aus; „man kann nicht genöthigt werden, dem Besitzer

Schmeichelhaftes über die Aussicht zu sagen!“ Eine grüne Bettlade, von Wiesen und Haferfeldern, in welcher braune, viereckige Flecke die einzelnen Torfstiche verrathen, darüber die dunklen Tannenwälder, hie und da eine Meierei, einstöckig, breit, mit riesigem Schindeldache, bestimmt den Regen in die Cisterne zu leiten, denn anderes Trinkwasser hat man in der quellenlosen Gegend nicht; in einiger Entfernung an dem Gehänge, welches dem Süden zugewendet ist, das gewerbreiche Städtchen les Ponts, das mit seinen grell gelb oder röthlich gemalten, geschmacklosen Häusern aussieht, als hätte man eine Schachtel mit Nürnberger Spielwaaren ausgeleert; weiterhin an demselben Abhange, das in der speciellen Neuenburger Geschichte berühmte la Sagne, Loyalitäts-Centrum und Abdera der Berge zugleich. Kein Haus, das nicht einen Kammerdiener oder eine Kammerfrau für die königliche Familie geliefert hätte; keine Geschichte aus Schildburg oder Schöppenstädt, die nicht mit den gehörigen localen Veränderungen, von la Sagne erzählt würde. Eine erschien mir neu — sie ist der Erzählung werth.

Eines Tages — es ist schon lange her — kommt ein Reiter vor dem Wirthshause angeritten. Das Dorf läuft zusammen. „Kann ich hier Nachtlager finden?“ sagte der Reiter. „Nein“, antwortete der Wirth, „unmöglich!“ Der Reiter, auf seinem Pferde sitzend, fragt dringender; der Wirth und die ganze Umgebung bestehen auf der Weigerung. „So könnt Ihr mir doch etwas zu essen und zu trinken geben?“ — „Vielleicht,“ antwortet der Wirth kopfschüttelnd. „Gut!“ sagt der Reiter und schwingt sich vom Pferde. „Ah!“ ruft der Wirth händeklatschend, „das Ding schraubt sich auseinander! Ja, Herr, wenn's so ist, können Sie ein Bette für sich und einen Platz im Stalle für Ihr Thier haben — aber für das Ding im Ganzen hätten wir keinen Raum auftreiben können.“

Die zerstreuten Meiereien haben alle ihre Geschichte. Unmittelbar an Combe-Varin grenzt die Combe-Hory, einst dem Kanzler Hory gehörig, der wie sein Nachfolger Montmollin, eine bedeutende Stelle in der Geschichte des Fürstenthums gespielt hat. Die endlichen Schicksale Beider waren freilich verschieden: Montmollin starb mit Ehren und Würden überhäuft; Hory, zum Tode verurtheilt, ward zur Verbannung auf sein Landgut begnadigt und spukt noch jetzt in der Gegend als Gespenst herum. Ueber Ponts auf dem bewaldeten Rücken des Bergkammes, liegt die große Ferme de la Joux de Plane, mit weiten Wiesengründen und herrlichem, parkartigem Tannenwalde. Fensterläden und Thüren sind roth und grün angestrichen — das werthvolle Gut gehört der Bourgeoisie von Neuchatel und zeigt deren Farben. Eine mächtige Corporation in der guten, alten Zeit und die etwas auf sich hielt! Ich erinnere mich noch, daß Agassiz, der berühmte Naturforscher, zur Zeit meines Aufenthaltes bei ihm in das Bürgerrecht aufgenommen wurde. Einige Monate vorher war Agassiz zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Paris ernannt worden. Man discutirte eifrig in allen Cirkeln, wer ihm die größere Ehre erwiesen habe, die Akademie oder die Stadt Neuchatel!

Der große Rath der Bürgerschaft versammelte sich in schwarzer Ceremonienkleidung, mit Rückenmantel und Bäffchen, ähnlich den protestantischen Geistlichen; und die Berathungen wurden so geheim gehalten, daß selbst kein Weibel den Saal betreten durfte, sondern das jüngste Mitglied die Thüre öffnen und schließen mußte. Die executive Behörde der Stadt bestand aus neun Mitgliedern, führte aber den Titel: Messieurs les quatre ministraux. Böse Zungen behaupteten, sie hätten die geringere Zahl in dem gegründeten Bewußtsein angenommen, daß sie, obgleich Neun, doch nur für Vier Verstand hätten.

Alljährlich im August entstand große Aufregung unter den Vätern der Stadt. Es galt, die Rechnungen von la Joux zu prüfen und die Meierei zu inspiciren. Die Metzger von Neuchatel suchten Land auf, Land ab, bis in das Greyerzer Thal hinein die größten und fettesten Kälber — denn eine oder mehrere riesige Kalbskeulen waren eine nothwendige Bedingung des Mahles. Endlich zog man aus — voraus ein vierspänniger Gepäckwagen, ein Fourgon, hoch bepackt mit Proviant aller Art und Hunderten von Flaschen des edelsten Neuenburger Weiß- und Rothweins; ihm nach eine Reihe zweispänniger Leiterwagen, vollgepackt mit Stroh, auf welchem würdevoll die Väter der Stadt mit ihren Gästen thronten. So die Ausfahrt in der Morgensonne — die Heimkehr deckte das Dunkel der Nacht. Aber man erzählt, daß die vier Pferde bei der Rückkehr tänzelten, als sei der Fourgon leer, daß dagegen die vor die Leiterwagen gespannten Pferde schwer keuchten ob der ungewohnten Last, die in dem Stroh lag. — Als nach der Revolution von 1848 „Messieurs les Quatre," wie man sie gewöhnlich abkürzend nannte, ihr Ende erreichten und neue Stadtbehörden eingesetzt wurden, meinten diese, daß die Leiterwagen denn doch ein gar zu alterthümliches Gepräge hätten und beschlossen deshalb, zumal da auch die große, vortreffliche Landstraße von Neuchatel nach Locle an der Meierei vorbeiführt, in Kutschen zu fahren. Der Gepäckwagen freilich mit seiner alterprobten Belastung blieb. So ging es ein oder mehrere Jahre, dann aber fanden die Väter der Stadt, daß die Leiterwagen denn doch ihre gute Seite hätten, nicht wegen der Ausfahrt, sondern wegen der Rückkehr und heute, sagt man mir, ist man wieder zu dem Stroh der Väter zurückgekehrt. Honny soit, qui mal y pense!

Vor etwa zwanzig Jahren kam Combe-Varin in die Hände seines jetzigen Besitzers, meines Freundes Eduard Desor. In Friedrichsdorf bei Homburg von Nachkommen französischer Colonisten aus der Zeit des Widerrufes des Edict de Nantes geboren, hatte Desor in Gießen und Heidelberg studirt, war dann nach Paris, später nach der Schweiz verschlagen worden, wo er an Agassiz's Arbeiten thätigen und selbständigen Antheil nahm. Ich selbst war in Neuchatel während fünf Jahren Beider Arbeitsgenosse gewesen. Später trennten wir uns; ich zog nach Paris, Agassiz und Desor setzten nach Nordamerika über und gingen dort bald verschiedene Wege. Desor kam zurück, wurde Professor der Geologie in Neuchatel, nahm aber später seinen Abschied, um ganz der Wissenschaft leben zu können. Der Besitz von Combe-Varin legte

ihm die Verpflichtung auf, alljährlich einige Sommermonate dort zuzubringen.

Nur wenige Naturforscher mögen sich eines so ausgebreiteten Kreises von Freunden und Bekannten rühmen können, als Desor. Seine Untersuchungen über verschiedene Gegenstände der Zoologie, Paläontologie und Geologie, seine Arbeiten in Urgeschichte und Alterthumskunde, seine Reisen in Europa, Afrika und Amerika, die Leichtigkeit, mit welcher er die vier Cultursprachen unseres Continentes handhabt, mußten ihm überall Beziehungen schaffen, welche durch die liebenswürdigen Seiten seines Charakters meist zu dauernder Freundschaft umgestaltet wurden. Junggeselle und im Besitz eines unabhängigen Vermögens, war es ihm eine Freude, seine Freunde in seinem gastlichen Hause zu empfangen und zu bewirthen; und wenn im Winter der Kreis der Genossen mehr auf diejenigen beschränkt war, welche in Neuchatel und der nächsten Umgebung wohnten, so erweiterte sich dieser Kreis im Sommer, wo zahlreiche Zugvögel in Combe-Varin einflogen, um dort in stets anregender und heiterer Gesellschaft Erholung, äußere Ruhe und oft auch Anregung zu neuen Arbeiten zu finden. Der Gastfreundschaft des Besitzers sind nur die Räumlichkeiten des Hauses als Schranken gesetzt, und wenn auch diese nicht sehr zahlreich sind, so gestatten sie doch die gleichzeitige Anwesenheit eines halben Dutzend von ständigen Gästen, während täglich aus der Umgegend Besucher zuströmen, die an der gemeinschaftlichen Tafel ihren Platz finden.

Die Hausordnung ist einfach. Morgens versammelt sich die ganze Gesellschaft zu einem typischen Schweizer-Kaffee. Man plaudert eine Zeitlang bei angezündeter Cigarre; dann zieht sich der Hausherr in sein Zimmer zurück, um seine Arbeiten und weitläufige Correspondenz zu besorgen. Man zerstreut sich; die Einen arbeiten in ihrem Zimmer, die Anderen draußen im Freien; der träumt in dem prachtvollen Tannenwalde unmittelbar hinter dem Hause, dessen Kieferstämme, sorgsam gepflegt, nur von dem Blitze oder dem Sturme gefällt werden; Jener sucht Pflanzen oder Infusorien im Moos und in den Tümpeln des Torfgrundes. Kurz nach Zwölf ruft die Glocke. Ich will nicht sagen, daß la Jour hier maßgebend sei — aber ein gewisser Reflex scheint von der städtischen Meierei herüber zu spielen und der vortrefflichen Küche, die von der seit zwanzig Jahren in dem Hause thätigen Haushälterin geliefert wird, steht der Keller ebenbürtig zur Seite. Neuchatel, Burgund, Rheingau und Bordeaux, wetteifern in Kämpfen, wo Jedes siegt und Niemand unterliegt. Combe-Varin hat seine culinarischen Specialitäten, und unter diesen steht in erster Linie der aus der Wüste von Biskra und Tuggurth importirte Kuskussu, nach Aller Meinung der schlagendste Beweis für die einstige hohe Civilisation des arabischen Volkes. Ein Scheik der Wüste hat unsere Freunde Desor, Escher von der Linth und Martins damit bewirthet, ihnen das Recept mitgetheilt und dabei erzählt, daß Sarah das Gericht nach langen Studien componirt und ihrem Abraham vorgesetzt habe, zu kräftiger Unterstützung der Absichten Jehovah's, der seinem Lieblinge noch im hohen Alter einen Sohn verheißen hatte.

Das nationale Kugelspiel, so wie das Werfen mit dem altgallischen Wurfspeer, der zum Unterschiede von den Geren anderer Nationen eine Schlinge hatte (amentum), in die der Finger gesteckt wurde, beschäftigen die Kräftigeren unter der Gesellschaft nach dem Kaffee, während die Grauköpfe auf Schönbeins-Ruhe, einer einfachen Moosbank, dem zur Verdauung nöthigen dolce far niente sich hingeben. Man macht im Nachmittage Ausflüge auf die Höhen umher, vielleicht weiter nach der hohen Felsplatte von la Tourne, die einen entzückenden Anblick über den Neuenburger See und die Alpen gewährt. Für den, welcher genauere Hinblicke in die Structur des Juragebirges thun will, giebt es der interessanten Punkte genug in unmittelbarer Nähe. Bei Combe-Varin selbst sind die höheren Schichten des Jura und die darauf lagernden Bildungen der unteren Kreide in schöner Reihenfolge entwickelt — gegenüber, auf der andern Seite des Val de Travers, ragen die steilen Wände des Circus vom Creux du Van — überall ist hier classischer Boden für die jurassische Geologie. Jeder beschäftigt sich nach Belieben bis zum Abendessen, wo sich die Gesellschaft auf's Neue zusammenfindet.

Das ist die Zeit für alle Phantasie'n,
So viele aus dem Studium noch entronnen!

Probleme werden aufgestellt, discutirt, gelöst, vor denen Einem Tags darauf die Haut schaudern könnte; Anecdoten erzählt, auf die ein Münchhausen oder Baron Crac eifersüchtig sein würde, wenn er sie nicht als sein Eigenthum reclamirte. Die Geister platzen zuweilen hitzig aufeinander, und manchmal ringen Ebenbürtige in ernstem Kampfe um die Lösung einer wissenschaftlichen Frage. Oft muß das zahme Gethier zu einer solchen herhalten. Hund, Katze, Canarienvögel sind alle auf's Feinste dressirt, in allen möglichen Kunststücken geübt und an unbedingten Gehorsam gewöhnt. Eine Inschrift an der Decke des Speisezimmers verewigt die Erinnerung eines solchen Experimentes. Warum fallen die Katzen stets auf die Füße, nie auf den Rücken, der doch schwerer ist? Einer der Physiker behauptet, um den zur Umdrehung nöthigen Schwung sich zu geben, müsse die Katze einen festen Stützpunkt für die Füße haben. Man beschließt ein entscheidendes Experiment. Peter, der große Kater, der auf Geheiß stundenlang wie todt auf dem Rücken liegen bleibt, wird in einer aus einem Schnupftuche bereiteten Hängematte an der Decke des Zimmers mit einem Faden aufgehängt. Peter liegt unbeweglich, wie todt. Er bricht sich gewiß das Rückgrat beim Falle, ruft der Stütz-Physiker aus, und holt mitleidig ein Kissen, das auf dem Boden ausgebreitet wird. Auf ein gegebenes Zeichen wird der Faden durchschnitten, Hängematte und Peter stürzen herab, aber Letzterer fällt auf seine Füße und springt mit gewaltigem Satze seinem Herrn auf die Schulter, der ihn unter lautem Hurrah! liebkost.

Der Weg, welcher von der großen Landstraße nach Combe-Varin führt, ist auf der einen Seite von einer Reihe von Bäumen beschattet, während auf der andern der Wald selbst ihn einfaßt. Der Gedanke lag nahe, diese

Bäume denjenigen Besuchern zu widmen, welche einige Zeit sich in dem gastlichen Hause aufgehalten hatten. Streng wurde die Regel festgehalten, daß nur diejenigen einen Baum erhalten sollten, welche wenigstens eine Nacht dort zugebracht. So entstand nach und nach jene Naturforscher-Allee, welche den Titel gegeben hat. Freilich sind nicht Alle Naturforscher, deren Namen hier verzeichnet stehen. Persönliche, nähere und geliebte Freunde waren ebenso wenig ausgeschlossen, als Schriftsteller oder Staatsmänner der Schweiz, mit welchen Professor Desor namentlich in den letzten Jahren in näheren Verkehr trat, wo er als Mitglied des Neuenburgischen Großen Rathes und des schweizerischen Nationalrathes wirkte. Aber die Naturforscher bilden den Hauptstock — auf den Ahornen, Linden, Buchen und Tannen, welche die Namen tragen, zähle ich fünfzig Naturforscher gegenüber achtzehn anderen Namen.

Und welche Namen! Fast könnte man an der Reihenfolge derselben die neuere Geschichte einiger Hauptwissenschaften demonstriren. Leider zeigt ein Kreuz über manchem der Trefflichsten, daß sie das Ziel ihrer Laufbahn erreicht haben; und mancher Graukopf, der die Allee beschreitet, mag sich sagen, daß sein Baum auch bald ein solches Kreuz tragen wird. Immerhin! Auch die Bäume leben nicht ewig — aber so lange sie stehen, wird auch das Andenken derjenigen, deren Namen sie tragen, nicht verlöschen.

Eine Riesentanne im Walde abgerechnet, auf welcher der Besuch des internationalen Post-Congresses vom Jahre 1874 verzeichnet steht, zähle ich 68 geweihte Bäume, die nach des Besitzers Willen, auch von seinen Nachfolgern geschont werden sollen. Der Versuch, die Träger dieser Wahrzeichen nach Nationalitäten zu ordnen, stößt auf einige Schwierigkeiten. Welcher Nationalität sollen die Männer deutschen Ursprunges zugezählt werden, die von ihrem Vaterlande getrennt, in der Schweiz eine neue Heimat fanden und dort sich einen Namen in der Wissenschaft machten? Wohin gehören die Elsässer, welche theils noch in französischen Diensten stehen, theils aber, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, jetzt Unterthanen des Deutschen Reiches geworden sind, deren wissenschaftliche Leistungen aber in die Zeit vor dem Kriege von 1870 fallen? Entscheide ich die Frage so, daß die Betreffenden dem Lande zugezählt werden, wo sie sich ihre wesentliche Stellung errangen und in dem sie ihre vorwiegenden Leistungen producirten, so stellen sich die Zahlenverhältnisse folgendermaßen: Die Schweizer haben, wie leicht begreiflich, den Vortritt mit 28 Namen von mehr gemischtem Charakter, während die Namenträger der übrigen Nationen mit nur seltenen Ausnahmen, einzig der Wissenschaft angehören; dann folgen die Deutschen mit 15 Namen, die Franzosen mit 9, die Nordamerikaner mit 6 Vertretern. Italien zeigt 4, England 3, Belgien, Holland, Skandinavien nur je einen Repräsentanten.

Bei der Einreihung in verschiedene Wissenschaften zeigen sich ähnliche Schwierigkeiten. Mit Ausnahme einiger weniger persönlicher Freunde, die in andern Arbeiten zum Theil selbst eine hervorragende Stellung einnehmen,

gehören die meisten Namen zwar den Naturforschern an; aber in welche Facultäts-Schublade soll man Leute stecken, die wie Martins, Mortillet, Moritz Wagner und ich selbst sich in gar mancherlei herumgetrieben haben? So zähle ich denn 21 Männer, von welchen 8 als Politiker, 6 als Schriftsteller, zwei auf religiösem Gebiete sich einen Namen gemacht haben, während 5 nur dem engsten Freundeskreise angehören. Unter den Naturforschern liefern die Geologen mit 21 Vertretern das bedeutendste Contingent; ihnen nach kommen die Physiker mit 7, die Theologen und Botaniker mit je 6, die Chemiker mit 5 Namen, während die Urgeschichtler nur zwei Repräsentanten zeigen. Sehen wir uns die Gruppen etwas näher an.

Kommt man von der großen Straße her, so ist links der erste Baum, der an dem Wege nach Combe-Varin steht, eine mächtige Tanne, die den Namen von Theodor Parker trägt. Der berühmte, freisinnige Prediger der nordamerikanischen Unitarier war Desor's vertrautester Freund während dessen Aufenthalt in Boston; als er zur Linderung seines Brustleidens nach Europa herüber kam, brachte er Monate in Combe-Varin zu, wo ein sonniges Zimmer ihm geweiht ist: in Desor's Armen starb er in Florenz. Ihm nach eiferte der Franzose Buisson, der sich während eines längeren Aufenthaltes in Neuchatel die aussichtslose Aufgabe gestellt hatte, eine christliche Religion ohne Christus und eine protestantische Kirche ohne Pfarrer zu gründen. Zur Expiation dieses Versuches strengen sich Orthodoxe und Pietisten mehr an als je; und während die heimische Industrie der Berge, die Uhrenfabrication, nur mit Mühe ihre schweren Wunden verbindet, schießen die Kirchen wie Pilze aus der Erde und findet man immer noch Geld für neue Kapellen und Pfarreien.

Lassen wir dieses Kapitel — es ist mein Feld nicht. Parker ist, ebenso wie ein anderer gleichgesinnter Freund, Dr. Küchler, aus Mannheim, längst aus der Reihe der Kämpfer gestrichen, und Buisson hat in seinem Vaterlande einen lohnenderen, wenn auch nicht unbestrittenen Wirkungskreis gefunden, indem er der Umgestaltung und Verbesserung des französischen Volksunterrichtes seine nicht hoch genug zu schätzende Kraft widmet.

Die Hauptallee ist fast gänzlich von den Naturforschern in Beschlag genommen; Politiker und Literaten haben sich längs des Saumes des Waldes angesiedelt. Zu den ersteren gehören der Neuenburger Borel, der den bewegten stets umstrittenen Sitz im schweizerischen Bundesrathe mit dem ruhigeren Posten eines Directors des internationalen Postbüreaus vertauscht hat; der Züricher Dubs, der aus dem Bundesrathe in das Bundesgericht übertrat, jetzt aber wohl gern die Residenz in dem rebenumgrünten Lausanne mit der heimischen Stätte von Limmat-Athen vertauscht hätte, wenn anders das Volk ihm seine Stimme dazu gegeben*); der Aargauer Keller, der alte Augustin, ergraut im Streite gegen Klöster und Pfaffen, der auch jetzt noch in aussichtslosem Culturkampfe sich abmüht und ohne welchen der schweizerische Stände-

*) Dubs ist seitdem in Lausanne gestorben.

rath undenkbar ist; die noch jetzt amtirenden Bundesräthe Droz aus dem Kanton Neuenburg, Schenk von Bern und Welti von Aarau, die in dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, heiße Redeschlachten haben durchfechten müssen in der Gotthardfrage, welche fast eine Existenzfrage für die Eidgenossenschaft geworden ist; denn in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf, und wenn auch die Eidgenössischen Räthe die für ein so kleines Land bedeutende Subventionsfrage bejaht hatten, so war es doch sehr zweifelhaft, ob auch das Volk in seiner Mehrheit die Summe bewilligen werde. Deutschland ist hier nur durch zwei Männer vertreten und ich bin sogar zweifelhaft, ob man Jacob Venedey zu den Politikern rechnen darf, denn er trieb seine Versöhnungspolitik als Literat und seine Schriftstellerei als Politiker. Der Andere aber lebt, Carl Mayer, der urwüchsigste Vertreter des Schwabenlandes, und in ihm lebt noch immer der Grimm gegen „die Preußen", denen er alles Unheil zuschreibt, welches seit Jahrhunderten im europäischen Mittellande sich ereignet hat. Wir aber lieben unser „Mayerle" deshalb nur um so mehr, denn dieser Ingrimm und Zorn bricht in prächtiger Weise aus der Tiefe eines für alles Schöne und Gute begeisterten Herzens.

Die reine Literatur spielt eine geringere Rolle. Georges Sand hatte kurz vor ihrem Tode einen Besuch angekündigt — er konnte nicht ausgeführt und deshalb ihr kein Baum geweiht werden. Der sinnige Fritz Berthoud, Bewohner von Fleurier in dem benachbarten Travers-Thale, vertritt mit seinem Schwiegersohne Clément, dem Kunstkritiker des Journal des Débats, und dem Neuenburger L. Favre, der den Pinsel nicht minder gut führt, als die Feder, die romanische Literatur, während Alfred Hartman aus Solothurn, der Verfasser der „Kiltabende", sich hier den Stoff zu einer Novelle geholt hat, welche den Kanzler Hory zum Helden hat.

Combe-Varin ist eine Stätte des Friedens — es würde sich außer andern diametralen Gegensätzen auch von der Residenzstadt Berlin durch die gänzliche Abwesenheit des Militärs unterscheiden, wenn nicht der Chef des eidgenössischen Geniewesens, Oberst Siegfried von Aarau und ein Capitän der algierischen Spahis, Zickel aus dem Elsaß, sich Jeder einen Baum erobert hätten, freilich nicht durch ihre militärische Stellung, sondern durch wissenschaftliche Arbeiten. Wenn der Eine noch jetzt bei der europäischen Gradmessung betheiligt ist, so hat der Andere durch Erbohrung von Hunderten artesischer Brunnen in der Wüste sich ein bleibendes Verdienst um die Bevölkerungen erworben. Zickel war es, der meine Freunde Desor, Escher von der Linth und Martins in der Sahara führte, als sie das Problem der ehemaligen Wasserbedeckung der Sandwüste an Ort und Stelle studirten.

Drei Linden queren von dem Wege nach dem Literatenviertel hin — an der vorderen glänzt Moleschott, die mittlere habe ich in Beschlag genommen — uns Beiden gesellt sich Hirsch, der Director der Sternwarte in Neuchatel, der sich von den Mathematikern, Astronomen und Physikern abseits gestellt hat. Aber auch uns Beiden andern stehen die Berufsgenossen gegenüber in Reihe

und Glied — Virchow, der bei seinem hiesigen Aufenthalte, welcher in die Zeit des hitzigen Kampfes um die Trichinen fiel, den vortrefflichen rohen Schinken „aus Princip“ nicht kosten wollte, dann aber doch, ein moderner Adam, durch seine Eva dazu verführt wurde und nach diesem Sündenfalle stets tiefer in die Trichinengefahr verfiel; Targioni-Tozetti, der lange, hagere, immer heitere Italiener, der mit unglaublichen Sprüngen den Heuschrecken nachsetzte, welche seinem nimmersatten Weingeistfläschchen zum Opfer fielen; der sinnige Ordner des Stuttgarter Muster-Museums Krauß, und der brave Papa Coulon, der Pfleger des Naturalien-Cabinets von Neuchatel, der nicht frühstückt, bevor er nicht einige Vögel ausgestopft hat, und dem schon mancher Besucher der Sammlung ein Geldstück in die Hand drückte, weil er ihn im Arbeitswamms für einen Custoden hielt, was den reichen Mann, der seiner Liebhaberei nur fröhnt, stets in neue Verlegenheit bringt. Als der Reisende Tschudi vor bald vierzig Jahren nach Chile geschickt wurde, um dort für einige Museen zu sammeln, dachte Papa Coulon daran, ihm einige Tauschgegenstände mitzugeben, die er vielleicht drüben verwerthen könne. Sein Auge fiel unter anderm auf eine weiße Amsel, die er nebst einigen Geschwistern aus dem Neste genommen, groß gezogen und nachher ausgestopft hatte. „Le merle blanc“ ist seiner Seltenheit wegen in Frankreich sprichwörtlich geworden. Die weiße Amsel wird eingepackt; Tschudi verkauft sie drüben. Nach einigen Jahren erhält Papa Coulon einen Brief von einem in Lima ansäßigen Neuenburger, der ihm schreibt, er habe für das Museum einen höchst seltenen Vogel erworben, der nur die höchsten Spitzen der Cordilleren bewohne, weiß wie der Schnee und wahrscheinlich ganz neu für die Wissenschaft sei, denn er habe in den Museen von Lima und Santiago sich vergebens nach einem zweiten Exemplare umgesehen. Die Kiste kommt an, Papa Coulon packt aus in fieberhafter Erregung — „Denken Sie sich meine Enttäuschung,“ erzählte er mit schmerzlichem Ausdrucke, „denken Sie sich meine Enttäuschung, als ich meine weiße Amsel erkannte, die zweimal die Linie passirt hatte, um wieder an ihren alten Standort zurückzukehren!“

Schönbein und Eisenlohr haben einen Zwillings-Ahorn; sie sind hier im Tode vereint, wie sie es im Leben waren. Wenn der Sommer kam, dann litt es den einen nicht mehr in dem engen Basel, den andern im staubigen Carlsruhe und sie kamen nach Combe-Varin, um dort in aller Gemüthlichkeit zu schwäbeln, alte Geschichten zu erzählen, täglich zu schwören, daß sie es nicht mehr miteinander aushalten können, weil Jeder den Andern beschuldigte, ein alter Philister geworden zu sein, und sich am Abend wieder zu versöhnen bei einem Glase guten Weines. Dann flossen die Herzen über, und in der Nacht träumte Eisenlohr, daß er sich mit Schönbein raufe und warf in der Hitze des Streites Wasserflasche und Glas zu Boden. Verlegen kam er des andern Morgens früh zur Haushälterin. „Marie, fahren Sie heute nach les Ponts?“ „Heute nicht, Herr Eisenlohr, aber morgen!“ „Fahren Sie doch heute hin, ich muß nothwendig hinüber!“ „Meinetwegen, ich will's

dem Professor sagen." — „Was hast Du denn in Ponts zu thun bei diesem Wetter, Eisenlohr? Du machst Dich krank bei diesem kalten Nebel!" „Frage mich nicht — ich muß!" Und Eisenlohr kam schlotternd wieder — er hatte Flasche und Glas gekauft, damit man sich nicht über seine nächtlichen Traum-Balgereien lustig mache!

Sie kommen nicht mehr nach Combe-Varin, die treuen, guten Seelen, ebensowenig als Bolley, der Chemiker des Züricher Polytechnicums; und Liebig, dem der größte Baum der Allee zwischen seinem Freunde Wöhler und seinem Schüler und Nachfolger Will gewidmet ist. Als Liebig hier oben hauste, war er durch einen Bruch der Kniescheibe, der nicht vollständig geheilt war, ziemlich unbeweglich geworden. Eine Whist-Partie war ihm zum unerläßlichen Bedürfniß geworden. Aber nur Wöhler verstand das Spiel; die übrige Gesellschaft kannte es nicht. „Ich habe in meiner Jugend wohl zuweilen Whist gespielt", sagte Peter Merian, der Nestor der schweizerischen Geologen, „aber es mögen wohl vierzig Jahre und mehr vergangen sein, daß ich keine Karte angerührt habe!" „Einerlei — versuchen wir es!" Man spielt. „Aber Herr Rathsherr", sagt Liebig nach einiger Zeit, „Sie haben da einen großen Bock gemacht, indem Sie auf meine Invite nicht antworteten!" „Wohl möglich", antwortet Merian trocken. Das Spiel geht fort. „Um Gottes willen, Herr Rathsherr, wie können Sie so spielen! Es ist unverantwortlich! Wir verlieren den Robber!" „Glaub's schon," sagt Merian lächelnd. Man spielt weiter. „Das geht ja über das Bohnenlied!" ruft Liebig nach einiger Zeit. „Sie verhunzen ja das beste Spiel, Herr Rathsherr! Ich habe noch nie so schlecht spielen sehen! Geben Sie in Teufels Namen Acht!" Da reckte Merian seinen herkulischen Nacken in die Höhe, blitzte Liebig unter seinen dichten Brauen, die denen Heinrichs von Gagern nichts nachgeben, mit einem vernichtenden Blicke an und faltete ruhig die Karten zusammen. „Herr von Liebig", sagte er mit starker Betonung des ‚von' — „Herr von Liebig! Ich habe Ihnen zum Voraus erklärt, daß ich das Spiel nicht verstehe und nur Ihnen zu Gefallen die Karten in die Hand nehme. Da Ihnen mein Spiel aber nicht gefällt und Sie sich zu Aeußerungen hinreißen lassen, die mir nicht gefallen, so ist das Spiel einmal für allemal zu Ende!" Liebig entschuldigte sich in offenster und herzlichster Weise — die beiden Männer wurden die besten Freunde, denn unser alter Rathsherr ist ein „Prachtkerl" wie man zu sagen pflegt, der gründlichstes Wissen mit dem heitersten, neckischen Humor und einer unerschütterlichen Gemüthsruhe verbindet — aber gespielt wurde in Combe-Varin nicht wieder.

Siljeström, den schwedischen Physiker, habe ich persönlich nicht kennen gelernt, wohl aber Wolf, den Züricher, und Dove, den Berliner, der nach Combe-Varin kam, um dort persönlich die Frage zu debattiren, ob der Föhn, der Schneevertilger, aus der zur Wüste verdorrten Sahara stamme oder nur ein vom allgemeinen Südweststrome abgelenkter mittelmeerischer Zweig sei! Welch' schönen Tag verbrachten wir mit Dove, mit von Siebold, der jetzt sein

fünfzigjähriges Doctor Jubiläum gefeiert und noch in diesem Jahre 1878 sich seinen Baum in Combe-Varin erobert hat, welch' schönen Tag verbrachten wir mit diesen und anderen alten Herren, als wir mit der deutschen Naturforscher-Versammlung von Innsbruck hinabfuhren in die südlichen Gefilde von Botzen, wo uns die Fülle der herrlichsten Früchte und der feurigsten Weine erwartete! Mancher ahnte nicht, daß das Feuer dieses Weines sich auch mittheilen könne; aber als wir hörten, wie von einem der alten Herren einer Dame das ächt physikalische Compliment gemacht wurde, ihre blauen Augen seien so tief, daß man ein Dutzend weißer Porzellanteller hineinwerfen könne, ohne das Weiß aus der Bläue hervorschimmern zu sehen, da wußten wir, wie viel die Glocke geschlagen hatte!

Tritt hervor aus deinem, leider mit einem Kreuze bezeichneten Baume „alter Schwede", um den Reigen der Geologen zu führen! Erscheine, Papa Dollfus, mit deinem Genossen, unserm „Christoph Collomb", der eigentlich Eduard hieß, und erzähle uns von der „Société des sciences naturelles du Haut-Rhin", die eine bändereiche Reihe von Verhandlungen herausgegeben hat, und doch niemals aus mehr als zwei Mitgliedern, dem Präsidenten Dollfus und dem Sekretär Collomb bestand. Erzähle von dem Aargletscher, den du der Regierung von Bern abkaufen wolltest, von dem Pavillon, den du dort errichten ließest und auf welchem die Ziegen und Schafe, die man verspeisen wollte, mit der Büchse jagdgerecht erschossen wurden, um den Gästen als Gemsen aufgestellt zu werden. Erzähle von den Besteigungen des Wetterhornes und des Galenstockes, wo der Sohn vor deinen Füßen in eine Spalte stürzte und nur durch ein Wunder gerettet wurde. Berichte von dem ersten darwinistischen Versuche, den du auf dem Gebiete der Anthropologie angestellt hast. Er hatte große Güter, stattliches Vieh, herrlich dressirte Pferde, bedeutende Fabriken in Mühlhausen, vielen Einfluß in Handel und Wandel, unser Papa Dollfus. Jedes Jahr versammelte er bei einem Essen die Leute, welche er in verschiedenen Beschäftigungen untergebracht hatte. „Sie können nicht glauben," sagte er mir, „welcher Unterschied sich nach einigen Jahren herausstellt. Der Eisenbahnbeamte ist schon am Dessert, während der Ochsenknecht noch an der Suppe schluckt; der Postbeamte hat schon hundert Ideen in kurzen, abgebrochenen Sätzen in die Gesellschaft geschleudert, während der Ackerknecht noch an dem Faden spinnt, den er beim Beginne aufgenommen hat! Der Mensch ist das Product seiner Umgebung!"

Collomb, der Spanien lange Jahre hindurch in geologischer Hinsicht durchforscht und die beste Karte der Umgegend von Paris geliefert hat, eröffnet die lange Reihe der Geologen, welche in Combe-Varin sich zusammenfanden. Die Commission der schweizerischen naturforschenden Versammlung, welche die musterhafte geologische Karte der Schweiz unternommen hat, die noch nicht vollendet ist, versammelt sich zu ihren Berathungen und Beschlüssen bald in Neuchatel, bald in Combe-Varin unter dem Vorsitze des Altmeisters B. Studer von Bern. Peter Merian von Basel, A. Favre und de Loriot von Genf,

Lang von Solothurn, sind Namen die heute noch schwer wiegen in der Wissenschaft — einige von den besten sind dahingegangen. Theobald, der unermüdliche Erforscher Graubündens; Gerlach, dessen Schädel ein Stein zerschmetterte, den eine über ihm wegkletternde Ziege auf dem Hochgebirge des Wallis mit dem Fuße losgelöst hatte; und die beiden Unvergeßlichen, A. Greßly von Solothurn, der gründlichste Kenner des Jura und Arnold Escher von der Linth, auf dessen Arbeiten noch heute die geologische Kenntniß der Alpen ruht; Greßly, das Original der Originale, der „Mergelkönig“, war der bummelnde Zigeuner der Geologie. Ohne Geld und Habe zog er im Frühjahr aus, um in seinem Jura herumzustreifen, Versteinerungen zu suchen, die er sorgsam ableckte, ehe sie im Ranzen verschwanden, und Notizen zu sammeln, die er dann im Winter bearbeitete. Alle Bauern und Hirten kannten ihn, beköstigten, pflegten und beherbergten ihn, und wenn der Winter kam, der seinen Streifereien ein Ziel setzte, so fiel er bei einem Freunde ein, der seiner wartete bis zum nächsten Sommer. In seinen späteren Jahren, wo Gicht und Rheumatismus ihn oft hemmten, hatte er sein Standquartier bei Desor, bis Nacht seinen regen, aber ungeordneten Geist umhüllte. Wie aber den Besten und Bravsten bezeichnen, Escher, den Mustertypus des geologischen Forschers, dem kein Gipfel zu hoch, keine Wand zu steil war, dessen umfassendes Wissen nur überwogen wurde von seiner unbegrenzten Bescheidenheit und Gutmüthigkeit! Wenn ich der Stunden gedenke, die wir nach harter, mühevoller Tagesarbeit auf dem Aargletscher zubrachten bei frugalem Mahle unter dem lustigen Zelte, Agassiz, Desor, Escher, Nicolet von la Chaux-de-Fonds und ich, so will es mich manchmal fast dünken, daß ein anderer Geist damals die Wissensdurstigen belebte und daß wir Ueberlebenden nur noch Ruinen sind, die in die Jetztzeit halb verwittert hineinragen. Freilich ist mehr als ein Menschenalter seit 1841 verflossen!

Lyell kann ohne Zweifel als der Schöpfer der neueren, geologischen Anschauungen betrachtet werden. An die Stelle der plötzlichen Revolutionen, der verheerenden Kataklysmen hat er die langsame, durch Aeonen fortdauernde Wirkung der jetzt noch thätigen Kräfte gesetzt. Auch er war längere Zeit hindurch Gast in Combe-Varin und um ihn gruppiren sich eine gewisse Zahl Forscher englischer Zunge aus Großbritannien und Amerika, Ramsay und Wright, Leslie und Whitney und vor Allem J. Hall, der Staatsgeologe New-York's, dessen Arbeiten uns zuerst die reichen paläontologischen Schätze der Vereinigten Staaten erschlossen haben. „Ich komme hierher“, sagte er mir, „wenn ich „exhausted“ bin — acht Tage Aufenthalt in Combe-Varin heilen mich von den Folgen achtjähriger Arbeit in Albany. Ich habe noch Material für wenigstens 200 Tafeln in Quart — ich werde wohl noch einen Aufenthalt in Combe-Varin machen müssen, bis ich mit der Bearbeitung fertig werde.“

Der feine Abbate Stoppani, der jetzt in Florenz Geologie lehrt, und der stets bewegliche, ruhelose Professor Capellini von Bologna repräsentiren

vortrefflich zwei verschiedene Seiten der Nation, welcher sie angehören. Der Abbé ist kein Darwinist — vor solcher Sünde schützt ihn die vor Jahren erhaltene Weihe, aber er klagt mit komischer Ironie, daß sein gelehrter College ihn stets schon durch seinen Anblick in die Gefahr bringe, den Weg des Heils zu verlassen und der Schaar der Transformisten sich anzureihen. Fr. Roemer, der von seinem Standorte Breslau aus die Provinz Schlesien so gründlichen Untersuchungen unterworfen hat, Zittel, der Münchener Paläontologe, dessen großes Werk leider nun schon seit mehreren Jahren stockt, der einbildungsreiche Schwabe Fraas, der den Libanon mit demselben Eifer ausgebeutet hat, wie sein heimisches Stammland, vertreten die deutsche Geologie, während der Franzose G. de Mortillet mit Fraas und Zittel zu den Urgeschichtlern hinüber leitet. Aber wer hätte sich nicht mit Höhlen, Pfahlbauten, Stein-Bronze und Eisenzeit beschäftigt? Wenn ich Le Hon, den belgischen Schriftsteller, dem es aber mehr um Popularisirung der Wissenschaft als um eigene Forschungen zu thun war, und den Grafen Gozzadini hier als specielle Vertreter der prähistorischen Forschung nenne, so geschieht es, weil sie die Einzigen sind, die unter den zahlreichen Besuchern Combe-Varin's sich nur mit dieser Wissenschaft und keiner andern beschäftigten. Ah! Welch' gute Stunden haben wir in dem alten Palazzo der Gozzadini in der Strada San Stefano von Bologna zugebracht! Desor, mir und meinen beiden Söhnen war das Erdgeschoß zur Verfügung gestellt; und während meine Jungen sich in dem Garten und dem Festsaale tummelten, erzählte uns die geistreiche Gräfin von ihren Reisen in der Schweiz. Ihre Bedienten hielten alle Flüsse für den Reno, der bei Bologna vorbeifließt, und wenn die Reise stromabwärts ging, so freuten sie sich, weil sie von Bologna aus stromaufwärts gereist waren. Als sie aber gar nach dem Uebergange des Splügenpasses an den wirklichen Rhein kamen, den alle Welt Reno nannte, waren sie außer sich vor Entzücken und folgten dem Strome mit Begeisterung bis nach Holland, immer überzeugt, nach der nächsten Station müßten die hundert schiefen Thürme der geliebten Vaterstadt am Horizont auftauchen!

Sollten wir der Botaniker vergessen? Des frommen Godet aus Neuchatel, der 50 Jahre seines langen Lebens der Flora des Jura gewidmet hat; des emsigen Léon Lesquereux, der ursprünglich ein einfacher Handarbeiter im Val de Travers war, den aber die Liebe zur Wissenschaft nicht ruhen ließ und der jetzt in den Vereinigten Staaten Nordamerika's die fossile Flora der Kreide- und Tertiärgebilde mit so staunenswerthem Erfolge bearbeitet? Dort kraucht etwas im Busche herum — es ist Planchon von Montpellier, der Entdecker der Reblaus, der zerstörenden Phylloxera — hier stelzt ein langbeiniges Wesen mit gebücktem Haupte über Moore und Torfgräben — es ist W. Schimper von Straßburg, der Moosvater, einer der liebenswürdigsten und zugleich kenntnißreichsten Menschen, welche die Erde trägt, dessen Reisen ihn fast ebenso weit geführt haben, als unseren kleinen Freund Charles Martins, den Director des botanischen Gartens von Montpellier. Kaum mag

seit beinahe vierzig Jahren eines ausgefallen sein, wo wir uns nicht getroffen hätten, bald hier, bald dort, auf den Höhen der Gletscher, wie in den Tiefen an dem Meeresstrande; und es hat eine gewisse Bedeutung für das Leben, wenn man sich sagen kann, daß in heiteren, wie schweren Stunden sich niemals eine Wolke zwischen die Freunde gelagert hat! Glücklicher Weise kennt die französische Sprache das „Dutzen" nicht, welches dem Deutschen die Pflicht auferlegt, dem Dutzbruder die gemüthlichsten Grobheiten an den Kopf zu werfen; und obgleich Martins das Deutsche beherrscht und spricht, so sind wir doch der netteren und freundlicheren Sitte unserer Nachbarn über dem Rhein treu geblieben.

Wir hätten die Liste der Besucher von Combe-Varin erschöpft, wenn wir nicht noch eines treuen Genossen erwähnen müßten. Was wäre der Gelehrte der Naturforscher, der Schriftsteller ohne den Verleger, der ihm das Verständniß der großen Menge vermittelt? Was wäre die Gesellschaft von Combe-Varin ohne Reinwald in Paris, aus dessen Bureaux in der Rue des Saints — Pères die Werke Darwin's ihren Siegeszug durch Frankreich antraten?

Es ist Zeit, diesen Aufsatz zu schließen. Auf einen Punkt aber möchte ich noch aufmerksam machen. Die Liste der in der Naturforscher-Allee von Combe-Varin eingebaumten Männer ist lang und zahlreich — sie umschließt mit die Besten aus den meisten Culturländern Europa's und Amerika's. So viele der Männer auch darunter sein mögen, die sich auszeichneten in mannigfachen Gebieten der Wissenschaft, so wenige finden sich dabei, welche durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch Reichthum und Standesbeziehungen von vornherein die Wege geebnet fanden, welche sie zum Ziele führten. Die meisten haben sich im Gegentheil emporgerungen aus niederen Verhältnissen durch harte Arbeit und oft auch durch empfindliche Entbehrungen; die meisten sind „self-made men", selbstgemachte Männer, in der besten Bedeutung des Wortes, wie jene drei berühmten Chemiker, die ich einmal von ihrer Jugendzeit, von ihrer Lehrlingszeit in Apotheken zusammen erzählen hörte. Ich, sagte der Eine, habe die Stiefel meines Principals geputzt; ich, fügte der Andere hinzu, die schmutzigen Töpfe meiner Principalin! — und ich, sprach der dritte, ich habe glücklicher Weise die Platte geputzt! (Er war seinem Prinzipal weggelaufen.) Das Emporringen durch eigenen Willen und eigene Kraft, das ist, wenn ich nicht irre, die Signatur einer Generation, welche allmälig ausstirbt und von der ein kleiner Bruchtheil auf den Bäumen von Combe-Varin vertreten ist.

Bibliographie.

Uebersetzungen aus Nord und Süd.

Die Monatsschrift hat sich, vom Anbeginn ihres Erscheinens, besonderer Beachtung seitens der ausländischen Presse zu erfreuen gehabt. Nicht nur, daß hervorragende nichtdeutsche Blätter von dem Inhalte der einzelnen Hefte in referirender Weise Notiz genommen haben, haben sie auch ihrer Schätzung des von „Nord und Süd" Gebotenen durch autorisirte oder unerlaubte Reproduction besonders bemerkenswerther Beiträge zu erkennen gegeben. So ist z. B. die Mehrzahl der von der Monatsschrift veröffentlichten Novellen jenseits des Oceans nachgedruckt worden, wie überhaupt die ganze Zeitschrift den sogenannten „Sonntags-Blättern" deutsch-amerikanischer Zeitungen ein nie versagender Helfer geworden ist. Diese durch kein Gesetz verhinderte Form der Aneignung fremden, geistigen Eigenthums ist in Nordamerika indessen schon derart gang und gäbe geworden und hat so große Dimensionen angenommen, daß die beabsichtigte Hervorhebung einzelner Momente, wenigstens soweit es sich um „Nord und Süd" handelt, mit dem Abdruck fast des vollständigen Inhaltsverzeichnisses aller bisher erschienenen Hefte gleichbedeutend wäre. Es möge daher hier nur auf einige Fälle aus jüngster Zeit hingewiesen sein, in denen es sich um die (zumeist mit Erlaubniß der Autoren geschehene) Gewinnung von Beiträgen dieser Zeitschrift für den Literaturschatz fremder Nationen handelt. So ist u. A. Berthold Auerbach's gedankenreiche Novelle „der Sohn des Käthchen von Heilbronn" unter dem Titel „Carrying a paint-box" in Appletons'-Journal, einer der verbreitetsten Monatsschriften der Union, vortrefflich übersetzt erschienen. Der befremdliche englische Titel bezieht sich auf die die Lösung des Conflicts herbeiführende Frage des Helden der Novelle an sein Weib: „Louise, soll ich Schminktopfträger werden?"

Bei dieser Gelegenheit sei auch der von genauester Kenntniß unserer Sprache und feinstem Eindringen in die dichterische Persönlichkeit Auerbachs zeugenden englischen Uebersetzung von dessen „Landolin von Reutershöfen" gedacht. Sie rührt von Fräulein Sarah English her, einer der weiblichen Beamten des nordamerikanischen Ministeriums des Innern, an dessen Spitze gegenwärtig unser deutscher Landsmann Karl Schurz sich befindet. Die Uebersetzung nimmt einen Band der von Holt u. Co. in New York herausgegebenen und sehr gefällig ausgestatteten „Leisure-Hour Series" ein, in der u. A. auch die meisten der übrigen Schriften Berthold Auerbach's erschienen sind. — Mit ihm erfreut sich Rudolph Lindau der Auszeichnung, wiederholt in's Englische übersetzt worden zu sein. Sein „Gordon Baldwin" ist nicht nur in New York als Buch, sondern auch in einem der angesehensten englischen „Magazines," in „Blackwood's", reproducirt worden. Dieselbe Gunst wurde den in „Nord und Süd" erschienenen Novellen „das rothe Tuch" und „der Seher" mehrfach zu Theil. Von letzterer brachte z. B. eine in Buenos-Ayres täglich erscheinende spanische Zeitung eine vollständige Uebersetzung. Ein

eigenthümliches Schicksal waltete über der französischen Uebersetzung derselben Dichtung. Sie erschien im Feuilleton des Pariser „Figaro" unter dem Titel „Le Visionnaire", gab sich nicht als Nachbildung zu erkennen und trug als Autorname lediglich die Buchstaben R. L. Ein angesehenes deutsches Blatt fand an der französischen Geschichte so großes Gefallen, daß es — und zwar den internationalen Verträgen gegenüber unvorsichtigerweise — die Novelle für das Feuilleton in sein geliebtes Deutsch zurückübersetzen ließ. Die Redaction des betreffenden Blattes erkannte erst nach erfolgtem Abdruck ihren ergötzlichen Irrthum, dessen Consequenzen sie sich durch ein liebenswürdig-offenes Bekenntniß entzog. Es ist in mehr als einer Beziehung interessant, die Metamorphose zu verfolgen, welche Rudolph Lindau's knappe, gedrungene Sprache auf ihrer Reise von Berlin nach Paris und zurück nach Deutschland zu erfahren gehabt hat. Ein ähnliches Abenteuer hatte einst Eberty's anfänglich anonym erschienener Essay, „Die Gestirne in der Weltgeschichte", zu bestehen, nur daß es sich bei Eberty um eine Uebertragung in's Englische handelte. — Max Müller's, in einem der letzten Hefte von „Nord und Süd" erschienener Beitrag „Ueber Fetischismus", hat sich der lebhaftesten Theilnahme seitens der englischen Presse zu rühmen gehabt. „Times" und andere leitende Blätter Englands haben ihn zum Gegenstande eingehender Betrachtung gewählt. Nicht geringere Aufmerksamkeit ist L. Noiré's Essay über „Max Müller und die Sprachphilosophie" in England zu theil geworden. Beschäftigt sich der Aufsatz doch mit einem der gefeiertsten Gelehrten des Inselreichs, den unsere Nachbarn für ihre Nationalität beinahe in demselben Sinne in Anspruch nehmen, wie sie heut noch den Tonmeister Händel den ihrigen nennen. Auch den Italienern ist Noiré's hervorragende Arbeit durch eine gelungene Version zugängig gemacht worden, ebenso wie Paul Lindau's Studie über Victor Hugo. — Es sei hier noch erwähnt, daß Ernst Wichert's Novelle „Schuster Lange" im Verein mit zwei anderen seiner Erzählungen soeben in's Französische übersetzt worden ist. Der Titel des in der Hachette'schen „Bibliothèque des meilleurs romans étrangers" erschienenen Bandes lautet: Les perturbations — Au bord de la Baltique — Le vieux cordonnier. Nouvelles traduites de l'Allemand avec l'autorisation de l'auteur par Mlle. H. Heinecke. Die Wiedergabe, insbesondere der letzten Novelle, verdient alles Lob. j. h.

Adolf Streckfuß, Fünfhundert Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. Lexikon-Octav. Lieferung. 1—8. S. 1—320. Berlin, 1879, A. Brigl. Vollständig in 30 Lieferungen à ℳ —.50

Eine gut erzählte Geschichte der energischen Entwicklung Berlins, gleichzeitig eine Geschichte des brandenburgisch-preußischen Herrscherhauses. Die zahlreichen anekdotischen Mittheilungen aus mehr oder weniger bekannten Memoirenwerken geben der Darstellung nicht selten den Reiz einer glücklichen romanhaften Erfindung.

Zwei amerikanische Idyllen. („Elisabeth" von Henry Wadsworth Longfellow und „Eingeschneit" von John Greenleaf Whittier.) Uebersetzt von Karl Knortz. 12. 43 S. Berlin, 1879, Bohne. ℳ —.75

Die Gewandtheit des Uebersetzers bewährt sich in der Wiedergabe der zwei bekannten Dichtungen von Neuem.

Johann von Wildenradt, Fra Filippo Lippi. Episches Gedicht in 5 Gesängen. 8. 159 S. Hamburg 1879, O. Meißner. gebunden ℳ 3.—

Ein Dichtertalent nicht gewöhnlicher Art spricht aus diesen schwungvollen Versen, in denen die Liebes- und Künstlergeschichte des berühmten Florentiner Meisters in anmuthiger Form erzählt wird.

Chr. Muff, Antik und Modern. Ein Vortrag. 8. 48 S. Halle, 1879, Mühlmann.

Deutsche Pomologie. Chromolithographische Abbildung, Beschreibung und Kulturanweisung der empfehlenswerthesten Sorten Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche und Weintrauben. Nach den Ermittelungen des „Deutschen Pomologen-Vereins" herausgegeben von W. Lauche. 1. Lieferung. 8. 4 Blatt Text und 4 Tafeln. Abbildungen. Berlin, 1879, Wiegandt, Hempel und Parey. In 48 monatlichen Heften. à ℳ 2.—

Digitized by Google

J. Wiel und **R. Gnehm**, Handbuch der Hygiene. 1.—6. Lieferung. 8. S. 1—384 mit eingedruckten Holzschnitten. Karlsbad, 1879, H. Feller. à Lieferung *M.* 1.60.

Dieses Handbuch verfolgt eine eigne, rein praktische Richtung; es verbreitet sich nämlich über alles Dasjenige, womit sich die Gesundheitsämter befassen. In dieser Beziehung ist es ein Nachfolger des im vergangenen Jahre erschienenen preisgekrönten Werkes von Friedrich Sander. Während sich jedoch Sander mit seinem Werke mehr an den specifischen Fachmann wendet, versuchen die Verfasser des vorliegenden Handbuches die hygienischen Lehren, unter möglichem Ausschluß aller Fachterminologien, für weitere Kreise in gemeinverständlicher Form zu behandeln. Bei der großen Wichtigkeit der Lehre von der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege, eine Wichtigkeit, die angesichts der vom Osten drohenden Gefahr immer mehr anerkannt wird, ist ein Werk mit den Zielen des gegenwärtigen durchaus und umsomehr willkommen zu heißen, wenn es, wie die gemeinsame Arbeit von Wiel und Gnehm (ersterer durch sein „diätetisches Kochbuch" und sein Buch „Tisch für Magenkranke" längst in gutem Ansehen stehend) seiner Aufgabe mit verständnißvollem Geschick gerecht wird. Das Werk soll in 10 — 14 Lieferungen abgeschlossen sein.

Heinrich von Treitschke, deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. 1. Theil. Bis zum zweiten Pariser Frieden. Auch unter dem Titel: Staatengeschichte der neuesten Zeit. 24. Bd. 8. VIII und 790 S. Leipzig, 1879, Hirzel. *M.* 10.—

Das bedeutungsvolle Werk ist auf 5 Bände berechnet, welche in ununterbrochener Folge erscheinen sollen. Der zweite Band wird das Zeitalter der Restauration bis zum Jahre 1830, der dritte das Jahrzehnt der Julirevolution und die Anfänge Friedrich Wilhelms IV. behandeln, während der vierte die Revolutionsjahre 1848—50 schildern und der fünfte mit dem Jahre 1866 abschließen wird. Diese großangelegte Arbeit des berühmten Geschichtslehrers und Essayisten wird sicherlich ebenso begeisterte Zustimmung wie erbitterte Bekämpfung erfahren. Jedenfalls ist sie ein Ereigniß in der neueren historischen Literatur Deutschlands, mit dem sich „Nord und Süd" in umfassenderer Form zu beschäftigen haben wird, als es die Zwecke dieser kurzen bibliographischen Notizen ermöglichen.

Josef Weilen, Unersetzlich, Roman. 8. 358 S. Breslau, 1879, S. Schottlaender *M.* 5.—

Josef Weilen, dem Dramatiker und Lyriker von nicht gewöhnlicher Begabung begegnen wir hier zum ersten Mal auf dem Gebiet des Romans. Eine ergreifende und rührende Herzensgeschichte ist es, die Weilen hier in vortrefflicher, von dichterischer Wärme durchdrungener Sprache erzählt. Man merkt es dem Roman an, daß er von einem Dramatiker herrührt, dem keines der technischen Geheimnisse, welche Spannung hervorzurufen geeignet sind, fremd geblieben ist. Die bewegten Vorgänge des Romans nehmen die Theilnahme des Lesers fast ununterbrochen in Anspruch, und wo die Handlung einen Augenblick still zu stehen scheint, weiß der Verfasser durch sein empfundene landschaftliche Stimmungsbilder ein anders geartetes Interesse zu erregen, welches nachklingt, wenn man das Buch längst aus der Hand gelegt hat. Die einzelnen Schilderungen aus der ungarischen Karpathenlandschaft und dem Tatra-Gebiete sind doppelt reizvoll, weil sie nicht nur kunstvoll sind, sondern weil sie uns in ein wenig gekanntes romantisches Land mit der sicheren Hand des kundigen Führers leiten.

Frdr. Fabri, Bedarf Deutschland der Colonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung. 8. VIII. und 108 S. Gotha. 1879, F. Perthes. *M.* 2.—

Der Verfasser, durch seine Missionsthätigkeit im weiten Kreise bekannt, versucht den Nachweis, daß die rapide Bevölkerungszunahme im deutschen Reiche ein Wurzelpunkt unserer wirthschaftlichen Nöthe, unserer socialen Verlegenheiten sei. Als Heilmittel schlägt er die Organisation einer starken und constanten Auswanderung vor. Die Gründung von Ackerbau-Colonien sei für Deutschland eine unerläßliche Nothwendigkeit. Während er bezüglich dieses einen Theiles seiner Colonisations-Ideen auf die Initiative der Regierungen rechnet, erwartet er für die Handels-Colonien alles von der Tüchtigkeit und dem Unternehmungsgeist unseres Kaufmannsstandes. Die folgenden Ausführungen des Verfassers über Straf-Colonien und deren Bedürfniß für Deutschland, über die culturelle Bedeutung der Missionsarbeiten, über die Erschließung Afrikas ꝛc. werden selbst dort interessiren, wo man den vorgetragenen Ansichten nicht zuzustimmen vermag.

Wilhelm Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege. Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813. Lexicon-Octav. XV. und 707 S. Berlin, 1879, Grote. M. 13. 50

Das bedeutsame Werk, zu dessen eingehender Würdigung hier nicht der geeignete Ort ist, bringt die Darstellung desjenigen Zeitraums zum Abschluß, der mit dem Eintritte Oesterreichs in den Kriegsbund gegen Napoleon endet, und greift nur im letzten Abschnitt über diese Grenze hinaus. Was die beiden Theile des Buches in ihren 17 Abschnitten geben, will der Verfasser als ein sich abgerundetes Ganzes bezeichnen, das so vollständig ist, als es der Inhalt eines aus acht verschiedenen Archiven beschafften Materials gestattet.

Trachten, Haus- Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit, gezeichnet und beschrieben von **Frdr. Hottenroth.** 1. und 2. Lieferung. Quart. Text S. 1—32 und Tafel 1—29 in Farbendruck. Stuttgart, 1879, G. Weise. à Lieferung M. 5.—

„Vorliegendes Werk will zunächst dem Künstler und kunstverwandten Handwerker in Wort und Bild eine reichhaltige Sammlung von Material aus dem weiten Gebiete der Völkertrachten an die Hand geben. Es umfaßt in gedrängter Uebersicht nicht nur die Trachten an sich sammt ihrem Beiwerk: dem Kopf- und sonstigen Aufputz, dem Schmuck u. s. w., sondern auch die Gegenstände des täglichen Gebrauchs in Haus und Feld, die Waffen, die Transportmittel; kurzum, soweit die Quellen reichen, Alles, was geeignet erscheint, die Völker und Massen von den frühesten Ueberlieferungen an bis auf die Gegenwart im Bilde und sozusagen in ihrer Localfarbe uns vor die Augen zu führen. Der beigegebene Text soll den Leser in den Stand setzen, beim ersten Anblick einer Waffe, eines Gefäßes, eines Möbels u. s. w. Zeitalter und Volk festzustellen, dem der Ureigenthümer dieser Sachen dürfte angehört haben. Das Buch ist somit eine Art illustrirter Culturgeschichte auf dem Gebiete des Kostüms." — Der lithographische Farbendruck ist in hohem Maße gelungen und gehört zu den Besten, was uns in jüngster Zeit auf dem Gebiete begegnet ist; die ganze Ausstattung entspricht dem bewährten guten Geschmacke der Verlagsfirma. In 16 Lieferungen soll dieses höchstempfehlenswerthe Prachtwerk seinen Abschluß finden.

M. G. Conrad, Die religiöse Krisis. Ein atheistischer Versuch. 8°. XV und 228 S. Breslau 1878. S. Schottlaender. M. 4. —

Frdr. Latendorf, Niederdeutsch oder Neudeutsch. Offener Brief an Edmund Hoefer. 8. 27 S. Poesneck, 1879. Latendorf. —.80.

Sprachliche Beobachtungen über Edmund Hoefers letztes größeres Buch „Pap Kuhn". Wie Alles aus der Feder des streitbaren Philologen mit großer Gefühlswärme vorgetragen.

Friedrich von Bärenbach, Prolegomena zu einer anthropologischen Philosophie. Auch unter dem Titel: Grundlegung der kritischen Philosophie. 1. Theil. 8. XI. u. 385 S. Leipzig, 1879, Barth. M. 6.—

Die allgemeinsten Bedingungen und Grenzbestimmungen alles menschlichen Wissenkönnes und aller Wissenschaft, somit auch die allgemeinsten Normen und Grenzbestimmungen alles wissenschaftlichen Verfahrens aus den einfachsten Gesetzen des menschlichen Intellects abzuleiten, ist die Aufgabe und der Zweck der vorliegenden Untersuchungen. Das hoffentlich bald zu gewärtigende Erscheinen des zweiten Bandes wird ein umfassendes Eingehen auf die Bedeutung des Buches ermöglichen.

Graf **F. E. von Dürckheim.** Lilli's Bild, geschichtlich entworfen. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einem Anhange, Lilli's Briefwechsel enthaltend. 8. VII. und 175 S. Nördlingen, 1879, Beck. M. 3. —

Der Gatte von Lilli's (Elisabeth Schönemann's) Enkelin ist der Verfasser des interessanten Büchleins, welches es unternimmt, Lilli's Bild in voller Reinheit herzustellen. Neues von Bedeutung wird nicht beigebracht, aber durch die Nachrichten über Lilli's Zusammenleben mit ihrem Gatten Bernhard Friedrich von Dürckheim erfährt die Lebensgeschichte der liebenswürdigen Frau nach der einen Seite hin eine werthvolle Ergänzung. Einige Briefe von und an Lilli von Lavater, Reichard und Familiengliedern erscheinen hier zum ersten Mal. Das kleine Buch ist gut und warm geschrieben. Das Aristokratisch-Dilettantische der Form wirkt durchaus nicht störend, übt im Gegentheil einen gewissen Reiz. Das Portrait der schönen Frau wird Vielen eine willkommene Gabe sein.

A. Elbinger, Handbuch der Oelmalerei. Eine Anleitung zum Malen mit Oelfarben für Anfänger und Dilettanten. Zum Selbstunterricht wie auch zum Studium für Geübtere und Kunstfreunde mit Abbildungen. 2. umgearbeitete Auflage. Lexikon-Octav. VIII. und 248 S. Halle, 1879, O. Hendel.
M. 6. —

Elbinger's Handbuch gilt längst als eines der besten seiner Art. Die verhältnißmäßig schnell nothwendig gewordene zweite Auflage ist gegen die erste derart umgearbeitet, daß sie beinahe auf deren doppelten Umfang ausgedehnt worden ist. Abgesehen von der gelungenen Lösung seiner nächstliegenden Aufgaben erfüllt das Buch in dankenswerther Weise die andere, dem Kunstfreunde einen klaren Einblick in die gesammte malerische Technik zu eröffnen. Vor ähnlichen Arbeiten hat Elbingers Handbuch die gelungenere und leichtfaßlichere Darstellung voraus; es wird dadurch in erhöhtem Maße zum Selbstunterricht geeignet. Die zahlreichen Beispiele sind lehrreich, die Holzschnitte und übrigen künstlerischen Beigaben gut ausgeführt.

Wilh. Rud. Hoffmann, der Entwicklungsgang des deutschen Schauspiels. Nach den besten Quellen dargestellt. 8. 52 S. Löbau, 1879, Skrzeczek. M. 1.20

E. M. Sauer, Intermezzo. Neue Erzählungen. Inhalt: Allan und Ellen. Novellen. — Zwei Weihnachten. Studentengeschichte. — Zweite Auflage. 8°. Breslau. S. Schottlaender.
M. 4. —

Ludwig Pietsch, Wallfahrt nach Olympia im ersten Frühling der Ausgrabungen April und Mai 1876, nebst einem Bericht über die Resultate der beiden folgenden Ausgrabungs-Campagnen 8. IV. und 318 S. Berlin, 1878, F. Luckhardt. M. 4. —

Unter diesem Titel hat unser Mitarbeiter Ludwig Pietsch, einer unserer feinsten Kunstkenner und geistreichsten Feuilletonisten, der „peintre-auteur", wie ihn ein französisches Blatt nannte, jene Briefe gesammelt erscheinen lassen, welche er während seiner Frühlingsfahrt nach Olympia an zwei große Zeitungen schrieb, von deren Redactionen er dorthin entsendet war, um im Feuilleton dieser Tagesblätter über die Arbeiten und Resultate der Ausgrabungen auf der Stätte des alten National-Heiligthums der Hellenen im Thale des Alpheios zu berichten. Dieses ruhmvolle, von der deutschen Regierung veranlaßte und mit ihren Mitteln ausgeführte Unternehmen, hatte die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt mächtig erregt, und jene, aus tiefster Sachkenntniß hervorgegangenen und von warmer Begeisterung durchwehten Reisebriefe, durch zwei viel verbreitete Zeitungen Deutschlands veröffentlicht, trugen nicht wenig dazu bei, diese Theilnahme zu steigern, indem sie eine auf Anschauung beruhende anregende und fesselnde Darstellung von der klassischen Localität, von der Art der Ausgrabungsthätigkeit, den bis dahin an's Licht geförderten Schätzen und dem eigenthümlichen Leben in dem Hause der deutschen Commissare gaben. Der Verfasser setzte seine Reise von Druwa-Olympia aus noch über den Peloponnes bis zum Busen von Korinth hin fort. Die Briefe enden mit der Ankunft in Athen, das er zum zweiten Mal nach sieben Jahren wieder betrat. Die Großartigkeit der peloponnesischen Landschaft, die an Erinnerungen so reichen, durch Poesie und Geschichte geweihten klassischen Stätten, zu welchen dieser Ritt den Erzähler führte, die seltsamen und die gewinnenden Eigenthümlichkeiten des neugriechischen Volkes, finden in diesem Abschnitte des Buches eine ebenso liebevolle, wie getreue Darstellung. Die Ergebnisse der folgenden beiden Ausgrabungs-Campagnen haben das Bild des dem Grabe erstandenen Olympia, wie es damals, in jenen Frühlingstagen vor zwei Jahren entworfen wurde, wohl erläutern, bereichern, im Detail berichtigen und verändern können. In den großen Zügen und in der praktischen Stimmung aber ist das hier von Ludwig Pietsch Gegebene, ebenso wie seine Schilderungen aus dem Peloponnes es sind, auch heute noch zutreffend. Als ergänzenden Anhang dieser Schilderungen hat der Verfasser denselben einen, nach amtlichem Material verfaßten Bericht über die Resultate jener beiden, dieser ersten seitdem gefolgten, Ausgrabungscampagnen hinzugefügt. Durch diese Vervollständigung hat sein Buch einen noch höheren Werth gewonnen.

S. Kohn, Die Starken. Historische Erzählung. 8°. IV und 245 S. Breslau 1878. S. Schottlaender. M. 4. 50.

Karl Bartsch, deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. Eine Auswahl. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. VIII. u. 407 S. Stuttgart, 1879, Göschen.

Diese neue Auflage der höchst schätzenswerthen, auf ihrem Gebiete kaum übertroffenen Sammlung, „ist, was die Auswahl der Texte betrifft, im wesentlichen unverändert geblieben; hinzugekommen ist der Leich Heinrichs von Rugge und ein Spruch Friedrichs von Sonnenburg. Sämmtliche Texte sind einer die Forschungen seit 1864 berücksichtigenden Revision unterzogen worden. In der umfassenden und höchst lehrreichen Einleitung hat der Herausgeber die zahlreichen literarischen Nachweise vervollständigt und aus ihnen das, was ihm annehmbar erschien, in die Darstellung aufgenommen." Auch in den die unvergleichliche Sachkenntniß des Sammlers bestätigenden Anmerkungen ist manche begründende und erklärende Bemerkung hinzugefügt worden. Das 26 Seiten umfassende Glossen ist von dankenswerther Vollständigkeit. Im Ganzen sind siebenundzwanzig Liederdichter in der Sammlung berücksichtigt: „der von Kürenberc" eröffnet den Reigen, Heinrich von Mugelin schließt ihn. Ein achtundneunzigster Abschnitt ist namenlosen Liedern gewidmet.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd".

Band 9. — April 1879. — Heft 25.

Die größte Auflage aller deutschen Zeitungen

hat das

„Berliner Tageblatt"

erreicht und damit bewiesen, daß es die Ansprüche, welche an eine **große** deutsche Zeitung gestellt werden können, zu befriedigen weiß. Die anderen **Vorzüge** dieses Blattes bestehen vornehmlich in Folgendem:

Berliner Tageblatt

nebst den Gratis-Beigaben: der belletristischen **Wochenschrift** und **dem illustrirten Witzblatt „ULK"**.

„Berliner Sonntagsblatt"

Unabhängige freisinnige politische Haltung.

Zahlreiche Spezial-Telegramme eigener Korrespondenten:

Täglich 2maliges Erscheinen,

als **Abend-** und **Morgenblatt.** Reichhaltige Nachrichten aus der Residenz und den Provinzen. **Ausführliche Kammerberichte** seines eigenen parlamentarischen Bureaus. Erziehungs- und Unterrichtswesen. **Vollständige Handelszeitung** mit sehr ausführlichem Berliner Courszettel. Theater, Kunst und Wissenschaft. **Wöchentliche Mittheilungen über Land- und Hauswirthschaft, Gartenbau.**

Bei der Fülle des Gebotenen

ein enorm billiger Abonnementspreis.

Im Laufe des II. Quartals erscheint im täglichen Feuilleton:

„Der verlorene Kamerad"

von

Hans Hopfen.

Diese reizende Novelle wird mit ihrem originellen und spannenden Inhalt dem berühmten Schriftsteller viele neue Verehrer zuführen. Hierauf folgt:

„Ariadne" Roman von **Henry Gréville**,

dessen kürzlich im „Berliner Tageblatt" veröffentlichte Novelle **„Dosia" allgemeinen** Beifall gefunden hat.

Man abonnirt auf das **„Berliner Tageblatt"** nebst **„Ulk"** und **„Berliner Sonntagsblatt"** zum Preise von nur **5 Mk. 25 Pf.** pro Quartal bei allen **Reichspostanstalten** und wird im Interesse der Abonnenten höfl. gebeten, das Abonnement **recht frühzeitig** anzumelden, damit die Zustellung des Blattes beim Beginn des Quartals **pünktlich** erfolgen kann. [c 107]

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

[79]

Gutzkow, Karl, Gesammelte Werke. 2. wohlfeile Ausgabe. I. Serie. In 12 Bänden. Eleg. Ausstattung mit verziertem Umschlag. Subscriptions-Preis pro Band broch. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Einzelne Bände broch. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Inhalt: I. Aus der Knabenzeit. II.—IV. Kleine Romane und Erzählungen. (u. A. Wally). V. VI. Blasedow und seine Söhne. VII. Paris und Frankreich in den Jahren 1834—1874. VIII. Säcularbilder. IX. Oeffentliche Charaktere. X. Zur Geschichte unserer Zeit. XI. Reiseeindrücke aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien. XII. Börne's Leben rc.

Die übrigen Werke Gutzkow's werden sich später anschließen.

Brachvogel, A. E., Gesammelte Romane, Novellen und Dramen. Volks- und Familien-Ausgabe. Mit Einleitung und Biographie von Max Ring. In 10 Bänden oder ca. 60 Lieferungen à 50 Pfg.

Inhalt: I. Einleitung und Biographie von Max Ring. — Der Trödler. Roman. — Aus dem Mittelalter. Historische Erinnerungen. — II. Beaumarchais. Historischer Roman. III. und IV. Benoni. Roman. V. Ein moderner Falstaff. Roman. VI. und VII. Historische Novellen. VIII. Adalbert von Babanberge. Trauerspiel. — Narziß. Trauerspiel. — Der Usurpator. Dramatisches Gedicht. — Theatralische Studien. IX. und X. Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman.

Die vorstehende Sammlung enthält die vorzüglichsten Leistungen Brachvogels.

Gutzkow, Karl, Der Königsleutenant. Lustspiel in 4 Aufzügen. **8. Aufl.** Von **Erdmann Wagner reich illustr.** Min.-Ausg. höchst eleg. broch. 4 Mark 50 Pf. In Renaissanceband 5 Mark 70 Pf.

Seemann, Theodor, Geschichte der bildenden Kunst. Ein Handbuch für Gebildete aller Stände, zum Selbststudium sowie zum Gebrauche für Gelehrten-, Kunst- und Gewerbeschulen. Lex.-8⁰. Mit 166 in den Text gedruckten Holzschnitten. In eleg. illustr. Umschlag broch. 8 Mark, in Halbfrzbd. 10 Mark.

Kohn, Albin und Dr. **C. Mehlis, Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa.** Nach polnischen und russischen Quellen bearbeitet und herausgegeben. **I. Bd.** Mit 162 Holzschnitten, 9 lithographischen und 4 Farbendruck-Tafeln. Lex.-8. brochirt 16 Mark.

Der **II. Band** mit zahlreichen Holzschnitten, 6 Tafeln und einer großen archäologischen Fundkarte erscheint demnächst zum ungefähren gleichen Preise.

Macaulay's, Lord, Leben und Briefe. Herausgegeben von seinem Neffen G. O. Trevelyan. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Prof. Dr. Böttger. Mit Portrait. Zwei starke Bände. Lex.-8⁰. Preis jedes Bandes broch. 9 Mark, eleg. geb. 11 Mark.

Mantegazza, Paul, Professor in Florenz, **Die Physiologie der Liebe.** Autor. Ausgabe. Aus dem Italienischen von Dr. Eduard Engel. Gr. 8⁰. brochirt 7 Mark 50 Pf., geb. 9 Mark.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Empfohlen von den Königl. Bayerischen, Sächsischen und Württembergischen Ministerien.

Zweite gänzlich neu geplante Ausgabe.

Deutsches Land und Volk. Illustrirte vaterländische Bilder aus Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben des neuen Deutschen Reiches. Herausgegeben von Prof. G. A. v. Klöden und F. v. Köppen. In zwölf Bänden von etwa je 10 bis 12 reich illustrirten Heften. Subscriptionspreis jedes Heftes von je 3 Bogen 50 Pf.

Erschienen sind:

Erster Band. **Schilderungen aus den deutschen Alpen, dem Alpenvorlande und aus Oberbayern.** Unter Mitwirkung von Dr. H. v. Barth und A. Regnet bearbeitet nebst einer Einleitung: Die Entwickelung des deutschen Volksthums von Fedor von Köppen. Mit 120 Text-Illustrationen, einem bunten Titelbilde, einem Tonbilde und drei Karten. Geheftet M. 4. —. Elegant gebunden M. 5. 50.

Zweiter Band. **Bilder aus der schwäbisch-bayerischen Hochfläche und aus den Main-Neckar-Gegenden.** Unter Mitwirkung von Dr. O. Fraas, Dr. Herrmann Fischer, Dr. C. Mehlis, J. J. Priem, Dr. F. L. Dammert und Dr. J. Finger bearbeitet und herausgegeben von Fedor von Köppen. Mit 110 Text-Illustrationen, drei Tonbildern und zwei Karten. Geheftet M. 4. 50. Elegant gebunden M. 6.

Der dritte Band befindet sich unter der Presse.

Ausführliche Prospecte mit Inhalts-Uebersicht der übrigen Bände sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben. [72]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien Portrait-Katalog No. V.

3000 seltene und schöne Portraits in Kupferstich und Lithographie zur Geschichte der

Musik, des **Theaters** und der **Literatur.**

Preis 50 Pf., nach ausserhalb gegen Einsendung von Briefmarken.

Schroeder in **Berlin W., Wilhelmstrasse 91.**

Auch kaufe stets alte Portraits in Stich und Lithographie. [103]

[98]

Verlag von Ed. Hölzel in Wien.

Aus den Alpen,

Ansichten a. d. Alpenwelt n. Aquarell-Gemälden von **Franz Alt** u. A.

I. Serie, 15 Blatt in eleg. Carton M. 40. In prachtvoller Lwd.-Mappe M. 56.

Inhalt: Berchtesgaden, Innsbruck, Hallstadt, Salzburg, Riva, Königssee, Obersee, Ferleiten, Kufstein, Zoll am See, Hintersee, Bruneck, Castell Tenno. Bucht von Pallanza. Vorstadt Stein in Salzburg **Einzelpreis pro Blatt 3 Mark.**

Ed. Hölzel in Wien. Verlag von

J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau. Zu bez. durch alle Buchhdlg.

Eleganteste Ausstattung in schwarzem und rothem Druck. — Fein gebunden

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen: [67]

Rudolf.

Novelle

von **Hermann Presber.**

2. Auflage.

20 Bogen. Eleg. broschirt Preis M. 3.60. Eleg. gebunden Preis M. 4.40

Was dem Werke einen besonderen Reiz verleiht, ist der frische Griff in's volle Menschenleben. In den auftretenden Personen finden wir ein Spiegelbild des Lebens unserer Zeit, von echt dichterischer Kraft gestaltet. Die Entwickelung der einzelnen Figuren ist mit einer Sorgfalt, mit einer Feinheit angelegt und durchgeführt, wie wir es selten bei einer Novelle gefunden haben. Ueber dem Ganzen schwebt ein so allerliebster, köstlicher Humor, daß wir die Novelle in dieser Hinsicht als einzig in ihrer Art betrachten. (Gartenlaube.)

Verlag von **Albert Heitz in Stuttgart.**

Novellen [76]

von

Henrich Steffens.

Gesammt-Ausgabe in 16 Bändchen.

Preis 12 M.

Einzeln:

I. Band:

Gebirgs-Sagen. Als Anhang: Die Trauung, eine Sage des Nordens. Hiezu: Die letzten Worte des Pfarrers von Mittelfahrt auf Seeland. Von F. W. J. v. Schelling . . 1 M.

II.—VI. Band:

Die Familie Walseth und Leith. Ein Cyclus von Novellen . . . 5 M.

VII.—XII. Band:

Die vier Norweger . . . . . 6 M.

XIII.—XVI. Band:

Malkolm. Eine norweg. Novelle . 4 M.

Steffens, Norweger von Geburt, voll heimathlicher Treue, richtete seine innigste Liebe Deutschland zu, und durch die frischen Schilderungen von Natur und Personen, schöne Gesinnung und herzliche Ansprache, bei einem vielversuchenden Ringen nach den höchsten Ideen und einem nimmer verzagenden Vertrauen gewinnt der Verfasser überall unsere Theilnahme.

(Hillebrand's deutsche Nationalliteratur.)

Aachen's Schwefelthermen,

Brunnen und Bäder, besonders heilkräftig bei gichtischen und rheumatischen Leiden, Steifheit der Muskeln und Gelenke, bei Scropheln, Dyscrasien überhaupt, Vergiftungen durch Blei, Mercur, Arsen, bei Neuralgien, Lähmungen, Unterleibsleiden etc. Vorzügliche Einrichtung der Douchen. [87]

Prospecte vom Badevorstande.

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt,

Dresden, Antonstadt, Bachstr. 8.

Behandlung aller Krankheiten. Besonders empfohlen allen Magenkranken, Herz-, Nieren-, Leberleidenden, Nerven- und Unterleibskranken, bei Scrofeln, Gicht, Rheumatismus, Rückenmarkleiden, in Frauenkrankheiten etc. — Aufnahme zu jeder Jahreszeit. Prospecte gratis. — Neueste Schrift: **Dr. Kles' Diätetische Kuren.** Preis 2 Mk. Verlag der Diätet. Heilanstalt in Dresden. [63]

Verlag der **W. Rieger'schen Univ.-Buchhandlung in München:**

Turgénjew, Erzählungen. 2 Bde. Deutsch von Bodenstedt . . . à M. 3.-

Bodenstedt, Erzählungen. 2 Bde. à M. 2.-

Im Verlage von **Carl Meyer (Gustav Prior)** in Hannover ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: [93]

Zur

Einführung Shakespeare's in die Familie.

Eine populäre Erläuterung der vorzüglichsten Dramen desselben

von

M. Petri.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit Shakespeare's Portrait in Stahlstich. Eleg. geh. 4 M. 80 ₰. Eleg. geb. 6 M.

Schon der Umstand, daß ein solches Werk die zweite Auflage erlebt, mag für dessen Vorzüglichkeit Zeugniß ablegen. Sind uns auch die Dramen ziemlich geläufig, so werden wir sie doch mit neuem Genusse lesen und wieder lesen, wenn uns durch die Erörterungen Petri's ein tieferes Verständniß eröffnet ist.

32te Stangen'sche Gesellschaftsreise

München, Verona, Mailand, Oberitalienische See'n (Lago Maggiore, Luganer-See, Comer-See), Turin, Genua, Pegli, Pisa, Rom.

nach

Italien!

8. April 1879. Dauer 42 Tage.
Preis 1250 Mark.

Im Preise sind begriffen: Fahrt, Führung, **vollständige Verpflegung**, Transportmittel zu den Ausflügen, Entrées, Trinkgelder x. Prospekte **gratis** nur in

Tivoli, Neapel, Sorrent, Amalfi, Capri, Posilipp, Solfatara, Pozzuoli, Vesuv, Florenz, Bologna, Venedig, Triest, Adelsberg, Wien.

Carl Stangen's Reisebureau,

Berlin W., Markgrafenstraße 43. [106]

Gutzkow's letzte Werke.

Die neuen Serapionsbrüder.

Zweite, durch eine Vorrede des Verfassers vermehrte Auflage. 3 Bände. 8°. Elegant broschirt M. 16.— ; fein gebunden in 3 Bänden M. 19.—

In bunter Reihe.

Briefe, Skizzen, Novellen.

8°. Elegant broschirt M. 5.—; fein gebunden M. 6.—

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte.
1536—1567.
5 Bände. 8°. Elegant broschirt M. 24.—

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In 4. verb. u. verm. Aufl. erschien bei Hans Feller in Karlsbad:

Tisch für Magenkranke

von **Med. Dr. Josef Wiel** in Zürich. Das Buch dient, im Gegensatz zu vielen schädlichen, sogenannten wissenschaftlichen Heilungsschriften, nicht zur Beunruhigung, sondern zum **wirklichen Besten der von dem weitverbreiteten Zeitübel** Bedrückten, da sie aus demselben einfachste und doch gründlichste Verhaltungsmaßregeln für eine vernunftgemäß strikte **Selbstbehandlung** zu schöpfen vermögen. Preis franco p. Post brosch. M. 4.— = Fl. 2.— öst. W., eleg geb. M. 5.— = Fl. 2.50. [108]

BAD HOMBURG

[84-86] eine halbe Stunde von Frankfurt a/M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Funktionen des **Magens** und **Unterleibs**, auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht**, **Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz'**scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder**.

Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwässer.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit seinen reichausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes und Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes.

Im Verlage von **H. Liebau** in **Berlin**, Weißenburgerstraße 80
[65] ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Wechselrecht.

Ausführliche und leicht verständliche Zusammenstellung und Besprechung der Bestimmungen der Allgemeinen Deutschen Wechsel-Ordnung, unter Berücksichtigung der durch die Entscheidungen des Reichs-Ober-Handelsgerichts geschaffenen Rechtsgrundsätze. Darstellung des Wechselprocesses und dazugehörige Klage- und sonstige Formulare.

Cartonnirt, Preis 1 Mark.

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in **Berlin**.

Mehr Licht!

Die Hauptsätze **Kant's** und **Schopenhauer's** in allgemein verständlicher Darstellung von **F. Laist**. Elegante Ausstattung 5 M.; fein gebunden 6 M. 50 ₰.

Soll die Philosophie, die Retterin in schweren Lebensnöthen, die Leuchte auf dem Lebenswege, mit ihren werthvollen Besitzthümern dem deutschen Volke ewig fremd bleiben? — Hier ein wirklich populäres, für alle Gebildeten bestimmtes Werk, das den Geist der beiden großen Philosophen überliefert und deren Hauptgedanken klar und anschaulich darstellt ohne die schwierige Form, in welcher dieselben ursprünglich gegeben wurden. [102]

Bücher-Ankauf.

Gr. u. kl. Privatbibliotheken wie einz. gute Werke kauft z. hohen P.

L. Glogau Sohn. Hamburg.

König Lear.

Eine psychiatr. Shakespearestudie für das gebildete Publikum, von Dr. **C. Stark**. Preis M. 1,20. [105

Verlag von **Th. Knapp** (früher H. Lindemann) **Stuttgart**.

Soeben erschien: [58]

Handbuch der Oelmalerei.

Anleitung für den **Selbst-Unterricht**, wie auch zum Studium für **Geübtere** und **Kunstfreunde**

von **Alex. Eßlinger.**

Zweite Auflage.

Lexikon-Octav. — Mit **Abbildungen**.

— Eleganteste Ausstattung. —

Broch. 6 M. — geb. 7 M. 50 ₰.

Verlag von **Otto Hendel** in **Halle** a/S.

Hoch elegante Widmungsgaben für Damen.

Reich illustrirt von E. Döpler d. J., J. Juerss, R. Röhling u. A.

Ehestands-Brevier für Verlobte und Neuvermählte.

Von Heinr. Berndt Elegant gebunden M. 6.—; mit Goldschnitt M. 7.50.

Brevier der guten Gesellschaft; Uebung des guten Tones.

Von F. von Hohenhausen. Elegant gebunden M. 6.—; mit Goldschnitt M. 7.50.

Konversations-Brevier. Die Kunst der gesellschaftlichen Unterhaltung.

Von Jeanne Marie v. Gayette-Georgens. Eleg. geb. M. 6.—; m. Goldschn. M. 7.50.

Welt-Literatur-Brevier. Die Schriftsätze der hervorragendsten Völker.

Von Dr. A. Schwarz. Elegant gebunden M. 6.—; mit Goldschnitt M. 7.50.

Zu gleichem Preis und in gleich hervorragender Ausstattung erschienen: [50]

Frauen-Brevier. (Kinder-Erziehung). — Haushalt-Brevier. (Haus- und Küchen-Brevier.) — Kunst-Brevier. — Toiletten-Brevier.

Verlag von OTTO SPAMER in LEIPZIG. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

Bilder aus Kairo

von

Adolf Ebeling.

2 Bde. brosch. M. 7.-, 2 Bde. eleg. geb. M. 9.-

Die Türken in Europa

von

James Baker.

Herausgegeben von

K. E. Franzos u. H. Vambéry.

Brosch. M. 9.-, Eleg. in Ganzlwd. geb. M. 10.20.

Bilder aus Oberaegypten der Wüste u. d. Rothen Meere

von

Dr. C. Benj. Klunzinger.

Mit Vorwort von Dr. G. Schweinfurth.

Mit 22 Originalzeichn. M. 12.-, geb. M. 13.20.

Bei der gebotenen Verbindung gediegener Belehrung mit **unterhaltender und spannender Schilderung** haben obige Werke sich rasch einen Ehrenplatz in der Literatur erworben und seitens der Kritik die wärmste Aufnahme gefunden. Eine solche Lectüre bietet jedem Gebildeten wahren Hochgenuß. Die Werke haben **hohen, bleibenden Werth!** [78]

Eine tadellose Vervielfältigung von Schriften, Zeichnungen, Musikalien jeder Art in beliebiger Anzahl von einem nur einmal zu schreibenden oder zu zeichnenden Original ist das, was nach meinem neu erfundenen Verfahren die

Autographische Presse

leistet und können damit vom Büreaupersonal ohne Vorkenntnisse sofort alle vorkommenden Drucksachen selbst gefertigt werden; es sollte diese nützliche Maschine, gleich der Copirpresse, in keinem Contor fehlen. Mit erläuternden Prospecten, denen die ehrendsten Zeugnisse höchster Behörden, sowie erster industrieller Firmen des deutschen Reichs beigedruckt sind, stehe gern zu Diensten.

Hugo Koch, Maschinen-Fabrik **Leipzig,** Mahlmannstrasse 7-8

Lieferant f. Ministerien, Kais. Marine, Armee, Staatseisenbahnen, Landraths- und Bürgermeister-Aemter sowie Industrielle und Kaufleute aller Branchen.

Volks- und Familienbücher

von

Dr. med. Hermann Klencke. [73]

Verlag von Eduard Kummer in Leipzig.

Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele. Ein Familienbuch von **Dr. med. H. Klencke.** Dritte, neu durchgearbeitete u. verm. Auflage. Zwei Theile. gr. 8. geh. 12 M. 50 ₰. Eleg. geb. 15 M.

Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Kindesalter bis zur Reife. Ein praktisches Buch für deutsche Frauen von **Dr. med. H. Klencke.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. geh. Preis 6 M. Eleg. geb. 7 M. 20 ₰.

Diätetik der Seele. Zweite, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage des Buches: **„Die menschlichen Leidenschaften."** Von **Dr. med. H. Klencke.** 8. geh. 5 M. 40 ₰. In Leinwand geb. 6 M. 60 ₰.

Das kranke Kind. Populäre Belehrung in der richtigen und frühzeitigen Erkennung kindlicher Krankheits-Anlagen und Erkrankungen und in der zweckmäßigen häuslichen Behandlung derselben bis zur Hilfe des Arztes. Ein Buch für gebildete Eltern von **Dr. med. H. Klencke.** 8. geh. 3 M. Fein geb. 3 M. 90 ₰.

Der Frauenarzt. Lehrbuch für das weibliche Geschlecht über dessen Gesundheits- und Heilpflege. Zur Selbstkenntniß der weiblichen Anlagen und Gelegenheiten zu Erkrankungen wie zur rationellen Selbstbetheiligung an der Verhütung und Bekämpfung kranker Zustände. Nebst Unterricht in der weiblichen Krankenpflege und den nöthigsten Heilleistungen von Frauenhand an sich selbst und Anderen ihres Geschlechts. Von **Dr. med. H. Klencke.** 8. geh. 4 M. 50 ₰. Eleg. geb. 5 M. 70 ₰.

Das Weib als Gattin. Lehrbuch über die physischen, seelischen und sittlichen Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der deutschen Frau im Eheleben; zur Begründung der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt ihrer selbst und ihrer Familie. Eine Körper- und Seelendiätetik des Weibes in der Liebe und Ehe von **Dr. med. H. Klencke.** Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. geh. Preis 5 M. Eleg. geb. 6 M.

Taschenbuch für Badereisende und Kurgäste. Aerztlicher Rathgeber und Führer durch die namhaftesten Kurplätze Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Frankreichs, Englands, Italiens und anderer europäischer u. außereuropäischer Länder. Von **Dr. med. H. Klencke.** 8. geh. 6 M. Eleg. geb. 7 M. 20 ₰.

Diätetische Kosmetik oder Gesundheits- und Schönheitspflege der äußeren Erscheinung des Menschen. Zweite vermehrte Auflage. Eine Volksschrift. Von **Dr. med. H. Klencke.** 8. Eleg. geh. 6 M. Fein geb. 7 M. 20 ₰.

Die gebildete Hausfrau als wirthschaftliche Einkäuferin und Verwalterin nach Grundsätzen der Naturkunde, Gesundheitslehre, Oekonomie und guten Sitte. Zweite, gänzlich umgearbeitete und bedeutend erweiterte Auflage. Von **Dr. med. H. Klencke.** 8. geh. 6 M. Eleg. geb. 7 M.

Chemisches Koch- und Wirthschaftsbuch oder die Naturwissenschaft im weiblichen Berufe. Ein Buch für denkende Frauen und zum Gebrauche in weiblichen Erziehungsanstalten. Von **Dr. med. H. Klencke.** Dritte, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. 8. geh. 4 M. In eleg. Leinenb. 5 M.

Die physische Lebenskunst oder praktische Anwendung der Naturwissenschaften auf Förderung des persönlichen Daseins. Ein Familienbuch von **Dr. med. H. Klencke.** 8. geh. 4 M. 50 ₰. Fein geb. 5 M. 40 ₰.

Das Weib als Jungfrau. Eine Körper- und Seelendiätetik zur Selbsterziehung und Selbstpflege im jungfräulichen Leben nach Grundsätzen der Natur, guten Sitte und Gesellschaft für Beruf, Lebensglück, Familien- und Volkswohl. Von **Dr. med. H. Klencke.** 8. geh. 3 M. 60 ₰. Eleg. geb. 4 M. 80 ₰.

Besonders empfehlenswerthe Geschenkbücher.

Bilder aus der Zukunft.
Zwei Erzählungen aus dem 24. u. 39. Jahrhundert von **Kurd Laßwitz.** 2. Aufl. 2 Bde. Miniatur-Ausgabe. Fein gebunden M. 6.50.

Junge Liebe.
Zwei Geschichten von **Karl Emil Franzos.** III. Aufl. Min.-Ausg. Fein gebunden M. 4.–

Licht und Schatten.
Novellen und Skizzen von **H. v. Breßmer.** Fein gebunden M. 5.–

Frauengestalten
von **Richard Voß.** Verfasser der „Scherben". Fein gebunden M. 6.

Kleine Münze.
Skizzen und Studien von **F. Groß.** Mit einer Einleitung „Ueber das Feuilleton" von **K. E. Franzos.** Fein gebunden M. 5.

Russische Idyllen.
Nachgelassene Novellen von **Karl Detlef.** Fein gebunden M. 6.–

Aus der Fremde.
Neue Dichtergrüße gesammelt aus vieler Herren Länder von **Elise Polko.** Hochelegant gebunden mit Goldschnitt. Preis nur M. 6.–

Umsonst.
Roman von **Elise Polko.** Fein gebunden M. 6.–

Nirwana.
Drei Bücher aus der Geschichte Frankreichs. Roman von **Wilhelm Jensen.** 4 Bände. Fein gebunden M. 22.

Dramaturgische Blätter
von **Paul Lindau.** Neue Folge. 2 Bände. Fein gebunden M. 12.–

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters
von **Paul Lindau.** 2. revidirte Auflage. 2 Bände. Fein gebunden M. 8.–

Ueberflüssige Briefe an eine Freundin.
von **Paul Lindau.** 3. Auflage. Fein gebunden M. 5.–

Fragmente.
Roman von **Wilhelm Jensen.** 2 Bände. Fein gebunden M. 12.–

Frühlingstage in Florenz.
Von **Arthur René.** 2. Auflage. Fein gebunden M. 5.–

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Jahreszeitblumen.
Von **Arthur René.** Fein gebunden. M. 4.–

Mit dem 1. April 1879 beginnt ein neues Abonnement auf

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau.** Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Erscheint jeden Sonnabend im Umfang von 2 Bogen Groß-Quart, auf gutem Papier, beschnitten und geheftet.

Preis pr. Quartal 4 M. 50 ₰, pr. Jahrg. 18 M. **Bestellungen werden in allen Buchhandlungen und Postanstalten entgegengenommen.** [109]

Die „Gegenwart" ist **die verbreitetste politisch-literarische Wochenschrift des deutschen Reiches,** sie zählt zu ihren Mitarbeitern die **bedeutendsten Schriftsteller und Gelehrten.** Von Jahr zu Jahr hat sich ihr Leserkreis erweitert. **Die Gegenwart** ist das **erste deutsche Blatt,** welches vornehmlich den **ernsten geistigen Interessen** der Nation gewidmet, ohne die mächtige Beihülfe der Novelle und Illustration in die **weiteren Kreise des gebildeten Publikums** gedrungen ist. Im unmittelbaren und steten Zusammenhange mit allen wichtigen Vorgängen auf dem Gebiete des öffentlichen und geistigen Lebens, bestrebt sie sich in Wahrheit das zu sein, was ihr Titel sagt: **ein guter und echter Ausdruck des Schaffens in der Gegenwart.**

Verlag von **S. Schottlaender** in **Breslau.**

Russische Idyllen.

Nachgelassene Novellen von **Karl Detlef.**

8°. Elegant broschirt M. 5.—; fein gebunden M. 6.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die

Weser-Zeitung

Tägliche Ausgabe

Morgens u. Abends erscheinend

35. Jahrgang.

Wochen-Ausgabe

Sonnabends erscheinend.

12. Jahrgang.

1879.

Durch interessante, von bedeutenden publicistischen Kräften gelieferte Leitartikel und andere Beiträge, rasche und zuverlässige Telegramme nimmt die **„Weser-Zeitung"** einen hervorragenden Platz in der deutschen Tagesliteratur ein.

☛ Abonnementspreis M. 7 pro Quartal. Bestellungen nehmen alle Postanstalten entgegen.

Inserate finden in weitesten Kreisen, vorzugsweise des handeltreibenden und besitzenden Publikums, nachhaltige Verbreitung und werden mit nur 25 Pfg. pr. Zeile berechnet. Bei größeren Aufträgen entsprechenden Rabatt.

Weser-Zeitung (Wochen-Ausgabe) enthält sämmtliche bedeutenden Artikel der täglichen Ausgabe, sowie regelmäßig eine interessante Wochenübersicht. Bestellungen und Aufträge zur Versendung nach transatlantischen Ländern, wozu sich die Wochen-Ausgabe besonders eignet, erbittet die Expedition.

Anzeigen werden mit nur 30 Pfg. pr. Zeile berechnet und finden hauptsächlich an überseeischen Plätzen weiteste Verbreitung.

Probe-Nummern auf Wunsch gratis und franco.

Im Feuilleton der Schlesischen Presse: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle“ von Helene von Racowitza, geb. v. Dönniges.

Im Feuilleton der Schlesischen Presse: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle“ von Helene von Racowitza, geb. v. Dönniges.

Die interessanteste, mannigfaltigste und billigste

unter den großen politischen Zeitungen ist die

Schlesische Presse

VII. Jahrgang

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

= täglich 3 Ausgaben =

mit der Sonntags-Gratis-Beilage

„Deutsche Familienblätter“

welche Romane, Novellen &c. der beliebtesten Autoren Deutschlands veröffentlicht.

—

Abonnementspreis

bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches u. Oesterreich-Ungarns pro Quartal	M. 5.75 ₰
für die letzten zwei Monate im Quartal	M. 3.84 ₰
für den letzten Monat im Quartal	M. 1.92 ₰

☞ **Tägliche Leitartikel** von bedeutenden publicistischen Kräften.

☞ **Reichhaltigste Originalcorrespondenzen u. Original-**Depeschen aus allen großen Städten.

☞ **Coursberichte und Handels-Nachrichten resp.** Telegramme von allen bedeutenden Markt- und Börsenplätzen.

☞ **Vollständige Kammerberichte** aus dem Abgeordneten- und Herrenhause, sowie vom Reichstage.

☞ **Hochinteressantes und gediegenes Feuilleton** mit Beiträgen der ersten Schriftsteller Deutschlands.

Neu in's Abonnement pro II. Quartal eintretende Leser erhalten **die Memoiren der Frau von Racowitza,** soweit sie bis Ende März im Feuilleton der Schlesischen Presse erschienen, gegen Einsendung der Postquittung gratis und franco nachgeliefert.

Inserate

für die Schlesische Presse finden in den Provinzen Schlesien und Posen hauptsächlichste Verbreitung. Preis pro Petitzeile nur 20 Pf.

Probe-Nummern auf Wunsch gratis und franco.

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, beschwerlicher Verdauung, Ueberladung des Magens mit Speisen und Getränken, Magenkatarrhen,** wirken überraschend in den verschiedenen Krankheiten im kindlichen Organismus, bei beginnenden **Drüsen-Anschwellungen, Scrophulose, der englischen Krankheit** und sind bei **Atonie des Magens und Darmkanals** eine wahre **Sacra ancora** der gequälten Patienten.

Depôts in allen Mineralwasser-Hauptniederlagen, in den meisten Apotheken und Droguenhandlungen.

M. F. L. Industrie-Direction

[104] in **BILIN, Böhmen.**

Otto von Leixner's Illustrirte Literaturgeschichte

in volksthümlicher Darstellung. Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtsgruppentafeln. Nach Zeichnungen von LUDWIG BURGER, E. v. LÜTTICH, B. MÖHRLINS, H. VOGEL u. A.

In etwa 25 bis 30 vierzehntägig erscheinenden Lieferungen à 50 Pf. — 30 Kr. ö. W.

[64] ═══ Vollständig bis Ostern 1880. ═══

Ein ausführliches Programm, das den reichen Inhalt und die Nützlichkeit dieser „Literaturgeschichte" vollständig klarlegt, ist gratis zu haben.

Verlag von OTTO SPAMER in LEIPZIG. Durch alle Buchhandlungen beziehbar.

J. Scheible's Antiquariat in Stuttgart.

Ankauf von Bibliotheken, sowie einzelnen Werken von Werth. Prompte Erledigung. Lager von ca. 250,000 Bänden; hervorragend in **literarischen Curiositäten und Seltenheiten.** Jährlich eine größere Reihe Fachkataloge, die auf Wunsch gratis und franco zu Diensten stehen. [53-56]

Scheuerlappen

100/70 Ctm. gesäumt

20 Stück à 5 Mark [89]

gegen Nachnahme franco per Post.

Bielefeld. E. Schür.

Für Blumenfreunde!

Mein ca. 500 Sorten enthaltendes Preisverzeichniss über **Georginen** versende gratis und franco. [83]

Wehlen i. S. **Ludwig Pomsel.**

Baedeker's Reisehandbücher. [97]

Belgien und Holland. 14. Aufl. 1878. 5 *M.* — **Mittel- und Nord-Deutschland.** 18. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Süd-Deutschland und Oesterreich.** 17. Aufl. 1876. 7 *M.* (Neue Auflage im Sommer 1879). — **Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen.** 17. Aufl. 1878. 5 *M.* — **Südbaiern und die oesterr. Alpenländer: Tirol, Salzburg etc.** 18. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Ober-Italien.** 9. Aufl. 1879. 6 *M.* — **Mittel-Italien.** 5. Aufl. 1877. 6. *M.* — **Unter-Italien.** 5. Aufl. 1876. 6 *M.* — **London.** 6. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Paris und Umgebungen.** 9. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Rheinlande.** 19. Aufl. 1876. 5 *M.* (Neue Auflage im Sommer 1879). — **Schweiz.** 17. Aufl. 1877. 7 *M.* (Neue Auflage im Sommer 1879.) — **Unter-Aegypten.** 1877. 16 *M.* — **Palaestina und Syrien.** 1875. 15 *M.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die amerikanische Papierwäsche-Fabrik

von

MEY & EDLICH, LEIPZIG

fertigt die so **vorzüglichen, eleganten, soliden** und **billigen**

Kragen, Manschetten und Vorhemdchen

mit leinen-appretirtem

Stoffüberzug

für

Damen, Herren und Kinder.

Diese mit **wirklichem Stoff-Ueberzug** hergestellten **Kragen** und **Manschetten** (also keine blossen Papierkragen) kosten **kaum** den Preis des Waschens der wirklichen Leinenwäsche, **passen besser** und **bequemer** als alle Leinenkragen und Manschetten; zeichnen sich durch ihr **vollendetes Appret** aus, welches Staub und Schweiss **schwer annimmt**, und bieten die denkbar grösste Bequemlichkeit, da man sie nach dem Gebrauch wegwirft. **Man trägt also immer neue, tadellos sitzende Kragen und Manschetten. Grösste Auswahl der Façons.**

Die Fabrik hat für **Privatleute** ein **Special-Versandtgeschäft** eröffnet, welches an Jedermann von einem Dutzend an gegen vorherige Einsendung der Cassa oder gegen Nachnahme versendet. Es wird nach allen europäischen Ländern expedirt.

Alle Diejenigen, welche Kragen und Manschetten tragen, sollten sich den mit über 100 Abbildungen der fabrizirten Façons versehenen Preis-Courant kommen lassen, welcher auf Verlangen von Mey & Edlich, Leipzig franco und gratis versandt wird.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Briefe sind zu richten an MEY & EDLICH, 9 Neumarkt Leipzig.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Fra Filippo Lippi.

Episches Gedicht in fünf Gesängen von

[62] J. v. Wildenradt.

Preis gebunden 3 Mark.

— — — Es ist wirklich einfache, gesunde, hübsche Poesie, durch die schöne Klarheit der poetischen Formen und die sichere und kraftvolle Composition macht es den Eindruck, als verberge sich hinter den Namen Wildenradt ein geübter Meister. (Deutsche Zeitung in Wien.)

250 echte, verschied. Briefmarken z. B. Cap, Peru etc. **3** M.

R. Wiering, Hamburg, Amelungstr. 8.

Der

Winzerverein zu Rüdesheim

empfiehlt Liebhabern von echtem, reinem Wein sein selbstgezogenes Gewächs 1875 und 1876, in Flaschen und Gebinden von 25 Lit. an. à Lit. M 1.00, 1.25, 1.50 &c.

Verlag der **Th. Kaulfuß**'schen Buchhandlung in Liegnitz, durch jede Buchhandlung, auch direct, zu beziehen:

Shakespeare's Lostge Wiewer von Windsor, plattdietsch von Rob. Dorr. Met 'nem Bärword von Kl. Groth (gewidmet der deutschen Shakesp.-Gesellschaft). M 2.—, geb. M 2.75. Feine Ausg. M 2.50, geb. M 4.—. (Hauptvertreter des Elbinger Dialects und überhaupt eine Zierde der Plattdeutschen Literatur.)

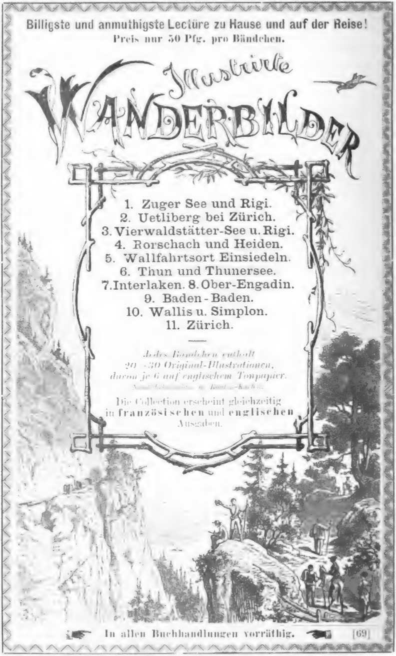
Die Geschichte der Oberlausitz, von Dr. Joh. Aug. Ernst Köhler. Gekrönte Preisschrift. 2. Aufl. Billige Ausgabe M 2.— (29 Bog. gr. 8°)

Paul Lindau als Kritiker und das Theater. Ein Beitrag zur Kritik der Kritik, von J. Fisahn. 2. Aufl. M 1.—.

Im **Verlags-Magazin** in **Zürich** ist erschienen:

Scherben. Gesammelt vom müden Manne. (Richard Voß, Verf. v. „Helena", „Frauengestalten" &c.)

Erste Samml. 3 M 60 ₰. Neue Folge 5 M



Billigste und anmuthigste Lectüre zu Hause und auf der Reise!
Preis nur 50 Pfg. pro Bändchen.
Illustrirte
WANDERBILDER
1. Zuger See und Rigi.
2. Uetliberg bei Zürich.
3. Vierwaldstätter-See u. Rigi.
4. Rorschach und Heiden.
5. Wallfahrtsort Einsiedeln.
6. Thun und Thunersee.
7. Interlaken. 8. Ober-Engadin.
9. Baden-Baden.
10. Wallis u. Simplon.
11. Zürich.
Jedes Bändchen enthält
20–30 Original-Illustrationen,
davon je 6 auf englischem Tonpapier.
Die Collection erscheint gleichzeitig
in französischen und englischen
Ausgaben.
In allen Buchhandlungen vorräthig.
[69]

Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

Deutsche Pomologie.

Chromolithographische Abbildung, Beschreib. u. Kulturanweisung der

empfehlenswerthesten Sorten

Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche u. Weintrauben.

Nach den Ermittelungen des Deutschen Pomologen-Vereins herausgegeben von

W. Lauche,

K. Garten-Inspector, Lehrer des Gartenbaues an der K. Gärtner-Lehranstalt zu Potsdam, Geschäftsführer d. D. Pomologen-Vereins, Inhaber der grossen gold. Medaille für Leistungen im Gartenbau etc.

Die Ausgabe des Werkes geschieht in monatlichen Heften von vier Farbendruckbildern nebst dazu gehörigem Text und wird in vier Jahren vollendet sein.

Preis der Lieferung 2 M. [96]

[94]

Kohlenfilter

zur **Reinigung des Trink- u. Kochwassers,** von **Aerzten u. Sanitäts-Behörden dringend empfohlen,** liefert die **Fabrik plastischer Kohle, Berlin SO.,** Engel-Ufer 15.

Illustrirte Prospecte gratis.

Bei **Adolf Cohn, Verlag** und Antiquariat, Berlin W., Potsdamerstraße 14, erschien:

Rebekka Wolf, geb. Heinemann,

Kochbuch für isr. Frauen.

6. vermehrte Auflage. [66]

Eleg. geb. M. 3,80.

Charlotte.

Für die Freunde der Verewigten.

Gedenkblätter

von

Charlotte von Kalb.

Herausgegeben

von [57]

Emil Palleske.

Mit einer Photographie Charlottens.

Gr. 8°. 18 Bogen. — Preis geh. M. 7. Eleg. in Leinen geb. M. 9, in Liebhaber Einband M. 11.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

In **Friedr. Mauke's** Verlag in **Jena** erschien und in **jeder** Buchhandlung zu erhalten: [100]

Studien
unter den
Tropen Amerika's.

Von

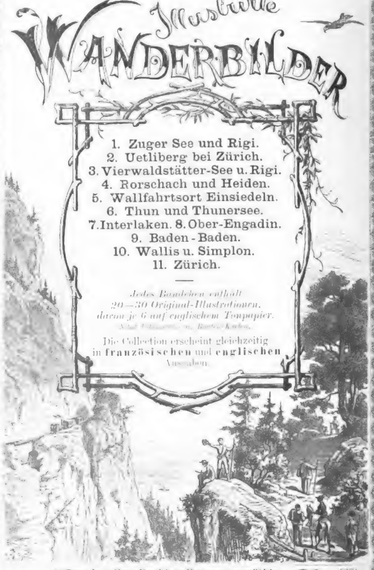
Dr. Franz Engel.

gr. 8. brochirt 6 M.

Obiges Werk sind die Erlebnisse, Forschungen und Erfahrungen während eines mehrjährigen Aufenthaltes unter den Tropen-Regionen Amerika's in letzterer Zeit, die **Dr. Engel** in anziehender und fließender Sprache dem gebildeten Publikum darbietet.

Die **„Heimat"**, Wien. Manz'sche Hofbuchhandlung, 5. Heft, Seite 3, sagt:

Im Verlage von Friedr. Mauke (E. Schenk) in Jena ist unter dem Titel: „Studien unter den Tropen Amerika's" ein Werk erschienen, welches ohne jede Hyperbel als eine wirklich sensationelle Erscheinung bezeichnet werden darf. Exotisch im besten Begriffe des Wortes müssen wir die flammende, sprühende, plastische Sprache nennen, exotisch und wunderbar, wie die Zauber, von denen der Autor kündet, wie die Bilder, welche er mit farbenbeherrschendem Künstlersinne entwirft. Einem solchen Buche eine bedeutende Zukunft zu prognosticiren, ist wahrlich eine angenehme Pflicht, der man auch ohne Sehergabe wohl gerecht werden kann. F. E.

Billigste und anmuthigste Lectüre zu Hause und auf der Reise!
Preis nur 50 Pfg. pro Bändchen.

In allen Buchhandlungen vorräthig. [69]

Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

Deutsche Pomologie.

Chromolithographische Abbildung, Beschreib. u. Kulturanweisung
der
empfehlenswerthesten Sorten
Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche u. Weintrauben.
Nach den Ermittelungen des Deutschen Pomologen-Vereins herausgegeben von
W. Lauche,
K. Garten-Inspector, Lehrer des Gartenbaues an der K. Gärtner-Lehranstalt zu Potsdam, Geschäftsführer d. D. Pomologen-Vereins, Inhaber der grossen gold. Medaille für Leistungen im Gartenbau etc.

Die Ausgabe des Werkes geschieht in monatlichen Heften von vier Farbendruckbildern nebst dazu gehörigem Text und wird in vier Jahren vollendet sein.

Preis der Lieferung 2 M. [96]

[94]
Kohlenfilter
zur **Reinigung des Trink- u. Kochwassers,** von **Aerzten u. Sanitäts-Behörden dringend empfohlen,** liefert die **Fabrik plastischer Kohle, Berlin SO.,** Engel-Ufer 15.
Illustrirte Prospecte gratis.

Bei **Adolf Cohn, Verlag** und Antiquariat, Berlin W., Potsdamerstraße 14, erschien:
Rebekka Wolf, geb. Heinemann,
Kochbuch für isr. Frauen.
6. vermehrte Auflage. [66]
Eleg. geb. M. 3,80.

Charlotte.
Für die Freunde der Verewigten.
Gedenkblätter
von
Charlotte von Kalb.
Herausgegeben
von [57]
Emil Palleske.
Mit einer Photographie Charlottens.
Gr. 8°. 18 Bogen. — Preis geh. M. 7.
Eleg. in Leinen geb. M. 9, in Liebhaber-Einband M. 11.
Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

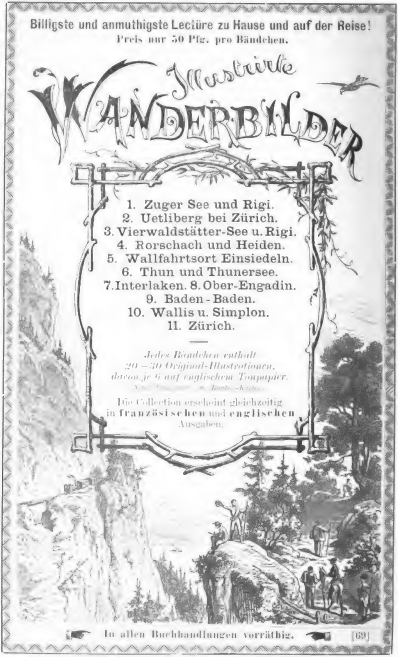
In **Friedr. Mauke's** Verlag in **Jena** erschien und in **jeder** Buchhandlung zu erhalten: [100]

Studien
unter den
Tropen Amerika's.
Von
Dr. Franz Engel.
gr. 8. brochirt 6 M.

Obiges Werk sind die Erlebnisse, Forschungen und Erfahrungen während eines mehrjährigen Aufenthaltes unter den Tropen-Regionen Amerika's in letzterer Zeit, die **Dr. Engel** in anziehender und fließender Sprache dem gebildeten Publikum darbietet.

Die **„Heimat“**, Wien. Manz'sche Hofbuchhandlung, 5. Heft, Seite 3, sagt:

Im Verlage von Friedr. Mauke (E. Schenk) in Jena ist unter dem Titel: „Studien unter den Tropen Amerika's“ ein Werk erschienen, welches ohne jede Hyperbel als eine wirklich sensationelle Erscheinung bezeichnet werden darf. Exotisch im besten Begriffe des Wortes müssen wir die flammende, sprühende, plastische Sprache nennen, exotisch und wunderbar, wie die Zauber, von denen der Autor kündet, wie die Bilder, welche er mit farbenbeherrschendem Künstlersinne entwirft. Einem solchen Buche eine bedeutende Zukunft zu prognosticieren, ist wahrlich eine angenehme Pflicht, der man auch ohne Sehergabe wohl gerecht werden kann. F. E.


Billigste und anmuthigste Lectüre zu Hause und auf der Reise!
Preis nur 50 Pfg. pro Bändchen.
Illustrirte
WANDERBILDER
1. Zuger See und Rigi.
2. Uetliberg bei Zürich.
3. Vierwaldstätter-See u. Rigi.
4. Rorschach und Heiden.
5. Wallfahrtsort Einsiedeln.
6. Thun und Thunersee.
7. Interlaken. 8. Ober-Engadin.
9. Baden-Baden.
10. Wallis u. Simplon.
11. Zürich.
Jedes Bändchen enthält
20–30 Original-Illustrationen,
davon je 6 auf englischem Tonpapier.
Die Collection erscheint gleichzeitig
in französischen und englischen
Ausgaben.
In allen Buchhandlungen vorräthig.
[69]

Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

Deutsche Pomologie.

Chromolithographische Abbildung, Beschreib. u. Kulturanweisung der

empfehlenswerthesten Sorten

Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche u. Weintrauben.

Nach den Ermittelungen des Deutschen Pomologen-Vereins herausgegeben von

W. Lauche,

K. Garten-Inspector, Lehrer des Gartenbaues an der K. Gärtner-Lehranstalt zu Potsdam, Geschäftsführer d. D. Pomologen-Vereins, Inhaber der grossen gold. Medaille für Leistungen im Gartenbau etc.

Die Ausgabe des Werkes geschieht in monatlichen Heften von vier Farbendruckbildern nebst dazu gehörigem Text und wird in vier Jahren vollendet sein.

Preis der Lieferung 2 M. [96]

[94]

Kohlenfilter

zur **Reinigung des Trink- u. Kochwassers**, von Aerzten u. **Sanitäts-Behörden dringend empfohlen**, liefert die **Fabrik plastischer Kohle, Berlin SO.**, Engel-Ufer 15.

Illustrirte Prospecte gratis.

Bei **Adolf Cohn, Verlag** und Antiquariat, Berlin W., Potsdamerstraße 14, erschien:

Rebekka Wolf, geb. Heinemann,

Kochbuch für isr. Frauen.

6. vermehrte Auflage. [66]

Eleg. geb. M. 3,80.

Charlotte.

Für die Freunde der Verewigten.

Gedenkblätter

von

Charlotte von Kalb.

Herausgegeben

von [57]

Emil Palleske.

Mit einer Photographie Charlottens.

Gr. 8°. 18 Bogen. — Preis geh. M. 7. Eleg. in Leinen geb. M. 9, in Liebhaber Einband M. 11.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

In Friedr. Mauke's Verlag in Jena erschien und in **jeder** Buchhandlung zu erhalten: [100]

Studien
unter den
Tropen Amerika's.

Von

Dr. Franz Engel.

gr. 8. brochirt 6 M.

Obiges Werk sind die Erlebnisse, Forschungen und Erfahrungen während eines mehrjährigen Aufenthaltes unter den Tropen-Regionen Amerika's in letzterer Zeit, die **Dr. Engel** in anziehender und fließender Sprache dem gebildeten Publikum darbietet.

Die **„Heimat"**, Wien. Manz'sche Hofbuchhandlung, 5. Heft, Seite 3, sagt:

Im Verlage von Friedr. Mauke (C. Schenk) in Jena ist unter dem Titel: „Studien unter den Tropen Amerika's" ein Werk erschienen, welches ohne jede Hyperbel als eine wirklich sensationelle Erscheinung bezeichnet werden darf. Exotisch im besten Begriffe des Wortes müssen wir die flammende, sprühende, plastische Sprache nennen, exotisch und wunderbar, wie die Zauber, von denen der Autor kündet, wie die Bilder, welche er mit farbenbeherrschendem Künstlersinne entwirft. Einem solchen Buche eine bedeutende Zukunft zu prognosticiren, ist wahrlich eine angenehme Pflicht, der man auch ohne Sehergabe wohl gerecht werden kann. F. E.

Biographische und erläuternde Schriften

über

Schiller und Goethe

von [77]

Director Heinrich Viehoff.

Goethe's Leben, Geistesentwickelung und Werke. 4. umgearb. Auflage. 4 Thle. 8°. (1877). In 1 Band broch. *M.* 9. In 1 eleg. Lwdbd. *M.* 10.

Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke, auf Grundlage der Karl Hoffmeister'schen Schriften neu bearbeitet (1875). 3 Thle. In 1 Bd. broch. *M.* 7. 50. In 1 eleg. Lwdbd. *M.* 8. 50.

Goethe's Gedichte, erklärt und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt nebst Variantensammlung. 3. Auflage. 2 Bde. kl. 8°. (1876). Brochirt *M.* 6. — In 1 eleg. Lwdbd. *M.* 7.

Schiller's Gedichte, ebenso. 5. Aufl. 3 Bde. kl. 8°. (1876). Brochirt *M.* 6. — In 1 eleg. Lwdbd. *M.* 7. —

Verlag von **Carl Conradi** in Stuttgart.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, im Nothfalle auch von der Verlagsbuchhandlung.

In gleichem Verlag ist erschienen:

Prof. Dr. Johannes Scherr's

Allgemeine Geschichte der Literatur.

Ein Handbuch in zwei Bänden,

umfassend die national-literarische Entwickelung sämmtlicher Culturvölker des Erdkreises.

Fünfte ergänzte Auflage in 2 Bänden. gr. 8. (1875).

Broch. *M.* 10. — In eleg. Ganzleinwand- oder Halbfranzband *M.* 11. 50.

Béranger's
Sämmtliche Werke.

Deutsch

von

Ludwig Seeger.

Zweite verbesserte und reich vermehrte Auflage.

2 Bände. Preis broch. *M.* 9.—

Der als Literar-Historiker rühmlichst bekannte Prof. Dr. Joh. Scherr sagt über Béranger in seiner „Allgemeinen Geschichte der Literatur":

Béranger's volksthümliche Leier war reich besaitet: die epikuräische Philosophie des 18. Jahrhunderts, die Freiheitsbegeisterung der Revolution, der kriegerische Napoleon-Enthusiasmus, der liberale Spott auf die versuchte Renovation des ancien Regime, die warme Theilnahme an der Befreiung und Beglückung der Völker, die gesellige Heiterkeit und der Weinscherz, Liebeslust und Leid, die humoristische Begnügung und Zufriedenheit, der freie, gesunde Spaß, das faunische Schmunzeln, endlich die ganze Wucht der Noth, welche auf den Armen und Unterdrückten lastet, dieses alles spricht, jubelt, kichert, lacht, grollt und weint aus Béranger's Liedern mit einer Innigkeit und Wahrheit, Anmuth und Kraft, welche deutlich fühlen lassen, daß in dieser Poesie wirklich das Volksherz klopft.

NOVITÄTEN

aus dem

Verlage von **S. Schottlaender** in Breslau.

Badke, Otto, Das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder.
Elegant geheftet ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—

Dohm, E., Secundenbilder. Ungereimte Chronik.
Elegant geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

Franzos, K. E., Junge Liebe. Zwei Geschichten. II. Auflage.
Elegant geheftet ℳ 3.50; fein gebunden ℳ 4.50

Jahn, Herrmann, Schwarze Fäden. Roman.
Elegant geheftet ℳ 3.50; fein gebunden ℳ 4.50

Jensen, Wilhelm, Fragmente. Roman. 2 Bände.
Elegant geheftet ℳ 10.—; fein gebunden ℳ 12.—

Lasswitz, Kurd, Bilder aus der Zukunft. 3. Auflage
Elegant geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

Norden, O. v., Die beiden von Lohberg. Roman. 2 Bände.
Elegant geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 10.—

Schlägel, M. v., Für Thron und Altar. Roman. 3 Bände.
Elegant geheftet ℳ 12.—; fein gebunden ℳ 15.—

do. do. **Santino** oder **das Glück der Welt.** Roman. 2 Bände.
Elegant geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 10.—

Voss, Richard, Frauengestalten. Edlen Frauen erzählt.
Elegant geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

Waldmüller-Duboc, Rob., Der Secundant. Novelle.
Elegant geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

do. do. **Die Verlobte.** Roman. 4 Bände.
Elegant geheftet ℳ 18.—; fein gebunden ℳ 22.—

Wellen, J. v., Unersetzlich. Roman.
Elegant geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

Wickede, Fr. C. v., Die Gottesgeissel. Historischer Roman. 2 Bde.
Elegant geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 10.—

Zu beziehen:

durch alle Buchhandlungen

des In- und Auslandes.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.** [90]

(Durch jede Buchhandlung zu beziehen.)

AUGUST KOBERSTEIN'S
GRUNDRISS DER GESCHICHTE
DER
DEUTSCHEN NATIONALLITERATUR.

Fünfte umgearbeitete Auflage.

Von

Karl Bartsch.

Fünf Bände complet.

Preis: 53 Mark.

Koberstein's Grundriss ist als die zuverlässigste und vollständigste Deutsche Literaturgeschichte allgemein anerkannt.

Als **prachtvolle Festgeschenke** sowie als **schönstes Andenken an liebe Verstorbene** empfehle [99]

Lebensgroße Portraits

in Kreidemanier künstlerisch ausgeführt oder in Oel gemalt, nach **jeder eingesandten Photographie** gefertigt. — Garantie getreuer Aehnlichkeit. — Preis-Verzeichnisse mit ehrenvollen Anerkennungen, postfrei nach dem In- und Ausland.

Artistisches Institut
von **C. Hommel** in **Halberstadt.**

Patentirt: Deutschl., Engl., Frankr., Oesterr.-Ung.

L. Guths patent. Hohlfederhalter

bedingt sichere Federführung, verhütet jeden Schreibkrampf. Von Autoritäten des Schreibfaches als Vorzüglichstes, was in diesem Fache geleistet, empfohlen. **Se. Majestät der deutsche Kaiser benützt den Halter, und hat sich Allerhöchstderselbe durch Herrn Dr. von Lauer sehr anerkennend darüber ausgesprochen.** Preis pr. Dtzd. Mk. 3.50. Im Gross u. bei mehreren Dutzenden hoher Rabatt. Agenten gegen gute Provision gesucht. Alleiniger Fabrikant u. Versender: **Carl Lindemann in Dresden.**

Erwerbs-Katalog

für Jedermann versenden **gratis** [70]
WILH. SCHILLER & Co., Berlin O.

Clementine Helm's
beste Schriften für junge Mädchen.

In stylvollen Einbänden! [91]

Backfischchens Leiden und Freuden.
Eine Erzählung für junge Mädchen.
13. Auflage.
Elegant gebunden 3 Mark.

Lilli's Jugend.
Eine Erzählung für junge Mädchen.
5. Auflage.
Elegant gebunden 3 Mk. 50 Pf.

Die Brieftaube.
Zur Unterhaltung für die Jugend.
2. Auflage.
Eleg. gebunden 3 M. 25 Pf.

Drei Erzählungen
für junge Mädchen.
2. Auflage.
Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Verlag von
Julius Hainauer, Königliche Hofmusikhandlung
[60] in Breslau.

Adolf Jensen's
neueste Compositionen.

ℳ.

Op. 43. **Idyllen.** 8 Clavierstücke zu zwei und vier Händen.
Die Ausgabe zu zwei Händen in einzelnen Nummern 10,50
Die Ausgabe zu vier Händen in einzelnen Nummern 14,50

Op. 45. **Hochzeitsmusik.** Ausgabe zu vier Händen in vier einzelnen Nummern und compl. — Ausgabe zu zwei Händen in vier einzelnen Nummern und compl. Ausgabe für Piano und Violine, zu 7 ℳ., 5 ℳ., 6 ℳ.

Op. 46. **Ländler aus Berchtesgaden.** Für Piano zu zwei Händen. Heft 1. 2. (ℳ. 5,50.), compl. 5,00

Op. 47. **Wald-Idyll.** Scherzo für Piano zu zwei Händen 2,75

Op. 49. **Sieben Lieder** von **Robert Burns** für eine Singstimme mit Pianoforte. Complet (ℳ. 3,75.) in sieben einzelnen Nummern à ℳ. 0,75, ℳ. 1,00, ℳ. 1,25.

Op. 50. **Sieben Lieder** von **Thomas Moore** für eine Singstimme mit Piano. Complet (ℳ. 4,50.) in sieben einzelnen Nummern à ℳ. 1,00, ℳ. 1,25.

Op. 51. **Vier Balladen** von **Allan Cunningham** für eine Singstimme mit Piano. Compl. 5 ℳ. In vier einzelnen Nummern à ℳ. 1,50, ℳ. 1,75.

Op. 52. **Sechs Gesänge** von **Walter Scott** für eine Singstimme mit Pianoforte. Cplt. ℳ. 5,50. In sechs einzelnen Nummern à ℳ. 1,00, ℳ. 1,25, ℳ. 1,50.

Op. 53. **Sechs Gesänge** von **Tennyson** und **Hemans** für eine Singstimme mit Pianoforte. Compl. ℳ. 5,50. In sechs einzelnen Nummern à ℳ. 1,00, ℳ. 1,25, ℳ. 1,75.

Op. 54. **Donald Caird ist wieder da!** Gedicht von Scott für Tenor- oder Baryton-Solo, Männerchor und Orchester oder Pianoforte. — Partitur ℳ. 3,50. Orchesterstimmen ℳ. 6,00. Solostimmen ℳ. 0,25. Chorstimmen ℳ. 1,00. Clavier-Auszug ℳ. 2,50.

Op. 58. **Vier Gesänge** für eine mittlere Stimme mit Pianoforte. In vier einzelnen Nummern à ℳ. 1,50, ℳ. 2,00, ℳ. 2,50, ℳ. 3,00.

Op. 59. **Abendmusik** für Pianoforte zu vier Händen.... 5,00

Op. 60. **Lebensbilder** für Pianoforte zu vier Händen. Heft I. ℳ. 4,50. Heft II. ℳ. 5,00.

Op. 61. **Sechs Lieder** für eine tiefe Stimme mit Pianoforte. Compl. 5,00

Op. 62. **Silhouetten.** Sechs Clavierstücke zu vier Händen. Heft I. ℳ. 3,50. Heft II. ℳ. 4,50.

CARLSBADER

Natürliche Mineralwässer

1879er Frische Füllung 1879er.

Täglicher Versand seit Anfang März.

Quellen

und deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58^{50} R.
Mühlbrunn . .	44^{50} R.
Schlossbrunn. .	44^{00} R.
Theresienbrunn .	48^{30} R.
Neubrunn . . .	49^{30} R.
Marktbrunn . .	39^{20} R.
Russ. Kronquelle	28^{00} R.
Felsenquelle . .	47^{00} R.
Kaiser Karls-Qu.	34^{70} R.

Carlsbader

TRINKKUR

im

Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

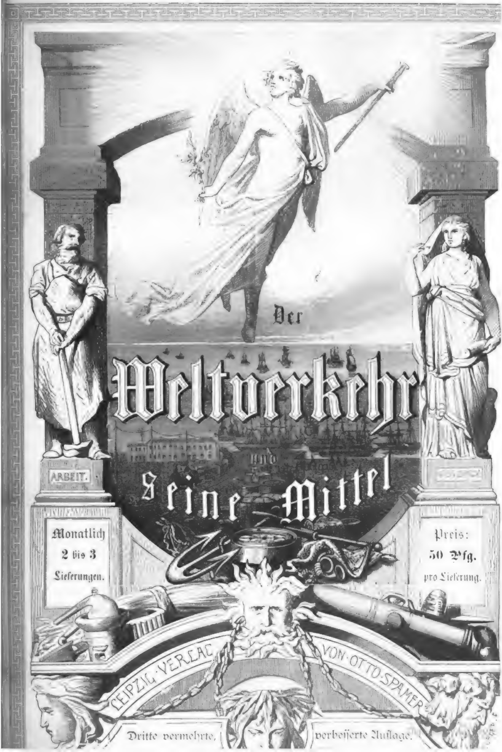
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Druck von S. Schottlaender in Breslau.

PROSPECTUS.


Der
Weltverkehr
und
seine Mittel
ARBEIT.
Monatlich
2 bis 3
Lieferungen.
Preis:
50 Pfg.
pro Lieferung.
LEIPZIG. VERLAG VON OTTO SPAMER
Dritte vermehrte, verbesserte Auflage.

Dritte verbesserte Auflage. Verlag von Otto Spamer in Leipzig. August 1878.

Der

Weltverkehr und seine Mittel.

Rundschau über Güterbewegung und Verkehrswege, Schiffahrt und Welthandel.

Herausgegeben von

Dr. Richard Andree, Dr. Jul. Engelmann, Fr. Luckenbacher, Kapitän A. Schück, Dr. Schwartze, Jul. Zöllner.

Vollständig in etwa 22 bis 24 Heften.

Illustrirt mit gegen 500 Text-Illustrationen, einem Titelbilde, mehreren Ton- und Buntdruckbildern, einer Welttelegraphie- sowie einer Flaggenkarte, vergleichenden Tableaus ꝛc.

Allmonatlich

erscheinen zwei bis drei Hefte von 4—5 Bogen zum Preise von 50 Pfennig.

Doppellieferungen, welche 9 Bogen enthalten, kosten 1 Mark.

Inhalts-Uebersicht.

Einleitung.

Rückblick auf die Entwicklung des Völkerverkehrs und der Welthandelsbewegung.

Einfluß der neueren Erfindungen und Fortschritte auf den Großverkehr. — Erster Tauschverkehr. — Das Geld. Der Handel im Alterthum und Mittelalter. — Die deutsche Hansa. — Wechselnder Antheil Portugals, Spaniens, der Niederlande, Frankreichs, Deutschlands und Englands am Welthandel. Zeit der Oberherrschaft Englands. — Kulturfördernder Einfluß des Handels.

Die großen Verkehrswege vormals und heute.

Wege zu Wasser und Land. — Natürliche Straßen. — Altrömische Straßenbaukunst. — Deutsche Landstraßen im Mittelalter. — Kunstgemäße Chausseen, Karawanenstraßen in Asien und Afrika. — Die großen Ueberlandrouten. (Die amerikanische Ueberlandpost.)

Die Güterbewegung und ihre Mittel.

Güterbewegung durch Menschen und Thiere. Hülfsmaschinen. Schlitten. Wagen. Das Frachtfuhrwesen in Deutschland und Rußland Frachttarife. — Lokomotiven. Floß, Kahn und Schiff.

Messen und Märkte.

Ursprung der Messe. Die Leipziger Messe mit ihren Einrichtungen. Conturungs-System. Europäische Messen und Märkte; in Rußland (Nischni-Nowgorod). Märkte in Innerasien, Afrika u. Amerika. Messen in Innerindien: Hurdwar. Tanta (Aegypten), Kano und Sokoto in Innerafrika.

Kommunikationsmittel in den Metropolen.

Personen-Beförderung. Sänfte und Palankin. Droschke. Omnibus. — Dienstmanns-Institute. — Pferdebahnen. — Die elektrische Stadtpost. Reuter's Telegraphen-Bureau.

Posten und Postwesen.

Die Posten im Alterthum. Die ältesten deutschen Posten. Entstehung der Thurn und Taxis'schen Reichspost. — Russische Posten. Posteinrichtungen Englands. Englische Postreform. Penny-Portosystem. Die deutsche Postreform. Preußens Postwesen. Land- und Eisenbahnpost. Das Londoner Haupt-Postamt. — Posten in Afrika und Asien und in den Vereinigten Staaten. — Post- und Zeitungswesen. Der Briefverkehr. Die kaiserliche Reichspost und ihre Entwicklung in den letzten Jahren. Verkehr des Deutsch-österreichischen Postvereins. — Das Feldpostwesen. — Taubenposten.

Die Eisenbahnen als Verkehrsstraßen.

Die Eisenbahn und unsere Zeit. Eisenbahnwagen (Lokomotiven). Eil- und Extrazüge. Ausdehnung der Eisenbahnen über der Erdoberfläche. Nordamerikanisches Eisenbahnsystem. Landenge von Panama. Eisenbahn über den Isthmus. Die Durchbrechung des Mont Cenis. — Der große Schienen-

Flüsse und Kanäle.

Flußschiffahrt in Deutschland sonst und jetzt. Flußzölle. Flußverkehr in außereuropäischen Ländern. Kanalwesen (Suezkanal).

Rückblick auf die Entwicklung der Schiffahrt.

Das Meer. Fischerei und Seeverkehr. Fluß- und Küstenschiffahrt. Schiffahrt der Alten: Phönizier Karthager u. s. w., Griechen und Römer. — Schiffahrt im Mittelalter: Araber. Normannen. Skandinavier. Italiener. Griechen Spanier und Portugiesen. — Die Hansa. — Holländer. Engländer. Franzosen. — Das Zeitalter der Entdeckungen: Martin Behaimb. Diaz. Vasco da Gama. Columbus. Magelhaens. — Schiffahrt der neuern Zeit: Portugiesen und Spanier. Holländer. Engländer und Franzosen in Amerika, Indien, in der Südsee u. s. w. Deutsche Unternehmungen im 16. und 17. Jahrhundert. — Unsicherheit zur See. Die neueren Seefahrer seit Cook. Die Nordpol-Expeditionen.

Bau und Ausrüstung der Schiffe.

Die hölzernen Schiffe. Aufzimmern des Schiffskörpers. Stapelplatz. Stapellauf. Bemastung Groß- und Fockmast. Bugspriet. — Tau- und Takelwerk. Bock und Mastgien. Blöcke und Kloben. Raaen, Spieren und Segel. — Steuer und Ruder. — Ballast. Anker. Bojen. — Schaluppen und Boote. Schiffsausrüstung und Verproviantirung.

Das Dampfschiff.

Raddampfer. Schraubendampfer. Reaktionsdampfer. Klipper. Heizmittel für Dampfschiffe. Das Schiff als Kriegsmaterial. Das Linienschiff. Die Bemannung. Das Kriegsschiff. Auslaufen. Armirung. Seekampf. — Panzerschiffe. Kanonenboote. Monitors Schwimmende Batterien. Unterwasserfahrten. Höllenmaschinen. Brander, Torpedos u. s. w. Beleuchten mit elektrischem Lichte zu Kriegszwecken. Hyponautik. Taucherglocke ꝛc.

Das Schiff in See Manövrir- und Steuermannskunst.

Segel und Steuer Kompaß Inklinatorien. Logg. Geographische und astronomische Ortsbestimmung. Oktant. Sextant ꝛc. Chronometer. Das Loth. Tiefenmessungen. Barometer und Thermometer. Seekarten. Luft- und Meeresströmungen. Wind- und Stromkarten. Flaschenposten. Stürme und Orkane. Windstillen.

Einrichtung zur Sicherung des Seeverkehrs.

Gefahren und Wechselfälle zur See. Stürme und Böen, Sturmmanöver. Teifune. Windstillen. Passiren des Aequators. Linientaufe. Im Hafen. Flaggen. Zeichensprache Nacht- und Nebelsignale Regeln für das Ausweichen der Schiffe. Tonnen, Bojen, Baken. Leuchtthürme und Leuchtschiffe. Lootsen. Rettung Schiffbrüchiger. Küstenstationen, Rettungsapparate. Taucher und Tauchapparate. Admiralität. See-Arsenale. Kriegshäfen. Hydro-

Die ozeanische Dampfschiffahrt.

Die ersten transatlantischen Dampfer. Seepostkurse im Nordatlantischen und im Stillen Ozean. Mittel- und südatlantische Kurse. Die östliche Ueberlandroute. Die Peninsular- und Oriental-Company. Der Norddeutsche Lloyd. Die Hamburger Packetfahrt-Gesellschaft. Der Oesterreichische Lloyd.

Schiffahrt und Weltverkehr in unseren Tagen.

Sicherheit der Wasserstraßen. Strandrecht, Kaperei und Seeraub. Aufschwung der Schiffahrt in der Neuzeit. Aufschwung der Dampfschiffahrt. Riesenflußdampfer. Riesendampfer zur See. Der Great-Eastern und andere Riesenschiffe. — Klipper, Jacht. Auswandererschiffe. — Wissenschaftliche Expeditionen im 19. Jahrhundert. — Handelsflotten vormals und jetzt. — Die großen Welthandels-Artikel: Baumwolle, Wolle, Seide, Zucker und Kaffee 2c. Die Metropolen des Welthandels. London, Liverpool. Alexandria, Hamburg, Bremen. — Indische und chinesische Handelsplätze. — Australisch-Sydney. Melbourne. Nordamerika: Boston, New-York, New-Orleans, San Francisco.

Entwicklung der Welttelegraphie.

Unterseeische Telegraphie. — Die großen kontinentalen Telegraphenlinien. — Heutige Ausdehnung der Welttelegraphie.

Industrielle Ausstellungen und die Pariser Weltausstellung im Jahre 1878.

Geschichte der Ausstellungen. Chronologische Tabelle der wichtigsten derselben. — Erste Weltausstellung 1851 in London. — Geschäfte, Einrichtung und Verkauf derselben. Der Glaspalast. — Die Weltausstellung von 1855 zu Paris; die Londoner von 1862. — Die Pariser internationale Ausstellung von 1867. Vorbereitungen. Der Ausstellungspalast und seine Einrichtung. Der Park. Ergebnisse. — Die Weltausstellung von 1873 in Wien. Die internationale Ausstellung zu Philadelphia 1876. — Die dritte internationale Industrie-Ausstellung zu Paris im Jahre 1878. Inscenirung und Plan. Der Ausstellungsplatz und seine Umgebung. Das Ausstellungsgebäude. Im Innern desselben. Der Park und seine Etablissements. Betheiligung der einzelnen Nationen. Ergebnisse der Ausstellung. Statistisches.

Was wir wollen.

Dem unermeßlichen Ozeane, dessen Bedeutung als weltverbindendes Element uns in diesem Bande vorzugsweise beschäftigen wird, gleicht an Fülle und Unübersehbarkeit der überreiche Stoff und umfassende Inhalt des vorstehend angekündigten Buches, von eminentem Interesse für jeden Denkenden, insbesondere aber für alle Diejenigen, die sich mit jenem wunderbaren Räderwerk einigermaßen vertraut machen müssen, als welches dem kundigen Auge der heutige Weltverkehr mit all seinen kulturförderfamen Einrichtungen und Mitteln erscheint.

Ein Blick auf die angefügte Materien-Uebersicht bezeugt das Gesagte selbst dem weniger Kundigen; wie das unermeßliche Thätigkeitsgebiet der heutigen Volksarbeit ersichtlich entgegen tritt, so auch die außerordentliche Mannichfaltigkeit des Dargebotenen. Weniger augenfällig sind freilich die großen Schwierigkeiten, die sich der Bewältigung der zur Ausführung zu bringenden, großen Aufgabe entgegen stellen. Gilt es doch, jene weitschichtige Stoffmenge in einem Bande, zuerst als Ergänzung, beziehentlich Abschluß eines sechsbändigen Werkes und dann wiederum als ein zusammengehöriges, in sich selbst abgeschlossenes Ganzes aufzufassen und innerhalb des in Aussicht genommenen einen Bandes von etwa 900—1000 Seiten zu bewältigen, zumal sich das aus der diesjährigen Weltausstellung zu Paris uns erwachsende Material jetzt noch gar nicht übersehen läßt.

Hinsichtlich ihrer Leistungen in Bezug auf textliche, typographische und artistische Ausführung des obigen, für die verschiedenartigsten Berufskreise gleich interessanten Werkes braucht sich die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung nur auf die neueste siebente (Pracht-) Ausgabe des in sechs Bänden vorliegenden „Buches der Erfindungen, Gewerbe und Industrien“ berufen. Im Uebrigen ergiebt sich zur Genüge die außerordentliche Reichhaltigkeit des Inhalts und der Standpunkt, von welchem aus die Redaktion die in Rede stehende „Rundschau über Güterbewegung, Verkehrsstraßen, Schiffahrt und Welthandel“ behandelt hat, schon aus der Erweiterung des Inhaltes des Supplementbandes gegenüber der vorhergegangenen Auflage.

Durch Anwendung einer besonders für unser Werk gegossenen zweckmäßigen Schriftgattung hat auf dem Raume eines Bogens über ein Zehntel Text mehr Platz gefunden, als in den vorigen Auflagen, ohne daß dem wohlgefälligen Aussehen dadurch Eintrag geschehen wäre. Zu den zahlreichen Illustrationen sind wol hundert neue getreten; kurz, es ist bei der vorliegenden textlich vielfach verbesserten und sorgsam weitergeführten Auflage nichts gespart worden, um dieselbe so tüchtig wie möglich herzustellen. Trotz wesentlicher Vermehrung des Textes und der Illustrationen

Vermittels dieses Bandes wird der Schlußstein in eine der hervorragenden literarischen Unternehmungen unserer Zeit auf gewiß eben so befriedigende wie der ursprünglichen Anlage würdige Weise eingefügt und der stattliche Ausbau, von dem aus wir in unserm „Buch der Erfindungen" eine Rundschau über alle Gebiete der gewerblichen Arbeit gewinnen, in großem Stile gekrönt.

Dieser in sich abgeschlossene Band wird aber auch von allen, dem großen Verkehrsleben Näherstehenden in den Handels-Emporien und Seeplätzen unseres Vaterlandes sowie seiner Nachbarländer, wie nicht minder von jenen zahlreichen Freunden und Jüngern des Handels willkommen geheißen werden, welche die Bedeutung des Weltverkehrs kennen gelernt haben oder sich in dieses weite Gebiet an unserer zuverlässig leitenden Hand einführen lassen wollen.

Leipzig, im August 1878. **Die Redaktion und Verlagsbuchhandlung.**

Subskriptions-Bedingungen.

1. Der „Weltverkehr und seine Mittel" erscheint **in einem starken Prachtbande von 22—24 Lieferungen,** illustrirt mit etwa 500 prachtvollen Text-Illustrationen, einem Titelbild (Porträtgruppe), mehreren Tonbildern, einer Flaggen- sowie einer Welttelegraphenkarte.

2. Die Art des Erscheinens macht die Anschaffung des Werkes auch dem Minderbemittelten möglich: jeden Monat werden 2 bis 3 Lieferungen von je 4 Bogen ausgegeben, und es kostet die mit einem Tonbild geschmückte Lieferung nur ½ Mark = 70 Cts. — Doppellieferungen, mit 9 Bogen Text oder einem Doppel-Tonbilde oder einer Karte, kosten 1 Mark = 1 Fr. 40 Cts.

3. Das gesammte Werk wird sich bis August 1879 in den Händen der verehrlichen Abnehmer befinden.

4. Dem Schlusse des Werkes ist ein erschöpfendes Sachregister beigefügt und hierdurch das Nachschlagen wesentlich erleichtert.

5. Die erschienenen Lieferungen können an allen Orten des Deutschen Reiches, Oesterreichs, der Schweiz, sowie in allen Städten Hollands, Rußlands, der Skandinavischen Reiche und Amerika's, in welchen sich deutsche Buchhandlungen befinden, in Einsicht genommen werden. Von Orten aus, wo keine Buchhandlungen sind, wende man sich an die nächstgelegene Buchhandlung oder an

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.

Subskriptions-Schein.

Unterzeichneter bestellt bei der Buchhandlung

....

.... **Exempl. von „Der Weltverkehr und seine Mittel."**

Dritte verbesserte Auflage. Mit etwa 500 Illustrationen etc.

Ausgabe in 22—24 Lieferungen à ½ Mark = 50 Pfennig.

und wünscht:*) a. Zusendung jeder Lieferung nach Erscheinen.

b. allmonatlich .... Lieferungen auf einmal.

Betrag folgt anbei — wolle man durch Postvorschuss erheben.

*) Nichtgewünschtes gefl. zu durchstreichen.

Ort und Datum: Name:

....

(Verlag von OTTO SPAMER in LEIPZIG.)

Dampffabrik diätetischer und med.-diät. Präparate
von
J. Paul Liebe
Apotheker und Chemiker
Dresden.

Das in den letzten Jahrzehnten im Allgemeinen in **erhöhtem** Grade zu Tage tretende Unvermögen der Frauen, dem neugeborenen Säuglinge die **eigene** Milch reichen zu können, — sowie nicht minder der Umstand, dass die Auffindung geeigneter Ammen mit mannichfachen Schwierigkeiten verknüpft ist, lässt so viele Familien zu der, in gewisser Hinsicht ja immerhin mangelhaften **künstlichen** Ernährung greifen.

Die unterzeichnete Firma hat sich seit nahezu $1^1/_2$ Jahrzehnt mit der fabrikmässigen Darstellung eines **Correctives der Kuhmilch** zur Bereitung eines **Substitutes der Muttermilch** und zwar der

Liebig'schen Suppe in Extractform,

bekannt unter dem Namen:

Liebe's Nahrungsmittel in löslicher Form

befasst.

Sie ist bemüht gewesen, die **schädlichste** und **bedenklichste** Art künstlicher Ernährung, diejenige mit **stärkehaltenden Mehlen** jeder Art (Arrowroot, Sago, Weizen-, Maismehl **mit** oder **ohne** verschiedene Zusätze u. s. w.), mit allen Kräften zu bekämpfen, und nachgerade ist diese frühere Breiwirthschaft verlassen worden.

In den letzten Jahren sind nun aber einige Präparate durch lebhafte Reclame als Muttermilchsurrogate eingeführt worden, deren Verwendung als solche nach den von verschiedenen Seiten veröffentlichten ärztlichen, beziehentlich physiologischen Erfahrungsresultaten nicht minder Bedenken erregt.

Wir meinen in erster Linie die bekannte **condensirte Milch.** Gegen Verwendung derselben als **Säuglingsnährmittel** sind die gewichtigsten Bedenken erhoben worden. Der grosse Reichthum an Zucker ruft leicht eine Reihe von **chronischen** Ernährungsstörungen im kindlichen Körper hervor. (Man sehe: Bericht des Professor Dr. Hofmann in Leipzig über Ernährung und Nahrungsmittel für Kinder.)

In gleicher Weise ist der seit einigen Jahren von Vevey, Braunschweig, Göttingen u. s. w. in den Handel eingeführten sogenannten **Kinder-** oder **Milchmehle** zu gedenken.

Diese Präparate repräsentiren ein zartes Mehl, ganz ähnlich einem Pulver aus **Butterbisquit.** Man ist bemüht gewesen, bei ihnen die Nährstoffgruppen in entsprechendes Verhältniss zu bringen; — so dass diese Präparate **theoretisch** als die rationellsten würden bezeichnet werden müssen, weil ihr Gebrauch die Verwendung von frischer Milch ausschliesst. Dieser Umstand fällt namentlich in den Städten sehr gewichtig in die Wagschale. Nichtsdestoweniger haben diese Mehle in der Praxis sich in dem Maasse, wie angenommen werden sollte — **nicht bewährt.** Der Grund liegt augenscheinlich darin, dass die gesammten **plastischen** Stoffe aus säurebildendem **Rohr-** bez. **Rüben**-Zucker und nur **theilweise aufgeschlossenem** Stärkemehl bestehen. Selbst trotz langdauerndem Kochen ist in vielen Fällen ein **roher** Geschmack des Breichens noch wahrnehmbar. Der Genuss des **rohen** Nährmittels hat aber **Verdauungsstörungen** im Gefolge. Bedenklich bei dauerndem Gebrauch dieser Mehle ist ebenso wie bei condensirter Milch nicht minder der **grosse** Gehalt an Kohlehydraten (Zucker, Dextrin, Stärkemehl). Der Sitzungsbericht des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege vom 9. September 1878 sagt pag. 97 hierüber: „In Folge der überwiegenden Kohlehydratfütterung treten ganz characteristische Mastungserscheinungen auf, der Körper wird aufgedunsen, blass und wasserreich, er erscheint fett und dick, aber nicht kräftig."

Gegenüber diesen Thatsachen sei es gestattet, unser

Liebe's Nahrungsmittel in löslicher Form

erneut in empfehlende Erinnerung zu bringen.

Nach den z. Z. vielfach veröffentlichten Analysen des Herrn Dr. **R. Ulbricht** (Laboratorium des Herrn Geh. Hofrath Prof. Dr. Stöckhardt in Tharandt) liefert das nach Vorschrift mit **Milch** und Wasser gemischte Präparat eine **Lösung,** welche

10% blutbildende,
37,75 wärmeerzeugende Stoffe enthält, demnach in Zusammenstellung der Nährstoffgruppen der Frauenmilch am **nächsten** kommt (1 : 3,7),
die **Mineralsubstanzen** (Phosphate) in **entsprechender** Menge, die **blutbildenden** Bestandtheile in **löslicher** und daher anerkannt **assimilirbarer** Form,
sämmtliche **Nährstoffe** in Form der **Emulsion** (wie die Frauenmilch) bietet, und als das **einzige** der **seither bekannt gewordenen** Kindernährmittel auftritt, welches in der Gruppe der plastischen Stoffe **keinen säurebildenden Zucker**, vielmehr ausschliesslich nur solche Wärmeerzeuger enthält, die für den Verdauungsprocess **vorbereitet sind**, also denselben **nicht** belasten!

Hieraus erhellt, dass das genannte Präparat zur Zeit das **rationellste** ist, weil es

1) **in milchiger, der Mutternahrung entsprechender Form gereicht wird,**
2) **bei vorgeschriebener Verwendung von 18 Raumtheilen Milch mit 1 Raumtheile Extract im Verhältniss zu allen anderen künstlichen Kindernährmitteln minime Mengen Kohlehydrate führt und**
3) **eben nur zum 18ten Raumtheil der Kuhmilch zugesetzt, den Marktpreis derselben ganz unwesentlich erhöht und demnach die Mischung auch das billigste Kindernährmittel darstellt.**

Noch sei nicht verschwiegen, dass fortgesetzt von Aerzten und Privaten an die Firma gelangende ehrende Anerkennungen die Richtigkeit des Ausgesprochenen bestätigen.

Mit dem Bemerken, dass die Firma an Orte, wo die Apotheken Lager nicht halten, bei 6 Stück spesenfrei versendet, zeichnet sich

Hochachtungsvoll

Die Dampffabrik diätetischer und med.-diätet. Präparate.
J. Paul Liebe.

Anderweite Fabrikate der Firma:

Liebe's Malzextract, ungegohren und **concentrirt,** nach Vorschrift der D. Reichspharmacop. dargestellt; honigartig und von lieblichem Geschmack. Hinsichtlich seiner Wirksamkeit bei Erkrankung der **Athmungsorgane**, bei **Schwäche** und **Empfindlichkeit** der Constitution, die so leicht zu Schwindsucht disponirt, ist es hinlänglich bewährt und bekannt. Flasche à 300,0 netto ℳ 1. —.

Liebe's Malzextract mit **Leberthran** (nach Dr. Davis in Chicago), eine aus gleichen Theilen beider Componenten bestehende Emulsion, die sich in Wasser ohne Abscheidung von Oel auflöst, und, weil in Form des Magensaftes (milchig) leicht assimilirt, sowie wegen des verdeckten Thrangeschmackes sehr gern genommen wird. Flasche zu 250,0 ℳ 1. —.

Die Combinationen von

Liebe's Malzextract mit **Eisen** (der D. Reichspharmacopoe entsprechend) bei Bleichsucht, Blutarmuth. Flasche à 300,0 netto ℳ 1,20.

Liebe's Malzextract mit **Chinin** und **Eisen** als vorzügliches tonisches Kräftigungsmittel und bei Appetitlosigkeit. Flasche à 300,0 netto ℳ 1,25.

Liebe's Malzextract mit **Kalk** nach Dr. Reich in Stuttgart, in Sonderheit bei Lungenphthise, Atrophie, Skrophulose, Knochenleiden, profuser Menstruation angewendet (Flasche à 300,0 netto ℳ 1,25.)

sind mit Rücksicht auf die Verbindung der specifisch wirkenden Stoffe mit dem leicht assimilirbaren Nahrungsmittel ärztlicher Seits bevorzugte Präparate.

Liebe's Malzextractplätzchen (**nicht** Malzplätzchen oder Malzzucker, sondern von Extract hergestellt), ausserordentlich schleimlösend, bewirken, ein Vorzug vor anderen Bonbons, Säurebildung nicht. Cartons à 20 ₰.

Liebe's Pepsinwein (Verdauungsflüssigkeit), concentrirte, haltbare, wohlschmeckende Lösung von **garantirt wirksamem Pepsin,** aus frischen Kalbsmagen hergestellt, von **doppelter** Concentr. der Vorschrift der Deutschen Reichspharmacopoe, beseitigt bei consequentem Gebrauch jede leichtere Verdauungsstörung und ist daher Magenleidenden ein wirkliches Labsal. Flac. à 150,0 ℳ 1,50.

☛ **Prospecte** und **Gebrauchsanweisungen** sende auf Wunsch franco und gratis.

Dépôt: **J. Paul Liebe.**
Dresden.

Druck von F. Albanus in Dresden.

CARLSBADER STADT-WAPPEN

Schutz-Marke

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in 1/1 und 1/2 Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Digitized by Google

Band 9 — Heft 26.

Nord und Süd

Mai 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Mai 1879.

Inhalt.

Seite

Theodor Fontane in Berlin.
Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik 147

G. Baur in Leipzig.
Die Salzburger Emigranten. Ein Leidens- und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora, zugleich ein Zeugniß für die Kirchenpolitik der Hohenzollern 187

H. Ehrlich in Berlin.
Anton Rubinstein 202

Isidor Soyka in München.
Ueber den gegenwärtigen Stand der Pestfrage 220

Asiaticus.
Die staatliche und sociale Entwickelung Japans in den letzten zehn Jahren. (1868—1878.) 240

B. H. Strousberg in Berlin.
Zwei Fragen, die nicht brennen .....

Bibliographie .....

Hierzu das Portrait Anton Rubinstein's, Radirung von D. Raab in M

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage (Radirung) in Lex.-8.
— Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte:
von **Paul Neff** Verlagshandlung in **Stuttgart** (Prachtwerke u. s. w.),
von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** (Deutsche Literaturgeschichte von R. König),
von der **Städtischen Brunnenverwaltung** in **Aachen** (Schwefel-Thermen zu Aachen).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

IX. Band. — Mai 1879. — 26. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Anton Rubinstein.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Grete Minde.

Nach einer altmärkischen Chronik.

Von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

1. Das Hänfling-Nest.

Weißt Du, Grete, wir haben ein Nest in unserm Garten, und ganz niedrig, und zwei Junge drin."

„Das wäre! Wo denn? Ist es ein Fink oder eine Nachtigall?"

„Ich sag' es nicht. Du mußt es rathen."

Diese Worte waren an einem überwachsenen Zaun, der zwei Nachbargärten von einander trennte, gesprochen worden. Die Sprechenden, ein Mädchen und ein Knabe, ließen sich nur halb erkennen, denn so hoch sie standen, so waren die Himbeerbüsche hüben und drüben doch noch höher und wuchsen ihnen bis über die Brust.

„Bitte, Valtin," fuhr das Mädchen fort, „sag' es mir."

„Rathe."

„Ich kann nicht. Und ich *will* auch nicht."

„Du *könntest* schon, wenn Du wolltest. Sieh nur," und dabei wies er mit dem Zeigefinger auf einen kleinen Vogel, der eben über ihre Köpfe hinflog und sich auf eine hohe Hanfstaude niedersetzte.

„Sieh," wiederholte Valtin.

„Ein Hänfling?"

„Gerathen."

Der Vogel wiegte sich eine Weile, zwitscherte und flog dann wieder in den Garten zurück, in dem er sein Nest hatte. Die beiden Kinder folgten ihm neugierig mit ihren Augen.

„Denke Dir," sagte Grete, „ich habe noch kein Vogelnest gesehen; blos die zwei Schwalbennester auf unsrem Flur. Und ein Schwalbennest ist eigentlich gar kein Nest."

„Höre, Grete, ich glaube, da hast Du Recht."

„Ein richtiges Nest, ich meine von einem kleinen Vogel, nicht ein Krähen- oder Storchennest, das muß so weich sein, wie der Flachs von Reginens Wocken."

„Und so ist es auch. Komm' nur. Ich zeig' es Dir." Und dabei sprang er vom Zaun in den Garten seines elterlichen Hauses zurück.

„Ich darf nicht," sagte Grete.

„Du darfst nicht?"

„Nein, ich soll nicht. Trud' ist dawider."

„Ach Trud', Trud'. Trud' ist Deine Schwieger, und eine Schwieger ist nicht mehr als eine Schwester. Wenn ich eine Schwester hätte, die könnte den ganzen Tag befehlen und verbieten. Ich thät es doch. Schwester ist Schwester. Spring'. Ich fange Dich."

„Hole die Leiter."

„Nein, spring'."

Und sie sprang, und er fing sie geschickt in seinen Armen auf.

Jetzt erst sah man ihre Gestalt. Es war ein halbwachsenes Mädchen, sehr zart gebaut, und ihre feinen Linien, noch mehr das Oval und die Farbe ihres Gesichts, deuteten auf eine Fremde.

„Wie Du springen kannst," sagte Valtin, der seinerseits einen ächt märkischen Breitkopf und vorspringende Backenknochen hatte. „Du fliegst ja nur so. Und nun komm, nun will ich Dir das Nest zeigen."

Er nahm sie bei der Hand, und zwischen Gartenbeeten hin, auf denen Dill und Pastinak in hohen Dolden standen, führte er sie bis in den Mittelgang, der weiter abwärts vor einer Geisblatt-Laube endigte.

„Ist es hier?"

„Nein, in dem Hollunder."

Und er bog ein paar Zweige zurück und wies ihr das Nest.

Grete sah neugierig hinein und wollte sich damit zu schaffen machen, aber jetzt umkreiste sie der Vogel, und Valtin sagte: „laß; er ängstigt sich. Es ist wegen der Jungen; unsere Mütter sind nicht so bang um uns."

Ich habe keine Mutter," erwiderte Grete scharf.

„Ich weiß," sagte Valtin „aber ich vergess' es immer wieder. Sieht sie doch aus, als ob sie Deine Mutter wäre, versteht sich Deine Stiefmutter. Höre, Grete, sieh Dich vor. Hübsch ist sie, aber hübsch und bös. Und Du kennst doch das Märchen vom Machandelboom?"

„Gewiß kenn' ich das. Das ist ja mein Lieblingsmärchen. Und Regine muß es mir immer wieder erzählen. Aber nun will ich zurück in unsern Garten.

„Nein, Du mußt noch bleiben. Ich freue mich immer, wenn ich Dich habe. Du bist so hübsch. Und ich bin Dir so gut."

„Ach, Narrethei. Was soll ich noch bei Dir?"

„Ich will Dich noch ansehen. Mir ist immer so wohl und so weh,

wenn ich Dich ansehe. Und weißt Du, Grete, wenn Du groß bist, da mußt Du meine Braut werden."

„Deine Braut?"

„Ja, meine Braut. Und dann heirath' ich Dich."

„Und was machst Du dann mit mir?"

Dann stell' ich Dich immer auf diesen Himbeerzaun und sage „spring"; und dann springst Du und ich fange Dich auf, und . . .

„Und?"

„Und dann küß' ich Dich."

Sie sah ihn schelmisch an und sagte: „Wenn das wer hörte! Emrentz oder Trud . . ."

„Ach Trud und immer Trud. Ich kann sie nicht leiden. Und nun komm und setz' Dich."

Er hatte diese Worte vor dem Lauben-Eingang gesprochen, an dessen rechter Seite eine Art Gartenbank war, ein kleiner, niedriger Sitzplatz, den er sich aus vier Pflöcken und einem darüber gelegten Brett selbst zurechtgezimmert hatte. Er liebte den Platz, weil er sein eigen war und nach dem Nachbargarten hinüber sah. „Setz Dich," wiederholte er, und sie that's und er rückte neben sie. So verging eine Weile. Dann zog er einen Malvenstock aus der Erde und malte Buchstaben in den Sand.

„Lies," sagte er. „Kannst Du's?"

„Nein."

„Dann muß ich Dir sagen, Grete, daß Du Deinen eignen Namen nicht lesen kannst. Es sind fünf Buchstaben und es heißt Grete."

„Ach, griechisch," lachte diese. „Nun merk' ich erst; ich soll Dich bewundern. Hatt' es ganz vergessen. Du gehörst ja zu den Sieben, die seit Ostern zum alten Gigas gehen. Ist er denn so streng?"

„Ja und nein."

„Er sieht einen so durch und durch. Und seine rothen Augen, die keine Wimpern haben . . ."

„Laß nur" beruhigte Valtin. „Gigas ist gut. Es muß nur kein Calvin'scher sein oder kein Kathol'scher. Da wird er gleich bös, und Feuer und Flamme."

„Ja, sieh, das ist es ja eben . . ."

Valtin malte mit dem Stocke weiter. Endlich sagte er: „Ist es denn wahr, daß Deine Mutter eine Kathol'sche war?"

„Gewiß war sie's."

„Und wie kam sie denn in's Land und in Euer Haus?"

„Das war als mein Vater in Brügge war, da sind viele Span'sche. Kennst Du Brügge?"

„Freilich kenn' ich's. Das ist ja die Stadt, wo sie die beiden Grafen enthauptet haben."

„Nein, nein. Das verwechselst Du wieder. Du verwechselst auch

immer. Weißt Du noch . . Ananias und Aeneas?! Aber das war damals, als Du noch nicht bei Gigas warst . . . Ach, bei Gigas! Und nun soll ich auch hin, denn ich werde ja vierzehn, und Trud' ist bei ihm gewesen, wegen Unterricht und Firmung, und hat es alles besprochen . . . Aber sieh, ihr habt ja noch Kirschen an Eurem Baum. Und wie dunkel sie sind! Nur zwei. Die möcht' ich haben."

„Es ist zu hoch oben; da können blos die Vögel hin. Aber laß sehen Gret', ich will sie Dir doch holen, . . . wenn . . ."

„Wenn?"

„Wenn Du mir einen Kuß geben willst. Eigentlich müßtest Du's. Du bist mir noch einen schuldig."

„Schuldig?"

„Ja. Von Sylvester."

„Ach, das ist lange her. Da war ich noch ein Kind."

„Lang oder kurz. Schuld ist Schuld."

„Und bedenke, daß ich morgen zu Gigas komme . . ."

„Das ist erst morgen."

Und eh sie weiter antworten konnte, schwang er sich in den Baum und kletterte rasch und geschickt bis in die Spitze, die sofort heftig zu schwanken begann.

„Um Gott, Du fällst", rief sie hinauf; er aber riß den Zweig ab, an dem die zwei Kirschen hingen und stand im Nu wieder auf dem untersten Haupt=Ast, an dem er sich jetzt, mit beiden Knieen einhakend, wagerecht entlang streckte.

„Nun pflücke," rief er und hielt ihr den Zweig entgegen. „Nein, nein, nicht so. Mit dem Mund . . ."

Und sie hob sich auf die Fußspitzen, um nach seinem Willen zu thun. Aber im selben Augenblicke ließ er die Kirschen fallen, bückte sich mit dem Kopf und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Das war zu viel. Erschrocken schlug sie nach ihm, und lief auf die Gartenleiter zu, die dicht an der Stelle stand, wo sie das Gespräch zwischen den Himbeerbüschen gehabt hatten. Erst als sie die Sprossen hinauf war, hatte sich ihr Zorn wieder gelegt, und sie wandte sich und nickte dem noch immer verdutzt Dastehenden freundlich zu. Dann bog sie die Zweige von einander und sprang leicht und gefällig in den Garten ihres eigenen Hauses zurück.

2. Trud und Emrentz.

In den Gärten war alles still, und doch waren sie belauscht worden. Eine schöne, junge Frau, Frau Trud Minde, modisch gekleidet, aber mit strengen Zügen, war, während die Beiden noch plauderten, über den Hof gekommen und hatte sich hinter einem Weinspalier versteckt, das den geräumigen, mit Gebäuden umstandenen Minde'schen Hof von dem etwas niedriger gelegenen Garten trennte. Sechs Stufen führten hinunter. Nichts war ihr hier entgangen, und die widerstreitendsten Gefühle, nur keine freundlichen, hatten sich

in ihrer Brust gekreuzt. Grete war noch ein Kind, so sagte sie sich, und alles was sie von ihrem Versteck aus gesehen hatte, war nichts als ein kindisches Spiel. Es war nichts und es bedeutete nichts. Und doch, es war Liebe, die Liebe, nach der sie sich selber sehnte, und an der ihr Leben arm war bis diesen Tag. Sie war nun eines reichen Mannes ehelich Weib; aber nie, so weit sie zurückdenken mochte, hatte sie lachend und plaudernd auf einer Gartenbank gesessen, nie war ein frisches, junges Blut um ihretwillen in einen Baumwipfel gestiegen und hatte sie dann kindlich unschuldig umarmt und geküßt. Das Blut stieg ihr zu Kopf, und Neid und Mißgunst zehrten an ihrem Herzen.

Sie wartete, bis Grete wieder diesseits war, und ging dann raschen Schrittes über den Hof auf Flur und Straße zu, um nebenan ihre Muhme Zernitz, des alten Rathsherrn Zernitz zweite Frau und Valtins Stiefmutter, aufzusuchen. In der Thür des Nachbarhauses traf sie Valtin, der bei Seite trat, um ihr Platz zu machen. Denn sie war in Staat, in hoher Stehkrause und goldner Kette.

„Guten Tag, Valtin. Ist Emrentz zu Haus? Ich meine Deine Mutter."

„Ich denke, ja. Oben."

„Dann geh' hinauf und sag' ihr, daß ich da bin."

„Geh' nur selbst. Sie hat es nicht gern, wenn ich in ihre Stube komme."

Es klang etwas spöttisch. Aber Trud, erregt wie sie war, hatte dessen nicht Acht und ging, an Valtin vorüber, in den ersten Stock hinauf, dessen große Hinterstube der gewöhnliche Aufenthalt der Frau Zernitz war. Das nach vorn zu gelegene Zimmer von gleicher Größe, das keine Sonne, dafür aber viele hohe Lehnstühle und grün-verhangene Familienbilder hatte, war ihr zu trist und öde. Zudem war es das Wohn- und Lieblingszimmer der ersten Frau Zernitz gewesen, einer steifen und langweiligen Frau, von der sie lachend als von ihrer „Vorgängerin im Amt" zu sprechen pflegte.

Trud, ohne zu klopfen, trat ein und war überrascht von dem freundlichen Bilde, das sich ihr darbot. Alle drei Flügel des breiten Mittelfensters standen auf, die Sonne schien, und an dem offenen Fenster vorbei schossen die Schwalben. Ueber die Kissen des Himmelbetts, dessen hellblaue Vorhänge zurückgeschlagen waren, waren Spitzentücher gebreitet, und vom Hof herauf hörte man das Gackern der Hühner und das helle Krähen des Hahns.

„Ei, Trud," erhob sich Emrentz und schritt von ihrem Fensterplatz auf die Muhme zu, um diese zu begrüßen. „Zu so früher Stunde. Und schon in Staat! Laß doch sehen. Ei, das ist ja das Kleid, das Du den Tag nach Deiner Hochzeit trugst. Wie lang ist es? Ach, als ich Dir damals gegenüber saß, und Zernitz neben mir, und die grauen Augen der guten, alten Frau Zernitz immer größer und immer böser wurden, weil er mir seine Geschichten erzählte, die kein Ende hatten, und immer so herzlich lachte, daß ich zuletzt auch lachen mußte, aber über ihn, da dacht' ich nicht, daß ich zwei Jahre später an diesem Fenster sitzen und auch eine Frau Zernitz sein würde."

„Aber eine andre."

„Gott sei Dank, eine andre . . . Komm', setz' Dich . . . Und ich glaube, Zernitz denkt es auch. Denn Männer in zweiter Ehe, mußt Du wissen, das sind die besten. Das Erst' ist, daß sie die erste Frau vergessen, und das Zweit' ist, daß sie alles thun, was wir wollen. Und das ist die Hauptsache. Ach Trud, es ist zum lachen; sie schämen sich ordentlich und entschuldigen sich vor uns, schon eine erste gehabt zu haben. Andre mögen anders sein; aber für meinen alten Zernitz bürg' ich, und wär' nicht der Valtin . . ."

„Um den eben komm ich," unterbrach Trud, die der Muhme nur mit halbem Ohre gefolgt war, „um eben Deinen Valtin. Höre, das hat sich ja mit der Gret', als ob es Braut und Bräutigam wäre. Er muß aus dem Haus. Und ich denke, Du wirst ihn missen können."

„Laß doch. Es sind ja Kinder."

„Nein; es sind nicht Kinder mehr. Valtin ist sechszehn oder wird's, und Gret' ist über ihre Jahre, und hat's von der Mutter."

„Nicht doch. Ich war ebenso."

„Das ist Dein' Sach', Emrentz."

„Und Dich verdrießt es," lachte diese.

„Ja, mich verdrießt es; denn es giebt einen Anstoß im Haus und in der Stadt. Und ich mag's nicht und will's nicht. Du hast einen leichten Sinn, Emrentz, und siehst es nicht, weil Du zuviel in den Spiegel siehst. Lache nur; ich weiß es wohl, er will es; alle Alten wollen's, und Du sollst Dich putzen und seine Puppe sein. Aber ich, ich seh' um mich, und was ich eben gesehn hab' . . . Emrentz, mir schlägt noch das Herz. Ich komme von Gigas und suche Greten und will ihr sagen, daß sie sich vorbereitet und ernst wird in ihrem Gemüth, da find' ich sie . . . nun rathe wo? Im Garten zwischen den Himbeerbüschen. Und wen mit ihr? Deinen Valtin . . ."

„Und er giebt ihr einen Kuß. Ach Trud', ich hab's ja mit angesehn, alles, hier von diesem meinem Fenster, und mußt' an alte Zeiten denken, und an den Sommer, wo ich auch dreizehn war und mit Hans Hensen Versteckens spielte und eine geschlagene Glockenstunde hinter dem Rauchfang saß, Hand in Hand, und immer nur in Sorge, daß wir zu früh gefunden und zu früh in unserm Glück gestört werden könnten. Laß doch Trud, und gönn's ihnen. 's ist nichts mit alter Leute Zärtlichkeiten, und ich wollt', ich stünde wieder, wie heute die Grete stand. Es war so hübsch und ich hatt' eine Freude dran. Nun bin ich Dreißig und er ist doppelt so alt. Hätt' ich noch vier Jahre gewartet, höre Trud, ich glaube fast, ich hätte besser zu dem Jungen als zu dem Alten gepaßt. Sieh nicht so bös drein, und bedenk', es trifft's nicht jeder so gut wie Du. Gleich zu gleich und jung zu jung."

„Jung zu jung!" sagte diese bitter. „Es geht in's dritte Jahr, und unser Haus ist öd und einsam."

„Alt oder jung, wir müssen uns eben schicken, Trud;" und dabei nahm Emrentz ihrer Muhme Arm und schritt mit ihr in dem geräumigen Zimmer auf und ab. „Mein Alter ist zu jung, und Dein Junger ist zu alt; und so haben wir's gleich, trotzdem uns der Schuh an ganz verschiedenen Stellen drückt. Nimm's leicht, und wenn Du das Wort nicht leiden kannst, so sei wenigstens billig und gerecht. Wie liegt's denn? Höre Trud, ich denke, wir haben nicht viel eingesetzt und dürfen nicht viel fordern. Hineingeheirathet haben wir uns. Und war's denn besser, als wir mit Fünfundzwanzig, oder war's noch ein Jahr mehr, auf dem Gardelegner Marktplatz saßen und gähnten und strickten, und von unsrem Fenster aus den Bauerfrauen die Eier in der Kiepe zählten? Jetzt kaufen wir sie wenigstens und leben einen guten Tag. Und das Sprüchwort sagt, man kann nicht alles haben. Was fehlt, fehlt. Aber Dir zehrt's am Herzen, daß Dir nichts Kleines in der Wiege schreit, und Du versuchst es nun mit Gigas und mit Predigt und Litanei. Aber das hilft zu nichts und hat noch keinem geholfen. Halte Dich an's Leben; ich thu's, und getröste mich mit der Zukunft. Und wenn der alte Zernitz eine zweite Frau nahm, warum sollt ich nicht einen zweiten Mann nehmen? Da hast Du meine Weisheit, und warum es mir gedeiht. Lache mehr und bete weniger."

Es schien, daß Trud antworten wollte, aber in diesem Augenblick hörte man deutlich von der Straße her das Schmettern einer Trompete, und dazwischen Paukenschläge. Es kam immer näher, und Emrentz sagte: „Komm, es müssen die Puppenspieler sein. Ich sah sie schon gestern auf dem Anger, als ich mit meinem Alten aus dem Lorenz-Wäldchen kam." Und danach gingen beide junge Frauen in das Frau Zernitz'sche Vorderzimmer mit den hohen Lehnstühlen und den verhangenen Familienbildern, und stellten sich an ein's der Fenster, das sie rasch öffneten.

Und richtig, es waren die Puppenspieler, zwei Männer und eine Frau die, bunt und phantastisch aufgeputzt, ihren Umritt hielten. Hunderte von Neugierigen drängten ihnen nach. Es war ersichtlich, daß sie nicht hier, sondern erst weiter abwärts, an einem unmittelbar am Markte gelegenen Eckhause zu halten gedachten, als aber der zur Rechten Reitende, der lange, gelb und schwarzgestreiste Tricots und ein schwarzes, eng anliegendes Sammt- und Atlascollet trug, der beiden jungen Frauen gewahr wurde, hielt er sein Pferd plötzlich an, und gab ein Zeichen, daß der die Pauke rührende, hagre Hanswurst, dessen weißes Hemd und spitze Filzmütze bereits der Jubel aller Kinder waren, einen Augenblick schweigen solle. Zugleich nahm er sein Barett ab und grüßte mit ritterlichem Anstand zu dem Fenster des Zernitz'schen Hauses hinauf. Und nun erst begann er: „Heute Abend, sieben Uhr, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, auf dem Rathhause hiesiger churfürstlicher Stadt Tangermünde: Das jüngste Gericht."

Dies Wort wurde, während der Schwarz und gelbgestreifte die Trompete hob, von einem ungeheuern Paukenschlage begleitet.

„Das jüngste Gericht! Großes Spiel in drei Abtheilungen, so von uns gespielet worden vor Ihren christlichen Majestäten, dem römischen Kaiser und König, und dem Könige von Ungarn und Polen. Desgleichen vor allen Churfürsten und Fürsten deutscher Nation. Worüber wir Zeugnisse haben aller durchlauchtigster Satisfaktion. Das jüngste Gericht! Großes Spiel in drei Abtheilungen, mit Christus und Maria, und dem Lohn aller Guten und der Verdammniß aller Bösen. Dazu Beides, Engel und Teufel, und großes Feuerwerk, aber ohne Knall und Schießen und sonstige Fährlichkeit, um nicht ‚denen schönen Frauen, so wir zu sehen hoffen, irgendwie störend oder mißfällig zu sein.“

Und nun wieder Paukenschlag und Trompetenstoß, und auf den Marktplatz zu nahm der Umritt seinen Fortgang, während der Puppenspieler im Tricot noch einmal zu dem Zernitz'schen Hause hinauf grüßte. Auch die dunkelfarbige Frau, die zwischen den beiden andern zu Pferde saß, verneigte sich. Sie schien groß und stattlich, und trug ein Diadem mit langem schwarzem Schleier, in den zahllose Goldsternchen eingenäht waren.

„Gehst Du heute?“ fragte Emrentz.

„Nein. Nicht heut und nicht morgen. Es widersteht mir, Gott und Teufel als bloße Puppen zu sehen. Das jüngste Gericht ist kein Spiel, und ich begreif' unsre Rathmannen nicht, und am wenigsten unsren alten Peter Guntz, der doch sonst ein christlicher Mann ist. Heiden und Türken sind's. Sahst Du die Frau? Und wie der lange schwarze Schleier ihr vom Kopfe hing?“

„Ich gehe doch,“ lachte Emrentz

Damit trennten sich die Frauen, und Trud, unzufrieden über das Gespräch und das Scheitern ihrer Pläne, kehrte noch übellauniger als sie gekommen in das Minde'sche Haus zurück.

3. „Das jüngste Gericht“ und was weiter geschah.

In jener Stille, wie sie dem Minde'schen Hauswesen eigen war, verging der Tag; nur der Pfauhahn kreischte von seiner Stange, und aus dem Stallgebäude her hörte man das Stampfen eines Pferdes, eines schönen, flandrischen Thieres, das der alte Minde, bei Gelegenheit seiner zweiten Heirath, aus den Niederlanden mit heimgebracht hatte. Das war nun fünfzehn Jahr; es war alt geworden wie sein Herr, aber hatte bessere Tage als dieser.

Grete hatte gebeten, das Puppenspiel im Rathhaus besuchen zu dürfen, und es war ihr, allem Abmahnen Trud's unerachtet, von ihrem Vater dem alten Minde, gestattet worden, nachdem dieser in Erfahrung gebracht hatte, daß auch Emrentz und Valtin, und der alte Zernitz selbst, dem Spiele mit beiwohnen würden. Lange vor sieben Uhr hatte man Greten abgeholt, und in breiter Reihe, als ob sie zusammen gehörten, schritten jetzt alle gemeinschaftlich auf das Rathhaus zu. Die Freitreppe, die hinauf führte, war mit Neugierigen besetzt, auch mit solchen, die drinnen ihre Plätze

hatten und nur wieder in's Freie getreten waren, um so lange wie möglich noch der frischen Luft zu genießen. Denn in dem niedrig gewölbten Saale war es stickig, und kein anderes Licht fiel ein, als ein gedämpftes von Flur und Treppe her. Auf der zweiten Bank waren ihnen, unter Beistand eines alten Stadt- und Rathsdieners einige Mittelplätze frei gehalten worden, auf denen sie bequemlich Platz nahmen, erst Zernitz selbst und Emrentz, dann Valtin und Grete. Das war auch die Reihenfolge, in der sie saßen. Grete war von Anfang an nur Aug' und Ohr, und als Emrentz ihr aus einem Sandelkästchen allerhand Süßigkeiten bot, wie sie damals Sitte waren, überzuckerte Frucht und kleine Theriak-Kügelchen, dankte sie und weigerte sich, etwas zu nehmen. Valtin sah es und flüsterte ihr zu: „Fürchtest Du Dich?"

„Ja, Valtin. Bedenke, das jüngste Gericht."

„Wie kannst Du nur? Es sind ja Puppen."

„Aber sie bedeuten 'was, und ich weiß doch nicht, ob es recht ist."

„Das hat Dir Trud' in's Gewissen gered't," lachte Emrentz, und Grete nickte.

„Glaub' ihr nicht; es ist 'ne fromme Sach'. Und in Stendal haben sie 's in der Kirchen gespielt." Und dabei nahm Emrentz eine von den kandirten Früchten und drückte den Stengel in ihres Alten große Sommersprossen-Hand. Der aber nickte ihr zärtlich zu, denn er nahm es für Liebe.

Während dieses Gesprächs hatte sich der Saal auf allen Plätzen gefüllt. Viele standen bis nach dem Ausgang zu. Vor den Zernitzens aber saß der alte Peter Guntz, der schon zum vierten Male Burgemeister war, und den sie um seiner Klugheit und seiner Treue willen immer wieder wählten, trotzdem er schon an die Achtzig zählte. „Das ist ja Grete Minde," sagte er, als er des Kindes ansichtig wurde. „Sei brav, Gret'." Und dabei sah er sie mit seinen kleinen und tiefliegenden Augen freundlich an.

Und nun wurd' es still, denn auf dem Rathhausthurme schlug es Sieben, und die Gardine, die bis dahin den Bühnenraum verdeckt hatte, wurde langsam zurückgezogen. Alles erschien anfänglich in grauer Dämmerung, als sich aber das Auge an das Halbdunkel gewöhnt hatte, ließ sich die Herrichtung der Bühne deutlich erkennen. Sie war, der Breite nach, dreigetheilt, wobei sich der treppenförmige Mittelraum etwas größer erwies, als die beiden Seitenräume, von denen der eine, mit der schmalen Thür, den Himmel, und der andre, mit der breiten Thür, die Hölle darstellte. Engel und Teufel standen oder hockten umher, jeder auf der ihm zuständigen Seite, während eine hagere Puppe, mit weißem Rock und trichterförmiger Filzmütze, die dem lebendigen Hanswurst des Vormittagsrittes genau nachgebildet schien, zu Füßen der großen Mitteltreppe saß, deren Stufen zu Christus und Maria hinaufführten. Was nur der Hagere hier sollte? Grete fragte sich's und wußte keine Antwort; allen Anderen aber war kein Zweifel, zu welchem Zweck er da war, und daß ihm oblag, Schergendienste zu thun und die Sonderung in Gut' und Böse, nach einer ihm werdenden Ordre, oder vielleicht auch nach eigenem souveränem

Ermessen durchzuführen. Und jetzt erhob sich Christus von seinem Thronsessel und gab mit der Rechten das Zeichen, daß das Gericht zu beginnen habe. Ein Donnerschlag begleitete die Bewegung seiner Hand und die Erde that sich auf, aus der nun, erst langsam und ängstlich, dann aber rasch und ungeduldig allerhand Gestalten an's Licht drängten, die sich, irgend einem berühmten Todtentanz entnommen, unschwer als Papst und Kaiser, als Mönch und Ritter, und viel andere noch erkennen ließen. Ihr Hasten und Drängen entsprach aber nicht dem Willen des Weltenrichters, und auf seinen Wink eilte jetzt der sonderbare Scherge herbei, drückte die Todten wieder zurück und schloß den Grabdeckel, auf den er sich nun selber gravitätisch setzte.

Nur zwei waren außerhalb geblieben, ein wohlbeleibter Abt mit einem rothen Kreuz auf der Brust und ein junges Mädchen, ein halbes Kind noch, in langem weißem Kleid und mit Blumen im Haar, von denen einzelne Blätter bei jeder Bewegung niederfielen. Grete starrte hin; ihr war, als würde sie selbst vor Gottes Thron gerufen, und ihr Herz schlug und ihre zarte Gestalt zitterte. Was wurd' aus dem Kind'? Aber ihre bange Frage mußte sich noch gedulden, denn der Abt hatte den Vortritt, und Christus, in einem Ton, in dem unverkennbar etwas von Scherz und Laune mitklang, sagte:

Mönchlein, schau hin, Du hast keine Wahl,
Die schmale Pforte, Dir ist sie zu schmal.

Und im selben Augenblick ergriff ihn der Scherge und stieß ihn durch das breite Thor nach links hin, wo kleine Flammen von Zeit zu Zeit aus dem Boden aufschlugen.

Und nun stand das Kind vor Christi Thron. Maria aber wandte sich bittend an ihren Sohn und Heiland, und sprach an seiner Statt:

Dein Tag war kurz, Dein Herze war rein,
Dafür ist der Himmel Dein.
Geh ein!
Unter Engeln sollst Du ein Engel sein.

Und Engel umfingen sie, und es war ein Klingen wie von Harfen und leisem Gesang. Und Grete drückte Valtins Hand. Unter allen Anwesenden aber herrschte die gleiche Befriedigung, und der alte Zernitz flüsterte: Hör', Emrentz, der versteht's. Ich glaube jetzt, daß er vor Kaiser und Reich gespielt hat."

Und das Spiel nahm seinen Fortgang.

* * *

Inzwischen, es hatte zu dunkeln begonnen, waren die Mindes in dem rechts neben der Flurthür, gelegenen Unterzimmer versammelt, und nahmen an einem Tische, der nur zur Hälfte gedeckt war, ihre Abendmahlzeit ein. Der alte Jakob Minde hatte den Platz an der einen Schmalseite des Tisches, während Trud und Gerdt, seine Schwieger und sein Sohn, an den Längsseiten einander gegenüber saßen, Trud steif und aufrecht, Gerdt bequem und nachlässig in Kleidung und Haltung. In allem der Gegenpart seines Weibes;

auch seines Vaters, der trotz eines Zehrfiebers an dem er litt, aus einem starken Gefühle dessen, was sich für ihn zieme, die Schwäche seines Körpers und seiner Jahre bezwang.

Es schien, daß Trud ihre schon Vormittags gegen Emrentz gemachten Bemerkungen über das Puppenspiel eben wiederholt hatte, denn Jakob Minde, während er einzelne von den großen Himbeeren nahm, die, wie er es liebte, mit den Stielchen abgepflückt worden waren, sagte: „Du bist zu streng, Trud, und Du bist es, weil Du nur unser Tangermündisch Thun und Lassen kennst. Und in Alt-Gardelegen ist es nicht anders. Aber draußen in der Welt, in den großen Ländern und Städten, da wagt sich die Kunst an alles Höchste und Heiligste, und sie haben fromme und berühmte Meister, die nie andres gedacht und gedichtet, und gemalt und gemeißelt haben, als die Glorie des Himmels und die Schrecknisse der Hölle."

„Ich weiß davon, Vater," sagte Trud ablehnend. „Ich habe solche Bilder in unsrer Gardelegner Kirche gesehn, aber ein Bild ist etwas andres als eine Puppe."

„Bild oder Puppe" lächelte der Alte. „Sie wollen dasselbe, und das macht sie gleich."

„Und doch, Vater, mein' ich, ist ein Unterschied, ob ein frommer und berühmter Meister, wie Du sagst, eine Schilderei malt zur Ehre Gottes, oder ob ein unchristlicher Mann, mit einem Türkenweib und einem Pickelhäring, Gewinnes halber über Land zieht und mit seinem Spiel die Schenken füllt und die Kirchen leert."

„Ah, kommt es daher?" lachte Gerdt und streckte sich noch bequemer in seinem Stuhl. „Daher also. Warst heut in der Pfarr', und da haben wir nun den Pfarrwind. Ja, das ist Gigas; er bangt um sich und seine Kanzel. Und nun gar das jüngste Gericht! Das ist ja sein eigener Acker, den er am besten selber pflügt. So wenigstens glaubt er. Weiß es Gott, ich hab ihn nie sprechen hören, auch nicht bei Hochzeit und Kindelbier, ohne daß ein höllisch Feuer aus irgend einem Ritz oder Ritzchen aufgeschlagen wär'. Und nun kommt dieser Puppenspieler und thut's ihm zuvor und brennt uns ein wirklich Feuerwerk . . ."

Er konnte seinen Satz nicht enden, denn in eben diesem Augenblicke hörten sie, vom Marktplatze her, einen dumpfen Knall, der so heftig war, daß alles Geräth im Zimmer in ein Klirren und Zittern kam; und eh sie noch einander fragen konnten, was es sei, wiederholten sich die Schläge, dreimal, viermal, aber schwächer. Trud erhob sich, um auf die Straße zu sehn, und ein dicker Qualm, der sich in Höhe der gegenübergelegenen Häuser hinzog, ließ keinen Zweifel, daß bei den Puppenspielern ein Unglück geschehen sein müsse. Flüchtig Vorübereilende bestätigten es, und Trud, indem sie sich in's Zimmer zurückwandte, sagte triumphirend: „Ich wußt' es: Gott läßt sich nicht spotten." Auf Gerdt's blassem und gedunsenem Gesicht aber wechselten Furcht und Verlegenheit, wodurch es nicht gewann, während der alte Minde sein

Käpsel abnahm und mit halblauter Stimme die Barmherzigkeit Gottes und den Beistand aller Heiligen anrief. Denn er war noch aus den katholischen Zeiten her. In einem Anfluge von Theilnahme war Trud, die sonst gern ihre herbe Seite herauskehrte, an den Alten herangetreten und hatte ihre Hand auf die Rückenlehne seines Stuhls gelegt, als sie aber den Namen Gretens zum dritten Mal aus seinem Munde hörte, wandte sie sich wieder ab und schritt unruhig und übellaunig im Zimmer auf und nieder. Man sah, daß sie fremd in diesem Hause war, und keine Gemeinschaft mit den Mindes hatte.

Sie war eben wieder an's Fenster getreten und sah nach dem Marktplatze hin, als sie plötzlich, inmitten einer Gruppe, Greten selbst erkannte, die mit einem Stücke Zeug unter dem Kopf, auf einer Bahre herangetragen wurde. War sie todt? Es war oft ihr Wunsch gewesen; aber dieser Anblick erschütterte sie doch. „Gott, Grete!“ rief sie und sank in einen Stuhl.

Die Träger hatten mittlerweile die Bahre niedergesetzt und trugen das schöne Kind, dessen Arme schlaff herabhingen, von der Straße her in's Zimmer. „Hier,“ sagte Gerdt, als er die Leute verlegen und unschlüssig dastehen sah, und wies auf eine mit Kissen überdeckte Truhe. Und auf eben diese legten sie jetzt die scheinbar Leblose nieder. Mit ihnen war auch die alte Regine, die Pflegerin Gretens, jammernd und weinend eingetreten, und beruhigte sich erst, als nach Besprengen mit frischem Wasser ihr Liebling die Augen wieder aufschlug.

„Wo bin ich?“ fragte Grete. „Ach . . . nicht in der Hölle!“

„Gott, mein süß Gretel,“ zitterte Regine hin und her. „Was sprichst Du nur? Du bist ja ein gutes und liebes Kind. Und ein gutes und liebes Kind, das kommt in den Himmel. Aber das ist auch noch nicht, noch lange nicht. Du kommst auch noch nicht in den Himmel Du bist noch bei uns. Gott sei Dank, Gott sei Dank. So sieh doch, sieh doch, ich bin ja Deine alte Regine.“

Die Träger standen noch immer verlegen da, bis der alte Minde sie bat, ihm zu erzählen, was vorgefallen sei. Aber sie wußten nicht viel, da sie wegen des großen Andrangs nur draußen auf der Treppe gewesen waren. Sie hatten nur gehört, daß, gegen den Schluß hin, ein brennender Papierpfropfen in das mit Schwärmern und Feuerrädern angefüllte Vorrathsfaß des Puppenspielers gefallen sei, und daß es im selben Augenblick einen Schlag und gleich darauf ein furchtbar Menschengedränge gegeben habe. In dem Gedräng aber seien zwei Frauen und ein sechsjährig Kind elendiglich ums Leben gekommen.

Grete richtete sich auf, ersichtlich um zu sprechen und den Bericht nach ihrem eigenen Erlebniß zu vervollständigen; als sie aber ihrer Schwieger ansichtig wurde, wandte sie sich ab und sagte: „Nein, ich mag nicht.“

Trud wußte wohl, was es war. Sie nahm deshalb ihres Mannes Hand und sagte: „Komm. Es ist besser, Grete bleibt allein. Wir wollen in die Stadt gehen und sehen wo Hülfe noth thut.“ Und damit gingen Beide.

Als sie fort waren, wandte sich Grete wieder, und sagte, ohne daß es einer neuen Aufforderung bedurft hätte: „Ja, so war es. Der Hagre, mit den Schlackerbeinen und der häßlichen, spitzen Filzmütze bat Ihn eben, daß er ihm als einen Bringerlohn eine von den Seelen wieder freigeben solle, — da gab es einen Knall, und als ich mich umsah, sah ich, daß alles nach der Thüre hindrängte. Denn da, wo das Spiel gewesen war, war alles Rauch und Qualm und Feuer. Und ich dachte, der letzte Tag sei da. Und Emrentz hatte mich bei der Hand genommen und zog mich mit sich fort. Aber mit einem Male war ich von ihr los und da stand ich nun und schrie, denn es war, als ob sie mich erdrückten, und zuletzt hatt' ich nicht Luft und Athem mehr. Da packte mich Valtin von hinten her und riß mich aus dem Gedränge heraus und in den Saal zurück. Und ich meinte, daß er irre geworden, und so wollt' ich wieder in den Knäuel hinein. Er aber zwang mich auf eine Bank nieder und hielt mich mit beiden Händen fest. „Willst Du mich morden?" rief ich. „Nein, retten will ich Dich." Und so hielt er mich, bis er sehen mochte, daß das Gedränge nachließ. Und nun erst nahm er mich auf seinen Arm und trug mich über den Vorplatz und die Treppe hinunter, bis wir unten auf dem Marktplatz waren. Da schwanden mir die Sinne. Und was weiter geschehen, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich ohne Valtin erdrückt oder verbrannt, oder vor Angst gestorben wäre."

Der alte Minde war an einen Schrank getreten, um von seinem Melissengeist, den er noch bei den Brügger Carmeliterinnen erstanden hatte, ein paar Tropfen in ein Spitzglas mit Wein und Wasser zu thun. Grete nahm es; und als eine halbe Stunde später Trud und Gerdt von ihrem Ausgange zurückkehrten, versicherte sie, kräftig genug zu sein, um ohne Beistand in ihre hohe Giebelstube hinaufsteigen zu können.

4. Regine.

Diese Giebelstube theilte sie mit der alten Regine, die von lange her das Minde'sche Hauswesen führte. Freilich, seit Trud da war, war es anders geworden, aber zu Niemandes rechter Zufriedenheit. Am wenigsten zur Zufriedenheit der alten Regine. Diese setzte sich jetzt an das Bett ihres Lieblings, und Grete sagte: „Weißt Du, Regine, Trud ist böse mit mir."

Regine nickte.

„Und darum konnt' ich's nicht sagen," fuhr Grete fort „ich meine das von dem Valtin und daß er mich aus dem Feuer herausgetragen; und sie merkte wohl, was es war und warum ich schwieg und mich abwandte. Denke nur, ich soll nicht mehr sprechen mit ihm. Ja, so will sie's; ich weiß es von ihm selbst; er hat mir's heute gesagt. Und er hat es von der Emrentz. Aber die hat gelacht. Höre, Regine, der Emrentz könnt' ich gut sein. Wenn ich doch eine Mutter hätte wie die! Ach, meine Mutter! Glaubst Du nicht, daß sie mich lieb hätte?"

„Das hätte sie," sagte Regine und fuhr sich mit der Hand über das

Auge; „das hätte sie. Jede Mutter hat ihr Kind lieb, und Deine Mutter, ... ach, ich mag es gar nicht denken. Ja, mein Gretelchen, da hätten wir andre Tage, Du und ich. Und der Vater auch. Er ist jetzt krank, und Trud ist hart mit ihm und glaubt es nicht. Aber ich weiß es, und weiß schon, was ihm fehlt: ein Herz fehlt ihm, und das ist es, was an ihm nagt und zehrt. Ja, Deine Mutter fehlt ihm, Gret'. Er war nicht mehr jung, als er sie von Brügg' her ins Haus bracht', aber er liebte sie so, und das mußt' er auch, denn sie war wie ein Engel. Ja, so war sie."

„Und wie sah sie aus? Sage mir's."

„Ach, Du weißt es ja. Wie Du. Nur hübscher, so hübsch Du bist. Denn es ist, als ob Du das blasse Bild von ihr wärst. Und so war es gleich den ersten Tag, als Dein Vater Dich auf den Arm nahm und sagte: „sieh' Gerdt, das ist Deine Schwester." Aber er wollte Dich nicht sehn. Und als ich ihm zuredete und sagte: „sieh doch nur ihre schwarzen Augen; die hat sie von der Mutter," da lief er fort und sagte: „von ihrer Mutter. Aber das ist nicht meine."

„Und wie war denn seine Mutter? Hast Du sie noch gekannt?

„O gewiß."

„Und war sie schöner?"

„Ach, was Du nur frägst, Gretel. Schönre als Deine Mutter? Schöner war keine. 's war eine Stendal'sche, weiter nichts, und der alte Zernitz, der sie nicht leiden konnt', und immer über sie lachte, wiewohlen sie mit seiner eignen Frau zum Verwechseln war, der sagte: „Höre, Regine, sieht sie nicht aus wie der Stendal'sche Roland?" Und wahrhaftig, so sah sie auch aus, so steif und so lang und so feierlich. Und auch so schlohweiß, denn sie trug immer selbstgebleichtes Linnen! Und warum trug sie's? Weil sie geizig war; und es sollt' immer mehr und mehr werden. Denn sie war eines reichen Brauherrn Tochter, und alles Geld, das wir haben, das kommt von ihr."

„Und hatte sie der Vater auch lieb?"

„Ich hab' ihm nicht in's Herz gesehen. Aber ich glaub's nicht recht. Denn sieh, sie hatte keine Liebe, und wer keine Liebe hat, der find't auch keine. Das ist so Lauf der Welt, und es war just so, wie's mit der Trud ist. Aber ein Unterschied ist doch. Denn unsre Trud, obwohlen sie mir das gebrannte Herzeleid anthut, ist doch hübsch und klug, und weiß was sie will, und paßt ins Haus, und hat eine vornehme Art. Das haben so die Gardelegenschen. Aber die Stendalsche, die hatt' es nicht und hat keinem was gegönnt, und paßte nicht ins Haus, und wäre nicht der Grabstein mit der langen Inschrift, es wüßte keiner mehr von ihr. Auch Gigas nicht. Und zu dem hielt sie sich doch und ging in die Beichte."

„Und zu dem soll ich nun auch gehen, Regine; morgen schon. Trud ist bei ihm gewesen, und das Spielen und Klettern soll nun ein End' haben, und ich soll vernünftig werden, so sagen sie. Aber ich fürchte mich vor Gigas. Er sieht einen so durch und durch, und mir ist immer, als mein'

er, ich verstecke 'was in meinem Herzen und sei noch katholisch von der Mutter her."

„O, nicht doch, Gret'. Er hat Dich ja selber getauft. Und jeden Sonntag bist Du zur Kirch' und singst Dr. Lutheri Lieder, und singst sie, wie sie Gigas nicht singen kann. Ich hör' immer Deine feine kleine Stimme. Nein, nein, laß nur und ängst'ge Dich nicht. Er meint es gut. Und nun schlaf, und wenn Du von dem Puppenspiele träumst, so gieb Acht, mein Gretel, und träume von der Seite, wo die Engel stehn."

Und damit wollte sie nebenan in ihre Kammer gehen. Aber sie kehrte noch einmal um und sagte: „Und weißt Du, Grete, der Valtin ist doch ein guter Jung'. Alle Zernitzens sind gut . . . Und von dem Valtin darfst Du auch träumen. Ich erlaub es Dir, ich, Deine alte Regine."

5. Grete bei Gigas.

Es war den andern Vormittag und von Sanct Stephan schlug es eben zehn, als Trud und Grete die Lange Straße hinauf gingen. Trotz früher Stunde brannte die Sonne schon, und Beide standen unwillkürlich still und athmeten auf, als sie den schattigen Lindengang erreicht hatten, der, an der niedrigen Kirchhofsmauer entlang, auf das Prediger-Haus zulief. Auch dieses Haus selber lag noch unter alten Linden versteckt, in denen jetzt viele hunderte von Sperlingen zwitscherten. Eine alte Magd, als die Glocke das Zeichen gegeben, kam ihnen von Hof oder Küche her entgegen, und wies, ohne gegrüßt oder gefragt zu haben, nach links hin auf die Studirstube. Wußte sie doch, daß Frau Trud immer willkommen war.

Es war ein sehr geräumiges Zimmer, mit drei großen und hohen Fenstern, ohne Vorhänge, wahrscheinlich um das wenige Licht, das die Bäume zuließen, nicht noch mehr zu verkümmern. An den Wänden hin liefen hohe Regale mit hundert Bänden in braun und weißem Leder, während an einem vorspringenden Pfeiler, gerade der Thür gegenüber, ein halblebensgroßes Crucifix hing, das auf einen langen, eichenen Arbeitstisch herniedersah. Auf diesem Tische, zwischen aufgeschlagenen Büchern und zahlreichen Actenstößen, aber bis an die Crucifix-Wand zurückgeschoben, erhob sich ein zierliches, fünfstufiges Ebenholztreppchen, das, in beabsichtigtem oder zufälligem Gegensatz, oben einen Todtenkopf und unten um seinen Sockel her einen Kranz von rothen und weißen Rosen trug. Eigene Zucht. Zehn oder Zwölf, die das Zimmer mit ihrem Dufte füllten.

Gigas, als er die Thür gehen hörte, wandte sich auf seinem Drehschemel und erhob sich, sobald er Trud erkannte. „Ich bitt' Euch Platz zu nehmen, Frau Minde." Dabei schob er ihr einen Stuhl zu, und fuhr in seiner Rede fort: „Das ist also Grete, von der ihr mir erzählt habt, Eure Schwieger und Euer Kind. Denn Ihr tragt es auf dem Herzen, und sein Wohl und Weh ist auch das Eure. Und das schätz' ich an Euch, Frau Minde. Denn der Teufel mit seinen Listen geht immer um, am meisten aber bei der Jugend, und von

ihr gilt es doppelt: ‚Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet.‘ Betest Du, Grete?“

„Ja, Herr.“

„Oft?“

„Jeden Abend.“

Er sah, daß Grete zitterte und immer auf Trud blickte, aber nicht um Rath und Trostes willen, sondern aus Scham und Scheu. Und Gigas, der nicht nur das menschliche Herz kannte, sondern sich aus erbitterten Glaubenskämpfen her auch einen Schatz ächter Liebe gerettet hatte, wandte sich jetzt an Trud und sagte: „Ich spräche gern allein mit dem Kind. So's Euch gefällt, Frau Minde, wartet auf mich in Hof oder Garten. Ihr wißt den Weg.“

Und damit erhob sich Trud und verließ das Zimmer. Grete folgte mit dem Ohr und wurd' erst ruhiger als sie die schwere Hofthür in den Rollen gehn und wieder zuschlagen hörte.

Auch Gigas hatte gewartet. Nun aber fuhr er fort: „Also jeden Abend betest Du, Grete. Das hör ich gern. Aber was betest Du?“

„Ich bete die sieben Bitten.“

„Das ist gut. Aber was betest Du noch?“

„Ich bet' auch einen Spruch, den mich unsre alte Regine gelehrt hat.“

„Das ist die Magd, die Dich großgezogen, eh' Deine Schwieger in's Haus kam?“

„Ja, Herr.“

„Und wie lautet der Spruch? Ich möcht' ihn wohl hören. Denn sieh, Grete, das mußt Du wissen, ein für allemal, so wie wir beten, so sind wir. Es ist schon ein Zeichen, wie der Mensch zum Menschen spricht, aber wie der Mensch zu Gott spricht, das entscheidet über ihn. Da liegt es, gut oder böse. Willst Du mir den Spruch sagen? Du mußt Dich nicht fürchten vor mir. Sammle Dich und besinne Dich. Sieh, ich will Dir auch eine Rose schenken. Da. Und wie gut sie Dir kleidet. Du gleichest Deiner Mutter, aber nicht in allem, denk' ich. Denn Du weißt doch, daß sie sich zu dem alten Glauben hielt. Und sie mied mich, wenn ich in Euer Haus kam. Aber ich habe für sie gebetet. Und nun sage mir Deinen Spruch.“

„Ich glaube, Herr, es ist ein Lied.“

„Auch das ist gut. Spruch oder Lied. Aber beginne.“

Und nun faltete Grete die Hände und sagte, während sie zu dem Alten aufsah:

Himmelwärts
Richte Gott mein sündig Herz,
Laß der Kranken und der Armen
Mich in ihrer Noth erbarmen;
Was ich irdisch gebe hin,
Ist mir himmlischer Gewinn.

Gigas lächelte. Die Lieblichkeit des Kindes ließ das Feuer, das sonst wohl auf seiner Stirne hoch aufgeschlagen hätte, nicht übermächtig werden, und

er sagte nur: „Nein, Grete, das macht es nicht; darin erkenn' ich noch die Thorheit von den guten Werken. Lernen wir lieber einen andern Spruch. Denn sieh, unsre guten Werke sind nichts und bedeuten nichts, weil all unser Thuen sündig ist von Anfang an. Wir haben nichts als den Glauben, und nur Eines ist, das sühnet und Werth hat: der Gekreuzigte."

„Ja Herr . . . Ich weiß . . . Und ich hab' einen Splitter von seinem Kreuz." Und sie zog in freudiger Erregung eine Goldkapsel aus ihrem Mieder.

Gigas war einen Augenblick zurückgetreten und seine rothen Augen schienen röther geworden. Aber er sammelte sich auch diesmal rasch wieder und nahm die Kapsel und betrachtete sie. Sie hing an einem Kettchen. In das obere Kapselstück war eine Mutter Gottes in feinen Linien eingegraben, innerhalb aber lag ein rothes Seidenläppchen und in diesem der Splitter. Der Alte knipste das Deckelchen wieder zu und sagte dann ruhig: „Es ist Götzendienst, Grete."

„Ein Andenken, Herr! Ein Andenken von meiner Mutter. Und es ist alles, was ich von ihr hab'. Ich habe sie nicht mehr gekannt, Ihr wißt es. Aber Regine hat mir das Kettchen umgehängt, als ich meinen zehnten Geburtstag hatte. So hat sie's der Mutter versprechen müssen, und seitdem trag' ich es Tag und Nacht."

„Und ich will es Dir nicht nehmen, Grete, jetzt nicht. Aber ich denke, der Tag soll kommen, wo Du mir es geben wirst. Denn verstehe wohl: wir sollen sein Kreuz tragen, aber keinen Splitter von seinem Kreuz, und nicht auf unsrem Herzen soll es ruhen, sondern in ihm. Und nun laß uns gute Freunde sein. Ich sehe, Du hast einen offenen Sinn und bist anders als ich dachte. Aber es geht noch um in Dir, und die Regine, mit der ich sprechen will, hat nicht gebührlich gesorgt, den alten Spuk mit seinen Ränken und Listen auszutreiben. Ich denke, Grete, wir wollen die Tenne rein fegen und die Spreu von dem Weizen sondern. Du hast das rechte Herz, aber noch nicht den rechten Glauben, und irrt der Glaube, so irrt auch das Herz. Und nun geh, Grete. Und die Gnade Gottes sei mit Dir."

Sie wollte seine Hand küssen, aber er litt es nicht und begleitete sie bis an die Stufen, die von der Diele her zu der Hausthür hinaufführten. Hier erst wandt' er sich wieder, und ging über Flur und Hof auf den Garten zu, wo Trud, inmitten eines Buchsbaumganges, in stattlicher Haltung auf und nieder schritt. Beide begrüßten einander, und die Magd, die von ihrem Küchenfenster aus sehen konnte, wie der Alte sich aufrichtete und grader ging als gewöhnlich, verzog ihr Gesicht und murmelte vor sich hin: „Nicht zu glauben! . . Und ist so alt und so fromm!" Und dabei kicherte sie und ließ an ihrem Lachen erkennen, daß sie den Gedanken in ihrer Seele weiter spann.

Trud und Gigas waren inzwischen den Garten hinaufgegangen und hielten vor einem runden Beet, das mit Rittersporn und gelben Studentenblumen dicht besetzt war. „Ich kann Euch nicht folgen, Frau Trud, in dem,

was Ihr mir über das Kind gesagt habt," sagte Gigas. „Ihr verkennt es. Es ist ein verzagtes Herz und kein trotzig Herz. Ich sah wie sie zitterte, und der Spruch, den sie sagen sollte, wollt' ihr nicht über die Lippen. Nein, es ist ein gutes Kind und ein schönes Kind. Wie die Mutter."

In Trud's Auge zuckte wieder ein gelber Strahl auf, denn sie hörte nicht gern eines andern Lob, und in herbem Tone wiederholte sie: „Wie die Mutter ... Ich muß es glauben, daß sie schön war. Ihr sagt es und alle Welt sagt es. Aber ich wollte, sie wär' es weniger gewesen. Denn damit zwang sie's und hat unser Haus behext und in den alten Aberglauben zurückfallen lassen. So fürcht' ich. Und daß ich's offen gesteh, ich traue dem alten Jacob Minde nicht und ich traue der Regine nicht. Und widerstünd' es mir nicht, den Horcher und Späher im eigenen Haus zu machen, ich glaube, daß ich noch manches fänd' wie Bild und Splitter."

„Saget das nicht, Frau Trud. Euren Vater, den alten Rathsherrn, kenn' ich von Beicht' und Abendmahl und hab' ihn allezeit treu befunden. So das Unwesen aber im Mindeschen Hause umginge, was Gott in seiner Gnade verhüten wolle, so müßt' ich Euch verklagen, Frau Trud, Euch, zu der ich mich alles Besten versehen habe. Denn Ihr beherrschet das Haus. Euer Vater ist alt und Euer Eheherr ist ein Wachs in Eurer Hand, und Ihr wißt es wohl, aller Samen, der vom Unkraut fällt und wuchert, ist ein Unheil und schädigt uns das Korn für unsre himmlischen Scheuren."

Sie hatten ihren Gang um das Rondel herum wieder aufgenommen, aus dessen kleinen dreieckigen Beeten die junge Frau jetzt einzelne Blumen pflückte. Beide schwiegen. Endlich sagte Trud: „Ich beherrsche das Haus, sagt Ihr. Ja, ich beherrsch' es, und man gehorcht mir; aber es ist ein todter Gehorsam, von dem das Herz nicht weiß. Das trotzt mir und geht seinen eigenen Weg."

„Aber Grete ist ein Kind."

„Ja und nein. Ihr werdet sie nun kennen lernen. Achtet auf ihr Auge. Jetzt schläft es und dann springt es auf. Es ist etwas Böses in ihr."

„In uns allen, Frau Trud. Und nur zwei Dinge sind, es zu bändigen: der Glaube, den wir uns erbitten, und die Liebe, die wir uns erziehn. Liebt Ihr das Kind?"

Und sie senkte den Blick.

6. Das Maienfest.

Ein Jahr beinah war vergangen und die Tangermünder feierten, wie herkömmlich, ihr Maienfest. Das geschah abwechselnd in dem einen oder andern jener Waldstücke, die die Stadt in einem weiten Halbkreis umgaben. In diesem Jahr aber war es im Lorenzwald, den die Bürger besonders liebten, weil sich eine Sage daran knüpfte, die Sage von der Jungfrau Lorenz. Mit dieser Sage aber verhielt es sich so. Jungfrau Lorenz, ein Tangermünder Kind, hatte sich in dem großen, flußabwärts gelegenen

Waldstück, das damals noch die Elbhaide hieß, verirrt, und als der Abend hereinbrach und noch immer kein Ausweg sichtbar wurde, betete sie zur Mutter Gottes, ihr beizustehen und sich ihrer Noth zu erbarmen. Und als sie so betete, da nahte sich ihr ein Hirsch, ein hoher Elf-Ender, der legte sich ihr zu Füßen und sah sie an, als spräch' er: „ich bin es, besteige mich nur." Und sie bestieg muthig seinen Rücken, weil sie fühlte, daß ihr die Mutter Gottes das schöne Thier in Erhörung ihres Gebetes geschickt habe, und klammerte sich an sein Geweih. Der Hirsch aber trug sie, zwischen den hohen Stämmen hin, aus der Tiefe des Waldes heraus, bis an das Thor und in die Mitte der Stadt. Da blieb er und ließ sich fangen. Und die Stadt gab ihm ein eingehürdet Stück Weideland und hielt ihn in Schutz und Ansehen bis an seinen Tod. Und auch da noch ehrten sie das fromme Thier, das der Mutter Gottes gedient hatte, und brachten sein Geweih nach Sanct Nikolai und hingen es neben dem Altarpfeiler auf. Den Wald aber, aus dem er die Jungfrau hinausgetragen, nannten sie den Lorenz-Wald.

Und dahin ging es heut. Die Gewerke zogen aus mit Musik und Fahnenschwenken, und die Schulkinder folgten, Mädchen und Knaben, und begrüßten den Mai. Und dabei sangen sie:

Habt ihr es nicht vernommen?
Der Lenz ist angekommen!
Es sagen's euch die Vögelein,
Es sagen's euch die Blümelein,
Der Lenz ist angekommen.

Ihr seht es an den Feldern,
Ihr seht es an den Wäldern;
Der Kukuk ruft, der Finke schlägt,
Es jubelt, was sich froh bewegt,
Der Lenz ist angekommen!

Und auch Trud' und Gerdt, als der Nachmittag da war, hatten in gutem Muthe die Stadt verlassen. Grete mit Reginen folgte. Draußen aber trafen sie die Zernitzens, alt und jung, die sich's auf mitgebrachten und umgestülpten Körben bequem gemacht und nun gar noch die Freud' und Genugthuung hatten, die jungen Mindes, mit denen sie lieber als mit den andern Bürgersleuten verkehrten, an ihrer Seite Platz nehmen zu sehen. Auch Valtin und Grete begrüßten sich, und in Kurzem war alles Frohsinn und guter Laune, voran der alte Zernitz, der sich, nach Abtretung seines Platzes an Trud, auf den Rain hin gelagert, und sein sichtliches und immer wachsendes Gefallen daran hatte, der stattlichen, in vollem Staat erschienenen junge Frau, über ihre Schönheit allerlei Schönes zu sagen. Und diese, hart und herbe wie sie war, war doch Frau genug, sich der Schmeichelrede zu freuen. Emrentz drohte mit Eifersucht und lachte dazwischen, Gerdt summte vor sich hin oder steckte Butterblumenstielchen in einander, und inmitten von Scherz und Geplauder sah ein Jeglicher auf die sonnige Wiese hinaus, wo sich

bunte Gruppen um Buden und Caroussel drängten, Bürger nach der Taube schossen und Kinder ihren Ringelreihen tanzten. Ihr Singen klang von der großen Linde-her herüber, an deren untersten Zweigen rothe und gelbe Tücher hingen.

So mocht' eine Stunde vergangen sein, als sie, von der Stadt her, gebückt auf seinem flandrischen Pferde, des alten Minde gewahr wurden. Inmitten seiner Einsamkeit war er plötzlich von einer tiefen Sehnsucht erfaßt worden, den Mai noch ein Mal mitzufeiern; und nun kam er den breiten Waldweg herauf, auf die Stelle zu, wo die Zernitzens und Mindes gemeinschaftlich lagerten. Ein Diener schritt neben dem Pferde her und führte den Zügel. Was wollte der Alte? Wozu kam er? Und Trud' und Gerdt empfingen ihn mit kurzen, rasch herausgestoßenen Fragen, die mehr nach Mißstimmung als nach Theilnahme klangen, und nur Grete freute sich von Herzen und sprang ihm entgegen. Und als nun Decken für ihn ausgebreitet lagen, stieg er ab und setzte sich an einen guten Platz, der den Waldesschatten über sich und die sonnenbeschienene Lichtung vor sich hatte. Grete pflückte Blumen und sagte: „Soll ich Dir einen Kranz flechten?" Aber der Alte lächelte: „Noch nicht, Grete. Ich warte noch ein Weilchen." Und sie sah ihn mit ihren großen Augen an und küßte stürmisch seine welke Hand. Denn sie wußte wohl, was er meinte.

Eine Störung war sein Kommen gewesen, das empfanden Alle, vielleicht er selbst. Der alte Zernitz zeigte sich immer schweigsamer, Emrentz auch, und Trud, um wenigstens zu sprechen, und vielleicht auch um der beobachtenden Blicke Gretens überhoben zu sein, sagte zu dieser: „Du solltest unter die Linde gehen, Grete."

„Und Valtin begleitet Dich," setzte Emrentz hinzu.

Beide wurden roth, denn sie waren keine Kinder mehr. Aber sie schwiegen und gingen auf die Wiese hinaus. „Sie wollen allein sein," sagte Grete. „Seien wir's auch." Und an den Schau- und Spielbuden vorbei, nahmen sie, kreuz und quer, ihren Weg auf die kleinen und großen Gruppen zu, die sich bei Ringelstechen und Taubenschießen erlustigten. Aber zu der Linde, wo die Kinder spielten, gingen sie nicht.

Es war sehr heiß, so daß sie bald wieder den Schatten aufsuchten, und jenseits der Lichtung angekommen, verfolgten sie jetzt einen halbüberwachsenen Weg, der sich immer tiefer in den Wald hineinzog. Es glühte schon in den Wipfeln, da flog eine Libelle vor ihnen her und Grete sagte: „Sieh, eine Seejungfer. Wo die sind, da muß auch Wasser sein. Ein Sumpf oder ein Teich. Ob schon die Teichrosen blühn? Ich liebe sie so. Laß uns danach suchen."

Und so gingen sie weiter. Aber der Teich wollte nicht kommen, und plötzlich überfiel es Greten: „Wo sind wir, Valtin? Ich glaube, wir haben uns verirrt."

„Nicht doch. Ich höre ja noch Musik."

Und sie blieben stehen und horchten.

Aber ob es eine Täuschung gewesen war, oder ob die Musik eben jetzt zu schweigen begann, gleichviel, Beide strengten sich vergeblich an, einen neuen Klang aufzufangen. Und es half auch zu nichts, als sie das Ohr an die Erde legten.

„Weißt Du, Grete“ sagte Valtin, „ich werd' hier hinaufsteigen. Das ist ein hoher Baum, da hab' ich Uebersicht, und es kann keine tausend Schritt sein.“ Und er schwang sich hinauf und kletterte von Ast zu Ast, und Grete stand unten, und ein Gefühl des Alleinseins durchzitterte sie. Nun aber war er hoch oben. „Siehst Du 'was?“ rief sie hinauf. „Nein. Es sind hohe Bäume rundum. Aber laß nur, die Sonne muß uns den Weg zeigen; wo sie niedergeht ist Abend, und die Stadt liegt nach Mittag zu. Soviel weiß ich gewiß. Also da hinaus müssen wir.“ Und gleich darauf war er wieder unten bei der ihn bang Erwartenden.

Sie schlugen nun die Wegrichtung ein, die Valtin von oben her mit der Hand bezeichnet hatte. Aber so sehr sie spähten und suchten, die Waldwiese kam nicht, und Grete setzte sich müd' und matt auf einen Baumstumpf und begann leise vor sich hin zu weinen.

„Meine süße Grete,“ sagte Valtin, „sei doch nicht so bang.“ Und er umarmte sie und küßte sie herzlich. Und sie litt es und schlug nicht mehr nach ihm, wie damals unter dem Kirschbaum; nein, ein Gefühl unendlichen Glückes überkam sie mitten in ihrer Angst, und sie sagte nur: „Ich will nicht mehr weinen, Valtin. Du bist so gut. Und wer gut ist, dem zu Liebe geschehen Zeichen und Wunder. Und siehe, dessen bin ich gewiß, wenn wir zu Gott um seine Hülfe bitten, dann hilft er auch und führt uns aus dem Walde wieder in's Freie und wieder nach Haus. Gerade wie damals die Jungfer Lorenz. Denn wir sind ja hier im Lorenzwald.“

„Ja, Grete, da sind wir. Aber wenn der Hirsch käm' und es wirklich gut mit uns meinte, dann trüg' er uns an eine andre Stelle, denk' ich, und nicht nach Haus. Denn wir haben eigentlich kein Haus, Grete. Du nicht, und ich auch nicht. Emrenz ist eine gute Frau, viel besser als Trud, und ich danke Gott alle Tage dafür; aber so sie mir nichts zu Leide thut, so thut sie mir auch nichts zu Liebe. Sie putzt sich für sich und für den Vater, und das ist alles. Nein, Grete, nicht in die Stadt und nicht nach Haus, lieber weit, weit fort, in ein schönes, Thal, von Bergen eingeschlossen, und oben weiß von Schnee und unten bunt von Blumen . . . .“

„Wo ist das?“

„Ich weiß es nicht. Aber ich hab' einmal in einem alten Buche davon gelesen und da wurde mir das Herz so weit. Zwischen hohen Felswänden liegt es, und der Sturm geht drüber hin und trifft es nie; und die Sonne scheint und die Wolken ziehen; und ist kein Krieg und keine Krankheit; und die Menschen die dort leben, lieben einander und werden alt und sterben ohne Schmerz.“

„Das ist schön,“ sagte Grete. „Und nun komm' und laß uns sehn, ob wir's finden.“

Und dabei lachten sie Beid' und schritten wieder rüstig vorwärts, denn die Schilderung von dem Thale hatte Greten erfrischt und ihr ihren Muth und ihre Kraft zurückgegeben. Und eine kleine Strecke noch, da lichtete sich's und wie Dämmerung lag es vor ihnen. Aber statt der Waldwiese war es ein Uferstreifen, auf den sie jetzt hinaustraten, und dicht vor ihnen blitzte der breite Strom. „Ich will sehen, wohin er fließt," sagte Valtin und warf einen Zweig hinein. „Nun weiß ich's. Dorthin müssen wir." Und sie schritten flußaufwärts neben einander her. Die Sterne kamen und spiegelten sich, und nicht lange mehr, so hörten sie das Schlagen der Glocken, und die Thurmspitze von Sanct Stephan stieg in dunklen Umrissen vor ihnen auf.

Es war neun Uhr, oder schon vorüber, als sie das Mindesche Haus erreichten. Valtin trat mit in das untre Zimmer, in dem sich um diese Stunde nur noch Trud und Gerdt befanden, und sagte: „Hier ist Grete. Wir hatten uns verirrt. Aber ich bin Schuld." Und damit ging er wieder, während Grete verlegen in der Nähe der Thüre stehen blieb.

„Verirrt", sagte jetzt Trud und ihre Stimme zitterte. „Ja verirrt. Ich denke, weil ihr's wolltet. Und wenn ihr's nicht wolltet, weil ihr ungehorsam war't, und nicht Zucht und Sitte kennt. Ihr solltet zu den Kindern gehen. Aber das war Euch zuwider. Und so ging es in den Wald. Ich werde mit Gigas sprechen und mit Deinem Vater. Der soll mich hören. Denn ich will nicht üble Nachred' im Hauf', ob er's gleich selber so gewollt hat. Gott sei's geklagt. . .! Was bracht' er uns das fremde Blut ins Haus? Das fremde Blut und den fremden Glauben. Und arm wie das Heimchen unterm Herd."

In diesem Augenblicke stand Grete vor Trud, und ihre bis dahin niedergeschlagenen Augen blitzten in einem unheimlichen Feuer auf: „Was sagst Du da von fremd und arm? Arm! Ich habe mir's von Reginen erzählen lassen. Sie kam aus einem Land, wo sie glücklich war, und hier hat sie geweint und sich zurückgesehnt, und vor Sehnsucht ist sie gestorben. Arm! Wer war arm? Wer? Ich weiß es. Du warst arm. Du!"

„Schweig", sagte Gerdt.

„Ich schweige nicht. Was wollt Ihr? Ich bin nicht Euer Kind. Gott sei Dank, daß ich's nicht bin. Ich bin Eure Schwester. Und ich wollt', ich wär' auch das nicht. Auch das nicht. Verklagt mich. Geht hin, und erzählt ihm, was ich gesagt hab'; ich werd' ihm erzählen, was ich gehört hab', heute draußen im Wald und hundertmal hier in diesem seinem Haus. O, ich hab' Euch zischeln hören. Und ich weiß alles, alles. Ihr wartet auf seinen Tod. Streitet nicht. Aber noch lebt er, und so lang er lebt, wird er mich schützen. Und ist er todt, so schütz ich mich selbst. Ja, ich schütze mich selbst. Hörst Du, Trud." Und sie ballte ihre kleinen Hände.

Trud, in ihrem Gewissen getroffen, erkannte, daß sie zu weit gegangen, während Grete plötzlich aller Scheu los und ledig war, die sie bis dahin vor ihrer Schwieger gehabt hatte. Sie hatte das Gefühl eines vollkommenen

Sieges, und stieg, in der Freude darüber, in den zweiten Stock hinauf. Oben fand sie Reginen und erzählte ihr alles, was unten geschehen. „Kind, Kind, das thut nicht gut, das kann sie Dir nicht vergessen.“ Aber Grete war übermüthig geworden und sagte: „Sie fürchtet sich vor mir. Laß sehn; ich habe nun bessere Tage.“

7. Jacob Minde's Tod.

Und wirklich, es war als ob Grete Recht behalten sollte. Weder des Umherirrens im Walde, noch des heftigen Streites, der den Tag beschlossen, wurde von Trud irgend noch erwähnt; allem Anscheine nach auch gegen Gigas nicht, der sonst kaum ermangelt haben würde, von dem graden Pfade des Rechts und von dem „Irrpfad in der Wildniß“ zu sprechen. Aber solche Predigt unterblieb, und die Sommermonate vergingen ruhiger, als irgend eine Zeit vorher. Aller Groll schien vergessen, und Grete, die nach Art leidenschaftlicher Naturen, eben so rasch zu gewinnen als zu reizen war, gewöhnte sich daran, in den Stunden, wo Gerdt außerhalb des Hauses seinen Geschäften nachging, in Trud's Schlafzimmer zu sitzen und ihr vorzuplaudern oder vorzulesen, was sie besonders liebte. Und wenn Regine den Kopf schüttelte, sagte sie nur: „Du bist eifersüchtig und kannst sie nicht leiden. Aber sie meint es gut, und es war auch nicht recht, daß wir in den Wald gingen.“

So kam der Einsegnungstag, Ende September, und den Sonntag darauf war Abendmahl, an dem alle Mitglieder des Hauses theilnahmen. Alle zeigten sich in gehobener Stimmung, der alte Jakob Minde aber, trotzdem er nur mit Mühe den Kirchgang gemacht hatte, war mittheilsamer denn seit lange, plauderte viel von seiner Jugend und seinem Alter, und sprach auch abwechselnd und ohne Scheu von Gerdt's und von Gretens Mutter, als ob kein Unterschied wäre. Trud und Gerdt sahen dabei einander an, und was in ihren Blicken sich ausgesprochen hatte, das sollte sich andren Tags bestätigen. Denn in aller Frühe schon lief es durch die Stadt, daß der alte Rathsherr auf den Tod liege, und als um die sechste Stunde der Schein der niedergehenden Sonne drüben an den Häuserfronten glühte, bat er Reginen, daß sie die Vorhänge zurückschieben und die Kinder rufen solle. Und diese kamen und Grete nahm seine Hand und küßte sie. Gleich danach aber winkte der Alte seine Schwieger zu sich heran und sagte: „Ich lege sie Dir an's Herz, Trud. Erinnere Dich allezeit an die Mahnung des Propheten: ‚laß die Waisen Gnade bei Dir finden.‘ Erinnere Dich daran und handle danach. Versprich es mir und vergiß nicht diese Stunde.“ Trud antwortete nicht, Grete aber warf sich auf die Kniee und schluchzte und betete, und ehe sie ihren Kopf wieder aufrichtete, war es still geworden in dem kleinen Raum.

Am dritten Tage danach stand der alte Minde hochaufgebahrt in Sanct Stephan, der Tangermündischen Hauptkirche, die, nach Art mittelalterlicher Gotteshäuser, hart am Rande der Stadt gelegen war. Auf dem Altar brannten

die großen Kerzen und rings umher saßen die Rathmannen der Stadt, obenan der alte Peter Guntz, der nicht geglaubt hatte, seinen so viel jüngeren Freund überleben zu müssen. Keiner fehlte; denn die Mindes waren das älteste Geschlecht und das vornehmste, wirkliche Kaufherren, und seit Anbeginn im Rathe der Stadt. In nächster Nähe des Sarges aber standen die Leidtragenden. Gerdt sah vor sich hin, stumpf wie gewöhnlich, während Trud und Grete, schwarz und in wollene Stoffe gekleidet, zum Zeichen ihrer tiefsten Trauer bis über Kinn und Mund hinauf hohe weiße Tücher trugen, die nur den Oberkopf frei ließen. Grete, kaum fünfzehn Jahr, sah um vieles älter aus als sie war, und alles Kindliche, das ihre Erscheinung bis dahin gehabt hatte, schien mit diesem Tage von ihr gewichen.

Die Orgel spielte, die Gemeinde sang, und als beide schwiegen, trat Gigas aus der Sakristei und schritt auf die Altarstufen zu. Er schien noch ernster als gewöhnlich, und sein Kopf mit dem spärlichen weißen Haar sah unbeweglich über die hohe Radkrause hinweg. Und nun begann er. Erst hart und herbe, wie fast immer die Strenggläubigen, wenn sie von Tod und Sterben sprechen; als er aber das Allgemeine ließ und vom Tod überhaupt auf diesen Todten kam, wurd' er warm und vergaß aller Herbigkeit. Er, dessen stummes Antlitz hier spräche, so hob er mit immer eindringlicher werdender Stimme an, sei ein Mann gewesen, wie wenige, denn er habe Beides gehabt, den Glauben und die Liebe. Da sei keiner unter ihnen, an dem er seine Liebe nicht bethätigt habe; der Arme habe seine Mildthätigkeit, der Freund seine Hülfe, die Bürgerschaft seinen Rath erfahren, und seine klugen und feinen Sitten seien es gewesen, die bis nach Lübeck und bis in die Niederlande hin das Ansehen der Stadt auf die jetzige Höhe gehoben hätten. Dies wüßten alle. Aber von seinem Glauben und seiner Glaubensfestigkeit wisse nur er. Und wenn schon jeder in Gefahr stehe, Unkraut unter seinem Weizen aufschießen zu sehen, so habe doch diese Gefahr keinem so nahe gestanden wie diesem Todten. Denn nicht nur, daß er eine Reihe von Jahren unter den Bekennern der alten Irrlehre gelebt, die bedrohlichste Stunde für das Heil seiner Seele sei die Stunde seiner zweiten Eheschließung gewesen. Denn die Liebe zum Weibe, das sei die größte Versuchung in unsrer Liebe zu Gott. Aber er hab' ihr widerstanden, und habe nicht um irdischen Friedens willen den ewigen Frieden versäumt. In seinem Wandel ein Vorbild, werde sich die selige Verheißung, die Christus der Herr auf dem Berg am Galiläischen Meer gegeben, dreifach an ihm erfüllen. Sei er doch friedfertig und sanftmüthig gewesen und reinen Herzens.

Und nun sangen sie wieder, während die Träger den Todten aufhoben und das lange Mittelschiff entlang aus der Kirche hinaus auf den Kirchhof trugen. Denn ein Grab im Freien war sein letzter Wille gewesen. Draußen aber, unter alten Kastanienbäumen, deren Laub sich herbstlich zu färben anfing, setzten sie den Sarg nieder, und als er hinabgelassen und das letzte Wort gesprochen war, kehrten alle heim, und Trud und Gerdt schritten langsam die

Lange Straße hinunter, bis an das Mindesche Haus, das nun ihre war. Nur Grete war geblieben und huschte heimlich in die Kirche zurück und setzte sich auf die Bahre, die noch an alter Stelle stand. Sie wollte beten, aber sie konnte nicht, und sah immer nur Trud, so herb und streng wie sie sie früher gesehen hatte, und fühlte deutlich, wie sich ihr das Herz dabei zusammenschnürte. Und eine Vorahnung überkam sie wie Gewißheit, daß Regine doch wohl Recht gehabt haben könne. So saß sie und starrte vor sich hin und fröstelte. Und nun sah sie plötzlich auf und gewahrte, daß das Abendroth in den hohen Chorfenstern stand und daß alles um sie her wie in lichtem Feuer glühte: die Pfeiler, die Bilder und die hochaufgemauerten Grabsteine. Da war es ihr, als stünde die Kirche rings in Flammen, und von rasender Angst erfaßt, verließ sie den Platz, auf dem sie gesessen und floh über den Kirchhof hin.

In den engen Gassen war es schon dunkel geworden, der rothe Schein, der sie geängstigt, schwand vor ihren Augen, und ihr Herz begann wieder ruhiger zu klopfen. Als sie aber den Flur ihres Hauses erreicht hatte, stieg sie zu Reginen hinauf und umarmte sie und küßte sie, und sagte: „Regine, nun bin ich ganz allein. Eine Waise!“

8. Eine Ritterkette.

Eine Waise war sie und sie sollt' es nur allzubald empfinden. Anfangs ging es, auch noch um die Christzeit, als aber Ostern heran kam, wurd' es anders im Haus, denn es geschah, was nicht mehr erwartet war: Trud genas eines Knäbleins. Da war nun die Freude groß und auch Grete freute sich. Doch nicht lange. Bald mußte sie wahrnehmen, daß das Neugeborene alles war und sie nichts; Regine kochte den Brei, und sie gab ihn. Daß sie selber ein Herz habe und ein Glück verlange, daran dachte niemand; sie war nur da um Andrer Glückes willen. Und das verbitterte sie.

Ein Trost war, daß sie Valtin häufiger sah. Denn Trud hatte für nichts Sinn mehr, als für das Kind, und nur selten, wenn sie sich aus Laune oder Zufall auf ihr Hüteramt besann, fiel sie vorübergehend in ihre frühere Strenge zurück.

So vergingen die Tage, meist ohne Streit, aber noch mehr ohne Lust und Freud', und als es jährig war, daß sie den alten Minde von seinem Platz vor dem Altar auf den Kirchhof hinaus getragen hatten, ging Grete gen Sanct Stephan, um seiner an seinem Grabe zu gedenken.

Es war ein schöner Octobertag und die Kastanien lagen ausgestreut umher. Grete setzte sich auf den Hügel, und das Bild des geliebten Todten stand wieder vor ihrer Seele, blaß und freundlich, und sie hing ihm noch in süßer Trauer nach, als sie sich plötzlich bei Namen gerufen hörte. Sie sah auf und erkannte Valtin. Er hatte sie das Haus verlassen sehen und war ihr nachgegangen.

„Wie geht es?“ fragte Grete.

Valtin antwortete nicht gleich. Endlich sagte er: „Ich mag nicht klagen, Grete, denn Dein eigen Herz ist voll. Aber das muß wahr sein, Emrenz ist wie vertauscht, und hat 'was gegen mich. Und erst seit Kurzem. Denn, wie Du weißt, ich hatt' es nicht gut und hatt' es nicht schlecht. So hab' ich Dir oft gesagt und so war es. Aber seid ihr das Kleine habt, ist es anders. Und jeden Tag wird es schlimmer. Es ist ordentlich, als ob sie's der Trud nicht gönnte. Was meinst Du?"

Grete schüttelte den Kopf. „Nein, das ist es nicht. Ich weiß aber, was es ist, und Trud ist wieder Schuld. Sie verredet Dich bei der Emrenz. Das ist es."

„Verredet mich? Ei, da laß doch hören," sagte Valtin.

„Ja, verredet Dich. Ich weiß es von der Regine. Die war in der Hinterstub' oben und wiegte das Kind, als sie Beid' am Fenster saßen. Und da hörte sie Dein Lob aus der Emrenz Mund und wie sie sagte: „Du sei'st ein guter Jung' und machtest ihr das Leben nicht schwer, was Du doch könntest, denn sie sei ja noch jung und Deine Stief." Aber das mißfiel unsrer Trud, und sie nahm ihren spöttischen Ton an und fragte nur: ob sie denn blind sei? Und ob sie nicht säh' wie Dir der Schalk im Nacken säße. Du lachtest ja über sie."

Valtins Augen waren immer größer geworden, aber Grete sah es nicht und fuhr unverändert fort: „Und das glaube nur, Regine hört alles und sieht alles. Und sie sah auch, wie sich Emrenz verfärbte, erst roth, und dann erdfahl im ganzen Gesicht. Und so bitterbös. Und dann hörte sie, wie sie der Trud zuflüsterte: „Ich danke Dir Trud, und ich will nun ein Auge darauf haben."

„Also daher!" sagte Valtin. „Aber gut, daß ich es weiß. Ich will sie zur Rede stellen, Eure Trud, wenn ich ihr auf Flur oder Treppe begegne Mich verreden. Das ist schlecht."

„Und unwahr dazu."

Valtin schwieg eine Weile. Dann nahm er Gretens Hand und sagte beinah kleinlaut: „Nein, unwahr eigentlich nicht. Es ist wahr, ich habe mich abgewandt, und hab' auch gelacht. Aber ich that's nicht in Bösem und wollt' ihr nicht wehe thun. Und das weiß die Trud auch. Und sie weiß auch, daß ich der Emrenz nicht gram bin, nein, ganz und gar nicht, und daß ich mich eigentlich freue, daß er sie gern hat, wenn ich auch so manchmal meine Gedanken darüber habe. Denn er ist ein andrer Mann worden, und unser Haus ist ein ander Haus worden als vordem: und das alles dank' ich ihr. Eine Stief ist freilich eine Stief, gewiß, das bleibt, und wenn ich da bin, ist es gut, und wenn ich nicht da bin, ist es noch besser; ich weiß es wohl, und es geht ihr nichts zu Herzen, wenn's nicht eine neue Mod' oder ein Putz oder eine Gasterei ist: aber eigentlich hab' ich sie doch gern, und weißt Du, Gret', ich werde mit ihr sprechen und nicht mit der Trud. Ich bin jetzt achtzehn, und mit achtzehn, da darf man's. Und ich wette, sie nimmt's gut auf und giebt mir einen Kuß und ruft den

Vater und erzählt ihm alles und sagt ihm alles, und sagt ihm auch, daß er Schuld sei, ja er, er, und daß sie mich heirathen wolle, nächstens schon, wenn er nicht anders würde, ganz anders. Und dann lacht er immer, weil er es gern hört. Aber sie sagt es noch lieber."

Grete, die, während er sprach, eine Menge der umherliegenden Kastanien gesammelt und aufgezogen hatte, hing sie sich jetzt als Schnur um den Hals und sagte: „Wie kleidet es mir?"

„Ach, Dir kleidet alles. Du weißt es ja, und alle Leute wissens. Und sie sagen auch, es sei hart, daß Du Dein Leben so vertrauern müßt. Immer so mit dem Kind . . ."

Grete seufzte. „Freilich, es ist nichts Fein's; aber bei Tag ist es ein Spielzeug, und dann sieh, dann giebt mir's auch zu lachen, wenn ich so seh', wie sie das Würmchen aufputzen und einen kleinen Prinzen aus ihm machen möchten. Denn Du mußt wissen, es ist ein häßlich' Kind, und alles an ihm hat eine falsche Stell' und paßt nicht recht zusamm', und ich seh' es in Gedanken schon groß, wie's dann auch so hin und herschlänkert, grad' wie der Gerdt, und sitzt immer krumm und eingesunken, und streckt die Beine weit, weit von sich. Ach, es hat schon jetzt so lange dünne Beinchen. Wie die Spinn' an der Wand."

„Und Trud?" fragte Valtin.

„Die sieht nur, daß es ein hübsches Kind ist, oder sie thut doch so. Und dann fragt sie mich: „Nicht wahr, Gret, es sieht gut?" Und wenn ich dann schweig' oder verlegen seh', dann redet sie auf mich ein und dann heißt es: „Sieh doch nur den Mund; ist er nicht klein? und hat auch nicht solchen Wulst. Und seine Augen stehen nicht so vor." Aber es hilft ihr nichts, es ist und bleibt der Gerdt, und ist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten."

Valtin schüttelte den Kopf und sagte: „Und das ist alles was Du hast?!"

„Ja und nein. Und Du mußt mich nicht bedauern. Denn ich habe ja noch die Regine, die mir von alten Zeiten erzählt, und ich habe Gigas, der mir seine Blumen zeigt. Und dann hab' ich den Kirchhof. Und mitunter, wenn ich ein rechtes Glück hab', dann hab' ich Dich."

Er sah sie zärtlich an und sagte: „Du bist so gut, und trägst alles, und willst nichts."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich will eigentlich viel, Valtin."

„Ich glaub's nicht."

„Doch, doch. Denn sieh', Liebe will ich, und das ist viel. Und ich kann kein Unrecht sehn. Und wenn ich's seh', da giebt es mir einen Stich, hier gerad' ins Herz, und ich möchte dann weinen und schrein."

„Das ist es ja, Grete. Darum bist Du ja so gut." Und er nahm ihre Hand und drückte sie und sagte ihr, wie lieb er sie habe. Und dann sprach er leiser und fragte sie, ob sie sich nicht öfter sehen könnten, so wie heut, und so ganz wie von ungefähr. Und dann nannt' er ihr die Plätze, wo's am ehesten ginge. Hier der Kirchhof sei gut, aber eigentlich die Kirche drin,

die sei noch besser. Am besten aber sei die Burg, da sei niemand und sei alles so schön und so still und der Blick so weit.

Grete war es zufrieden und sie sagten einander zu, daß sie, so lange die schönen Herbsttage dauerten, sich allwöchentlich einmal oben auf der Burg treffen und miteinander plaudern wollten. Und als sie das beschlossen, hing ihm Grete die Kastanienkette um, die sie bis dahin getragen, und sagte ihm, er sei nun ihr Ritter, der zu ihr halten und für sie fechten und sterben müsse. Und dabei lachten sie. Gleich danach aber trennten sie sich, und gingen auf verschiedenen Wegen, auf daß niemand sie beisammen sähe, wieder in ihre Wohnung zurück.

9. Auf der Burg.

Sie hielten Wort, und eine Woche später, während welcher Grete mehr als seit lang unter Truds Launen und einem Rückfall in ihre frühere Strenge gelitten hatte, trafen sie sich Nachmittags auf dem Kirchhof und gingen durch Thor und Vorstadt erst bis an die „Freiheit" und dann auf einem ansteigenden Schlängelwege bis zur Burg selbst hinauf. Hier, auf dem großen Außenhof, der zugleich als Wirthschaftshof diente, war ein buntes und bewegtes Leben: im Taktschlag klang es von der Tenne her, die Scheunenthore standen offen, und die Mädchen, die beim Flachsbrechen waren, sangen über den Hof hin:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

„Ach Mädchen könntest Du schwimmen,
So schwimme doch her zu mir . . ."

Es klang so traurig. Aber die Gesichter der Mädchen lachten dabei.

„Hörst Du", sagte Valtin „das gilt uns. Sieh nur die Hübsche mit dem Flachskopf. Sieht sie nicht aus, als könnte sie sich ihr Brauthemd von ihrem eignen Wocken spinnen?" Grete schwieg. Ihr war so weh. Endlich sagte sie: „laß uns gehen, Valtin. Ich weiß nicht, was es ist. Aber das fühl' ich, daß ich hier auch stehen und die Hände fleißig rühren und singen möcht'. Sieh nur, wie die Spreu von der Tenne fliegt. Es ist alles so frei und luftig hier, und wenn ich hier mitstünd', ich glaube, da verwehte manches, was mich quält und drückt."

Valtin suchte nach einem Trosteswort, und sie schritten, als er sie wieder beruhigt, über einen wüsten Grasplatz, auf einen aufgemauerten und halbausgetrockneten Graben zu, der den großen, äußeren Burghof von dem kleinen, inneren trennte. Eine schmale Zugbrücke führte hinüber und sie passirten sie. Drinnen war alles still: der Epheu wuchs hoch am Gemäuer auf und in der Mitte stand ein alter Nußbaum, dessen weites Geäst den halben Hofraum überdachte. Und um den ausgehöhlten Stamm her war eine Bank. Grete wollte sich setzen; Valtin aber nahm ihre Hand und sagte: „Nicht hier, Grete: es ist zu stickig hier." Und damit gingen sie weiter, bis an den Fuß eines

steilen, in die Rasenbettung eingeschnittenen Treppchens, das oben auf einen breiten, von zwei Thürmen flankirten Wallgang mündete. Zwischen diesen Thürmen aber lief eine dicke, niedrige Feldsteinmauer, die nur um ein paar Fuß höher war als der Wallgang selbst. Und auf diese Mauer setzten sie sich und sahen in die Landschaft hinaus. Zu Füßen hatten sie den breiten Strom und die schmale Tanger, die spitzwinklig in den Strom einmündete, drüben aber, am andern Ufer, dehnten sich die Wiesen, und dahinter lag ein Schattenstrich, aus dessen Lichtungen hier und dort eine vom Abendroth übergoldete Kirchthurmspitze hervorblickte. Der Himmel blau, die Luft frisch; Sommerfäden zogen, und in das Geläut der ersten heimwärts ziehenden Heerden mischte sich von weit her das Anschlagen der Abendglocke.

„Ach, wie schön," sagte Grete. „Jahr und Tag, daß ich nicht hier oben war. Und mir ist fast, als hätt' ich es nie gesehen."

„Das macht, daß wir einen so schönen Tag haben," sagte Valtin.

„Nein, das macht, daß es hier so frisch und so weit ist, und zu Haus ist es so dumpf und so eng. Da bin ich wie gefangen und eingemauert, eingemauert wie die Stendal'sche Nonne, von der mir Regine so oft erzählt hat."

„Und Du möchtest fort."

„Lieber heut als morgen. Entsinnst Du Dich noch, Maifest vor'm Jahr, als wir uns verirrt hatten und auf den Hirsch warteten, der uns aus dem Walde hinaustragen sollte!"

Valtin nickte.

„Sieh, da sprachst Du von einem Thal, das tief in Bergen läg', und der Sturm ginge drüber hin, und wäre kein Krieg und die Menschen liebten einander. Und ich weiß, daß ich das Thal in Wachen und in Träumen sah. Viele Wochen lang. Und ich sehnte mich danach und wollte hin. Aber heute will ich nur noch fort, nur noch weg aus unserm Haus. Wohin ist gleich. Es schnürt mir die Brust zusammen und ich habe keinen Athem mehr."

„Aber Du hast doch die Regine, Gret'. Und Gigas ist gut mit Dir. Und dann sieh, Emrentz kann Dich leiden. Ich weiß es; sie hat mir's selber gesagt, keine drei Tag' erst, als ich mein' Aussprach' mit ihr hatt'. Und dann, Grete, Du weißt ja, dann hast Du *mich*."

Sie blickte sich scheu-verlegen um. Und als sie sah, daß sie von niemand belauscht wurden, trat sie rasch auf ihn zu, strich ihm das Haar aus der Stirn und sagte: „Ja, *Dich* hab ich. Und ohne Dich wär' ich schon todt."

Valtin zitterte vor Bewegung. Er erkannte wohl, wie tief-unglücklich sie sei, und sagte nur: „Was ist es, Grete? Sag' es. Vielleicht, daß ich es mit Dir tragen kann. Was drückt Dich?"

„Das Leben."

„Das Leben?" Und er sah sie vorwurfsvoll an.

„Nein, nein. Vergiß es. Nicht das Leben. Aber der Tag drückt mich; jeder; heute, morgen, und der folgende wieder. Endlos, endlos. Und ist kein Trost und keine Hülfe."

„Der Tag", wiederholte Valtin vor sich hin, und es war, als überleg' er's und mustre die Reihe seiner eigenen Tage.

„Ja, der Tag" fuhr Grete fort. „Und jede Stund ist lang wie das Jahr. Kaum, daß ich den Morgenschlaf aus den Augen hab', so heißt es: „Das Kind, das Kind." Und nun spring' ich auf und mache das Bad und mache den Brei. Und nun ist das Bad viel zu heiß und der Brei viel zu kalt. Und dann wieder: „Das Kind und das Kind". Und an mir sehen sie vorbei, als wär' ich der Schatten an der Wand. Ach, ich weiß, es ist eine Sünd', und ich muß mir's heruntersprechen von der Seel', aber wahr ist es und bleibt es, ich hass' es. Und so kommt Mittag, und wir sitzen an dem runden Tisch, und ich spreche das Gebet. Sprech' es, und Niemand hört darauf. Und wenn ich das letzte Wort gesprochen, so heißt es: „Grete, sieh, ich glaub' es schreit." Und dann bring' ich es, und dann geht es reihum und dann soll ich essen mit dem Kind im Arm. Und wenn es hübsch wär'. Aber es ist so häßlich, und sieht mich an, als erriet es all' meine Gedanken. Ach, Valtin, das ist mein Tag und mein' Nacht. Und so leb' ich. In meines Vaters Haus ohne Heimath! Unter Bruder und Schwester, und ohne Liebe! Es tödtet mich, daß mich Niemand liebt. Ach, wie's mich danach verlangt! Nur ein Wort, nur ein einzig Wort." Und sie warf sich auf die Knie und legte den Kopf auf den Stein und weinte bitterlich.

„Es kommen andere Tage," sagte Valtin. „Und wir wollen aushalten. Und wenn sie nicht kommen, Eins mußt Du wissen, Gret', ich thu' alles, was Du willst. Sage, daß ich hier hinunter springe, so spring' ich, und sage, daß Du fort willst, so will ich auch fort. Und wenn es in den Tod ging'! Ich kann nicht leben ohne Dich. Und ich will auch nicht."

Grete war aufgesprungen und sagte: „Das hab' ich hören wollen. Das, das! Und nun kann ich wieder leben, weil ich dies Elend nicht mehr endlos seh'. Ich weiß nun, daß ich's ändern kann, jeden Tag und jede Stunde. Sieh mich nicht so an. Erschrick nicht. Ich bin nicht so wild und unbändig, wie Du denkst. Nein, ich will still und ruhig sein. Und wir wollen aushalten, wie Du sagst und wollen hoffen und harren, bis wir groß sind und unser Erbe haben. Denn wir haben doch eins, nicht wahr? Und haben wir das, Valtin, so haben wir uns, und dann haben wir die ganze Welt. Und dann sind wir glücklich. Ach, wie mir so leicht um's Herz geworden. Und nun komm, und laß uns gehn. Die Sonn' ist unter und die letzten Heerden sind eben herein."

Er war es zufrieden und sie wandten sich und gingen heimwärts, erst unter dem Nußbaum hin und dann über die kleine Zugbrücke fort, die von dem inneren Burghof in den Außenhof führte. In dem Sumpfwasser unter ihnen stand das Rohr und wuchs hoch hinauf bis an das Brückengebälk. Ein paar blaue Dolden, blattlos und auf langen Stielen, blühten einsam dazwischen. Und nun waren sie wieder jenseits und sahen, daß alle Arbeit in Hof und Tenne schwieg. Die Mädchen, die beim Flachsbrechen gewesen

waren, hatten sich mit den Knechten auf Bretter und Balken gesetzt, die hoch aufgeschichtet an einem Hollunderzaune lagen und sangen allerlei Lieder, Lustiges und Schelmisches, und neckten sich untereinander. Als sie aber des jungen Paares ansichtig wurden, brachen sie plötzlich ab und nahmen wie von selber die Weise wieder auf, die sie, eine Stunde vorher, bei Beider Kommen gesungen hatten:

„Ach Tochter, herzliebste Tochter,
Allein sollst du nicht gehn,
Weck' auf deine jüngste Schwester
Und laß sie mit dir gehn."

„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Meine Schwester ist noch ein Kind,
Sie pflückt ja all' die Blumen,
Die im grünen Walde sind."

Valtin und Grete waren rascher zugeschritten und die letzten Worte des Liedes verklangen ihnen unklar und halbgehört. Aber die Weise traf noch ihr Ohr, als sie das Burgthor schon lang im Rücken hatten.

10. Zu Weihnachten.

„Ich kann nun wieder leben", hatte Grete gesagt, und wirklich, das Leben wurd' ihr leichter seitdem. Ein beinah freudiger Trotz, dem sie sich, auch wenn sie gehorchte, hingeben konnte, half ihr über alle Kränkungen hinweg. Sie gehorchte ja nur noch, weil sie gehorchen wollte. Wollte sie nicht mehr, so konnte sie, wie sie zu Valtin gesagt hatte, jeden Tag „dem Spiel ein Ende machen." Und wirklich, ein Spiel war es nur noch, oder sie wußt' es doch in diesem Lichte zu sehen. Das gab ihr eine wunderbare Kraft, und wenn sie dann spät Abends in ihre Giebelstube hinaufstieg, die sie, seit das Kind unten aus der ersten Pflege war, wieder mit Reginen bewohnte, so gelang es ihr mit dieser zu lachen und zu scherzen. Und wenn es dann hieß „aber nun schlafe, Gret'," dann wickelte sie sich freilich in ihre Decken und schwieg, aber nur, um sich in wachen Träumen eine Welt der Freiheit und des Glückes aufzubauen. Dabei sah sie sich am liebsten am Bug oder Steuer eines Schiffes stehen, und der Seewind ging, und es war Nachtzeit und die Sterne funkelten. Und sie sah dann hinauf, und alles war groß und weit und frei. Und zuletzt überkam es sie wie Frieden inmitten aller Sehnsucht, ihr Trotz wurde Demuth, und an Stelle des bösen Engels, der ihren Tag beherrscht hatte, saß nun ihr guter Engel an ihrem Bett. Und wenn sie dann andren Tags erwachte und hinunter sah auf den Garten, und den Pfau auf seiner Stange kreischen hörte, dann fragte sie sich: „Bist Du noch Du selbst? Bist Du noch unglücklich?" Und mitunter wußte sie's kaum. Aber freilich auch andere Tage kamen, wo sie's wußte, nur allzu gut, und wo weder ihr guter noch ihr böser Engel, weder ihre Demuth noch ihr Trotz sie vor einem immer bitterer und leidenschaftlicher aufgährenden Groll zu schützen wußte.

Ein solcher Tag, und der bittersten einer, war der Weihnachtstag, an dem auch diesmal ein Christbaum angezündet wurde. Aber nicht für Grete. Grete war ja groß, nein, nur für das Kleine, das denn auch nach den Lichtern haschte und vor allem nach dem Goldschaum, der reichlich in den Zweigen glitzerte. „'s ist Gerdt's Kind" sagte Grete, der ihres Bruders Geiz und Habsucht immer ein Abschen war; und sie wandte sich ihren eigenen Geschenken zu. Es waren ihrer nicht allzu viele: Lebkuchen und Aepfel und Nüsse, sammt einem dicken Spangen-Gesangbuch (trotzdem sie schon zwei dergleichen hatte), auf dessen Titelblatt in großen Buchstaben und von Trud's eigener Hand geschrieben war: Sprüche Salomonis Kap. 16, Vers 18.

Sie kannte den Vers nicht, wußte aber, daß er ihr nichts Gutes bedeuten könne, und sobald sichs gab, war sie treppauf, um in der großen Bibel nachzuschlagen. Und nun las sie: „Wer zu Grunde gehen soll, der wird stolz, und stolzer Muth kommt vor dem Fall."

Es schien nicht, daß sie verwirrt oder irgendwie betroffen war, sie strich nur, schnell entschlossen, die von Trud eingeschriebene Zeile mit einer dicken Feder durch, blätterte hastig in dem alten Testamente weiter, als ob sie nach einer bekannten, aber ihrem Gedächtniß wieder halbentfallenen Stelle suche, und schrieb dann ihrerseits die Prophetenstelle darunter, die des alten Jacob Minde letzte Mahnung an Trud enthalten hatte: „Lasse die Waisen Gnade bei Dir finden." Und nun flog sie wieder treppab und legte das Buch an seinen alten Platz. Trud aber hatte wohl bemerkt, was um sie her vorgegangen, und als sie mit Gerdt allein im Zimmer war, sah sie nach und sa[illegible] sie sich verfärbte: „sieh und lies!" Und er nahm nun selber d[illegible] las und lachte vor sich hin, wie wenn er sich ihrer Nied[illegible] Denn seine hämische Natur kannte nichts Lieb'res als den Ae[illegible] Leute, seine Frau nicht ausgenommen. Zwischen dieser aber und Greten unterblieb jedes Wort, und als der Fasching kam, den die Stadt diesmal ausnahmsweise prächtig mit Aufzügen und allerlei Mummenschanz feierte, schien der Zwischenfall vergessen. Und auch um Ostern, als sich alles zu dem herkömmlichen großen Kirchgang rüstete, hütete sich Trud wohl, nach dem Buche zu fragen. Wußte sie doch, daß es Gret' unter dem Weißzeug ihrer Truhe versteckt hatte. Denn sie mocht' es nicht sehen.

11. Der Herr Churfürst kommt.

Und nun war Hochsommerzeit (der längste Tag schon um vier Wochen vorüber) und die Bürger, wenn sie spät Abends aus dem Rathhauskeller heimgingen, versicherten einander, was übrigens Niemand bestritt, „daß die Tage schon wieder kürzer würden." Da kam an einem Mittewochen plötzlich die Nachricht in die Stadt, daß der allergnädigste Herr Churfürst einzutreffen und einen Tag und eine Nacht auf seiner Burg Tangermünde zuzubringen gedenke. Das gab ein großes Aufsehen, und noch mehr der Unruhe, weilen der Herr Churfürst in eben jenen Tagen nicht blos von seinem lutherischen Glauben zum

reformirten übergetreten, sondern auch in Folge dieses Uebertritts die Veranlassung zu großer Mißstimmung und der Gegenstand allerheftigster Angriffe von Seiten der Tangermündischen Hitzköpfe geworden war. Und nun kam er selbst, und während Viele der nur zu begründeten Sorge lebten, um ihrer ungebührlichen und lästerlichen Rede willen zur Rechenschaft gezogen zu werden, waren andere, ihres Glaubens und Gewissens halber, in tiefer und ernster Bedrängniß. Unter ihnen Gigas. Und diese Bedrängniß wuchs noch, als ihm am Nachmittage vorerwähnten Mittewochens durch einen Herrn vom Hofe vermeldet wurde, daß Seine churfürstliche Durchlaucht um die siebente Morgenstunde zu Sanct Stephan vorzusprechen und daselbst eine Frühpredigt zu hören gedächten. Wie dem hohen Herren begegnen? Dem Abtrünnigen, der vielleicht alles in Stadt und Land zu Abfall und Untreue heran zwingen wollte! Und so muthig Gigas war, es kam ihm doch ein Bangen und eine Schwachheit an. Aber er betete sich durch, und als der andre Morgen da war, stieg er, ohne Menschenfurcht, die kleine Kanzeltreppe hinauf und predigte über das Wort des Heilands: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“ Und siehe da, die holzgeschnitzte Taube des heiligen Geistes hatte nicht vergeblich über ihm geschwebt, und der Herr Churfürst, nachdem er entblößten Hauptes und „mit absonderer Aufmerksamkeit“ der Predigt gefolget war, hatte nach Schluß derselben ihm danken und ihn zu weiterer Besprechung auf seine Burg entbieten lassen. Und hier nun, wie die Chronisten melden, war Seine churfürstliche Durchlaucht dem festen und glaubenstreuen Manne nicht nur um einen Schritt oder zwei zu freundlicher Begrüßung entgegengegangen, sondern hatte demselben auch unter freiem Himmel und in Gegenwart vieler Herren vom Adel, an Eidesstatt zugesichert: „daß er seine von Gott ihm anbefohlenen Unterthanen bei dem Worte Lutheri Augsburgischer Confession belassen, eines jeden Person auch in der Freiheit seines Glaubens und Gewissens schützen wolle, in eben jener Freiheit, um derentwillen er für Seine Person das Bekenntniß der beständig hadernden Lutherischen abgethan und den reformirten Glauben angenommen habe.“

Und als diese zu größerem Theile trostreiche Rede, über deren schmerzlichen Ausklang Gigas klug hinwegzuhören verstand, an Burgemeister und Rath überbracht worden war, waren Peter Guntz und die Rathmannen, dazu die Geistlichen und Rectores aller fünf Kirchen, auf der Burg erschienen, um nach abgestattetem Dank und wiederholter Versicherung unverbrüchlicher Treue, den Herrn Churfürsten um die Gunst anzugehen, ihm ein festlich Mahl herrichten zu dürfen. Aber in der Halle seiner eigenen Burg, dieweilen ihre Rathhaus-Halle zu klein sei, um die reiche Zahl der Gäste zu fassen. Und alles war angenommen worden und hatte die Stadt um so mehr erfreut und beglückt, als bei gnädiger Entlassung der Sprecher, unter denen sich auch Gerdt in vorderster Reihe befunden, seitens Sr. churf. Durchlaucht der Hoffnung Ausdruck gegeben worden war, die sittigen und ehrbaren Frauen der Stadt auf seiner Burg mit erscheinen und an dem Festmahle theilnehmen zu sehn.

Und nun war dieses Mahl, unter freundlichem Beistand aller Dienerschaften des hohen Herrn, in kürzester Frist hergerichtet worden, und um die vierte Stunde bewegte sich der Zug der Geladenen, Männer und Frauen, die Lange Straße hinab, zur Burg hinauf. Die kleineren Bürgerfrauen, die von der Festlichkeit ausgeschlossen waren, sahen ihnen neidisch und spöttisch nach, und nicht zum wenigsten, als Trud und Emrentz an ihnen vorüberzogen. Denn beide waren absonderlich reich und prächtig gekleidet, in Ketten und hohen Krausen, und Emrentz, aller Julihitze zum Trotz, hatte sich ihr mit Hermelinpelz besetztes Mäntelchen nicht versagen können. Trud's Kleid aber stand steif und feierlich um sie her und bewegte sich kaum, als sie, zur Rechten ihrer Muhme, die Straße hinunterschritt.

Und nun war Alles oben, das Mahl begann, und die gothischen Fenster mit ihren kleinen, buntglasigen und vielhundertfältig in Blei gefaßten Scheibchen standen nach Fluß und Hof hin weit offen, und die Gäste, so lang es drin ein Schweigen gab, hörten von den Zweigen des draußenstehenden Nußbaums her das Jubiliren der Vögel. Aber nicht immer schwieg es drinnen, Trinkspruch reihte sich an Trinkspruch, und wenn dann von der großen Empore herab, die zu Häupten des Churfürsten aufragte, die Stadtpfeifer einfielen und die Paukenwirbel über den Fluß hin und bis weit hinaus in die Landschaft rollten, dann hielt der Fährmann sein Boot an und die Koppelpferde horchten auf und sahen verwundert nach der sonst so stillen Burg hinüber.

12. Am Wendenstein.

Um eben diese Zeit saß Grete daheim in der Hinterstube des ersten Stocks. Trud's letztes Wort an sie war gewesen: „Hüte das Kind.“ Und nun hütete sie's. Es lag in einer Wiege von Rosenholz, ein Schleiertuch über dem Köpfchen, und durch Thür und Fenster, die beide geöffnet waren, zog die Luft. Herabgelassene Vorhänge gaben Schatten, und nur ein paar Fliegen tanzten um den Thymianbusch, der an der Decke des Zimmers hing. Es regte sich nichts in dem weiten Hause.

Und doch war Jemand eingetreten: Valtin. Er hatte die Hausthür vorsichtig geöffnet, so daß die Glocke keinen Ton gegeben, und sah sich nun auf dem halb im Dämmer liegenden Flure neugierig um. Es war alles wie sonst: an dem vordersten Querbalken saßen die zwei Schwalbennester und in den Nischen standen die Schränke, erst die von Nußbaum, dann die von Kiehnenholz, bis dicht an die Hofthür hin. Die Hofthür selbst aber stand auf; ein breiter Lichtstreifen fiel ein und auf dem sonnenbeschienenen Hofe saßen die Tauben und spielten im Sand, oder schritten gurrend, und dabei stolz und zierlich ihre Köpfe drehend, an dem noch stolzeren Pfau vorüber. Und dahinter war das von Wein überwachsene Gitter, von dem aus die sechs Treppenstufen niederführten, und durch die offenen Stellen des Laubes hindurch sah man die Malvenkronen und die Strauchspitzen des tiefer gelegenen Gartens. Alles märchenhaft

und wie verwunschen, und leiser noch als er in das Haus eingetreten war, stieg er jetzt die Stiege hinauf, bis er an der Schwelle der Hinterstube hielt. Es schien, daß Grete schlief, und einen Augenblick war er in Zweifel, ob er bleiben oder wieder gehen solle. Aber zuletzt rief er ihren Namen und sie sah lächelnd auf. „Komm nur,“ sagte sie, „ich schlafe nicht. Ich hüte ja das Kind. Willst Du's sehen?“

„Nein,“ sagte er, „laß es. Sehen wir's an, so wecken wir's, und ist es wach, so schreit es. Und es soll nicht wach sein, und noch weniger soll es schreien, denn ich will Dich abholen. Alle Welt ist draußen auf der Burg, und Du bist hier allein, als wär'st Du die Magd im Haus oder die Kindermuhme. Komm, es sieht uns Niemand. Wir gehen an den Gärten hin, und die Stadtmauer giebt uns Schatten. Und sind wir erst oben, da thun wir, als fänden wir uns. Sieh, ich bin so neugierig. Und Du bist es auch, nicht wahr? Er ist ja doch eigentlich unser Landesherr. Und am End' ist es ein Unrecht ihn nicht gesehen zu haben, wenn man ihn sehen kann. Ich glaube, wir müssen ihn sehen, Grete. Was meinst Du?“

Grete lachte. „Wie gut Du die Worte stellen kannst. Sonst heißt es immer, Eva sei Schuld; aber heute nicht. Du bered'st mich, und ich soll thun, was sie mir verboten.“

„Ach, wer?“

„Nun, Du weißt es ja; Trud. Und da sitz' ich nun hier und gehorche. Und dann ist das Kleine . . .“

„Laß nur. Es schläft ja. Und Regine hütet es so gut wie Du. Komm, und eh' das Fest aus ist, sind wir wieder da. Und Du setzest Dich an Deinen alten Platz, und Niemand weiß es. Und die schlafenden Kinder haben ihren Engel.“

„Nun gut, ich komm.“ Und dabei rief sie nach der Regine, die neben dem Küchenherde saß, und ehe noch der Pfau draußen auf dem Hofe gekreischt und sein Rad geschlagen hatte, was er, wenn er Greten sah, immer zu thun pflegte, waren sie schon an ihm vorbei und zur Gartenpforte hinaus, und gingen im Schatten der Stadtmauer, ganz wie Valtin es gewollt hatte, bis an das Wasserthor, und dann über die Tangerwiesen auf die Vorstadt zu. Niemand begegnete ihnen hier; alles war wie ausgestorben; und erst als sie die „Freiheit“ passirt und den äußeren Burghof erreicht hatten, sahen sie, daß hier die kleinen Leute sammt ihrem Gesinde zu vielen Hunderten standen und den Raum bis an die Zugbrücke hin so völlig füllten, daß an ein Hineinkommen in den inneren Burghof gar nicht zu denken war.

Und so schlug denn Valtin vor, wieder hügelabwärts zu steigen und drüben auf den Elbwiesen einen Spaziergang zu machen. Grete war es zufrieden und erst als sie den Fährmann angerufen und den Fluß gekreuzt hatten, wandten sie sich wieder, um nun unbehindert auf die goldig im Scheine der Spätnachmittags-Sonne daliegende Burg zurückzusehen, und in die von drüben her herüberklingenden Lebehochs miteinzustimmen.

Aber bald waren sie's müd', und sie gingen tiefer in die hoch in Gras stehende, mit Ranunkeln und rothem Ampfer übersäte Wiese hinein, bis sie zuletzt an einen niedrigen mit Werft und Weiden besetzten Erdwall kamen, der sich quer durch die weite Wiesenlandschaft zog. Auf der Höhe dieses Walles lag ein Feldstein von absonderlicher Form und so dicht mit Flechten überwachsen, daß sich ein paar halbverwitterte Schriftzeichen daran nur mühsam erkennen ließen. Und auf diesen Feldstein setzten sie sich.

„Was bedeutet der Stein?“ sagte Grete.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht ein Wendengrab.“

„Wie denn?“

„Weißt Du denn nicht? Dies ist ja das Feld, wo die große Tangerschlacht war. Heiden und Christen. Und die Christen siegten. Und zu beiden Seiten des Erdwalls, auf dem wir hier sitzen, vor uns bis dicht an den Wald und hinter uns bis dicht an den Fluß, liegen sie zu vielen Tausenden.“

„Ich glaub' es nicht. Und wenn auch, ich mag nicht davon hören. Auch nicht, wenn die Christen siegten, wie Du sagst ... Aber sieh, wie schön.“ Und dabei zeigte sie mit der Hand auf die vor ihnen ausgebreitete Landschaft, die sie jetzt erst, von dem hochgelegenen Stein aus, mit ihrem Blick umfassen konnten. Es war dasselbe Bild, das sie letzten Herbst schon von der Burg und dem Gemäuer aus vor Augen gehabt hatten, nur die Dörfer, die damals mit nichts andrem, als ihren Kirchthurmspitzen aus dem Schattenstriche des Waldes hervorgeblickt, lagen heute klar und deutlich vor ihnen, und die Strohdächer mit ihren Storchennestern ließen sich überall erkennen.

„Weißt Du, wie die Dörfer heißen?“ fragte Grete.

„Gewiß, weiß ich's. Das hier rechts ist Buch, wo der Herr von Buch lebte, der einen Schatz in unsrer Tangermünder Kirche viele Jahre lang verborgen hielt, um ihn zuletzt als Lösegeld für seinen Herrn Markgrafen zu zahlen. Denn die Magdeburger hatten ihn gefangen genommen. Und er hieß Markgraf Otto. Otto mit dem Pfeil. Ein schöner Herr und sehr ritterlich, und war ein Dichter und liebte die Frauen. Weißt Du davon?“

„Nein ... Aber hier das Dorf mit dem blanken Wetterhahn?“

„Das ist Fischbeck.“

„Ach, das kenn' ich. Da wohnt ja der alte Pfarr ... aber nun hab' ich seinen Namen vergessen. O, von dem weiß ich. Der war eines Fischbecker Bauern Sohn und sollte seines Vaters Pferde hüten. Aber er wollt' es nicht und lief ihm fort, denn er wußt' es bestimmt in seinem Herzen, daß er ein Geistlicher und ein frommer Mann werden müsse. Und er wurd' es auch, und nun hütet er am selben Ort sein Amt und seine Gemeinde. Und sein alter Vater hat es noch erlebt.“

„Aber Grete, woher weißt Du nur das alles? Die Geschichte von der großen Tangerschlacht und von dem Tangermünder Schatze, die weißt Du nicht, und die von dem Fischbecker Pastor weißt Du so genau!“

Grete lachte. „Und weißt Du, wie lang ich sie weiß? Seit gestern. Und weißt Du von wem? Von Gigas."

„Das mußt Du mir erzählen."

„Freilich. Das will ich auch. Aber da muß ich weit ausholen."

„Thu's nur. Wir haben ja Zeit."

„Nun sieh, Valtin, Du weißt, ich bin immer weit fort; weit fort in meinen Gedanken. Und Du weißt auch, um deshalb halt' ich's aus. Und immer Abends, wenn ich mit der Regine bin, les' ich von Kindern oder schönen Prinzessinnen, die vor einem bösen König oder einer bösen Königin geflohen sind, und es giebt viele solche Geschichten, und nicht blos in Märchenbüchern, viel, viel mehr als Du Dir denken kannst, und mitunter ist es mir, als wären alle Menschen irgend einmal ihrem Elend entlaufen."

Valtin schüttelte den Kopf.

„Du schüttelst den Kopf. Und sieh, das thu' ich auch. Oder doch von Zeit zu Zeit. Und so war es auch gestern, denn ich hatte wieder einen Traum gehabt, wieder von Flucht, und es war als flög' ich und mir war im Fliegen so wohl und so leicht. Aber als ich aufwachte, war ich bedrückt und unruhig in meinem Gemüth. Und da dacht' ich, das soll ein Ende haben: du wirst Gigas fragen, der soll dir sagen, ob es etwas Böses ist, zu fliehen. Und so ging ich zu ihm, gestern um die Mittagsstunde, trotzdem ich wohl gehört hatte, daß er selber in Sorg' und Unruh' sei."

„Und wie fandest Du ihn?"

„Ich fand ihn in seinem Garten zwischen den Beeten, und wir gingen auf und ab, wie er's gern thut, und sprachen vielerlei, und zuletzt auch von unserm Herrn Churfürsten, der, wie wir ja schon wußten, eine Nacht und einen Tag auf seiner Tangermünder Burg zu verbleiben gedenke. Und als ich sah, daß er sich in seinem Gewissen sorgte, gerade so wie sich's Trud und Gerdt, als sie von ihm sprachen, in unsrem Hause schon zugeflüstert hatten, da faßt' ich mir ein Herz und fragt' ihn: Was er wohl mein'? Ob Flucht allemalen ein bös und unrecht Ding sei? Oder ob es nicht auch ein rechtmäßig und zuständig Beginnen sein könne?"

„Und was antwortete er Dir?"

„Er schwieg eine ganze Weile. Als wir aber an die Bank kamen, die zu Ende des Mittelganges steht, sagte er: „Setz' Dich, Gret'. Und nun sage mir, wie kommst Du zu solcher Frag'?" Aber ich gab ihm keine Antwort und wiederholte nur alles, und sah ihn fest dabei an. Und all das konnt' ich, ohne mich ihm zu verrathen, denn ich hatte wohl bemerkt, daß er an nichts als an den gnädigen und gestrengen Herrn Churfürsten dachte, der genferisch geworden, und daß er immer nur alles Fährliche vor Augen sah, was ihm selber noch bevorstehen könne. Und endlich nahm er meine Hand, und sagte: „Ja, Grete, das ist eine schwere Frag', und ich denke, wir müssen zum Ersten allemal beten, daß wir nicht in Versuchung fallen, und zum

Zweiten, daß uns die Gnade Gottes überall, wo wir zweifelhaft und unsicher in unsrem Gemüthe sind, den rechten Weg finden lasse. Denn die richtigen Wege sind oft wechselvolle Wege, und wenn es heut unsre Pflicht ist zu gehorchen und auszuharren, so kann es morgen unsre Pflicht sein nicht zu gehorchen und uns durch Flucht einem schlimmen Ansinnen zu entziehn. Aber Eines gilt heut und immerdar: wir müssen in unsrem Thun, ob wir nun fliehen oder ausharren, einem höheren Rufe Folge leisten." Und nun erzählte er mir von dem Fischbeck'schen Pastor und seiner Flucht."

„Aber er muß Dir doch noch mehr erzählt haben?"

„Nein. Vielleicht daß er's gethan, aber der alte Peter Guntz kam und unterbrach uns. Und ich wußte ja nun auch, was ich wissen wollt' und daß auch eine Flucht das Rechte sein könne. Und als ich heimging, zählt' ich mir her, wer alles geflohen sei. Joseph und Maria floh. Und auch Petrus floh aus seinem Gefängniß."

„Aber ein Engel des Herren führte sie," sagte Valtin. „Und sie flohen um Gott und Glaubens willen."

Es schien, daß diese Worte Greten in's Gewissen trafen, denn sie schwieg. Endlich aber sagte sie: „Ja, um Gott und Glaubens willen. Aber auch um Lebens und Rechtes willen. Ich mag kein Unrecht sehen, und auch keines leiden."

„Du weißt aber, daß wir Geduld üben und unsere Feinde lieben sollen."

„Ja, ich weiß es; aber ich kann es nicht."

„Weil Du nicht willst."

„Nein, ich will es nicht."

Und als sie soweit gesprochen, wandten sie sich wieder und sahen, daß der Sonnenball unter war und die Burgthürme bereits im Abendrothe glühten. „Es ist Zeit, daß wir heimgehen", sagte Valtin, „oder wir verpassen's, und Trud ist eher zu Haus als wir."

„Laß sie," sagte Grete leicht. „Ich mag nicht mehr nach Haus. Mir ist, als wäre dies mein letzter Tag, und als müßt' ich fort. Heute noch. Gleich. Willst Du?"

Valtin sah sie bang und fragend an.

„Du willst nicht? Sag's nur. Du fürchtest Dich."

„Ich will, Grete. Ganz gewiß, ich will. Aber ich muß es einsehen, daß es nicht anders geht. Und hab' ich Dir's anders versprochen, damals auf der Burg, als die Mädchen sangen und die Sommerfäden zogen, so darfst Du mich nicht beim Worte nehmen. Es war ein Unrecht."

Sie warf den Kopf, aber sagte nichts, und nahm seinen Arm. Und so schritten sie wieder auf die Fähre zu. Die Sterne waren bald herauf und spiegelten sich in dem stillen Strom, während Mückenschwärme wie Rauchsäulen über ihnen standen. Oben auf der Burg schimmerten noch die Lichter, sonst aber war alles still, und nur aus weiter Ferne her hörte man noch ein Singen, das mehr und mehr verklang. Es waren die kleinen Leute, die,

sammt ihrem Gesinde, vom Außenhofe her wieder in die Stadt zogen. Und dazu klatschten eintönig die Ruderschläge des Fährboots, und nun lief es auf, und Valtin und Grete sprangen ans Ufer.

Die Stadt gedachten sie soweit wie möglich zu meiden und nahmen ihren Weg an den Tangerwiesen hin, über die jetzt, mit ihnen zugleich, feuchte, weiße Nebel zogen. Die hohen Nachtkerzen ragten mit ihren Spitzen über die Nebelstreifen fort und mischten ihren Duft mit dem Dufte des Heues, das frischgemäht zu beiden Seiten des Weges lag. Sie sprachen nicht, und Valtin suchte nur den Fledermäusen zu wehren, die, von dem alten Kirchengemäuer her, neben und über ihnen flatterten. So kamen sie bis an das Wasserthor und bogen in denselben Zirkelgang ein, auf dem sie gekommen waren, immer zwischen den Gärten und der Stadtmauer hin. Und nun hielten sie vor der Mindeschen Gartenpforte.

„Gute Nacht, Valtin“, sagte Grete ruhig und beinah gleichgültig. Als dieser aber ging ohne sich umzusehen, rief sie noch einmal seinen Namen. Und er wandte sich wieder und lief auf sie zu. Und sie umarmten sich und küßten sich. „Vergiß, Valtin, was ich gesagt hab'. Ich weiß, daß Du Dich nicht fürchtest. Denn Du liebst mich. Und die sich lieben, die fürchten sich nicht. Und nun noch Eines. Komm in einer halben Stund' in den Garten, in Euren, und wart' auf mich. Mir ist so wunderlich, und ich muß Dich noch sehen. Denn sieh, ich weiß es, es geschieht etwas; ich fühl' es ganz deutlich hier.“ Und dabei legte sie die Hand auf's Herz und zitterte.

Und er versprach es, und sie trennten sich.

15. Flucht.

Die Pforte war nur angelehnt, und schon vom Garten aus ließ sich's erkennen, daß Trud inzwischen ins Haus zurückgekehrt sein müsse. Die Fenster-Vorhänge hingen noch herab und das rasch wechselnde Schattenspiel zeigte deutlich, daß ein Licht dahinter hin und her getragen wurde. Grete stieg nun die Stufen hinauf, die von dem Garten in den Hof führten; drückte das Gitter ins Schloß und fühlte sich, über Flur und Treppe hin, bis an das Hinterzimmer des oberen Stocks. Die Thüre stand noch offen, wohl der Schwüle halber, und Grete sah hinein. Was sie sah, war nur das Erwartete. Die Wiegendecke lag zurückgeschlagen, und Trud, in allem Putz und Staat, den sie bei der Festlichkeit getragen, mühte sich in gebückter Stellung um das Kind, das still dalag, und nur dann und wann in Krämpfen zusammenzuckte. Ihre hohe Krause war zerdrückt, ihr Haar halb herabgefallen; ihren silbernen Hakengürtel aber, der ihr beim Aufnehmen und Niederlegen des Kindes hinderlich gewesen sein mochte, hatte sie von sich gethan und über das Fußbrettchen der Wiege gehängt. Und jetzt richtete sie sich auf und sah Greten vor sich stehen.

„Ei, Grete. Schon da!“ sagte sie bitter, aber ersichtlich noch mit ihrer inneren Erregung kämpfend. „Wo warst Du?“

„Fort.“

„Fort? Und ich hatt' es Dir doch verboten.“

„Verboten?“

„Ja! Und nun sieh das Kind. Ein Wunder Gottes, wenn es uns am Leben bleibt. Und wenn es stirbt, so bist Du Schuld.“

„Das darfst Du nicht sagen, Trud,“ antwortete Grete ruhig, während es um ihren Mund zuckte. „Schilt mich. Schilt mich, daß ich ging, das darfst Du, das magst Du thun. Aber Du darfst mich nicht schelten um des Kindes willen. An dem Kind ist nichts versäumt. Ich ließ es bei Reginen, und Regine, was sag' ich, ist dreißig Jahr im Haus. Und war Kindermuhme bei Gerdt, und dann war sie's bei mir, und hat mich groß gezogen.“

„Ja, das hat sie. Aber wozu? Du weißt es und ich weiß es auch. Und die Stadt wird es bald genug erfahren ... Armes Ding Du! Aber 's ist Erbschaft.“

„Sage nicht das, Trud. Nichts von ihr. Ich will davon nicht hören.“

„Aber Du sollst es. Undankbare Kreatur!“

Grete lachte.

„Lache nur, Bettelkind! Denn das bist Du. Nichts weiter. Eine fahrende Frau war sie, und Keiner weiß, woher sie kam. Aber jetzt kennen wir sie, denn wir kennen Dich. Eine fremde Brut seid Ihr, und der Teufel sieht Euch aus Euren schwarzen Augen.“

„Das lügst Du.“

Trud aber, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, erhob ihre Hand und schlug nach ihr.

Grete war einen Schritt zurückgetreten, und es flimmerte ihr vor den Augen. Dann, ohne zu wissen was sie that, griff sie nach dem über der Wiege hängenden Gürtel und schleuderte ihn der verhaßten Schwieger in's Gesicht. Diese, vor Schmerz aufschreiend, wankte und hielt sich mühsam an einem hinter ihr stehenden Tischchen, und Grete sah nun, daß die scharfen Ecken des langen silbernen Gehänges Trud's Stirn oder Schläfe schwer verletzt haben mußten, denn ein Blutstreifen rann über ihre linke Wange. Aber sie schrack vor diesem Anblick nicht zurück und hatte nichts als das doppelt selige Gefühl ihres befriedigten Hasses und ihrer errungenen Freiheit. Ja, Freiheit! Sie war dieses Haus nun los. Denn das stand fest in ihrer Seele, daß sie nicht länger bleiben könne. Fort. Gleich. Und sie flog die Treppe hinab und über Flur und Hof in den Garten.

Da wuchsen wieder die Himbeerbüsche wie damals, wo sie hier mit Valtin zwischen dem hohen Gezweig gestanden und über den Hänfling und sein Nest geplaudert hatte; aber ihre verwilderte Seele dachte jener Stunden stillen Glückes nicht mehr. Sie kletterte nur rasch hinauf und horchte gespannt, ob Valtin schon da sei. Er war es noch nicht. Und so sprang sie vom Zaun in den Zernitz'schen Garten hinunter und versteckte sich in der Laube.

Denn daß er kommen würde, das wußte sie.

(Schluß folgt.)

Die Salzburger Emigranten.

Ein Leidens- und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora, zugleich ein Zeugniß für die Kirchenpolitik der Hohenzollern.

Von

G. Baur.

— Leipzig. —

In den Sommermonaten des Jahres 1732 waren viele protestantische Städte des östlichen Deutschlands, insbesondere Sachsens, der Schauplatz eines regen und eigenthümlich bewegten Lebens. In größeren oder geringeren Zwischenräumen kamen große Pilgerzüge in ihnen an, Hunderte von Personen jeglichen Alters und Geschlechtes, in fremdartiger Tracht und eine fremdartige Mundart redend. In ernstem, geordnetem Zuge kamen sie, geistliche Lieder singend, von Süden heran. Vor der Stadt vom Magistrat, von der Geistlichkeit, von der Schuljugend und ihren Lehrern feierlich empfangen und unter festlichem Gesang und Glockengeläute zur Stadt geleitet, wurden sie in den Kirchen mit dem Brode des Lebens gespeist, in den Häusern von einer Gastfreundschaft, die sich selbst nicht genug thun konnte, mit leiblicher Nahrung und Kleidern versorgt und dann nach mehrtägiger Rast, reichlich beschenkt, auf ihren nach Norden führenden Weg unter Gebet und Segenswünschen für ihren Ausgang und Eingang weiter entsendet. Zwei von diesen Pilgern, *Thomas Ammesser* und *Simon Schwäger*, erreichten in Chemnitz das Ziel ihrer Pilgerschaft und fanden am 30. Juli 1732 auf dem dortigen Kirchhofe ihre letzte irdische Ruhestätte. Und die Inschrift auf dem Leichenstein, welchen Chemnitzer Bürger ihnen setzen ließen, sagt uns, was diese Pilger eigentlich für Leute gewesen sind. Es waren, wie es dort heißt, „*Pilgrime aus dem Erzbischoffthum Salzburg, welche um der alleinseligmachenden evangelischen Lehre willen mit ruhiger Seele und stillem Geiste ihr Vaterland und zeitliches Vermögen verließen.*“ Den Blick von der Erde,

wo wir ja keine bleibende Statt haben, zu der unvergänglichen himmlischen Statt erhoben, zogen sie getrosten Muthes der neuen Heimat zu, welche König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in seinem Lande ihnen hochherzig angeboten hatte. Und was hatte es nun mit diesen Pilgern aus Salzburg für eine nähere Bewandtniß? Eine Beantwortung dieser Frage durch eine kurze Geschichte der Salzburger Emigranten rollt ein eben so erhebendes als ergreifendes Leidens- und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora vor uns auf.

Die Emigration oder Auswanderung steht in einem eigenthümlichen Verhältniß zur geoffenbarten Religion, und zwar nach zwei verschiedenen Richtungen hin, für welche die Auswanderung Abrahams nach Kanaan und die Auswanderung Israels aus Aegypten vorbildlich sind. Einmal nämlich hat die natürliche Religion, weil sie eben nichts anderes ist, als das Erzeugniß der natürlichen religiösen Anlage des Volkes, welchem sie angehört, immer einen nationalen Charakter, sie ist an ein bestimmtes Land und Volk gebunden und trachtet nicht, darüber hinaus sich auszubreiten. Die geoffenbarte Religion dagegen beruht auf einem höheren Princip, welches dem natürlichen Leben der Menschen eingepflanzt werden soll, und darum wohnt ihr mit Nothwendigkeit der Trieb, sich auszubreiten bei. Von diesem Triebe erfüllt, ist Abraham, sobald ihm das höhere Princip der alttestamentlichen Offenbarung aufgegangen war, aus der Umgebung seiner heidnischen Stammesgenossen nach Kanaan ausgewandert in das Land, von welchem, wie die vorbereitende Offenbarung des alten, so die vollendende Offenbarung des neuen Bundes über die Menschheit sich ausbreiten sollte. Auf der andern Seite hat die natürliche Religion von Seiten des Volkes, inmitten dessen sie erwachsen ist, keine Verfolgung zu gewärtigen, weil eben alle von Natur ihre Anhänger sind. Wohl aber kann der natürliche Volksgeist auf Grund des Aberglaubens seiner natürlichen Religion gegen den besseren Glauben der Bekenner der geoffenbarten Religion sich empören, welche unter einem Volke leben. Das haben die Israeliten in Aegypten erfahren, und darum sind auch sie ausgewandert, um sich eine Stätte zu suchen, an welcher sie dem wahren Gott, der sich ihnen geoffenbart hatte, ungehindert dienen könnten. Auch im Christenthum hat nun nach diesen beiden Seiten hin noch Auswanderung stattgefunden. Um das Evangelium auszubreiten, hat der Heiland seinen Aposteln geboten, hinauszugehen in alle Welt, und um das Evangelium vor Verfolgung zu bewahren, haben viele Glieder der ersten Christengemeinde Jerusalem verlassen, und auch das hat ja freilich der wunderbare Gott, der, was Menschen böse zu machen gedenken, gut zu machen weiß, seinem Evangelium zu Segen gewendet. Aber leider sind Auswanderungen der letzteren Art nicht blos durch Verfolgungen veranlaßt worden, welche Juden und Heiden über die christliche Gemeinde verhängten, sondern auch durch solche, welche Christen gegen Christen ergehen ließen, insbesondere durch die, welche die römische Kirche gegen diejenigen

herausbeschwor, denen Christus mehr gilt, als der Papst, und das feste Wort Gottes mehr, als die kirchliche Ueberlieferung.

In Frankreich war nach langen furchtbaren Kämpfen endlich im Jahre 1598 von Heinrich IV. durch das für unwiderruflich erklärte Edict von Nantes den Evangelischen volles Staatsbürgerrecht, Glaubensfreiheit und unter gewissen Beschränkungen sogar das Recht öffentlichen Gottesdienstes verbürgt worden. Im darauf folgenden Jahrhundert aber suchte Ludwig XIV. in der zweiten Hälfte seiner zweiundsiebzigjährigen Regierung theils die von ihm angestrebte staatliche Einheit seines Reiches auch durch Wiederherstellung der kirchlichen Einheit zu stärken, theils die Schuld seines früheren lockeren Lebens durch kirchliche Strenge gut zu machen. Nachdem durch Hofgunst und Bestechungen die Zurückführung Einzelner in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche gelungen war, griff man, um Massenbekehrungen zu bewerkstelligen, zu dem kräftigeren Mittel der grausamsten und raffinirtesten Verfolgung, und im Jahre 1685 wurde das „unwiderrufliche" Edict von Nantes kurzweg aufgehoben. Eine halbe Million der intelligentesten, kunstfleißigsten und rechtschaffensten Unterthanen Frankreichs entzog sich diesen Verfolgungen durch Auswanderung nach Holland und namentlich nach Brandenburg. Denn hier hatte der große Kurfürst, nachdem seine energischen Proteste gegen das Verfahren des französischen Königs sich als fruchtlos erwiesen hatten, auf die Aufhebung des Edicts von Nantes mit seinem Edict von Potsdam, vom 29. October 1685, geantwortet, durch welches er den verfolgten Glaubensgenossen unter den günstigsten Bedingungen in seinem Lande eine neue Heimat anbot.

Man sollte denken, daß solche Verfolgungen, wie sie in Frankreich stattfanden, in Deutschland infolge der Bestimmungen des westphälischen Friedens vom Jahre 1648 unmöglich gewesen seien. Aber es ist eben eine, obwohl noch weit verbreitete, doch irrthümliche Meinung, daß durch diesen Frieden allen Angehörigen der evangelischen wie der römischen Kirche frei[illegible] letztere katholischen Familie[illegible]t worden sei. Vielmehr wurde nur den deutschen Unter den mehr als ta[illegible]Fürsten und reichsstädtischen Obrigkeiten, dieses Recht eingeräumt. Daher blieben unter einer Regierung von der einen Confession die Bekenner der andern nur geduldet, so daß sie beispielsweise mit einem bloßen Hausgottesdienste sich begnügen mußten. Wurde ihnen der Druck, welchen die herrschende Confession ausübte, unerträglich, so bot nur das ihnen vorbehaltene traurige Recht der Auswanderung das Mittel dar, sich ihm zu entziehen. Auch das Toleranz-Edict Josephs II., dessen hundertjähriges Gedächtniß in zwei Jahren gefeiert werden wird, hat den Evangelischen in Oesterreich neben dem vollen Staatsbürgerrecht nur die Freiheit eines stillen Gottesdienstes gewährt und in Tirol und Ungarn niemals Geltung erhalten. Ja sogar die Bundesacte von 1815 hat nur verordnet, daß die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien keinen Unterschied der bürgerlichen und politischen Rechte begründe, und das Revolutionsjahr 1848

hat hinzukommen müssen, um den österreichischen Protestanten das Recht zu verschaffen, anstatt bloßer Bethäuser wirkliche Kirchen mit Thürmen und Glocken zu erbauen. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß evangelische Unterthanen unter Regierungen römischen Bekenntnisses sich übler befanden, als umgekehrt. Denn eben so gewiß, als die römische Kirche durch ihr Princip, weil sie sich eben für die alleinseligmachende hält, genöthigt ist, intolerant zu sein, muß die evangelische Kirche Toleranz üben, weil sie doch auch den Angehörigen anderer christlicher Bekenntnisse die Möglichkeit zum Heile zu gelangen nicht abspricht. Und eben so natürlich ist es, daß unter der Regierung geistlicher Fürsten die evangelischen Unterthanen jenen Druck ganz besonders schwer empfanden. Ein solches geistliches Fürstenthum war nun das Erzbisthum Salzburg.

Dieses deutsche Reichsland umfaßte in der Zeit vor der Emigration auf 180 Qu.-M. 250,000 Einwohner. Nach dem westphälischen Frieden war es neben den drei geistlichen Kurfürstenthümern, Mainz, Köln und Trier, das einzige deutsche Erzbisthum geblieben. Und sein Erzbischof war mit mancherlei werthvollen Vorrechten ausgestattet. Er durfte den Adel verleihen, Geld prägen und Zölle erheben, führte auf dem Reichstage, abwechselnd mit den Erzherzögen von Oesterreich, das Directorium des Fürstencollegiums und auf der geistlichen Fürstenbank den Vorsitz, seine Gesandten gingen den Fürsten in Person vor, und er wurde von kaiserlicher Seite „Ew. Liebden" titulirt, während die übrigen geistlichen Kurfürsten sich mit der Anrede „Ew. Andacht" begnügen mußten. An Macht und Ansehen also, seinen Willen durchzusetzen, fehlte es ihm nicht. Nun hatten sich bekanntlich um die Zeit des Augsburger Religionsfriedens (1555) neun Zehntel aller Deutschen der Reformation zugewandt. Wie in Baiern und Oesterreich, so hatte sie auch in Salzburg Eingang gefunden. Anhänger jener von der römischen Kirche geächteten Männer, welche man als Reformatoren vor der Reformation bezeichnet hat, Waldenser und Hussiten, hatten sich in die [illegible]lzburgischen Berge geflüchtet und ihr dort den Weg bereitet. Im Jahre [illegible] Freund und Gönner Luthers, Johann vo[illegible] gebürtig, Hofprediger des Erzbischofs und blieb es bis zu seinem 1524 erfolgten Tode. Seine mystischer Beschaulichkeit zugewandte Geistesrichtung vermochte es, mit dem römischen Kirchenthume sich zurecht zu finden, und er trat der Reformation äußerlich nicht bei; aber seine weitverbreiteten, von evangelischem Geiste durchdrungenen Erbauungsschriften halfen ihren Ideen Eingang verschaffen. Und die Bauern und Bergleute Salzburgs horchten gern den Predigten, welche ein Sohn ihres Standes so hell und gewaltig aus Wittenberg erschallen ließ; und selbst in der Residenzstadt des Erzbischofs bekannten sich viele Bürger, und gerade die reichsten und angesehensten, zu Luthers Lehre.

Aber schon hatte jener Orden, welcher zuerst der Bekehrung der Heiden zur römischen Kirche sich hatte widmen wollen, dann aber in der Zurück-

bekehrung der evangelischen Ketzer eine nähere und wichtigere Pflicht erkannte, sein Werk der Gegeyreformation in Angriff genommen. Von ihrem Geiste ergriffen, befahl der Erzbischof Wolfgang Dietrich von Raitmann, gleich nachdem er 1587 den bischöflichen Stuhl bestiegen hatte, daß alle seine Unterthanen entweder zur römischen Kirche sich bekennen oder das Land verlassen sollten. Schon damals, sowie unter Wolfgang Dietrichs Nachfolger, wanderten viele Evangelische aus, während die Zurückbleibenden sich den äußeren Formen des Gottesdienstes der römischen Kirche bequemten und in der Stille ihren evangelischen Glauben zu hegen und zu pflegen fortfuhren. Einige nachfolgende mildere Herren ließen sie dabei auch gewähren, bis 1668 Maximilian Gandolf folgte. Wie damals viele deutsche Fürsten und Fürstchen in Ludwig XIV., der sich gern den Großen nennen ließ, ihr höchstes Vorbild erkannten, so schienen auch den neuen Erzbischof die Lorbeeren nicht schlafen zu lassen, welche der französische König durch Verfolgung seiner evangelischen Unterthanen sammelte. Im Jahre 1684, ein Jahr vor der Aufhebung des Edictes von Nantes, entdeckte man, daß die lutherische Lehre in dem Teffregger Thal eine besonders große Zahl von Anhängern gefunden hatte. Der Erzbischof ließ mehrere von ihnen gefänglich einziehen und auf das Härteste behandeln. Nach ihrer Freilassung mußten sie ein Glaubensbekenntniß ablegen; und als sie darauf die durch den westphälischen Frieden ihnen zugesicherte Erlaubniß auszuwandern erbaten, wurden zuerst noch Bekehrungsversuche mit ihnen angestellt, indem man ihnen ihre Bergarbeit nahm, ihre väterlichen Erbgüter ihnen entzog und deren Verkauf untersagte, ihre evangelischen Bücher und Schriften verbrannte und sie vierzehn Tage lang bei Wasser und Brod schwere Zwangsarbeit thun ließ. Einige ließen sich dadurch einschüchtern und schworen den evangelischen Glauben ab. Andere entflohen heimlich und unter Zurücklassung ihrer Habe mit Weib und Kind. Die standhaft Gebliebenen wurden sammt ihren Frauen mit Gewalt zum Lande hinausgestoßen, mußten aber ihre Güter und Kinder zurücklassen, damit letztere katholischen Familien oder Instituten zur Erziehung übergeben würden. Unter den mehr als tausend Vertriebenen, welche so in dem kalten Winter 1684—85 ihre Heimat hatten verlassen müssen, befand sich auch jener Joseph Schaidberger aus Dürrnberg bei Hallein, welcher als Verfasser nicht blos des berühmten Emigrantenliedes, sondern auch mehrerer belehrenden und erbaulichen Schriften bei seinen Glaubens- und Leidensgenossen in der Heimat und in der Fremde ein wohlverdientes Ansehen gewonnen hatte. Mehrmals hat er von Nürnberg aus, wo er mit seiner Hände Arbeit sich nährte und erst 1733 gestorben ist, sich wieder heimlich in seine lieben Berge gewagt und die Bedrängten zu geduldigem Ausharren ermahnt, aber vergeblich versucht, seine Kinder wieder zu erhalten. Man fragt billig: Gab es denn keine Behörde, keine Macht im deutschen Reiche, um seine Bürger gegen solche himmelschreiende Vergewaltigung zu schützen und den Reichsgesetzen Ansehen und Geltung zu verschaffen? Allerdings befand sich bei dem

Reichstage zu Regensburg das sogenannte Corpus evangelicorum als die Behörde, welche die Rechte der evangelischen Reichsstände und Unterthanen zu bewahren hatte, und man ließ es auch an Beschwerden über die Rechtsverletzungen, welche der Erzbischof sich hatte zu Schulden kommen lassen, nicht fehlen. Der aber meinte, die Bestimmungen des westphälischen Friedens litten hier gar keine Anwendung, weil die Verfolgten weder Lutheraner noch Reformirte, sondern nichts als gottlose Schwärmer und Rebellen seien. Und als evangelische Fürsten auf diese Anmaßung, mit welcher der römische Bischof zu entscheiden sich unterstand, was evangelisch sei und was nicht, fast allzu geduldig damit antworteten, daß sie von ihren Theologen den Glauben der Emigrirten prüfen und seine evangelische Correctheit bestätigen ließen, da hieß es wieder, das Teffregger Thal gehöre zum Theil zu Oesterreich und der Erzbischof werde sich nach dem Vorgange des Kaisers richten. Und der Kaiser erließ in der That eine Verordnung, wonach einem jeden, der durch beglaubigte Zeugnisse bewiese, daß er der Augsburger Confession oder der Lehre der Reformirten angehöre, die freie Auswanderung sammt seinen Kindern zu gestatten und nach Entrichtung der gesetzlichen Abzugsgebühren zur freien Verfügung über Hab und Gut auch die erforderliche Zeit zu gewähren sei; aber der Erzbischof und seine Beamten und Geistlichen fanden Mittel und Wege, die Wirkung dieser Verordnung für die bedrängten Salzburger zu vereiteln. Einen kürzeren Weg zum Ziele versuchte auch in diesem Falle der großе Kurfürst. Schon am 12. Februar 1685 richtete er an den Erzbischof ein energisches Schreiben. Er nahm sich darin der armen Emigrirten auf das wärmste an, gab dem Bischof zu bedenken, wie sein Verfahren schwerlich der römischen Kirche die Herzen gewinnen werde, wohl aber mit der Verfassung und den Fundamentalgesetzen des Reiches in entschiedenstem Widerspruch stehe und ganz geeignet sei, evangelische Reichsstände zu gleichen Maßregeln gegen ihre römisch-katholischen Unterthanen zu veranlassen. Auch das half nichts. Die Vertriebenen, die eben erst als rebellische Schwarmgeister verleumdet worden waren, mußten nun wieder gute Lutheraner sein, und der Erzbischof hatte die Stirne, sich darüber verwundert zu stellen, daß ein reformirter Fürst ihrer sich anzunehmen wage, die doch in einigen Dingen den Katholiken näher ständen. Die Gefahr möglicher Repressalien aber, auf welche der Kurfürst hingedeutet hatte, fürchtete man nicht, weil man mit gutem Grunde sich darauf verlassen konnte, daß evangelische Obrigkeiten gegen ihre römisch-katholischen Unterthanen sich niemals erlauben würden, was römischerseits über die protestantischen Salzburger verhängt worden war. Man wußte eben schon damals, was neuerdings mit cynischer Offenheit ausgesprochen worden ist: Eure Schwäche ist, daß die evangelische Kirche ihrer Natur nach tolerant sein muß, und unsere Stärke, daß die römische nicht tolerant sein darf. So weit freilich ging auch der Erzbischof von Salzburg noch nicht, daß er die Verbindlichkeit deutscher Landes- und Reichsgesetze, insbesondere des westphälischen Friedensinstrumentes, darum geleugnet hätte, weil der Papst ihnen seine Bestätigung versagt habe.

Nachdem Maximilian Gandolf 1687 gestorben war, hatten die evangelischen Salzburger unter seinen minder eifrigen Nachfolgern vierzig Jahre lang leidliche Ruhe. Aber 1727 kam Leopold Anton Eleutherius von Firmian zur Regierung. Er war ein gelehrter Herr, dem auch eine gewisse Gutmüthigkeit nachgerühmt wird. Aber er war ein Freund des Bechers und der Jagd, unterhielt auch standesgemäß eine Maitresse. Das alles kostete Geld, und man hat behauptet, daß das Verlangen nach den Strafgeldern und Abzugsgebühren seiner evangelisch gesinnten Unterthanen nicht ohne Antheil an seinem Verfolgungseifer gewesen sei. Seinen Hauptgrund aber hatte dieser offenbar darin, daß der Erzbischof, nicht obgleich, sondern eben weil ihm alles tiefere religiöse Verständniß und Interesse fehlte, durch Herstellung einer festen und gleichmäßigen äußerlichen kirchlichen Ordnung sich Ruhe verschaffen wollte und dieses Ziel auch mit äußeren Maßregeln leicht erreichen zu können meinte. So rief er denn bairische Jesuiten in's Land, welche Missionen in's Werk setzten. Die Theilnahme der Unterthanen am Kirchenbesuch, an Processionen und Wallfahrten, an Rosenkranzbeten wurde strenge überwacht und wer in einem dieser Stücke sich lässig zeigte, als des evangelischen Glaubens verdächtig verfolgt. Das eigentliche Schiboleth der kirchlichen Correctheit bildete der 1728 von Papst Benedict XIII. anbefohlene Gruß: „Gelobt sei Jesus Christ!“ mit dem Gegengruße: „In Ewigkeit, Amen!“ An sich wäre ja dieser Gruß durchaus unverfänglich gewesen, und noch heute mag er auch einen Protestanten ansprechen, wenn er ihn in katholischer Gegend vernimmt. Aber der Papst hatte zugleich verheißen, daß einem Jeden für jeden solchen Gruß 200 Tage und für ein auf dem Sterbebette gesprochenes „Gelobt sei Jesus Christ!“ 2000 Jahre von den Qualen des Fegefeuers sollten abgezogen werden. Damit war jener Gruß mit einem römischen Aberglauben in eine Verbindung gebracht, welche einem aufrichtigen Protestanten seine Aneignung unmöglich machte. Die evangelischen Salzburger verweigerten ihn denn auch mit richtigem Bauerntrotz und wurden nun wieder als Rebellen verfolgt, ihrer Bücher beraubt, an Geld und Freiheit gestraft und in großer Zahl zur Flucht aus dem Lande genöthigt. Aber fortgesetztes Nachspüren ergab, daß ganze Gemeinden der verfolgten Lehre anhingen. Um das wuchernde Unkraut auszurotten, wurde jede Versäumniß der gottesdienstlichen Pflicht mit einer Geldstrafe belegt, die gesetzlich 5 Gulden 15 Kr. nicht übersteigen sollte, thatsächlich aber bis auf 100 Gulden gesteigert wurde, ja es ist überliefert, daß einer zu 100 Thalern Strafe verurtheilt worden ist, weil er in der Fastenzeit eine Wurstsuppe gegessen. Auf die von den Bedrängten wiederholt zu Regensburg erhobenen Klagen hatten sich die evangelischen Stände wiederholt mit dringender Beschwerde an den Erzbischof gewandt, als dieser sich endlich entschloß, eine Commission zur Untersuchung des Sachverhaltes niederzusetzen. Vor allem war zu ermitteln, wie viel Protestanten eigentlich in Salzburg seien. Sie wurden also aufgefordert, sich vor der Commission zu melden, offenbar in der Hoffnung,

daß nur wenige die natürliche Scheu der Landleute, eine öffentliche Erklärung oder gar etwas Schriftliches von sich zu geben, überwinden würden, und daß man dann die ganze Sache als eine Geringfügigkeit darstellen könne, die nicht der Rede und Beschwerde werth sei. Aber wie erstaunten die Herren Commissarien, als binnen drei Tagen 20,678 Personen sich als evangelisch hatten einzeichnen lassen, darunter 850 reiche Familien. Nun wurde es doch dem Erzbischof und seinen Rathgebern bange. Am 30. Juli 1731 erließ er eine ungewöhnlich gnädige Verordnung, in welcher er gründliche Untersuchung und Abstellung aller Beschwerden verhieß, dafür aber auch ermahnte, sich stille im Hause zu halten und alle Zusammenkünfte und Rottirungen zu unterlassen. Die dadurch hergestellte Beruhigung und gewonnene Zeit benutzte dann der Landesvater, um die am gefährlichsten scheinenden Punkte militärisch besetzen zu lassen und über sein Land einen factischen Belagerungszustand zu verhängen.

Denjenigen, welchen diese Maßregeln galten, blieb die ihnen drohende Gefahr nicht verborgen. Schon am 5. August kamen in dem Marktflecken Schwarzach im Goldegger Gericht gegen dreihundert evangelische Männer zusammen, um sich zur Bewahrung ihres Glaubens im Leben und Tod zu verbinden. Im 2. Buche der Chronik, Cap. 13, V. 5, heißt es, daß Gott mit David und seinen Söhnen einen „Salzbund" geschlossen habe. Denn bei alttestamentarischen Bundschließungen pflegte man Salz zu genießen, weil dieses, vermöge seiner erhaltenden Kraft, ein natürliches Symbol der Dauer und Beständigkeit ist. Darum gaben auch diese Salzburger ihrem Bündniß den Namen und die Form eines Salzbundes. Auf einem Tische, um welchen die Aeltesten saßen, stand ein Salzfaß. Alle Versammelten traten, Einer nach dem Andern, hinzu, tauchten einen Finger in das Salz, führten es zum Munde und schworen dann mit erhobener Rechten ihrem evangelischen Glauben treu zu bleiben bis in den Tod. Noch heute wird in dem Wirthshause zu Schwarzach die Tischplatte gezeigt, welche die Inschrift führt: „Das ist der nämliche Tisch, worauf die luterschen Bauern Salz geleckt haben im Jahre 1729" — es ist aber vielmehr 1731 gewesen. Sofort wurden einundzwanzig Aelteste und Vorleser an den Kaiser abgesandt, um persönlich dessen Schutz und Hilfe anzurufen. Aber außer zweien, die durch Baiern entkamen, wurden sie in Linz aufgegriffen und sodann in der Festung Hohensalzburg eingesperrt. Dagegen gelang es einer andern Deputation, in Regensburg die evangelischen Stände zu neuen fruchtlosen Beschwerden bei dem Erzbischof zu veranlassen, und zwei ihrer Mitglieder fanden über Kassel, wo sie mit dem König Friedrich von Schweden, einem geborenen Landgrafen von Hessen, in Unterhandlungen traten, die jedoch zu keinem Ziele führten, ihren Weg nach Berlin zu König Friedrich Wilhelm I. Dieser Monarch, den man gewohnt ist, in der Mitte seines Tabakscollegiums, oder an der Spitze seiner Wachtparade, oder als einen despotischen Vater gegenüber einem genialen Sohne sich zu denken, war gleichwohl ein nicht blos

charakterfester, sondern auch weitblickender und hochherziger Fürst, welcher in jener Zeit, da man an den meisten deutschen Höfen seine Ehre darin suchte, die Liederlichkeit des französischen nachzuäffen, in seiner Einfachheit, Sparsamkeit und ehrenfesten protestantischen Zucht, um ein von ihm selbst ausgegangenes geflügeltes Wort zu gebrauchen, als ein „Rocher von Bronze“ dasteht. Schon hatte er die Proteste und Beschwerden seines großen Ahnherrn über das den salzburgischen Protestanten widerfahrene schreiende Unrecht öfter wieder aufgenommen. Vorsichtig, wie er war, ließ er jetzt die vielfach verdächtigten Salzburger erst von seinen Theologen auf die Reinheit ihres evangelischen Glaubens prüfen. Als sie aber diese Prüfung bestens bestanden hatten, entließ er sie mit dem Bescheide, er wolle, wenn auch gleich etliche Tausend von ihnen in sein Land kommen würden, sie alle aufnehmen, ihnen Haus und Hof, Aecker und Wiesen geben und ihnen als seinen eigenen Unterthanen begegnen; zugleich wurden sie zur Rückreise nach Regensburg mit den nöthigen Geldmitteln ausgestattet.

Unterdessen fuhr man in Salzburg fort, die friedlichen Leute, die an keinen Aufstand dachten, selbst ihre Stutzen ohne Widerstand sich abnehmen ließen, als Rebellen zu behandeln, ja der Erzbischof bat sich zu ihrer Ueberwältigung österreichische Militärhilfe vom Kaiser aus. Dieser aber erließ vielmehr am 26. August 1731 ein Manifest, welches den Salzburgern Erledigung ihrer Beschwerden verhieß, wenn sie sich ruhig verhielten und ihre Klagen auf dem ordentlichen Wege vorbrächten. Der Erzbischof ließ es gar nicht zur Kunde seiner Unterthanen gelangen; und da nun die vom Kaiser erwarteten Beschwerdeschriften selbstverständlich ausblieben, so wurde auch er verdrießlich und gestattete, daß zunächst das Dragonerregiment des Prinzen Eugen, der von diesem Bütteldienst seiner Soldaten sehr wenig erbaut war, am 22. September in Salzburg einrückte. Die Dragoner wurden bis zur Zahl von 50 Mann in die Häuser und Höfe der Evangelischen einquatiert, besorgten aber doch, da sie großentheils selbst Protestanten waren, das saubere Geschäft nicht mit der gewünschten Härte und Raffinirtheit und wurden daher durch gutkatholische Kürassiere ersetzt, die nun das Bekehrungswerk ganz nach dem Vorbilde von Ludwigs XIV. Dragonaden betrieben. Das Geschrei der wehr- und hilflos Unterdrückten, deren Vergewaltigung auch die Glaubenslehre der römischen Kirche zu den vier himmelschreienden Sünden rechnet, drang nicht vergeblich zu den Ohren des Corpus evangelicorum. Die evangelischen Stände forderten energisch, daß der Erzbischof ihren Glaubensgenossen entweder freiere Religionsübung oder freien Abzug unter den gesetzlichen Normen gestatte. Und nun antwortete Firmian mit jenem famosen Emigrationsmanifest, welches er, wie zum Hohn auf den Gedächtnißtag der Reformation, am 31. October 1731 veröffentlichte. Es schlug den reichsgesetzlichen Bestimmungen des westphälischen Friedens geradezu in's Angesicht. War dort von einem Auswanderungsrecht die Rede, so wurde hier die Auswanderung allen evangelischen Salzburgern unter Androhung

von Leibes- und Lebensstrafen zu einer grausamen Zwangspflicht gemacht. War dort für die, welche ihren Entschluß auszuwandern kundgegeben hatten, eine Vorbereitungsfrist von drei Jahren ausbedungen, so sollten jetzt alle Nichtansässigen, Arbeiter und Tagelöhner, Knechte und Mägde, sowie alle irgendwie im erzbischöflichen Dienste Beschäftigten, binnen acht Tagen auswandern, und nur den Ansässigen wurde nach Maßgabe ihres geringeren oder größeren Vermögens eine Frist von einem bis zu drei Monaten gewährt. Der Ruf der Entrüstung, welcher sich gegen diese brutale Gewaltthat erhob, bewirkte wenigstens so viel, daß für die Ansässigen der Auswanderungstermin auf den Georgstag, also den 23 April, 1732 verlegt, auch sonst Einzelnes gemildert wurde. Aber schon in den Schlußmonaten des Vorjahres waren zuerst 800, dann 500 gewaltsam ausgetrieben worden, ohne daß man ihnen Zeit gelassen, ihren festen Besitz zu veräußern, ihre bewegliche Habe und ihre Familienglieder zu sammeln. Und noch nach der Publicirung der mildernden Verordnung übte man dieselbe Härte gegen die Nichtansässigen, deren drittehalb Tausend im Januar und Februar 1732 in die grimmige Winterkälte hinausgestoßen wurden.

Die evangelische Welt blieb von den Leiden ihrer Glaubensgenossen nicht ungerührt. In die zu Regensburg errichtete Emigrantenkasse flossen aus den evangelischen Ländern Deutschlands, aus England, Holland, Dänemark, Schweden fast eine Million Gulden (888,381) zusammen. Vor allem aber gab jetzt König Friedrich Wilhelm seiner früher im Allgemeinen ausgesprochenen Einladung durch ein Patent vom 2. Februar 1732 bestimmtere Gestalt. Er wollte die Salzburger, welche seiner Einladung zu folgen gesonnen seien, als seine Unterthanen angesehen wissen und verlangte vom Erzbischof freien und unverkümmerten Abzug, von den Regierungen, deren Gebiet sie zu passiren hatten, freien Durchzug für sie. Er bewilligte jedem Mann täglich 4 Gr., jeder Frau und Magd 3, jedem Kinde 2, was damals wohl das Dreifache des Werthes bedeutete, den heutzutage ein solcher Zehrpfennig haben würde. Endlich ordnete der König einen besonderen Commissar ab, der den Auswandernden mit Rath und That zur Hand sein, ihre Rechte wahren, ihre verschiedenen Züge eintheilen und dirigiren sollte. Seine Einladung fand in Salzburgs Bergen das freudigste Echo. Und nun wurde es dem Erzbischof und seinen Gesinnungsgenossen doch bange um eine herandrohende Verödung des Landes. Aber es war zu spät! Der gewaltigen Bewegung war weder durch freundliches Zureden, noch durch Gewalt mehr Einhalt zu thun. Im Gerichte Radstadt wanderten 3962 Personen aus und nur 442 blieben zurück, im Gerichte Werffen blieben von 500 ansässigen Bauern 7 übrig. Umsonst kam jetzt der Erzbischof mit dem überschlauen Vorwurf, daß Preußen ihm seine Unterthanen zur Abtrünnigkeit verleitet habe; es war nur die alte, aus der Fabel her bekannte Anklage des Wolfes, dem das weiter unten am Bache stehende Lamm das Wasser getrübt haben sollte. Um den festgesetzten Termin des Georgstages 1732 verließen gegen

14,000 Salzburger ihre Heimat. Im Ganzen betrug die Zahl der Emigranten mindestens über 22,000, wahrscheinlich gegen 30,000. Einige ließen sich in Holland, andere in Schweden, eine größere Zahl im Württembergischen nieder; in den Jahren 1733 und 34 fuhren neunundneunzig nach Amerika hinüber und gründeten an der Grenze von Südcarolina und Georgia die Colonie Ebenezer. Bei weitem die Meisten aber folgten der Einladung nach Preußen. Dorthin hat der königliche Commissar Göbel vom 1. April 1732 bis zum 7. Mai 1733 in 32 Zügen 20,694 Salzburger dirigirt. Aber wenn sie nun auch ihre Heimat in der bestimmten Aussicht verlassen konnten, in der Ferne eine neue Heimat zu finden, so blieb doch der Abschied noch schwer genug. Sie wurden von Eltern, Geschwistern, Kindern getrennt, welche ihre Verbindung mit katholischen Familien in der Heimat nicht aufgeben wollten; auch wurden vielen Auswanderern ihre Kinder mit List oder Gewalt vorenthalten. Sie wurden im eilenden Drange ihres Auszuges mannigfaltig geschädigt an Hab und Gut, und hatten neben den Plackereien der Beamten den Hohn ihrer andersglaubenden Landsleute zu erdulden. Und wer bedenkt, wie innig gerade das Herz des Gebirgsbewohners an seinem heimatlichen Boden hängt, der wird leicht ermessen, wie den treuen Salzburgern ihr Herz bluten mußte, als sie ihren lieben Bergen das letzte Lebewohl zuriefen. Und so rollt denn die Geschichte der Salzburger Emigration von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende ein ergreifendes Leidensbild aus der evangelischen Diaspora vor uns auf.

Aber auch als ein erhebendes Lebensbild stellt sie sich uns dar. Daß die Ausgewanderten in Ländern römischen Bekenntnisses nicht mit besonderer Freundlichkeit aufgenommen wurden, darf uns nicht Wunder nehmen, doch fehlte es auch da nicht an Solchen, die sich lieber den barmherzigen Samariter als den Priester und Leviten zum Vorbilde nahmen. Aber auch von evangelischer Seite wurde ihnen hie und da mit Mißtrauen begegnet. Es bewährte sich eben an diesen als bösartige Schwärmer und Rebellen verlästerten stillen und friedlichen Leuten das alte Wort, daß auch von der unbegründetsten Verleumdung an dem Verleumdeten immer etwas hängen bleibt. Aber als man nun sah, wie ihr Glaube durch die schwersten Opfer sich bezeugte, da mußte man doch vor allem anerkennen, daß dieser Glaube jedenfalls existiren müsse. Und bei näherer Prüfung überzeugte man sich, daß diese Emigranten, obwohl sie großentheils weder lesen noch schreiben konnten, doch in den wesentlichen Heilslehren des Evangeliums sehr wohl gegründet und in den Geschichten und Lehren der heiligen Schrift trefflich bewandert waren. Ganz besonders aber sprach zu ihren Gunsten die Art, wie ihr Glaube in ihrem Leben sich bethätigte. Ihr schlichtes, stilles und ordentliches Wesen, ihr anspruchsloses und sittsames Verhalten, ihre brüderliche Einigkeit und wechselseitig fürsorgende Treue und nicht zum wenigsten ihre lieblichen geistlichen Lieder — das Alles gewann ihnen die Herzen. Und nicht lange, so glichen ihre Züge einem Triumphzuge. Wo sie durchzogen, fanden sie

freundliche Aufnahme und Unterstützung und insbesondere zeigte sich Sachsen des Ruhmes würdig, das Mutterland des Protestantismus zu sein. In den Städten, in welchen sie eine längere Rast zu halten hatten, wurde ihnen ein festlicher Empfang bereitet. Zu ihrer Sammlung und Erbauung wurden theils außerordentliche Gottesdienste eingerichtet, theils die ordentlichen zu ihren besonderen Verhältnissen in Beziehung gesetzt. Und wie freuten sich die armen Emigranten, wenn sie nun zum erstenmal in großen und schönen, mit Thürmen und Glocken ausgestatteten Kirchen das reine Evangelium frei und öffentlich verkündigen, ihre alten lieben Lieder von einer zahlreich versammelten Gemeinde singen hörten, wenn sie draußen auf der Straße statt Spott und Verhöhnung die freundlichen Grüße evangelischer Brüder und Schwestern vernahmen, wenn sie dann als willkommene Gastfreunde in Häuser eintraten, deren Bewohner nicht umsonst die apostolische Mahnung vernommen hatten: „Herberget gerne, und nehmet euch der Heiligen Nothdurft an!"

Als der erste Pilgerzug am 29. April 1732 in Potsdam ankam, stellte der König selbst mit Einigen eine Prüfung ihres Glaubens an, und da diese sehr befriedigend ausfiel, tröstete er sie durch den Zuspruch: „Ihr sollt es gut haben, Kinder, ihr sollt es gut bei mir haben." Einem zweiten Zuge begegnete er am 25. Juni, zu Wagen von Berlin kommend, in der Nähe von Zehlendorf auf der Landstraße. Er ließ die Pilger an sich vorüberziehen, redete Einzelnen freundlich zu und bat sie dann, ihm das Lied von Weingärtner zu singen: „Auf meinen lieben Gott trau ich in Angst und Noth." Auf die Antwort des Commissars aber, daß den Salzburgern die Melodie nicht bekannt sei, sang der König selbst das Lied mit lauter Stimme vor, in welches nun die Pilger in freudiger Rührung einstimmten und es im Vorüberziehen zu Ende sangen, worauf der König mit einem herzlichen: „Reiset mit Gott!" sich von ihnen verabschiedete. — Erzbischof Firmian hatte sich einst im Rausche verheißen, er wolle die Ketzer aus seinem Lande ausrotten, und wenn gleich Dornen und Disteln auf den Aeckern wachsen sollten. Dieses Urtheil, welches er selbst über sein Land heraufbeschworen, schien jetzt in Erfüllung zu gehen: während Salzburg vor der Emigration 250,000 Einwohner hatte, zählt es heute keine 200,000 mehr; der König von Preußen aber gewann in den Emigranten über 20,000 geschickte, arbeitsame und dankbar treue Unterthanen. Und noch größer war der geistliche Segen, welchen sie mitbrachten. Von der Gluth ihres Glaubens entzündet, flammte in manchem evangelischen Herzen das schon verglimmende Docht des Glaubens kräftig wieder auf. Man lernte die köstliche Perle wieder schätzen, für welche die Salzburger Alles hingegeben hatten, und den Werth eines gesicherten und wohlgeordneten kirchlichen Lebens, welches man nur darum nicht gehörig gewürdigt hatte, weil man es als etwas überall Selbstverständliches ansah. Auch die Lieder der Salzburger weckten ein einstimmiges Echo, vor allen Schaidbergers Emigrantenlied, welches nur in seiner ursprünglichen naiven Volksmundart noch herziger und rührender lautet, als in hochdeutscher Form:

Ich bin ein armer Exulant,
Also muß ich mich schreiben,
Man thut mich aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiben.

Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein,
Es ist Dir auch so gangen,
Jetzt soll ich Dein Nachfolger sein,
Mach's, Herr, nach Deinem Verlangen.

Ein Pilgrim bin ich auch nunmehr,
Muß reisen fremde Straßen:
Drum bitt' ich Dich, mein Gott und Herr,
Du woll'st mich nicht verlassen.

Ach steh' mir bei Du starker Gott,
Dir hab' ich mich ergeben,
Verlaß mich nicht in meiner Noth,
Wenn's kosten sollt mein Leben.

Den Glauben hab' ich frei bekennt,
Des darf ich mich nicht schämen;
Ob man mich einen Ketzer nennt
Und thut mir's Leben nehmen.

Ketten und Band war mir ein Ehr,
Um Jesu willen zu dulden;
Denn dieses macht die Glaubenslehr
Und nicht mein bös Verschulden.

Ob mir der Satan und die Welt
All mein Vermögen rauben;
Wenn ich nur diesen Schatz behalt,
Gott und den rechten Glauben.

Herr, wie Du willst, ich geb mich drein,
Bei Dir will ich verbleiben,
Ich will mich gern dem Willen Dein
Geduldig unterschreiben.

Muß ich gleich in das Elend fort,
So will ich mich nicht wehren,
Ich hoffe doch, Gott wird mir dort
Auch gute Freund' bescheren.

Nun will ich fort in Gottes Nam'n;
Alles ist mir genommen;
Doch weiß ich schon, die Himmelskron'
Werd ich einmal bekommen.

So geh' ich heut von meinem Haus,
Die Kinder muß ich lassen.
Mein Gott, das treibt mir Thränen aus,
Zu wandern fremde Straßen.

Ach führ mich, Gott, in eine Stadt,
Wo ich Dein Wort kann haben,
Damit will ich mich früh und spat
In meinem Herzen laben.

Soll ich in diesem Jammerthal
Noch lang in Armuth leben,
Gott wird mir dort im Himmelssaal
Ein' besser' Wohnung geben.

Wer dieses Liedlein hat gemacht,
Der wird hier wohl genennet,
Des Papstes Lehr hat er veracht,
Und Christum frei bekennet.

Joseph Schaidberger.

Aber die Salzburger haben nicht blos selbst gedichtet, sie haben auch durch ihre Erlebnisse zu einem der vollendetsten Werke deutscher Dichtung den Anlaß gegeben. Unter dem Titel „Das liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten" ist zu Leipzig 1732 ein Schriftchen erschienen, in welchem S. 31—36 folgende Erzählung zu lesen ist: „In Altmühl, einer Stadt im Oettingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heirathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städchen passiren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefället, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehn wolle, dieselbe zu heirathen; erkundigt sich dahero bei denen andern Salzburgern nach dieses Mädchens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurücke gelassen. Hierauf geht dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehlichen vermahnet, so hätte er sich nunmehr eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sei, sagt er ihm, es wäre eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wollte, würde er niemalen heirathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowol dem Sohne als auch der Emigrantin zum Besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben, und es dem Sohn in seinen Gefallen stellen. Dieser geht sofort zu seiner Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, ganz wohl. Er versetzet weiter: ob sie wohl bei seinem Vater dienen wollte? Sie sagt: gar gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm

treu und fleißig zu dienen, und erzählet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Küh melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater präsentiret. Dieser fragt das Mädchen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heirathen wolle? Sie aber nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie vexiren und antwortet: Ei, man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeuget, erkläret sie sich: Wenn es denn Ernst sein sollte, so wär sie es gar wohl zufrieden, und sie wolle ihn halten, wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehepfand reichet, greifet sie in den Busen und sagt, sie müsse ihm doch auch wohl einen Mahlschatz geben, womit sie ihm ein Beutelchen überreichet, in welchem sich 200 Stück Ducaten befunden."

Es ist jetzt von den Kennern der Goethe-Literatur anerkannt, daß Goethe in dieser Erzählung die Grundlage für *Hermann und Dorothea* gefunden hat. Den minder poetischen Zug von den 200 Ducaten hat er freilich weggelassen Sonst aber hat er auch hier seine wunderbare Fähigkeit bewährt, auch die kleinsten Züge zur allgemeinen Weihe zu führen und das Wirkliche wie im Handumdrehen in die verklärende Sphäre der idealen Kunst zu erheben.

Goethe hat mit dichterischer Freiheit seinem lieblichen Idyll die weltbewegenden Stürme der französischen Revolution zum dunkeln, ernsten Hintergrunde gegeben. Die Aufgabe eines geschichtlichen Aufsatzes dagegen ist, die Ereignisse so darzustellen, wie sie auf ihrem ursprünglichen Boden sich zugetragen haben. Möge dem vorstehenden Versuche gelungen sein, was er beabsichtigte: von der leidens- und lebensvollen Salzburger Emigration ein getreues und lebendiges Bild zu geben und damit zugleich ein deutlich redendes Zeugniß von der hochherzigen und umsichtigen Kirchenpolitik der Hohenzollern.

Anton Rubinstein.

Von

H. Ehrlich.

— Berlin. —

Ist das gesteigerte und immer sich mehrende Bedürfniß nach unmittelbarster Aufregung die Ursache der übergroßen Vorliebe für Musik, bei welcher alle anderen Künste vernachlässigt oder doch viel weniger beachtet bleiben? Oder ist die Tonkunst in der That ein so übermächtiges culturhistorisches Moment, daß es alle anderen zurückdrängt: hat sie eine derartige ethische Bedeutung, daß ihre Pflege die der anderen Künste entbehren läßt, so zu sagen dieselbe mit in sich einschließt? Diese Fragen drängen sich jedes Mal hervor, wenn man irgend welcher bedeutenden Erscheinung in der Musikwelt Betrachtungen widmen will. Sie hier zu erörtern ist schon deshalb nicht möglich, weil diese Studie glücklicherweise mit einem wirklichen Wesen von Fleisch und Bein zu thun hat, das thatsächlich componirt und Clavier spielt, während jene Fragen aus dem Abstracten größtentheils wieder in Abstractes gelangen, und an den Thatsachen kein Jota ändern; jeder bedeutende Künstler leistet nur, wozu ihn seine Anlagen, seine Entwicklung und in letzter Instanz seine Selbsterkenntniß, nicht sein Wollen, bestimmen; seine Ansichten und Absichten haben hierbei nur insofern Bedeutung, als sie aus den Anlagen und dem Entwicklungsgange entspringen. Und was der Unbedeutende leistet, ist für Kunstanschauungen und Prinzipien höchst gleichgiltig; ob er keusche Gesinnungen hegt, oder ob bacchantisches Feuer in seinem Busen lodert, er komponirt und spielt darum nicht besser. Er wird je nach seinen Neigungen, vielleicht auch nach seinen Interessen, dort hypokritisch der Tugend, der Gesetzlichkeit huldigen, oder hier cynisch die Natur des Menschen und deren Befreiung vom Conventionellen mit großer Emphase verkündigen; sein künstlerisches Können wird darob weder dort noch hier gehoben.

Nichtsdestoweniger können die oben angeführten Fragen nicht ganz ignorirt werden. Denn sie drängen sich nicht blos dem Betrachtenden auf, sondern sie stehen fast bei allen Beurtheilungen, den rein wissenschaftlichen, den der Tageskritiken, und bei den in Kunst- oder Salon-Gesprächen vorkommenden im Vordergrunde. Die ‚Idee', die ethische Grundlage, die Tendenz das reine Kunstfeuer, die sittliche Haltung: anderseits die Befreiung der Kunst von ästhetischer Polizei, vom hergebrachten Formenwesen, die Beseitigung der absoluten Musikmacherei, das Recht des Genius, der Selbstzweck des Menschenthums, der Mensch in seiner Urschöne, la bohême artistique, und wie alle die Dinge noch heißen mögen, sie geben gar oft den Maßstab für die Beurtheilung der künstlerischen Leistung, mehr als die eigentlichen Kunstgesetze. Stichworte sind nur zu oft die Grundlagen der Urtheile, und das Können, das künstlerische Vermögen, kommt da erst in zweiter Reihe. Daß nun das viel lesende Publikum in solcher Weise urtheile, kann nicht verwunderlich, auch nicht tadelnswerth erscheinen. Eine andere Frage ist die, ob die Künstler selbst sich dem schreibenden Parteiwesen anschließen, es unterstützen, ob sie das Kunstwerk als Ausfluß einer geistigen und entwickelten Anlage betrachten sollen oder als Product der Tendenz, die sich zur eigenen Geltendmachung der Farben oder der Klänge bedient? Die sittliche Bedeutung der Kunst leugnen ist unsinnig, denn jedes Kunstwerk ist der Ausfluß der Zeit-Ideen, die der Künstler, je nach seinen Anlagen (nicht nach seinem Wollen) läutert und höher trägt, oder trübt und erniedrigt. Aber die sittliche Bedeutung als Maßstab für die Beurtheilung des Kunstwerkes anzunehmen, ist ein größerer Unsinn. Jedes wahrhaft bedeutende Kunstwerk befördert die Sittlichkeit insofern, als es den Geist vom Gemeinen abzieht und zum Zusammenfassen alles Denkens auf einen ästhetischen Gegenstand zwingt, dessen Endzweck eben das Nützliche nicht ist; jedes Kunstwerk unterliegt Gesetzen, die sich aus der Natur der Kunst, der es angehört, selbstständig entwickelt haben, die immer und immer erweitert, niemals ganz umgestoßen werden können. So lange diese Anschauungen einigermaßen festgehalten werden, so lange man versucht nicht blos von oben nach unten Aesthetik zu decretiren, sondern von unten nach oben aufsteigend Gesichtspunkte zu gewinnen, so lange wird man auch einen Maßstab für die Erscheinungen in der Kunstwelt finden und handhaben können[1]); von dem Augenblicke an, als man an die Beurtheilung der Kunstwerke mit vorgebildeten Begriffen herantritt, die nicht aus den reinen Merkmalen der Kunst selbst gebildet sind, geräth man in eines der zwei großen Lager, in welche wir jetzt das musikalische Deutschland zersplittert sehen, davon jedes für sich das rechte Kunst-Princip in Anspruch nimmt. Für den Verfasser dieser Studie, der eben in keinem der Lager Dienste genommen und seine Unabhängigkeit vollständig gewahrt hat, ist es eine angenehme Aufgabe, den

[1]) Vergleiche Kants „Kritik der Urtheilskraft" über den Geschmack § 13 und 16, und Fechners vortreffliche „Vorschule der Aesthetik", Seite 4—7.

Leser zu einigen Betrachtungen über einen genialen Tonkünstler anzuregen, der ebenfalls, sowohl als Componist wie Clavierspieler, als Parteiloser dasteht, von keiner Partei unterstützt wird, ohne irgend welchen vorgefaßten Grundsatz nur den Regungen seines künstlerischen Naturells folgt, und seine glänzenden Erfolge nur den Leistungen und einer außerordentlich interessanten Persönlichkeit verdankt: Anton Rubinstein.

Ein Künstler, der schon als Knabe überall ungemeines Aufsehen erregte, und der nun als Mann seit etwa fünfundzwanzig Jahren, sowohl als ausübender, wie als schaffender Musiker, große und erfolgreiche Thätigkeit entwickelt, ist eine Erscheinung, werth, daß man sich eingehend mit ihr beschäftige, und sie nach allen Seiten hin prüfe, die Schwächen nicht verschweige, aber auch das Gute gebührend und mehr hervorhebe, als bisher geschehen ist. Denn während Rubinstein als Pianist allüberall höchster Anerkennung und prüfungslosem Enthusiasmus begegnet, steht er als Componist oft bedingungslos verwerfender Kritik gegenüber. Und daher wird diese Studie sich noch mehr mit dem Componisten beschäftigen, als mit dem ausführenden Musiker, dem neues Lob wenig Noth thut.

Es ist eine höchst interessante und bedeutsame Erscheinung, daß die Lehrer unseres Künstlers einer anderen Richtung angehörten, als er selbst vertritt. Herr Villoing, der ihm ersten Clavierunterricht gab, war gewiß ein recht tüchtiger Musiker, aber es ist kein Anzeichen von ihm geblieben, daß er ein glänzender Spieler gewesen, oder daß er der Ausbildung der Technik solch gründliche und ausgedehnte Lehrthätigkeit widmete wie Clementi und Czerny zu ihrer Zeit. Dehn, bei welchem Rubinstein Composition studirte, war nichts weniger als ein schwungvoller „Tondichter", aber ein ausgezeichneter und sehr gründlicher Lehrer des Contrapunktes, der für andere Formen als die strengen wenig oder gar keine Sympathien hegte, und gegenüber der neuen Schule, zu welcher er Schumann, ja theilweise sogar Mendelssohn rechnete, eine gleichgiltige, wenn nicht ablehnende Haltung beobachtete. Nun besitzt aber Rubinstein als Pianist die weitest ausgebildete, die umfassendste Technik, als hätte er des größten Virtuosen Unterricht genossen; ja sein Vortrag erinnert oft am meisten an den Lißts[1]); aber als Contrapunktist wird er auch von seinen wärmsten Freunden nicht als einer aus der Dehn'schen Schule erkannt werden, und wäre vielmehr als von einem „Modernen" gebildet zu betrachten. So sehen wir auch hier die alte Erfahrung bewährt, daß starke und reich angelegte Naturen ihren eigenen Weg gehen, und in ihrer Entwicklung durch äußere Einflüsse nur wenig bestimmt werden, vielmehr das Aeußere sich unterthan machen. Rubinstein widmete sich bis zum sechzehnten

[1]) Ist es nicht sonderbar, daß gerade die bedeutendsten Schüler Lißts, Bülow und Tausig, bei all' ihren hochkünstlerischen Leistungen doch nur wenig bieten, was direct von ihrem Lehrer stammt, und ihre ganz eigene Vortragsweise ausgebildet haben, während gerade der Künstler, der Lißts Unterricht nicht genossen hat, am meisten an ihn erinnert?

Jahre vorzugsweise dem Clavierspiele; obwohl er schon Jugendcompositionen veröffentlicht hatte, waren seine Eltern und er selbst durchaus nicht überzeugt, daß ihm ein so bedeutendes schöpferisches Talent innewohnte; ja es gab eine Zeit, allerdings von kurzer Dauer, in der sein Bruder Nicolaus als der für Composition Begabtere erschien; dieser lebt heute als Director des Conservatoriums in Moskau, ist ein vortrefflicher Clavierspieler, hat aber den Ruf eines Componisten gar nicht angestrebt. In Anton erwachte das Bewußtsein seiner Kraft in der Mitte der vierziger Jahre. Er hatte seinen Vater verloren, der vielleicht der, rasche Erträgnisse bringenden, Virtuosität des Sohnes die meiste Aufmerksamkeit zuwenden mochte; der junge verwaiste Künstler war auf sich selbst angewiesen, reiste im Verein mit dem (schon lange gestorbenen, höchst genialen) Flötisten Haindl in Ungarn umher, fand in diesem ziel- und planlosen Leben keine Befriedigung, und ließ sich in Wien nieder, wo er unter bescheidensten Verhältnissen als Musiklehrer wirkte. In jener ernsten Zeit sammelte sich sein Geist zu ernstem Wirken; er widmete der Virtuosität weniger Aufmerksamkeit, und begann sich in Liedern und größeren Clavierwerken zu versuchen; so wurde er seines Werthes inne. In jener Wiener Zeit, in jener Abgeschlossenheit ward zuerst die Fantasie unsers Künstlers rege, die seither in immerwährender Thätigkeit, fast in ungestümem Drange Werke auf Werke häuft. Nach zwei Jahren verließ er Wien und ging nach Berlin, im Jahre 1848 nach seinem Vaterlande, nach Petersburg. Hier gewann er allmählich den Boden, auf welchem er in angenehmeren Verhältnissen, mit Muße die Ausarbeitung größerer Compositionen unternehmen konnte. Die Großfürstin Helene, jene unvergeßliche unersetzliche Freundin und Beschützerin der Kunst, erkannte sein Genie, und lud ihn auf ihr Schloß Kamenoi Ostrow, das er später in seinem Opus 10 verherrlicht hat: „Album de portraits", 24 Stücke, deren jedes einen Frauennamen als Inschrift trägt, den der Großherzogin, ihrer Töchter und der Hofdamen.

Fünf Jahre verlebte der junge Künstler mit kurzen Unterbrechungen im Vaterlande, immerwährend schaffend, bis er endlich im Jahre 1854 sich entschloß, seine Laufbahn als Componist in Deutschland zu beginnen. Er kam nach Leipzig. Dort erinnerten sich noch Viele eines genialen Clavier spielenden Knaben Anton Rubinstein, der auch noch später manchmal Concerte gegeben hatte. Aber von einem Componisten Rubinstein ahnte Niemandem Etwas, und die Verleger blickten erstaunt und mißtrauisch auf die großen Kisten mit Manuscripten, die der Neuangekommene in seinen Zimmern stehen hatte. Doch der ließ sich nicht beirren. Er veranstaltete ein Concert für geladene Gäste, führte eine Armee von Trios, Duos, Sonaten u. s. w. in das musikalische Feld; und am selben Abende war er ein berühmter Mann in Deutschland. Denn Leipzig, dessen Urtheil noch jetzt bedeutenden Einfluß übt, war damals die Stadt, welche die Künstler-Diplome für Deutschland, theilweise selbst für England, verlieh. Bald nach diesem Ereignisse trat Rubinstein im Gewandhausconcert auf, als Componist und als ausübender Künstler; seine Ocean-Symphonie

schlug mächtig durch, sein Clavierspiel entzückte die Hörer, und sein Ruf erscholl aller Orten. Man war erstaunt über die Schaffenskraft des jungen Meisters, der vier und zwanzig Jahre alt, bereits so Vieles und darunter so Bedeutendes componirt hatte, man pries den Fluß und die Eigenthümlichkeit seiner musikalischen Gedanken, die Vielseitigkeit seines Talentes, das sich in verschiedenartigsten Gattungen mit Leichtigkeit und Glück bewegte, das ernste und gehaltvolle Trios, originelle und von warmer Empfindung zeugende Lieder und brillante zierliche Salonstücke schuf. Und allgemein stand die Ueberzeugung fest, daß er noch sehr Bedeutendes, Einheitliches, Großes schaffen würde. Wir wollen später darlegen, warum sein Ruf als Pianist immer mehr wuchs, während der des Componisten nicht in demselben Maße zunahm.

Rubinstein verweilte damals etwa zwei Jahre in Deutschland, kehrte dann nach Petersburg zurück, besuchte aber bald wieder den Schauplatz seiner ersten Triumphe und führte neue Compositionen vor, unter denen mehrere Lieder, wir nennen beispielsweise „Asra" und „Gelb rollt mir zu Füßen" seither in allen Concertsälen und Musikzimmern widerhallen und nicht mehr verschwinden werden. Im Jahre 1857 ging er nach Paris, und dort errang er die glänzendsten Erfolge. Sein G-dur Concert fand begeisterte Aufnahme und sicherte ihm den Ruf als genialer Componist. Die „Philharmonische Gesellschaft" und die „Musical Union", die beiden bedeutendsten Concert-Vereine Londons — jener für Orchester-Werke, dieser für Kammermusik — beeilten sich, die Mitwirkung des berühmten jungen Künstlers zu gewinnen; er kam im Juni 1857 und fand auch in der englischen Hauptstadt wärmste Anerkennung, trotz der eigenthümlichen Gegnerschaft des sehr einflußreichen Berichterstatters der „Times", der ihn heftig angriff, wogegen der eben so geachtete des „Athenaeum" nur Worte des Preises für ihn hatte. In London ist jenes B-dur-Trio entstanden, dessen erste drei Sätze zu den frischesten Compositionen Rubinstein's gehören; er spielte es — kaum war noch die Tinte getrocknet — in der Musical Union, das Scherzo mußte wiederholt werden; (die Engländer sagen „encored" nach dem französischen encore)*). Trotz seiner Erfolge fühlte er sich damals nicht sehr behaglich in der Themsestadt. Er kam aus Paris, aus der Stadt, welche dem Künstler, der ihr gefällt, die größten Annehmlichkeiten bietet, in welcher die hervorragendsten Persönlichkeiten aller Kreise ihm persönlich näher treten, in welcher also die angenehmste gesellschaftliche Stellung ihm als schönster Lohn für seine Leistung geboten wird. London dagegen ist die Stadt, die den Ruhm und die bedeutende Leistung zuerst bezahlt, und erst nach und nach sich herbeiläßt, der Persönlichkeit näher zu treten. Selbst der berühmteste und bestempfohlene Künstler wird erst nach öfterer Wiederkehr Aufnahme in die Gesellschaft finden. Nur sehr Wenigen war es vergönnt, daselbst eine feste Stellung zu gewinnen; nach Mendelssohn, dessen Compositionen gleich bei ihrem Erscheinen den Engländern

*) Der Verfasser berichtet als Augenzeuge.

ganz besonders zusagten, dem die Königin ihr Wohlwollen kundgab, der neben reichen und edlen Gaben, einen berühmten Familiennamen mitbrachte und im vollen Glanze des reichen Gentleman erschien, der Bezahlung für seine Mitwirkung nicht annahm — haben nur Joachim und später noch Rubinstein eine solche Stelle einzunehmen vermocht. Der große Geiger genießt hierbei den in England unermeßlichen Vortheil, daß er seit seiner Jugendzeit alljährlich wiedergekehrt, sich in die Gewohnheiten und Sitten des Landes ganz eingelebt hat, und von den Londnern als ein Ihriger betrachtet wird, wie einst Händel. Rubinstein ging im Jahre 1858 wieder nach Petersburg. Dort fand er nicht blos die begeistertste Aufnahme und alle möglichen Beweise der Verehrung und Bewunderung, die ihm in seiner Eigenschaft als berühmter Russen gezollt wurden, sondern auch die gesellschaftlichen Verhältnisse, die ihm als Künstler die angenehmsten erscheinen mochten. Wir müssen ihnen einige kurze Betrachtungen widmen, weil sie nicht ohne Einfluß auf seine Denkungsart, und mittelbar auf sein Wirken geblieben sind. Ich will hier, um dem Verdacht eines Widerspruches mit den eigenen Ansichten in vorhinein zu begegnen, gleich wiederholen, daß nach meiner Ueberzeugung starke, entschiedene Anlagen durch äußere Einflüsse nicht bestimmt werden können; wohl aber ist zu prüfen, ob die Verhältnisse geeignet waren, manche Neben-Neigungen zu begünstigen oder zu behindern, und ob hiedurch die Selbsterkenntniß der Anlagen befördert, oder zurückgehalten worden ist. Die Fortschritte der Physiologie und der mit dieser sich verbündenden Psychologie haben für die entschiedenen Vertreter des absoluten Idealismus nur wenig Bedeutung, da, was sich ihrem Systeme nicht anpassen läßt, ihnen als der philosophischen Forschung unwerth erscheint, oder als erst in der Entwicklung begriffen, deren letztes Resultat ihr System sein wird. Doch Eines haben diese Fortschritte festgestellt, was auch selbst die Gegner der auf Physiologie sich stützenden Seelenlehre nicht bestreiten können: daß die Lebensgebräuche, die gesellschaftlichen Gewohnheiten und die daraus entspringenden moralischen und ästhetischen Anschauungen, untrennbar sind von klimatischen und geographischen Verhältnissen, daß die Sitten und Gebräuche von Paris ebenso verschieden sein müssen von denen Berlins, als der Boden, der Himmel, die Bewässerungsverhältnisse und die zugänglichsten Nahrungsmittel der beiden Städte von einander verschieden sind. Zwar richtet sich die elegante Gesellschaft der meisten Großstädte in vielen Dingen nach dem, was Paris vorschreibt; sie weiß genau, wie lang die Schleppen und wie klein die Hüte getragen werden, und ob die Schleifen, die Schnallen und die Blumen mehr nach vorwärts zu setzen sind; welche Farbe der berühmteste Schneider von Paris, der für keine Robe unter 1500—2000 Franken seinen crayon rührt (die Nadel nimmt er nie zur Hand), besonders affectionirt, ob und welche Gemüse in den dritten oder vierten Gang kommen, und dergleichen mehr; aber bei jedem Ereignisse, das nicht unter dem Scepter der Mode steht, zeigt es sich, daß in jeder Großstadt Anschauungen und Sitten der Gesellschaft von ihren eigen-

thümlichen organischen Gesetzen geregelt werden, die wenn auch latent, doch im entscheidenden Momente maßgebend hervortreten. Hof, Adel und Bürgerthum eines großen Staates, sie folgen in ihrer Lebensweise, ihren Meinungen, ihren gerechten Urtheilen und ungerechten Vorurtheilen, in ihren Neigungen und Abneigungen gewissen physischen und moralischen Urgesetzen, die sich in ihrer geschichtlichen Entwicklung nach und nach erweitert haben, deren Grundlage aber dieselbe bleibt. Die Oberfläche ändert sich vielfach, nicht der Boden, und was seiner Eigenschaft nicht entspricht, und durch künstliche Mittel emporgetrieben wird, das vergeht bald. Und was im nationalen Leben gilt, das ist auch für die Kunst bestimmend. Die Kunstwerke sind nicht zu trennen von dem Boden und der Zeit, aus welchem und in welcher sie entstanden sind. Der größte Künstler ist der, welcher die Ideen seiner Zeit am höchsten getragen hat, er ist der geistige Samen, der sich am besten entwickelt hat. Taine in seinem vortrefflichen Buche „Philosophie de l'art" zeigt, wie jeder große Künstler, dessen Werke wir jetzt bewundern, nur der Hervorragendste einer Gruppe von zeitgenössischen Künstlern war, die über ihm vergessen worden sind; wie jedes Kunstwerk mit den Ideen und den Sitten seiner Zeit in einem inneren Zusammenhange steht, und wie die Umgebung, in welcher es entstanden ist, von großem Einflusse war. Der Künstler behandelt den Stoff je nach seinen Gaben und seinem ganzen Naturell; will er jedoch bei der Behandlung allen von der Natur bestimmten Einflüssen der Umgebung, der nationalen Ideen u. s. w. sich gewaltsam entziehen, aus den künstlerischen Traditionen seiner Nation heraustreten, und sich fremden Stil aneignen, dann wird er, wenn mit Talent begabt, geistreiche, interessante Manier erfinden, aber nicht ein bleibendes Kunstwerk schaffen. Rubinstein hat nach seiner Rückkehr von der oben erwähnten Kunstreise (1857) zehn Jahre fast ununterbrochen in Petersburg gelebt. Sein eigentlicher Wohnsitz ist auch jetzt noch daselbst, oder vielmehr ein ihm gehöriges, in der Nähe der Hauptstadt liegendes Landgut. Aber während er daselbst nur den Sommer verbringt, im Winter dagegen nach anderen Ländern reiset, hat er während jener zehn Jahre zwei künstlerische Aemter verwaltet, die ihn gerade im Winter an die Hauptstadt banden. Er leitete die Concerte „der Musikalischen Gesellschaft" und war Director des vom Staate errichteten Conservatoriums. Jene, aus Mitgliedern des Adels- und Finanzaristokratie gebildet, hatte sich das Ziel gesteckt, die Musterwerke aller Zeiten aufführen zu lassen, und alle bedeutenden Künstler anzuwerben, dieses sollte eine Pflanzschule für russische Tonkünstler werden. Man muß sich nun die Ausdehnung der Thätigkeit einer solchen Stellung und besonders deren gesellschaftliche Bedeutung vergegenwärtigen, um darnach die Einwirkung auf Rubinstein's künstlerisches Sein und Schaffen zu ermessen. Rußland ist der jüngste Civilisations-Staat von Europa, so auch seine Gesellschaft. Aber wie jener in dem kurzen Zeitraume von kaum 150 Jahren durch Waffengewalt und unvergleichliche Kunst der Diplomatie eine Höhe erreicht hat, daß er noch in einer nicht fernliegenden Periode großen Einfluß auf manche Regierungen üben,

daß er selbst noch in jüngster Zeit Unglaubliches unternehmen und durchführen konnte, so auch hat sich „die Gesellschaft" in einer Weise entwickelt, daß sie in der Geschicklichkeit und Eleganz der Formen, im Raffinement der geistigen und physischen Genüsse, sich der von ältesten Staaten gleichstellen darf. Ja, in einem Punkte steht sie als ein Unicum in der Culturgeschichte da. Man sollte doch gewiß meinen, daß eine Gesellschaft, die ihre Bildung nicht wie die anderer Nationen aus dem Boden des eignen nationalen Lebens gezogen hat, sondern nur aus der Literatur[1]) und Kunst anderer Länder sich aneignen mußte, daß eine solche Gesellschaft vollständig kosmopolitisch denken und fühlen, überall heimisch sein, in jedem Lande sich zurecht finden mußte. Das vollständige Gegentheil entspricht der Wahrheit. Keine Nation der Welt besitzt solche Leichtigkeit fremde Sprachen zu lernen und mit Sicherheit handzuhaben, deren Literatur aufzufassen, sowie die Meisterwerke fremder Kunst zu erkennen, gleich den Russen — keine Nation ist je in ihrem Denken und Trachten von den Einflüssen fremder Civilisation unberührter geblieben, als der elegante Russe. Mag er für deutsche oder italienische Musik schwärmen, englischer oder französischer Literatur den Vorzug geben, realistischer oder idealistischer Malerei seine Neigung schenken; mag er philosophische Ansichten und Phrasen aus Hegel oder Schopenhauer schöpfen (das Letztere ist meistens der Fall): die Eindrücke, die er von der Kunst und Wissenschaft empfängt, werden an seiner ursprünglichen Sinnesart nichts ändern, seine Denk- und Empfindungsweise wird immer dieselbe bleiben; er betrachtet Welt und Menschen nicht mit dem Auge des gebildeten Mannes, der bei allem Geschehenen einer inneren Nothwendigkeit nachforscht, der die Geschichte als eine Reihe solcher Nothwendigkeiten ansieht, und aus der Erkenntniß der menschlichen Natur die Ueberzeugung schöpft, daß nur das Streben nach dem Guten einigermaßen Befriedigung gewährt, und daß die Kunst allein im Stande ist, das Schöne mit dem Guten insofern zu verbinden, als sie momentan den Geist von niedrigeren Regungen fern hält und zur Schätzung einer Erscheinung um ihrer selbst und nicht um des relativen Nutzens willen anregt; der gebildete Russe betrachtet Welt und Menschen als ein zielloses Entstehen und Vergehen, dem nachzuforschen eitle Mühe wäre; die Kunst ist ihm die angenehmste Abwechselung geistig-sinnlicher Anregung und Aufregung nach blos materiellem Genusse, und was moralische Grundsätze betrifft, so lehrt ihn die Geschichte seines Landes, in dessen innerer Entwicklung, wie in den Beziehungen zu anderen Ländern, daß Ausdauer, Energie und gänzliche Unbekümmertheit um alles Andere am sichersten zum Ziele führt; er ist auch überzeugt, daß seinem Lande die Zukunft gehört, und in dieser Ueberzeugung trifft der

[1]) Ich verwahre mich gegen einen etwaigen Verdacht, als wollte ich die großen Dichter und die Gelehrten russischen Stammes ignoriren. Doch wird auch ein Ultra-Panslavist nicht leugnen können, daß das eigentliche Studium der Wissenschaften und Künste in Rußland auf den Grundlagen der ausländischen Civilisation beruht.

allerconservativste Russe mit dem überspanntesten Nihilisten zusammen. In früheren Zeiten, bis gegen die Mitte der fünfziger Jahre, mag das altadelige deutsch-russische Element, das damals in den höchsten Beamten- und Militär-Regionen stark vertreten war, einigermaßen mildernd gewirkt, eine kühlere Temperatur in den Anschauungen und Tendenzen erhalten haben — schon der Umstand, daß der größte Theil des Adels aus den Ostseeprovinzen protestantisch ist, spricht für die Richtigkeit dieser Vermuthung —, aber seit den letzten fünfundzwanzig Jahren, ist es den Anstrengungen von zwei verschiedenen Seiten gelungen, dieses Element immer mehr zu verdrängen; das specifische Russenthum hat die Oberhand gewonnen, es vereinigt die widerstrebendsten politischen Elemente, durchdringt alle Schichten der Bevölkerung und findet entschiedensten Ausdruck in der eleganten Gesellschaft der Hauptstadt.

Daß die russische Gesellschaft die denkbar angenehmsten Formen besitzt und dem Künstler die beste Aufnahme bietet, ist bereits gesagt worden, und daß sie unserem Künstler mit Enthusiasmus und Verehrung entgegen kam, muß selbstverständlich erscheinen. Gehörte er doch zu ihr; er ist Russe, genießt europäische Berühmtheit, bekleidete eine staatliche Stellung und ist, was sehr schwer wiegt, mit einer hochachtbaren und liebenswürdigen Dame aus sehr guter russischer Familie verheirathet. Wenn nun der Künstler Jahre hindurch in fast ununterbrochenem und ausschließlichem Verkehr mit einer Gesellschaft von so entschiedener Richtung lebte, so läßt sich zwar nicht behaupten, daß sie seinem musikalischen Wirken einen besondern Stempel aufprägen konnte — denn hierzu waren seine Gaben zu mächtig, zu eigenthümlich; aber nicht zu leugnen ist, daß manche seiner Gaben sich mehr nach der Seite entfalteten, auf welcher sie bereitwilligste Bewunderung fanden, daß andere einer stärkeren Anstrengung bedurften, um zur vollen Thätigkeit zu gelangen. Es muß hier noch ein Anderes festgestellt werden: Das Kunstwerk ist in erster Reihe ein Product der individuellen Anlage; die Idee, die Erfindung, auch die Arbeit ist alleiniges Eigenthum des Künstlers; aber gewisse Färbungen, die Formen der Entwicklung, auch manche äußerliche aber charakteristische Wendungen, stehen unter dem Einflusse der Umgebung. Bach hätte auch in Italien nur strenge und hehre Werke geschaffen, aber die herbe Größe mancher seiner Composition ist vom Leben inmitten eines streng protestantischen Bürgerthums untrennbar, sowie der Aufenthalt Händels in Italien und der Umstand, daß er für italienische Sänger in England componirte, viel beitrug zu der glanzvollen Schönheit seiner Gesänge. Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert, sie haben Jeder einen ganz eigenen Styl, aber österreichische und ungarische Weisen klingen öfters in ihren Werken durch. Das Leben und Wesen des Landes, in welchem der Künstler bleibend wohnt, wird manchem seiner Werke ein Colorit verleihen, das eben nur als ein locales zu bezeichnen ist, die Verwendung ist des Künstlers Kunst. Es kann auch nicht genug betont werden: der Künstler steht mit seiner Umgebung im Einklange oder im Widerspruche; aber dieser Widerspruch ist nur dann ein ganz natürlicher und berechtigter, wenn er auf gleichem

Boden kämpft, die nationale Grundlage nicht verläßt, wenn er, um eine alte Phrase der Logik zu gebrauchen, Contradictorisches nicht aber Conträres anstrebt. Der deutsche Componist, der um die neudeutsche Dichtung zu bekämpfen, in seinen Werken italienische Melodik anwenden wollte, wird einfach lächerlich erscheinen. Und als der geniale, edel denkende Berlioz in der Opposition gegen den Pariser Geschmack, anstatt diesen läutern zu wollen, Alles unternahm, was dem französisch musikalischen nationalen Kunstgeiste, der Klarheit und Leichtfaßlichkeit der Form, der strammen Gruppirung, den kurzen Rhythmen, der Neigung zum eleganten Ausdruck der Empfindung ganz und gar widersprach, da hat er nach meiner Ueberzeugung einen Irrthum begangen — schuf weder Deutsches noch Französisches: Geistreiches, hoch Interessantes, Geniales, aber als Kunstwerk nicht Einheitliches; wohl strebte er nach aufwärts und berührte „mit dem Scheitel die Wolken“; aber die „unsicheren Sohlen“ ermangelten des nationalen Bodens.

Rubinstein hat nun eine Reihe von Jahren in einer Stadt und in einer Gesellschaft gelebt, die bei allem Geistreichthum dennoch Anregungen zur musikalischen Productivität nicht verleihen kann, weil ihr künstlerisches Leben ein künstlich erzeugtes, nicht aus dem nationalen Boden hervorquellendes ist. Man hört zwar in Petersburg die besten und theuersten italienischen und deutschen Sänger, auch alle berühmten Instrumental-Virtuosen; man hat ein ausgezeichnetes Orchester, das die Meisterwerke alter und neuer Componisten vortrefflich wiedergibt; Wagner und Berlioz sind in Petersburg ebenso enthusiastisch aufgenommen worden, als in Deutschland, und man hat in den Petersburger Salons die Principien des Musikdramas gewiß mit ebenso viel Feuer und Geist besprochen, als in irgend einem deutschen aristokratischen Zirkel. Aber vom rein künstlerischen Standpunkte betrachtet, verhält sich das musikalische Leben Petersburgs zu dem anderer Städte wie das Bad in einem Bassin zu dem im fließenden Wasser und in freier Luft. Jenes ist viel bequemer, sehr behaglich, oft luxuriös eingerichtet und gewährt Schutz vor Zugluft und Witterungswechsel; dieses verlangt eine gewisse Kraft und Widerstandsfähigkeit des Körpers, Sicherheit des Schwimmens und ist auch manchmal gar nicht bequem — aber für die Gesundheit ist die Wirkung jenes mit diesem nicht vergleichbar. So auch läßt sich behaupten, daß der Aufenthalt in einer kleineren Stadt, die aber ein reges organisches Musikleben besitzt, ein künstlerisch gesünderes ist, als das einer Großstadt, die so zu sagen nicht aus sich heraus Musik macht. Und was ich hier von Petersburg sage, gilt ebenso gut von London. Die Themsestadt birgt so viel regen Sinn für Musik als irgend eine, ja man hört dort noch viele ältere Compositionen, die schon lange von deutschen Concert-Programmen verschwunden sind; aber sie bezieht ihren Tonkunst-Bedarf eben aus fremder Quelle, und seit gar langer Zeit ist kein bedeutendes großes Musikwerk in England entstanden. Bei der Betrachtung solcher Verhältnisse muß man staunen über die Anzahl großer und Bedeutendes enthaltender Werke, welche Rubinstein während der

Jahre in Petersburg geschaffen hat, als er zu gleicher Zeit dem Conservatorium vorstand und daselbst lehrte, die Concerte der Musikgesellschaft einstudirte und dirigirte, und dabei noch das seiner Stellung und seinem Ruhme angemessene Haus führte, was in Petersburg noch ganz andere Ausgaben bedingt, als in den übrigen Großstädten [1]. Es darf aber wohl auch behauptet werden, daß er ohne jenen längern Aufenthalt in der russischen Hauptstadt jene Vorliebe für orientalische und slavische Melodik nicht in dem Maße ausgebildet und ihr weniger Raum in seinen Opern und Liedern gewährt hätte. In einer Gesellschaft, welche alles Neue, Originelle mit besonderem Vergnügen aufnimmt, der selbst das Excentrische willkommen ist, wenn es nur dem Raffinement dient, wird der Künstler gar leicht verleitet, manche Eigenthümlichkeit, mit welcher er glückliche Erfolge errungen, immer mehr auszubilden, ohne zu prüfen, ob diese Eigenthümlichkeit nicht eigentlich mehr als eine Beigabe, als ein nur gelegentlich anzuwendender Zierrath betrachtet werden müsse, denn als eine künstlerische Uranlage und als Grundlage für größere Werke, d. h. ob solche Effecte dem künstlerischen Urtheile als Stil oder als Manier erschienen? In einer Gesellschaft die ohne culturhistorische Uebergangsperiode so schnell auf die Spitze der durch den Luxus geschaffenen Genüsse gelangt ist, und immerwährende, durch künstliche Reizmittel beförderte Erregung anstrebt, sich zwischen Enthusiasmus und Apathie bewegt, in einer solchen Gesellschaft wird der Künstler leicht verleitet, der imponirenden Kraft mehr Werth beizulegen, als der rein künstlerische Maßstab ihr zuerkennt, und das Ueberschwängliche auch in den Werken walten zu lassen, in welcher die Einheitlichkeit, die musikalisch folgerichtige Durchführung der Gedanken als nicht zu beseitigende Bedingung des Kunstwerthes feststeht. Wenn nun zu solchen Umständen noch das hinzutritt, daß des Künstlers Naturell selbst in manchen Dingen den Neigungen des Landes und der Gesellschaft entspricht, daß er die Gefahren gar nicht meiden will, weil sie ihm als solche nicht erscheinen: so zeigt sich Manches als leicht erklärlich und nothwendig, was, wenn vereinzelt betrachtet, geradezu räthselhaft erscheinen könnte. Rubinsteins Bedeutung und seine Schwächen sind also aus der Wechselwirkung zwischen seinen Uranlagen, seinen Neigungen, und dem Einflusse der russischen Gesellschaft auf diese Neigungen herzuleiten.

Ruhmvoll und unermüdet verwaltete er seine Aemter; aber er mußte zuletzt doch fühlen, daß solche Thätigkeit und solches Leben seine Schaffenskraft lähmte; und er faßte den Entschluß, seine Stellung aufzugeben, die Sehnsucht nach einem bewegten Centrum des Musiklebens zu befriedigen. Er ging 1868 nach Deutschland und Oesterreich, wo ihn überall Enthusiasmus empfing, und wo er in drei Wintern nacheinander Concertreisen unternahm. Im Jahre 1872 dirigirte er das Musikfest in Düsseldorf und

[1] Neben einer Masse großer und kleiner Instrumentalwerke die geistliche Oper: „Thurm von Babel" und „Feramors"!

brachte seinen „Thurm von Babel“ zur Aufführung, dann ging er nach Amerika; die großen und reichen Clavierbauer in New-York Steinway & Sons hatten ihm eine sehr bedeutende Summe zugesichert, wenn er auf ihren Flügeln concertiren wollte, und er nahm den Antrag an, um, wie er sagte, eine Summe für seine Familie zurückzulegen und dann nur der Composition großer Werke sich widmen zu können. Im Jahre 1874 ist er nach Europa zurückgekehrt; 1877 ging er nach London, wo er eine ganz außerordentliche Aufnahme fand, und in den letzten zwei Jahren hat er Deutschland und Paris besucht; im Sommer geht er immer nach Rußland, wo er in der Nähe von Petersburg eine schloßartige Villa besitzt und mit Muße und Ruhe arbeitet. In Rußland war auch Alles geschehen, um ihn an das Vaterland zu fesseln. Als er im Jahre 1868 seine officielle Stellung aufgab, ernannte ihn der Kaiser zum Ritter des Wladimirordens. Diese hohe Auszeichnung ist mit dem erblichen Adelsrang verbunden, und nur mit Genehmigung des Ordenskapitels verleihbar; der große Künstler fühlte sich verpflichtet, seinen Dank durch das Versprechen kund zu geben, daß er nie einen andern bleibenden Wohnsitz nehmen würde, als im Vaterlande.

Die Thätigkeit, welche Rubinstein in den letzten zehn Jahren als Componist entwickelt hat, während er gleichzeitig die aufregendsten Concertreisen durchführte, ist eine wahrhaft riesige zu nennen. Neben einer großen Anzahl von ein- und mehrstimmigen Liedern und einer Masse von kleineren Compositionen für Clavier sind in dieser Periode entstanden: Drei Opern „Maccabäer“, „Dämon“ (russisch) und „Nero“ (der nächsten November in Hamburg aufgeführt wird); die große „Symphonie Dramatique“, zwei große Clavierconcerte, ein Violoncelloconcert, ein Quartett für Piano und Streichinstrumente, ein Trio desgl., eine Fantasie für Clavier und Orchester und noch andere. Wir sind nun an dem Punkt angelangt, wo wir uns mit dem Componisten Rubinstein und seinen Werken beschäftigen können, ohne alle weiteren Nebenbetrachtungen über Einflüsse und Neigungen.

Wer sich die heutzutage nicht leichte Aufgabe stellen will, irgend welche Compositionen mit vorurtheilsfreiem Auge zu prüfen, wer seine künstlerische Meinung nicht von Partei-Tendenzen regeln läßt, und sich eine gewisse Zeit nimmt, um die Werke Rubinsteins zu prüfen, der wird finden, daß eine Fülle von Schönheiten darin enthalten ist; allerdings liegen diese oft zerstreut wie edle Metalle zwischen dem Gestein; aber wir denken, obgleich viele Leute Silber von wenigem Gehalte hoch schätzen, wenn es nur recht hübsch gearbeitet ist, so wird der Kenner doch das echte Gold höher achten, wenn es auch erst aus unedleren Beimischungen hervorgeholt werden muß. Man kann uns vielleicht entgegnen, daß bei einem Kunstwerke der richtigen Arbeit, der Form ein sehr wichtiger Antheil gebührt, den man nicht außer Acht lassen darf; und daß ein gut und einheitlich gearbeitetes Werk ohne tieferen Gehalt oft mehr künstlerisches Wohlgefallen erzeugen kann, als eines, das besondere einzelne Schönheiten bietet, aber ungleich ausgeführt ist; daß auch dem Publicum nur

zugemuthet werden darf, ein Werk in seiner Gesammtheit zu erfassen, nicht aber, daß es Alles erkenne und schätze, was nur der Forscherblick des Kenners zu entdecken vermag. Wir wollen auch hier nicht behaupten, daß alle Compositionen Rubinsteins unbedingte Anerkennung verdienen, dagegen aber sehr stark betonen, daß viele derselben größere Anerkennung verdienten, als ihnen von mancher competenten Seite zu Theil geworden ist; daß manche seiner Compositionen entschieden mehr Schönes als Schwaches enthalten, und daß wenn sie von einem Componisten stammten, der einer entschiedenen Partei angehörte, ihr Ruhm weit getragen und ihre Schwächen geschickt bemäntelt würden, während sehr oft das Gegentheil vorkommt. Das Talent Rubinsteins ist ein eigenthümliches, poesie- und schwungreiches. Die meisten seiner größeren Werke enthalten überraschend frische, fest gegliederte oder liebliche gesangreiche Motive. Man begegnet vielfach dem gewichtigen Zeugnisse, daß ein Geist thätig ist, der nicht mit geschickter und angenehmer Mache Effecte zu erzielen bestrebt ist und versteht, sondern mit urwüchsiger Kraft der Erfindung eigene Gedanken erzeugt und sie in der Form wie sie ihm kommen, entschieden und prüfungslos zu Tage fördert. So wenig er in der Mache besondere Stärke entfaltet, so weit ist er auch entfernt, durch Combination überschwänglicher Harmonie, durch wilde hastige Rhythmen, scharfe Accente und jähe Tonartwechsel im Hörer jenen Nervenreiz hervorzurufen, bei welchem das eigentliche künstlerische Urtheil durch Gefangennahme der Sinne beeinträchtigt wird. Er wirkt am meisten durch seine Melodien und durch klare Harmonisation. In Beiden steht er in seinen besseren Werken Mendelssohn am nächsten, in den Liedern hat er allerdings eine ihm ganz eigenthümliche Gattung geschaffen, in welcher seine Erfolge überall und unbestritten sind, obwohl einige exclusive berühmte Sänger sie nicht in ihr Pogramm aufgenommen haben. In manchen seiner Werke hält der Reichthum der Phantasie, die Orginalität der Gedanken gleichen Schritt mit der Formgestaltung; beispielsweise seien hier angeführt die Sonate in A-moll für Clavier und Violine, die meisten Sätze der Ocean-Symphonie, die sehr schöne Sonate für Clavier und Viola, das Quartett für Clavier und Streichinstrumente in C-dur, der erste Satz, das Scherzo und das Finale der Symphonie Dramatique, dessen Motiv von großartiger Schönheit und ganz neu ist, der erste Satz und das Scherzo aus dem B-dur-Trio, und die meisten Sätze aus einer Suite (Op. 38), zehn Stücke, 1855 in Biebrich binnen 14 Tagen componirt, voll geistreicher origineller Motive und fast durchweg vortrefflich gearbeitet. Sein Quartett in F. ist selbst von Joachim der Vorführung würdig gehalten worden. Sein Octett bietet viele überraschende originelle und gut ausgeführte Gedanken. Sein „Thurm von Babel" enthält Schönheiten, welche bei der Aufführung in Düsseldorf selbst das im Allgemeinen schwierige und mißtrauische Publikum der rheinischen Musikfeste zu lautestem Beifalle hinriß. Ein Tondichter, der Solches geschaffen hat, verdient wohl eine andere Beachtung, als ihm von mancher Seite zugestanden wird. Als Operncomponist hat

Rubinstein einen **allgemeinen** großen Erfolg, wie seine Ocean-Symphonie und die dramatische Symphonie erlangte, noch nicht verzeichnen können; aber der eine glänzende und andauernde Erfolg, den er mit „die Maccabäer" in Berlin errungen, und die warme Theilnahme, die auch sein „Feramors" daselbst gefunden, sind Zeugen, daß er auch in dieser Richtung zu sehr Bedeutendem berufen ist; die „Maccabäer" enthalten viele großartige dramatische Momente und schöne Melodien; „Feramors" ist rein lyrisch gehalten. Daß in Beiden eine gewisse Vorliebe für die orientalische Gesangsweisen hervortritt, die im Liede oft zauberhaft wirken, dagegen in der Oper leicht Einförmigkeit erzeugen, kann nicht geleugnet werden; aber man soll doch auch die Schönheiten nicht ignoriren, die nicht in der erwähnten Form erscheinen, es sind deren noch immer genug in beiden Opern vorhanden, um von Rubinstein sehr Bedeutendes erwarten zu lassen. Hervorzuheben ist auch, daß Rubinstein in beiden Opern niemals auch nur die leiseste Annäherung an Richard Wagner zeigt, dessen Richtung doch in diesem Augenblick die Bühnencomponisten beherrscht, dem sie bewußt oder unbewußt Alle nachfolgen! Fest und ohne Wanken schreitet Rubinstein in den Opern seine eigene Bahn, und schon bei der Aufführung des „Feramors" in Wien bemerkt Ed. Hanslick, diese Oper ist so componirt, als hätte niemals eine Wagner'sche existirt! Wir wollen das nicht etwa als ein ganz besonderes Lob anführen, wohl aber als einen Beweis für die Selbständigkeit des Rubinstein'schen Talents. Von der Fruchtbarkeit seiner Muse kann man nur eine Vorstellung gewinnen, wenn man den Katalog seiner Compositionen durchsieht. Er hat bis jetzt 102 Werke veröffentlicht. Unter diesen sind viele in einzelne kleinere Stücke (Lieder und Clavierstücke) getheilt, welche für sich allein nach einer flüchtigen Berechnung 257 Nummern betragen; dann vier Symphonien, fünf Concerte für Piano, Quartette, Sonaten und lauter größere Werke, die einzelne Theile enthalten; zwei große Oratorien: „das verlorene Paradies" und „Thurm von Babel"; endlich sind die Opern in den mit Zahlen versehenen Werken gar nicht mit inbegriffen! Wahrlich, solche Schaffenskraft, solcher Schaffensdrang mit der angestrengtesten Thätigkeit des Virtuosen vereinigt, ist eine merkwürdige Erscheinung!

Aber es ist auch das Verhängniß des Componisten Rubinstein, daß der Pianist Rubinstein gar so wundervoll Clavier spielt! Die außerordentlichen Erfolge, welche dieser überall erlangt, müssen jenen in Schatten stellen. Und das ist ganz naturgemäß! Der ausführende Künstler wirkt unmittelbar, nur der Augenblick entscheidet; im nächsten sind die Töne des Stückes für immer verklungen und das Urtheil, das nicht sofort gefällt worden war, hat auch keine Geltung mehr, der kühlste Kritiker kann nur über den unmittelbaren Eindruck berichten und daraus seine Schlußfolgerungen ziehen. Die Erfolge des Virtuosen haften auch zum Theil an seiner Persönlichkeit; die äußere Erscheinung, die gesellschaftlichen Beziehungen, die Theilnahme der Frauen, also viele Dinge, die mit der künstlerischen Leistung nicht im Zusammenhange

stehen, wirken bei deren Beurtheilung in hohem Grade mit. Aber der Componist hat einen andern Weg: der Moment ist für ihn nicht entscheidend; zwar wird das Publicum das Bedeutende und Schöne eines Werkes immer ahnen, aber es je ganz erkennen wird kaum der Fachmann; selbst dieser bedarf noch eines zweiten Anhörens, um sein Urtheil ganz festzustellen; der gewissenhafte Kritiker wird nach dem unmittelbaren Eindruck seine endgiltige Meinung nicht aussprechen, sondern sich mit dem Werke vertrauter machen. Auch ist die Persönlichkeit des Componisten von bei weitem geringerem Einflusse auf den Erfolg, als bei dem Virtuosen. Die Freunde und Verehrer können zwar Vieles zum Erfolge beitragen, aber nur zu einem rein örtlichen; in der nächsten Stadt entscheidet ein Publicum über das Werk, das den Componisten nicht sieht, vielleicht gar nicht kennt. Allerdings sind die Parteien von Bedeutung; durch sie kann, wie wir schon angedeutet haben, das Schöne weit gepriesen, das Schwache verdeckt werden, aber Parteien haften am Principe mehr als an der Persönlichkeit. Wagner hat sich eine Partei durch seine Schriften gebildet, aber auch durch seine Opern. Es wäre thöricht, jenen allein seine immensen Erfolge zuzuschreiben, ja es ist sogar hier festzustellen, daß ohne jene Schriften die Bildung einer Gegenpartei, die sich um Brahms schaart, gar nicht oder nur in einem viel schwächeren Maße stattgefunden hätte. Brahms selbst wirkt nur durch seine Werke — man kann von ihm gewiß nicht behaupten, daß er seine Person in den Vordergrund stellt, seine Partei kämpft unter seinem Namen gegen die neudeutsche Schule, aber nicht unter seiner Anführung. Für Rubinstein wirkt allerdings eine Partei nicht und schon aus dem einfachen Grunde, weil er selbst ein ausgesprochenes Princip nicht befolgt und weil mit seiner Doppelthätigkeit, seiner großartigen Virtuosität, seiner dämonischen Natur das consequente Befolgen und Durchführen eines ausschließlichen Principes von vornherein gar nicht vereinbar ist. Er überläßt sich als Componist ebenso dem vulkanischen Ausbruche seiner genialen Natur, die oft Feuersäulen und Asche zu gleicher Zeit emporschleudert, wie als ausübender Künstler. Hier jedoch ist die so mächtige Natürlichkeit von überwältigender Wirkung, dort dagegen manchmal von störender, verwirrender. In der schaffenden Kunst ist eine gewisse Selbstkritik unerläßliche Bedingung; der Tondichter kann selbstverständlich nicht beurtheilen ob seine Melodie und Harmonie schön und originell sind oder nicht; aber er kann beurtheilen, ob die Durchführung seiner Gedanken eine musikalisch-logische ist, ob die Themata als Gegensätze wirken, oder nur als ein Nebeneinander, ob sie entwickelt sind oder nicht; solches Urtheil kann der Musiker über sich fällen; er befindet sich bis zu einem gewissen Grade in besserer, freierer Stellung seinem Werke gegenüber, als der dichtende oder bildende Künstler. Ich will durchaus nicht behaupten, daß Rubinstein eine solche Selbstkritik nicht übt, oder nicht üben will, glaube jedoch, daß er sie bei der so großartig entwickelten Doppelthätigkeit nicht immer üben kann. Er selbst hat in früheren Zeiten oftmals die Absicht geäußert, als Concertgeber so

viel zu erwerben, daß er in unabhängiger Muße und mit voller Sammlung die großen Werke, die er in seinen Gedanken trägt, ausführen, die Virtuosenlaufbahn ganz aufgeben könne. Ich habe schon vor neun Jahren in einem kleinern Artikel Zweifel dahin geäußert, daß er über sich gewinnen werde, die glänzenden Triumphe und Einnahmen des Virtuosen aufzugeben und die in jeder Hinsicht mühsamere Laufbahn des Componisten allein einzuhalten, und meine Zweifel erwiesen sich als gerechtfertigt. Dagegen glaube ich heute die sichere Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß er nach und nach die Ruhe und Selbstbeherrschung gewinnen wird, um seine hohen Gaben zu Einheitlichem und Hochbedeutendem zu concentriren. Ein Künstler, der es vermochte, mitten in einem so bewegten Virtuosen-Leben Compositionen zu schaffen, wie die oben angeführten Opern und größeren Instrumentalwerke, denen selbst der Voreingenommene bedeutende, großartige Einzelheiten nicht absprechen kann, der muß zuletzt zur Erkenntniß seiner selbst durchdringen und die Hindernisse, die sich ihm auf dem Wege zum höchsten Ziele entgegenstellen, siegreich überwinden. Rubinstein befindet sich momentan in dem Uebergangsstadium der Ueberzeugung; er schreibt den geringeren Erfolg seiner Compositionen dem Umstande zu, daß er nicht eine Partei hinter sich hat, wie Brahms und Wagner, und daß er als der große Claviervirtuose wirken müsse, um dem Componisten Eingang im Publikum zu verschaffen. Was die Parteibildung betrifft, so ist schon oben dargelegt worden, wie weit dieselbe als maßgebend, als auf die Dauer entscheidend anzunehmen sei. Jedes Uebermaß trägt den Keim des Gegensatzes in sich; für Unbedeutende mag es sehr nützlich und nothwendig sein, einer Partei anzugehören, und aus dieser heraus ein Parteichen für sich zu gewinnen; der Bedeutende wird durch Ausdauer und Energie auf die Dauer langsamer, aber sicherer weiter kommen und festeren Fuß fassen, als mit Hülfe der Partei. Allerdings *eine* Partei muß jeder Künstler gewinnen: ein überzeugtes Publicum, eine Masse von Leuten, in welchen seine Werke einen künstlerischen nachhaltigen Gesammteindruck erzeugen, aber für die Bildung *dieser* Partei ist die Leistung doch der einzige Hebel; oder hätte Wagner ohne „Lohengrin" seinen Ruhm, wäre Brahms ein so Vielgepriesener ohne sein Sextett, ohne sein Deutsches Requiem, ohne sein Schicksalslied? Und wenn der Verfasser dieser Studie für die letztgenannten Compositionen eine große Verehrung hegt, ohne sich der Partei anzuschließen, darf es Wunder nehmen, wenn die Partei auch das, was Andere nicht so hoch schätzten, als Meisterwerk proclamirt? wenn er Manches im Nibelungen-Ring zu den großartigsten Tonschöpfungen rechnet, gegenüber anderen Stücken derselben Tetralogie seine volle Unabhängigkeit wahrt, muß er nicht eingestehn, daß eben die großen Leistungen die Parteibildung erklären? Wenn Rubinstein die Schönheiten, welche er zwischen die verschiedenartigsten Werke gestreut hat, in zwei oder drei Werke einheitlich zusammengefaßt hätte, dann würde er wohl heute schon eine große Partei für sich zählen, denn an Freunden fehlt es ihm, dem so hoch interessanten und liebenswürdigen Menschen, gewiß nicht. Daß der Clavier-

spieler in ihm dem Componisten helfe, ist ein Irrthum, den er zuletzt selbst einsehen muß; wenn er einmal weniger Concerte giebt, dann werden seine größeren Compositionen für Clavier weniger von dem reinen Concert-Satze enthalten, der nur durch seine kolossale Ausführung zur vollen Geltung gelangen kann, er wird dann dem rein Musikalischen unwillkürlich mehr Sorgfalt widmen; heute hört sein inneres Ohr beim Componiren zu viel vom Spiele des großen Rubinstein; wenn es einmal nur die Stelle selbst vernimmt, wie die Feder sie eben niederschrieb, dann wird der Geist Manches ganz anders formen. Und hat er einmal begonnen, so wird er auch weiter gehen, und auch in den größeren Instrumentalwerken und den Opern eine strenge Controle seiner selbst üben. Und dann wird Rubinstein allgemein als der hochbegabte, bedeutende Componist anerkannt werden, als den ihn jetzt nur die Freunde kennen, die vom Einzelnen auf das Ganze schließen, nicht umgekehrt, wie die Partei es thut, die vom Ganzen gepackt sein muß, um dann alles Einzelne prüfungslos anzunehmen.

Ich möchte mir zum Schlusse ein Gleichniß erlauben: Ein sehr reicher Mann wunderte sich, daß sein Nachbar, der bei Weitem nicht so vermögend war, in den Augen vieler Leute für reicher galt, und mehr Credit genoß als er, zu allerhand Unternehmungen als Verwaltungsrath und Vertrauensmann herangezogen ward, während er viele Höflichkeiten zu hören bekam, aber keine eigentliche Ehrenstellung erhielt. Ein Freund, bei dem er sich einmal über diese sonderbare Erscheinung beklagte, erklärte ihm, daß sie eine ganz naturgemäße war: der Nachbar ging mit seinem kleineren Capitale haushälterisch um, und wenn er sich zu größeren Ausgaben herbeiließ, dann wußte er es immer so anzustellen, daß die Leute darüber erstaunten und sie noch bedeutend höher anschlugen, als sie in der That waren: der reiche Mann aber zersplitterte sein großes Einkommen nach zu vielen Seiten, und wenn er auch nicht für Werthloses Geld ausgab, so verstand er doch nicht der großen Masse einen rechten Begriff von seinem Reichthum beizubringen. Während der Nachbar sein Haus recht schmuck verzierte, eine recht zusammenpassende Einrichtung besäße, und sein Gärtchen recht ordentlich halte, imponirte des reichen Mannes Haus zwar durch die Ausdehnung des Grundstückes, durch den Glanz und den Werth einzelner Möbel, entbehrte jedoch des Einheitlichen; und im Garten ständen gar schöne Bäume und blühten seltene Blumen, aber nur die darin Wandelnden wüßten etwas davon, die Vorübergehenden sähen nur, daß die zierliche Ordnung des Anderen fehlte, und urtheilten daher vorschnell über das Ganze. Wenn der Reiche die Meinung der Leute für sich gewinnen wolle, dann müsse er zuerst über sich selbst gewinnen, daß er dem Reize kleiner Ausgaben für kleine Genüsse widerstehe, eine nur kurze Zeit lang recht wirthschaftlich mit dem Gelde verfahre, dann aber eine große Ausgabe für einen großen Zweck mache. Der Berathene befolgte den Rath; nach einem Jahre fiel es ihm ein, sein Haus umzubauen, er errichtete einen großartigen, auf's Glänzendste eingerichteten Palast und bezahlte Alles baar — kein Heller Schulden lastete auf seinem Besitthum. Jetzt schrieen die Leute: „der

ist ja ein Millionär; er hat nur bisher seinen Reichthum versteckt; ja der versteht's, den rechten Effect zu machen!" Der Nachbar wollte nun auch sein Haus vergrößern, aber er mußte eine Hypotheke aufnehmen; er fand sie — sein Credit bestand ja noch immer — aber der Werth seines Besitzes war nicht mehr derselbe. Auch in der geistigen Welt giebt es reiche Männer, die nicht richtig haushalten, und solche, welche mit einem kleinen Capitale zum Rufe großer Reellität gelangen; will der Reiche sein Gut eine Zeit lang richtig verwalten, seine kleinen zersplitternden Ausgaben beschränken, dann wird er bald einen Palast aus eigenen Mitteln errichten können und zeigen, was er vermag; der kleinere Capitalist aber, wenn er dasselbe versucht, müßte dann Hypotheken aufnehmen, und am Verfallstage wird der Unterschied klar zwischen der Kraft des großen eigenen geistigen Vermögens und dem durch Credit unterstützten.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Pestfrage.

Von

Isidor Soyka.

— München. —

Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Cholera, eine bis dahin in Europa ungekannte Seuche, in nichtgeahnter Weise ihre Verheerungen auszudehnen begann, da wurden vielfach ärztliche Stimmen laut, die eine Invasion Europa's durch dieselbe förmlich herbeiwünschten, in der festen Ueberzeugung, man werde, nach dem dermaligen Stande der Wissenschaft, leicht Herrschaft über dieselbe erlangen, ihr wahres, innerstes Wesen leicht ergründen und damit auch die Mittel zur erfolgreichen Bekämpfung finden. Die damalige, naturphilosophische Richtung der Medicin, ebenso reich an a priori ersonnenen Theorien als an unendlichen Recepten, und in dem Bewußtsein, „wie sie's denn zuletzt so herrlich weit gebracht“, pochte stolz auf ihre bisherigen, vermeintlichen Erfolge und fühlte sich gerüstet gegen jedes neue Uebel.

Unsere Generation ist, auch ohne Berücksichtigung der demüthigenden Erfahrungen dieser Vergangenheit, in der Schätzung des Maßes ihrer Leistungen bescheidener geworden, und wenn es eines Beweises bedarf, daß die heutige, auf naturwissenschaftlichen Principien aufgebaute Medicin, trotz der gerade durch diese Richtung erzielten, so bedeutenden Fortschritte, sich der Grenzen ihrer Erkenntniß, ihrer Leistungsfähigkeit bewußt ist, so liefert ihn das Verhalten ihrer Vertreter in der allerneuesten Zeit, wo wieder einmal das grause Gespenst der Pest seine mächtigen und weitreichenden Fangarme drohend nach Europa ausstreckt, Tod und Entsetzen durch seine Annäherung verbreitend.

Denn neben dem Bestreben, die Natur dieser Krankheit kennen zu lernen, war die erste und hauptsächlichste Sorge darauf hin gerichtet, dieser verheerenden Seuche den Zutritt überhaupt zu verwehren, ihre Ausbreitung, ihre Weiter-

wanderung zu verhindern, da der Kampf mit der einmal ausgebrochenen Krankheit als ein mindestens sehr zweifelhafter erschien.

Welches sind aber die Maßregeln, die mit einiger Aussicht auf Erfolg in prophylaktischer Beziehung ergriffen werden sollen? Da unserer Generation zum größten Theile die eigenen Erfahrungen in Bezug auf die Pest mangeln, so können sie nur den Vorkehrungen früherer Epochen entnommen und vielleicht höchstens dem jetzigen Stande unserer Anschauungen von der Ausbreitung epidemischer Krankheiten angepaßt sein. Es dürfte nun, auch mit Rücksicht auf eine eventuelle Kritik dieser Maßnahmen, nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie sich dieses System der Abwehr allmälig herausgebildet hat, und können wir dies wol dadurch am besten erzielen, daß wir die, einzelnen Jahrhunderten angehörenden, zum größten Theil amtlichen Verordnungen, die gegen die Ausbreitung der Pest gerichtet sind, darauf hin untersuchen. Wir gewinnen hiedurch auch ein recht anschauliches, culturhistorisch wichtiges Bild von der Entwicklung der Medicin, die sich ja in diesen so hochwichtigen, vom Stadtmagistrat oder von der Regierung erlassenen Verordnungen wiederspiegeln muß. Wir wollen hiebei von den Heilversuchen, die die einzelnen Epidemien mit sich brachten, ganz absehen, gilt ja hier so recht die Klage Faust's:

„Hier war die Arzenei, die Patienten starben,
Und Niemand fragte: wer genas?"

Auch wäre es kaum möglich, diesen Wust an Mitteln, herbeigeholt aus des gesammten Arzneischatzes verborgenen Tiefen, und gestützt durch die wunderbarsten, oft ganz mystischen Theorien, zu bewältigen. Die Abfassung der betreffenden Schriften erleichtert uns dieses Vorhaben schon dadurch, daß sie meist aus zwei Theilen bestehen:

„Das Regiment hat zwen Theil.

„Der erst. Wie sich die gsunden verhietten sollen/ das sy nit mit dem „Bresten inficiert werden.

„Der ander Thayl. Wie man die Kranckhen Curirn vnd haylen „soll ꝛc. (1553)."

Bevor allerdings daran gedacht werden konnte, durch menschliches Eingreifen etwas gegen das Wüthen und die Ausbreitung der Seuche zu thun, mußte die fatalistische Auffassung, in derselben nur eine wolverdiente Strafe Gottes zu sehen, mußte der mystische Glaube an den Einfluß der Gestirne beseitigt oder wenigstens gemildert werden, und da war es das 14. Jahrhundert, wo die schreckliche Zahl der Opfer, die dem schwarzen Tod verfielen, nur zu reichlich dazu beitragen konnte, etwas Licht über die Propagation dieser Pandemie zu verbreiten; so wird denn auch schon aus dieser Zeit von erfolgreichen Schritten gemeldet; Mailand und Valletidone (bei Piacenza) sollen durch strenge Absperrungsmaßregeln durch ungefähr 2 Jahre (bis 1350) sich der Pest erwehrt haben. In Reggio verordnete Visconti Barnabo im Jahre 1374, es solle jeder, der von der Pest befallen werde, seinen Wohnort verlassen, und sich auf das Land oder in den Wald begeben, und seine

Genesung oder den Tod erwarten. Wer Pestkranke gepflegt, solle sich 10 Tage lang jedes Verkehrs mit andern enthalten, den Priestern wurde befohlen, die Kranken zu besuchen und der Behörde zu melden. Alles Gut der Verstorbenen sollte der Kirche zufallen.

Ebenso bestand bereits im Jahre 1471 auf Mallorca eine vollständig eingerichtete, nach einem von Lucian Colomines entworfenen Reglement verwaltete Pestquarantaine (Haeser). Sehen wir nun, wie es in Mitteleuropa, speciell in Deutschland, mit der Abwehr beschaffen war. Als ältestes Denkmal officieller Fürsorge gegen die Pest liegt mir vor:

„Ain wunderbare instruction vnd vnterwysung wider die pestilenz her„fliessend von kayserlichem Hoff vnd allerbewärtesten doctoribus zu cristinlischer „vn haydescher nacion funden worden mügen, Memmingen 1494."

Diese Verordnung beschäftigt sich nun größtentheils mit der — wie wir sagen wollen — individuellen Prophylaxe; für alle Verrichtungen des täglichen Lebens, Schlafen, Aufstehen, Waschen ɾc., werden heilsame Rathschläge ertheilt, ja auch die geistige Sphäre wird in den Capiteln, die da handeln „von zorn und vorcht" „von trewren vnd trübsal" in das Bereich der ärztlichen Fürsorge gezogen. Wir erfahren sodann, daß die verschiedenen Winde, je nach ihrer Richtung verschiedene hygienische Bedeutung haben: „die vom Aufgang „der Sonne sind gut, die von Mitternacht sind noch besser — die allerbesten. „Die von Niedergang der Sonne sin bös und die von mittentag sind noch bößer „und die allerböseſten," vor diesen und allen Abendwinden soll man sich hüten.

Allzugroße Wärme in der Wohnung während des Winters wird widerrathen, dann solle man sich hüten besonders „vor böser Luft und pestilenzischer Materie", erste soll man reinigen durch Anzünden großer Feuer, durch Verbrennen wolriechenden Holzes.

Beim Ausgehen soll man sowol Mund als auch Hände mit wolriechenden Substanzen versehen.

Wir vermissen hier noch jene Maßregeln allgemeiner Natur, die doch schon in einer frühern Periode in Anwendung gekommen waren. Auch das, ein halbes Jahrhundert später veröffentlichte „Regiment/ gestelt allain für die/) „so vnuermeydlich in Pestilentzischen lufften verharren vnd beleiben müssen. „Saltzburg 1553," zum großen Theil in seinen hygienischen Maßregeln mit dem Vorigen übereinstimmend, enthält noch wenig weitergehendere Verordnungen, doch wird schon auf die Schädlichkeit der Ausdünstungen von Düngerhaufen „niderschittung", Friedhöfen, Metzgereien, „Vischbäncken" hingewiesen, man soll Winde meiden, die da „weyend von sterblichen Orten." Der Krankheitskeim wird hiebei gemeiniglich als „gifftiger Dampff" gedacht, „so vmb die „prust sich enthelt/ dem Hertzen ondas zueylt."

Dieselbe Grundanschauung von dem höchst nachtheiligen Einfluß der Verunreinigung des Bodens, der Luft, von der Begünstigung, die solche Verhältnisse der Entwickelung und raschen Ausbreitung des Krankheitskeims geben, finden sich dann in:

„Eins Erbarn Raths der Statt Nürnberg vernewte Gesetzt und Ordnung „von wegen besorgender einreissender Sterbensleufft 1575."

Die Anordnungen, die hier zur Assanirung der Stadt getroffen waren, stehen entschieden schon auf einer relativ hohen Stufe.

Da wird vor Allem vor Verunreinigung der Gassen und Straßen durch Abfälle des menschlichen Haushalts gewarnt; die flüssigen Abfälle sollen in die Pegnitz oder den Vischbach ausgeleert werden, und durften auch die Bader — bei Androhung großer Strafe — das Blut, das sie entnommen, nicht anders wohin, als in fließendes Wasser gießen.

Wir erhalten übrigens ein ganz interessantes, wenn auch nicht sehr ästhetisches Culturbild von dem damaligen Aussehen einer Stadt wie Nürnberg, die zu der Zeit doch gewiß zu den blühenderen und bedeutenderen gezählt werden konnte. Wir lesen:

„Dieweil auch von den Misten, so allhie in den Gassen hin vnd wider/ „etwas lang ligen bleiben/ vil böß vnnd vbels geschmacks entspringt/ der „sonderlich diser zeit also zu gedulden/ nit allein beschwerlich/ Sondern auch „gefehrlich vnnd nachtheilig/ So setzt ein Erbar Rathe/ im selben dise maß/ „Das einichen Mist lenger nit/ denn zwen tag also auff der Gassen liegen „bleiben/ Sonder in solcher zeit hinweck vnd hinauß gefürt/ Insonderheit „aber gar kein Mist mitten inn die Gassen/ nider geschütt oder gelegt „werden/ Im fall aber das solchs durch jemand/ wer der were/ nicht „beschehen/ vnnd also verlast würde/ des derselbig Mist alsdann/ zu sampt „verwurckung der gesetzten peen/ einem Pfund Noui/ einem jedem preiß vnd „frey sein soll/ den seines gefallens weck zu füren."

Nur nebenbei sei hier der sich öfter wiederholenden Eigenthümlichkeit gedacht, nach der überall das Wort „Geschmack" seinen Platz findet, wo wir den Ausdruck „Geruch" erwarten.

Die prophylaktischen Maßregeln erstreckten sich ferner auch auf die Hausthiere; Schweine mußten innerhalb zehn Tage weggeschafft werden:

„Dieweil derselben Mist vnd Gestanck diser kranckheit fürderlich ist."

Für die von der Krankheit Befallenen war für den Genesungsfall eine Art Quarantaine festgestellt; sie mußten sich wenigstens einen Monat von allen Gemeinschaften, Versammlungen, Kirchenbesuch ꝛc. fern halten. Bezüglich der Erkrankten selbst wurde für thunlichste Isolirung gesorgt durch Errichtung eines Lazareths, in welches alle Befallenen geschafft werden sollten. Der Verkehr mit Kranken, ja selbst die Begleitung des Leichenzuges, sollte möglichst vermieden werden. Mit großer Strenge wurde einem etwaigen Verkaufe von Kleidern, Wäsche und sonstigen Gebrauchsgegenständen Pestkranker entgegengetreten; „das Leynen dinglach der kranken person sollte nindert „anderstwo/ dann beim außfluß der Pegnitz" gewaschen werden, „nicht einmal „im Vischbach," der ja durch die Stadt floß.

Das an Pestepidemien so reiche 17. Jahrhundert bringt uns zahlreiche mitunter recht voluminöse Pestordnungen, auch Consilia antiloëmica betitelt.

Wir wollen wieder eine von Amtswegen erlassene herausheben, als ein Criterium der damals maßgebenden Anschauungen.

Die „Pestordnung, nach welcher in des Durchlauchtigsten Fürsten und „Herrn Bernhards Herzog zu Sachsen, Jülich . . . ꝛc. Landen Sr. Fürstl. „Durchl. Unterthanen Angehörige und Schutzverwandte wider die jetzo „anderswo grassirende Pest/ oder wenn dieselbe durch Gottes Verhengniß „künftig auch in ein oder andren Ort dero Landen einschleichen solte/ mit „Göttlichem Beystande sich zu richten und zu verwahren haben. Meiningen 1681"

Hier tritt uns bereits eine bis in's Detail ausgearbeitete Organisation des gesammten Sanitätsdienstes entgegen, die, wenn strenge befolgt, gewiß manches Gute im Gefolge haben mußte.

Vor Allem sucht man sich gegen die Gefahren, die der Verkehr mit sich brachte, zu schützen. Niemand durfte in eine Stadt eingelassen werden, der nicht einen richtig ausgestellten, unverdächtigen Paß besaß, aus dem ersichtlich war, daß er sich innerhalb 40 Tage an keinem inficirten Orte aufgehalten. Leuten, die aus inficirten Orten kamen, oder auch jenen, die mit solchen verkehrt hatten, war jeder Eintritt untersagt. Hieran schloß sich ein vollständiges Verbot der Einfuhr von Waaren aus inficirten Orten, sowie anderseits ein Befehl zur Verproviantirung der Bewohner.

Vieh, das aus verdächtigen Orten stammte, mußte zuerst in's Wasser getrieben, geschwemmt und rein abgewaschen werden.

Hervorzuheben ist auch das Verbot, wonach „den Pappiermüllern nicht „zu gestatten ist, daß sie zu den Pappiermachen aus frembden Herrschaften/ auff „ihre Pappier-Mühlen/ Haderlumpen zuführen lassen."

Für Ankömmlinge, die verdächtige Orte berührt hatten, war eine sechswöchentliche Quarantaine an einem unverdächtigen Ort festgesetzt. Briefe und Packete mußten vor dem Thore unter freiem Himmel von dem Ueberbringer geöffnet und durchräuchert werden. Das Recept für das hiezu erforderliche Räucherpulver lautet:

„Nehmet: Schaffgarbe/ Rauten/ Bocksbart/ Wermuth jedes 2 Büschel.
Birckenrinden/ Bockshorn, jedes 1 Pfund.
Gemeinen Schwefel ½ Pfund. —

Briefe aus inficirten Orten mußten durch Essig gezogen und nachher getrocknet werden.

Bei Annäherung der Pest wurden aber diese Maßregeln noch verschärft. Die Päße durften gar nicht angefaßt werden, sondern mußten von Ferne auf die Erde niedergelegt, dann mit einer Zange oder einem vorn gespaltenen Stock aufgehoben und durchräuchert werden, ehe sie aufgemacht und gelesen wurden, die Säuberung der Straßen und Häuser, die Assanirung der Stadt, wie wir dies jetzt nennen würden, wurde noch strenger gehandhabt, als dies im vorigen Jahrhundert geschehen. Der Unrath wurde durch von der Obrigkeit bestellte Vehikel entfernt, sodann Revisionen in den Häusern und Höfen vorgenommen, ob überall für gehörige Reinhaltung Sorge getragen

wird. Alle Gewerbe, die mit übelriechenden Stoffen zu thun hatten, mußten außerhalb der Stadt betrieben werden.

Große Sorgfalt wurde der Installirung eines ausgiebigen Sanitäts-Dienstes für den Fall des Ausbruchs einer Pestepidemie gewidmet; das betreffende Capitel betitelt sich: „Von Annahm- und Bestellung allerhand „Personen auf eine Vorsorge zur Aufsicht- Wart- und Beerdigung derer/ so „von der Pest inficiret werden oder daran gar versterben möchten."

In jeder Stadt wurden Gesundheits-Directoren bestellt (der Gerichtshalter, Pfarrer, Schultheiß) die in stetem Contacte mit den Aerzten bleiben mußten und die ganze Handhabung der Sanitätspolizei zu überwachen hatten. Für jede Gasse wurden sodann zwei Gassenmeister bestimmt, die die inficirten Häuser und Personen zu beaufsichtigen und über ihre Beobachtungen Bericht zu erstatten hatten. „Weiters sollen gewisse „Pastores, Medici Chirurgi und Pestilentiarii angenommen/ und ihnen vorjetzo „ein gewisses Wartgeld/ bey einreißender Contagion aber eine ordentliche „Besoldung gegeben werden/ dargegen sie bey ereignender Gefahr so wol in „Flecken und Dörfern auf dem Lande/ als in den Städten, wo sie von der „Obrigkeit hinbeordert werden/ sich zur Seelen- und Leibes-Cur der Inficirten „brauchen lassen."

Auch an Arme wurden Wartegelder vertheilt, wogegen sie sich verpflichten mußten, gegen Besoldung die Wartung von Kranken, Todtengräberdienste ꝛc. zu übernehmen. Schließlich wird die Instandsetzung von Siechenhäusern und die Reservirung von Wohnungen für Aerzte und Wartepersonal in's Aug gefaßt.

Beim Erscheinen eines Pestfalls wurde das inficirte Haus vollständig versperrt, den Insassen Victualien, Arzeneien durch die Gassenmeister zugetragen, die Nachbarn wo möglich delogirt oder wenigstens Fenster und Thüren gegen das inficirte Haus zu sorgfältig geschlossen, alle Ritzen und Spalten fest zugestopft. Die auch gesund gebliebenen Inwohner eines inficirten Hauses durften sechs Wochen nicht mit andern Leuten in Verkehr treten, die Betten, Kleider ꝛc. Verstorbener mußten verbrannt, die übrigen Sachen mit Lauge oder Essig gewaschen und ausgeräuchert werden.

Beim Ueberhandnehmen der Pest sollten alle Wohnungsänderungen verboten sein, die inficirten Häuser wurden durch weiße Kreuze ersichtlich gemacht. Ein jeder Verkehr aus der Stadt oder in dieselbe wurde aufgehoben, Jahr-Wochenmärkte verboten, Schul- und Kirchenbesuch eingestellt. An Hochzeiten durften, inclusive das Brautpaar, nicht mehr als 8 Personen theilnehmen, keine Schaustellungen der Leichen, keine Leichen-Processionen sollten gestattet sein. Die Todten mußten so rasch als möglich, innerhalb 8—10 Stunden, beerdigt werden: vor dem eventuellen lebendig Begrabenwerden, sollte die obligate Todtenschau schützen, wie aus folgender Stelle erhellt: „Jedoch ist allezeit „durch den Medicum oder Chirurgum Pestilentiarium wol zuzusehen, daß „nicht ein in Ohnmacht liegender/ sonst aber noch lebendiger Mensch vor tod

„ausgetragen und begraben werde.“ Die Gräber selbst waren mindestens ½ Elle tiefer als gewöhnlich anzulegen, und bei „Lebensstraffe“ keine Exhumirung vorzunehmen.“

Zu den Curiositäten aus der strenge gehandhabten Marktpolizei, die besonders auch auf das Obst invigilirte, zählt das Verbot des Verkaufs von Schweinefleisch, ferner: „es sollen die Leuthe nicht selbst in ihren Häusern „den Teig einsäuern“ und andererseits „die Bäcker aber bei Leibesstrafe das „Brot nicht warm aus den Backhäusern geben/ sintemal nichts mehr/ als „warmes Brot/ das Gifft an sich ziehet.“ Auf dieser Annahme basirte auch „die Gepflogenheit, den an der Pest Sterbenden „warm oder in warm „Wasser genetztes Brot auf den Mund zu legen/ damit der gifftige Athem „sich dareinziehe/ und durch seine Zertheilung das Haus nicht anstecke. Solch „Brot aber muß darnach alsobald tief in die Erde vergraben werden.“ Die Stelle des Brotes konnte hier auch warmes, „nicht dampfendes“ Wasser vertreten.

Damit wir auf unsere so viel gepriesenen Maßregeln der Desinfection nicht allzu stolz werden, und sie etwa als eine Errungenschaft der neuesten Zeit ansehen, sei hier citirt: „In die heimlichen Gemächer/ sonderlich/ wenn „ein Krancker darauf gegangen/ soll öffters lebendiger oder ungelöschter Kalck „geworfen und Essig gegossen werden/ wie dann auch zu den Leichen in die „Särge dergleichen Kalck gethan werden kan/ damit sie desto eher verwesen/ „auch gifftige Ausdampffungen verhütet werden.“

Bei den obligaten Räucherungen spielt, wie wir auch schon früher gefunden haben, neben den aromatischen Stoffen, der Schwefel eine große Rolle. Auch eine Art Falle für das Pestgift wird „recommandiret, daß „nämlich Gefäße mit laulichem Wasser oder Milch gesetzet werden, da denn war- „genommen/ daß sich der Gifft als ein dünnbläulicht Häutgen oben aufgelegt „habe/ solche Gefäße seien alle zwölff Stunden an einem abgelegenen Orthe „auszuschütten und mit Wasser anzufüllen“ (das 18. Jahrhundert huldigte auch noch dieser Ansicht und suchte durch eine Zuthat von Zwiebeln oder ungelöschtem Kalk den Erfolg noch zu steigern). Die individuelle Prophylaxe stimmt mit der des vorigen Jahrhunderts überein, empfohlen wird unter anderen lieber Wasser von Quell- und Rohrbrunnen zu trinken, als von Bächen und Wasserflüssen, die von verdächtigen Orten herfließen; da oft die Seuche nach Flußläufen sich ausbreite. Das Uebermaß im Genuß von Spirituosis wird bescheidentlich „ein zweifelhafftiges und verbothenes Praeservativmittel“ genannt.

Lassen wir nun noch einige Vertreter des 18. Jahrhunderts sich aussprechen. Wir können wol eine Steigerung der Leistungen kaum erwarten, und auch die neueste Zeit konnte nicht viel thun, um die hier angeführten Maßregeln zu überbieten. Als Fortschritt, wenigstens in Bezug auf die Therapie können wir jedenfalls das Geständniß betrachten, das uns in der „kurzen Anleitung zur Austilgung des betrohlichen Pest-Uebels, an die Hand gegeben von einem Pestsorger in Wien 1713“ verschämt entgegen tritt: Was

nun die Cur anbelanget/ ist selbe/ sofern das Uebel in seiner Vollkommenheit/ etwas schwer/ und fast mehrerntheils umsonst, nicht zwar/ als ob wider diese Landesverderbliche Straf-Kranckheit der allgütige Gott/ gleich anderen/ kein Mittel erschaffen und noch nicht erfunden wäre worden; sondern/ weilen dieses anklebende und in seiner Erhöhung vollkommene Pest Gift/ sonderlich bei jungen/ hitzigen und vollblütigen Leuten dermassen geschwind „durchtringet/ daß/ ehe und bevor/ sonderbar arbeitsame/ unmüssige/ auch „mehrers zu leiden gewohnte Menschen die Wirkung solches Uebels empfinden/ „allbereits das ganze Geblüt schon in ein verderbliche Zerrin- und „Zertheilung gebracht worden." Deshalb legt der Verfasser größeres Gewicht auf die Praeservatoria, die er in Praeservatoria politica und Praeservatoria Praesidia medica theilt. Aber auch aus seiner Darstellung leuchtet die Unzulänglichkeit der ersteren ein, indem man wegen Erfolglosigkeit derselben nur zu häufig zu den Praeservatoriis Praesidiis medicis greifen mußte, die dann auch nicht allzuviel ausgerichtet haben sollen.

In diesem Jahrhundert treffen wir auch noch die einer frühern Periode entstammende Verhängung der „allgemeinen Quarantaine" an, bei welcher, nach erfolgter Verproviantirung der Stadt, sämmtliche Einwohner sich in ihre Häuser einschließen mußten, und jeder Verkehr, mit Ausnahme von Seiten der Commissäre und sonstiger Amtspersonen, so lange aufgehoben war, bis man einsah, daß diese Maßregeln von keinem Erfolg begleitet waren, ja sogar das Uebel verschlimmerten, und daß man, da fortwährend neue Pestfälle auftraten, die Quarantaine bis in's Unendliche hätte fortsetzen müssen. Solche Erfahrungen hatten denn auch zur Folge, daß sich allmälig die Reaction gegenüber dieser Maßregel geltend machte und man selbst das Verschließen inficirter Häuser aufzugeben begann. Interessant durch seine Motivirung ist das betreffende Capitel in den „approbirten Anstalten in Pestzeiten" 2c. Regensburg 1719. Hier heißt es: „Und da sonsten zu Anfang dieser Kranck-„heit/ sobald sie jemand in einem Hause befällt/ fast durchgehends es also gehalten worden/ daß selbige Häuser unverzüglich geschlossen oder vernagelt/ und niemanden aus oder einzugehen verstattet/ und also die Gesunden mit „den Kranken zugleich eingesperrt gehalten worden; so haben wir/ nach reiffer „Ueberlegung/ solches/ wo nicht unchristlich/ dennoch höchst schädlich/ und dem „darunter gesuchten Zweck selbsten entgegen befunden/ massen auf solche Weise „der Schrecken/ sowol außer Hauses und in der ganzen Stadt/ als auch „sonderlich bei den Verschlossenen vermehrt, und dadurch das Uebel nur ärger „und vielfältiger ausgebreitet wird/ indem die mit denen Krancken eingesperrte „Gesunden/ da ihnen alle freye und gesunde Luft benommen/ fast nothwendig „auch erkrancken/ auch bloß aus Mangel der nöthigen Wartung beyde zugleich „zu Grunde gehen müssen/ weilen auch die sorgfältigsten Anstalten nicht „zulänglich/ ihnen das Behörige zu reichen." „Es war deßhalb blos am „Anfang bey den ersten drey oder vier Häusern die Verschließung vorzunehmen „wann aber solchem ungeachtet/ das Malum weiter greiffen solte/ würde solche

„Versperrung gantz unnützlich/ ja schädlich und unpracktisch werden.“ Daß von den Räucherungen noch immer ausgiebiger Gebrauch gemacht wurde, ist nicht zu verdenken, es fungirt unter den hierzu verwendeten Kräutern auch der Rauchtabak, ferner abermals der Schwefel, mit welchem die zur Reinigung inficirter Häuser Bestellten ihre Kleider alle Abend stark durchräuchern mußten. (Regenspurgischer Unterricht ꝛc. 1714). In welch großartigen Dimensionen aber diese Ausräucherungen oft vorgenommen wurden, lehren uns „Herrn von „Antrechaus merkwürdige Nachrichten von der Pest in Toulon 1721, übersetzt „von Adolf Freyherrn von Knigge. Hamburg 1794.“ Auf Andringen der Bevölkerung wurde der Befehl gegeben, „vor jedem Hause Materialien anzu„häufen, die man in Brand stecken könnte, welches dann Abends um 7 Uhr „geschehen sollte. Nie ist eine Verordnung pünktlicher befolgt worden. Ein „allgemeines Feuer deckte die Stadt während der Nacht mit einem so dicken „Rauche, daß derselbe am folgenden Tage noch nicht einmal zerstreut war.“ Der Autor fügt noch resignirt hinzu: „Es war ein ganz unnützer Aufwand von Holz und Rauchwerk.

Auch die Anwendung des kalten Wassers als Desinfections-Mittel tritt uns hier schon entgegen; wir lesen in einem Buch, betitelt:

„Kurtzer und bewerther Rath/ wie sich der gemeine Mann und alle „arme Leuthe in Sterbensläufften verhalten sollen ꝛc. Herausßgegeben durch „Ezechiel Bautscher, Wienn 1713.“ „Daß/ wenn man von deß Krancken Beth „das Leinwath oder Leilachen hinweg thut/ man erstlich solches alsobald in „ein kalt Wasser legen solle/ und nicht/ wie etliche pflegen zu thun/ in warmes/ „denn das kalte solchen Gifft sehr schwächen thut.“

Nur noch um zu zeigen, wie naiv die Vorstellung von der Natur und Wirkung des Pestgiftes gewesen, führen wir hier aus der „kurzen Anleitung 1713“ eine von den Vorsichtsmaßregeln gegen das Eindringen des „Pestgifftes“ und die Begründung hiezu an: „und zwar die Nasen belangend: ist selbe mehrere„theils unctuosis, oder fetten Sachen/ als Balsam zu versichern/ damit das „Uebel entweder in der Fette seinen Pestangel abstosse/ und ein„wickele/ oder in der Nasen das Präservativum länger hafte.“

Wir gelangen nunmehr zu dem Jahrhundert, in dem wir selber leben, und welches ja vielleicht noch immer Europa mit einer neuen Pestinvasion bedroht. Haben wir nun irgend welche bedeutende Fortschritte und Neuerungen, in den Präventiv-Maßregeln zu verzeichnen? Wol kaum; wir können höchstens mit Genugthuung anführen, daß wir uns von vielen, zum mindesten überflüssigen, wenn nicht direct nachtheiligen Verordnungen glücklich emancipirt haben. So, um eines zu erwähnen, hat sich der, im verflossenen Jahrhundert erst schüchtern auftretende Gedanke, daß die „allgemeine Quarantaine,“ so wie auch das hermetische Versperren der inficirten Häuser nicht nur keinen Nutzen bringe, sondern sogar ein mächtiges Mittel zur Steigerung der Intensität der Epidemie sein könne, allmälig Bahn gebrochen. Man vermeidet es, durch

Digitized by Google

Einpferchen der Menschen in enge, dumpfe Stuben, die Verhältnisse in diesen so zu gestalten, daß solche Häuser hierdurch erst recht zu wahren Pestherden werden und sucht der Luftverpestung nicht so sehr durch allerhand Räucherungen als vielmehr durch häufige Lufterneuerung, durch Verhinderung, daß sich der Keim anhäuft, entgegenzuarbeiten.

Doch anstatt eine detaillirte Darstellung, Begründung und vielleicht auch Kritik der jetzigen Vorkehrungen zu geben, wollen wir lieber den gegenwärtigen Standpunkt der Infectionsfrage darlegen; die nothwendigen Maßregeln der Abwehr ergeben sich dann aus demselben mit strenger Consequenz, da ja die Verhütung von Krankheiten vor Allem von der Natur und Verbreitungsweise desjenigen abhängt, was wir als die Krankheitsursache zu bezeichnen gezwungen sind, und die Pest wol ohne Widerspruch zu den Infectionskrankheiten gezählt wird, d. h. jenen Krankheiten, die durch ein von außen in den Körper eindringendes Gift entstehen, das die Fähigkeit hat, sich theils im Körper, theils auch außerhalb desselben in der Umgebung des Menschen zu vermehren, innerhalb des Organismus aber Störungen in dem gesammten Stoffwechsel hervorzurufen in einer Weise, daß seit langer Zeit an die Analogie mit Gährungserscheinungen gedacht wurde und diese Krankheiten auch als Gährungs- oder zymotische Krankheiten bezeichnet wurden. Diese Analogie scheint auch ihre Berechtigung darin zu finden, daß wir, soweit der jetzige Stand naturwissenschaftlicher Forschung es zuläßt, gezwungen sind, als Erreger, als Ursache dieser Erkrankungen Organismen anzusehen die den Gährungserregern eben sehr nahe verwandt sind, auf der niedrigsten Stufe der Organisation überhaupt und an der Grenze des auch mikroskopisch Wahrnehmbaren stehen, die sogenannten „Spaltpilze“, die kleinsten jetzt bekannten Organismen, weit kleiner als die vielfach irrthümlicher Weise dafür gehaltenen „Sonnenstäubchen“.

Wol ist der Beweis, daß sie wirklich auch die Ursache der Pest sind, bisher nicht geführt worden; allein der Umstand, daß für einzelne Infectionskrankheiten dieser Nachweis mit Sicherheit geliefert ist, neben vielen anderen, theoretischen Gründen, führt uns unabweislich zu dieser Annahme, die ja auch Virchow, einem in diesem Punkte vorsichtigen Skeptiker, plausibel erscheint.

Die nächste Frage nun, die sich uns zur Beantwortung aufdrängt, ist die nach der Verbreitungsart der Infectionserreger, oder um direct an den Gegenstand heranzutreten und nach althergebrachten medicinischen Begriffen zu reden, die Frage, ist die Pest contagiös oder ist sie miasmatisch, oder vielleicht gar contagiös-miasmatisch.

Ich glaube wir können auch hierauf — selbst ohne die Resultate der vereinigten deutschen und österreichisch-ungarischen Commission abzuwarten — antworten, wenn auch vielleicht keine endgiltige Entscheidung treffen, nur wollen wir uns vorher eine kleine Abschweifung erlauben.

Die Ausdrücke Contagium, Miasma entstammen einer alten Zeit, entsprechen demnach auch den Anschauungen von damals, ihre Begriffe sind in ihrem ursprünglichen Sinne einander ziemlich entgegengesetzt. Contagiös sollen

Krankheiten, wie z. B. Blattern, genannt werden, welche sich vom Menschen auf den Menschen wieder übertragen lassen, wo die Annäherung oder die Berührung die unmittelbare Veranlassung ist zur Uebertragung des Krankheitskeimes auf den Nachbar, der nun selbst von demselben inficirt wird, aber ihn auch weiter verbreiten, auf andere übertragen, kurz verschleppen kann, ohne selbst von der Krankheit ergriffen werden zu müssen. Mit dem Ausdruck miasmatisch sollen dagegen solche Krankheiten bezeichnet werden, bei welchen, wie z. B. beim Wechselfieber, die schädliche Potenz, das Krankheitsgift außerhalb des Menschen meist im Boden oder in der Luft sich erzeugt, und eine größere Anzahl von Menschen mit einem Male befällt, ein Krankheitsgift (Miasma), dem vielfach eine gasförmige Natur zugeschrieben wurde und das wol den Menschen inficiren, aber nicht durch das Medium des Menschen weiter verbreitet werden kann, das, indem es im Menschen seine verderbliche Wirkung ausübt, auch seine Eigenartigkeit, seine inficirende Kraft verliert. Als ein weiterer Gegensatz zum Contagium erscheint dann noch der Umstand, daß nach damaligen Begriffen das Miasma, das dem Boden entstammende Krankheitsgift, immer an Ort und Stelle entstehen mußte, also nicht eingeschleppt werden konnte.

An der Hand derartiger Anschauungen würde jetzt eine Erklärung der Weiterverbreitung mancher Infectionskrankheiten kaum möglich sein, besonders da mit dem Worte Miasma meist wirklich noch das autochthone Entstehen des Krankheitsgiftes gemeint ist, und viele hiebei sogar noch an gasförmige Körper denken. Wir müssen deshalb, gerade in Verbindung mit der Theorie der parasitären Infection, d. h. der Infection durch Organismen, eine andere Eintheilung treffen, und können hier die von v. Pettenkofer bereits 1872 vorgeschlagene acceptiren. Denn da man jetzt zu der Voraussetzung gezwungen ist, für beide Gruppen, als deren Repräsentanten wir oben Blattern und Wechselfieber genannt haben, ähnliche Infectionsträger — niedrigste Organismen, die Spaltpilze — anzunehmen, so handelt es sich nur um den Ort ihrer eigenartigen Entwicklung, ihrer Vermehrung von dem aus sie auf den Menschen wirken und weiter verbreitet werden können. Dieses kann nur der Fall sein innerhalb des menschlichen Organismus. Die Infectionsträger sind dann entogene, und von Menschen auf Menschen übertragbar, oder aber, sie finden die geeigneten Bedingungen zu ihrer Reproduction und specifischen Entwicklung außerhalb des Menschen, etwa im Boden oder im Hause, und treten von da aus in den menschlichen Organismus ein. Solche, außerhalb des menschlichen Organismus zur Reproduction und eigenartigen, specifischen Entwicklung gelangenden Infectionsträger nennen wir dann ektogene. Diese bedürfen hiezu eigenthümlicher Verhältnisse, die zumeist im Boden, aber auch in gewissen klimatischen Einflüssen 2c. gelegen sind, so daß also an Orten oder zu Zeiten, wo derartige Bedingungen nicht vorhanden sind, auch jene Krankheiten nicht entstehen, und, wenn auch eingeschleppt, nicht zur Ausbreitung gelangen können. Als Beispiel von an derartige Verhältnisse gebundenen Krankheiten nenne

ich nur den Typhus (Abdominaltyphus), die Cholera, das gelbe Fieber, dann auch das Wechselfieber.

Solche Bedingungen nun, die zur Entwicklung und Ausbreitung eines ektogenen Infectionsträgers führen können, nennen wir auch — da sie eben von Ort und Zeit abhängen — die örtliche und zeitliche Disposition; diese giebt entweder zur autochthonen Entwicklung des Infectionskeimes Veranlassung, wie dies beim Wechselfieber der Fall ist, oder sie ermöglicht es, daß der eingeschleppte Krankheitskeim sich vervielfältigt und zur epidemischen Ausbreitung der Krankheit Veranlassung giebt, wie bei Cholera, Abdominal-Typhus rc. Fehlen aber diese Bedingungen, dann kann der eingeschleppte Keim keinen festen Fuß fassen, keine Ausbreitung gewinnen. Diese Darstellung hat den Vortheil, jene unglückselige Verquickung ganz widersprechender Begriffe, wie sie in dem Ausdruck miasmatisch-contagiös zu Tage tritt, zu vermeiden, wo man einer Krankheit willkürlich bald den Charakter einer contagiösen, bald den einer miasmatischen zuschreiben wollte. Wenn wir zusehen, wie man sich hiebei die Thatsachen zurechtlegt, so werden wir finden, daß die Krankheit immer erst contagiös genannt wird, wenn sich die örtliche und zeitliche Disposition einstellt, so lange dies nicht der Fall ist, wird, trotzdem auch vielfach Einschleppungen des Krankheitskeimes vorkommen, die Krankheit für „nicht contagiös", „noch nicht contagiös" oder „nicht mehr contagiös" erklärt, wie es eben am besten paßt.

Es soll hiemit nicht in Abrede gestellt werden, daß es auch Infectionskeime gebe, welche sich sowohl auf entogenem als auf ektogenem Wege vermehren, aber es darf nicht angenommen werden, daß ihre Vermehrung nach Belieben bald so, bald so erfolge; sondern, daß sie stets an die gleichen Bedingungen geknüpft ist. Wenn wir nun sehen, daß eine epidemisch sich verbreitende Krankheit zu gewissen Zeiten oder an gewissen Orten trotz Einschleppung und trotz ungehinderten Verkehrs sich nicht ausbreitet, so müssen wir schließen, daß ihre epidemische Verbreitung wesentlich nur auf ektogenem Wege erfolge.

Untersuchen wir nun an der Hand der Geschichte der einzelnen Pestepidemien, wie sich dieselben in Bezug auf das ento- oder ektogene Entstehen des Infectionskeimes verhalten; es ist die Entscheidung hierüber, mit Rücksicht auf die Frage nach der Verhütung der epidemischen Ausbreitung, von eminenter Wichtigkeit.

Schon aus den im ersten Theil angeführten Vorbauungsmaßregeln kann man ersehen, wie sich die Anschauung über die Art der Ausbreitung dieser Seuche entwickelt hat. Nur zu bald wurde es Aerzten wie Laien klar, daß es zum Ausbruch einer Pest-Epidemie der Einschleppung eines Krankheitsfalles oder wenigstens des Krankheitsstoffes durch Waaren und anderweitige Provenienzen aus befallenen Gegenden bedürfe. Diese Erfahrungen wurden in besonders auffallender Weise in See- und Hafenstädten gemacht, wo der Verkehr nach einer Seite hin wenigstens leichter zu controliren, speciell der

Nachweis einer Verbindung mit einem überseeischen verdächtigen oder offenkundig inficirten Hafen leichter herzustellen war, und von dort aus datiren auch wol die ersten, auf Absperrung gerichteten prophylaktischen Maßregeln; waren ja auch die Hafenstädte fast stets die zuerst und vielfach auch am heftigsten heimgesuchten. Mit der so sicher gestellten Thatsache der Einschleppung des Krankheitskeimes mußte aber nach damaligen Anschauungen der contagiöse, also entogene Charakter des Pestkeimes angenommen werden. Zwar drängten sich auch zu jener Zeit schon Thatsachen auf, die den nüchternen, unbefangenen Beobachter in andere Bahnen leiteten, und so bemerken schon die beiden Geschichtsschreiber der Justinianischen Pest (531—580), Procopius und Evagrius, übereinstimmend, daß die Pest dieser Zeitperiode Momente zeige, die sich mit der Theorie der directen Uebertragung vom Menschen aus nicht vereinbaren lassen, so z. B., daß die Pest überall, wo sie auftrat, an ein bestimmtes Zeitgesetz gebunden war (wo wir wol jetzt sagen würden, an eine zeitliche Disposition), daß häufig in befallenen Gegenden einzelne Orte anfangs verschont blieben, bis dann später auch sie heimgesucht wurden; daß Aerzte, Wärter nicht mehr, ja vielleicht seltener ergriffen wurden als die übrigen Einwohner, während viele, die sich absonderten, der Krankheit erlagen. Auch Saladino Ferri hat schon im 15. Jahrhundert den Vertretern des contagionistischen Standpunktes unter anderen die mit deren Doctrin unvereinbaren Fragen vorgelegt: Warum verbreitet sich die Pest nicht in bestimmter räumlicher Ordnung, sondern sprungweise; weßhalb liebt sie besonders feuchte, niedrige, sumpfige Gegenden? Allein diese Thatsachen, diese Einwände wurden theils vergessen, theils ignorirt, man hätte ja sonst die Krankheit für eine miasmatische ansehen müssen, und damit ließ sich die unleugbare Constatirung der Einschleppung nimmermehr vereinen; bei einer miasmatischen Verbreitungsweise hätte ja die Krankheit spontan, autochthon entstehen müssen. So wurden denn die Aerzte und Laien immer mehr in das Fahrwasser der reinen Contagionisten geleitet, und fast alle Maßnahmen, von den wir lesen, sind aus diesem Bewußtsein hervorgegangen. Es wurden aber auch fast die gesammten Beobachtungen, die uns vorliegen, in diesem Sinne beeinflußt, so daß sie nur mehr als Stütze für diese Lehre heranwuchsen.

Erst wieder in neuerer Zeit, besonders als in Folge der Expeditionen der ersten französischen Republik nach Aegypten die Pestfrage von Seite der französischen Aerzte studirt zu werden begann, erhoben sich immer mehr Stimmen, die den rein contagiösen Charakter des Pestkeimes bestritten.

Fassen wir nun die Thatsachen zusammen, die dafür sprechen, daß der Pestkeim ein ektogener ist. Sie gruppiren sich nach zwei Richtungen, einmal einer negativen, insofern sie die Unmöglichkeit oder das Unberechtigte der contagionistischen Anschauung documentiren, sodann einer positiven, indem sie auf den Einfluß der außerhalb des Menschen gelegenen Bedingungen mit unabweislicher Consequenz hinweisen.

Was nur Thatsachen der ersten Reihe anbelangt so wäre vielleicht vor

Allem auf die so vielfach constatirte Erfolglosigkeit einer strengen Absperrung, Isolirung, innerhalb einer von der Pest ergriffenen Stadt hinzuweisen. Es liegen derartige Beobachtungen besonders aus dem 19. Jahrhundert in reicher Auswahl vor, die hervorragenden Gegner des Contagionismus, Pruner, Clot Bey u. A., haben sie in großer Menge gesammelt; doch wollen wir den Werth derselben nicht allzu hoch anschlagen, da ja immerhin ein vielleicht heimlicher Verkehr stattgefunden haben kann. Wird ja andererseits von den wissenschaftlichen Vertretern des Contagiumstandpunktes jenen Experimenten, die angeblich eine Uebertragung durch Impfung, durch Kleider Pestkranker hervorriefen, keinerlei Werth beigemessen. Will man nämlich auch — ausgehend von dem Grundsatze, daß ein positives Resultat tausend negative überwiegt — davon absehen, daß nur in der Minderzahl der Fälle das Experiment von Erfolg begleitet war, so muß dagegen bestritten werden, daß hier überhaupt positive Resultate vorliegen, da ja zu Zeiten einer allgemeinen Epidemie immer wieder die Frage offen bleibt, ob denn nicht in diesen scheinbar gelungenen Fällen der Uebertragung die Infection ganz unabhängig von dem Experimente aufgetreten war, wie dies eben bei tausend anderen zur selben Zeit Erkrankten der Fall war. Als positiv könnte in diesen Fällen nur die zufällige Coincidenz der Infection und der Operation angesehen werden.

Wichtiger sind jedoch jene Vorkommnisse, wo trotz ununterbrochenen Verkehrs, trotz häufigster, unmittelbarer Berührung keine Infection, keine Ausbreitung der Pest stattfand. In diese Kategorie gehört vor Allem jene schon den beiden bereits citirten Autoren Procopius und Evagrius auffallende Erscheinung, daß Aerzte und Wärter von Pestlazarethen, denen ja, wie Niemand Anderem, Gelegenheit zur Ansteckung geboten ist, im Verhältniß nicht mehr, nicht häufiger ergriffen werden, als die übrige Bevölkerung, sogar relativ verschont bleiben. Wir begegnen diesen Beobachtungen von der Pest des Justinian an bis in die allerneueste Zeit.

Vom gleichen Gesichtspunkte aus muß das Verhalten der Pest auf Schiffen betrachtet werden. Wenn irgendwo, wäre ja hier für eine nur durch directe Uebertragung sich fortpflanzende Krankheit die beste Gelegenheit zu auf einen engen Raum beschränkten Epidemien gegeben. Wol sind die Nachrichten über das Umsichgreifen der auf ein Schiff eingeschleppten Pest nicht zahlreich, aber die wenigen zeigen doch ein auffallendes Freibleiben der Schiffsmannschaft, trotz stattgefundener Einschleppung, so daß dieses Verhalten der Pest es war, welches Clot Bey, einen französischen Arzt, zuerst zu Zweifeln an der contagiösen Natur der Pest anregte. So wird denn auch von Gregson aus dem Jahre 1835, wo eine heftige Pestepidemie in Alexandrien herrschte, berichtet, daß in der Zeit ihres größten Wüthens mehrere eingeschleppte Pestfälle unter der Schiffsmannschaft der dort stationirten Flotte sich zeigten. Alle Contagionisten prophezeiten damals der Flotte ein trauriges Schicksal — und trotzdem blieb die übrige Schiffsmannschaft gesund und pestfrei.

Wir erinnern uns hiebei unwillkürlich an die analogen Erfahrungen bei Cholera, wo allerdings eine Reihe sorgfältiger Beobachtungen vorliegt, besonders ein reichhaltiges statistisches Material, den Auswandererschiffen entnommen, und wo auch diese Beobachtungen als die kräftigsten Belege für die ektogene Natur des Krankheitskeimes gelten dürfen.

Damit soll jedoch die Möglichkeit von Schiffsepidemien nicht geleugnet werden, wie sie ja auch bei der Cholera in einzelnen Fällen vorkommen; sie sind aber seltene Ausnahmen, und müssen durch ganz besondere Umstände ermöglicht werden, auf die einzugehen hier nicht der Platz ist.

Ein weiterer, gegen die entogene, contagiöse Natur des Krankheitskeimes sprechender Umstand ist das oft explosionsartige Auftreten, Ausbrechen der Epidemien, wo dann, wie mit einem Schlage, eine große Menge Menschen, und meist unter heftigen Symptomen, an der Pest erkrankte, was wol damit erklärt werden muß, daß der Keim, welcher eine gewisse Zeit zu seiner Entwickelung und Vermehrung bedarf, diese endlich erreicht hat und nun plötzlich zur Verbreitung gelangt und die Menschen befällt.

Für diese Annahme, daß der Keim eine gewisse Zeit zu seiner specifischen Entwicklung bedarf, selbst nachdem er eingeschleppt worden, sprechen jene zweifelhaften, und immerhin schon verdächtigen Fälle, die vielfach Epidemien voranzugehen pflegen, und die dem vorsichtigen Beobachter schon das Nahen der Epidemie verrathen; es gilt das ganz besonders von großen Städten, wo bei dem immensen Verkehr der Zeitpunkt der Einschleppung nicht immer genau festgestellt werden kann, und ist vielleicht der sensationelle Fall Botkin's und die sich hieran anschließenden sieben andern, die von englischen Journalen registrirt wurden, doch in diese Kategorie zu stellen; nur sei hiebei erwähnt, daß es trotzdem nicht zum Ausbruch einer Epidemie kommen müsse, da die davon abhängt, ob die Stätte, die örtlichen und zeitlichen Bedingungen der vollständigen und massenhaften Entwicklung des Keimes günstig sind.

Gegen die Theorie des Contagiums spricht auch noch, wenigstens zum Theile, das sprungweise Weiterschreiten der Epidemie. Bei der Annahme eines entogenen Krankheitskeimes, der vom Menschen auf den Menschen übertragen wird, müßte die Seuche unmittelbar und ununterbrochen mit dem menschlichen Verkehre weiter schreiten, es läge kein Grund vor, daß eine oder die andere Stadt, welche der Verkehr berührt, verschont bliebe; wir haben gesehen, daß dieser Umstand bereits im 15. Jahrhundert Saladiono Ferri gerechten Anlaß zu Bedenken gegeben hat.

Wir gelangen nun allmälig bei der Anführung und Würdigung der Thatsachen in die Kategorie jener, die mehr weniger direct auf den Einfluß der außerhalb des Menschen sich vorfindenden Bedingungen hinweisen.

Schon durch das verhältnißmäßige Freibleiben der Schiffe wird man zu der Annahme geführt, daß hier die geeignete Localität, die örtlichen Bedingungen fehlen, die zur Entwicklung der Krankheit als Epidemie nothwendig sind. Dasselbe gilt von jenen Fällen, wo die Pest in Städte, Ortschaften

verschleppt wurde, ohne daselbst zu einer epidemischen Ausbreitung Veranlassung zu geben. Es giebt derartige Gegenden, die überhaupt bisher für die Pest unempfänglich waren. Schon während des schwarzen Todes wurden einzelne Städte genannt, die gänzlich verschont blieben, trotzdem ringsum die Pest wüthete, und die Vorsichtsmaßregeln der betreffenden Städte weder bessere, noch besser gehandhabte waren, als die anderer inficirter Orte. So blieben Maara el Nooman in Syrien, Schizour und Harsem in Mesopotanien, ferner Arragon pestfrei.

Charakteristisch für diese Erscheinung ist das Verhalten eines Berges fünf französische Meilen von Constantinopel entfernt, Alem Dag genannt. Unweit des Gipfels befindet sich ein kleines Dorf, wohin zur Zeit einer heftigern Pestepidemie in Constantinopel viele armenische Familien sich flüchten und hier in Zelten ihre Wohnung aufschlagen. Trotzdem nun ein lebhafter Verkehr mit Skutari unterhalten wird, schon wegen der unerläßlichen Zufuhr von Lebensmitteln, trotzdem oft Pestkranke selbst hingeschafft werden, soll sich dort doch niemals die Pest in epidemischer Ausbreitung gezeigt haben; sie verlischt, wenn eingeschleppt, vollständig. Ein eine halbe (französische) Meile tiefer gelegenes Dorf erfreut sich jedoch nicht mehr derselben Immunität; hier hat sich die Pest, obwol selten, doch einige Male gezeigt.

Auch Malta besitzt eine Localität, die ein ganz ähnliches Verhalten darbietet. Es ist ebenfalls ein Berg, der als Zufluchtsstätte benutzt wird, und auf dem sich die Pest noch niemals gezeigt hat. Dieser Eigenthümlichkeit halber, wird er auch Safi (der gesunde) genannt.

Analoge Beobachtungen liegen bezüglich der Citadelle Cairo's und anderer Localitäten vor; es gehört in dieselbe Kategorie auch die Erscheinung, daß Epidemien oft durch Ortswechsel zum Stillstande gebracht werden können, wie sich dies besonders bei den militärischen Dislocationen in Aegypten zur Zeit der französischen Invasion wiederholt gezeigt hat. Eine Erklärung aller dieser Thatsachen bei Annahme der Contagiosität ist kaum möglich; wir sehen hier das Freibleiben oder Freiwerden einer ganzen Bevölkerung, einer ganzen Truppe, der es gewiß nicht an individueller Disposition zur Erkrankung fehlt, wir haben alle Mittel und Wege, um die Ausbreitung der Krankheit zu befördern, die unmittelbare Uebertragung zu bewerkstelligen; wenn diese Uebertragung wirklich so direct vom Erkrankten aus (eventuell auch durch dritte Personen) stattfände, warum bleiben die genannten Orte verschont, warum erlischt die Epidemie bei dem Ortswechsel? Es führen uns diese Erwägungen mit zwingender Nothwendigkeit dazu, anzunehmen, daß der Krankheitskeim erst außerhalb des Organismus gewisse Bedingungen vorfinden muß, welche seine specifische Entwickelung und Vermehrung begünstigen oder ermöglichen, erst dann kann eine Infection in größerem Maßstabe, eine Epidemie eintreten.

Welches sind nun wol diese Bedingungen? Es ist von großer Wichtigkeit, bei der Feststellung derselben nicht einseitig vorzugehen, und nicht etwa blos einen zufällig vorhandenen Factor herauszuheben, und diesem allein die

Immunität oder im umgekehrten Sinne die locale Disposition zuzuschreiben. Es wäre z. B. ganz verfehlt, der höhern Lage allein, der sich die soeben angeführten Orte erfreuen, die Immunität zu vindiciren; wol scheint sie dazu beizutragen, aber doch nur im Verein mit anderen Momenten. In der Geschichte des schwarzen Todes wird bereits bemerkt, daß die Gebirgsgegenden Irlands (und anfangs auch Schottlands) kaum von der Krankheit zu leiden hatten, dasselbe soll auch von der Schweiz, vom Thüringer Wald u. A. gelten, daß jedoch die höhere Lage hierbei nicht das einzige maßgebende Moment sein konnte, erhellt aus dem Verhalten der Seuche in einer etwas spätern Periode, wo 1349 in Canton Wallis die Pest gerade in den bergigen Gegenden heftiger wüthete, als in den tieferen. Noch deutlicher wird jedoch dieser nur beschränkte Einfluß der hohen Lage durch das Verhalten der Pestepidemien in Malta illustrirt, wo gegenüber dem Berge Safi ein ebenso hoch und ebenso luftig gelegener Ort Zebug 1813 von der Pest sehr heftig heimgesucht worden ist. Insofern konnte auch Covino in seiner farbenreichen Schilderung des schwarzen Todes mit Recht singen:

Australes populos dum sterneret aut orientis
Hesperie gentes, aquilonis frigida regna
Frustra confidunt, quod sit sibi purior aër.
Non calor aut frigus seu temperies regionis
Profuit, aut patrie, quanquam sit congrua, sedes.
Si fuerant alti montes vallesve profunde,
Si medocris erat locus aut maris insula, vel si
Campi planicies, scopulis aut aspera tellus,
Si nemus aut littus sabulosum, sive paludes,
Serpit ubique lues, quasi sauciat omme quod est sub
Sole solum; solumque solum non circuit, ymo
Persequitur fluvios homines pelagique per undas.

„Nicht die Verschiedenheit des Himmelsstriches, nicht der Süden oder „die reine Luft des Nordens, nicht Wärme noch Kälte des Klima's vermag „die entsetzliche Krankheit aufzuhalten. Sie dringt in die Gebirge, wie in „die Thäler, in Binnenländer wie zu Inseln, in Ebenen wie in hügeliges „Gelände, nicht Wald, noch See, noch Sumpf läßt sie verschont. Sie folgt „dem Menschen auf den Wellen des Oceans, sie dringt in Dörfer, Lager, „Städte. Vergebens wird die Kälte des Winters herbeigesehnt; die Seuche „achtet nicht der Milde des Frühlings, noch der Gluth des Sommers, nicht „des Wechsels des Mondes und des Standes der Gestirne, nicht des feuchten „Südwinds und des rauhen Nords" (Haeser). Um einen Ort immun zu machen, müssen eben verschiedene Factoren zusammen wirken; allein für sich sind sie nicht im Stande, das Uebel aufzuhalten. Zu diesen Factoren müssen wir nun unstreitig auch die Witterung, die Wärme, die geographische Lage zählen. Es wird ja vielfach das Erlöschen der Seuche mit der größten Hitze oder auch — in unsern Gegenden — mit großer, trockener Kälte erwähnt. Wichtiger aber noch als dies ist die Beschränkung der Ausbreitung,

nach der geographischen Lage, da die Pest gegen Süden, gegen die Tropen zu den 24 Breitegrad nie überschritten hat. Auch wird schon eine Veränderung der Culmination der Seuche mit der geographischen Lage in Zusammenhang gebracht, wo also direct die Entwicklung des Krankheitskeimes bis zu seiner höchsten Entfaltung beeinflußt würde.

Während wir aber bisher mehr von jenen Bedingungen gesprochen haben, die den Ausbruch der Epidemie, die Entwicklung des Krankheitskeimes verhindern, seien noch jene Einflüsse, soweit sie aus der Literatur ersichtlich, angeführt, die eine Entwicklung begünstigen; wie wichtig eine genaue und vollständige Kenntniß derselben wäre, giebt die einfache Erwägung an die Hand, daß uns diese Erkenntniß auch wol die Mittel angeben könnte, sie zu vermeiden, zu bekämpfen oder zu paralysiren. Daß es solche, an der Localität haftende Bedingungen giebt, ersieht Pruner aus der 1843 in Unterägypten herrschenden Pestepidemie, wo die Bildung, Beschränkung und außerordentliche Verheerung in einzelnen bestimmten Localitäten bemerkenswerth erschien, das geht ferner aus den vielen kleinen Epidemien hervor, die sich an einzelne Häuser knüpften, am evidentesten aber vielleicht daraus, daß gewisse Localitäten bei neuerlichem Ausbruch immer wieder und in heftiger Weise ergriffen werden. In der 1713 in Wien beobachteten Epidemie wird von Ferro und van Swieten das auffallende Factum constatirt, daß dieselben Häuser wie im Jahre 1664 resp. 1677 befallen wurden und zwar früher und heftiger als die anderen.

Im Speciellen nun giebt uns die Literatur als solche die Ausbreitung der Epidemie begünstigende Momente gewisse Eigenthümlichkeiten des Bodens an. Eine bestimmte Durchfeuchtung des Bodens, wie sie auch manchmal nach Ueberschwemmungen sich einstellt, scheint von großer Bedeutung zu sein, dafür sprechen die Erfahrungen in Aegypten, das haben schon die Pestschriftsteller des Alterthums und Mittelalters hervorgehoben. Es tritt dies auch in der Thatsache zu Tage, daß in der Wüste, wo also vollständige Trockenheit des Bodens herrscht, es zu keiner Pestepidemie komme, während zur selben Zeit in den Oasen dieselben verheerend auftreten können, und ist dies förmlich experimentell durch in verschiedene Gegenden dislocirte Truppen und nachträglichen Vergleich der Sterblichkeitsverhältnisse nachgewiesen worden.

Für diesen positiven Einfluß niedriger, feuchter Lage, der von so vielen Schriftstellern behauptet wird, sprechen wol auch die Beobachtungen, welche von den Verfechtern der autochthonen Entstehung der Pest (ohne Einschleppung) als Argumente in's Feld geführt werden, daß nämlich den Pestausbrüchen heftige und bösartige Malariakrankheiten vorangegangen wären; dies deutet auf eine bestimmte feuchte, sumpfige Beschaffenheit des Bodens, die zur örtlichen Disposition beitrug, und wo dann auch der Krankheitskeim zuerst die günstigste Stätte fand. Wol dürften dann einzelne der erwähnten Krankheitsfälle schon wirklich Vorläufer der Epidemien gewesen sein, in dem Sinne, wie es S. 234 ausgeführt wurde.

Ein weiteres Moment, das ja auch bei andern Infectionskrankheiten, besonders den von localen Verhältnissen abhängenden, eine wichtige Rolle spielt, tritt uns entgegen in der Verunreinigung des Bodens mit Abfällen des menschlichen Haushalts, in den ungünstigen hygienischen Verhältnissen der Städte, Häuser, besonders wenn sich auch sociales Elend, Mangel, Wohnungsüberfüllung etc. hinzugesellt. Wenn wir vielleicht auch nicht allzuviel Gewicht darauf legen wollen, daß wol alle Pestordnungen, besonders die etwas neuern Datums, vom sechszehnten Jahrhundert an, die Fortschaffung des Unraths als eine Hauptaufgabe der Prophylaxe ansehen, so muß uns doch jedenfalls auffallen, daß schon zur Zeit des schwarzen Todes und von da an auch immer wieder constatirt wird, die Pest habe am ärgsten in engen, schmutzigen Quartieren gehaust, oder hätte meist dort ihren Ursprung genommen und sich von da aus verbreitet.

Hervorgehoben sei nun nochmals, daß alle hier aufgezählten Momente, einzeln genommen, nicht als die vollständigen, hinreichenden Bedingungen zur Ausbreitung einer Epidemie angesehen werden dürfen, hierzu gehört ein gewisses zeitliches Zusammentreffen verschiedener Momente, wie etwa Durchtränkung eines porösen Bodens mit Schmutz bei einer gewissen Feuchtigkeit und Temperatur etc. In diesem zeitlichen Zusammentreffen liegt dasjenige Hilfs-Moment, das wir mit dem Ausdrucke zeitliche Disposition benennen, und das uns die einzige Erklärung giebt dafür, daß in so vielen Epidemien einzelne Städte, Ortschaften trotz Einschleppung eine Zeit lang von der Pest verschont blieben, förmlich übersprungen wurden, bis dann in einem spätern Zeitpunkt der Pestepidemie auch sie befallen wurden.

Indem wir schließlich die Resultate, die sich aus dem Studium der Geschichte der Pestepidemien ergeben, zusammenfassen, können wir sagen: Es liegen bereits jetzt so viele und sichere Thatsachen vor, daß an der Hand dieser allein schon die Pest in jene Kategorie von Infectionskrankheiten einzureihen ist, in welcher auch der Abdominaltyphus, die Cholera, das gelbe Fieber ihren Platz gefunden, d. h., daß es zum Zustandekommen einer epidemischen Ausbreitung der Pest zweier, respective dreier Factoren bedürfe. Vor allem der Einschleppung des Krankheitskeimes, sodann aber der örtlichen und zeitlichen Disposition, d. h. jener außerhalb des menschlichen Organismus liegenden Momente, die zur Vermehrung, zur specifischen Entwicklung des ektogenen Krankheitskeimes nothwendig sind.

Man wird nun wol fragen: Haben wir durch diese Erkenntniß auch einen praktischen Vortheil, werden die Epidemien hierdurch seltener und milder gemacht werden können? Es wäre für die Achtung, die man vor der Wissenschaft hegt, und die doch im Allgemeinen meist nach ihren praktischen Erfolgen sich richtet, nicht gerade günstig, wenn wir die Frage verneinend beantworten müßten. Glücklicher Weise ist dem aber nicht so, wir sind im Stande zu zeigen, wie wir von diesen Gesichtspunkten aus in der Lage sind, Vorkehrungen gegen die Pest zu treffen, die Aussicht auf Erfolg haben.

Im Allgemeinen können ja die Mittel zur Bekämpfung der Pest, auch nach dem hier ausgeführten Standpunkte, in drei Richtungen sich geltend machen. Diese Aufgaben wären 1) Verhütung der Einschleppung, 2) Verhütung der Ausbreitung, 3) Individuelle Prophylaxe. Wir werden natürlich allen drei Punkten die nöthige Aufmerksamkeit zuwenden, es handelt sich nur darum: von wo aus können wir am erfolgreichsten eingreifen? Die Verhütung der Einschleppung ist oft kaum zu erzielen. Wenn wir zugeben müssen, daß auch gesunde Personen, ferner Waaren, überhaupt alle Provenienzen aus Pestgegenden den Krankheitskeim verschleppen können, so hilft wol nur gänzliche Absperrung und Aufhebung eines jeden Verkehrs, was schon auf kleinen Gebieten kaum vollständig durchzuführen und, wo es sich um die Absperrung eines ganzen Landes handelt, ganz hoffnungslos ist, und wo auch die Desinfection nicht so sorgfältig gehandhabt werden kann, daß von ihr ein sicherer Erfolg zu erwarten wäre. Der dritte Punkt, der Schutz des Einzelnen, die individuelle Prophylaxis, läßt auch noch manches zu wünschen übrig Die Mittel hiezu könnten einmal darauf gerichtet sein, die Menschen bei drohender Pestgefahr an Orte zu bringen, die erfahrungsgemäß immun sind. Es wäre dies aber doch nur ein Schutz für relativ Wenige. Ein anderes Bestreben, durch Einverleibung von Medicamenten die individuelle Disposition zur Pest aufzuheben, ist noch nicht vom gewünschten Erfolge gekrönt, die Theorie der parasitären Infection giebt wol breits die Gesichtspunkte, von denen aus dies vielleicht zu ermöglichen ist. Es bleibt uns noch der zweite Punkt, Verhütung der Ausbreitung. Von diesem können wir noch am sichersten Erfolge erwarten, besonders wenn ein genaues, unbefangenes Studium der Ausbreitung der Pest, vorzunehmen von Seite einer permanenten, internationalen Seuchencommission, uns jene äußern Momente angegeben haben wird, die die örtliche und zeitliche Disposition zur epidemischen Ausbreitung der Pest ausmachen. Denn das sind Factoren, die wir am ehesten noch beeinflussen können. Es ist dies nicht etwa ein zu idealer Standpunkt. Sehen wir ja, daß bei einer Anzahl von analogen Erkrankungen der Einfluß gewisser Maßregeln, die sich kurz mit dem Ausdruck Assanirung einer Stadt, eines Bodens bezeichnen lassen, bereits deutlich hervortritt. Ja, nach Parkes, dem berühmten englischen Hygieniker, soll sich dieser Einfluß auch bereits der Pest gegenüber in Aegypten, besonders in Cairo geltend gemacht haben. Freilich ist diese Art der Prophylaxe nicht eine ad hoc anzuwendende, nicht erst bei herannahender Gefahr, sondern methodisch und consequent müssen alle hier inbegriffenen hygienischen Maßnahmen ergriffen werden, die in neuerer Zeit so oft erörtert wurden, daß wir von einer Anführung derselben Umgang nehmen können. Es gilt hiebei der Spruch: Si vis pacem, para bellum; dafür aber haben wir in ihnen die Gewähr, daß sie nicht blos ein Schutzmittel gegen eine eventuelle Pest sind, wie dies auch schon Hirsch, einer der Delegirten, ausgesprochen, sondern daß sie überhaupt auch noch vielen andern aus dem Zusammenleben der Menschen hervorgehenden Schädlichkeiten entgegen arbeiten.

Die staatliche und sociale Entwickelung Japans in den letzten zehn Jahren.

(1868—1878.)

Von

Asiaticus.

Es sind in diesem Sommer zehn Jahre, daß die Militär-Dictatur der Taikune mit ihren feudalen Einrichtungen zusammenbrach und eine neue Aera über Japan hereinzog. Das Jahr 1868 schließt das japanische Mittelalter, jene achthundertjährige Periode der Herrschaft der Kriegerkaste und des Verfalls der kaiserlichen Macht; unter dem verjüngten Kaiserthum dringt die europäische Cultur unaufhaltsam ein, durchbricht die starren Schranken der Abschließungspolitik und erfüllt Gesellschaft und Staat mit neuem Leben.

Daß ein Wendepunkt in seinem Geschicke eingetreten ist, weiß selbst der gemeine Mann; zwar findet er seine Lage noch immer drückend, auch weiß er die neuen Freiheiten noch nicht recht zu schätzen und an den Vorgängen hat er keinen Antheil genommen; aber er begreift, daß die Welt um ihn herum eine andere geworden, und daß das Alte unwiederbringlich verschwunden ist. So ist es Volksgebrauch geworden, die Restauration — „Ishin“ zum Ausgangspunkt einer neuen Zeitrechnung zu machen; von den Zeiten, die davor liegen wird nur selten noch gesprochen.

Auch in Europa hat die Restauration einen großen Eindruck hervorgebracht. Die Vernichtung des Feudalwesens, die Bekehrung des Volkes zu den Grundsätzen des freien Völkerverkehrs und die unzähligen Neuerungen im Sinne der europäischen Civilisation wurden mit wahrem Enthusiasmus begrüßt; man sah die Zeit nicht mehr fern, wo Japan den Ländern der alten Cultur ebenbürtig an die Seite treten, und sich zur Reformatorin des fremden, feindlichen Ostasiens aufschwingen würde.

Diese überschwänglichen Vorstellungen von den Fortschritten und Bestrebungen Japans, das an Verhätschelung grenzende Wohlwollen, welches ihm bei jeder Gelegenheit zu Theil ward, die Bereitwilligkeit, mit der man seine Ansprüche auf Gleichstellung mit den civilisirten Nationen anerkannte, sind

Irrungen gewesen, deren unheilvolle Folgen, für das Land sowohl, wie für uns, nicht ausbleiben konnten; sie sind jedoch in der menschlichen Natur begründet und daher wohl zu entschuldigen. Nichts war natürlicher, als daß die Bekehrung gerade desjenigen Volkes, welches sich Jahrhunderte hindurch als der hartnäckigste und fanatischeste Feind des freien Völkerverkehrs erwiesen hatte, Europa mit Stolz und Jubel erfüllte. Es war die Freude über den ersten Erfolg der civilisatorischen Mission Europas in Ostasien, ja im Oriente überhaupt; — selbstverständlich hatte die Begeisterung des realistischen Europas auch einen materiellen Grund: Befriedigung in diesen Jahren der Ueberproduction einen neuen vielversprechenden Consumenten für seine Manufacturen gefunden zu haben.

Wie dem aber auch sei, und ohne abzuwarten, wie das Urtheil über die Culturentwickelung Japans in dem vergangenen Decennium endgültig ausfallen wird, darf von vornherein behauptet werden, daß es auf Europas Sympathien vollen Anspruch hat. Kein Volk hat die christlich europäische Cultur so freiwillig und verständnißvoll aufgenommen, wie das japanische; sein rühriges Wesen, seine Empfänglichkeit für das Gute und Schöne, sein Streben nach Vervollkommnung muß jedem wohlthun, der daneben die geistige Stumpfheit, die Selbstgenügsamkeit und den Fremdenhaß der nach Abkunft, Gesittung und Wissenschaft gleichartigen Völker Chinas und Koreas vor Augen hat.

In der öffentlichen Meinung Europas aber scheint jetzt die Reaction eingetreten zu sein. Die volkswirthschaftliche Entwickelung des Landes hat, wenigstens so weit der fremde Handel in Betracht kommt, den Erwartungen nicht entsprochen; sein Wohlstand ist vernichtet, sein Vermögen für Unternehmungen geopfert worden, die nur dem Ehrgeiz der einen, der Habsucht der andern zu dienen scheinen; die wahren Hülfsquellen des Landes werden uneröffnet gelassen, im internationalen Verkehr erhebt die Regierung nur Ansprüche, ohne ihrerseits zu Concessionen sich bereit zu finden, und im Innern ist die Ordnung fortwährend bedroht; zumal die letzten vier Jahre bilden eine ununterbrochene Kette von Verschwörungen, Bürgerkriegen, Agrarexcessen, Meuchelmorden und Militäraufständen.

Das Ausland ist ernüchtert; der Bewunderung ist die Enttäuschung gefolgt, an die Stelle des Wohlwollens bittere Kritik getreten, das frühere Urtheil ist in das Gegentheil umgeschlagen. Ob es aber recht ist, jetzt das Ganze zu verdammen und Japan alle Befähigung auf Fortentwickelung abzusprechen, ob alle diese Mißstände nicht die natürliche Folge des Regenerationsprocesses sind, der sich jetzt im Volke vollzieht, und ob nicht die Bedingungen des Gelingens dennoch vorhanden sind? Indem ich in Nachfolgendem die Restauration und die Ereignisse der letzten zehn Jahre zu schildern versuche und die hauptsächlichen Veränderungen aufführe, welche sich im staatlichen und gesellschaftlichen Leben vollzogen haben, wird es vielleicht gelingen, ein Gesammtbild der jetzigen Verhältnisse zu gewinnen und über den Werth der civilisatorischen Bestrebungen Japans, den Grad seiner Culturfähigkeit und seine Bedeutung für den Völkerverkehr ein Urtheil zu finden.

Ursachen der Restauration der Kaisergewalt.

Die Restauration ist durch die Fremden herbeigeführt worden; wäre das Land ihnen verschlossen geblieben, so führte das Taikunat jetzt noch gerade so wie vor zwei Hundert Jahren sein despotisches Regiment. Die gewöhnliche Annahme, daß die alten Zustände an und für sich unhaltbar geworden, und ihr Umsturz über kurz oder lang hätte von selbst erfolgen müssen, entspricht nicht dem wahren Sachverhalt. Das Land befand sich wie in einem Todesschlafe: alles geistige Leben war durch die harten Ordnungen des Taikunats zu Boden getreten, und es bedurfte eines gewaltigen, welterschütternden Ereignisses, um den alten Heldensinn des Volkes wieder zu wecken. Ein solches Ereigniß war für das seit Jahrhunderten als eine Welt für sich bestehende Japan die Ankunft der Fremden; seitdem sie unter den ersten Taikunen ausgetrieben, war kein Versuch mehr gemacht worden, die Barrieren, welche ihnen gezogen waren, zu sprengen; so von Außen durch nichts gestört, im Innern durch keine Fehden und Bürgerkriege mehr aufgeregt, hatte man sich nach und nach einem beschaulichen Stillleben hingegeben und Alles um sich herum vergessen.

Da auf ein Mal kam die dumpfe Kunde von der Einnahme von Kanton durch die Engländer und dem vereinten Vorgehen der fremden Mächte gegen die chinesische Regierung. Unaufhörlich durchdampften Kriegsschiffe die Meere längs der Küsten, und nach und nach stellten sich die Geschwader der fremden Mächte in der Bay von Yedo ein (1856—1858) und verlangten Aufhebung dessen, was bisher als ein Grundstatut des Reiches, als die Garantie seines Bestehens war angesehen worden. Das Taikunat suchte durch Aufschub und Ausflüchte die ungebetenen Gäste zu entfernen; das Volk aber, vom obersten Norden bis zum tiefsten Süden, durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag. Der lange Traum von der Unverletzlichkeit des japanischen Bodens war ausgeträumt, die Fremden waren wieder da, hundert Mal furchtbarer als in jenen Tagen von Nagasaki und Hirado, ausgerüstet mit Kanonen und Gewehren; ihre Schiffe nicht mehr den Zufällen des Windes und Wetters unterworfen, sondern durch die Kraft des Dampfes im Stande, dem geringsten Wunsche ihrer Leiter zu gehorchen; und Japan war ungerüstet. Die Vesten an den Meeren waren verfallen, die Rüstungen in den Kammern verrostet. Im Nu waren die alten Waffen wieder hervorgeholt, die Schwertfeger arbeiteten Tag und Nacht, allenthalben übte sich die Jugend zum Kampfe; die alte Unthätigkeit war dahin, die königliche Ordnung des Taikunats mit einem Schlage vernichtet.

Sociale und politische Zustände vor der Restauration.

Wo bisher vom japanischen „Volk“ die Rede gewesen ist, und auch in dem weiteren Verlauf dieser Arbeit, ist diese Bezeichnung unserem europäischen Begriff nicht entsprechend; denn es ist darunter nicht die Gesammtheit der

Unterthanen zu verstehen, sondern nur die Kriegerkaste, die Samurais; das übrige Volk, nämlich die Bauern und Städter, befanden sich, zumal um die damalige Zeit, in einem solchen Zustande politischer Unfreiheit und gesellschaftlicher Erniedrigung, daß die Fragen des Staatswohls sie ganz unberührt und gleichgültig ließen; sie waren eine willenlose Masse, eher Sklaven als Staatsbürger, ohne Schutz und Recht, und ihre Bestimmung war, wie in den Reichsgrundgesetzen deutlich geschrieben ist, die Samurais zu ernähren. Sie hatten den Kriegern zu begegnen, wie ihren Herren; die geringste Unhöflichkeit jenen gegenüber wurde auf der Stelle mit blankem Schwerte gerächt; alles dasjenige, was als jenen eigenthümlich galt, war ihnen verboten, z. B. das Reiten zu Pferde, Geleitung von mehreren Dienern auf Reisen u. s. w., die Bauart der Häuser, Schnitt und Stoff der Kleidung, die Art ihrer Vergnügungen, kurz ihr Verhalten bis in die kleinsten Details des häuslichen Lebens war ihnen vorgeschrieben. Der Bauer, der von Morgens früh bis in die späte Nacht hinein angestrengt arbeiten mußte, und von seinem Ertrag nur soviel behielt, als zu seiner Nothdurft erforderlich war, befand sich in der denkbar möglichen geistigen Verkommenheit. Der Bürger oder Städter war meistens Kaufmann und als solcher von der regierenden Klasse noch mehr verachtet als der Bauer; regelmäßige Abgaben an den Staat hatte er zwar nicht zu entrichten, dahingegen aber war er fortwährend den Erpressungen der Beamten ausgesetzt, und derjenige, welcher Vermögen besaß, wagte nicht, es zu genießen, aus Furcht die Habgier der Höheren zu erregen. Der Bauer bewahrte sich, trotz der Last seiner Arbeit, in der frischen freien Luft, inmitten seiner Aecker und Reisfelder, eine gewisse Unabhängigkeit des Sinnes, er wurde mit Schonung ausgesogen: denn wie stark auch das Gefühl seiner Unterthänigkeit war, zu harte Maßregeln, besonders wenn sie vom Herkommen abwichen, machten ihn störrig und aufsässig. Der Bürger aber ließ sich alles gefallen, er blieb feige, auch wenn es ihm an's Leben ging. Seine geistige Bildung war in der Regel nicht viel größer als die des Bauern; von Lesen und Schreiben verstand er gerade soviel als für sein Geschäft unumgänglich nothwendig war. Die Handwerker dagegen, welche neben den Bauern und Kaufleuten als ein besonderer Stand galten, besonders aber die Kunsthandwerker, als Schwertfeger, Bronze- und Porzellan-Arbeiter, Maler u. s. w. hatten eine gewisse geistige Regsamkeit sich bewahrt: sie übten ihren Geschmack in den Wissenschaften, und genossen die besondere Achtung der Samurais.

Die Samurais oder Krieger.

Auf den Samurais beruhte der Bestand des Staates; im Ganzen etwa achthundertausend an Zahl, während die des ganzen Volkes über dreißig Millionen betrug, waren sie die Herren; fast die Hälfte des Gesammtwerthes der Bodenproduction fiel ihnen als Revenue zu. Ihr Stand und ihre Einkünfte waren erblich, mochte der Erbe fähig sein, dem Staate Dienste zu

leisten oder nicht. Ihre gewöhnliche Obliegenheit war der Kriegsdienst, zu dem sie von frühester Jugend an in strenger Schule erzogen wurden; die fähigeren bekleideten Verwaltungsposten. Ihren Fürsten waren sie zwar zur Treue bis in den Tod verpflichtet; aber ihr Verhältniß zu denselben war durchaus kein knechtisches, sondern eher ein militärisches, wie das des Kriegers zu seinem Hauptmann. In allen wichtigen Angelegenheiten des Landes mußten sie befragt werden, und selbst der gewöhnlichste Samurai hatte und nahm sich das Recht, seinem Fürsten oder Vorgesetzten, dessen Betragen dazu Veranlassung gab, Vorstellungen zu machen; der Fürst, der das Vertrauen seiner Samurai nicht zu bewahren wußte, wurde einfach abgesetzt. Dabei herrschte ein strenger Kastengeist; daß ein Samurai ein Mädchen aus den niederen Ständen heirathete, kam äußerst selten vor; an den Vergnügungen des Volkes nahm er keinen Antheil, der Besuch der Badehäuser, Theater und ähnlicher Vergnügungslocale, war ihm streng verboten, derjenige, welcher an solchen Orten mit jemandem aus dem Volke in Streit gerieth, unrettbar dem Tode verfallen. Der alte kriegerische Geist jedoch war in der langen zweihundertjährigen Friedensperiode ganz erschlafft, alles höhere Streben durch die drakonischen Gesetze des Taikunats niedergedrückt.

Aber auch durch Wiederbelebung der Wissenschaften hatte der Gründer des Taikunats, Iyeyassu, den unbändigen Sinn der in langen Kriegen entmenschten Samurais zu mildern und in eine friedliche Richtung zu leiten verstanden. Seit ihm war das Studium der chinesischen Classiker, das bisher nur von den Priestern und Mönchen war gepflegt worden, auch bei den Kriegern Mode geworden, und die Jugend wurde neben dem Waffendienst auch in der chinesischen Wissenschaft erzogen. Eine philosophische Abhandlung in gewählten chinesischen Charakteren und mit möglichst vielen Citaten aus den chinesischen Classikern ausgeschmückt zu verfassen, sowie bei festlichen Gelegenheiten zierlich abgerundete und formgerechte Verse zu schreiben, gehörte zum vollendeten Samurai. — Die chinesische Wissenschaft wirkte entnationalisirend, indem sie durch die Erhabenheit ihrer Philosophie und durch den Glanz ihrer Kaisergeschichte die Erinnerung an die ruhmreiche aber rohe Zeit der eigenen Heroen verwischte; der Japaner ist seiner ganzen Anlage nach sehr zum Grübeln und Disputiren geneigt, und diesem Hang bot das Studium des Confucius, Mencius u. s. w. volle Befriedigung. So finden wir die Besseren und geistig Regsamen unter den Samurais im Studium der chinesischen Classiker vergraben, während die größere Masse cavaliermäßig in den Tag hineinlebte, und das, was der Bauer mit saurem Schweiße gewonnen, verpraßte. Nur einige wenige hatten in den letzten Jahrzehnten an dem Betrachten der eigenen Geschichte Geschmack gefunden, und einen kleinen Kreis gebildet, der die kosmopolitische chinesische Wissenschaft stark befeindete, die japanische Sprache in ihrer alten Reinheit wieder herstellte und den Sinn des Volkes durch die Erinnerung an die eigene Heldenzeit zu wecken suchte. Obschon diese kleine, nur nach einigen Hunderten zählende Partei in den ersten Tagen der

Restauration durch ihren wilden Fanatismus kurze Zeit einen wesentlichen Einfluß auf die Neugestaltung der Regierung zu gewinnen schien, war sie an diesem Zeitpunkte von allen politischen Bestrebungen frei und verfolgte blos wissenschaftliche Ziele.

Wesen des Taikunats.

Das Taikunat, welches alle diese Geister wie durch Zauber gebannt hielt, war, wie schon sein japanischer Name „Bakufu" — die Regierung des Lagers — besagt, eine permanente Militär-Dictatur. Die Taikune sind den fränkischen Hausmeiern vergleichbar, von denen sie sich nur durch ihr Ende unterscheiden, indem sie nicht, wie jene, schließlich den legitimen Herrscher stürzten, sondern vielmehr selbst von ihm gestürzt wurden. Sie waren ursprünglich nichts anderes als die mächtigsten unter den Lehnsfürsten und hatten durch ihre Macht und schlaue Politik gegen Ende des 16. Jahrhunderts es dahin gebracht, von ihren Standesgenossen als die Stellvertreter des Kaisers anerkannt zu werden. Der Letztere hatte fast nur den Namen behalten, sein Jahresgehalt war so gering bemessen, daß er die innere Nichtigkeit seiner hohen Würde nicht einmal durch äußeren Pomp verdecken konnte; in Kiyoto, der alten kaiserlichen Residenz, lebte er mit seinen Hofadligen, die ebensowenig Mittel zu standesmäßigem Leben besaßen, still und zurückgezogen und von allem Verkehr mit der Außenwelt, besonders aber mit den Lehnsfürsten durch strenge Bewachung abgeschnitten. Obschon durch die Statuten des Taikunats als Oberpriester der alten Landesreligion, des Sinto-Cultus anerkannt, durfte er an den großen religiösen Festen, selbst der eigenen Hauptstadt, keinen Theil nehmen; so blieb er den Augen des Volkes entzogen und die Verleihung von Hoftiteln und die Bestätigung der Taikune bei ihrem Regierungsantritt waren die einzigen Zeichen seiner Existenz und Macht.

Die Daimios oder Fürsten.

Die Fürsten wurden von den Taikunen in einer Weise niedergehalten, die nirgends in der Geschichte ihres Gleichen hat. Sie mußten ein über das andere Jahr mit einem Theil ihrer Krieger am Hofe zu Yedo Wachtdienst thun, und, wenn sie abgelöst wurden, ihre Frauen und Erben als Geißeln zurücklassen. Nur die äußere Umwallung des Schlosses war ihrer Bewachung anvertraut, das Innere durften sie ohne Erlaubniß nicht betreten. In ihren Schlössern zu Yedo war ihnen die strengste Disciplin geboten; nach Eintritt der Nacht durften ihre Krieger dieselben nicht verlassen, sie selbst nur zum Besuche naher Verwandten und ohne bewaffnete Begleitung. Zog der Taikun durch die Straßen, so mußten die Fenster und Thore ihrer Paläste dicht verschlossen sein; kein Auge durfte auf die Straße blicken; der Fürst aber mußte im innern Hofe, hinter dem verschlossenen Thore, von seinem Hofstaat

umgeben, solange niederknien, bis der Zug vorbei war. Die Minister des Taikuns hatten selbst vor den mächtigsten Lehnsfürsten den Vortritt. Der niedrigste Taikunliche Krieger konnte im Schlosse von den höchsten Beamten der Fürsten unterwürfigen Gruß und ehrerbietiges Begegnen fordern.

So tief hatte die kriegerische Macht der Taikune die stolzen Fürsten gebeugt; vereint wären sie wohl im Stande gewesen, das harte Joch abzuschütteln, aber die Einigkeit fehlte und tiefer Haß trennte die einzelnen Stämme von einander. Allmälig hatten sie sich gefügt, um so mehr, als sie in den inneren Angelegenheiten ihrer Länder völlig unabhängig und von aller Controle frei waren. Hier besaßen sie die volle Souverainetät, waren Herren über Leben und Tod der Bürger und Bauern und konnten dieselben so hart besteuern, wie sie wollten. Andere Leistungen als den alljährlich abwechselnden Wachtdienst in Yedo und im Falle eines Krieges die Heerfolge, schuldeten sie dem Taikun nicht. Kriege kamen in dem langen Zeitraume seit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts nicht vor, und so konnten sie Einkünfte ihrer Länder selbstischen Zwecken opfern.

Aber mit dem kriegerischen Geiste der Fürsten und ihrer Samurais erschlaffte auch die Tüchtigkeit der Taikune und ihrer Vasallen. Aeußerlich boten sie zwar das Bild steter Kriegsbereitschaft; ihre Schlösser waren in gutem Stande, ihre Krieger die berühmtesten Fechter, und gegen die geringsten Vergehen waltete nach wie vor eine drakonische Strenge. Aber die innere Kraft war geschwunden. Gerade die Vasallen und Samurais der Taikune waren dem Lebensgenuß am meisten ergeben und bargen unter einem cavalieren Aeußern einen feigen, jedes höheren Strebens unfähigen Geist. Niedrige Habsucht, Nepotismus und Gewissenlosigkeit hatten den Organismus des Staates zerfressen, es bedurfte nur eines kräftigen Stoßes von Außen, und sein Bau mußte in seinen Grundpfeilern zusammenbrechen.

Wirkung der Oeffnung der Vertrags-Häfen.

Diesen Stoß gab, wie schon oben erwähnt, die Ankunft der Fremden. Die Taikunregierung war sich ihrer Unfähigkeit, ihnen zu widerstehen, von Anfang an bewußt; sie suchte daher zunächst im Aufschub ihre Rettung und gab nur soweit nach, als sie nothgedrungen mußte. Aber das Ungestüm der Samurais stürmte über diese dilatorische Politik hinweg. Staunen und Schrecken über die Macht der Fremden, Beschämung und Entrüstung über die eigene Ohnmacht und Verkommenheit, belebten auf einmal diese Kaste, die bisher, in Lebensgenuß versunken, das Taikunat über die Geschicke des Landes hatte walten lassen. Ob sie eine Ahnung hatten, daß der Verkehr mit dem Auslande ihrer Existenz ein Ende machen würde? Alle aber beherrschte der eine Gedanke, daß das Taikunat seinen Beruf nicht erfüllt habe, denn als solchen hatte es sich in den Grundgesetzen selbst vorgeschrieben, das Land gegen innere und äußere Feinde zu schützen. Und während so

das Samurai-Volk wie frisch belebt nach langer Ruhe sich erhob, die längst entwöhnten Rüstungen wieder anlegte und die Austreibung der Fremden forderte, brach im eigenen Hause der Taikune die Zwietracht aus; jäher Tod brachte zweimaligen Wechsel in der Person des obersten Leiters, durch offenen Mord verfolgten sich die Parteien. Im Nu schwanden Ordnung und Sicherheit; Banden entschlossener Samurais durchzogen plündernd und mordend das Land, auch Fremde fielen dem Fanatismus Einzelner zum Opfer. In dieser kritischen Lage that das Taikunat einen Schritt, der der erste zu seinem Untergang genannt werden muß; es appellirte an die Autorität des Kaisers und verlangte von ihm Bestätigung der mit den Fremden geschlossenen Verträge. Aber inzwischen war die Mauer, welche die Person des Herrschers vom Volke getrennt hatte, durchbrochen worden, einzelnen Samurais des Südens war es gelungen, mit den Hofadligen und den kaiserlichen Würdenträgern in Verbindung zu treten, und anstatt Billigung enthielt die Antwort des Kaisers den Befehl zur Austreibung der Fremden.

Während darauf das Taikunat noch zwischen Gehorchen und offener Auflehnung gegen den kaiserlichen Befehl schwankte, eröffnete ein Fürst des Südens, Choshu, 1863 das Feuer auf die an seinen Küsten vorbeifahrenden fremden Schiffe; aber auf sich allein angewiesen, und von seinen Nachbarn nicht unterstützt, wurde er sowohl von den vereinigten fremden Geschwadern durch das Bombardement von Simonoseki gezüchtigt, als auch später, nachdem seine Samurais einen vergeblichen Versuch gemacht hatten, den Kaiser aus Kiyoto zu entführen, von den Truppen des Taikuns mit Krieg überzogen und seine obersten Beamten mußten das Geschehene mit dem Leben büßen. So war das Taikunat wieder Herr der Situation, in welcher es sich um so mehr behaupten zu können schien, als inzwischen der Kaiser anderen Sinnes geworden war. Der Plan der Choshuaner, ihn aus seiner Residenz wegzuführen, hatte ihn mit Schrecken erfüllt, von solch' revolutionärem Handeln wollte er nichts wissen; so warf er sich wieder rückhaltlos dem Taikun in die Arme, der ihn und die treu gebliebenen Hofadligen durch eine außerordentliche Vermehrung ihrer Apanagen belohnte.

Fall des Taikunats.

Jedoch bald darauf, zu Anfang 1867, starb Komei Tenno und der jetzige Kaiser bestieg als fünfzehnjähriges Kind den Thron. Der Kaiserliche Vormund und Regent, jetziger Premier-Minister Sandjo, war gerade der eifrigste Feind des Taikunats und einer der Anstifter des Aufstandes der Choshuaner gewesen; durch seine Verwandtschaft mit dem Fürsten von Satzum gelang es ihm, die alte Feindschaft zwischen diesem und Choshu zu überwinden und beide zu vereintem Handeln zu bewegen. Ihren und der übrigen Fürsten Waffen, die sich nach und nach angeschlossen, erlag der Taikun bei Fushimi im Januar 1868 nach kurzer Gegenwehr, seine Vasallen im Norden setzten den Kampf noch einige Zeit, aber ohne Erfolg fort.

Jetzt entstand die Frage, was an die Stelle des Alten zu setzen sei, und unter den Fremden war die Besorgniß allgemein, daß die siegreichen südlichen Fürsten nun den Vertreibungskrieg gegen sie beginnen würden. In Wirklichkeit war diese Furcht ganz unbegründet, denn in den südlichen Fürstenthümern, vor allen Choshu und Satzuma war das Verständniß für die Fremden und ihre Zwecke ein viel richtigeres und tieferes, als am Hofe der Taikune, wo man auf nichts anderes gesonnen hatte, als wie man sich wieder ihrer entledigen könne. Hier herrschte der starrste Conservatismus, der in allem Neuen mit Recht eine Gefahr für das Bestehende erblickte; dort im Süden aber konnte das leicht erregbare, dem Neuen ergebene Naturell des Japaners zu ungehindertem Durchbruch kommen.

Von den zu Nagasaki auf Desima lebenden Holländern waren die Samurais immer fern gehalten worden; der Besuch ihrer Niederlassung und der Verkehr mit ihnen wurde auf's Strengste bestraft, der Besitz eines fremden Buches allein schon als ein Verbrechen angesehen. Auch die eigenen Samurais und Beamten hatten die Taikune von dem Verkehr mit den Holländern abgeschlossen, sodaß deren mehrhundertjähriger Aufenthalt im Lande fast keine Spur zurückließ. Nur denjenigen, welche sich dem Dolmetscherdienste widmen wollten, war es gestattet, bei den Fremdlingen Sprachunterricht zu nehmen, und erst in den allerletzten Jahren hatte die glückliche Laune eines Taikuns die medizinischen Werke der Europäer vom Index gestrichen. Das Taikunat hatte also diesen einzigen offengebliebenen Weg nicht benutzt, um vom Auslande zu lernen.

Anders verfuhren die Samurais der südlichen Clans, als sie plötzlich die fremden Dampfer ihre Meere durchziehen sahen und erfuhren, daß in den Häfen von Simoda und Nagasaki diese Weltwunder allen Augen sichtbar seien. Zwar war ihnen der Besuch dieser Plätze fortgesetzt streng verboten, aber nichts konnte die einmal erwachte Neugier länger zurückhalten. Als Kaufleute verkleidet reisten sie dorthin, als Diener wußten sie sich in die Häuser der Fremden einzuschleichen, und viele von den jetzigen leitenden Staatsmännern haben damals unter beständiger Todesgefahr bei den Holländern und den ersten Ankömmlingen anderer Nationen den ersten Unterricht in den fremden Sprachen und Wissenschaften genossen. Viele trieb die Lust zur Reise nach Europa und Amerika, um dort in ihrer Heimat das Thun und Treiben der Fremden, ihre Macht und Wissenschaft kennen zu lernen. Auch der Besuch des Auslandes war vom Taikunat verboten, aber die Fremden waren nur zu bereit, zur Täuschung der Regierung die Hand zu bieten, und die Reiselustigen heimlich auf ihren Schiffen wegzubringen. So gelangte, ohne daß die Regierung eine Ahnung davon hatte, früher schon als 1860—1861 eine Anzahl junger Samurais aus Satzuma und Choshu nach Europa und Amerika, unter andern von Satzuma die jetzigen Gesandten in Paris, London und Washington, Samedjima, Uyeno, Yoshida, der Vice-Minister des Auswärtigen Mori, und der augenblicklich in Angelegenheiten der Tarif-Revision nach Europa entsandte Decernent im Finanzministerium, Joshiwara; von Choshu die beiden

Minister des Innern und der öffentlichen Arbeiten, Ito und Inouye I. der Viceminister Jamao und der Chef des Eisenbahnwesens Inouye II., Außerdem wurde eine große Anzahl junger Satzumaner zur Erlernung der Schiffahrt an Bord englischer Kriegsschiffe untergebracht. Alle diese kehrten meistens erst bei Beginn der Restauration, 1868, durchaus europäisirt oder amerikanisirt in die Heimat zurück.

An der Spitze dieser Bestrebungen stand in Satzuma der Fürst selbst, der Oheim des jetzt regierenden; in Choshu, einem Lande, daß seit jeher durch die hohe wissenschaftliche Bildung seiner Samurais ausgezeichnet war, hatten sich einige hervorragende Lehrer der chinesischen Wissenschaft dafür begeistert und bald die ganze Jugend mit sich fortgerissen. Dieses hinderte sie jedoch nicht, in den vordersten Reihen derjenigen zu erscheinen, welche das Taikunat wegen des Abschlusses der Verträge anfeindeten und die Vertreibung der Fremden verlangten. Viele von ihnen verloren in den zahlreichen Verschwörungen, die sich damals gegen das Taikunat entspannen, oder in dem späteren Choshu-Kriege das Leben, die übriggebliebenen überzeugten sich in der Folge, daß die Fremden auszutreiben eine unmögliche Sache sei.

In Satzuma war das Interesse für das Ausland ein viel stärkeres; man wollte seine Vorzüge sich zu Nutzen machen, war aber auch gleichzeitig zu offenem, ehrlichem Verkehr bereit. Satzuma besaß die ersten Dampfer und war das erste Land, welches fremde Einrichtungen einführte; schon vor der Restauration, als noch die strengen Verbote der Taikune den Verkehr mit den Fremden hinderten, hatte der Fürst europäische Ingenieure angestellt und auf Liukiu eine Zuckerrohrquetsche, in seiner Hauptstadt eine Baumwollenspinnerei und Kanonengießerei einrichten lassen.

Als der Kampf mit dem Taikunate ausbrach, da mußte das Letztere zu seinem Verderben erfahren, daß jene Fürsten den Verkehr mit den Fremden besser ausgenützt hatten, als es selbst; denn ihre Krieger waren meistens mit den neuesten europäischen Gewehren bewaffnet und führten Geschütze in's Feld, während seine Armee in der schwerfälligen alterthümlichen Weise ausgerüstet war. Diesem Umstande wird der schnelle Sieg der südlichen Truppen, die numerisch in bedenklicher Minderheit waren, vorzüglich zugeschrieben. — Wenn man nach dem Sturze des Taikunats geschwankt hat, ob man den Fremden als Freund oder Feind begegnen solle, so hat sicherlich die so erlangte eigene Erfahrung von der Ueberlegenheit ihrer Waffen nach der friedlichen Seite den Ausschlag gegeben. Zudem waren die meisten der jungen Leute, welche seiner Zeit in's Ausland gegangen waren, zurückgekehrt und hatten durch ihre Beschreibungen von der staunenswerthen Macht der Fremden, der Vollkommenheit ihrer Einrichtungen und dem hohen Aufschwunge ihrer Geistesthätigkeit eine große Anzahl zur Bewunderung für das Ausland mit sich fortgerissen, während sie selbst zu solchem Ansehen gelangten, daß sie in den Berathungen ein gewichtiges Wort mitsprechen konnten. Sie sind der Kern der sogenannten jungjapanischen Partei, die mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit

allmälig das Heft der Regierung in ihre Hände zu bringen wußte und jetzt noch hält. Es gehörten zu ihren Führern, außer den bereits genannten, von den jetzigen Staatsmännern noch die Finanzminister Okuma und Meatzkata und der Minister des Auswärtigen, Terashima; alle hervorragenden älteren Männer in Satzuma und Choshu wurden von ihnen gewonnen, so dort Saigo, Komatz, Kawamura, Okubo, hier vor allen Kido, Yamagata Hiroschima. Sie setzten die Politik des Friedens durch, trotz des Widerstandes der Hofadligen, die alle von glühendem Fremdenhaß erfüllt waren.

Die Wiederherstellung der Kaisergewalt.

Diese Kaste wollte überhaupt von Neuerungen nichts wissen, sondern mit der Herrschaft des Kaisers den antiken Staat wiederherstellen. An sie schloß sich jene kleine Partei der Bewunderer des japanischen Alterthums, welche Ausrottung des Budhaismus und alles Fremden und Wiederherstellung der alten Landesreligion, des Sintoismus, auf ihre Fahne schrieb. Zu schwach, um durch offenes Handeln durchzudringen, schritt sie zum Meuchelmord: drei der hervorragendsten Führer der Samurais, Yokoi, Omura und Hiroschima fielen ihr zum Opfer. Die Rückkehr zu den Formen des Alterthums schien eine Zeitlang unabwendbar. Die alten Reichsämter, wie sie im achten Jahrhundert bestanden hatten, wurden wieder hergestellt, die Staatsverwaltung in zwei Theile getheilt, in den Djingik'an, das Departement des Göttlichen und in das Departement des Weltlichen, das jenem untergeordnet war; alle leitenden Posten in dieser Theokratie wurden mit Hofadligen — Kuge — besetzt; die Samurais und Fürsten erhielten nur untergeordnete Stellen als Räthe der ersteren. Aber die Macht war dennoch bei den Samurais und mit dieser muß selbst die höchste Autorität rechnen. Die Fürsten blieben zunächst in der ungestörten Herrschaft ihrer bisherigen Territorien, der Taikun resp. sein Nachfolger war selbst wieder in seine ursprüngliche Stellung als Lehnsfürst zurückgetreten, den größeren Theil seiner Hausmacht hatte er dem Kaiser abtreten müssen; allein dieses Gebiet war durch die Jahrgelder, welche den zur kaiserlichen Partie übergetretenen ehemaligen Taikunlichen Samurais bezahlt werden mußten, so belastet, daß an Revenuen für die Hofadligen nur wenig übrig blieb. Man hätte in der That erwarten müssen, daß diese für die Jahrhunderte lange Armuth, in der sie durch das System der Taikune waren gehalten worden, jetzt aus den Spolien der Besiegten belohnt würden, daß sich das Blatt gewendet habe, und daß den Kuges mit der Macht auch der Reichthum wiedergegeben werden würde. Indessen geschah dieses nicht; nur neun von ihnen, diejenigen nämlich, die sich im Kampfe gegen das Taikunat am meisten verdient gemacht hatten, erhielten eine Vermehrung ihrer Revenüen, während von den Fürsten und Samurais einundzwanzig mit erblichen Jahrgehältern, eine größere Anzahl durch einmalige Dotation belohnt wurden.

Die ersten Jahre der neuen Kaiserregierung (1868—1872) sind ein

Bild schrecklicher Verwirrung, der Auflösung und des Zerfalls des Alten, des unsicheren Anpassens des Neuen. Unreife Pläne drängen der eine den andern; dort sind die Conservativen oder Patrioten bemüht, alte Einrichtungen und Würden aus der Rumpelkammer der Vergangenheit hervorzusuchen und die vorgefundenen Zustände in ihre greisenhaften Formen hineinzuzwängen; hier versuchen die leidenschaftlichen Bewunderer Europas seine Cultur durch tausend Schleusen über das Land zu ergießen. Die englische Constitution sollte unverändert eingeführt werden. 1869 tagte schon ein Parlament, freilich nur für wenige Wochen, und seitdem ist seine Spur verloren. Unaufhörlich war in den Aemtern der Wechsel der Personen, der Titel und der Organisation; das Edict von heute wurde morgen durch ein anderes widerrufen.

Abschaffung des Feudalwesens.

Da im Sommer 1871 wurde auf ein Mal alle Welt durch ein Ereigniß überrascht, welches selbst die kühnsten reformatorischen Köpfe einige Jahre vorher nicht für möglich gehalten hatten; in Europa zumal wollten viele Kenner japanischer Zustände selbst dann noch nicht daran glauben, als einige Jahre des Bestehens es zu einer unwiderruflichen Thatsache gemacht hatten. Es war die Absetzung der Fürsten, der Sturz des Feudalwesens. Und doch, wenn man von unserm jetzigen Standpunkte aus die damaligen Verhältnisse betrachtet, so war dies eine natürliche Folge der Restauration und durch die Logik der Dinge geboten. Zunächst war der Fortbestand der Fürsten vom Rechtsstandpuncte aus nicht mehr zu vertheidigen, denn der Grund ihres Bestehens lag im Taikunate und indem dasselbe als nicht mehr zeitgemäß abgeschafft wurde, war auch über sie das Urtheil gesprochen. Zudem war das Taikunat immer als eine Usurpation angesehen worden, als solche mußten mithin auch die souveränen Gewalten der Fürsten gelten. — Die Anfänge des Feudalwesens liegen im 11. Jahrhunderte. Um diese Zeit war die Macht der Kaiser vollständig zerfallen, und die Herrschaft über das Reich in die Hände weniger Großen gelangt, die die großen Reichsämter allmälig an sich gebracht und so eine wirkliche Macht sich geschaffen hatten. Serailintriguen, wie in allen polygamischen Staaten, hatten mitgeholfen. Es folgte nun eine zweihundertjährige Periode heftiger Kämpfe zwischen den Großen, die schließlich am Ende des zwölften Jahrhunderts durch den berühmten Minamoto Joritomo zu einem vorläufigen Abschluß gebracht wurden. Er war der erste Taikun oder Shogun, wie damals der allgemein gebräuchliche Titel war, und theilte das ganze Reich als Lehen unter seine Feldherren. Nach seinem Tode begann der Bürgerkrieg wieder auf's Neue; eine Shogun-Dynastie stürzte die andere, die Lehnsfürsten lagen untereinander in beständiger Fehde, nur das Schwert herrschte; immer wieder und wieder erhoben sich aus den Kriegern mächtige Heerführer, die im Nu mit der Spitze des Schwertes ganze Länder ihren Besitzern entrissen und alle bestehenden Gewalten über den Haufen warfen. Erst um die Wende

des sechszehnten Jahrhunderts gelang es dem Ahn der eigentlich sogenannten Taikune, Iyeyassu, dauernde Zustände herzustellen und einen wirklichen Feudalstaat zu schaffen, dessen Formen er dem classischen chinesischen Alterthum entlehnte. So erlangten die japanischen Fürsten durch ihn erst die Anerkennung der Herrschaften, welche sie sich während der allgemeinen Auflösung durch Kampf erobert hatten. Mag nun der Taikun nach seiner Fiction als der alter ego des Kaisers aufgefaßt werden, oder wie die kaiserliche Partei ihn bezeichnete, als Rebell und Usurpator, in jedem Falle mußten sich die Fürsten klar darüber sein, daß sie mit seiner Absetzung auch die ihrige aussprachen.

Diese selbst leisteten auch keinen Widerstand, denn ausgenommen jenen Fürsten von Satzuma, der inzwischen gestorben war, fand sich unter ihnen allen kein einziger, der Kraft und Ansehen besessen hätte, der allgemeinen Bewegung entgegenzutreten, oder sich zum Leiter derselben zu machen. In den drei ersten Jahren der Kaiserherrschaft war allerdings der Versuch gemacht worden, die hervorragenderen Fürsten mit den Hofadligen an die Spitze der hohen Staatsämter zu stellen, nach und nach aber waren sie, ebenso wie die letzteren, sämmtlich daraus verdrängt werden und so wird jetzt, die beiden Cabinets-Präsidenten ausgenommen, kein Staatsamt von irgend einer Bedeutung von anderen als Samurais bekleidet.

Der Ruf nach Abschaffung des Feudalwesens erscholl aus den Reihen der Samurais schon bald nach dem Sturze des Taikunats, und allmälig wuchs derselbe zu solcher Stärke, daß die überraschten Fürsten von selbst dem Kaiser die Rückgabe ihrer Lehen anboten. Die Restauration hatte die Geister von Grund aus aufgerüttelt, und alle die Leidenschaften, Begierden und Unzufriedenheiten zum Ausbruch getrieben, die unter der bleiernen Schwere der vergangenen Herrschaft waren niedergehalten worden. Alle hatten immer mit tödtlichem Haß und Neid auf das Taikunat, seine Krieger und Beamten geblickt, die im Genuß der größten Einkünfte, in dem Bewußtsein, die Diener der herrschenden Macht zu sein, alle anderen mit Geringschätzung behandelten. Aber auch in den Fürstenthümern selbst hatten solche Regungen hinreichende Nahrung gefunden. Die selbstständige Stellung, welche die Samurais dort einnahmen, hatten allmälig ein republicanisches Staatswesen geschaffen, in welchem der Fürst, Satzuma vielleicht allein ausgenommen, nur eine Schattenfigur war. In vielen größeren Fürstenthümern aber, so z. B. in Choshu, Kaga und den Secundogenituren des Taikunhauses Kishu, Owari u. s. w. hatten sich eine Oligarchie gebildet, indem die vornehmeren und reicheren unter den Samurais die höchsten Stellen erblich an sich gebracht hatten und das Gemeinwesen zu ihrer und ihrer Anhänger Vortheil ausbeuteten. Die Willkür, Habsucht und Gewissenlosigkeit dieser herrschenden Cliquen wurden nur noch in den Stammländern der Taikune übertroffen. Eine große Anzahl der Samurais lebte in unbehaglichen Verhältnissen, ihre Einkünfte reichten nicht hin den Anforderungen, die das Leben an sie stellte, zu genügen. Zudem hatte sich im Laufe der Zeiten ihre Zahl über die Maßen vermehrt; den

jüngeren Söhnen war der Eintritt in einen anderen Lebensberuf als Handwerker, Kaufmann u. s. w. durch die Verhältnisse sehr erschwert, und so lebten sie denn, da der Staat keine Mittel zu ihrer Dotation mehr übrig hatte, wenn sie nicht so glücklich waren, als Erbe eines andern Samurai-Geschlechtes adoptirt zu werden, vom Gnadenbrot ihrer ältern Brüder. Ihr Mißvergnügen kam jetzt, nach dem Sturze des Taikunats, wozu sie tapfer mitgekämpft hatten, zu offenem Ausbruch. Sie verlangten, daß mit diesem auch seine Mißbräuche abgeschafft würden, und daß in dem neuen Staate Fähigkeit und Verdienst, nicht das Recht der Geburt gelte. An sie schlossen sich alle diejenigen, welche aus patriotischen oder politischen Beweggründen das Feudalwesen bekämpften, zunächst die Hofadligen und ihr Anhang, die Bewunderer des japanischen Alterthums, welche die unumschränkte Herrschaft des Kaisers wieder hergestellt sehen wollten und zuletzt, aber zu ganz andern Zwecken, die jungjapanische Partei. Für ihren Erfolg war die Abschaffung des Feudalwesens die erste Bedingung, und Abdankung der Fürsten, Aufhebung der Geburtsrechte, Anerkennung des Verdienstes der Hauptinhalt ihres politischen Programms. Auch die ruhig Denkenden wurden mit fortgerissen; mochten sie auch vor den Umsturzideen der anderen zurückschrecken, sie wurden durch eine Autorität besiegt, die jeden gebildeten Japaner in Politik und Gewissenssachen die höchste ist: die chinesischen Philosophen, vor allen Confucius, der in der Geschichte der Kaiser gezeigt hatte, daß die kaiserliche Gewalt allein herrschend sein müsse und unter ihr das Verdienst.

Für die Regierung selbst waren die politischen Gründe die zwingendsten; denn gleich, nachdem sie von der Hinterlassenschaft der Taikune Besitz ergriffen hatte, zeigte sich, daß das Feudalwesen ihre Selbständigkeit nach Außen gefährde und im Innern alle wirthschaftliche Entwickelung unmöglich mache. Die Regierung konnte den Verkehr der fremden Kaufleute mit den Territorien der Fürsten nicht hindern; würde aber bei Rechtsstreitigkeiten Seitens der Ersteren auf Grund der Verträge ihre Intervention angerufen, so war sie nicht stark genug, ihren Befehlen und Entscheidungen bei den fürstlichen Regierungen Anerkennung zu verschaffen. Ein offenes Eingeständniß dieser Schwäche würde bei den fremden Mächten den Entschluß hervorgerufen haben, mit den Fürsten in directen Verkehr zu treten; sie mußte sich daher durch Ausflüchte und hinhaltende Maßregeln helfen, und so waren ihre Beziehungen zu jenen fortwährend äußerst gespannt und unbehaglich. Reclamationen finanzieller Art seitens der Fremden waren häufig. Die südlichen Fürsten, besonders Satzuma und Choshu, waren durch den Krieg vollständig ruinirt; die Ausrüstung mit europäischen Waffen und Kriegsmaterial, die starke Vermehrung der Truppen — in Choshu hatte man mehrere Tausend Bauern unter die Samurais aufgenommen — hatten die Kräfte dieser kleinen Staaten weit überschritten. Jetzt, nachdem der Krieg beendigt war, konnten diejenigen, welche ihr Blut darin vergossen, nicht mehr hinter den Pflug zurückgeschickt werden, sie waren Samurais geworden und beanspruchten Jahrgehälter.

Außerdem ließ auch die erbliche Eifersucht zwischen den Fürstenthümern, die schon während des Krieges wieder ausgebrochen war, eine Abrüstung nicht zu. Die Luft war erfüllt von schrecklichen Gerüchten über Choshus und Satzumas ehrgeizige Pläne; es hieß: sie wollten die andern unterdrücken, um sich in die Herrschaft des Landes zu theilen; oder Satzuma strebe für sich danach, die Stelle des Taikuns zu erlangen. So wirkten Eifersucht und Furcht zusammen, um in allen Fürstenthümern eine hastige Bewaffnung nach dem Muster der europäischen Armeen herbeizuführen. Jeder größere Fürst hielt sich europäische Instructeure, die Einfuhr an Gewehren, Kanonen und Dampfern für Kriegszwecke u. s. w. überstieg alle Grenzen. Das mangelnde Geld wurde zuerst bei den einheimischen Kaufleuten beschafft, die fast sämmtlich an den Bettelstab gelangten; dann erfolgten Anleihen bei den Fremden gegen Verpfändung von Bergwerken und Ländereien, was gegen die Grundgesetze des Landes war, und vielfach auf einfachen Credit. Auch Schwindel und Betrug wurden angewandt, um der Verlegenheit des Augenblicks abzuhelfen, oder der Rückzahlung zu entgehen. So wuchs die Zahl der Reclamationen mit jedem Tag und ihr Betrag erreichte Anfangs 1871 die Höhe von zehn Millionen Dollars. Baargeld war schon seit den ersten Tagen des Fremdenverkehrs nur noch in dem Gebiet der Taikune anzutreffen, in fast allen Fürstenthümern circulirte Papiergeld. Jetzt nahm dessen Emission in rasender Proportion zu, und Satzuma wurde zuletzt dahin getrieben, daß er falsche Münzen prägte, die bald alle Märkte und die offenen Häfen überschwemmten. Eine Intervention der fremden Gesandten wurde nothwendig und die Central-Regierung mußte wohl oder übel sich dazu verstehen, alle falschen Münzen, die in den Besitz der Fremden gekommen waren, und ihre Anzahl betrug viele Millionen, gegen echte umzuwechseln.

Daß diese Wirthschaft nicht weiter gehen konnte und das Land in kurzer Zeit in finanziellen Ruin und in ernste Verwickelungen mit dem Auslande stürzen mußte, sahen auch die Conservativsten ein, besonders Sandjo und Iwakura, die Chefs der Hofadligen. Eine erste Auskunft wurde gesucht, indem die Fürsten in erbliche Gouverneure umgewandelt, für ihre Privatbedürfnisse auf ein Zehntel ihrer Landeseinkünfte beschränkt und einer Controle unterworfen wurden; allein diese ließ sich in Wirklichkeit nicht durchführen, und Alles blieb beim Alten. So wagte denn die Regierung den entscheidenden Schritt und setzte durch Decret vom 14. Juli 1871 plötzlich und unerwartet alle Fürsten ab und rief sie zur permanenten Residenz nach Yedo. Sie behielten jenes Zehntel der Landeseinkünfte als Apanage; die Samurais behielten ebenfalls, was sie an erblichen Jahrgehältern bezogen hatten. Für die südlichen Fürstenthümer ernannte man die Gouverneure der neugebildeten Verwaltungsbezirke, sowie alle höheren Beamten aus den eingeborenen Samurais. So wurden hier keine materiellen Interessen beeinträchtigt, im Gegentheil man fühlte sich als mitregierend in Yedo, waren doch alle höheren Stellen in der Staatsverwaltung ausschließlich von südlichen Samurais besetzt. Der Norden

lag seit 1868 am Boden; er hatte überhaupt nie besondere Thatkraft bekundet und im Vasallendienste der Taikune alle Fähigkeit zu selbstständigem Handeln verloren; sein einziger kriegstüchtiger Stamm, Aidzu, war im Restaurationskriege ganz ausgerottet worden.

So rührte sich für die entthronten Fürsten keine Hand, kein einziger Protest erhob sich aus ihrer Mitte gegen die ihnen angethane Vergewaltigung: willig kamen sie auf den Befehl der Regierung, ihre Residenz in Yedo zu nehmen und seit dieser Zeit ist ihre politische Rolle beendigt.

Die Einheit der Regierung war somit hergestellt und der Boden zum Ausbau eines Staatsgebäudes nach europäischen Principien geebnet. Der religiöse Charakter, welcher der Regierung durch die Zweitheilung in eine geistliche und weltliche Regierungsgewalt war angeheftet worden, wurde wieder zerstört, die Regierung so weltlich organisirt, daß nicht einmal ein Cultusministerium bestehen gelassen wurde. Die Oberpriester des Sinto-Cultus werden zwar von der Regierung ernannt und besoldet; um die inneren Angelegenheiten dieser Religion aber bekümmerte sie sich ebensowenig wie um die des Budhismus. Nur die Vermögensangelegenheiten beider Culte werden von einer Abtheilung des Innern beaufsichtigt.

Theokratischer Charakter des antiken japanischen Staates.

In der alten Zeit war Japan eine Theokratie, der Kaiser war der der Abkömmling der Götter, die Japan erschaffen haben, und regierte das Land in ihrem Auftrage. Alle Japaner waren mit Leib, Leben und Habe sein. In der Regierung war er durch keine anderen Gesetze gebunden, als die Thaten und Beispiele seiner Ahnen: diesem mit seinem Volke nachzuahmen, und sie zu verehren, war seine einzige Regentenpflicht. Hierin allein auch bestand das Wesen der einheimischen Religion, der sogenannten Sintolehre; Regierung und Religion waren somit identisch. Jedoch seitdem die Japaner mit China in Verbindung getreten und dessen Cultur und Wissenschaften sich angeeignet hatten, konnten ihre einfachen patriarchalischen Zustände nicht mehr fortbestehen, und es wurde daher im achten Jahrhunderte die Staatsverfassung der Tang-Dynastie eingeführt. Die Eintheilung und Organisation der Regierungsgewalten, die innere Administration, das Steuer- und Justizwesen wurden unverändert von China herübergenommen und sind seitdem mit dem Land und Volk verwachsen. Nur die allerhöchste Autorität des Kaisers blieb vom Hauch des Chinesenthums unberührt. Der chinesische Kaiser ist nur der Vermittler zwischen Gott und den Unterthanen, er ist nicht unumschränkter Gebieter, sondern muß den Willen des Volks befragen; ja Confucius und seine Schüler billigen es, daß schlechte Kaiser abgesetzt werden. Dieses Princip ist in Japan nie anerkannt worden; der Kaiser fuhr fort, nach göttlichem Recht der unumschränkte Gebieter seiner Unterthanen zu sein. Auch die Einführung des Budhismus, die gleichzeitig stattfand, that seiner Autorität

keinen Eintrag; denn wenn er auch über ganz Japan sich ausbreitete, durch seinen Glanz den Sintoismus in Schatten stellte, und zur herrschenden Religion wurde, so blieb der alte Heroencult dennoch bestehen, und mit ihm der Glaube an die Göttlichkeit des Kaisers. Der Budhismus suchte zwar die alten Götterhelden als budhistische Erscheinungsformen sich zu eigen zu machen, eine feindliche Stellung zu dem einheimischen Cultus aber nahm er nicht ein, da er weder dessen Dogmatik noch dessen Riten zu fürchten hatte.

Die kaiserliche Autorität erhielt sich auch, nachdem die wirkliche Herrschaft in die Hände der Kronfeldherren und der späteren Taikune gelangt war, und vielleicht hat gerade die Unsichtbarkeit, in welcher ihre Träger während der Herrschaft der letzteren gehalten wurden, ihren Nimbus noch erhöht; für den gewöhnlichen Japaner ist der Kaiser noch immer der Abkömmling der Götter, und derjenige, welcher als ein Empörer gegen seine heilige Person geächtet worden ist, gilt als ein Ausgestoßener der Menschheit.

Die moderne Staatsverfassung. Die absolute Gewalt des Kaisers.

Die absolute Macht des Kaisers ist in der jetzt geltenden modernisirten Staatsverfassung bestehen geblieben. Er macht nach eigenem Gutdünken die Gesetze, denen sich alle zu unterwerfen haben. Freilich ist seit einigen Jahren eine Art Landesvertretung in dem sogenannten Senat, „Genroin“, geschaffen worden, jedoch die Art seiner Zusammensetzung zeigt auf den ersten Blick, daß er von keiner politischen Bedeutung sein kann. Die Senatoren, deren Zahl jetzt zwanzig beträgt, sind nämlich alle ebenso absetzbar, wie die Beamten: einige von ihnen sind ehemalige Fürsten, die meisten hervorragendere Mitglieder des Samurai-Standes, die sich mit einem Senatorengehalt von fünftausend Dollars darüber trösten müssen, daß im activen Staatsdienst keine passende Stelle für sie offen ist. Nach dem Organisationsgesetz darf der Senat nur Vorlagen der Regierung discutiren und auch dann ist sein Votum lediglich ein berathendes. In Wirklichkeit gehen Gesetzentwürfe wichtiger Natur ihm gar nicht zu; höchstens jährlich ein Mal wird über ganz unwichtige Dinge, wie z. B. die Abfassung der Statuten der neu creirten Orden, eine Meinungsäußerung von ihm verlangt. Unter solchen Umständen ist das Institut unfähig, auch nur den Schein einer repräsentativen Körperschaft aufrecht zu erhalten und ist daher, wie manche anderen neueren Einrichtungen Japans, nichts anderes, als eine bloße Nachahmung der Aeußerlichkeiten des europäischen Staatslebens oder gar nur ein Vorwand zur Versorgung ruinirter Fürsten und stellenloser Politiker.

Der hohe Adel.

Die ehemaligen Fürsten und Hofadligen, welche jetzt unter der Bezeichnung „Kasoku“ den hohen Adel bilden, und die „Shisoku“, der niedere

Adel, die ehemaligen Samurai, erhielten zwar bisher noch ihre erblichen Jahrgehälter — seit einigen Monaten sind sie durch Capitalisirung abgelöst worden — haben aber vor dem übrigen Volk keine Prärogative mehr voraus, ausgenommen, daß sie bei Verurtheilungen mit milderen Strafen belegt werden; irgend welche ständische Vertretung haben sie nicht.

Die einzigen Berather des Kaisers sind die „Sangi" oder Mitglieder des Kabinets, die gleichzeitig die Leitung der einzelnen Ressorts der Staats-Verwaltung unter sich vertheilt haben. Sie sind sämmtlich durch freie Entschließung des Kaisers in ihre Stellungen berufen, und gehören dem Samurai-Stande an; die beiden Conseilspräsidenten jedoch, Sandjo und Iwakura, sind Hofadlige. Wie schon an einer andern Stelle angedeutet worden, konnten die großen Staatsämter nach der alten Verfassung nur von Hofadligen bekleidet werden, und zwar war unter diesen selbst wieder die Fähigkeit zur Bekleidung gewisser Aemter durch Herkommen auf ganz bestimmte Kreise beschränkt. Daß dieser Bevorzugung der Hofadligen ein Ende gemacht wurde, entsprach vollständig dem fortschrittlichen Charakter der Restauration. Ob die beiden Stellen des ersten und zweiten Conseilspräsidenten ebenfalls in der Folge den Hofadligen verloren gehen werden, ist eine Frage, deren Lösung auf die Geschichte Japans vom größten Einfluß sein wird.

Während der Herrschaft der Taikune hatten sich die Kaiser in die ihnen aufgedrungene geistliche Würde so hineingelebt, daß sie sich um die weltlichen Dinge übrhaupt nicht mehr bekümmerten, sondern deren Besorgung ihrer Umgebung, dem Hofadel, überließen. Die Vergötterung, die ihnen zu Theil wurde, hatte sie, möchte man sagen, so vergeistigt, daß sie für die Welt todt waren; von allen Kaisern der letzten Jahrhunderte, hat, wie es scheint, der Vater des jetzigen, Komei Tenno, allein eigenen Willen und Interesse an der Regierung gezeigt. Dieser Thatsächlichkeit entspricht nun auch die Vorstellung, welche dem Volke über die Regierungsthätigkeit des Kaisers innewohnt. Es betrachtet ihn als ein göttliches Orakel, und seine Umgebung, die Hofadligen, als die Priester, die seine Sprüche entgegennehmen und deuten. Eine Folge dieser Auffassung ist der jetzt noch geltende Gebrauch, daß die kaiserlichen Edicte niemals unter des Kaisers Namen, sondern vom ersten Conseilspräsidenten promulgirt werden, und zwar in einer solchen Form, daß nur aus dem sprachlichen Ausdruck hervorgeht, daß sie vom Kaiser kommen. Auch soll durch diese Einrichtung verhindert werden, daß die Majestät des Herrschers allzuleicht durch Ungehorsam entweiht werde; lehnt sich das Volk gegen kaiserliche Edicte auf, so klagt es nie den Kaiser an, sondern seine ersten Minister, daß sie den kaiserlichen Willen falsch interpretirt haben.

Die jetzigen beiden Conseilspräsidenten, Sandjo und Iwakura, sind solche Repräsentanten des kaiserlichen Willens; der alten conservativen Partei der Hofadligen angehörend, haben sie ihre Ideen in soweit modificirt, daß sie eingesehen haben, daß eine wirkliche Wiederherstellung der alten Theokratie dem Zeitgeiste nicht mehr entspricht. Sie haben sich daher mit der jung-

japanischen Partei verbündet und deren Ideen vom internationalen Verkehr und der Reform von Staat und Gesellschaft zu den ihrigen gemacht. Sie gelten noch dem Volke als wahre Interpreten der kaiserlichen Befehle, und ihre leitende Stellung in der Regierung giebt ihr die Weihe der Legitimität.

Die Kaste der Hofadligen im Allgemeinen aber hat ihr historisches Ansehen verloren. In den ersten Jahren der neuen Regierung haben sie ihre Unfähigkeit, weltliche Dinge zu verstehen und zu leiten, zur Genüge bewiesen: jetzt sind sie ganz aus dem Staatsdienste verdrängt und ohne politische Stellung; allein auf ihre ärmlichen Jahrgehälter angewiesen, haben manche mit bittern Lebenssorgen zu kämpfen, und einzelne giebt es wiederum, die, ihre Abstammung und die Vorurtheile der Kaste vergessend, im Handel materiellem Gewinn nachgehen. So muß der Nimbus schwinden, mit dem die Abgeschlossenheit zu Kiyoto sie umgeben hatte, und es darf daher mit Recht bezweifelt werden, daß sie bei einer Vacanz der jetzt von Sandjo und Iwakura bekleideten Posten auf Berücksichtigung Anspruch machen können.

Die ehemaligen Fürsten sind finanziell besser gestellt als die Hofadligen, Reichthum jedoch besitzen nur sehr Wenige von ihnen. Die gezwungene Residenz in Yedo wird sie ihren ehemaligen Unterthanen allmählich ganz entfremden; und da ihr Vermögen nicht in Grundbesitz, sondern in Capitalien besteht, die meistens in Handelsunternehmungen angelegt sind, so fehlen ihnen alle Bedingungen, die sie zu einer Macht im Staate machen könnten.

Die politischen Parteien.

Wie günstig man auch den Verlauf, welchen die Umgestaltung des Staatswesens genommen, beurtheilen mag, die Thatsache ist unleugbar, daß die Männer der Restauration die alten Autoritäten zerstört haben, ohne im Stande gewesen zu sein, die ihrige an deren Stelle zu setzen. Das niedere Volk gehorcht zwar, betrachtet aber die leitenden Staatsmänner als Emporkömmlinge, während die Samurais sie als eine Coterie befeinden, die mehr ihren Vortheil, als das Wohl des Landes im Auge hat. An der Redlichkeit ihrer Absichten kann nun zwar nicht gezweifelt werden, der Vorwurf der Coterie jedoch ist ein wohlberechtigter, wenngleich er eher die Verhältnisse als die Personen treffen sollte. Nach einer Zusammenstellung, die ich vor mir habe, sind von den neun Mitgliedern des Cabinets sieben Samurais von Choshu und Satzuma, von den fünf Gesandtschaftsposten im Auslande werden vier von ihnen bekleidet; dasselbe Verhältniß findet statt bei den höheren Ministerialstellen, bei den Präfecten- und Richterposten, bei den Generälen und Stabsoffizieren der Armee. Nur die Marine macht eine Ausnahme; zwar ist die Oberleitung in den Händen eines Satzumaners; bei der Besetzung der nächstfolgenden Stellen hat man jedoch mehr auf Befähigung als auf politische Ansprüche gesehen und daher die ehemaligen Marine-Offiziere des Taikuns berücksichtigt. Die Subaltern-Offiziere in der Armee und Flotte sind

der größeren Mehrzahl nach Satzumaner und Choshuaner und so ist es auch bei den mittleren Stellen der Verwaltung. Nur in den unteren Regionen werden andere Samurais in größerer Zahl verwendet; die Regierung befindet sich somit thatsächlich in den Händen der Samurais von Satzuma und Choshu.

Das Bündniß, welches diese beiden seiner Zeit zum Sturze des Taikunats schlossen, besteht auch noch jetzt in der Regierung des Landes. Die anderen südlichen Fürstenthümer, Hizen, Higo, Tosa u. s. w., hatten damals einen leitenden Antheil an den Ereignissen nicht genommen, sondern sich erst angeschlossen, als der Fall des Taikunats schon sicher war. Auch waren ihre Samurais nur in beschränkter Zahl im Felde erschienen, während Satzuma und Choshu ihre ganze Kraft aufgeboten hatten. Daß ihnen zunächst bei der Vertheilung der Aemter der größere Antheil zufiel, war natürlich und billig. Die Samurais der besiegten Partei, besonders die des Nordens, wurden fast ganz unberücksichtigt gelassen.

Die fortschrittlichen Ideen der jungjapanischen Partei waren bei den Samurais der anderen südlichen Fürstenthümer nur in beschränktem Maße vertreten; sei es Oppositionssucht gegen Satzuma und Choshu, was jedenfalls zum Theil der Fall gewesen ist, sei es wirkliche Abneigung gegen zu weitgehende Neuerungen, ihre Vertreter in der Regierung bildeten von Anfang an das conservative Element und traten bei jeder Gelegenheit dem Reformeifer ihrer Collegen entgegen. Aber die Gewalt der Neuzeit, die jetzt über das Land gekommen, war zu stark, als daß sie hätte aufgehalten werden können, und so sehen wir die Hauptvertreter jener Richtung sich allmälig von den Staatsgeschäften zurückziehen; ihre Anhänger wurden bei passender Gelegenheit verabschiedet. Die hervorragenderen waren der frühere Minister des Aeußeren Soyedjima, der Kriegsminister Itagaki, Saigo und der Fürst Shimadzu, letztere zwei zwar selbst Satzumaner, aber der neuen Richtung Feind. Saigo verlor bekanntlich im vorigen Jahre im Aufstande der Satzumaner das Leben, Shimadzu nahm an der Erhebung zwar keinen Theil, doch war sein Verhalten im Ganzen kein loyales und er scheint es sowohl mit Feind als mit Freund verdorben zu haben; Soyedjima soll sich nach längerem Aufenthalte in China ganz in das Studium der Classiker zurückgezogen haben, während Itagaki durch Gründung von patriotischen Vereinen unter seinen Landsleuten in Tosa eine gewisse Agitation gegen die Regierung betreibt. Eine starke geschlossene Oppositionspartei mit einem bestimmten Programm aber besteht nicht. Die einen wollen parlamentarische Einrichtungen, die andern den Staat der chinesischen Philosophen. Jene schreien gegen die schlechte Finanzwirthschaft, diese verlangen eine Aenderung in den Beziehungen zum Auslande. Der wirkliche Grund der Unzufriedenheit aber ist der Verlust der bevorzugten Stellung und der Jahrgehälter, und dieses Gefühl ist überall eben stark, im Norden wie im Süden, und nicht minder in Satzuma und Choshu selbst, unter den im Lande Zurückgebliebenen, für die keine Anstellungen abgefallen sind. Aber wie einig alle in diesem

Gefühle der Unzufriedenheit und des Hasses gegen das Bestehende sind, zu gemeinsamer Opposition können sie sich nicht vereinigen. Die Unfähigkeit, zum Besten eines gemeinsamen höheren Zweckes die Stammes-Eifersüchteleien zu opfern, scheint allen asiatischen Völkern gemein und der Grund ihrer Unterwerfung entweder unter das Ausland oder unter eine despotische Regierung zu sein. In Japan hat diese unpolitische Anlage des Volkes es einer verhältnißmäßig kleinen Partei möglich gemacht, achthunderttausend Samurais niederzuhalten.

Die Geschichte der letzten Jahre liefert die Beispiele: der Norden hat nie gewagt, sich zu erheben, weil er wohl wußte, daß dann der ganze Süden, wie ein Mann, über ihn herfallen würde. Im Süden brach zuerst der Aufstand in Choshu aus, 1876; so lange er währte, rührte sich keine Hand; kaum aber lagen die Rebellen zu Boden, da erhob sich das benachbarte Hizen. Ebenso ging es mit dem Satzuma-Aufstande 1877. Allenthalben in den benachbarten Provinzen war die Gährung so stark, daß man jeden Augenblick den hellen Ausbruch der Rebellion erwarten mußte, es bedurfte nur der Unterstützung eines Landes wie Tosa und der ganze Süden wäre der Regierung verloren gegangen. Aber Niemand schloß sich an; Satzuma hatte allein, ohne ein Bündniß zu suchen, den Kampf begonnen, jetzt mochte es auch sehen, wie es allein fertig würde. Seitdem Satzuma vernichtet worden, hat Tosa angefangen, heimlich Waffen zu kaufen und sich zu rüsten, und die Aufregung in dieser Provinz ist so auf's Aeußerste gestiegen, daß die Regierung fortwährend auf ihrer Hut sein muß.

Der niedere Adel, die Shisoku oder Samurais.

Was im Allgemeinen die Lage der Samurais anbetrifft, so ist dieselbe allerdings eine recht traurige und die Unzufriedenheit dieser Leute daher nur zu berechtigt. Vor allen Dingen hätten ihnen, wie auch ihren Fürsten, in dem neuen Staatswesen eine bevorzugte Stellung und ein Antheil an der Regierung gewahrt bleiben müssen. Man hätte die alten Fürstenthümer als administrative Bezirke bestehen lassen, die Beamtenstellen mit einheimischen Samurais besetzen und den übrigen durch Schaffung von Provinziallandtagen oder Gemeindevorständen einen Antheil an der Regierung gewähren sollen; auch wäre es nicht unmöglich gewesen, ihre Existenz sicher zu stellen, indem man einen Theil mit Grundbesitz dotirt hätte. Anstatt dessen hat man die Fürstenthümer als administrative Einheiten aufgelöst und zu großen Regierungsbezirken vereinigt, die Samurais in dem Lande, wo sie früher die Herren waren, auf gleiche Stufe mit den Bauern, ihren ehemaligen Untergebenen gestellt, ja noch unter diese herabgesetzt, indem man durch Schaffung von Bezirkstagen, für welche das active und passive Wahlrecht von der Entrichtung einer gewissen Grundsteuer abhängig gemacht ist, den Bauern wenigstens einen gewissen Antheil an der inneren Verwaltung zugestanden hat. Die

Hauptbedingung der Fortexistenz dieses Standes aber, die materielle Lage, ist noch viel schlimmer gestellt worden. Gleich in den ersten Jahren des Bestehens der neuen Regierung waren die Jahrgehälter reducirt worden; die von geringerem Betrage in mäßigem Verhältniß, die größeren aber sehr bedeutend. Im Allgemeinen war, ausgenommen in den Taikunländern und im Norden, so schonend verfahren worden, daß die Samurais sich fügten. Daß die Jahrgehälter aber auch nach dieser Reduction, wodurch ihr Total auf siebzehn Millionen war herabgesetzt worden, auf die Dauer nicht fortgezahlt werden konnten, war selbstverständlich, nur hätte man allmählich und mit besonderer Rücksichtsnahme auf die einzelnen Verhältnisse vorgehen müssen. Vor Allem mußte gesorgt werden, daß den Alten bis an ihr Lebensende ein anständiges Auskommen gesichert blieb und ihrer Nachkommenschaft eine genügende Erziehung und Vorbereitung zu einem Lebensberuf. Statt dessen hat man vor Kurzem die Jahrgehälter unter abermaliger Reduction nach einer allgemeinen Schablone capitalisirt und die Capitalien in zinstragenden Staatsschuldscheinen ausgezahlt. Diese letzere Maßregel ist die allerverderblichste; denn da die Samurais nicht gelernt haben, zu wirthschaften, so wird voraussichtlich ein großer Theil die Staatspapiere um jeden Preis losschlagen und den Erlös in kurzer Zeit aufzehren oder durch unvorsichtige Anlage verlieren.

Mit den Samurais der Taikune und der ihnen ergebenen nördlichen Fürsten ist die Regierung geradezu hart verfahren; denn alle, die der Sache ihrer Herren treu geblieben waren und den kaiserlichen Truppen Widerstand entgegengesetzt hatten, wurden ihrer Einkünfte ganz beraubt, den anderen wurde ein geringer Theil belassen. Von ihnen befindet sich eine große Anzahl im äußersten Elend und viele thun, um sich am Leben zu erhalten, Kulidienste.

So wird ein großer Theil der Samurais nach und nach zu Grunde gehen oder verkommen, und doch sind sie gerade das culturfähige Element im Volke. Im Allgemeinen hat der Bauer und Städter, wie schon oben angeführt worden, seine sclavische Vergangenheit noch nicht verwinden können; trotzdem er jetzt politisch frei geworden ist, erkennt er in den Samurais noch immer seine Herren.

Das Cabinet.

Wie ich oben bereits gezeigt habe, ist die unumschränkte gesetzgeberische Gewalt beim Cabinet, Taidjokuan, von den Ausländern allgemein, aber unpassend, Staatsrath genannt. Der Kaiser wohnt zwar dann und wann den Cabinetssitzungen bei, aber mehr pro forma oder um mit den Regierungsgeschäften vertraut gemacht zu werden, als um an den Berathungen Theil zu nehmen. In Wirklichkeit regiert Sandjo an seiner Statt. Das Cabinet besitzt auch die höchste vollziehende Gewalt, wie schon daraus hervorgeht, daß alle Chefs der Ministerien Sitz und Stimme darin haben. Es giebt wohl kaum ein Land, wo die Centralisation so auf die Spitze getrieben ist, wie in

Japan; selbst die Minister, und vor allen der des Aeußern, müssen Verfügungen über uns ganz unbedeutend scheinende Fragen ihres Ressorts der Entscheidung des Cabinets vorlegen, das sich daher auch jeden Tag versammelt. Dieses System ist wohl großen Theils durch den Umstand gerechtfertigt, daß die meisten japanischen Beamten nicht fähig sind, verantwortliche Stellungen selbstständig auszufüllen; andererseits aber ist die Regierung durch die Sorge um ihre Existenz gezwungen, auf Alles was geschieht, ein wachsames Auge zu haben. Die Chefs der administrativen Unterabtheilungen, die Präfecten der Stadt- und Landkreise sind zwar in einer Beziehung, was die Verwendung der Kreissteuern anbetrifft, von der Regierung wenig kontrolirt, — erst seit Anfang dieses Jahres ist in den neugeschaffenen Landtagen den Grundbesitzern eine berathende Stimme dazu ertheilt worden — sonst aber, besonders wenn es sich um Maßnahmen handelt, die aus dem Geleise der gewöhnlichen Routine herausführen, mögen dieselben auch ganz örtlicher Natur und von geringer Wichtigkeit sein, muß immer an die Centralregierung in Yedo berichtet werden. Zumal sind die Präfecten in den dem fremden Handel geöffneten Häfen jeder eigenen Initiative beraubt, wodurch andererseits wiederum die Wirksamkeit der fremden Consuln lahmgelegt und in Fällen, wo rasches Handeln der Localbehörden erforderlich ist, die Interessen der Fremden geradezu geschädigt werden.

Die innere Verwaltung.

Japan ist in zwei und dreißig Land- und drei Stadtkreise (Yedo, Osaka, Kiyoto) eingetheilt, die jeder etwa eine Million Einwohner umfassen und von einem Präfecten verwaltet werden. Die Hauptobliegenheiten der Präfecten sind das Einsammeln der Grundsteuern, die Förderung von Handel und Gewerbe durch Instandhaltung der Verkehrsstraßen und Wasserwege, sowie Anlegung von neuen, durch Ertheilung von Geldunterstützungen und Begünstigung der jetzt allenthalben entstehenden Handels- und Gewerbe-Associationen. In der Regel jährlich ein Mal versammeln sich die sämmtlichen Präfecten in der Hauptstadt zur gemeinsamen Berathung über Gesetzesvorlagen der Regierung, welche die innere Verwaltung betreffen. So oft solche Berathungen noch stattgefunden haben, ist nur der Eifer zu bemerken gewesen, mit dem die Präfecten die Vorschläge der Regierung gutgeheißen haben.

Der Präfect ist auch Magistrat für alle Erbschafts- und Adoptions-Angelegenheiten.

Im Allgemeinen geht das elterliche Vermögen ohne Weiteres auf den ältesten Sohn über; wenn aber die Eltern diesen zur Erbschaft für unfähig oder unwürdig halten, oder derselbe aus eigenem Antriebe verzichtet, so muß diese Thatsache zur Kenntnißnahme und Genehmigung dem Präfecten angezeigt werden.

Das Institut der Adoption ist bekanntlich in den Ländern chinesischer

Cultur von weit größerer Bedeutung als bei uns. Es beruht auf dem Ahnencultus; die Familie läßt man nicht aussterben, resp. ihren Namen nicht erlöschen, um die Verehrung der Ahnen auch in der Zukunft zu sichern.

Nicht allein die Samurais, sondern auch das gewöhnliche Volk haben dieses Herkommen bewahrt. Das letztere hat allerdings nicht nöthig, die Adoptionsfälle der Behörde anzuzeigen, wohl aber die Samurais als Privilegirte und Inhaber erblicher Renten. Nachdem jetzt die Capitalisirung der letzteren erfolgt ist, besondere Privilegien für den Samurai-Stand auch nicht mehr bestehen, ist die Anmeldung der Adoptionen für den Staat eigentlich nicht mehr von Interesse; dieselbe dürfte aber dennoch fortfahren obligatorisch zu sein und auch auf das gewöhnliche Volk ausgedehnt werden, da Adoptionen Civilstandsacte von eben solcher Bedeutung sind, als Heirathen und Geburten, deren Registrirung seit einigen Jahren eingeführt worden ist.

Die Gemeinden.

Die Organisation der Stadt- und Landkreise ist nach der Restauration an die Stelle des Feudalwesens getreten und beruht auf europäischen Principien.

Die Gemeindeverwaltungen in den Dörfern und Städten hingegen sind ziemlich so geblieben wie vor Alters. An der Spitze derselben steht der Kotcho oder Gemeindevorsteher. Die Ernennung desselben steht zwar dem Präfecten zu, er wählt aber in der Regel einen angesehenen Ortseingessenen. Die Gemeindevorsteher haben zunächst die Civilstandsregister zu führen, auch stehen ihnen gewisse notarielle Befugnisse, als Legalisirung von Unterschriften, Aussertigung von Kaufverträgen und Cessionsacten über liegendes Eigenthum zu. Sie haben, was zur Zeit des Taikunats ihre Hauptobliegenheit war, ferner darüber zu wachen, daß die Bauern nach stattgefundener Ernte ihre Steuern pünktlich an die Kassen abliefern, daß die Dorfwege und die Dämme und Wasserleitungen der Reisfelder in Stand gehalten und die Landstraßen, die das Dorfgebiet berühren, gekehrt werden.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Zwei Fragen, die nicht brennen.

Von

B. H. Strousberg*).

— Berlin —

Wenn die chronische Apathie der Deutschen gegen Alles, was nicht ein rein speculatives theoretisches Interesse gewährt, in lebhafte Betheiligung an practischen Fragen umschlägt, so kann man sicher sein, daß nur zufällige oder tendenziöse äußere Anregung, nicht aber innere sachliche Ueberzeugung die unmittelbare Veranlassung dazu gewesen ist, und daß wir dann ebenso unüberlegt, ungeduldig und ungestüm radikale Veränderungen anstreben, wie wir uns vorher theilnahmlos den wichtigsten Tagesfragen gegenüber verhalten haben. Dieser Eigenthümlichkeit verdanken wir die Ueberstürzung, mit der man seit 1866 auf jedem Gebiete der Gesetzgebung Veränderungen vorgenommen hat.

Gegenwärtig stehen zwei Fragen auf der Tagesordnung, welche von äußerster Bedeutung sind, bei denen das Publicum angeregt worden ist, Umgestaltungen zu verlangen, ohne Klarheit, um was es sich handelt, und ohne ein nützliches, practisches Ziel im Auge zu haben. — Es ist daher zu befürchten, daß Entscheidungen getroffen werden, die für unser wirthschaftliches Leben Unheil bringend sind, bei denen man von falschen Prämissen ausgeht, weil Ursache und Wirkung verwechselt werden, und weil der wirkliche Grund für das Angestrebte nicht zu Tage tritt.

Eisenbahn- und Wirthschafts-Reform sind diejenigen Gegenstände, um die es sich handelt.

Es bedarf keiner Erläuterung, daß es auf dem ökonomischen Gebiete keine Fragen von größerer Wichtigkeit gibt, und es folgt daher auch, daß es

*) Bezüglich der Haltung der Redaction den Streitfragen des Tages gegenüber gestatten wir uns auf die Bemerkungen hinzuweisen, mit denen wir die Veröffentlichung des von Kardorff'schen Aufsatzes in Heft 23 begleitet haben. D. R.

nicht meine Absicht sein kann, dieselben hier erschöpfend zu behandeln; ich bezwecke vielmehr nur zu beweisen, daß keiner der beiden Gegenstände spruchreif, und daß eine sofortige Erledigung nicht rathsam ist, weil man sicherlich falsch entscheiden wird.

Es ist seit Jahren viel Vages über die Mißstände im Eisenbahnwesen gesprochen, und es ist ohne jede Begründung und überhaupt ohne Andeutung der innezuhaltenden Richtung angenommen worden, daß unser Eisenbahnsystem mangelhaft und das Tarifwesen reformbedürftig ist. Von diesen Prämissen aus glaubt man eine Heilung aller Uebel allein in der Verstaatlichung der Eisenbahnen und in einheitlichen Fracht-Tarifen zu finden.

Die Geschichte der preußischen Eisenbahnen, namentlich bezüglich der Rolle, welche der Staat dabei gespielt hat, ist noch zu schreiben, und es ist nicht unmöglich, daß ich das von mir gesammelte Material dazu benützen werde, um die hier schwach angedeuteten Umrisse in klare lebende Bilder zu verwandeln.

Es genügt für meinen heutigen Zweck, zu behaupten, daß unser Privat-Publicum sich zwar in Momenten, wo Eisenbahn-Unternehmungen populär waren, als Actionaire dabei betheiligt, daß sich dasselbe aber niemals ernstlich für die bei Eisenbahnen in Betracht kommenden practischen Fragen interessirt hat und daher auch kein Verständniß für die Sache besitzt.

Das Resultat ist, wie zu erwarten stand — was die private Thätigkeit betrifft — daß man bei uns, sowohl im Thun als auch im Lassen, Zeit, Maaß und Richtung verfehlt hat, und daß, während der Staat allein unserer Eisenbahnpolitik ihre Richtung und unserem Eisenbahngesetz und Wesen seine Gestaltung gab, der Staat allein in der Lage war, vom Anfang an ein klares Ziel zu verfolgen.

Ob dieses Ziel ein vom höheren Gesichtspunkte aus erlaubtes, richtiges und würdiges war, lasse ich vorläufig dahingestellt; dieses Ziel ist aber stets beharrlich verfolgt, und wenn auch äußerem Zwange folgend, es scheinbar von Zeit zu Zeit unterbrechend, hat doch die Regierung aus diesen Unterbrechungen stets materielle Vortheile auf Kosten des Privat-Publicums zu ziehen gewußt.

Der Staat erstrebte bei uns fast von Anfang an womöglich den Besitz und die Verwaltung — jedenfalls aber die gänzliche Beherrschung unserer Eisenbahnen. Die Gesetze und Verordnungen sind dazu angethan, willkürlich mit dem Privateigenthum der Actionaire schalten und walten zu können.

Die Concessionirung und Controle ruht in Händen Derer, die als Verwalter von Staatseisenbahnen eigentlich Concurrenten der Privatbahnen sind, und eine enge und falsch verstandene Auffassung der Staatsinteressen veranlaßt die Behörden, das Aufsichtsrecht des Staates nicht nur dazu zu benutzen, um den Besitz von Privatbahnen an sich zu ziehen, sondern Dieses auch zu gleicher Zeit unter mehr als günstigen Bedingungen zu erreichen.

Niemand wird es der Regierung zumuthen, bei Uebernahme von Privatbahnen mehr als deren Werth zu zahlen; ganz anders liegt aber die Sache, wenn sich behaupten und beweisen läßt, daß der Staat durch seinen Besitz

von Eisenbahnen und seine Stellung als Aufsichtsbehörde in der Lage ist, künstliche Resultate herbeizuführen, durch welche finanzielle Vortheile erreicht werden, die sonst nicht erwachsen würden. — Hierbei bleibt noch zu berücksichtigen, daß, wie bedeutend auch der Gewinn sein mag, es nicht mit der Würde des Staates in Einklang zu bringen ist, einen solchen durch Manipulationen, die auch nur den leisesten Anklang von ungebührendem Gebrauch der Staatsmacht gegen Privat-Interessen haben, zu erzielen. Selbst die bedeutendsten Resultate in finanzieller Beziehung stehen übrigens in gar keinem Verhältniß zu den Nachtheilen einer Mißstimmung im Publicum, durch welche, wie dieses heute der Fall, der Unternehmungsgeist des Volkes gelähmt worden ist. —

Es kann selbst unter Annahme des correctesten Verfahrens nicht die Stellung der Behörden heben, wenn die Regierung in fortwährenden Verhandlungen mit verschiedenen Directionen (die Beamte der Actionaire sind) steht, und wenn in Folge dessen sich Börsenmanöver entwickeln, aus denen sich Majoritäten bilden, die nur aus reinen Speculations-Interessen sich in den Besitz von Actien setzen, und Transactionen sanctionirt werden, bei denen das Interesse der wirklichen Actionaire des Privatpublicums geradezu geschädigt wird, jedenfalls aber nicht in die Waagschale fällt[1]).

Die bei uns prävalirende Ueberzeugung, daß es erlaubt und patriotisch ist, im Interesse der Allgemeinheit den Einzelnen zu schädigen, ist der Art in Fleisch und Blut übergegangen, daß selbst ein wahrhaft ehrenhafter Beamtenstand, bei dem die Meisten in ihren eigenen Angelegenheiten jeden Gewinn verschmähen, der sich vom höchsten ethischen Standpunkte aus nicht rechtfertigen läßt, im falsch verstandenen staatlichen Interesse ohne Scrupel sich bei Manipulationen betheiligt, die nicht gutgeheißen werden können. — Die Volksbeglücker in unseren Kammern sind in gleicher Weise Privatinteressen feindlich und begünstigen und unterstützen die Regierung, wenn es ihnen sonst politisch paßt, in einer nicht zu rechtfertigenden Behandlung der Privatinteressen. —

Das Verfahren der preußischen Regierung den Eisenbahnen gegenüber läßt sich in Folgendem kurz zusammenfassen:

Als die preußische Regierung noch nicht den vollen Werth von Eisen-

---

[1]) Wenn die englische Regierung, wie das bei der Uebernahme der Telegraphen-Linien in England der Fall war, sich für den Ankauf ähnlicher Objecte entschließt, so ist es dort üblich, daß das Parlament diesen Beschluß durch ein Gesetz bestätigt, es sind dann die Gesellschaften, resp. Besitzer zur Abtretung verpflichtet. Dieses Verfahren ist durch das dort angenommene Princip sanctionirt, daß das Parlament (Krone, Peers und Commons) befugt ist, durch Gesetz Alles zu bestimmen, was demselben im allgemeinen Interesse erforderlich scheint. Ein solches Gesetz verleiht der Regierung Expropriations-Rechte und es entscheidet dann eine für diesen Zweck bestimmte Behörde über den Werth der zu übernehmenden Objecte. Hierbei gilt immer die dem Staate würdige Anschauung, daß der volle Werth ohne jede Beeinträchtigung des Privat-Interesses und ohne Benutzung momentaner, den Werth beeinflussender Verhältnisse bezahlt wird. Es muß einleuchten, wie bei einem solchen Verfahren die Börsen-Speculation und Alles Ungeziemende vermieden wird.

bahnen kannte und auch noch nicht an so große Transactionen gewöhnt war, wie dieses heute der Fall ist, ließ sie beim Entstehen unseres Eisenbahnwesens der Speculation des Privatpublicums gewissermaßen freien Raum. — Die Eisenbahnmanie in anderen Ländern, den ersten Erfahrungen auf dem Eisenbahngebiete folgend, übertrug sich auch auf Preußen, und so entstanden mehr Bahnen, als im Augenblick erforderlich waren.

Mangel an Erfahrung und die Noth der Kinderjahre bei allen Eisenbahnen, bei denen nicht gerade die allergünstigsten Verhältnisse vorhanden waren, führten zu unbefriedigenden Betriebsresultaten. Dieses und die bei Bauten stets vorkommenden Mehrbedürfnisse und darum erforderlichen Mehrcapitalien hatte die nöthige Ernüchterung und consequente Krisis im Gefolge; die Eisenbahnpapiere wurden im Course gedrückt und eben so unpopulär, wie sie vorher gesucht gewesen waren. — Wenn auch die Regierung vielleicht vom ersten Entstehen der Eisenbahnen an nicht an deren Acquirirung gedacht hat, so lag es in der bei uns üblichen Bevormundung des beschränkten Unterthanen-Verstandes, daß der Gesetzgebung die Form und den Behörden die oben angedeuteten Befugnisse gegeben worden sind.

Inzwischen hatten die Behörden ein richtigeres Verständniß von dem finanziellen Werth guter Eisenbahnlinien erlangt, und der Instinct des preußischen Beamtenthums animirte dasselbe, nach Besitz, wenigstens aber nach Verwaltung bestehender Bahnen zu streben. — Die damals natürliche Unzufriedenheit der Actionaire wurde von den Behörden benutzt; jedenfalls war diese Unzufriedenheit dadurch potenzirt, daß Seitens der Verwaltung, wie dieses seit der letzten Krisis auch geschehen, plötzlich viel strengere Saiten aufgezogen wurden und so gewissermaßen dadurch das verdammende Urtheil gegen alle Privat-Entreprisen und Privat-Verwaltungen regierungsseitig bestätigt ward. — Der Staat benutzte unter von der Heydt jede Gelegenheit, wo die Bedürfnisse der Bahnen dieselben nöthigten, von der Regierung etwas zu verlangen, seinen Einfluß, seine Verwaltung und seinen Besitz zu erweitern. Die hierauf bezüglichen Schritte bei der Berlin-Frankfurter, jetzt Niederschlesisch-Märkischen, der Bergisch-Märkischen, der Oberschlesischen und anderen Bahnen rechtfertigen weitere als die hier gemachten Behauptungen. Die Folge von alledem war die Unpopularität von Privatbahnen, die Erweiterung des Staatsbesitzes und der größere Umfang von Staatsbauten. — Als nun die vom Staate übernommenen Bahnen durch die natürliche Entwickelung ihres Betriebes günstige Resultate zeigten, erntete die Staatsverwaltung ein unverdientes Renommée, welches sie noch jetzt genießt, obgleich es nachweisbar ist, daß der Staat theurer verwaltet und dem Publicum, wo seine Bahnen concurrenzfrei sind, weniger gewährt, als durch Concurrenz von Privatbahnen geschieht.

Was ich hier behaupte, bin ich, wenn es bestritten werden sollte, zu beweisen bereit; es bedürfte aber dieses Beweises kaum, wenn das Publicum bei uns seine eigene Angelegenheiten mit Interesse verfolgte. — Oberschlesien, ehe ich die Rechte-Oderufer-Bahn baute, illustrirt dies allein.

Hier soll angedeutet sein, daß das preußische theilnahmlose Publicum sich schon früher auf dem Eisenbahngebiete hat irre leiten lassen.

Bei der von der Heydt'schen Politik hat Niemand eifriger, thätiger und fähiger mitgewirkt, als der jetzige Handelsminister Herr Maybach. Wie entwickelte sich nun die Sache weiter?

Während 12 Jahren ruhte unter von der Heydt der Privateisenbahnbau; inzwischen war die Erweiterung bestehender großer Bahnen, wie auch Staatsbauten, zwar fortgesetzt, aber nicht in einer den sich herausstellenden Bahn-Bedürfnissen des Landes entsprechenden Weise, und es entstand eine wahre Eisenbahnnoth, wenigstens in der Meinung des Publicums. — Inzwischen entspann sich die Conflictzeit, und die Abgeordneten, die in den letzten Jahren die Regierung mit Baugeldern überschüttet haben, fanden damals nicht concrete, sondern ganz abstracte Gründe gegen Staatsbahnen und Staatsbauten. — Für Privatunternehmungen war kein Geld vorhanden, theils weil unsere Bankinstitute noch zu unbedeutend waren, sich selbst wesentlich zu betheiligen, theis als Folge der künstlich begünstigten Unpopularität von Privatbahnen, und hauptsächlich, weil die Gesetzesvorschriften der Art waren, daß darunter effectiv nicht zu bauen war. Unser Publicum hatte kein Verständniß für Rentabilität und unsere Banquiers kein Capital für die Anlage. — Die Erfahrung hatte gelehrt, daß alle Bahnen ihre Kinderjahre zu bestehen haben und die Gewohnheit der speculirenden Welt, Alles nur nach dem Course und nicht nach seinem innern Werth zu schätzen, verschlimmerte die Lage.

So blieb für die Herstellung von Privatbahnen nur der Weg übrig, das Nominal-Capital höher zu greifen und durch die General-Entreprisen dem Publicum Actien unter pari zu geben.

Unter dieser Form sind denn auch nach Abgang von der Heydt's Concessionen ertheilt und Bahnen gebaut worden. — Die Regierung konnte kein Geld von den Kammern bekommen und sah ein, daß ein weiterer Stillstand auf dem Eisenbahngebiete absolut unmöglich war. — Die den Minister leitenden Räthe, d. h. diejenigen, die quasi die Traditionen im Eisenbahn-Wesen repräsentirten, ließen sich denn auch vom Grafen Itzenplitz, der absolut Bahnen wollte, bestimmen.

Trotz des so entstandenen Umschwunges in der Eisenbahnpolitik wurde nach meiner festen Ueberzeugung nicht einen Augenblick das schon erwähnte Ziel Seitens der Regierung außer Acht gelassen. — Es wurde daher die Erweiterung aller großen bestehenden Bahnen und namentlich derjenigen, die unter Staatsverwaltung standen, begünstigt. Die Folge dieser Politik war, daß die Interessen der großen rentablen Bahnen geschädigt und das Vertrauen im Publicum für Eisenbahnen dauernd zerstört worden ist; Beides ist aber der Weg zur Staatsverwaltung oder zum Staatsbesitz. — Es hätte nichts geschadet, wenn neue kleine Bahnen nicht rentirten; darum konnte kein berechtigtes Vertrauen in Eisenbahnen verloren gehen und keine sicheren Hoffnungen getäuscht werden. Es waren solche Unternehmungen eben Speculationen, die sich erst ihre Position zu erwerben hatten.

Wenn aber die Köln-Mindener, die Anhalter, die Magdeburg-Halberstädter, die Bergisch-Märkische und andere Bahnen, die über jeden Zweifel erhaben dastanden, plötzlich in ihrer Rentabilität der Art zurückgingen, daß der solide Actienbesitzer, der dieselben als sichere Capitalanlagen und nicht als Speculation besaß, häufig zwei Drittheil seines Vermögens verlor, dann ist ein chronischer Schaden und ein dauerndes Mißtrauen hervorgerufen, deren Folgen nicht zu übersehen sind. — Im Vorhergehenden liegt der Hauptfehler, der im Eisenbahnwesen in letzter Zeit begangen ist, und dieser Fehler ist der Regierung ganz allein zu verdanken.

Die großen Gesellschaften waren beinahe gezwungen, jedenfalls angeregt, ihr einträgliches Bahngebiet zu Gunsten nicht rentabler Strecken zu erweitern. Bei der Magdeburg-Halberstädter Bahn ist es gradezu nachweisbar, wie, von Concessionirung der Lehrter Strecke an, dieser Bahn Concessionen gegeben worden sind, die dem ursprünglichen Unternehmen nur schaden konnten und welche sich nur erklären lassen, wenn man voraussetzt, daß die spätere Uebernahme Seitens des Staates von Anfang an in's Auge gefaßt war, allerdings mit Verlust für die Betheiligten und zum zeitigen Werthe! Wie die Angelegenheit steht, wird der Staat und die Speculation verdienen; die Direction, eine Behörde, die bei unserer Gesetzgebung überhaupt eine falsche Position einnimmt, wird nicht zu kurz kommen, und das Ziel wird erreicht.

Wie den großen bestehenden Bahnen jeder Vorzug bezugs Concessionen und Bedingungen gegeben, so ist den neuen Gesellschaften Alles verweigert worden, was sie hätte lebensfähig machen können. Der Bau wurde überall dadurch vertheuert, daß gleich bei Herstellung der Bahnen, wo sich die Bedürfnisse noch nicht herausgestellt hatten und die Capitalsbeschaffung kostspielig war, Anlagen verlangt wurden, die keine Rente bringen konnten und das Baucapital unnütz erhöhten. Zu Gunsten von Adjacenten, die keine entsprechenden Gegendienste leisteten, wurde häufig die Bahnlänge vergrößert und deren Richtung beeinflußt.

Berlin-Görlitz ist aus diesem Grunde 2 Meilen länger, als nothwendig, und deshalb beherrscht diese Bahn nicht die Strecke Waldenburg-Berlin.

Hier ist nicht der Ort, diese Fragen weiter zu behandeln — es genügt, daß den neuen Bahnen Alles versagt wurde, was sie hätte lebensfähig machen können, wie den alten Alles gegeben wurde, was deren Gebiet zwar erweiterte, aber ihre Prosperität untergraben mußte.

Sei dem indessen, wie ihm möge — es sind eine Zahl Bahnen entstanden, die für das Land, für den Verkehr vortheilhaft sind, die aber die gehegten Erwartungen bezugs Renten nicht erfüllt haben, und dieses hat neben der Entwerthung der sogenannten schweren Bahnpapiere und der Finanz-Krisis überhaupt, zu einer Mißstimmung gegen Privatbahnen und zu einer Stimmung für Staatsbahnen geführt. Diesen Augenblick benutzt die Regierung ihr Staatsbahnproject vorzubringen und durch ganz oberflächliche und generelle Andeutungen, daß einheitliche Tarife und Staatsbahnen den

Interessen des Publicums besser dienen würden, zu motiviren. Der niedrige Cours unserer Eisenbahnpapiere ist eine Consequenz der Zeitverhältnisse und des darniederliegenden Verkehrs, theils auch der künstlich erzeugten Mißstimmung gegen Privatbahnen und der beinahe planmäßig herbeigeführten Verhältnisse der größeren Bahnen. Es ist dies zu bedauern — aber für sich betrachtet ist der Cours und die Prosperität der Bahnen ganz eigentlich Angelegenheit der Actionäre selbst und kein Grund für den Ankauf Seitens des Staates, sei es denn als reine Geschäftsfrage. Geschäfte soll aber der Staat nicht machen und vom Standpunkte der Actionaire ist der Augenblick für den Verkauf so ungünstig gewählt als möglich.

Die momentanen Verkehrsverhältnisse sowohl als die erzielten Dividenden sind keine normalen, auf welche eine Werthschätzung im Interesse der Actionaire geboten erscheint; die Zeiten werden besser, der Verkehr wird sich heben und Eisenbahnen werden steigen.

Das allererste Princip im Handel und Verkehr ist, in billigen Zeiten zu kaufen und in theueren zu verkaufen. Die Regierung weiß dies und darum will sie jetzt auf Grund der durch unsere Handelsverhältnisse herrührenden niedrigen Einnahmen den Kaufpreis normiren und außerdem verschlimmert sie, wie es den Anschein hat, aus langer Hand die Verhältnisse der Bahnen, die sie zu kaufen bezweckt.

Die Lage der Stettiner Bahn ist sicherlich nicht durch die Manipulation der Ostbahn und die Uebernahme der Hinterpommerschen gehoben. Berlin-Görlitz wird durch die Staatsconcurrenz gänzlich brach gelegt.

Halle-Sorau war vor Uebernahme Seitens des Staates an beiden Endpunkten absolut verriegelt, und es giebt zahllose Beispiele, wie der Staat durch seine Maßnahmen seine Ziele zu erreichen strebt, wie dadurch Alles beunruhigt wird und wie die Börse mit eingreift, um aus der Staatsidee eine Speculationsfrage zu machen.

Die Erledigung der Eisenbahn-Reform, wenn solche wirklich angestrebt wird, und selbst wenn sich gegen das Vorhergehende noch so Viel sagen ließe, brennt nicht, und es ist durch die Art, wie dieselbe behandelt wird, da die Frage nicht spruchreif ist, und in einer Zeit, wo Leidenschaften eher als ruhige Ueberlegung zur Geltung kommen müssen, der natürliche Impuls zur Besserung zurückgedrängt, jede gedeihliche Entwicklung gehemmt und der Besitz von Eisenbahnpapieren durch die sich daraus ergebende Speculation auf der Börse unsicher gemacht. Was eigentlich unter Eisenbahn-Reform zu verstehen ist, weiß Niemand.

Eine Anzahl Fragen, die bei Normirung der Tarife und im Haushalte der Bahnen selbst zu berücksichtigen sind, werden sich nur durch den Druck der Concurrenz neben freiester Bewegung in der Verwaltung practisch erledigen.

In wie weit der Rückgang der Dividenden der Stagnation im Handel und Verkehr zuzuschreiben ist, in wie weit die Erweiterung bestehender Bahnen an diesen Rückgängen schuld ist, in wie weit bei neuen Bahnen die Entwicklungs-

periode, während welcher diese ihren Verkehr gewissermaßen anderen Bahnen abringen müssen, verlängert wird, in wie weit die Mittel, welche der Staat durch seine Bahnen anwendet, um diejenigen Bahnen, die er erwerben möchte, in ihrem Verkehr zu schädigen, sind Alles Fragen, die bis jetzt keiner gründlichen Prüfung unterworfen worden sind.

Ebensowenig ist man sich klar darüber, ob es wichtiger ist, vermehrte Verkehrswege zu besitzen, selbst wenn diese sich nicht rentiren, oder ob die Steuerkraft des Landes dadurch leidet, daß sich bestehende Bahnen zwar hoch rentiren, ganze Landesgebiete aber vom Welthandel, von dem Verkehr und ihren Erzeugnissen ausgeschlossen sind. — Ferner hat keine erschöpfende Debatte darüber stattgefunden, ob dem Verkehr, also dem Wohlstand des Landes, mehr gedient wird mit einer Einheitlichkeit und Systematisirung der Tarife oder mit denjenigen Vortheilen, die aus einer freien Concurrenz aus dem Tarifwesen zu erzielen sind, — ob es zu erwarten steht, daß Staatsbeamte, wenn sie das ganze Bahngebiet beherrschen und durch nichts gedrungen sind, alle ihre Kräfte anzuspannen, um Erleichterungen, Erweiterungen und welche anderen Vortheile im Verkehr herbeizuführen, dieses in demselben Grade vermögen würden, wie es die Verwaltung von Privatbahnen thun müßte, wenn sie, sich frei bewegend, einer Concurrenz gegenüber stände, die im Kampf um's Dasein sie zwingen würde, Nichts unversucht zu lassen, den Verkehr für sich zu gewinnen.

In der Neigung unserer Volksvertretung, überall Bevormundung des Publicums gut zu heißen, findet man es denn auch begründet, daß die Eisenbahnfrage immer nur von diesem Standpunkte aus behandelt wird, und Alles scheint sich darum zu drehen, ob und wie die Eisenbahngesetze so verändert werden können, daß die Bahnen prosperiren müssen, während dies eigentlich Sache der Betheiligten selbst ist.

Der Staat hat das Recht, die Eisenbahnen, sie als Verkehrs- und öffentliche Wege betrachtend, zu Allem anzuhalten, was billiger Weise im Interesse des öffentlichen Verkehrs liegt. Im Uebrigen sind Eisenbahnen wie Individuen zu behandeln, die für sich zu sorgen haben, und denen es überlassen bleiben muß, zu prosperiren, so gut sie können.

Es scheint mir verständlich, daß man den Eisenbahnen Beschränkungen auferlegen kann, da, wo die Ausübung ihrer Rechte mit den öffentlichen Interessen collidirt. Man kann mit vollem Recht verlangen, daß in der Zahl der Züge, in deren Schnelligkeit, in dem Tarif ꝛc. für die Allgemeinheit gesorgt wird; niemals aber kann es im Interesse der Allgemeinheit liegen, die Eisenbahnen in ihrer Concurrenz zu stören, selbst wenn sie mit Verlust fahren wollen.

Wenn der Staat der alleinige Besitzer von Bahnen ist und vom engen Gesichtspunkte der Rentabilität ausgeht, so kann man allerdings gegen den Bau von Concurrenzbahnen sein und den Verkehr, wie es auch den Gegenden schädlich sein würde, zwingen, die bestehenden Wege zu wählen; niemals wird

es aber dem öffentlichen Interesse dienen, wenn die Bahnen nicht eben gänzlich in Staatshänden sind, gegen parallele oder vermehrte Verkehrswege zu sein.

Es kann dieses allerdings die Rentabilität der Bahnen beeinträchtigen und hierin liegt allein schon auf die Dauer die Beschränkung, welche wünschenswerth ist. Das Publicum kann immer nur durch den Kampf zwischen concurrirenden Bahnen gewinnen, und im Staatsinteresse liegt es, Bestimmungen zu treffen, daß die Verkehrsinteressen nicht gefährdet werden durch Combinationen oder Betriebs-Vereinigungen concurrirender Linien.

Im Vorhergehenden glaube ich genügend angedeutet zu haben, daß der Gegenstand der Eisenbahn-Reform nicht entsprechend ventilirt worden ist, und daß es daher für das allgemeine Wohl schädlich sein würde, wenn man jetzt schon sich für eine Verstaatlichung der Eisenbahnen oder für eine Unificirung der Tarife entscheiden wollte. Ich habe diesen Gegenstand überhaupt hier nur deshalb angeregt, weil er in intimen Beziehungen steht zu den Gründen, die auf einigen der wichtigeren Gebiete für Schutzzölle angeführt werden. Zum Beispiel unsere Eisenindustrie weist mit Recht darauf hin, daß bei uns Eisenerz und Kohle in verschiedenen Gegenden vorkommen, und daß die Productions-Centren vom Meere entfernt liegen; es würde indessen schwer fallen, ganz abgesehen von der Rathsamkeit oder Durchführbarkeit der Sache, sich eine Zolltarif-Erhöhung zu denken, durch welche auch nur annährend soviel zur Verbesserung der Eisenindustrie wie durch eine Reduction der Frachten für Kohlen, Erz und Eisen geschehen könnte.

Selbst wenn man berechtigt wäre, unsere Zolltariffrage von dem Standpunkte des Schutzes für unsere Industrie zu behandeln, so würde, um das Maaß des erforderlichen Schutzes zu finden, die Frage, in wie weit durch Ermäßigung der Frachttarife Abhülfe geschaffen ist, vorausgehen müssen, und es ist daher selbst von diesem Gesichtspunkte aus der Moment für eine Zolltarif-Revision nicht gekommen. Die Zolltarifangelegenheit ist jedoch in einer ganz anderen Form an das Publicum gelangt. Sie erscheint wie das Bild des Janus mit zwei Gesichtern: einmal als Revenue-Bedürfniß und auf der anderen Seite als Schutzengel für alle Zweige der öffentlichen Thätigkeit, und in dieser Doppelerscheinung liegt eben die Gefahr, daß das Publicum resp. die Kammern, was den vorliegenden Tarif betrifft, zu Schlüssen gelangen, welche die Wünsche des Publicums nicht befriedigen werden.

Ohne in die Geheimnisse der Regierung eingeweiht zu sein, bin ich indessen der Ueberzeugung, daß die Unklarheit nur auf Seiten des Publicums liegt. Man möge dem Fürsten Bismarck mit Recht oder Unrecht Unkenntniß der realen Verhältnisse, Dilettantismus, Aenderung seiner Ueberzeugung und was noch vorwerfen, man würde sich aber irren, wenn man glaubte, daß Fürst Bismarck nicht ganz specielle Zwecke im Auge hat; denn es ist eben ein Hauptcharakterzug dieses großen Mannes, daß er klare Ziele verfolgt und zur Erreichung derselben sowohl Parteien, wie auch Fragen zu benutzen weiß. Es liegt das in unseren Zuständen, in seiner exceptionellen Stellung,

und auch in gewissem Grade in seiner Pflicht als Staatsmann. Fürst Bismarck, wie jeder denkende und conservative Staatsmann, muß empfinden, daß die größeren Bedürfnisse des modernen Staates durch directe Besteuerung nicht zu befriedigen sind, ohne entweder Confiscation des Vermögens, oder diejenige Belastung des Individuums, die unerträglich sein würde, herbeizuführen.

Das Bestreben der Demagogie in allen Ländern, directe Steuern einzuführen, geht von der Ueberzeugung aus, daß dadurch diejenige allgemeine Unzufriedenheit erregt wird, welche zur Erreichung ihrer Ziele erforderlich ist; in gleicher Weise führt das instinctive Gefühl Derjenigen, die ein Verständniß für die Bedürfnisse und Liebe für die Erhaltung des Staates haben, zu der Ueberzeugung, daß die Staatseinkünfte womöglich aus indirecten Quellen fließen müssen.

Fürst Bismarck benutzt daher den momentanen Stand unserer Finanzen, der doch wesentlich den vorübergehenden Stockungen im Handel und Industrie zuzuschreiben ist, um die Beschaffung neuer Staatseinnahmen zu motiviren. Da er auf die Gewährung dieser Mittel nicht ohne Weiteres rechnen zu können glaubt, so hat er zu gleicher Zeit die Bombe des Schutzzolles unter die Parteien geworfen, um diese zu desorganisiren und sich eine Majorität durch die Anregung von Specialinteressen zu sichern.

Es ist die Aufgabe des Staatsmannes mit Factoren zu rechnen, und so kann man von diesem Gesichtspunkte aus den Fürsten Bismarck nicht tadeln, wenn er diesen Weg für die Erreichung seines Zieles wählen zu müssen geglaubt hat. Es ist aber Beruf und Pflicht der Volksvertretung, neben der Gewährung der erforderlichen Mittel auch bedacht zu sein, inwieweit der eingeschlagene Weg geeignet erscheint, die im staatlichen Interesse erforderlichen Rechte der Landes-Vertretung zu schädigen, und hier kann es nicht fraglich sein, daß es gefährlich ist, eine Zersetzung der Parteien zu begünstigen, daß es nicht rathsam ist, große Fragen auf falschen Prämissen zu erledigen, und daß es ersprießlicher sein würde, wenn jede der beiden Fragen für sich selbständig beurtheilt und behandelt würde. Im vorliegenden Falle ist dieses um so leichter, als sich durch Besteuerung einiger Gegenstände nicht nur die erforderliche Summe für die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen Einnahme und Ausgabe, sondern auch noch ein so bedeutender Ueberschuß beschaffen ließe, daß damit Abhülfe auf anderen Gebieten geschafft werden kann. Tabak, Spiritus, Bier, Kaffee, Thee und Zucker genügen für obige Zwecke, und hierauf hätte sich die Frage vorläufig beschränken müssen. Man wäre dann in der Lage gewesen zu fragen, wie sich die Einnahme des Staates dauernd (nicht nach der jetzt gedrückten Lage) herausstellen würde, und wie hoch man die Besteuerung schrauben könnte, ohne durch Minder-Consumtion die Einnahme zu schädigen. Auch müßten Ermittelungen vorangehen, aus denen ersichtlich wäre, wie sich bei verschiedenen Scalen der neu einzuführenden Steuern die betreffenden Einnahmen gestalten würden.

Ob solche Ermittelungen vorhanden sind, weiß ich nicht. Dem Publicum

sind sie nicht bekannt, und doch kann sich eine öffentliche Meinung nur auf Vorlagen der Art bilden.

Bei der unglücklichen Neigung unserer Fractionen, Alles vom rein taktischen Standpunkte aus zu behandeln, ist Fürst Bismarck wahrscheinlich gerechtfertigt, wenn er ein Entgegenkommen der Parteien im Staatsinteresse allein für die rein financielle Seite der Frage nicht erwartete, und so rächt es sich, daß man es jetzt mit allen möglichen Ausgangspunkten zu thun hat, und daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach unter dem Vorwand des Schutzzolles mit einem Tarif beglückt sein werden, durch welchen allen möglichen Interessen Schutz in Leckerbissen zuertheilt wird, die den Appetit anregen, aber den Magen nicht befriedigen werden.

Ich habe mir die Mühe gegeben, das Machwerk unter der Ueberschrift: „Revidirter Zoll-Tarif" zu studiren und bin von dem Studium desselben mit der Ueberzeugung aufgestanden, daß derselbe in sich, wenn auch nicht harmlos, doch höchstens das Verdienst hat, dem Staats-Säckel eine Zahl von Brocken zuzuführen, ohne irgend einer der darin bedachten Interessen gerecht zu werden. Wenn es sich allein darum handelte, den vorliegenden Zolltarif anzunehmen oder abzulehnen, so würde es nach meiner Auffassung ziemlich gleichgültig sein, wie entschieden wird. Der Fehler liegt immer nur darin, daß man durch diesen Tarif Hoffnungen erregt, Geister geweckt hat, die man nicht wieder so leicht wird befriedigen können, und vielleicht war es die Absicht, ihn so zu gestalten, daß man durch die so angeregten Interessen die jetzt eingetretene Verwirrung in den Parteien chronisch mache.

Wenn es sich rechtfertigte, diesem oder jenem Zweige unserer Industrie Schutz zu gewähren, wenn es rathsam wäre, im Interesse der Handelsbilance Luxus und andere Gegenstände so zu besteuern, daß deren Import unmöglich wird, so ist selbst dieses im vorliegenden Zolltarif nicht erlangt; z. B. seidene französische Kleider werden trotz 900 Mark pro 200 Kilo doch importirt werden. Ein französischer Damenhut kann eine Steuer von einer Mark recht gut tragen.

Der russische Holzhandel — die einzige Handhabe, die wir gegen Rußland haben, denn die Einfuhr von Getreide zu verbieten, liegt nicht im Interesse unserer Hafenstädte — wird nicht verhindert werden durch einen Zoll von 60 Pfg. pro Fest-Meter, — 50 Pfg. pro 100 Kilo für Roggen, Gerste, Mais und Buchwaizen sind kein bedeutender Schutz für den Landwirth und eben so wenig wird er durch eine Mark für Waizen beglückt.

Selbst die Eisen-Industrie, wenn sie Schutz bedürfte, kann nicht sehr gehoben werden durch eine Mark pro 100 Kilo für Roh-Eisen oder 1,50 Mark für schmiedbares Eisen, namentlich da man Abfälle von Eisenfabrikaten, Eisenblech u. s. w. zollfrei und gewissermaßen frachtfrei als Ballast importiren wird.

Neben dem Zolltarif hat der Bundesrath auch das Tabaksteuergesetz genehmigt und dessen eventuelle Annahme Seitens des Reichstages scheint in sicherer Aussicht zu stehen.

Die Eingangszölle für importirten sowohl wie die Steuer auf den im

Lande erzeugten Tabak ist viel niedriger, als man — eine gründliche Wirthschaftsreform vorausgesetzt — hätte annehmen können. Es ist nur zu bedauern, daß durch das Hineinziehen der Schutzzollfrage die wirkliche Wirthschafts-Reform in den Hintergrund tritt.

Als Sir Robert Peel die zu seiner Zeit höchst unpopuläre Einkommensteuer in England einführte, aus der dem Staatsschatze jetzt 185,000,000 Mark zufließen, begleitete er dieses Gesetz durch Ermäßigung und Beseitigung von einer Unzahl von Artikeln im Zolltarif. Zu dieser Zeit war Sir Robert Peel noch ein eifriger Schutzzöllner, indem er soeben bei den allgemeinen Wahlen unter dieser Fahne über seine Gegner einen Sieg errungen hatte. Die erste Aufgabe, die ihm gestellt war, bestand darin, die seit Jahren bestehende Insufficienz der Einnahmen vis-à-vis den Ausgaben zu beseitigen. Dieser Aufgabe gegenüber ließ er für den Augenblick gänzlich die Principienfrage zwischen Schutz-Zoll und Freihandel außer Acht und widmete sich der Sache vom rein fiscalischen Standpunkte. Er ging an seine Arbeit mit Ernst und beseitigte das Uebel radical durch die Einführung der Einkommensteuer, und da es ihm geboten erschien, dem Volke da, wo er Großes von ihm verlangte, Compensationen zu bieten, so fürchtete er sich nicht, die Steuer gleich so hoch zu greifen, daß er in der Lage war, auf dem Gebiete der Zollermäßigung Etwas zu gewähren. Er vermied es also hier, verwirrende Momente, die sogar dort Tagesfrage waren, mit hineinzubringen. Zufälligerweise stellte es sich bald practisch heraus, daß Verminderung der Zölle nicht nöthigerweise Verminderung der Einnahmen bedeutete, indem eine erhebliche Reduction der Steuer auf Gegenstände des wirklichen großen Consums zu Mehrverbrauch und daher Ergänzung des Verlustes führten.

Aus diesen practischen Erfahrungen zogen Sir Robert Peel und später Mr. Gladstone ihre Schlüsse, durch welche diese beiden Staatsmänner schließlich zu Freihändlern wurden. Es lag in der Art, wie Sir Robert Peel seine Wirthschaftsreform einleitete, erstens und hauptsächlich eine klare und ausgesprochene Absicht, das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe herzustellen, und ebenso deutlich der Wunsch, dem Lande für die aufzuerlegende Bürde Compensation zu geben, und obgleich damals die Wogen zwischen Freihandel und Schutzzoll hochgingen, so hat Sir Robert Peel die Frage doch nicht hineingezogen und durch Principienstreit Nichts complicirt. Seine Maßregeln waren den fiscalischen Bedürfnissen angepaßt, theilweise sogar im Widerspruch mit seinen öconomischen Ansichten. — Eben wegen dieser Einfachheit der Behandlung konnten die wichtigen Principien später gründlich ausgetragen werden und nicht, wie es bei uns geschieht, zur Verwirrung der Anschauung führen. England hatte zur Zeit im Verhältniß mehr indirecte als directe Steuern. Es ließ sich im Augenblick nur auf dem Wege der Einführung directer Steuern eine Vermehrung der Staatseinnahmen erzielen. Diese wurden denn auch genehmigt, und als Ersatz dem Volke Erleichterung auf dem Gebiete der indirecten Steuern gewährt.

Wir leiden umgekehrt an zu drückenden directen Lasten und es bildet die Besteuerung gewisser Luxus-Consumartikel den einzigen Weg, das Erforderliche zu erreichen.

Es müßte dann aber auch analog bei uns der Versuch gemacht werden, zu gleicher Zeit eine entsprechende Linderung in Bezug auf directe Besteuerung zu gewähren, und wenn dieses geschehen oder wenn man dies thun würde, so wäre es nicht nothwendig gewesen, die Pille der Tabak- und anderer Steuern durch das Hineinziehen des Principienstreites vom Schutzzoll zu vergolden.

Es könnte gegen eine gleichzeitige Behandlung der directen und indirecten Steuern eingewendet werden, daß erstere vom Reiche, letztere von Einzelstaaten erhoben werden. Dieser Einwand ist indessen nur Formfrage, wenn bei der höchstmöglichen Besteuerung der angeführten Artikel zugleich bestimmt ausgesprochen wird, daß die dadurch resultirenden Ueberschüsse der Reichsstaatskasse unter den Einzelstaaten so zu vertheilen seien, wie jetzt die Matricular-Beiträge von den Einzelstaaten erhoben werden, und daß die zugeführten Gelder zur Ermäßigung der directen Steuern in den verschiedenen Ländern zu verwenden sind. Eine solche Einrichtung hätte noch den Vortheil, daß dieselbe wesentlich dazu beitragen würde, die Reichsidee gegen den Particularismus zu kräftigen.

Die gewählte Art der Behandlung läßt befürchten, daß der Zolltarif und die Tabakssteuer genehmigt werden ohne jene compensirenden Momente, und wenn später auch der Versuch gemacht werden sollte, dieses nachzuholen, so werden die Kammern dann dankbar annehmen müssen, was ihnen geboten wird, anstatt darüber gewissermaßen machtgebietend verhandeln zu können. — Jetzt wird Alles in Fluß gebracht, die Wirthschaftsreform ist keine gründliche, die Schutzzollfrage keine erledigte. Die höchsten Einnahmen sind nicht erreicht, und darum kann auch die wirklich wichtige Principienfrage der Erleichterung directer Steuern nicht erledigt werden. Alle Sachverständigen sind darüber einig, daß für die Erhaltung des Staates die Haupteinnahmen auf indirectem Wege zu beschaffen sind, und daß die directen Steuern allerdings überall im Rahmen zu erhalten, aber im Minimum zu erheben sind.

In England werden siebenundvierzig Millionen Pfund wesentlich aus der Besteuerung folgender Gegenstände erzielt: Malz (Bier), Wein, Tabak, Kaffee, Thee und Zucker. Ferner ergeben: Stempel-Steuer elf Millionen, Post, Telegraphie und andere Revenuen, die das Volk nicht belasten, ungefähr zwölf Millionen, so daß in England aus einer Jahreseinnahme von ungefähr vierundachtzig Millionen Pfund die directen Einnahmen nur ungefähr zwölf Millionen betragen. Es wird einleuchten, daß hier die Wahl derjenigen Artikel getroffen ist, die zwar in großem Maßstabe consumirt werden, die aber doch gewissermaßen Luxusartikel sind, welche man eben lassen kann, ohne die Ernährung zu beeinträchtigen. — Mutatis mutandis bieten diese Gegenstände bei uns auch die besten und geeignetsten Quellen der Besteuerung. Es bedarf keiner weitgehenden Auseinandersetzung das zu beweisen, was

Jedem, der sich die Mühe gegeben hat, die Verhältnisse der großen Masse der Bevölkerung zu beurtheilen, bekannt sein muß: daß der Arbeiter, der kleine Geschäftsmann, der Beamte, ja, die große Zahl derjenigen, die Steuern zahlen, in Verhältnissen leben, die es ihnen schwierig machen, irgend eine Summe für Steuern zu ersparen. Das Gros der Bevölkerung hat eben immer kaum genügend für seine Bedürfnisse — es lebt von Hand zu Munde und es fällt ihm schwer, die für directe Steuern erforderliche Summe zu ersparen, aufzubewahren und mit einem Male zu bezahlen. Es erscheint bei uns sowohl der Staats- wie Gemeinde-Fiscus stets in dem Einziehen directer Steuern einer großen Zahl der Bevölkerung gegenüber als eine unliebsame, verhaßte Institution. Viele Familien werden täglich in ihrer Häuslichkeit dem Untergange gewidmet durch die rücksichtslose Execution der Steuereinnehmer. Diejenigen, die im Wohlstand leben, haben wenig Begriff von den Trauerspielen, die täglich aufgeführt werden, und doch liegt hier vielleicht die Hauptquelle der Unzufriedenheit, der Grund, warum namentlich in großen Städten der Socialismus und andere demagogische Theorieen bei einer großen Zahl der Bevölkerung so leicht Zugang finden.

Wollte man durch Gesetzgebung die große Zahl der Bevölkerung von diesen Steuern befreien, ohne den Ersatz auf indirectem Gebiete zu finden, so würde das wirklich bestehende realisirbare Vermögen nahezu confiscirt werden müssen. Mit einer solchen Confiscation wäre aber dem Arbeiter, dem Gros der Bevölkerung eben so wenig gedient, denn es würde eben dann Cultur, Handel und Gewerbe untergehen und die Gesellschaft in ihren Elementen zersetzt werden.

Die Haupteinnahmen des Staates müssen nothwendiger Weise überall nicht von den einzelnen Reichen, sondern von der großen Menge genommen werden, und so bleibt nur die Frage, wo dies sicherer, leichterer und ersprießlicher ist, auf dem directen oder indirecten Gebiet? Und hier wird sich Jeder sagen, daß es leichter ist, ein Glas Bier weniger zu trinken, den Thee etwas schwächer zu machen, den Kaffee etwas weniger zu süßen, den Branntwein etwas weniger sprithaltig zu ertragen, als sich Geld aufzusparen, um am Ende des Quartals eine verhältnißmäßig bedeutende Summe dem Steuereinnehmer zu zahlen.

Es ist durch indirecte Steuern dem Gros der Bevölkerung, das doch Steuern zahlen muß, und dem Staate, der Interesse daran hat, der Menge so wenig lästig zu werden als möglich, mehr gedient, als durch directe Besteuerung. Der Staat muß indessen unter allen Verhältnissen auf gewisse Einnahmen rechnen können, und da die Einnahmen aus indirecten Steuern großen Fluctuationen unterworfen und weniger ergiebig sind, wenn Handel und Verkehr stockt und die allgemeine Prosperität leidet, so muß ein Theil der Einnahmen auf directer Basis beruhen. Hier liegt es aber im Interesse des Staates, diese Steuern so niedrig als möglich zu normiren, damit, die Veranlagungen im Rahmen vorhanden seiend, eine Erhöhung der Steuer, die

sich aus der Ungleichheit der indirecten Steuern sich ergebenden Lücken ersetzen kann.

Die Wirthschaftsreform so verstanden, so behandelt, würde meines Erachtens ganz andere und viel höhere Veranlagungen von Tabak- und ähnlichen Steuern bedingen, wenn zu gleicher Zeit die sämmtlichen directen Steuern auf ein Minimum reducirt würden, und in diesem Falle brauchte man nicht zu der Principienfrage des Schutzzolles zu greifen.

Es ist dem Reichskanzler bei unseren parlamentarischen Verhältnissen allerdings eine sehr schwierige Aufgabe gestellt, weil eben die Differenzpunkte unserer Fractionen mehr theoretische, als ökonomische sind, und es mag ihm wünschenswerth erscheinen, durch die Art der Behandlung, wie ich sie hier indicirt habe, zersetzend zu wirken und das Augenmerk der parlamentarischen Vertretung mehr auf öconomische als auf rein politische Fragen zu lenken. Ich glaube indessen, daß dies eben so gut in der von mir angedeuteten Weise hätte geschehen können, während der eingeschlagene Weg nach meiner innigsten Ueberzeugung mit sehr großen Gefahren verknüpft ist. Wir befinden uns augenblicklich in einer wirthschaftlichen Krisis. Landwirthschaft, Handel und Industrie leiden, und unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß jedes der leidenden Interessen bereit ist, Hülfe zu suchen, wo es dieselbe zu finden glaubt.

In einer solchen Zeit und unter solchen Verhältnissen ist es aber gefährlich, jedenfalls nicht rathsam, vom staatsmännischen Standpunkt aus, die Idee wach zu rufen, daß irgend welche Gesetzgebung die Noth lindern kann. Die ganze Welt leidet. Eine Zahl Momente haben zu der jetzigen Calamität beigetragen und Krisen liegen überhaupt in der Natur der Sache; je höher die Cultur, je künstlicher der Bau des financiellen Handels und der industriellen Verhältnisse, je größer und ausgedehnter der Kreis unseres Absatz- und Bezugsgebietes — desto häufiger werden wir Krisen unterworfen sein und desto mehr werden wir unter denselben zu leiden haben.

Productives Schaffen ist mit Ueberproduction verwandt, und die Krisen selbst sind die Mittel der Klärung, die Regulatoren der menschlichen Thätigkeit. Es stehen aber Vortheile und Nachtheile dabei im richtigen Verhältniß, und übrigens liegt Alles in der Zeit und in unserem Culturzustand. Hülfe in Aussicht zu stellen, die nicht zu realisiren ist, zieht die Nothleidenden von dem Wege ab, der allein zum Heile führt, der allein die Genesung in sich birgt.

Die Hülfe ist zu finden in einer gründlichen Verbesserung der Erzeugungsmethoden, in einem gewissenhaften Prüfen, inwieweit diese oder jene Branche in der Art ihrer Handhabung den Zeitverhältnissen entspricht, und in dem Versuche, sich diesen zu accomodiren.

Wie heilbringend, trotz der Schwere der ertragenen Uebel, die Zeit der Noth gewesen ist, läßt sich da am Besten erblicken, wo ein wirklicher Versuch in obiger Richtung gemacht worden ist, und wenngleich z. B. die Eisen-

Industriellen nach Schutzzoll streben, so ist gerade auf diesem Gebiete in Folge der Noth so Vieles erreicht, daß, wenn der eingeschlagene Weg nicht verlassen wird, und wenn man sich nicht auf die Klippe des Schutzzolles begiebt, wir in sehr kurzer Zeit da mit dem Auslande siegreich concurriren können, wo unsere Production urwüchsig ist, und wo wir Das anstreben, zu dem wir befähigt sind. Wenn der Staat wirklich geneigt ist, die unserer Eisenindustrie anhaftenden Schwächen zu beseitigen, so kann dieses nur auf dem Gebiete der Erleichterung des Verkehrs und der Ermäßigung der Frachten geschehen, weil daran allein unsere Eisenindustrie leidet.

Die Frage zwischen Schutzzoll und Freihandel ist eine zu umfassende, als daß ich sie hier auch nur annähernd genügend beleuchten könnte. Ich lasse es vollständig dahingestellt, ob einzelne unserer Industrien Schutz bedürfen, ob überhaupt Schutz gewährt werden kann oder erforderlich ist.

Ich behaupte nur, daß die Frage unreif ist und nicht brennt, daß die Art, wie man dieselbe in unserm Zolltarif behandelt hat, den Bedürfnissen des Schutzzolles nicht genügt, daß daher Unruhe auf allen Gebieten geschaffen worden ist, daß die producirende Welt bei uns, sich in Folge der Anregung dieser Idee dauernd einer Erweiterung des Schutzzolles statt einer Verbesserung ihrer Productionsmethoden zuwenden wird, und daß wir somit von dem theils eingeschlagenen, theils einzuschlagenden Weg, der allein zum Heil führt, das Höchste, Preiswürdigste und Billigste zu erzeugen, abgezogen werden.

Es scheint mir überhaupt der angestrebten Wirthschafts- und Eisenbahnpolitik ein Gedanke zu Grunde zu liegen, der sich vom Standpunkte des Politikers verstehen und in gewissem Grade auch vielleicht rechtfertigen läßt, der aber vom Standpunkte des wirthschaftlichen Staatsmannes bedauerlich und für das Land von den übelsten Folgen sein könnte.

Es liegt in dem Versuche, unsere Eisenbahnen zu verstaatlichen, ja in der Absicht, ein Tabaksmonopol zu schaffen, bei dem hundert Tausende vom Staate beschäftigt werden müssen, und in ähnlichen Aspirationen, die zu Tage treten, scheinbar der Wunsch, die größtmöglichste Zahl der schaffenden, arbeitenden und intellectuellen Welt unter Staatsobliegenheit im Sinne des Beamtenthums zu bringen, und ebenso scheint es in dem Angestrebten zu liegen, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um durch Uebernahme von Eisenbahnen 2c. und durch die Zoll- und Wirthschaftsrevision Mittel zu schaffen, die den Staat unter allen Umständen hinsichtlich Geldbewilligung von der Landesvertretung unabhängig machen.

Wenn man einen dynastischen Staats-Socialismus anstrebt, so scheint mir der eingeschlagene Weg verständlich; zu berücksichtigen wird hierbei nur sein, daß dieser Weg schließlich doch im Widerspruch liegt mit einem Verfassungsleben und eventuell zu Conflicten Anlaß geben würde, die, wenn sie ihren logischen Austrag finden, in einen anderen Socialismus als in den bezweckten ausarten könnten, während sich doch der Staatsmann sehr wohl fragen muß,

ob die Möglichkeit vorliegt, durch staatliche Uebernahme der Haupt-Verkehrs- und Erwerbszweige die persönliche Thätigkeit eines zu Wetteifer, zur Action und Concurrenz angetriebenen Volkes zu ersetzen. Die Herren Volksvertreter, die sich darin gefallen, alle Uebelstände dem Luxus, der Ueberproduction u. s. w. zuzuschreiben und daher der Regierung überall da willfährig sind, wo es gilt, den Unternehmungsgeist der Einzelnen zu unterdrücken, wo es gilt, dem Staate alle möglichen Functionen zu übertragen, und die auf die gute alte Zeit zurückweisen, dürften wohl den Gesichtspunkt in's Auge fassen, daß in Deutschland in den guten alten Zeiten nicht 40,000,000 Menschen zu ernähren waren, daß die Bedürfnisse des Einzelnen in jeder Gesellschaftsklasse heute unendlich größer sind, und daß es gefährlich ist, unter so künstlichen Bedingungen wie die jetzigen mit den Wirthschaftsverhältnissen des Landes Experimente zu machen und öconomische Fragen zu berühren, ehe dieselben zur Reife gelangt sind. Jede Zeit hat ihre Eigenthümlichkeit; — die Vergangenheit läßt sich nicht wieder herstellen, und unser socialer Zustand ist nöthiger Weise ein so künstlicher, daß es viel rathsamer und sicherer ist, durch die freie Entwicklung und Thätigkeit des Einzelnen, als durch die Action des Staates die materiellen Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen.

Ich hoffe, in nächster Zeit die hier nur angeregten Fragen einzeln erschöpfend behandeln zu können. Der Zweck dieser Zeilen war nur, die Aufmerksamkeit dahin zu richten und anzudeuten, daß bei Beurtheilung der Eisenbahn- und Wirthschaftsreform Fragen mit einschlagen, über die das Publicum sich bis jetzt noch kein klares Urtheil gebildet hat.

Bibliographie.

Karl Wittich, Struensee. 8. XIV u. 263 S. Leipzig 1879, Veit & Co. M. 5.—

Mehr als ein volles Jahrhundert ist seit jener verhängnißvollen Nacht verflossen, da im Kopenhagener Königsschloß nach durchbraustem Tanzfest die gewaltsame, das Heiligthum der Schlafgemächer nicht achtende, Verhaftung der Grafen Struensee und Brandt, der Königin Karoline Mathilde von Dänemark stattfand. Viel ist verleumdet, angeschuldigt und entschuldigt worden in dieser Sache von allen Parteien, welche sich des Stoffs bemächtigt haben. Noch heute, wie man weiß, leben directe Nachkommen mütterlicherseits jener Prinzessin, welche nach allen Zeugnissen für Struensee's Tochter gelten muß, die aber von der oldenburgischen Königsfamilie in ihrer Legitimität nicht beeinträchtigt worden ist. Diese Nachkommen sind die weiland vielgenannten Herzoge von Schleswig-Holstein-Augustenburg, in deren Familie — wie wir hören — der Tag der Hinrichtung des großen Grafen und geheimen Kabinetsministers König Christians VII. als ein Trauertag stets gegolten hat und noch gilt.

Dieses vorausgeschickt, wird eine unbefangene historische Würdigung, welche der Katastrophe jetzt neuerdings durch Professor Wittich in Jena zu Theil geworden ist, wohl um so eher allgemeine Beachtung verdienen, als dieselbe mit gründlicher Kenntniß der einschlägigen, sowohl dänischen als deutschen, englischen als französischen Literatur eine sichere Charakterzeichnung, eine elegante Diction und ein glückliches Taktgefühl in Behandlung der Details verbindet. Dabei ist der Umfang der Arbeit, trotz einer ansehnlichen Anzahl Excurse, knapp und concis gehalten, wie es bei derartigen Werken in Deutschland nicht häufig der Fall zu sein pflegt. Bei einem Publicum, das zwei dramatische Bearbeitungen der Struenseefigur mit Interesse aufgenommen hat — von Beer und Laube —, hat dieses neueste und wie wir glauben sorgfältigste und am wenigsten parteiische Resumé der Struensee-Akten wohl Ursache, auf weiteres Entgegenkommen zu hoffen. Zwar hat Verfasser, wie er wiederholt klagt, die einestheils zu Kopenhagen, anderntheils zu Schloß Bergenhus in Norwegen und anderswo aufbewahrten Proceßacten nicht in genügender Weise erschöpfen können. Indessen meint er selbst, davon nicht mehr allzu viele Aenderungen besorgen oder hoffen zu dürfen, nachdem die quellenmäßige Untersuchung im Lande von Struensee's Wirken schon manche schätzenswerthe Publicationen hierüber zu Tage gefördert hat. G.

Franz Giese, Frans Essink. Sin Leben un Driben as olt Münstersch Kind. 3. Aufl. 8. X u. 282 S. Braunschweig 1879, Harald Bruhn.

Unser verehrter Mitarbeiter Klaus Groth, der genialste Dialectdichter unserer Zeit, läßt sich über den Werth des Giese'schen Romans wie folgt vernehmen: Wenn nun das Plattdeutsche einmal als Volkssprache verschwunden sein wird — man weissagt seinen Untergang nunmehr seit drittehalb hundert Jahren — wenn es nicht mehr von lebendigen Lippen tönen wird als traute Familien- und Umgangssprache, so wird er dort jetzt in Schriftwerken fortleben, und wenn aus der großen Fluth oder der allmähligen Versumpfung auch nur ein halb Dutzend Namen von Schriftstellern mit ihren Werken noch hervorragen mögen, so ist sicher anzunehmen, daß das vorliegende Buch von Franz Giese, daß die Lebensgeschichte des

Münster'schen Pfahlbürgers Frans Essink unter diesem halb Dutzend sein wird. Unter diesen plattdeutschen Geschichten, wie wir sie jetzt schon besitzen und die in hohem Maße geeignet sind, einem späteren Culturhistoriker Einsicht in's wirkliche Leben der Deutschen zu gewähren, nehmen — von Fritz Reuter abgesehen — durch Treue in Zeichnung und Farbe der „Casperohm un ik von John Brinckmann" und der „Frans Essink von Giese" den ersten Rang ein; wie Brinckmann einen behäbigen Rostocker Seemann und seine Familie und Umgebung, so schildert Giese einen westfälischen Stadtbürger aus Münster in all seinem dürren Spießbürgerthum bis zur handgreiflichen Anschaulichkeit."

Max Martersteig, Pius Alexander Wolff. Ein biographischer Beitrag zur Theater- und Literaturgeschichte. Mit dem Portrait Wolffs nach der Wichmann'schen Büste. 8. XII u. 327 S. Leipzig, 1879, Fernau. M. 7.—

Pius Alexander Wolff ist der gegenwärtigen Generation ein Fremder geworden. Nur Wenige, welche ihn als den Dichter der „Preciosa" oder als den Verfasser der ausgelassenen Posse der „Kammerdiener" kennen, wissen, daß es sich bei ihm nicht nur um einen gewandten Theaterschriftsteller, sondern „um den idealen Repräsentanten eines der bedeutendsten Zeitabschnitte deutscher Schauspielkunst", um den „bedeutendsten und treuesten Schüler Goethes" und um eine Persönlichkeit handelt, welche auf die künstlerische Umgestaltung der Berliner Bühne, wie sie Graf Brühl von Iffland übernommen hatte, hervorragenden Einfluß zu gewinnen wußte. Der Verfasser hat sich daher ein wirkliches Verdienst erworben, indem er, „ungeachtet des Mangels geeigneter Vorarbeiten, ohne ausführliche Selbstbekenntnisse und Tagebücher Wolffs" es unternahm, aus dem geringen vorhandenen Material eine gewissenhafte Darstellung von Wolffs Leben zu geben, besonders soweit seine Entwicklung als Schauspieler und Schriftsteller und seine Thätigkeit als Mitglied der Weimarer und Berliner Bühne in Betracht kommt. Mit emsigem Fleiß ist alles auf Wolff Bezügliche zusammengetragen, und besonders ein reichhaltiges Material an Briefen herbeigeschafft, welche den zweiten Theil des Buches füllen und im hohen Maße interessant und werthvoll sind. Graf Brühl, Adolf Müllner, Tieck, Iffland u. A. sind unter den Correspondenten zu finden. Nicht minder interessant sind die in dem Anhange enthaltenen Documente. Das Ganze ist eine sehr dankenswerthe Erscheinung, ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters in den ersten zwei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Die Ausstattung verdient Anerkennung.

Fromme's Oesterreichischer Fest-Kalender zur Feier der silbernen Hochzeit des allerhöchsten Kaiserpaares Franz Joseph und Elisabeth am 24. April 1879. Redigirt von Dr. Ferd. Stamm. Mit den Porträts der kaiserlichen Familie und 21 Holzschnitten. 8. 220 S. Wien, 1879, k. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme. M. 1.60.

Eine Geschichte der österreichischen Kaiserfamilie und des Staates, während der letzten 25 Jahre in chronistischer Form und in ansprechendem äußeren Gewande.

Carl Heymann's kritisches Literaturblatt für Rechts- und Staatswissenschaft. Unter Mitwirkung namhafter Theoretiker und Praktiker, herausgegeben von Rich. Ryck. 1. Jahrgang Nr. 1 u. 2. Quartformat Jährlich 24 Nummern M. 6. —

Hübbe-Schleiden, Ethiopien. Studien über West-Afrika. Mit einer neuentworfenen Specialkarte. 8. XIV u. 417 S. Hamburg, 1879, Friedrichsen & Co.

Der Verfasser nennt Ethiopien diejenigen Theile Afrikas, welche von der ethiopischen Rasse bevölkert sind und von dem specifischen Wesen des Ethiopiers beherrscht werden. Vorzugsweise, doch nicht ausschließlich, denkt er dabei an das westliche Aequatoreal-Afrika, wo dieses Wesen im Innern des Landes jedenfalls ganz unverfälscht ist und wo selbst an der Küste Charakter, Lebensweise und Anschauungen des Negers noch nicht wesentlich durch fremde Einflüsse umgestaltet sind. Die unter den so gebildeten geographischen Begriff Ethiopien fallenden Gebiete sind dem Verfasser aus eigener Anschauung bekannt. Zwei Jahre hat er sich im West-Aequatoreal-Afrika als Chef eines in Gabon von ihm etablirten Handelshauses aufgehalten, ein halbes Jahr in der französischen Besitzung am Senegal. Er nennt diese Zeit einen „Mitsommernachtstraum, der mit einem Alpdrücken endete." Die Studien sind in vier größere Abschnitte (Bücher) eingetheilt: Französische Colonisation, ethiopische Ethnographie, afrikanische

Agricultur, germanische Civilisation; sie geben „nicht den Bericht der Erlebnisse des Verfassers, sondern deren Resultat; ihre Einheit finden sie in der Frage der Erschließung Afrikas.“ „Ausgehend von einer Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse in West-Afrika, weist der Verfasser zunächst auf die Schwächen der dortigen Zustände, namentlich auf die mißglückenden Colonisations-Versuche der Franzosen in Senegambien und — was für Ethiopien wichtiger ist — in Gabon. In der Hauptfrage handelt es sich dann zuerst um die Möglichkeit, dann um die Art und Weise einer wirklichen Colonisation Afrikas. Der erste dieser Punkte betrifft die Entwicklungsfähigkeit der Neger, der letztere erörtert die Regeneration der gegenwärtigen Zustände und die Fortentwicklung der ethiopischen Verhältnisse. Endlich schließt sich daran die Darstellung der Civilisation und Utilisation Aequatoreal-Afrikas vom volkswirthschaftlichen Standpunkte.“ Die Darstellung des Verfassers ist lebendig und geschmackvoll (wenn auch hin und wieder nicht frei von einer gewissen Lässigkeit); die Lectüre des Buches, das auf gründlichster Beherrschung seines Stoffes beruht und in jedem Capitel für die im weiteren Sinne des Wortes gebildete Persönlichkeit des Verfassers Zeugniß ablegt, wird durch diesen Vorzug der Darstellung noch fesselnder und anregender, als sie es ohnehin durch die Natur des Gegenstandes ist und durch die selbständige Auffassung, welche der Verfasser ihm abzugewinnen verstanden hat. Die beigegebene Karte verwerthet ein reiches Quellenmaterial und ist, wie das Buch selbst, sorgfältig ausgestattet.

P. V. Wichmann, Ludwig der Große, der Baier. Vaterländisches Trauerspiel in 5 Acten 8. 1 Bl. u. 66 S. Wiesbaden, 1878, Schellenberg.

Glaubensbekenntniß eines unmodernen Culturforschers. 8. 50 S. Gotha, 1879, F. A. Perthes.

Chrph. Sandner, die Arbeiterfrage, kritisch untersucht behufs Erzielung socialer Reform und Entwaffnung der Sozialdemokratie. 8. 44 S. Nördlingen, 1879, Beck.

J. ten Doornkaat Koolmann. Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 7. Heft. Ga-Gramen. 8. S. 577—672. Norden, 1879, H. Braams.

Das hervorragende Werk, dem auf seinem Gebiete grundlegende Bedeutung zuerkannt worden ist, schreitet rüstig vorwärts, sodaß seine Vollendung im Verlaufe der nächsten vier Jahre zu erwarten ist. Was gelegentlich der voranstehenden Besprechung über die Arbeiten von Littré, Grimm, Wurzbach und ähnlichen gesagt worden ist, läßt sich, selbstverständlich mit den durch die kleineren Verhältnisse bedingten Einschränkungen auch auf das Werk ten Doornkaats anwenden. Es ist eine Arbeit hingebungsvollsten Fleißes, großer Gelehrsamkeit und wärmster Heimatsliebe. In seiner Vollendung wird es einen Platz neben dem classischen bairischen Wörterbuche Schmellers für sich in Anspruch nehmen dürfen.

L. Noiré, Max Müller und die Sprachphilosophie. 8. IV u. 107 S. mit dem Porträt Müllers in Radirung. Mainz, 1879, Zabern.

Ein erweiterter Abdruck des in „Nord und Süd“ erschienenen Aufsatzes. Daß demselben die Ehre einer Uebersetzung in's Englische und Italienische zu Theil geworden, haben wir bereits im vorigen Heft erwähnt.

Constant von Wurzbach, ein Madonnen-Maler unserer Zeit. (Eduard Steinle.) Biographische Studie. 8. VIII u. 172 S. Wien, 1879, Manz. ℳ 6. —

„Drei Künstler der Gegenwart sind es, auf welche Oesterreich mit Wehmuth und Stolz blicken darf; mit Wehmuth, weil es keinen von ihnen, wie es Jeder verdiente, gerecht geworden; mit Stolz, weil der Ruhm eines Jeden von ihnen weit über die Grenzen seines österreich-deutschen Vaterlandes hinausleuchtet: Führich, Schwind und Steinle.“ „Ueber Steinles Schöpfungen finden wir wohl in Werken der Kunst und sonst hie und da spärliche Nachricht, „aber Mittheilungen über sein Leben, seinen Bildungs- und Entwicklungsgang fehlen uns gänzlich. Nun freilich ist es kein bewegtes Leben, sondern ein stilles, das ganz in seinem Schaffen aufgeht, ein Leben, mehr nach innen als nach außen sich entwickelnd, ein Leben, das nicht durch politische Enunciationen und sogenannte Thaten, sondern ausschließlich durch seine Kunstwerke zu uns spricht, deren jedes von ihnen auch eine That, und eine sehr bedeutende ist.“ Nicht eine erschöpfende Arbeit, sondern nur eine Skizze, eine Silhouette will der Verfasser geben, aber die Striche desselben sind richtig und geben ein treues und wahres Bild dessen, den sie darstellen. Der Versicherung, daß in

dem vorliegenden Buche ein „richtiges und treues Bild“ Steinles geboten sei, hätte es nicht bedurft. Wer Wurzbachs literarische Thätigkeit verfolgt hat, weiß, daß er einer der gewissenhaftesten, emsigsten und unermüdlichsten Arbeiter ist, einer jener muthigen, ausdauernden Männer, die an die Durchführung eines Werkes idealer Art ein ganzes Leben setzen. Wie Littré in Frankreich, die Gebrüder Grimm bei uns, der Shakespeare-Commentator Furneß in Nordamerika u. A. der Vollendung ihrer Aufgaben den größten Theil eines langen Lebens widmeten, und zwar ohne nennenswerthe materielle Erfolge damit zu erzielen, so hat Wurzbach dem von ihm begründeten „biographischen Lexikon des Kaiserthum Oesterreich“ bis jetzt mehr als dreißig Jahre seines Daseins geweiht. Es ist dies ein bewundernswerthes Werk, nach der Richtung seiner Vorzüge und Fehler, eine Arbeit, wie sie in der Weltliteratur kaum ihres Gleichen findet. Die nahe bevorstehende Vollendung des Lexicons, zu welcher sein Verfasser und die Literatur gleichmäßig zu beglückwünschen sind, wird diesen Blättern Gelegenheit geben, von der Bedeutung des Unternehmens in verdiente Ausführlichkeit zu sprechen. Dieser Hinweis auf das Hauptwerk des Verfassers ist geboten, weil die Biographie Steinles aus dem erschöpfenden Artikel erworben ist, welchen Wurzbach dem Künstler dort gewidmet hat, und weil ihr die ganze Eigenart der größeren Biographien des Hauptwerkes inne wohnen: dieselbe Gründlichkeit, dieselbe oft in's Uebermaß gehende Begeisterung für ihren Gegenstand, der warme, die Ungerechtigkeit nicht ausschließende Patriotismus, das Verweilen bei Geringfügigem und die Ueberschätzung desselben. Aber als ein Ganzes betrachtet, handelt es sich hier um eine Künstlerbiographie, wie einer solchen, in ihrer Eigenart, nur wenige zeitgenössische Künstler theilhaftig geworden sind. Die „biographische Skizze“ Steinles füllt die ersten 27 Seiten des Buches. Das Verzeichniß der Werke, in seiner Eintheilung in Fresken und Wandgemälde, Oelbilder, Aquarelle, Zeichnungen und Radirungen, nimmt die Seiten 48—71 in Anspruch. Daran schließt sich auf 10 Seiten ein Verzeichniß von Nachbildungen der Werke des Künstlers und auf weiteren 46 eine ausführliche Beschreibung einiger seiner bedeutendsten Werke. Nachweise über Bildnisse des Künstlers, Quellen zu seiner Biographie, Quellen zur Kritik und Geschichte einzelner Werke, eine Chronologie derselben, ein Verzeichniß der Besitzer seiner Werke und kritische Stimmen über Steinle den Künstler schließen das Werk. In den letzteren wären die Meinungen einiger unerheblichen Persönlichkeiten nicht vermißt worden, wenn die Gewissenhaftigkeit des Verfassers es über sich gewonnen hätte, sie nicht zu citiren. Die Ausstattung des Buches, das aus der angesehenen Fromme'schen Officin in Wien hervorgegangen ist, ist glänzend und musterhaft; einer ähnlichen haben sich nur wenige derartige Monographien zu erfreuen.

Rich. Weitbrecht, Johann Fischart als Dichter und Deutscher. (A. u. d. T: Neue Volks-Bibliothek 3. Serie, 6. Heft) 12. 48 S. Stuttgart, 1879, Levy & Müller. ℳ — 40. Die ganze Serie von 10 Heften ℳ 2. —

Frdr. Pecht, Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen. Zweite Reihe. 8. 379 S. Nördlingen 1879, Beck.

Der zweite Band dieser „Modernen Vasari“ enthält die Biographien von Carl Rottmann, Franz Defregger, Wilhelm von Kaulbach, Franz Lenbach, Alfred Rethel, Arnold Böcklin, Christian Rauch, Ludwig Passini, Bonaventura Genelli, Adolph Menzel und Hans Makart. Den Lesern von „Nord und Süd“ werden die Studien über Lenbach und Böcklin in freundlichster Erinnerung sein; der Hinweis auf die Vortrefflichkeit dieser beiden Künstlerportraits soll dem ganzen Buche zu warmer Empfehlung gereichen.

B. Matthias-Tendering, Chlodosinda. Trauerspiel in 5 Acten und einem Vorацte. 8. 158 S. Leipzig und Köln, 1879, Reißner und Ganz. Cartonnirt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd".

Band 9. — Mai 1879. — Heft 26.

Die amerikanische Papierwäsche-Fabrik

von

MEY & EDLICH, LEIPZIG

fertigt die so **vorzüglichen, eleganten, soliden** und **billigen**

Kragen, Manschetten und Vorhemdchen

mit leinen-appretirtem

Stoffüberzug

für

Damen, Herren und Kinder.

TRADE-MARK TRADE-MARK

Diese mit **wirklichem Stoff-Ueberzug** hergestellten Kragen und Manschetten (also keine blossen Papierkragen) kosten **kaum** den Preis des Waschens der wirklichen Leinenwäsche, **passen besser** und **bequemer** als alle Leinenkragen und Manschetten; zeichnen sich durch ihr **vollendetes Appret** aus, welches Staub und Schweiss **schwer annimmt**, und bieten die denkbar grösste Bequemlichkeit, da man sie nach dem Gebrauch wegwirft. **Man trägt also immer neue, tadellos sitzende Kragen und Manschetten. Grösste Auswahl der Façons.**

Die Fabrik hat für **Privatleute** ein **Special-Versandtgeschäft** eröffnet, welches **an Jedermann** von einem Dutzend an gegen vorherige Einsendung der Cassa oder gegen Nachnahme versendet. Es wird nach allen europäischen Ländern expedirt.

Alle Diejenigen, welche Kragen und Manschetten tragen, sollten sich den mit über 100 Abbildungen der fabrizirten Façons versehenen Preis-Courant kommen lassen, welcher auf Verlangen von Mey & Edlich, Leipzig franco und gratis versandt wird.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Briefe sind zu richten an MEY & EDLICH, 9 Neumarkt Leipzig.

BAD HOMBURG

[84-86] eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Funktionen des **Magens** und **Unterleibs**, auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht**, **Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz'**scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder**.

Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwässer.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit seinen reichausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes und Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes.

J. Scheible's Antiquariat in Stuttgart.

Ankauf von Bibliotheken, sowie einzelnen Werken von Werth. Prompte Erledigung. Lager von ca. 250,000 Bänden; hervorragend in **literarischen Curiositäten und Seltenheiten.** Jährlich eine größere Reihe Fachkataloge, die auf Wunsch gratis und franco zu Diensten stehen. [53-56]

Bücher-Ankauf.

Gr. u. kl. Privatbibliotheken wie einz. gute Werke kauft z. hohen P.

L. Glogau Sohn. Hamburg.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Maipredigten von Frater Hilarius (Eduard Fentsch). **Fünfte** Auflage. Eingeleitet von Ludwig Steub. 8. Preis geh. M. 2,00; fein gebd. M. 3,00. 119

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Enorme Preis-Ermässigung.

Meyer's Conversations-Lexicon

16 Bände. 3. Aufl. 1878 in elegant. Halbfrzbden. Unter Garantie für tadellos neu und complet.

Statt 160 M. nur 110 M.

Ganze Bibliotheken wie einz. gute Werke kaufe stets zu hohen Preisen. 121

L. M. Glogau Sohn, Hamburg.

Prächtiges Geschenk!

Das Werk bietet eine reiche Fundgrube sinniger, geistvoller Sprüche in gebundener und ungebundener Rede, die, nach Rubriken geordnet, für jede Lage des Lebens, jede Bewegung des Herzens, jede Gemüthsstimmung, für alle Regungen des Geistes und jede Eigenthümlichkeit des Characters den entsprechenden Ausdruck darbieten und dadurch dem Leser Erhebung, Selbsterkenntniß, Linderung des Schmerzes und Zuspruch gewähren, sowie sie ihm auch Maß und Richtschnur für sein Denken, Fühlen und Handeln geben und ihn überhaupt zu idealen Anschauungen emporheben. Ein unerschöpflicher Quell anregendster Reflexionen sprudelt aus dieser Sammlung, zu welcher die gesammte Literatur, deutsche wie ausländische, moderne wie alte, ihr Bestes beigesteuert hat. „Europa" 43

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Soeben erschien:

Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle.

Von

Helene von Racowitza,

geb. v. Dönniges.

Sechste Auflage.

Elegant broschirt M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

☛ **Binnen acht Tagen nach Ausgabe des Buches wurden fünf große Auflagen vergriffen!**

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau.** Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Erscheint	Preis [109]
jeden Sonnabend im Umfang von 2 Bogen Groß-Quart, auf gutem Papier, beschnitten und geheftet.	pr. Quartal 4 M. 50 ₰, pr. Jahrg. 18 M. **Bestellungen werden in allen Buchhandlungen und Postanstalten entgegengenommen.**

Die „Gegenwart" ist **die verbreitetste politisch-literarische Wochenschrift des deutschen Reiches,** sie zählt zu ihren Mitarbeitern die **bedeutendsten Schriftsteller und Gelehrten.** Von Jahr zu Jahr hat sich ihr Leserkreis erweitert. **Die Gegenwart** ist das **erste deutsche Blatt,** welches vornehmlich den **ernsten geistigen Interessen** der Nation gewidmet, ohne die mächtige Beihülfe der Novelle und Illustration in die **weiteren Kreise des gebildeten Publikums** gedrungen ist. Im unmittelbaren und steten Zusammenhange mit allen wichtigen Vorgängen auf dem Gebiete des öffentlichen und geistigen Lebens, bestrebt sie sich in Wahrheit das zu sein, was ihr Titel sagt: **ein guter und echter Ausdruck des Schaffens in der Gegenwart.**

Im Verlage von **Herrmann Costenoble** in Jena erscheint:

Gesammelte Novellen, Romane und Dramen

von 120

A. E. Brachvogel.

Volks- und Familienausgabe.

Mit Einleitung und Biographie von **Max Ring.**

10 Bände in 60 Lieferungen. 8. broch. à 50 Pf. Alle 8–14 Tage eine Lieferung.

Vorstehende Sammlung enthält die vorzüglichsten Schriften Brachvogel's, die seine **seltene** Originalität bekunden, durch ihre **treffliche Charakterzeichnung** und durch ihren **Gedankenreichthum** fesseln und begeistern und **dauernde Belehrung** und **Erhebung** bieten.

Allen gebildeten Familien seien **Brachvogel's** Schriften **bestens empfohlen.** — Einzelne Bände werden nicht abgegeben. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung oder die Verlagsbuchhandlung.

Die 1. Lieferung ist in jeder Buchhandlung vorräthig.

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in **Berlin,** Königgrätzer-Strß. 49.

Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck.

Eine Geschichte ihres Lebens und ihrer Politik

von **Dr. R. Hocker, Verf. der Geschichte der Kriege von 1866, 70 und 71 etc.**

☛ **2. umgearbeitete und erweiterte Auflage.**

1. 2. Lieferung à 60 Pf., Pracht-Ausgabe à 80 Pf.

Erscheint bis zum Spätsommer in 14 Lieferungen.

Unter den bedeutenden Männern der Gegenwart, welche entscheidend und bahnbrechend in die Geschicke der Völker eingegriffen, ragen vor Allem **Kaiser Wilhelm** und **Fürst Bismarck** hervor. Ihnen danken wir nicht bloß, daß wir eine einige, im Innern starke, nach Außen mächtige Nation geworden; sie haben auch das Vaterland zu einer Weltmacht erhoben und sind unausgesetzt mit dem inneren Ausbau des Reiches, mit der Pflege der geistigen und materiellen Interessen beschäftigt. Eine **gemeinsame** biographische Behandlung dieser beiden Männer, die so Folgenreiches geschaffen, mußte daher eine dankbare Aufgabe für den Geschichtsschreiber sein. — Die neue Auflage, **bis zur Gegenwart fortgeführt,** vielfach ergänzt und erweitert, berechtigt zu der Hoffnung, daß das schöne Buch für alle deutschen Familien ein wahres Hausbuch werden wird.

Digitized by Google

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1879er Frische Füllung 1879er.

Täglicher Versand seit Anfang März.

Quellen
und deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58^{20} R.
Mühlbrunn . . 41^{50} R.
Schlossbrunn. . 44^{00} R.
Theresienbrunn . 48^{30} R.
Neubrunn . . . 49^{30} R.
Marktbrunn . . 39^{00} R.
Russ. Kronquelle 28^{00} R.
Felsenquelle . . 47^{30} R.
Kaiser Karls-Qu. 31^{7} R.

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Schutz- CARLSBADER STADT-WAPPEN Marke

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in 1/1 und 1/2 Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze
sind gefälscht
und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze
sind gefälscht
und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i. Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasse

Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum. Münche
Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und an nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehm Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wasse vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Uni Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neue ahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, me Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wass wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehm und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dess guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 187

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M. Ausse ordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamte Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als v züglich gut vertragenes Getränke unvermischt oder auch mit Mil Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinis Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ga besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortreffli Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gema bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündu Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfol erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zul fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Geträn rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwäss sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath. Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg: Eins erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwä der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern e

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau

Band 9. — Heft 27.

Nord und Süd.

Juni 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Juni 1879.

Inhalt.

Seite

Theodor Fontane in Berlin.
Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik (Schluß) 285

Johannes Huber in München.
Moderne Magie 316

Paul Heyse in München.
Die Madonna im Oelwald. Novelle in Versen 343

C. Abel in Berlin.
Sprache und Aegyptische Sprache 358

M. Carriere in München.
Johannes Huber 370

Ludwig Geiger in Berlin.
Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur 385

Asiaticus.
Die staatliche und sociale Entwickelung Japans in den letzten zehn Jahren. (1868—1878.) (Schluß) 402

Bibliographie 414

Hierzu das Portrait Johannes Huber's, Radirung von D. Raab in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage (Radirung) in Lex.-8.
— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte:
von **Otto Spamer**, Verlagshdl. in **Leipzig** (O. v. Leixner, Illustr. Literatur-Geschichte)
von **„Militaria“**, Verlagshdl. in **Berlin** (Biographische Blätter aus deutscher Geschichte)
von **J. J. F. Popp** in **Heide** (Chronischer Magen- und Darmkatarrh) und
von der **Städtischen Cur-Direction in Wiesbaden** (Wiesbadener Thermalwasser)

Breslau, im Mai 1879.

P. P.

Vielfach ausgesprochenen Wünschen entsprechend, sind zu den Bänden von „Nord und Süd" geschmackvolle

Original-Einbanddecken,

im Stil des jetzigen Umschlags der einzelnen Hefte, mit schwarzer und vergoldeter Pressung aus englischer Leinwand hergestellt worden.

Die Einbanddecken zu Band IX. (April—Juni 1879), wie auch die zu den früheren Bänden I.—VIII. können jederzeit bezogen werden.

Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zur Bestellung wolle man sich des untenstehenden Zettels bedienen.

Die Verlagsbuchhandlung
S. Schottlaender.

Bei der Buchhandlung von

in

bestellt hierdurch

Einbanddecke zu Band IX. (April—Juni 1879)

von „Nord und Süd".

Einbanddecke zu Band

= Preis 1 Mark 50 Pf. pro Decke. =

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau.)

Wohnung: Name:

Um gefl. recht deutliche Namens-Unterschrift wird höflichst gebeten.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

IX. Band. — Juni 1879. — 27. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Johannes Huber.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Grete Minde.

Nach einer altmärkischen Chronik.

Von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

(Schluß.)

Eine Viertelstunde war vergangen, als Grete Schritte vom Hofe her hörte. Er war es, und sie lief ihm entgegen. „Valtin, mein einziger Valtin. Ach, daß Du nun da bist! Es ist gekommen, wie's kommen mußte." Und nun erzählte sie was geschehen. „Ich wußt' es. Alles, alles. Und ich muß nun fort. Diese Nacht noch. Willst Du, Valtin?"

Sie waren, während Grete diese Worte sprach, vorsichtshalber, um nicht gesehen zu werden, von dem Mittelsteige her auf die Schattenseite des Gartens getreten, und Valtin sagte nur: „Ja, Gret', ich will. Was es wird, ich weiß es nicht. Aber ich sehe nun, Du mußt fort. Und das hab' ich mir geschworen, so ich's nur einseh', daß Du fortmußt, so will ich's auch, und will mit Dir. Und dann sieh, ich bin ja doch eigentlich Schuld. Denn Du wolltest nicht weg von dem Kind, und ich hab' Dich überredet und Dich trotzig gemacht und Dich gefragt, wer Dir's denn verbieten wolle?"

„Sage nicht nein," fuhr er fort, als er sah, daß sie den Kopf schüttelte. „Es ist so. Und am Ende, was thut's? Du oder ich, es ist all eins, wer die Schuld hat. Es mußte zuletzt doch so kommen, für Dich und für mich. Auch für mich. Glaub' es nur. Emrentz ist nicht wie Trud, und wir leben jetzt eigentlich gut miteinander. Aber auf wie lang? Es ist ein halber Frieden, und der Krieg steht immer vor der Thür. Eine Stief ist eine Stief, dabei bleibt's. Und soviel sie lacht, sie hat doch kein Herz für mich, und wo das Herz fehlt, da fehlt das Beste."

„So willst Du?"

„Ja, Grete."

„So laß uns gehen. In einer Stunde schon. Um elf wart' ich draußen ... Und nun eile Dich; denn mir brennt der Boden unter den Füßen."

Und damit trennten sie sich.

* * *

Als Grete gleich darauf wieder drüben in ihrem eigenen Garten war, huschte sie den Zaun entlang und an dem Weinspalier vorbei bis auf den Hof. Hier aber befiel es sie plötzlich, daß sie, beim Eintreten in das Haus, vielleicht ihrem Bruder Gerdt begegnen könne, der, wenn gereizt, nach Art schwacher und abgespannter Naturen, alle Müdigkeit abthun und in Wuthausbrüche gerathen konnte. Wenn er ihr jetzt in den Weg trat? wenn er sie mißhandelte? Sie zitterte bei dem Gedanken, und schlich so geräuschlos wie möglich die Treppe hinauf. Als sie bei der nur angelehnten Thüre des Hinterzimmers vorüber kam, hörte sie, daß Trud und Gerdt miteinander sprachen. „Sie muß aus dem Haus", sagte Trud, „ich mag die Hexe nicht länger um mich haben." „„Aber wohin mit ihr?"" fragte Gerdt. „Das findet sich; wo ein Will' ist, ist auch ein Weg,— sagt das Sprüchwort. Ich hab' an die Nonnen von Arendsee gedacht, das ist nicht zu nah und nicht zu weit. Und da gehört sie hin. Denn sie hat ein katholisch Herz, trotz Gigas, und immer wenn sie mit mir spricht, so sucht sie nach dem Kapselchen mit dem Splitter, und hält es mit ihren beiden Händen fest. Und schweigt sie dann, so bewegen sich ihre Lippen, und ich wollte schwören, daß sie zur heiligen Jungfrau betet." Mehr konnte sie nicht erlauschen, denn das Kind, das bis dahin ruhig gelegen, begann wieder zu greinen, und Grete benutzte den Moment, und fühlte sich vorsichtig weiter bis an das zweite Treppengeländer und in ihre Giebelstube hinauf.

Der Mond schien auf die Dächer gegenüber, und sein zurückfallender Schein gab gerade Licht genug, um alles deutlich erkennen zu lassen. Die Thür zu der Kammer nebenan stand offen, und Regine saß eingeschlafen am Fußende des Bettes. „'s ist gut so", sagte Grete und öffnete Schrank und Truhe, nahm heraus, was ihr gut dünkte, band ein schwarzes Seidentuch um ihren Kopf, und verbarg unter ihrem Mieder ein kleines Perlenhalsband, das ihr, an ihrem Einsegnungstage, vom alten Jacob Minde geschenkt worden war. Anderes hatte sie nicht. Und nun war sie fertig, und hielt ihr Bündel in Händen. Aber sie konnte noch nicht fort. Nicht so. Und an der Schwelle der Kammerthür kniete sie nieder und rief Gott um seinen Beistand an, auch um seine Verzeihung, wenn es ein Unrecht sei, was sie vorhabe. Und heiße Thränen begleiteten ihr Gebet. Dann erhob sie sich, und küßte Reginen, die schlaftrunken auffuhr und den Namen ihres Lieblings nannte; aber ehe sie den Schlaf völlig abschütteln und sich wieder zurecht finden konnte, war Grete fort und glitt, mit ihrer Rechten sich aufstützend, die steilen Stufen der Oberstiege hinunter. Und nun horchte sie wieder. Das Kind wimmerte noch leis und die Wiege ging in heftiger Schaukelbewegung, während Trud, über das Kind

gebeugt, rasch und ungeduldig ihre Wiegenlieder summte; Gerdt schwieg. Vielleicht, daß er schon schlief.

Und im nächsten Augenblicke war sie treppab, über Hof und Garten, und hielt draußen an der Pforte.

Valtin wartete schon. Er hatte sich zu dem Joppenrock, den er gewöhnlich trug, auch noch in eine dicke Friesjacke gekleidet, und in dem wuchernden Grase vor ihm lag eine schmale, hohe Leiter, wie man sie um die Kirschenzeit von außen her an die Bäume zu legen pflegt. Grete trat auf ihn zu und gab ihm die Hand. Der breite Schatten, der auf das Gras fiel, hinderte sie die Leiter zu sehen, desto deutlicher aber sah sie seine winterliche Einkleidung. Und sie lachte. Denn der Sinn für das Komische war ihr geblieben. Und Valtin lachte gutmüthig mit, und sagte: „'s ist für Dich, Grete, wenn Du frierst. Die Nacht ist kalt, auch eine Sommernacht." Und derweilen schlug es elf, und die Glockenschläge mahnten sie wieder an das was sie vor hatten. Valtin legte die Leiter an die Mauer und Grete stieg hinauf. Und im nächsten Augenblicke war er selber oben und zog die Leiter nach und stellte sie nach außen. Und nun waren sie frei. Sie sahen sich an und athmeten auf, und der Zauber des Bildes, das um sie her lag, ließ sie minutenlang ihres Leids und ihrer Gefahr vergessen. Die Nebel waren fortgezogen, silbergrüne Wiesen dehnten sie hüben und drüben, und dazwischen flimmerte der Strom, über den der Mond eben seine Lichtbrücke baute. Nichts hörbar, als das Gemurmel des Wassers und die Glocken, die von einigen Stadtkirchen her verspätet nachschlugen.

Beide hatten sich angefaßt und eilten raschen Schrittes auf den Fluß zu.

„Willst Du hinüber?" fragte Grete.

„Nein, ich will nur einen Kahn los machen. Sie glauben dann, wir seien drüben."

Und als sie bald danach den losgebundenen Kahn inmitten des Stromes treiben sahen, hielten sie sich wieder seitwärts, über die thauglitzernden Tangerwiesen hin, bogen in weitem Zirkel um den Burghügel herum, und mündeten endlich auf einen Feldweg ein, der, hart neben der großen Straße hin, auf den Lorenz-Wald zuführte.

Als sie seinen Rand beinah erreicht hatten, sagte Grete: „Ich fürchte mich."

„Vor dem Wald?"

„Nein. Vor Dir."

Valtin lachte. „Ja, das ist nun zu spät, Grete. Du mußt es nun nehmen, wie's fällt. Und wenn ich Dir Deinen kleinen Finger abschneide, oder Dich todt drücke vor Haß oder Liebe, Du mußt es nun leiden."

Er wollt' ihr zärtlich das Haar streicheln, so weit es aus dem schwarzen Kopftuche hervor sah, aber sie machte sich los von ihm und sagte: „Laß. Ich weiß nicht was es ist, aber so lange wir in dem Wald' sind, Valtin, darfst Du mich nicht zärtlich ansehen und mich nicht küssen. Unter den Sternen hier, da sieht uns Gott, aber in dem Walde drin ist alles Nacht und Finsterniß. Und die Finsterniß ist das Böse. Ich weiß es wohl, daß es kindisch ist, denn

wir gehören ja nun zusammen in Leben und in Sterben, aber ich fühl' es so, wie ich Dir's sag', und Du mußt mir zu Willen sein. Versprich es."

„Ich versprech' es. Alles was Du willst."

„Und hältst es auch?"

„Und halt' es auch."

Und nun nahm sie wieder seine Hand, und sie schlugen den Weg ein, der sie bis an die große Waldwiese führte. Hier war es taghell fast, und sie zeigten einander die Stelle, wo der Maibaum damals gestanden, und wo sie selber, am Schattenrande der Lichtung hin, auf den umgestülpten Körben gesessen und dem Taubenschießen und dem Tanz um die Linde her zugesehen hatten. Und dann gingen sie weiter waldeinwärts, immer einen breiten Fußpfad haltend, der sich nur mitunter im Gestrüpp zu verlieren schien.

Sie sprachen wenig. Endlich sagte Grete: „Wohin gehen wir?"

„Ins Lüneburg'sche, denk' ich. Und dann weiter auf Lübeck zu. Da hab' ich Anhang."

„Und weißt Du den Weg?"

„Nein, Grete, den Weg nicht, aber die Richtung. Immer stromabwärts. Es kann nicht weiter sein als fünf Stunden; dann haben wir die Grenze, die bei Neumühlen läuft. Und die Tangermünd'schen Stadtreiter, auch wenn sie hinter uns her sind, haben das Nachsehen."

„Glaubst Du, daß sie sich eilen werden, uns wieder zurückzuholen?"

„Vielleicht."

„Ja. Aber auch nichts weiter. Sie werden uns ziehen lassen und froh sein, daß wir fort sind. Und wenn Dein Vater es anders will, so wird's ihm Emrentz ausreden. Und wenn nicht Emrentz, so doch Trud." Und nun erzählte sie das Gespräch zwischen Trud und Gerdt, das sie von der nur angelehnten Thüre des Hinterzimmers aus belauscht hatte.

So mochten sie zwei Stunden gegangen sein, und der Mond war eben unter, als Grete leise vor sich hin sagte: „Laß uns niedersitzen, Valtin. Meine Füße tragen mich nicht mehr." Und es war alles wie damals, wo sie sich als Kinder im Walde verirrt hatten. Er aber bat sie, brav auszuhalten, bis sie wieder an eine hellere Stelle kämen. Und siehe, jetzt war es wirklich, als ob sich der Wald zu lichten begänne, die Stämme standen in größeren Zwischenräumen, und Valtin sagte: „Hier Grete, hier wollen wir ruh'n." Und todtmüde, wie sie war, warf sie sich nieder, und streckte sich in's Moos. Und schon im nächsten Augenblicke schlossen sich ihre Wimpern. Er schob ihr ihr Reisebündel als Kissen unter und deckte sie leise mit seiner Winterjacke zu, von der er sich selber nur ein Zipfelchen gönnte.

Und dann schlief er an ihrer Seite ein.

14. Auf dem Floß.

Als sie wieder erwachten, lag Alles um sie her in hellem Sonnenschein. Sie hatten dicht am Rande des großen Lorenz-Waldes geschlafen, der hier mit

einer vorspringenden Ecke bis hart an den Strom trat, und der rothe Fingerhut stand in hohen Stauden um sie her. Ein paar seiner Blüthen hatte der Morgenwind auf Greten herabgeschüttelt, und diese nahm eine derselben und sagte: „Was bedeutet es mir? Es ist eine Märchenblume."

„Ja; das ist es. Und es bedeutet Dir, daß Du eine verwunschene Prinzessin oder eine Hexe bist."

„Das darfst Du nicht sagen."

„Und warum nicht?"

„Weil es Trud immer gesagt hat . . . Aber weißt Du, Valtin, daß ich Hunger habe?"

Und damit erhoben sie sich von ihrer Lagerstatt, und gingen plaudernd immer am Wasser hin, bis sie weiter flußabwärts, wo der Waldvorsprung wieder einbog, an ein Fähr- oder Forsthaus kamen. Oder vielleicht auch war es beides. Anfangs wollten sie gemeinschaftlich eintreten, aber Valtin besann sich eines andern und sagte: „Nein, bleib; es ist besser, ich geh' allein." Und eine kleine Weile, so kam er mit Brot und Milch zurück und hielt, als er Gretens ansichtig wurde, die Hände schon von Weitem in die Höh', um zu zeigen, was er bringe, und sie setzten sich in's hohe Gras, den Fluß zu Füßen und den Morgenhimmel über sich. „Wenn es uns immer so schmeckt . . ." sagte Valtin. Und Grete sah ihn freundlich an und nickte.

Als sie so saßen und mehr träumten als sprachen, bemerkten sie, daß mitten auf dem Strom ein großes Floß geschwommen kam, lange zusammengebolzte Stämme, auf denen sich vier Personen deutlich erkennen ließen: drei Männer und eine Frau. Zwei von den Männern standen vorn an der Spitze des Flosses, während der Dritte, der seinen raschen und kräftigen Bewegungen nach der Jüngste zu sein schien, das ungefüge Steuer führte. „Was meinst Du," sagte Valtin, „wenn wir mitführen? Du bist müde vom Gehen. Und mitten auf dem Strom, da sucht uns Niemand."

Grete schien zu schwanken; Valtin aber setzte hinzu: „Laß es uns versuchen; ich ruf' hinüber, und halten sie still und machen ein Boot los, nun so nehmen wir's als ein Zeichen, daß es sein soll." Und er sprang auf und rief: „Hoiho," ein Mal über das andere.

Die Flößer verriethen anfänglich wenig Lust, auf diese Zurufe zu achten, als Valtin aber nicht abließ, machte der am Steuer Stehende den Kahn los, der hinter dem Flosse herschwamm, und war im nächsten Augenblicke mit ein paar Ruderschlägen am diesseitigen Ufer.

„Hoiho! Was Hoiho?"

Valtin hörte nun wohl, daß es Wenden oder Böhmen waren, die bis Hamburg wollten, und trug sein Anliegen vor, so gut es ging. Der Böhmake verstand endlich und bedung sich einen Lohn aus, der so gering war, daß ihn Valtin gleich als Angeld zahlte.

Und nun fuhren sie nach dem Floß hinüber.

Als sie neben demselben anlegten, fanden sich auch die beiden andern

Männer ein, zu denen nun der Jüngere sprach und ihnen das Geldstück überreichte. Sie schienen's zufrieden, und der Aelteste, schon ein Mann über Fünfzig, und allem Anscheine nach der Führer, lüpfte seine viereckige, mit Pelz besetzte Mütze, und bot Greten und gleich darauf auch Valtin seine Hand, um ihnen beim Hinaufsteigen auf das Floß behülflich zu sein. Es war ziemlich an der Hinterseite, nicht weit von dem großen Drehbalken, der als Steuer diente, und unsere beiden Flüchtlinge nahmen in Nähe desselben Platz. Alles gefiel ihnen, und Grete freute sich, daß Valtin den Muth gehabt und die Flößer angerufen hatte; am besten aber gefiel ihnen der Mann am Steuer, der lebhaft und lustig war und sich beflissen zeigte, sie zu zerstreuen und ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Er plauderte mit ihnen, so gut es ein paar Wörter zuließen, und war erfinderisch in immer neuen Aufmerksamkeiten.

Als die Sonne schon ziemlich hoch stand, sah er, daß die vom Wasser zurückgeworfenen Strahlen die jungen Leute blendeten und kaum daß er es wahrgenommen, als er auch schon das Steuer in Valtins Hand legte und sich daran machte, mit Benutzung umherliegender Bretter, aus einem großen Stück Segelleinwand ein Zelt für seine Schutzbefohlenen aufzurichten. Sie setzten sich unter das Dach und genossen nun erst der eigenthümlichen Schönheit ihrer Fahrt. Am Ufer hin stand das hohe Schilf, und wenn dann das Floß den grünen Schilfgürtel streifte, flogen die Wasservögel in ganzen Völkern auf und fielen plätschernd und schreiend an weiter flußabwärts gelegenen Stellen wieder ein. Der Himmel wölbte sich immer blauer, und ein Mittagswind, der sich aufgemacht hatte, strich frisch an ihnen vorüber und kühlte die Tageshitze. Vorne, durch die ganze Länge des Flosses von ihnen getrennt, standen nach wie vor die beiden älteren Männer und angelten, ihre Haltung aber zeigte nur zu deutlich, daß sie mit dem Ertrag ihres Fanges wenig zufrieden waren. Waren es doch immer nur kleine Fische, die, so oft sie die Schnur zogen, in der Sonne hell aufblitzen. Jetzt aber gab es einen Freudenschrei, und ein Breitfisch so groß und schwer, daß die Schnur am Reißen war, flog mit einem Ruck an Bord. Das war es, worauf sie gewartet hatten, und sie schütteten nun die neben ihnen stehende Kufe mit sammt ihrem Inhalt wieder aus, füllten sie frisch mit Wasser und trugen ihren großen Fang wie im Triumph auf die Mitte des Flosses, wo schon seit einiger Zeit ein hell aufwirbelnder Küchenrauch die Vorbereitungen zu einer Mahlzeit anzudeuten schien. Und in der That hantirte hier emsig und lärmend ein junges Frauenzimmer umher, das mit seinen stechenden, kohlschwarzen Augen wohl dann und wann zu den neuen Ankömmlingen flüchtig herüber gesehen, im Uebrigen aber durch seine ganze Haltung weder Freude noch Theilnahme bezeigt hatte.

Und immer weiter ging die Fahrt, und immer stiller wurde der Tag. Auch der Mann am Steuer schwieg jetzt, und Valtin und Grete hörten nichts mehr als das Gurgeln des Wassers und das Gezirp im Rohr und dazwischen den Küchenlärm, in dem sich das junge Frauenzimmer, je näher

die Mahlzeit rückte, desto mehr zu gefallen schien. Und jetzt nahm sie einen blanken Teller, hielt ihn hoch, und schlug mit einem Quirl an die Außenseite. Das war das Zeichen, und alle versammelten sich um die Feuerstelle her. Nur Valtin und Grete waren zurückgeblieben; aber der Alte kam alsbald auf sie zu, und nach kurzer Ansprache, von der sie nichts verstehen konnten, nahm er Greten an der Hand, und führte sie, während er die gangbarsten und trockensten Stellen aussuchte, bis auf die Mitte des Flosses.

Und jetzt erst erkannten unsre Flüchtlinge, wie sonderbar, aber auch wie zweckentsprechend, die hier befindliche Kochgelegenheit aufgebaut und eingerichtet war. Das ganze Floß, auf mehr als zehn Schritt im Quadrat, war wie mit einem dicken Rasen überdeckt, auf dem sich wiederum, ebenfalls aus Rasenstücken aufgeschichtet, ein wohl drei Fuß hoher und unverhältnißmäßig breiter und geräumiger Herd erhob. In diesen waren Löcher eingeschnitten, und in den Löchern standen Töpfe, um die mehrere kleine Feuer lustig flackerten. Und nun setzten sich die Männer in Front des Herdes, so daß sie den Fluß hinuntersehen konnten, und nahmen ihr Mahl ein, das zunächst aus einer Brühe mit Huhn und Hirse, dann aber aus dem Breitfisch, dem letzten Ertrag ihres Fanges bestand. Alle ließen sich's schmecken; und als Valtin, gegen den Schluß des Mahles hin, sich über ihr Wohlleben verwunderte, lachte der Alte und beschrieb einen Kreis mit seiner Rechten, als ob er andeuten wolle, daß ihm Ufer und Landschaft, mit allem was darauf fleucht und kreucht, tributpflichtig seien.

Und nun war das Mahl beendet, und Valtin und Grete, nachdem sie gedankt, erhoben sich und suchten wieder ihr Zelt in Nähe des Steuers auf.

Sie mußten, an Neumühlen vorüber, schon meilenweit gefahren sein und hätten sich zu Jeglichem um sie her beglückwünschen können, wenn nicht das junge Frauenzimmer mit den blanken Flechten und den schwarzen Stechaugen gewesen wäre. Valtin hatte nichts bemerkt, aber der schärfer sehenden Grete war es nicht entgangen, daß sie seit Mittag kein Auge von ihnen ließ und ersichtlich etwas gegen sie vorhatte. Ob aus Eifersucht oder Habsucht, ließ sich nicht erkennen, aber etwas Gutes konnt' es nicht sein, und als der Tag sich neigte, rückte Grete näher und theilte Valtin ihre Besorgnisse mit. Dieser schüttelte den Kopf und wollte davon nichts wissen, und siehe da, auch Grete vergaß es wieder, als sich, gleich nach Sonnenuntergang, ein neues Leben auf dem Flosse zu regen begann. Der Alte nahm eine Fiedel, und die Frauensperson, die sich mittlerweile geputzt und eine rothe Schürze angelegt hatte, führte mit dem jungen Burschen einen böhmischen Tanz auf. Danach setzten sie sich an den Herd und sangen Lieder, die der Alte mit ein paar Strichen auf der Fiedel begleitete.

Und nun kam die Dämmerung und die Sterne begannen matt zu flimmern. Das Floß selbst hatte sich hart an's Ufer gelegt, das hier, anfänglich flach, dreißig Schritte weiter landeinwärts eine hohe, steile Wandung zeigte. Es war noch hell genug, um die rothgelben Töne des fetten Lehm-

bodens erkennen zu können. Alles schwieg, und nur Grete, der ihr Verdacht wiedergekommen war, sagte leise: „Valtin, ich habe doch Recht. Ich fürchte mich."

„Glaubst Du wirklich, daß es böse Leute sind?"

„Nicht eigentlich böse Leute, aber sie werden der Versuchung nicht widerstehen können. Du hast ihnen Geld gezeigt, und die Frau hat gesehen, daß ich Schmuck trage. Sie werden uns berauben wollen. Und setzest Du Dich zur Wehr, so ist es unser letzter Tag."

Valtin überlegte hin und her, und sagte dann: „Ich fürcht', es ist wie Du sagst. Und so müssen wir wieder fliehen. Ach, immer fliehen! Auch noch auf der Flucht eine Flucht." Und er seufzte leise.

Grete hörte die Klage wohl heraus, aber sie hörte zugleich auch, daß es kein Vorwurf war, und so nahm sie seine Hand und sah ihn bittend an. Kannte sie doch ihre Macht über ihn. Und diese Macht blieb ihr auch diesmal treu, und alles war wieder gut.

Es traf sich glücklich, daß das Floß mit eben dem Hinter-Eck, auf dem ihr Zelt stand, auf den Ufersand gefahren war. Sie theilten sich's mit und kamen überein, auf das Segeltuch, das sie den Tag über zu Häupten gehabt hatten, eine Silbermünze zu legen, und sobald alles schliefe, mit einem einzigen Satz an's Ufer zu springen. Wären sie dann erst die steile Lehmwand hinauf, so würde sie niemand mehr verfolgen. Und wenn es geschäh', so wär' es ohne Noth und Gefahr, denn Schiffsleute hätten einen schweren Gang und wären langsam zu Fuß.

Und während sie so sprachen, war der Mond aufgegangen. Das erschreckte sie vorübergehend. Aber es standen auch Wolken am Himmel, und so warteten sie, daß diese heraufziehen und den Mond überdecken möchten.

Und nun war es geschehen. „Jetzt", sagte Valtin, und den Beistand des Himmels anrufend, sprangen sie vom Floß an's Ufer. Das seichte Wasser, das hier um ein paar Binsen herstand, klatschte hoch auf; aber sie hatten dessen nicht Acht, und im nächsten Augenblicke die steile Lehmwand erkletternd, schritten sie rasch über das Feld hin und in die Nacht hinein.

Niemand folgte.

15. Drei Jahre später.

Drei Jahre waren seitdem vergangen, und wieder färbte der Herbst die Blätter roth; allüberall in der Altmark, und nicht zum wenigsten in dem Städtchen Arendsee, dessen endlos lange Straße, zugleich seine einzige, nach links hin aus Häusern und Gärten, nach rechts hin aus Klostergebäuden und zwischenliegenden Heckenzäunen bestand. Hinter einem dieser Heckenzäune, der abwechselnd von Dorn und Liguster gebildet wurde, ließ sich ein auf Säulen ruhender Kreuzgang erkennen, in dessen quadratischer Mitte der Klosterkirchhof lag, wild und verwahrlost, aber in seiner Verwahrlosung nur um so schöner. Einige hochaufgemauerte Grabsteine schimmerten

aus allerlei Herbstesblumen und dichtem Grase hervor, die meisten aber versteckten sich im Schatten alter Birnbäume, deren ungestützte Zweige mit ihrer Last bis tief zu Boden hingen. Vorüberziehende Fremde würden sich des Bildes gefreut haben, das eben jetzt, bei niedergehender Sonne, von absonderer Schönheit war; ein paar Arendsee'sche Bürger aber, Handwerker und Ackersleute zugleich, die mit ihrem Gespann vom Felde hereinkamen, achteten des wohlbekannten Anblicks nicht und hielten erst, als sie schon dreißig Schritt über den Heckenzaun hinaus waren und an der andern Seite der Straße dreier hochbepackter Wagen ansichtig wurden, die hier, vor einer alten Ausspannung mit tiefer Einfahrt, den ohnehin schmalen Weg beinah versperrten.

„Süh, Kersten, doa sinn se all. Awers hüt wahrd et nix mihr."

„Nei, hüt nich. Un weet'st all, Hanne, se speelen joa nicht blot mihr mit Zocken un Puppen. Se kümmen joa nu sülwer 'rut."

„Joa; so hebb ick't ook hürt. Richt'ge Minschen. . . Jott, wat man nich allens erlewen deiht!"

Und damit gingen sie vorüber, weiter in die Stadt hinein.

Und es war so, wie die beiden Ackerbürger gesagt hatten. Puppenspieler, die, wie's dazumalen aufkam, ihre Puppen zeitweilig im Kasten ließen und an Stelle derselben in eigener Person auftraten, waren an eben jenem Nachmittag in das Städtchen gekommen und hatten sich's in der Ausspannung, vor der ihre Wagen hielten, bequem gemacht. Da saßen sie jetzt zu vier um den Tisch der großen Schenkstube herum, ihrem Aufputz und ihrer Redeweise nach, oberdeutsches Volk, und verthaten das Geld, das ihnen der Salzwedel'sche Michaelismarkt eingebracht hatte. Denn von daher kamen sie. Zwei derselben alte Bekannte von uns. Der Schwarzhaarige, mit einer Narbe quer über der Stirn, war derselbe, den wir an jenem hellen Juli-Vormittag, an dem unsere Geschichte begann, an der Emrentz Fenster vorüber seinen Umritt hatten machen sehn, und der neben ihm, ja, das mußte, wenn nicht alles täuschte, der Hagre, Schlackerbeinige mit dem weißen Hemd und der hohen Filzmütze sein, der bei Tage die Pauke gerührt und am Abend, in seinem hölzernen Abbild wenigstens, den Polizei-Schergen des „jüngsten Gerichtes" gemacht hatte. Ja, sie waren es wirklich, dieselben fahrenden Leute, denn eben erschien auch die große stattliche Frau, die damals, in halb spanisch halb türkischem Aufzug, als Dritte zwischen ihnen zu Pferde gesessen. Auch heute war sie verwunderlich genug gekleidet, trug aber, statt des langen schwarzen Schleiers mit den Goldsternchen, ein scharlachrothes Manteltuch, das sie, voll Majestät und nach Art eines Krönungsmantels, um ihre Schultern gelegt hatte. „Ach, Zenobia", riefen alle, und rückten zusammen, um ihr am Tische Platz zu machen. Mit ihr zugleich war der Wirth eingetreten, ein paar Kannen im Arm, und überbot sich alsbald in Raschheit und Dienstbeflissenheit gegen seine Gäste. Wußt' er doch, daß sie mit vollem Beutel kamen, und außerdem Freibrief und gutes Zeugniß von aller Welt Obrigkeit aufzuweisen hatten. Und was wollt' er mehr?

„Wirth," rief der Schwarzhaarige, der auch heute wieder die Herrenrolle spielte, „die Salzwedel'schen haben mir gefallen. Die drehen den Schilling nicht erst ängstlich um. Zwei Mal gespielt jeden Tag, erst die Puppen und dann wir selber. Und immer voll und kein Apfel zur Erde. Ein lustiges Volk; nicht wahr, Wirth? Und wie heißt doch der Spruch von den Salzwedel'schen? Ihr kennt ihn?"

„Ei, freilich; welcher Altmärk'sche wird den nicht kennen. Ein guter Spruch, und er geht so:

De Stendal'schen drinken gerne Wien,
De Gardeleger wüll'n Junker sien,
De Tangermünd'schen hebben Moth,
De Soltwedler awers, de hebben dat Goth."

„Ja, das haben sie, das haben sie," schrien Alle durcheinander und der Wirth wiederholte seinerseits: „Ein guter Spruch, ihr Herren. Blos daß die Arendsee'schen drin vergessen sind."

„Ei, warum vergessen! Solch' Sprüchel ist ja nicht wie's Vaterunser, wo nichts zukann und nichts weg. Was ihm fehlt, das machen wir dazu. Könnt Ihr nicht einen Reim machen, Wirth? Ein Wirth muß Alles können, reimen und rechnen."

„Ja, rechnen!" fiel der Chorus ein.

„Aergert ihn nicht, sonst bringt er's nicht zu Stand'. Und ich seh's ihm an, daß er dran haspelt. Habt Ihr's?"

„Ja. . . . De Stendal'schen drinken gerne Wien . . ."

„Nein, nein, das nicht. Das ist ja die alte Leier. Wir wollen den neuen Reim hören, den Arendsee'schen." Und so ging es unter Lärmen und Schreien weiter, bis der Wirth eine Pause wahrnahm und in schelmischem Ernst über den Tisch hindeclamirte:

Un di Arendsee'schen, di hebben dat Stroh,
Awers hebben fifteig'n Nonnen dato.

„Funfzehn Nonnen! Habt Ihr gehört? Aber woher denn Nonnen? Es giebt ja keine Nonnen mehr. Ich meine hier zu Land. Unten im Reich, da hat's ihrer noch genug. Nicht wahr, Zenobia? Aber hier! Alles aufgehoben, was sie ‚säcularisiren' nennen. Habe mir's wohl gemerkt. Und das hat Euer vorvoriger Herr Churfürst gethan, der Herr Joachim, den ich noch habe begraben sehn. War das erste Mal, daß mein Vater selig bis hier hinauf in's Wittenberg'sche kam. Anno 71, und ich war noch ein Kind."

„Ja, sie sind aufgehoben. Aber 's giebt ihrer doch noch, hier und überall im Land. Und obwohlen unser alter Roggenstroh alle Sonntage gegen sie predigt, es hilft ihm nichts, sie bleiben doch. Und warum bleiben sie? Weil sie den adligen Anhang haben. Und oben in Cölln an der Spree, na, das weiß man, da sitzen auch die Junkerchen zu Rath und drücken ein Auge zu."

„Gut, gut. Meinetwegen. Lassen wir die Junker und die Nonnen. Es muß auch Nonnen geben. Nicht wahr, Zenobia?"

Diese zog ihre rothe Drapirung nur noch fester um ihre Schultern und schwieg in königlicher Würde weiter.

„Un hebben fifteig'n Nonnen dato! Wahrhaftig, Wirth, das habt Ihr gut gemacht, sehr gut. Ihr könnt't uns die Stücke schreiben. Was meinst, Nazerl, wir haben schon schlecht're gehabt! Aber singen wir; Du singst vor, Matthes." Und der Angeredete, der seinem starr und aufrecht stehenden rothen Haare, vor allem aber seinen linsengroßen Sommersprossen nach der einzig Plattdeutsche von der Gesellschaft zu sein schien, intonirte mit heiserer Stimme: „Kaiser Karolus sien bestet Peerd."

„Nicht doch, nicht doch," fuhr der mit der Narbe dazwischen, „das kann Zenobia nicht hören; das singen ja die Knechte. Sing' Du, Hinterlachr. Aber was Fein's und Zierlich's." Und Hinterlachr sang:

Zu Bacharach am Rheine
Da hat mir's wohlgethan,
Die Wirthin war so feine,
So feine,
Und als wir ganz alleine . . .

„Ach dummes Zeug. Immer Weiber und Weiber. Aber sie denken nicht dran; und am wenigsten, was eine richtige Wirthin ist. Sie lachen Dich aus. Nazerl, mach' Du Dein' Sach'. Aber nichts von den Weibern; hörst Du. Halt Dich an das!" Und dabei schob er ihm eine frische Kanne zu, die der Wirth eben herein gebracht hatte.

Und Nazerl hob an:

Der liebste Buhle, den ich hab',
Der liegt beim Wirth im Keller,
Er hat ein hölzins Röcklein an
Und heißet Muskateller:
Hab' manche Nacht mit ihm verbracht,
Er hat mich immer glücklich 'macht, glücklich 'macht,
Und lehrt mich lustig singen."

„Das ist recht. Der liebste Buhle, den ich hab' . . . das gefällt mir. Der Natzi hat's getroffen. Was meinst, Zenobia?" Und alle wiederholten den Vers und stießen mit ihren Kannen und Bechern zusammen.

„Ihr müßt nicht so lärmen," sagte jetzt der, der mit ‚Bacharach am Rheine' so wenig durchgedrungen war. „Er liegt grad' über uns, und ich glaub', er macht es nicht lange mehr."

Zenobia nickte.

So ging's unten her. Ueber ihnen aber, auf einer Schütte Stroh, drüber ein Laken gebreitet war, lag ein Kranker, ein Kissen unterm Kopf und mit ein paar Kleidungsstücken zugedeckt. Neben ihm, auf einem Fußschemel, saß eine junge Frau, blaß und fremd, und hielt mit ihrer Rechten den Henkel eines als Wiege dienenden Korbes, mit ihrer Linken die Hand des

Kranken. Dieser schien einen Augenblick geschlafen zu haben, und als er jetzt die Augen wieder öffnete, beugte sie sich zu ihm nieder und fragte leise: „Wie ist Dir?"

„Gut."

„Ach, sage nicht gut. Deine Stirn brennt, und ich seh' wie Deine Brust fliegt. Mein einzig lieber Valtin, vergieb mir, sage mir, daß Du mir vergiebst."

„Was, Grete? Was soll ich Dir vergeben?"

„Was? was? Alles, Alles! Ich bin Schuld an Deinem Elend und nun bin ich Schuld an Deinem Tod. Aber ich wußt' es nicht anders und ich wollt' es nicht. Ich war ein Kind noch, und sieh', ich liebte Dich so sehr. Aber nicht genug, nicht genug, und es war nicht die rechte Liebe. Sonst wär' es anders gekommen, alles anders."

„Laß es, Grete."

„Nein, ich laß es nicht. Ich will mein Herz ausschütten vor Dir. Ach, sonst beichten die Sterbenden, ich aber will Dir beichten, Dir.

Er lächelte. „Du hast mir nichts zu beichten."

„Doch, doch. Viel, viel mehr als Du glaubst. Denn sieh, ich habe nur an mich gedacht; das war es; da liegt meine Schuld. Es kommt alles von Gott, auch das Unrecht, das man uns anthut, und wir müssen es tragen lernen. Das hat mir Gigas oft gesagt, so oft; aber ich wollt' es nicht tragen und hab' aufgebäumt in Haß und in Ungeduld. Und in meinem Haß und meiner Ungeduld hab ich Dich mit fortgezwungen, und habe Dich um Glück und Leben gebracht."

Er schüttelte den Kopf und wiederholte nur leise: „Laß es, Grete. Du hast mich nicht um das Glück gebracht. Es war nur anders, als andrer Leute Glück. Weißt Du noch, als wir auf dem Floß fuhren und das Schilf streiften und die Wasservögel aufflogen, ach, wie stand da der Himmel so blau und golden über uns und wie hell schien uns die Sonne! Ja, da waren wir glücklich. Und als wir dann auf Lübeck zogen und das Holstenthor vor uns hatten, das uns mit seinen grünen und rothen Ziegeln ansah, und dann Musik und Fahnenschwenker auf uns zukamen, als ob man uns einen Einzug machen wolle, da lachten wir und waren froh in unserem Herzen, denn wir nahmen es als ein gutes Zeichen und wußten nun, daß wir gute Tage haben würden. Und wir hatten sie auch, und hätten sie noch, denn fleißige Tage sind gute Tage, wenn nicht der Streit gekommen wär', der Streit um nichts. Da freilich war es aus. . . Aber lassen wir's. Was wir gehabt haben, das haben wir gehabt. Meinst nicht, Gret'? Und nun gieb mir das Kind, daß ich mich seiner freue."

Grete war aufgestanden, um ihm das Kind zu geben; aber eh' sie's aufnehmen konnte, befiel ihn ein Stickhusten, wohl von der Anstrengung des Sprechens, und als der Anfall endlich vorüber war, lag er schweißgebadet da, matt und halbgeschlossenen Auges, wie ein Sterbender.

So vergingen Minuten, bis er sich wieder erholt hatte und trinken zu wollen schien. Wenigstens sah er sich um, als such' er etwas. Und wirklich, neben seinem Lager stand ein Hasenglas, d'rin ihm aus Brodrinden und dünnem Essig ein Getränk gemacht worden war. Aber der Geschmack widerstand ihm, und er wies es zurück und sagte: „Wasser". Und Grete holte den Wasserkrug herbei, der aber groß und unhandlich, und viel zu schwer war, um d'raus zu trinken, und als sie noch unschlüssig dastand und überlegte, wie sie den Trunk ihm reichen solle, hob er sich mühsam auf und sagte lächelnd: „Aus Deiner Hand, Gret'; ein paar Tropfen blos. Ich brauche nicht viel." Und sie that's und gab ihm. Als er aber getrunken, hielt sie sich nicht länger mehr und rief, während sie halb im Gebet und halb in Verzweiflung ihre Hände gen Himmel streckte: „Ach, daß ich leben muß! Valtin, mein einzig Geliebter, nimm mich mit Dir, mich und unser Kind. Was hier noch war, warst Du. Nun gehst Du. Und wir sind unnütz auf dieser Welt."

„Nein, Grete, nicht unnütz. Und Du mußt leben, leben um des Kindes willen. Auch wenn es Dir schwer wird. Und Du wirst es, denn Du hattest immer einen tapfern und guten Muth. Ich weiß davon. Und nun hör' mich und thu' wie ich Dir sage. Aber bücke Dich; bitt', denn es wird mir schwer."

Und sie rückte näher an sein Kissen.

„Es muß etwas geschehen," fuhr er fort „und Du kannst nicht mehr bleiben mit den fahrenden Leuten unten. Ich mag sie nicht schelten, denn sie waren gut mit uns, aber sie sind doch anders als wir. Und Du mußt wieder eine Heimstätt' haben und Herd und Haus, und Sitt' und Glauben. Und so versprich' mir denn, mache Dich los hier, in Frieden und guten Worten, und zieh' wieder heim und sage . . . und sage . . . . daß ich schuld gewesen."

Grete schüttelte heftig den Kopf. Ihm die Schuld zuschieben, das erschien ihr schwerer als Alles. Er aber legte still seine Hand auf ihren Mund und wiederholte nur: „. . . daß ich schuld gewesen. Und wenn Du das gesagt hast, Grete, dann sag' auch, Du kämest, um wieder gut zu machen, was Du gethan, und sie sollten Dich halten als ihre Magd. Und Du wolltest kein Glück mehr, nein, nur Ruh und Rast. Und dann mußt Du niederknieen, nicht vor ihr, aber vor Deinem Bruder Gerdt. Und er wird Dich aufrichten . . . ."

„Ach, daß es käme, wie Du sagst! Aber ich kenn' ihn besser. Er wird mir droh'n und mich von seiner Schwelle weisen, mich und das Kind, und wird uns böse Namen geben."

„Ich fürcht' es nicht. Aber wenn er härter ist, als ich ihn schätze, dann geh' ihn an um Dein Erbe, das wird er Dir nicht weigern können. Und dann suche Dir einen stillen Platz und gründe Dir ein neues Heim und einen eigenen Herd. Thu's, Gret'. Ich weiß, Du hast ein trotzig Gemüth; aber bezwinge Dich um des Kindes willen. Versprich' mir's. Willst Du?"

„Ich will."

Es schien, daß sie noch weiter sprechen wollt', aber in diesem Augenblicke trat Zenobia ein und sagte: „Denk', Gret', 's giebt noch a Spiel heut

Den ‚Sündfall‘ wollen's. Das Leutvolk laßt uns ka Ruh nit. Aber a ‚Sündfall‘ ohn' a Engel? Das geht halt nit. Und d'rum komm' i. Was meinst, Gret'?"

Diese starrte vor sich hin.

„Geh'", sagte Valtin. „Rücke den Korb dicht her zu mir und spiele den Engel. Und wenn die Stelle kommt, wo Du die Palme hebst, dann denk' an mich."

Und sie rückte den Korb näher an sein Lager und beugte sich über ihn. Er aber nahm noch einmal ihre Hand und sagte: „Und nun leb' wohl, Gret', und vergiß es nicht. Ich höre jedes Wort. Geh'. Ich wart' auf Dich."

Und Grete ging und barg ihr Gesicht in beide Hände.

16. Die Nonnen von Arendsee.

Am andern Morgen ging es in Arendsee von Mund zu Mund, daß einer von den Puppenspielern über Nacht gestorben sei. An allen Ecken sprach man davon, und alles war in Aufregung. Was mit ihm thun? Ein Sarg war beschafft worden, das war in der Ordnung; aber wo ihn begraben, das blieb die Frage. War ihr Kirchhof ein Begräbnißplatz für fahrende Leute, von denen keiner wußte, wes Glaubens sie seien, Christen oder Heiden! Oder vielleicht gar Türken. Und dabei dachte jeder an die Frau, die gestern, vor Beginn des Spiels, ein langes rothes Tuch um die Schulter, am Eingange gesessen hatte.

Es war klar, daß nur der alte Prediger Roggenstroh den Fall entscheiden konnte; und ehe Mittag heran war, wußte jeder, daß er ihn entschieden habe und wie. Grete selber hatte, neben einer eindringlichen Ermahnung, das Nein aus seinem Munde hören müssen.

Da war nun große Noth und Trübsal, und es wurd' erst wieder lichter um Gretens Herz, als sich die Wirthin ihrer erbarmte und ihr anrieth, drüben in's Kloster zu den Nonnen zu gehen, die würden schon Rath schaffen und ihr zu helfen wissen, wär' es auch nur, weil sie den alten Roggenstroh nicht leiden könnten. Sie solle nur Muth haben und nach der Domina fragen, oder, wenn die Domina krank sei (denn sie sei sehr alt) nach der Ilse Schulenburg. Die habe das Herz auf dem rechten Fleck und sei der Domina rechte Hand. Und wenn diese stürbe, dann würde sie's.

Das waren rechte Trosteworte, und als Grete der Wirthin dafür gedankt, machte sie sich auf, um drüben im Kloster das ihr bezeichnete Haus aufzusuchen. Ein paar halbwachsene Kinder, die vor dem Thor der Ausspannung spielten, wollten ihr den Weg zeigen, aber sie zog es vor allein zu sein und ging auf die Stelle zu, wo der Heckenzaun und dahinter der Kreuzgang war. Als sie hier, trotz allem Suchen, keinen Eingang finden konnte, preßte sie sich durch die Hecke hindurch und stand nun unmittelbar vor einer langen offenen

Rundbogen-Reihe, zu der ein paar flache Sandstein-Stufen von der Seite her hinaufführten. Drinnen an den Gewölbekappen befanden sich halbverblaßte Bilder, von denen eines sie fesselte: Engelsgestalten, die schwebend einen Todten trugen. Und sie sah lange hinauf und ihre Lippen bewegten sich. Dann aber stieg sie, nach der andren Seite hin, die gleiche Zahl von Stufen wieder hinab und sah sich alsbald inmitten des Klosterkirchhofes, der fast noch wirrer um sie her lag, als sie beim ersten Anblick erwartet. Wo nicht die Birnbäume mit ihren tiefherabhängenden Zweigen alles überdeckten, standen Dill- und Fencheldolden, hoch in Samen geschossen; dazwischen aber allerhand verspätete Kräuter, Thymian und Rosmarin, und füllten die Luft mit ihrem würzigen Duft. Und sie blieb stehen, duckte sich und hob sich wieder, und es war ihr, als ob diese wuchernde Gräberwildniß, diese Pfadlosigkeit unter Blumen, sie mit einem geheimnißvollen Zauber umspinne. Endlich hatte sie das Ende des Kirchhofes erreicht, und sie sah zwischen den Bogen hindurch, die das Viereck auch nach dieser Seite hin abschlossen, auf den in der Tiefe liegenden Klostersee, den nach links hin, ein paar hundert Schritt weiter abwärts, einige Häuser umstanden. Eines davon, das vorderste, steckte ganz in Epheu und war bis in Mittelhöhe des Daches von fleischblättrigem und rothblühendem Hauslaub überdeckt. All das ließ sich deutlich erkennen, und als Grete bis dicht heran war, sah sie, daß eine Magd auf dem Schwellsteine stand und den großen Messingklopfer putzte.

„Wer wohnt hier?“ fragte Grete.

„Das Fräulein von Jagow.“

„Ist es eine von den Nonnen?“

Das Mädchen lachte. „Von den Nonnen? Wir haben keine Nonnen mehr. Es ist die Domina.“

„Das ist gut. Die such' ich.“

Und das Mädchen, ohne weiter eine Frage zu thun, trat in den Flur zurück, um ihr den Weg frei zu machen, und wies auf eine Thür zur Linken. „Da.“

Und Grete öffnete.

Es war ein hohes, gothisches, auf einem einzigen Mittelpfeiler ruhendes Zimmer, drin es schwer hielt sich auf den ersten Blick zurecht zu finden, denn nur wenig Sonne fiel ein, und alles Licht, das herrschte, schien von dem Feuer herzukommen, das in dem tiefen und völlig schmucklosen Kamine brannte. Neben diesem, einander gegenüber, saßen zwei Frauen, sehr verschieden an Jahren und Erscheinung, zwischen ihnen aber lag ein großer, gelb und schwarz gefleckter Wolfshund, mit spitzem Kopf und langer Ruthe, der der Jüngeren nach den Augen sah und wedelnd auf die Bissen wartete, die diese ihm zuwarf. Er ließ sich auch durch Gretens Eintreten nicht stören und gab seine Herrin erst frei, als diese sich nach der Thür hin wandte und in halblautem Tone fragte „Wen suchst Du, Kind?“

„Ich suche die Domina.“

„Dies ist sie.“ Und dabei zeigte sie nach dem Stuhl gegenüber.

Die Gestalt, die hier bis dahin zusammengekauert gesessen hatte, richtete

sich jetzt auf, und Grete sah nun, daß es eine sehr alte Dame war, aber mit scharfen Augen, aus denen noch Geist und Leben blitzte. Zugleich erhob sich auch der Hund und legte seinen Kopf zutraulich an Gretens Hand, was ein gutes Vorurtheil für diese weckte. Denn „er kennt die Menschen“, sagte die Domina.

Diese hatte mittlerweile Greten an ihren Stuhl herangewinkt.

„Wie heißt Du, Kind? Und was führt Dich her? Aber stelle Dich hier ins Licht, denn mein Ohr ist mir nicht mehr zu Willen, und ich muß Dir's von den Lippen lesen.“

Und nun erzählte Grete, daß sie zu den fahrenden Leuten gehöre, die gestern in die Stadt gekommen seien, und daß einer von ihnen, der ihr nahe gestanden, in dieser Nacht gestorben sei. Und nun wüßten sie nicht, wohin ihn begraben. Einen Sarg hätten sie machen lassen, aber sie hätten kein Grab für ihn, kein Fleckchen Erde. Wohl sei sie bei dem alten Prediger gewesen und hab' ihn gebeten, aber der habe sie hart angelassen und ihr den Kirchhof versagt. Den Kirchhof und ein christlich Begräbniß.

„Bist Du christlich?“

„Ja.“

„Aber Du siehst so fremd.“

„Das macht, weil meine Mutter eine Span'sche war.“

„Eine Span'sche? . . Und im alten Glauben?“

„Ja, Domina.“

Die beiden Damen sahen einander an, und die Domina sagte: „Sieh', Ilse, das hat ihr der Roggenstroh von der Stirn' gelesen. Er sieht doch schärfer, als wir denken. Aber es hilft ihm nichts, und wir wollen ihm einen Strich durch die Rechnung machen. Er hat seinen Kirchhof und wir haben den unsren. Und auf unsrem, denk' ich, schläft sich's besser.“

„Ja, Domina.“

„Sieh', Kind, das sag' ich auch. Und ich warte nun schon manches Jahr und manchen Tag darauf. Aber der Tag will nicht kommen. Denn Du mußt wissen, ich werde fünf und neunzig, und war schon geboren und getauft, als der Wittenberg'sche Doctor gen Worms ging und vor Kaiser Carolus Quintus stand. Ja, Kind, ich habe viele Zeiten gesehen, und sie waren nicht schlechter als unsre Zeiten sind. Und morgen um die neunte Stunde, da komm nur herauf mit Deinem Todten, und da soll er sein Grab haben. Ein Grab bei uns. Und nicht an schlechter Stell' und unter Unkraut; nein, wir wollen ihn unter einem Birnbaum begraben, oder, so Du's lieber hast, unter einem Fliederbusch. Hörst Du. Verlaß Dich auf mich und auf diese hier. Denn die hier und ich, wir verstehen einander, nicht wahr, Ilse? Und wir wollen die Klosterglocke läuten lassen, daß es der Roggenstroh bis in seine Stube hört und nächsten Sonntag wieder gegen uns predigt, gegen uns und gegen den Antichrist. Das thut er am liebsten, und wir hören es am liebsten. Und nun geh', Kind. Ich hasse den Hochmuth und weiß nur das Eine, daß unser All-Erbarmer für unsre Sünden gestorben ist und nicht für unsre Gerechtigkeit.“

Und danach ging Grete und der Hund begleitete sie bis an die Thür.

Als die beiden Frauen wieder allein waren, sagte die Domina: „Unglück-lich' Kind. Sie hat das Zeichen."

„Nicht doch; sie hat schwarze Augen. Und die hab' ich auch."

„Ja, Ilse. Aber Deine lachen und ihre brennen."

„Du siehst zuviel, Domina."

„Und Du zu wenig. Alte Augen sehen am besten im Dunkeln. Und das Dunkelste ist die Zukunft."

* * *

Und so kam der andre Morgen.

Die neunte Stunde war noch nicht heran, als ganz Arendsee die Klosterglocke läuten hörte. Und auch Roggenstroh hörte sie; das verdroß ihn. Aber, ob es ihn verdroß oder nicht, von der tiefen Einfahrt des Gasthofes her setzte sich ein seltsamer Zug in Bewegung, ein Begräbniß, wie die Stadt noch keines gesehen; denn die vier Puppenspieler trugen den Sarg, der auf eine Leiter gestellt worden war, und hinter ihnen her ging Grete, nur auf Zenobia gestützt, die sich heute von allem Roth entkleidet und statt dessen an ihren Spitzhut wieder ihren langen schwarzen Schleier mit den Goldsternchen befestigt hatte. Und dann kamen Kinder aus der Stadt, die vordersten ernst und traurig, die letzten spielend und lachend, und so ging es die Straße hinunter, in weitem Bogen um den Kirchhof herum, bis an die See-Seite, wo, von alter Zeit her, der Eingang war.

In Nähe dieses Einganges, unter einem hohen Fliederbusch, der mit seinen Zweigen bis in den Kreuzgang hineinwuchs, hatte der Klostergärtner das Grab gegraben. Und um das Grab her standen die Nonnen von Arendsee: Barbara v. Rundstedt, Adelheid v. Rademin, Mette v. Bülow, und viele andere noch, alle mit Spitzhauben und langen Chormänteln, und in ihrer Mitte die Domina, klein und gebückt, und neben ihr Ilse v. Schulenburg, groß und stattlich. Und als nun der Zug heran war, öffnete sich der Kreis und mit Hülfe von Seilen und Bändern, die zur Hand waren, wurde der Sarg hinabgelassen. Und nun schwieg die Glocke und die Domina sagte: „Sprich den Spruch, Ilse." Und Ilse trat bis dicht an das Grab und betete: „Unsre Schuld ist groß, unser Recht ist klein, Die Gnade Gottes thut es allein." Und alle Nonnen wiederholten leise vor sich hin: „Und die Gnade Gottes thut es allein." Danach warfen die Zunächststehenden eine Hand voll Erde dem Todten nach und als ihr Kreis sich gelichtet, drängten sich die Kinder von außen her bis an den Rand des Grabes und streuten Blumen über den untenstehenden Sarg: Astern aller Farben und Arten, die sie während der kurzen Ceremonie von den verwilderten Beeten gepflückt hatten.

Bald danach war nur noch Grete da, und sah auf den Fliederbusch, der bestimmt schien, das Grab zu schützen. Ein Vogel flog auf und über sie hin, und setzte sich dann auf eine Hanfstaude und wiegte sich. „Ein Hänf-

ling!" sagte sie. Und die Bilder vergangener Tage stiegen vor ihr auf; ihr Schmerz löste sich, und sie warf sich nieder und weinte bitterlich.

Als sie sich erhob, sah sie, daß Ilse, die mit den Andern gegangen war, zwischen den Rundbögen wieder herauf und auf sie zu kam, allem Anscheine nach, um ihr eine Botschaft zu bringen. Und so war es. „Komm, Grete," sagte sie, „die Domina will Dich sprechen;" und Beide gingen nun, außerhalb des Kreuzganges, zwischen diesem und dem See-Ufer hin, und auf das epheu-umsponnene Haus mit dem hohen Dach und den rothblühenden Laubstauden zu.

Es war schwül, trotzdem schon Octobertage waren, und die Domina, die nach Art alter Leute die Sonnenwärme liebte, hatte Tisch und Stühle in Front ihres Hauses bringen lassen. Hier saß sie vor dem dichten, dunklen Gerank, durch das von innen her der Wiederschein des Kaminfeuers blitzte, und auf das Tischchen neben ihr waren Obst und Lebkuchen gestellt, Ulmer und Basler, und eine zierliche Deckelphiole mit Syrakuser Wein.

Grete verneigte sich.

„Ich habe Dich rufen lassen," sagte die Domina „weil ich Dir helfen möchte, so gut ich kann. Es soll keiner ungetröstet von unsrer Schwelle gehen. So haben es die Arendsee'schen von Anfang an gehalten, und so halten sie's noch. Und auch Ilse wird es so halten. Nicht wahr, Ilse? . . . Und nun sage mir Kind, woher Du kommst und wohin Du gehst? Ich frag' es um Deinetwillen. Sage mir, was Du mir sagen kannst und sagen willst."

Und Grete sagte nun alles, und sagte zuletzt auch, daß sie zurück zu den Ihren wolle, zu Bruder und Schwester, um an ihrer Schwelle Verzeihung und Versöhnung zu finden.

„Das ist ein schwerer Gang."

Grete schwieg und sah vor sich hin. Endlich sagte sie: „Das ist es. Aber ich hab' es ihm versprochen. Und ich will es halten."

„Und wann willst Du gehen?"

„Gleich."

„Das ist gut. Ein guter Wille kann schwach werden, und wir müssen das Gute thun, so lange wir noch Kraft haben und die Lust dazu lebendig in uns ist. Sonst zwingen wir's nicht. Und nun gieb ihr einen Imbiß, Ilse, und eine Zehrung für den Weg. Und noch eins, Grete: bezwinge Dich wenn es fehlschlägt und wisse, daß Du hier eine Freistatt hast. Und eine Freistatt ist fast so gut wie eine Heimstatt. Und nun kniee nieder und höre mein Letztes und mein Bestes: ‚Der Herr segne Dich und behüte Dich, und gebe Dir seinen Frieden.' Ja, seinen Frieden; den brauchen wir alle, aber Du Arme, Du brauchst ihn doppelt. Und nun geh und eile Dich und laß von Dir hören."

Grete küßte der Alten die Hand und ging. Ilse mit ihr. Als diese zurückkam und ihren vorigen Platz an der Epheuwand eingenommen hatte, sagte die Domina: „Wir sehen sie nicht wieder."

„Aber Du hast ihr eine Freistatt geboten!“

„Weil wir das Unsre thun sollen . . . Und die Wege Gottes sind wunderbar . . . Ich sah den Tod auf ihrer Stirn. Und hab' Acht, Ilse, sie lebt keinen dritten Tag mehr!“

17. Wieder gen Tangermünde.

Grete war in weitem Umkreise bis an das Gasthaus zurückgegangen, um hier von den Leuten, die's gut mit ihr und ihrem Todten gemeint hatten, Abschied zu nehmen. Vor allem von Zenobia. Dann wickelte sie das Kind, das diese bis dahin gewartet hatte, in den Kragen ihres Mantels, und schritt aus der Stadt hinaus, auf die große Straße zu, die von Arendsee nach Tangermünde führte. Hielt sie sich zu, das waren der Wirthin letzte Worte gewesen, so mußte sie gegen die vierte Stund' an Ort und Stelle sein.

Der Weg ging anfänglich über Wiesen. Es war schon alles herbstlich; der rothe Ampfer, der sonst in breiten Streifen an dieser Stelle blühte, stand längst in Samen und die Vögel sangen nicht mehr; aber der Himmel wölbte sich blau und die Sommerfäden zogen, und mitunter war es ihr, als vergäße sie alles Leids, das sie drückte. Ein tiefer Frieden lag über der Natur. „Ach, stille Tage!“ sagte sie leise vor sich hin.

Nach den Wiesen kam Wald. Junge Tannen wechselten mit alten Eichen, und überall da, wo diese standen, war eine kräftigere Luft, die Grete begierig einsog. Denn es war immer schwüler geworden und die Sonne brannte.

Mittag mochte heran sein, als sie Rast machte, weniger um ihret- als um des Kindes willen. Und sie gab ihm zu trinken. Das war dicht am Rande des Waldes, wo zwischen anderem Laubholz auch ein paar alte Kastanien ihre Zweige weit vorstreckten. Die Straße verbreiterte sich hier auf eine kurze Strecke hin, und schuf einen sichelförmigen Platz, an dessen zurückgebogenster Stelle halbgeschälte Birkenstämme lagen, hinter denen wieder ein Quell aus Moos und Stein hervorplätscherte. Hier saß sie jetzt, und um sie her lagen abgefallene Kastanien, einzelne noch in ihren Stachelschalen, die meisten aber aus ihrer Hülle heraus und braun und glänzend. Und sie bückte sich, um einige von ihnen aufzuheben. Und als sie so that, und ihrer immer mehr in ihren Schooß sammelte, da sah sie sich wieder auf ihres Vaters Grab und Valtin neben sich, und sie hing ihm die Kette um den Hals und nannt' ihn ihren Ritter. War es doch, als ob jede Stunde dieses Tages Erinnerungen in ihr wecken sollte, süß und schmerzlich zugleich. „Alles dahin,“ sagte sie. Und sie stand auf und schüttete die Kastanien wieder in das Gras zu ihren Füßen.

Sie hing ihren Erinnerungen noch nach, als sie das Klirren einer Kummetkette hörte und gleich darauf eines Gefährtes ansichtig wurde, das, von derselben Seite her, von der auch sie gekommen, um die Waldecke bog. Es war eine Schleife mit zwei kleinen Pferden davor, und ein Bauer vorn auf dem

Häckselsack. Auch hinter ihm lagen Säcke, muthmaßlich Korn, das er zu Markt oder in die Mühle fuhr. Grete trat an ihn heran, und frug, ob er sie mitnehmen wolle? „Eine kleine Strecke nur!“

„Dat will ick jiern. Stejg man upp, Deern.“

Und Grete that's und setzte sich neben ihn, und sie fuhren still in den Wald hinein. Endlich sagte der Bauer: „Kümmst vun Arendsee?“

„Ja,“ sagte Grete.

Denn wihrst ook in't Kloster? Jott, de oll Domina! Fiefunneijentig. Na, lang kann't joa nich mihr woahren. Un denn kümmt uns' Ils' 'ran. De wahrd et.“

„Kennt Ihr sie?“

„J, wat wihr ick se nich kenn'? Ick bin joa vun Arnsdörp, wo se bührtig is. Un wat mien Voaders-Schwester is, de wihr joa ehr' Amm'. Un achters hett se se uppäppelt. Un de seggt ümmer: „Ils' is de best! Un so groot se is, so good is se. Un doaför wahrd se ook Domina.“

Und danach schwiegen sie wieder, und nichts als ein paar blaue Fliegen summten um sie her, und die Schleife malte weiter durch den Sand. Nur wenn dann und wann eine festere Stelle kam, wo Moos über den Weg gewachsen war, oder wo viel Kiefernadeln lagen, über die die Fuhre glatter hingleiten konnte, gab der Bauer einen Schlag mit seiner Leine und ließ die mageren Braunen etwas schneller gehn. Und man hörte dann sein Hüh und Hott, und das Klappern der Kette.

„Wo wisten hen?“ nahm er endlich das Gespräch wieder auf.

„Nach Tangermünd',“

„Na'h Tangermünd'. Oh, doa wihr ick ook. Awers dat geiht nu all int dritt' o'r vörte Joahr, as uns' Herr Kurförst doa wihr un dat grote Foahnenschwenken wihr, mit Acten un Jubliren. Un allens boaben up de Burg. Joa, doa wihr ick ook, un ümmer mit damang. Awers man buten.“

Grete nickte, denn wie hätte sie des Tages vergessen können! Und so plauderten sie weiter und schwiegen noch öfter, bis eine Stelle kam, wo der Weg gabelte. „Hier möt' ick rechts aff,“ sagte der Bauer.

Und Grete stieg ab und wollt' ihm eine kleine Münze geben. „Nei, nei, Deern, dat geiht nich. O'r bist ne Fru?“

Sie wurde roth, aber er hatt' es nicht Acht und bog nach rechts hin in den Feldweg ein.

Es war noch zwei Stunden Wegs, und Grete, die sich von der Anstrengung des Marsches erholt hatte, schritt wieder rüstiger vorwärs. Auch die Schwüle ließ nach; ein Wind ging und kühlte die Luft und ihr die Stirn. Und sie hatte wieder guten Muth und gefiel sich darin, sich ihr künftiges Leben auszumalen. Aber sonderbar, sie begann es immer vom andern Ende her, und je weiter es ab und in allerfernste Zukunft hineinlag, desto heller und lichter erschien es ihr. Als aber zuletzt ihre Gedanken und Vorstellungen auch

auf das Nah- und Nächstliegende kamen und sie sich in Gerdt's Haus eintreten und die Knie vor ihm beugen sah, da wurd' ihr wieder so bang um's Herz und sie hatte Mühe sich zu halten. Und sie nahm das Kind und küßte es. „Es muß sein," sagte sie, „und es soll sein. Ich hab' es ihm versprochen, und ich will es halten und will Demuth lernen. Ja, ich will um einen Platz an seinem Herde bitten, und will seine Magd sein, und will mich vor ihm niederwerfen. Aber — und ihre Stimme zitterte — wenn ich mich niedergeworfen habe, so soll er mich auch wieder aufrichten. Weh' ihm und mir, wenn er mich am Boden liegen läßt." Und bei der bloßen Vorstellung war es ihr, als drehe sich ihr alles im Kopf und als schwänden ihr die Sinne.

Endlich hatte sie sich wiedergefunden und ging rascheren Schrittes weiter, abwechselnd in Furcht und Hoffnung, bis sie plötzlich, aus dem Walde heraustretend, der Dächer und Thürme Tangermündens ansichtig wurde. Da ging Alles in ihr in alter Lieb' und Sehnsucht unter, und sie grüßte mit der Hand hinüber. Das war Sanct Stephan, und die hohen Linden daneben, das waren die Kirchhofslinden. Lebte Gigas noch? Blühten noch die Rosen in seinem Garten? Und sie legte die Hand auf ihre Brust, und schluchzte, und ward erst wieder ruhiger, als sie die Goldkapsel fühlte, das Einzige, was ihr aus alten Tagen her geblieben war. Und sie öffnete sie, und schloß sie wieder, und preßte sie voll Inbrunst an ihre Lippen.

18. Grete bei Gerdt.

Unwillkürlich beschleunigte sich ihr Schritt, und binnen Kurzem hatte sie die nur aus wenig Häusern bestehende Vorstadt erreicht. Eins dieser Häuser, das sich nach seinem bemalten und vergoldeten Schilde leicht als ein Herbergshaus erkennen ließ, lag in Nähe des Thores, und sie trat hier ein, um eine Weile zu ruhen und ein paar Fragen zu stellen. Die Leute zeigten sich ihr in allem zu Willen, und eh' eine Stunde vergangen war, war sie fertig und stand gerüstet da: die Kleider ausgestäubt und geglättet, und das während des langen Marsches wirr gewordene Haar wieder geordnet.

Es schlug eben fünf, als sie, das Kind unterm Mantel, aus der Herbergsthüre trat. Draußen im Sande scharrten die Hühner ruhig weiter und nur der Hahn trat respektvoll bei Seit' und krähte dreimal, als sie vorüberging. Ihr Schritt war leicht, leichter als ihr Herz, und wer ihr in's Auge gesehen hätte, hätte sehen müssen, wie der Ausdruck darin beständig wechselte. So passirte sie das Thor, auch den Thorplatz dahinter, und als sie jenseits desselben den inneren Bann der Stadt erreicht hatte, war es ihr als wäre sie gefangen und könne nicht mehr heraus. Aber sie war nicht im Bann der Stadt, sondern nur im Bann ihrer selbst. Und nun ging sie die große Mittelstraße hinauf, an dem Rathhause vorüber, hinter dessen durchbrochenen Giebelrosetten der Himmel wieder glühte, so roth und prächtig wie jenen Abend, wo Valtin sie die Treppe hinunter in's Freie getragen und von jähem Tod errettet hatte. Errettet?

Ach, daß sie damals zerdrückt und zertreten worden wäre. Nun zertrat sie diese Stunde! Aber sie redete sich zu, und schritt weiter in die Stadt hinein, bis sie dem Minde'schen Hause gegenüber hielt. Es war nichts da, was sie hätte stören oder überraschen können. In allem derselbe Anblick wie früher. Da waren noch die Nischen, auf deren Steinplatten sie, lang, lang eh Trud in's Haus kam, mit Valtin gesessen und geplaudert hatte, und dort oben die Giebelfenster, die jetzt aufstanden, um die Frische des Abends einzulassen, das waren ihre Fenster. Dahinter hatte sie geträumt, geträumt so Vieles, so Wunderbares. Aber doch nicht das!

In diesem Augenblicke ging drüben die Thür, und ein Knabe, drei- oder vierjährig, lief auf die Stelle zu, wo Grete stand. Sie sah wohl, wer es war, und wollt' ihn bei der Hand nehmen; aber er riß sich los und huschte bang und ängstlich in eines der Nachbarhäuser hinein. „So beginnt es" sagte sie und schritt quer über den Damm und auf das Haus zu, dessen Thüre offen geblieben war. In dem Flure, trotzdem es schon dämmerte, ließ sich alles deutlich erkennen: an den Wänden hin standen die braunen Schränke, dahinter die weißen, und nur die Schwalbennester, die links und rechts an dem großen Querbalken geklebt hatten, waren abgestoßen. Man sah nur noch die Rundung, wo sie vordem gesessen. Das erschreckte sie mehr als alles andre. „Die Schwalben sind nicht mehr heimisch hier," sagte sie „das Haus ist ungastlich geworden." Und nun klopfte sie und trat ein.

Ihr Auge glitt unwillkürlich über die Wände hin, an denen ein paar von den Familienbildern fehlten, die früher dagewesen waren, auch das ihrer Mutter; aber der große Nußbaumtisch stand noch am alten Platz, und an der einen Schmalseite des Tisches, den Kopf zurück, die Füße weit vor, saß Gerdt, und las. Es schien ein Actenstück, dessen Durchsicht ihm in seiner Rathsherren-Eigenschaft obliegen mochte. Denn einer von den Mindes saß immer im Rathe der Stadt. Das war so seit hundert Jahren oder mehr.

Grete war an der Schwelle stehen geblieben, und erst als sie wahrnahm daß Gerdt aufsah und die wenigen Bogen, die das Actenstück bildeten, zur Seite legte, sagte sie: „Grüß Dich Gott, Gerdt. Ich bin Deine Schwester Grete."

„Ei, Grete," sagte der Angeredete, „bist Du da! Wir haben uns lange nicht gesehen. Was machst Du? Was führt Dich her?"

„Valtin ist todt. . ."

„Ist er? So!"

„Valtin ist todt, und ich bin allein. Ich hab' ihm auf seinem Sterbebette versprechen müssen, Euch um Verzeihung zu bitten. Und da bin ich nun, und thu's, und bitte Dich um eine Heimstatt und um einen Platz an Deinem Herd. Ich bin müde des Umherfahrens und will still und ruhig werden. Ganz still. Und ich will Euch dienen; das soll meine Buße sein." Und sie warf sich, als sie so gesprochen, mit einem heftigen Entschlusse vor ihm nieder, mehr rasch als reuig, und sah ihn fragend und mit sonderbarem

Ausdruck an. Das Kind aber hielt sie mit der Linken unter ihrem Mantel.

Gerdt war in seiner bequemen Lage geblieben und sah an die Zimmerdecke hinauf. Endlich sagte er: „Buße! Nein, Grete, Du bist nicht bußfertig geworden. Ich kenne Dich besser, Dich und Deinen stolzen Sinn. Und in Deiner Stimme klingt nichts von Demuth. Aber auch wenn Du Demuth gelernt hättest, unsere Schwester kann nicht unsre Magd sein. Das verbiete uns das Herkommen und das Gerede der Leute."

Grete war in ihrer knieenden Stellung verblieben und sagte:

„Ich dacht' es wohl. Aber wenn ich es nicht sein kann, so sei es das Kind. Ich lieb' es und weil ich es so liebe, mehr als mein Leben, will ich mich von ihm trennen, und will's in andere Hände geben. In Eure Hände Es wird nicht gut und glückliche Tage haben, ich weiß ja welche, aber wenn es nicht in Glück aufwächst, so wird es doch in Sitt' und Ehren aufwachsen Und das soll es. Und so Ihr Euch seiner schämt, so thut es zu guten Leuten in Pfleg' und Zucht, daß es ihr Kind wird und mich vergißt, und nichts an ihm bleibt von Sünd' und Makel und von dem Flecken seiner Geburt. Erhöre mich, Gerdt; sage ja, und Ihr sollt mich nicht wiedersehen Ich will fort, weit fort, und mir eine Stelle suchen, zum Leben und zum Sterben. Thu's! Ach, Lieb' und Haß haben mir die Sinne verwirrt und Vieles ist geschehen, das besser nicht geschehen wäre. Aber es ist nichts Böses an dieser meiner Hand. Hier lieg' ich; ich habe mich vor Dir niedergeworfen nimm mich wieder auf! Hilf mir, und wenn nicht mir, so hilf dem Kind."

Gerdt sah auf die kniende Frau, gleichgültig und mitleidslos, und sagte während er den Kopf hin und her wiegte:

„Ich mag ihm nicht Vater sein und nicht Vormund und Berather. Du hast es so gewollt, nun hab' es. Es schickt sich gut, daß Du's unterm Mantel trägst, denn ein Mantelkind ist es. Bei seinem vollen Namen will ich's nicht nennen."

Und er ließ sie liegen und griff nach dem Actenbündel, als ob er der Störung müde sei und wieder lesen wolle.

Grete war jetzt aufgesprungen und ein Blick unendlichen Hasses schoß aus ihren Augen. Aber sie bezwang sich noch und sagte mit einer Stimme, die plötzlich tonlos und heiser geworden war: „Es ist gut so, Gerdt. Aber noch ein Wort. Du hast mich nicht erhören wollen in meiner Noth, so höre mich denn in meinem Recht. Ich bin als eine Bittende gekommen, nicht als eine Bettlerin. Denn ich bin keine Bettlerin. Ich bin des reichen Jacob Minde Tochter. Und so will ich denn mein Erbe. Hörst Du, Gerdt, mein Erbe."

Gerdt faltete die Bogen des Aktenstücks zusammen, schlug damit in sein linke Hand und lachte: „Erbe! Woher Erbe, Grete? Was brachte Deine Mutter ein? Kennst Du das Lied vom Sperling und der Haselnuß? Erbe! Du hast keins. Du hast Dein Kind, das ist alles. Versuch' es bei den Zernitzens, sprich bei dem Alten vor. Der Valtin hat ein Erbe. Und Emrenz denk' ich wird sich freuen Dich zu sehn."

„Ist das Dein letztes Wort?"

„Ja, Grete."

„So gehab' Dich wohl, und Dein Lohn sei wie Dein Erbarmen." Und damit wandte sie sich und schritt auf die Thür und den Flur zu. Als sie draußen an dem Fenster vorüber kam, sah sie noch einmal hinein, aber Gerdt, der abgewandt und in Gedanken da saß, bemerkte nichts.

Er sah auch noch starr vor sich hin, als Trud eintrat und einen Doppelleuchter vor ihn auf den Tisch stellte. Denn es dunkelte schon. Sie waren kein plaudrig Ehepaar, und die stummen Abende waren in ihrem Hause zu Hause; heut aber stellte Trud allerlei Fragen, und Gerdt, dem es unbehaglich war, erzählte schließlich von dem, was die letzte Stunde gebracht hatte. Ueber alles ging er rasch hinweg; nur als er an das Wort „Erbe" kam, konnt' er davon nicht los und wiederholte sich's zweimal, dreimal, und zwang sich zu lachen.

Trud aber, als er so sprach, war an das Fenster getreten und klopfte mit ihren Nägeln an die Scheiben, wie sie zu thun pflegte, wenn sie zornig war. Endlich wandte sie sich wieder und sagte: „Und was glaubst Du, was nun geschieht?"

„Was geschieht? Ich weiß es nicht."

„Aber ich weiß es. Meinst Du, daß diese Hexe sich an die Landstraße setzen und Dir zu Liebe sterben und verderben wird?! O, Gerdt, Gerdt, es kann nicht gut thun. Ich hätt's gedurft, vielleicht gedurft, denn wir waren uns fremd und feind von Anfang an. Aber Du! Du durftest es nicht. Ein Unheil giebt's! Und Du selber hast es herauf beschworen. Um guten Namens willen, sagst Du? Geh; ich kenn' Dich besser. Aus Geiz und Habsucht und um Besitz und Goldes willen! Nichts weiter."

Er sprang auf und wollte heftig antworten, denn so stumpf und gefügig er war, so zornmüthig war er, wenn an seinem Besitz gerüttelt wurde. Trud aber, uneingeschüchtert, schnitt ihm das Wort ab und sagte: „Sprich nicht, Gerdt; ich lese Dir das schlechte Gewissen von der Stirn herunter. Deine Mutter hat's eingebracht, ich weiß es. Aber als die Span'sche, Gott sei's geklagt, in unser Haus kam, da hatte sich's verdoppelt und aus eins war zwei geworden. Und so Du's anders sagst, so lügst Du. Sie hat ein Erbe. Sieh nicht so täppisch drein. Ich weiß es, und so sie's nicht empfängt, so wollen wir sehen, was von Deinem und Ihrem übrig bleibt. Lehre mich sie kennen. Ich hab' ihr in die schwarzen Augen gesehen, öfter als Du. Gezähmt, sagst Du? Nie, nie." Und sie zog ihren Knaben an sich, der, während sie sprach, ins Zimmer getreten war.

„Ihr sprecht von der Frau," sagte das Kind. „Ich weiß. Sie hat mich bei der Hand nehmen wollen. Drüben. Aber ich habe mich vor ihr gefürchtet und von ihr losgerissen."

19. Grete vor Peter Guntz.

Grete war allem Anscheine nach ruhig aus dem Hause getreten; aber in ihrem Herzen jagte sich's wie Sturm und hundert Pläne schossen in ihr

auf und schwanden wieder, alle von dem einen Verlangen eingegeben, ihrem Haß und ihrer Rache genug zu thun. Und immer war es Gerdt, den sie vor Augen hatte, nicht Trud; und auf seinen Schultern stand ein rothes Männlein mit einem rothen Hut und einer rothen vielgezackten Fahne, das wollt' er abschütteln; aber er konnt' es nicht. Und sie lachte vor sich hin, ganz laut, und nur in ihrem Innern klang es leise: „Bin ich irr'?"

Unter solchen Bildern und Vorstellungen war sie grad' über den Rathhausplatz hinaus, als sie plötzlich, wie von einem Lichtscheine geblendet, sich wieder umsah, und der halben Mondesscheibe gewahr wurde, die still und friedlich, als regiere sie diese Stunde, über dem Giebelfelde des Rathhauses stand. Und sie sah hinauf, und ihr war, als lege sich ihr eine Hand beruhigend auf das Herz. „Es soll mir ein Zeichen sein," sagte sie. „Vor den Rath will ich es bringen; der soll mich aufrichten . . . Nein, nicht aufrichten. Richten soll er. Ich will nicht Trost und Gnade von Menschenmund und Menschenhand, aber mein Recht will ich, mein Recht gegen ihn, der sich und seiner Seelen Seligkeit dem Teufel verschrieben hat. Denn der Geiz ist der Teufel." Und sie wiederholte sich's, und grüßte mit ihrer Hand zu der Mondesscheibe hinauf.

Dann aber wandte sie sich wieder und ging auf das Thor und die Vorstadt zu.

Draußen angekommen, setzte sie sich zu den Gästen, und sprach mit ihnen und bat um etwas Milch. Als ihr diese gebracht worden, verabschiedete sie sich rasch und stieg in die Bodenkammer hinauf, darin ihr die Wirthin ein Bett und eine Wiege gestellt hatte. Und todtmüde von den Anstrengungen des Tags warf sie sich nieder und schlief ein. Bis um Mitternacht, wo das Kind unruhig zu werden anfing. Sie hörte sein Wimmern und nahm es auf, und als sie's gestillt und wieder eingewiegt, öffnete sie das Fenster, das den Blick auf die Vorstadts-Gärten und dahinter auf weite, weite Stoppelfelder hatte. Der Mond war unter, aber die Sterne glitzerten in beinah' winterlicher Pracht, und sie sah hinauf in den goldenen Reigen und streckte beide Hände danach aus. „Gott erbarme Dich mein!" Und sie kniete nieder und küßte das Kind. Und ihren Kopf auf dem Kissen und ihre rechte Hand über die Wiege gelegt, so fand sie die Wirthin, als sie bei Tagesanbruch eintrat, um sie zu wecken.

Der Schlaf hatte sie gestärkt, und noch einmal fiel es wie Licht und Hoffnung in ihr umdunkeltes Gemüth, ja, ein frischer Muth kam ihr, an den sie selber nicht mehr geglaubt hatte. Jeder im Rathe kannte sie ja, und der alte Peter Guntz war ihres Vaters Freund gewesen. Und Gerdt? der hatte keinen Anhang und keine Liebe. Das wußte sie von alten und neuen Zeiten her. Und sie nahm einen Imbiß und spielte mit dem Kind und plauderte mit der Wirthin, und auf Augenblicke war es, als vergäße sie, was sie hergeführt.

Aber nun schlug es elf von Sanct Stephan. Das war die Stunde,

wo die Rathmannen zusammen traten, und sie brach auf und schritt rasch auf das Thor zu, und wie gestern die Lange Straße hinauf.

Um das Rathhaus her war ein Gedränge. Marktfrauen boten feil, und sie sah dem Treiben zu. Ach, wie lange war es, daß sie solchen Anblick nicht gehabt und sich seiner gefreut hatte! Und sie ging von Stand zu Stand und von Kram zu Kram, um das halbe Rathhaus herum, bis sie zuletzt an die Rückwand kam, wo nur noch ein paar einzelne Scharren standen. In Höhe dieser war eine Steintafel in die Wand eingelassen, die sie früher an dieser Stelle nie bemerkt hatte. Und doch mußte sie schon alt sein, das ließ sich an dem graugrünen Moos und den altmodischen Buchstaben erkennen. Aber sie waren noch deutlich zu lesen. Und sie las:

Hastu Gewalt, so richte recht,
Gott ist Dein Herr und Du sein Knecht;
Verlaß Dich nicht auf Dein Gewalt,
Dein Leben ist hier bald gezahlt,
Wie Du zuvor hast 'richtet mich,
Also wird Gott auch richten Dich;
Hier hastu gerichtet nur kleine Zeit,
Dort wirstu gerichtet in Ewigkeit.

„Wie schön!“ Und sie las es immer wieder, bis sie jedes Wort auswendig wußte. Dann aber ging sie rasch um die zweite Hälfte des Rathhauses herum, und stieg die Freitreppe hinauf, die, mit einer kleinen Biegung nach links, unmittelbar in den Sitzungssaal führte.

Es war derselbe Saal, in dem, zu Beginn unsrer Erzählung, die Puppenspieler gespielt und das verhängnißvolle Feuerwerk abgebrannt hatten. Aber statt der vielen Bänke stand jetzt nur ein einziger langer Tisch inmitten desselben, und um den Tisch her, über den eine herunterhängende grüne Decke gebreitet war, saßen Burgemeister und Rath. Zuoberst Peter Guntz, und zu beiden Seiten neben ihm: Caspar Helmreich, Joachim Lemm, Christoph Thone, Jürgen Lindstedt, und drei, vier andre noch. Nur Rathsherr Zernitz hatte sich mit Krankheit entschuldigen lassen. An der andern Schmalseite des Tisches aber wiegte sich Gerdt auf seinem Stuhl, dasselbe Actenbündel in Händen, in dem er gestern gelesen hatte.

Er verfärbte sich jetzt und senkte den Blick, als er seine Schwester eintreten sah, und aus allem war ersichtlich, daß er eine Begegnung an dieser Stelle nicht erwartet hatte. Grete sah es und trat an den Tisch und sagte: „Grüß Euch Gott, Peter Guntz. Ihr kenn't mich nicht mehr; aber ich kenn' Euch. Ich bin Grete Minde, Jacob Minde's einzige Tochter.“

Alle sahen betroffen auf, erst auf Grete, dann auf Gerdt, und nur der alte Peter Guntz selbst, der soviel gesehen und erlebt hatte, daß ihn nichts mehr verwundersam bedünkte, zeigte keine Betroffenheit und sagte freundlich: „Ich kenn' Dich wohl. Armes Kind. Was bringst Du, Grete? Was führt Dich her?“

„Ich komm', um zu klagen wider meinen Bruder Gerdt, der mir mein

Erbe weigert. Und dessen denk' ich, hat er kein Recht. Ich kam in diese Stadt, um wieder gut zu machen, was ich gefehlt, und wollte dienen und arbeiten, und bitten und beten. Und das alles um dieses meines Kindes willen. Aber Gerdt Minde hat mich von seiner Schwelle gewiesen; er mißtraut mir; und vielleicht, daß er's darf. Denn ich weiß es wohl, was ich war und was ich bin. Aber wenn ich kein Recht hab' an sein brüderlich Herz, so hab' ich doch ein Recht an mein väterlich Gut. Und dazu Peter Guntz, und ihr andern Herren vom Rath, sollt ihr mir willfährig und behülflich sein."

Peter Guntz, als Grete geendet, wandte sich an Gerdt und sagte: „Ihr habt die Klage gehört, Rathsherr Minde. Ist es, wie sie sagt? Oder was habt Ihr dagegen vorzubringen."

„Es ist nicht, wie sie sagt" erhob sich Gerdt von seinem Stuhl. „Ihre Mutter war einer armen Frauen Kind, Ihr wisset all' wes Landes und Glaubens, und kam ohne Mitgift in unser Haus."

„Ich weiß."

„Ihr wißt es. Und doch soll ich sprechen, wo mir zu schweigen ziemlicher wär'. Aber Euer Ansinnen lässet mir keine Wahl. Und so höret denn. Jacob Minde, mein Vater, so klug er war, so wenig umsichtig war er. Und so zeigte sich's von Jugend auf. Er hatte keine glückliche Hand in Geschäften und ging doch gern ins Große, wie die Lübischen thun und die Flandrischen. Aber das trug unser Haus nicht. Und als ihm zwei Schiffe scheiterten, da war er selbst am Scheitern. Und um diese Zeit war es, daß er meine Mutter heimführte, von Stendal her, Baldewin Rickhart's einzige Tochter. Und mit ihr kam ein Vermögen in unser Haus. . ."

„Mit dem Euer Vater wirthschaftete."

„Aber nicht zu Segen und Vortheil. Und ich habe mich mühen müssen und muß es noch, um alte Mißwirthschaft in neue Gutewirthschaft zu verkehren, und alles was ich mein nenne bis diese Stunde, reicht nicht heran an das Eingebrachte von den Stendal'schen Rickharts her."

„Und dies sagt Ihr an Eides statt, Rathsherr Minde!"

„Ja, Peter Guntz."

„Dann, so sich nicht Widerspruch erhebt, weis' ich Dich ab mit Deiner Klage. Das ist Tangermündisch Recht. Aber eh' ich Dich, Grete Minde, die Du zu Spruch und Beistand uns angerufen hast, aus diesem unserem Gericht entlasse, frag' ich Dich, Gerdt Minde, ob Du Dein Recht brauchen und behaupten, oder nicht aus christlicher Barmherzigkeit von ihm ablassen willst. Denn sie, die hier vor Dir steht, ist Deines Vaters Kind und Deine Schwester."

„Meines Vaters Kind, Peter Guntz, aber nicht meine Schwester. Damit ist es nun vorbei. Sie fuhr hoch, als sie noch mit uns war; nun fährt sie niedrig, und steht vor Euch und mir, und birgt ihr Kind unterm Mantel. Fragt sie, wo sie's her hat? Am Wege hat sie's geboren. Und ich habe nichts gemein mit Weibern, die zwischen Heck' und Graben

ihr Feuer zünden und ihre Lagerstatt beziehn. Unglück? Wer's glaubt. Sie hat's gewollt. Kein falsch Erbarmen, liebe Herren. Wie wir uns betten, so liegen wir."

Grete, während ihr Bruder sprach, hatte das Kind aus ihrem Mantel genommen und es fest an sich gepreßt. Jetzt hob sie's in die Höh', wie zum Zeichen, daß sie's nicht verheimlichen wolle. Und nun erst schritt sie dem Ausgange zu. Hier wandte sie sich noch einmal und sagte ruhig und mit tonloser Stimme:

Verlaß Dich nicht auf Dein Gewalt,
Dein Leben ist hier bald gezahlt,
Wie Du zuvor hast 'richtet mich
Also wird Gott auch richten Dich —

und verneigte sich und ging.

Die Rathsherren, deren anfängliche Neugier und Theilnahme rasch hingeschwunden war, sahen ihr nach, einige hart und spöttisch, andere gleichgültig.

Nur Peter Guntz war in Sorg' und Unruh' über das Urtel, das er hatte sprechen müssen. „Ein unbillig Recht, ein todtes Recht." Und er hob die Sitzung auf und ging ohne Gruß und Verneigung an Gerdt Minde vorüber.

20. Hier hastu gerichtet nur kleine Zeit, Dort wirstu gerichtet in Ewigkeit.

Grete war die Treppe langsam hinabgestiegen. Das Markttreiben unten dauerte noch fort, aber sie sah es nicht mehr; und als sie den Platz hinter sich hatte, richtete sie sich auf, wie von einem wirr-phantastischen Hoheitsgefühl ergriffen. Sie war keine Bettlerin mehr, auch keine Bittende; nein; ihr gehörte diese Stadt, ihr. Und so schritt sie die Straße hinunter auf das Thor zu.

Aber angesichts des Thores bog sie nach links hin in eine Scheunengasse und gleich dahinter in einen schmalen, grasüberwachsenen Weg ein, der, zwischen der Mauer und den Gärten hin, im Zirkel um die Stadt lief. Hier durfte sie sicher sein, Niemandem zu begegnen, und als sie bei der Minde'schen Gartenpforte war, blieb sie stehen. Erinnerungen kamen ihr, Erinnerungen an ihn, der jetzt auf dem Klosterkirchhof schlief, und ihr schönes Menschenantlitz verklärte sich noch einmal unter flüchtiger Einkehr in alte Zeit und altes Glück. Aber dann schwand es wieder, und jener starr-unheimliche Zug war wieder da, der über die Trübungen ihrer Seele keinen Zweifel ließ. Es war ihr mehr auferlegt worden, als sie tragen konnte, und das Zeichen, von dem die Domina gesprochen, heut hätt' es jeder gesehen. Und nun legte sie die Hand auf die rostige Klinke, drückte die Thür auf und zu, und sah, ihren Vorstellungen nachhängend, auf die hohen Dächer und Giebel, die von drei Seiten her das gesammte Hof- und Gartenviereck dieses Stadttheils umstanden. Einer dieser

Giebel war der Rathhausgiebel, jetzt schwarz und glasig, und hinter dem Giebel stand ein dickes Gewölk. Zugleich fühlte sie, daß eine schwere, feuchte Luft zog; Windstöße fuhren dazwischen, und sie hörte wie das Obst von den Bäumen fiel. Ueber die Stadt hin aber, von Sanct Stephan her, flogen die Dohlen, unruhig als ob sie nach einem andren Platze suchten und ihn nicht finden könnten. Grete sah es alles. Und sie sog die feuchte Luft ein und ging weiter. Ihr war so frei.

Als sie das zweite Mal ihren Zirkelgang gemacht und wieder das Thor und seinen inneren Vorplatz erreicht hatte, verlangte sie's nach einer kurzen Rast. Eine von den Scheunen, die mit dem Vorplatz grenzte, dünkte ihr am bequemsten dazu. Das Dach war schadhaft und die Lehmfüllung an vielen Stellen aus dem Fachwerk herausgeschlagen. Und sie bückte sich und schlüpfte durch eines dieser Löcher in die Scheune hinein. Diese war nur halb angefüllt, zumeist mit Stroh und Werg, und wo der First eingedrückt war, hing die Dachung in langen Wiepen herunter. Sie setzte sich in den Werg, als wolle sie schlafen. Aber sie schlief nicht, von Zeit zu Zeit vielmehr erhob sie sich, um unter das offene Dach zu treten, wo der Himmel finster-wolkig und dann wieder in heller Tagesbläue hereinsah. Endlich aber blieb die Helle fort, und sie wußte nun, daß es wirklich Abend geworden. Und darauf hatte sie gewartet. Sie bückte sich und tappte nach ihrem Bündel, das sie bei Seite gelegt, und als sie's gefunden und sich wieder aufgerichtet hatte, gab es in dem Dunkel einen blassen, bläulichen Schein, wie wenn sie einen langen Feuerfaden in ihrer Hand halte. Und nun ließ sie den Faden fallen, und kroch, ohne sich umzusehen, aus der Fachwerk-Oeffnung wieder in's Freie hinaus.

Wohin? In die Stadt? Dazu war es noch zu früh, und so suchte sie nach einem schon vorher von ihr bemerkten, aus Ziegel und Feldstein aufgemauerten Treppenstück, das von der Innenseite der Stadtmauer her, in einen alten, längst abgetragenen Festungsthurm hinaufführte. Und jetzt hatte sie das Treppenstück gefunden. Es war schmal und bröcklig, und einige Stufen fehlten ganz; aber Grete, wie nachtwandelnd, stieg die sonderbare Leiter mit Leichtigkeit hinauf, setzte sich auf die losen Steine und lehnte sich an einen Berberitzenstrauch, der hier oben auf der Mauer aufgewachsen war. So saß sie und wartete; lange; aber es kam keine Ungeduld über sie. Endlich drängte sich, ein schwarzer Qualm aus der Dachöffnung und im nächsten Augenblicke lief es in rothen Funken über den First hin und alles Holz- und Sparrenwerk knisterte auf, als ob Reisig von den Flammen gefaßt worden wäre. Dazu wuchs der Wind, und wie aus einem zugigen Schlot heraus, fuhren jetzt die brennenden Wergflocken in die Luft. Einige fielen seitwärts auf die Nachbarscheunen nieder, andre aber trieb der Nordwester vorwärts auf die Stadt und eh eine Viertelstunde um war, schlug an zwanzig Stellen das Feuer an und von allen Kirchen her begann das Stürmen der Glocken. „Das ist Sanct Stephan," jubelte Grete, und dazwischen, in wirrem Wechsel, summte

sie Kinderlieder vor sich hin und rief in schrillem Ton und mit erhobener Hand in die Stadt hinein: „Verlaß Dich nicht auf Dein' Gewalt.“ Und dann folgte sie wieder den Glocken, nah und fern, und mühte sich den Ton jeder einzelnen herauszuhören. Und wenn ihr Zweifel kamen, so stritt sie mit sich selbst und sprach zu Gunsten dieser und jener, und wurde wie heftig in ihrem Streit. Endlich aber schwiegen alle, auch Sanct Stephan schwieg, und Grete, das Kind aufnehmend, das sie neben sich in das Mauergras gelegt hatte, sagte: „Nun ist es Zeit.“ Und sicher, wie sie die Treppe hinaufgestiegen, stieg sie dieselbe wieder hinab, und nahm ihren Weg, an den brennenden Scheunen entlang, auf die Hauptstraße zu.

Hunderte, von Furcht um Gut und Leben gequält, rannten an ihr vorüber, aber niemand achtete der Frau, und so kam sie bis an das Minde'sche Haus und stellte sich demselben gegenüber, an eben die Stelle, wo sie gestern gestanden hatte.

Gerdt konnte nicht zu Hause sein, alles war dunkel; aber an einem der Fenster erkannte sie Trud und neben ihr den Knaben, der, auf einen Stuhl gestiegen, in gleicher Höhe mit seiner Mutter stand. Beide wie Schattenbilder und allein. Das war es, was sie wollte. Sie passirte ruhig den Damm, danach die Thür und den langen Flur, und trat zuletzt in die Küche, darin sie jedes Winkelchen kannte. Hier nahm sie von dem Brett, auf dem wie früher die Zinn- und Messingleuchter standen, einen Blaker und fuhr damit in der Gluth-Asche des Herdes umher. Und nun tropfte das Licht und brannte hell und groß, viel zu groß, als daß der Zugwind es wieder hätte löschen können. Und so ging sie den Flur zurück, bis vorn an die Thür und öffnete rasch und wandte sich auf das Fenster zu, von dem aus Trud und ihr Kind nach wie vor auf die Straße hinaus starrten. Und jetzt stand sie zwischen Beiden. „Um Gottes Barmherzigkeit willen,“ schrie Trud, und sank bei dem Anblick der in vollem Irrsinn vor ihr Stehenden ohnmächtig in den Stuhl. Und dabei ließ sie den Knaben los, den sie bis dahin angst- und ahnungsvoll an ihrer Hand gehalten hatte. „Komm,“ sagte Grete, während sie das Licht auf die Fensterbrüstung stellte. Und sie riß den Knaben mit sich fort, über Flur und Hof hin, und bis in den Garten hinein. Er schrie nicht mehr, er zitterte nur noch. Und nun warf sie die Gartenthür wieder in's Schloß und eilte, den Knaben an ihrer Hand, ihr eigenes Kind unterm Mantel, an der Stadtmauer entlang auf Sanct Stephan zu. Hier, wie sie's erwartet, hatte das Stürmen längst aufgehört, Glöckner und Meßner waren fort, und unbehelligt und unaufgehalten stieg sie vom Unterbau des Thurmes her in den Thurm selbst hinauf: erst eine Wendeltreppe, danach ein Geflecht von Leitern, das hoch oben in den Glockenstuhl einmündete. Als die vordersten Sprossen kamen, wollte das Kind nicht weiter, aber sie zwang es und schob es vor sich her. Und nun war sie selber oben und zog die letzte Leiter nach. Um sie her hingen die großen Glocken, und summten leise, wenn sie den Rand derselben berührte. Und nun trat sie rasch an die Schalllöcher,

die nach der Stadtseite hin lagen, und stieß die hölzernen Läden auf, die sofort vom Winde gefaßt und an die Wand gepreßt wurden. Ein Feuermeer unten die ganze Stadt; Vernichtung an allen Ecken und Enden, und dazwischen ein Rennen und Schreien, und dann wieder die Stille des Todes. Und jetzt fielen einige der vom Winde heraufgewirbelten Feuerflocken auf das Schindeldach ihr zu Häupten nieder, und sie sah wie sich vom Platz aus Aller Blicke nach der Höhe des Thurmes und nach ihr selber richteten. Unter denen aber, die hinaufwiesen, war auch Gerdt. Den hatte sie mit ihrer ganzen Seele gesucht, und jetzt packte sie seinen Knaben und hob ihn auf das Lukengebälk, daß er frei dastand und im Wiederscheine des Feuers von unten her in aller Deutlichkeit gesehen werden konnte. Und Gerdt sah ihn wirklich und brach in die Knie und schrie um Hülfe, und Alles um ihn her vergaß der eigenen Noth und drängte dem Portal der Kirche zu. Aber ehe noch die Vordersten es erreichen oder gar die Stufen der Wendeltreppe gewinnen konnten, stürzte die Schindelspitze prasselnd zusammen, und das Gebälk zerbrach an dem die Glocken hingen, und Alles ging niederwärts in die Tiefe.

* *
*

Den Tag danach saßen Ilse Schulenburg und die Domina wieder an der Epheuwand ihres Hauses, und alles war wie sonst. Die Fenster standen auf, und das Feuer brannte drinnen im Kamin, und der Spitzkopf des großen Wolfshundes sah wieder wartend zu seiner Herrin auf. Von jenseit des Seees aber klang die Glocke, die zu Mittag läutete.

Um diese Stunde war es, daß ein Bote vom altmärkischen Landeshauptmann, Achaz von der Schulenburg, gemeldet wurde, der, ein Großoheim Ilsens, das Kloster zu schneller Hülfeleistung und zu Bethätigung seiner frommen und freundnachbarlichen Gesinnungen auffordern ließ. Ilse ging dem Boten entgegen und gab ihm Antwort und Zusage. Dann kehrte sie zu der Domina zurück.

„Was war es?“ fragte diese.

„Ein Bote vom Landeshauptmann.“

„Gute Nachricht?“

„Nein, böse. Tangermünde liegt in Asche.“

„Und Grete?“

„Mit unter den Trümmern.“

„Armes Kind . . . Ist heute der dritte Tag . . . Ich wußt' es . . “

So ging ihr Gespräch.

* *
*

Am Abend aber gaben die Puppenspieler den „Sündenfall“. Der Saal war gefüllt und der Beifall groß. Niemand achtete des Wechsels, der in Besetzung der Rollen stattgefunden hatte.

Zenobia spielte den Engel.

Moderne Magie.

Von

Johannes Huber*).

— München. —

Das Geschichtliche.

Arago machte einmal die Bemerkung, daß derjenige, welcher mit Ausnahme der reinen Mathematik das Wort unmöglich ausspreche, der Vorsicht und Klugheit entbehre. Aber Niemand mehr als der sogenannte gesunde Menschenverstand wirft mit diesem Wort um sich; denn er ist der heftigste Widersacher von Allem, was über die herkömmlichen und geltenden Ansichten hinausgeht. Er ist es demnach auch, der sich dem Versuche, das räthselhafte und vielleicht nur imaginäre Gebiet der spiritistischen Erscheinungen einer Betrachtung zu unterziehen, sofort mit der Warnung entgegenstellt, an solche Thorheit nicht zu rühren. Betrachten wir indeß das Geschäft und die Leistungen dieses sogenannten Verstandes selbst, so wird unser Respect vor ihm nicht sonderlich steigen. Gegebene Wahrnehmungen mit einander in Uebereinstimmung und Zusammenhang setzend und sich daraus eine Erfahrung anschaffend, alles Neue an diese anknüpfend und von ihr aus erklärend, sieht er oder reicht er mit seinem Verstehen nur so weit, als sein bereits erworbener Vorstellungskreis Vermittlungen mit dem bisher noch nicht Wahrgenommenen gestattet. Wo ihm dies nicht mehr möglich ist, da resolvirt er sich rasch dahin, das Neue als Täuschung und die Annahme desselben als Aberglauben und Thorheit abzuweisen. So enthüllt sich dieser Verstand, wie ihn schon Hume richtig analysirte, als eine Gewohnheit unseres Vorstellens, die zwar gegen den Betrug vorsichtig zu machen, nicht minder aber auch den Geist zu beschränken im Stande ist. Wenn der Irrsinnige seine Wahnideen in logische Ordnung bringt und dann von ihnen aus die Wirklichkeit bestreitet und ablehnt, da sie ihn nicht in diese hinüberfinden lassen, so ist er inmitten seines Unverstandes noch immer im Besitze jenes Verstandes, ja er arbeitet geradezu

*) Die letzte Arbeit Huber's.

mit ihm, und wenn auch das, was dabei herauskömmt, nur Wahnsinn ist, so hat dieser Wahnsinn doch Methode. Im Mittelalter, wo auch die Kirche dem Verstande seinen Vorstellungskreis bestimmen konnte, hat er das, was er mit seiner gewohnten Erfahrung nicht mehr zu reimen vermochte, wenigstens nicht sogleich in seiner Thatsächlichkeit beanstandet, sondern als Wunder und Zauberei gelten lassen; in unserm Zeitalter hingegen, wo die Alltäglichkeit einer Erfahrung als Maaß und Richtschnur für die Möglichkeit gilt, fertigt er dergleichen als unmöglich ab. Wenn Roger Bacon wegen seiner den Horizont der Zeit überragenden Natureinsichten als Schwarzkünstler in's Gefängniß gesteckt wurde, so mußte de Caux, der Erfinder der Dampfmaschine, auf Richelieu's Befehl als Narr in's Bicêtre wandern, fand sich Galvani mit seiner großen Entdeckung als „Tanzmeister der Frösche“ von Gelehrten und Unwissenden ausgelacht und erklärte man noch in unserm Jahrhundert Fulton's Idee von den Dampfschiffen als Narrheit. Erlauchte Institute der Wissenschaft haben sich in dieser Beziehung große Blößen gegeben, wie z. B. die Akademie zu Paris, als sie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts das Leuchten des Meeres und das Regnen von Steinen als Widersinn verpönte. Auch die jüngste Geschichte der Wissenschaft enthält manches Kapitel, welches von den Schwierigkeiten erzählt, mit denen eine neue Einsicht und Entdeckung um Anerkennung zu ringen hatte. So möge sich denn dieser Verstand erst selber verstehen, seine Genesis und seine Methode bedenken und namentlich sich darüber nicht ohne Rechenschaft bleiben, ob sich sein Horizont wirklich schon mit aller möglichen Erfahrung decke, ehe er sich als Tribunal in der Frage des Spiritismus constituirt.

Da es sich bei den spiritistischen Phänomenen und Experimenten um nichts Geringeres handelt, als um eine Aufhebung des von unserer Wissenschaft festgestellten und festgehaltenen Naturmechanismus, so sind dieselben für Keinen, der dieses Allgemeine in den einzelnen Fällen bedenkt, läppisch und unbedeutend. Wenn seelenlose Körper, die nach dem Gesetz der Trägheit ihren Ort nicht von selbst verändern können, sich plötzlich zu bewegen anfangen, ohne daß ihnen von Außen ein Antrieb dazu geworden wäre; wenn sie ebenso spontan die Kraft der Schwere überwinden und ihr Gewicht verringernd sich in die Höhe heben; wenn in vollkommen verschlossenen Räumen dennoch ein Eindringen von Außen und wieder ein Verschwinden nach Außen stattfindet; wenn eine Perception und ein Wirken in die Ferne sich ereignet, ohne daß dabei die uns bekannte physiologische und physikalische Vermittlung nachzuweisen ist, so stehen wir, falls wir es in allen diesen Angaben nicht mit Hallucinationen oder bewußtem Betrug, sondern mit gut beobachteten Thatsachen zu thun haben, vor Vorkommnissen, die jeder Erklärung aus der Wirksamkeit der uns bekannten Naturkräfte spotten, die Annahme eines bloß mechanischen Causalnexus im Getriebe der Natur widerlegen und endlich unsere Raumanschauung als eine beschränkte, bloß subjectiv-menschliche offenbar machen. Je mehr nun Einer von der einzigen und universellen Herrschaft des Mechanismus

überzeugt ist, desto abwehrender wird er sich zu jenen Berichten stellen, die ihm wie die Delirien eines Fieberkranken klingen, und so ist die Scheu unserer Naturforscher, diesen Dingen auch nur eine Untersuchung zu widmen, wohl begreiflich; denn jede Vornahme einer solchen verriethe ja schon einen Zweifel an der mechanischen Naturerklärung und insoferne mindestens eine unwissenschaftliche Anwandlung. Vielleicht aber ist dieser Glaube an eine ausschließlich mechanische Weltverfassung auch nur Aberglaube, über den die Naturforschung, sobald sie zu einer letzen Erklärung alles mechanischen Geschehens sich anschickt, selber hinausschreiten muß.

Es war im März 1853, als Dr. Andree in Bremen die Leser der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit der wunderlichen Nachricht überraschte, daß, wie er selbst beobachtet habe, durch lockeres Auflegen von Händen, welche zu einer Kette sich zusammenschließen, die schwersten Tische in eine rotirende und fortschreitende Bewegung versetzt werden können. Alle Welt lachte und spottete über diese Nachricht, und Dr. Andree selbst scheint sich über die Aufnahme derselben keiner Täuschung hingegeben zu haben, da er seine Mittheilung mit den Worten schloß:

„Hier ist Stoff für Ernste und Lustige, für die Facultäten, wie für die Fliegenden Blätter und den Kladderadatsch.“ Aber die Neugierde war einmal erregt und in wenigen Wochen grassirte in Deutschland eine wahre Epidemie der Tischrückerei, der nicht bloß ungebildete und abergläubische Personen, sondern selbst gelehrte Häupter zum Opfer fielen. Schon am 11. April tanzte die Juristenfacultät von Heidelberg in der Wohnung des Herrn v. Mohl mit einem wie rasend gewordenen Tisch herum. Vergeblich, daß Alexander v. Humboldt mit einer mechanischen Erklärung des Phänomens das Interesse an der Sache zu erdrücken suchte, und daß Schubert die Frommen vor diesem neuen Teufelsspuk warnte; weder die Köpfe, noch die Tische kamen in Ruhe und mehr als Einer wiederholte dem Unglauben der Naturwissenschaft gegenüber Galilei's berühmtes Wort: „E pur si muove.“

Justinus Kerner, damals die erste Autorität auf dem sogenannten Nachtgebiete der Natur, wußte sogleich aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und Forschungen nachzuweisen, daß die ganze Erscheinung eine alte, längst beobachtete Thatsache sei; doch verwarf er die Schwärmerei jener, welche, wie das bereits in Nordamerika zu einem verbreiteten Glauben geworden war, durch die sich bewegenden Tische Manifestationen abgeschiedener Seelen erhalten wollten. Er bezeichnete das Agens bei diesen Vorkommnissen als ein dem menschlichen Organismus innewohnendes elektro-magnetisches Fluidum, als eine subtile imponderable Materie von einer viel größeren Kraft als Elektricität, Galvanismus und Magnetismus, welche die Seele unmittelbar umkleide, und mit dessen Hilfe sie in die Ferne und auf die gröbere Stoffwelt zu wirken, insbesondere auch die Schwere in den Körpern aufzuheben vermöge. Ein solches Agens hatten bereits Ritter, Kieser, Eschenmayer u. A. postulirt und ihnen gesellte sich Reichenbach mit seiner Odlehre bei. —

Was in Deutschland der Autorität der Wissenschaften nicht gelang, nämlich die Epidemie der Tischorakel zu bewältigen, das that von selbst die Zeit, welche das Interesse an der Sache abstumpfte und bald mit neuen Merkwürdigkeiten die Köpfe beschäftigte. Nur sporadisch und in verborgenen Kreisen lebte hier die neu aufgefundene magische Kraft noch fort, des Seltsamen mancherlei fördernd, was wenigstens für den Psychologen nicht uninteressant war. Einen andern Verlauf nahmen diese Dinge in Nordamerika, in England und Frankreich. Namentlich in dem Ersteren, dem Mutterboden dieses ganzen Mysticismus, wuchsen sie sich zu einer Bewegung und Richtung des öffentlichen Geistes aus, die in Volksversammlungen und in den Schulen vom Katheder herab das Wort ergreift, sowohl in einer periodischen Presse wie in einer fast unabsehbaren abenteuerlichen Literatur Propaganda macht, sich zu einer Doctrin, die zum Theil mit den radicalsten Tendenzen der Zeit sich berührt, ausgestaltet und Millionen von Anhängern und Trägern bis jetzt gefunden hat. Hepworth Dixon meinte in seinem vor etwa 12 Jahren erschienenen Buch „Neu-Amerika“ drei Millionen nordamerikanischer Spiritualisten rechnen zu dürfen, worunter er scharfsinnige Advocaten, tapfere Soldaten und anerkannt tüchtige Schriftsteller und Gelehrte entdeckte. „Diese Millionen Spiritualisten“, schreibt er, „verkünden es als ihre persönliche Ueberzeugung, daß die alten religiösen Evangelien erschöpft, daß die darauf gegründeten Kirchen todt sind, daß die Menschen neuer Offenbarungen bedürfen. Sie behaupten, daß die Erscheinungen, welche jetzt in hundert amerikanischen Städten eingeführt werden — Zeichen wunderbarer Art: das Klopfen durch unbekannte Medien, das Zeichnen von unsichtbaren Händen, Erscheinungen, welche gewöhnlich in verdunkelten Zimmern und unter den Tischen von Damen zur Darstellung gebracht werden — einen annehmbaren Grundplan für einen neuen, wahren und endlichen Glauben an unsichtbare Dinge darbieten. Sie haben bereits ihre Lyceen, ihre Katechismen, ihre Zeitungen, ihre Propheten und Prophetinnen, Medien und Hellseher, ihren Sonntagsgottesdienst, ihre Feste, ihre Picknickpartien, ihre Lagerversammlungen, ihre localen Gesellschaften, ihre Staatseinrichtungen, ihre allgemeinen Conferenzen, kurz, die ganze Maschinerie unserer thätigsten und blühendsten Gesellschaften.“

Ein solcher Aufschwung des Spiritismus in dem classischen Lande der religiösen Sectirerei begreift sich leicht; schon die Quäker, welche das in Jedem sich verkündende Gotteswort gegenüber der Bibel und jeder kirchlichen Satzung betonten und demnach das Individuum auf seine eigenen Inspirationen und Reflexionen in Sachen der religiösen Wahrheit hinwiesen, brachten bei ihrer Ansiedlung im Gebiet des Delaware den Impuls zum Propheten- und Seherthum mit, und es läßt sich durch das Mittelglied der Methodisten bis zu den daraus hervorgehenden Shakern, die das innere Licht am meisten cultivirten, in der Union eine Reihe von religiös-mystischen Gründungen verfolgen, deren neuester und letzter Ausläufer der Spiritismus ist. Besonders auch Frauen wirkten hier maßgebend ein, und ohne Zweifel ist Nordamerika's moderner

Jacob Böhme, der ehemalige Schusterlehrling Andrew Jackson Davis, aus der Schule der Anna Lee, die ihren Hauptsitz um New-York aufgeschlagen hatte, hervorgegangen. Bei der nervösen Constitution des Yankee's konnten innerliche Gesichte sich leicht in sinnliche, mit dem Scheine objectiver Wirklichkeit auftretende Bilder verdichten und das, was man Vision und Hallucination nennt, zu üppiger Entfaltung gelangen. Als Visionär und Hallucinant kündigt sich Davis, der geistige Vater des Spiritismus, in seiner Selbstbiographie an; schon als Knabe will er mit Geistern in derselben Weise wie mit Menschen verkehrt haben. Am 11. August 1826 zu Blooming-Grove im Staate New-York unter den kümmerlichsten Verhältnissen armer Eltern geboren, mußte er in seiner Kindheit das Vieh hüten und konnte sich, da er nur fünf Monate lang in die Schule ging, kaum die nothdürftigsten Elementarkenntnisse und nicht einmal eine correcte Handhabung seiner Muttersprache aneignen. Aber Wunder und Zeichen geschahen an ihm schon von Jugend auf. Im Jahre 1842 kam er in dem Städtchen Poughkeepsie zu einem Schuster in die Lehre, und drei Jahre darauf wurden mit ihm die Manipulationen des Mesmerismus vorgenommen, worüber er in den Zustand des Schlafwachens und der Clairvoyance verfallen sein und nun bei Krankheiten der verschiedensten Art eine richtige Diagnose gestellt und wirksame Heilmittel ordinirt haben soll. An glaubwürdigen Zeugnissen hiefür fehlt es nicht. Doch noch viel Wunderbareres folgte. Davis wurde nämlich nach New-York gebracht und dictirte hier vom 28. November 1845 ab in einer Reihenfolge von 157 Sitzungen mit verbundenen Augen und im magnetischen Schlaf vor einer Anzahl von Personen, worunter sich auch wissenschaftlich gebildete Männer befanden, ein großes Werk. „Die Principien der Natur, ihre göttlichen Offenbarungen und eine Stimme an die Menschheit." Man denkt hier zuerst an amerikanischen Humbug. Da der Schusterlehrling, der bis dahin seine Bildung nicht sehr erweitert und nur wenige, meistens nur theologische Schriften gelesen hatte, den Inhalt dieser Dictate nicht aus seinem eigenen Wissen schöpfen konnte, so liegt die Annahme nahe, daß ihm ein Anderer denselben geliefert und er, nachdem er diese Mittheilungen auswendig gelernt hatte, sie nun als wie eine höhere Eingebung vorgetragen habe. Wie das Buch der Mormonen eine sehr durchsichtige Täuschung war, so konnte es sich hier um einen ähnlichen, nur etwas raffinirteren Schwindel handeln. Indessen widerspricht eine solch einfache Lösung des Räthsels, welche Davis und seine Complicen, den Geistlichen Fishbough und den Arzt Lyon zu Betrügern stempelt, allen Zeugnissen, welche wir von dem Charakter des Ersteren und zwar selbst von gegnerischer Seite besitzen. Von Allen, die ihn kennen gelernt, wird Davis als wahrhaft und ehrlich geschildert, und auch jene beiden Männer, von denen der erstere seine Dictate aufzeichnete, der andere ihn magnetisch behandelte, erfreuten sich eines guten Rufes. Daher Mr. Mahan, der erste Präsident der Cleveland-Universität, welcher gegen die Offenbarungen von Davis auftrat, doch nicht zu der Erklärung aus Betrug griff, sondern dafür an einen andern, unserer Wissenschaft kaum

plausiblen Vorgang, welcher jedoch das Wunderbare immer noch natürlich verstehen läßt, appellirte. Mahan's Hypothese lautete dahin, daß Davis in seinem magnetischen Zustand die Gedanken der mit ihm in Rapport stehenden Personen, also des Mr. Fishbough und des Dr. Lyon zu percipiren vermochte und sie, von dem Willen dieser Beiden dazu genöthigt, aussprechen mußte. Das Wissen dieser zwei Männer, von denen der eine eine theologische, der andere eine naturwissenschaftliche Bildung besaß, hätte sich demnach im Bewußtsein des Visionärs gleichsam abgespiegelt, er hätte es gewissermaßen geträumt und dann in phantastischer Art wiedergegeben. Da Davis, der nur das Englische verstand, bei einem Besuche des berühmten Orientalisten G. Bush auch Worte und Phrasen aus den alten Sprachen mit der größten Genauigkeit recitirte, so schien man mit dieser Erklärung auf der rechten Spur zu sein. Die Möglichkeit einer solchen Reflexion des einen Bewußtsein in ein anderes wurde durch James Braid und dann später von den Physiologen Carpenter aus dem Phänomen des sogenannten Hypnotismus erwiesen, bei welchem nämlich sehr sensitive Personen, wenn sie ihre Augen fest und beständig auf einen kleinen glänzenden, nahe und über ihrer Stirn gehaltenen Gegenstand richten, allmälig in eine Träumerei versinken, worin sie Alles sehen und hören, was sie der Magnetiseur sehen und hören lassen will. Auch Maury beruft sich darauf als auf eine exact festgestellte Thatsache. Doch stößt diese Erklärung des Wissens von Davis auf die Schwierigkeit, daß Fishbough als positiv gläubiger Theologe die ketzerischen Anschauungen desselben nicht theilte und Dr. Lyon von vielen Dingen, über die sich der Visionär verbreitete, keine Kenntnisse besaß. — Der Idealismus der deutschen Philosophie hat bekanntlich den kühnen Gedanken ausgesprochen, daß der menschliche Geist die ganze Geschichte der Naturentwickelung in sich trage, weil er selbst das Endresultat derselben sei, und jede spätere und reifere Phase einer Entwickelung die frühere in sich aufgehoben enthalte. Von diesem Standpunkte aus meinte Strauß, daß dem Geiste selbst von demjenigen, was er als bewußtloser Naturgeist geschaffen, von der Ordnung der Verhältnisse der Gestirne, von der Bildung der Erden und Metalle und der Einrichtung des organischen Baues der Pflanzen und Thiere nicht so sehr alle Erinnerung erloschen wäre, auf daß er sie nicht durch Forschen und Sinnen immer mehr zu beleben und die Gesetze dieser Gebiete zu erkennen vermöchte. Träumte demnach vielleicht in Davis die Seele der Natur in phantastischen Gesichten ihre eigene Geschichte von der ersten Stufe ihrer Verkörperung an bis herauf zu dem Schöpfungsdrang, der im Herzen der modernen Menschheit pocht und nach neuen Gestaltungen strebt? Besteht in Folge der Geburt des Geistes aus dem Schooße der Natur eine Congenialität desselben mit ihr, so daß er sie auch ahnend begreift? So glaubte auch Jacob Böhme auf eine magische Art den Dingen in's Herz blicken zu können. Gegenwärtig bemüht sich unsere Wissenschaft, das Mysterium der Vererbung zu enthüllen und sie ist darüber zu der Theorie gekommen, die merkwürdigen Instincte der Thierwelt aus einer Uebertragung

der von den Vorfahren erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten abzuleiten. Sie spricht von Ideen, die aus der Errungenschaft der Vorfahren den Nachkommen angeboren werden und in diesen entweder latent bleiben oder ins Bewußtsein aufsteigen. Könnte nicht auf solche Weise in jedem Menschen ein allgemeines Wissen schlafen, das bei außerordentlichen Zuständen des Seelenlebens, wo dasselbe wie im magnetischen Schlaf gleichsam in seine eigene Tiefe eingekehrt und darin versinkt, in Traumvisionen ausbricht? Ja, wie wäre denn ein Verstehen der Natur, welches sich noch nicht mit dem bloßen Anschauen derselben deckt, begreiflich, wenn nicht aus dem Innern des Geistes selbst heraus ein Licht auf sie strahlte? — Dieses Wissen als Vererbung aus den Anschauungen der Vorfahren wäre an die Schranke dieser Anschauungen gebunden und keineswegs ein irrthumloses und, da es nicht in der Form besonnener und klarer Reflexion, sondern als Vision sich einstellt, würde es schon dadurch eine phantastische Trübung in sich tragen. Dr. Lyon fügt seinem Berichte über Davis noch folgende Mittheilung hinzu: „Einer der erstaunlichsten Züge dieser sonderbaren Erscheinungen war der Contrast, der sich täglich zwischen dem gewöhnlichen und dem hellsehenden Zustande meines Subjects offenbarte. Gewöhnlich war er knabenhaft heiter und nicht im Mindesten zum Studium oder Nachdenken geneigt. Er hätte nicht einen einzigen englischen Satz construiren können, um damit sein Leben zu retten; und in der Unterhaltung gebrauchte er seine Muttersprache höchst unrichtig. Wenn er aus seiner Verzückung erwachte, konnte er nicht begreifen, daß diese Vorlesungen von seinen Lippen kamen und, wenn sie vorgelesen wurden, konnte er sie anfangs gar nicht verstehen. Im Gegentheil, er wollte häufig in seiner drolligen heiteren Weise über die wissenschaftlichen Worte und abgerundeten Sätze Zweifel erheben und fragen, was die sonderbar klingenden Worte bedeuten. Einige Augenblicke genügten, um ihn durch den Proceß der Magnetisation aus einem unwissenden, gedankenlosen, lustigen und freundlichen Burschen in einen großherzigen, weisen, ernsten und würdigen Philosophen zu verwandeln, dem die Natur scheinbar ihre tiefsten Verborgenheiten entschleierte und ihre merkwürdigsten Geheimnisse enthüllte.“ Der Vorgang erregte große Sensation, Tausende begehrten Zutritt zu den Vorlesungen des Schusterlehrlings, die Journale begannen die seltsame Erscheinung zu besprechen, und bald hatte sich eine große Gemeinde von Gläubigen gebildet, die in Davis einen neuen Propheten bewunderten, der nicht nur die Nacht der Anfänge des Weltprocesses, sondern auch die Zukunft der menschlichen Geschichte und die über das irdische Leben hinausschreitenden Entwickelungen des individuellen Menschengeistes zu erhellen im Stande wäre. Wer das Buch von Davis liest, wird solche Glaubensüberschwänglichkeit nur belächeln können; denn er entdeckt darin nur Weniges, was nicht in der Literatur schon ausgesprochen worden wäre, dieses Wenige aber ist gerade das Werthloseste.

Davis kündigt sein Werk geradezu als Offenbarung an, deren Wahrheit an dem Zeugniß der Natur erprobt werden möge. Er feiert dann das

Princip der Vernunft und den freien, rastlos forschenden Gedanken, als die einzigen Retter der tief in Unwissenheit, Laster und Elend darniederliegenden Gesellschaft. Durch sie werde eine glücklichere Gestaltung derselben erzielt werden, welche keine andere ist, als die durch den Socialismus geträumte. Die neue Weltanschauung des Spiritismus rührt auf solche Weise schon in in ihren ersten Sätzen an das sociale Problem und zeigt auch darin wieder ihre Verwandtschaft mit mystischen Sectirern früherer und neuester Zeit, mit den Wiedertäufern und mit den heutigen Shakern, wovon die letzteren in ihren Gemeinden an die Vereine der Therapeuten und Essäer erinnern, von denen sie Gemeinsamkeit der Arbeit und der Güter, Aufhebung aller Rangklassen und das Leben im Cölibat entlehnt zu haben scheinen.

In drei Theilen legt Davis seine Offenbarungen vor; der erste, genannt „der Schlüssel, oder die Principien der Natur" enthält eine Art von Metaphysik; der zweite „die göttlichen Offenbarungen der Natur", bringt die Kosmogonie, bis herauf zum Menschen; der dritte: „die Anwendung oder eine Stimme an die Menschheit", erörtert die ethische und sociale Reform.

Als letzte Ursache wird ein geistiges Wesen — der große positive Geist — ausgerüstet mit den Attributen der Allmacht, Weisheit und Güte hingestellt, der im harmonischen System des Universums, sich einen vollkommenen Leib gestaltet und ihn als allgemeine Seele durchdringt. — In einer spätern Schrift (Answers to Questions) verwahrt sich Davis gegen die Annahme einer abstracten persönlichen Intelligenz Gottes; Gottes Fürsichsein soll vielmehr zugleich Offenbarung und Erscheinung nach Außen, seine Gedanken sollen zugleich Schöpfungen sein.

Im Anklang an die Philosophie der Stoa sieht er aus diesem einen Princip zwei große demiurgische Potenzen, die Materie und die Bewegung, wovon die letztere eins ist mit der formbildenden Kraft, von Ewigkeit her entspringen und aus ihrer Wechselwirkung dann in einer zusammenhängenden Kette der Entwickelung den Kosmos als einen nach Zeit und Raum unendlichen Organismus entstehen. In ihrer ersten Daseinsweise — unser Autor gebraucht dafür den neuen Terminus: Univercoelum — war die Welt ein grenzenloser Feuerball, in welchem als ursprünglichem Mutterschooß noch alles Besondere schlief. Allmälig aber lösten sich von ihm die Sonnen ab und aus den Sonnen wieder andere Weltkörper und bildete sich der Sternenhimmel, in dessen System nach allen Ausscheidungen der anfängliche Flammenball als Centralsonne sich behauptet. — Von dieser Fahrt durch die Weiten des Weltraumes landen wir mit Davis an unserem Sonnensystem und erhalten nun durch ihn eine Beschreibung von der Natur und den menschenähnlichen Bewohnern der einzelnen Glieder desselben. Dabei redet er bereits von 9 Planeten unseres Systems, ehe Le Verrier noch den achten entdeckt hatte. Mit dem älteren Herschel nimmt er 6 Monde um den Uranus an, während unsere Wissenschaft bis jetzt nur 4 constatirt hat.

Die ganze Bildungsgeschichte der Erde und die Entwickelung der organischen

Natur, bis zu den unmittelbaren thierischen Vorfahren des Menschen, wird erzählt und ein Zusammenhang zwischen den mindesten und den höchsten Gebilden statuirt. Da indeß Davis ein formendes Princip eingeführt hat, so kann er den Fortschritt der Organisationen nicht im Geiste der Descendenzlehre von Darwin denken, sondern er leitet ihn einerseits aus der Einwirkung jenes Princips auf die Materie und andererseits aus der Rückwirkung der gegebenen äußeren Umstände auf dasselbe und auf die bereits bestehenden Formen ab. Die organischen Formen sind ihm Gedanken der Natur, wie die Gedanken Formen des Geistes sind.

Es folgt nun die Beschreibung der ersten Menschen und ihres Aufenthalts, die Darstellung des Ursprungs der Sprache, die zuerst Geberdensprache gewesen und erst allmälig zur Tonsprache sich ausgebildet habe und wovon die letztere, weil sie die Gedanken noch nicht bestimmt habe ausdrücken können, die Quelle aller Mißverständnisse, Uneinigkeiten und Uebel unter den Menschen geworden sei. — Wir begegnen allgemeinen Bemerkungen über die älteste und alte Geschichte, über die Scheidung und Wanderungen der Völker, über die großen Katastrophen, welche die Erdoberfläche durch Erdbeben und Ueberschwemmungen umgestalteten, und über die Entstehung und Entwickelung des religiösen Bewußtseins. Mit Vorliebe verweilt Davis bei der Besprechung des Judenthums und Christenthums und ihren heiligen Literaturen und erweist hier einen beiden Religionsformen abgeneigten, ihren Lehren und ihrem Cultus widersprechenden Geist. Die seltsamsten, oft an die Resultate der modernen Kritik erinnernden Conjecturen über den Ursprung der biblischen Schriften werden vorgebracht und deren Wundererzählungen richtig zu stellen, oder natürlich zu erklären versucht. Irrthümer und Widersprüche tauchen in diesen Erörterungen auf, deren Tendenz offensichtlich dahin geht, die Autorität der biblischen Schriften, namentlich im Puncte der Lehren, zu erschüttern. Vor Allem wird die kirchliche Christologie bekämpft und das Leben Jesu, als ein ganz natürlicher Verlauf mit Abstreifung alles Wunderbaren dargestellt. Nicht minder werden die theologischen Vorstellungen von der Erlösungsmission Jesu abgelehnt und weitere Grundlehren der kirchlichen Dogmatik kritisirt. Jesus steht Davis auf derselben Rangstufe, wie die Stifter anderer Religionen, wie Confucius, Muhamed, Swedenborg, ja wie Holbach und Charles Fourier. Letzterer erscheint ihm sogar als der Größte unter allen und er feiert ihn darum auch mit überschwänglichem Lob.

Davis bezeichnet den Menschen als den Gipfel der Schöpfung und zwar sowohl nach seiner physischen, wie nach seiner psychischen Seite. Nicht der Körper erschaffe und entwickele den Geist, sondern zuerst werde der Geist organisirt und individualisirt und er entfalte erst den Leib als Werkzeug seiner Erscheinung nach Außen. In kurzen Zügen wird eine Psychologie vorgetragen und dabei die Freiheit des Willens nachdrücklichst betont. Im Tode aber sieht Davis den Befreiungsproceß des Geistes von der gröberen Leiblichkeit, den Höhepunkt des irdischen Daseins, zu welchen die einzelnen Lebensalter

nur die Stufen seien. Die Erscheinungen beim Todeskampfe, die man fälschlicher Weise auf Schmerz und Leid deute, seien nur die Symptome unaussprechlichen Entzückens. Der Geist nehme in sein neues Leben aus dem Körper die Empfindung als Hülle mit, um sich aus ihr ein neues Kleid zu weben. Der Tod sei kein Untergang, sondern Emporgang in höhere, seligere Regionen. An dieser Stelle erhebt sich die Sprache des Sehers zu höherem Schwung und fast poetischer Schönheit: „Der Schmetterling entflieht seinem groben und rudimentären Körper, schwingt sich auf zur sonnigen Laube und empfindet sein neues Dasein. Der Thautropfen, der auf der Erde ruht, wird durch die Aufsaugung der Sonne unsichtbar und steigt empor, um sich mit der Atmosphäre zu gesellen und in ihrem Schooße zu ruhen. Der in Wärme und Licht schwellende Tag vertheilt seine Segnungen an die Gebilde der Erde und sinkt zur Ruhe in den Schooß der Nacht. Die Nacht aber ist nur die Botin eines neuen Tages, der zuerst am Horizont gewiegt wird und nachher in seinem Mittagslicht zur vollen Schönheit und lebensspendenden Kraft hervorbricht. Die Blume, sich aus ihrem Samen durch eigenen Drang und durch den Ruf der Sonne entfaltend, glänzt im Schimmer der Farben und wird so zum Bilde des Lichtes und der Schönheit; hat sie aber ihre Vollendung erreicht, so beginnt sie schnell Form, Farbe und Schönheit ihres äußeren Daseins abzustreifen. Ihr Wohlgeruch entflieht und verwandelt sich in verwandte Düfte; aber wenn die Blume auch nicht mehr ist, ihre Schönheit dauert doch im Gedächtniß ihres Beschauers und Bewunderers unauslöschlich fort. Die Blätter, die vom Hauche des Winters gefärbt werden, behalten ihre äußere Schönheit nicht länger; dies ist aber nur die Verkündigung eines neuen Lebens und einer neuen Beseelung, die sich in der Wiederkehr von Blättern und Laub in der jungen Jahreszeit erfüllt. Wie es damit ist, so ist es auch mit dem Geiste. Der Körper stirbt im Aeußern oder besser: er verändert seine Existenzweise, während der Geist zu einer höheren Wohnung, die seiner Natur und seinen Bedürfnissen entspricht, aufsteigt." —

Der von der Erde losgelöste Geist schreitet in seiner Selbstvervollkommnung fort, er hat hintereinander sieben Sphären zu bewohnen, deren Seligkeit als ein idealisirter Widerschein von den Freuden des gegenwärtigen Lebens sich anschaut: „Jeder ist ein unsterbliches Kind des Ewigen und Keiner ist so hoch, daß er nicht das Niedrigste wäre von etwas noch Unentwickeltem. Kein Geist kann zum andern sagen, daß er seiner nicht bedürfe; denn jeder lebt von dem andern, und diese gegenseitige Abhängigkeit bildet gerade die Harmonie und Weisheit aller Dinge." Wie im materiellen Universum eine Centralsonne Alles erleuchtet und ernährt, so ist in jener höhern Welt Gott die Sonne, welche Licht und Glück in die Geister sendet. In einen teleologischen Optimismus, wonach jedes Ding ein nothwendiges und vollkommenes Glied in dem Riesenleibe Gottes ist, klingt diese Weltanschauung aus, von deren Anerkennung und Verbreitung Davis die moralische Hebung des Menschengeschlechts und die Aufrichtung einer neuen und glücklichen Ordnung

der Gesellschaft erwartet. Dieser Aufgabe ist endlich der letzte Theil des Werkes gewidmet, worin der Autor die Tendenzen des Socialismus vertritt und dessen Sprache gegen die bestehenden Mißstände führt. Der Reichthum gehöre von Rechts wegen Denen, die ihn erzeugen, nämlich den arbeitenden, heute aber armen, gedrückten und unwissenden Classen; die ganze Gesellschaft sei desorganisirt, in lauter selbstsüchtige, gegen einander anstrebende Interessen aufgelöst; die universale Industrie, wobei der Einzelne weniger zu arbeiten hätte und bei gleichmäßiger Vertheilung des Gewinnes doch mehr einnähme, müsse eingeführt, ein Staat nach dem Vorbilde des Bienenstaates, wo die faulen Drohnen nicht geduldet würden, aufgebaut, kurz, Fourier's Idee von der allgemeinen Association und Harmonie realisirt werden. Dann sei die Aera des Friedens und des allgemeinen Glückes, das tausendjährige Reich, begründet. „Dies Zeitalter ist nahe; der Gerichtstag, an dem die Weisheit herrschen wird, wird bald kommen, und diese wird Unwissenheit, Irrthum, Vorurtheil und Fanatismus von der Erde verbannen. Eine allgemeine Revolution ist im Ausbruch begriffen; sie ist bereits entzündet, und die Weisheit wird die Funken zur Flamme anfachen und diese wird allen Streit und alle Sünde verzehren; Alle werden gereinigt, erhaben und glücklich aus ihr hervorgehen. Dieses ist die Flamme der Liebe — die verzehrende Rache der Wahrheit und Güte!"

Im November 1846 hatte Davis sein Buch vollendet, ein Jahr darauf wurde es publicirt. Ein großes Interesse wandte sich ihm sogleich zu, und so mag es bis auf heute an 40 Auflagen erlebt haben. Von nun an wollte Davis auch während des normalen, wachen Zustandes im Besitze eines Lichtes sein, vermöge dessen er ohne jedes vorhergängige Studium mit allen Wissenschaften vertraut wäre und über die verschiedensten Gebiete derselben, Werke aus sich heraus zu verfassen vermöchte. Ja, er behauptet, daß er aus Büchern, die er nie gelesen und von denen er nie gehört, große Citate wörtlich anführen könne. Zahlreich sind die größeren und kleineren Schriften, welche Davis seinem ersten Buche folgen ließ; bis zum Jahre 1872 waren es mit diesem zusammen 27 Werke, fast alle mehrmals aufgelegt. Seine bedeutendste Leistung dürfte aber die in 5 Bänden vorliegende „Große Harmonie" sein, eine Art von System der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung praktischer Fragen und Aufgaben. In dem ersten Bande dieses Werkes, betitelt „der Arzt", welcher im Jahre 1850, also vier Jahre nach dem Abschluß der „Principien der Natur" erschien, und den Davis demnach in einem Alter von 23—24 Jahren verfaßte, tritt uns dieser bereits als ein, wenn auch phantastischer, doch gereifter Schriftsteller entgegen, der über ein, bei ihm immerhin staunenswerthes naturwissenschaftliches und medicinisches Wissen verfügt, scharfen Verstand und philosophischen Geist, dessen Constructionen oftmals an Oken erinnern, nicht vermissen läßt und insbesondere auch in formeller Beziehung, durch klare Darstellung und schöne Sprache sich auszeichnet. Das Buch beginnt mit der Darlegung der großen Harmonie im Universum,

betrachtet ...enschen als den Concentrationspunct aller Kräfte, hebt seine über die ...arkeit hinausreichende Bestimmung hervor, erinnert ihn aber auch zug...n seine irdische Aufgabe. „Gewiß, jeder Vogel hat sein Lied zu singe... Blume hat ihre zarte Mission, jeder Dichter seine Lehre vom Guten ...Schönen, jeder Philosoph seinen Beitrag von Entdeckungen und jeder ...Prediger seine richtigen Belehrungen. Ein Jeder ist der Messias irgend... großen Gedankens und wird ihn ausathmen, ehe er diese Form verläß... In fünf Abtheilungen folgt nun eine Philosophie der Gesundheit und Krankheit, welche Zustände mit der moralischen Beschaffenheit der See... Zusammenhang gebracht werden; eine „Philosophie des Schlafes und ... Todes", schließlich eine „Philosophie der Heilung". Dieses letzte Kr... eröffnet sich mit bitteren Vorwürfen gegen den Stand der Aerzte und G...chen, die ihre Mission nicht erfüllen, geht hierauf zur Kritik der ver-...enen Heilmethoden über und spendet darunter nur der Hydropathie volle ...kennung; bringt einen Katalog der Krankheiten und gibt Heilmittel ...egen an, und entwickelt dabei eine Therapie, die sowohl physischer wie ...oralischer Art sein soll und vor allem in Prophylaxis und Diät besteht. ...chließlich verfällt Davis wieder in den Ton des Apokalyptikers, der die Herrschaft der Weisheit in der Welt und mit ihr das allgemeine Glück reifen sieht. Im zweiten Theil der „Großen Harmonie" im „Lehrer" berührt uns die Auffassung und Schilderung der rechten Ehe wegen ihrer Innigkeit und hohen Idealität ganz besonders sympathisch. „Jeder Mensch hat irgendwo einen ihm von Ewigkeit bestimmten Gefährten, den er einst finden wird und den findend er die wahre Ehe schließt. Keine Ceremonie, kein Gelöbniß, keine geschriebene oder gesetzliche Uebereinkunft kann in Wahrheit verbinden, was innerlich und ewig bereits geeint ist, und ebenso wenig vermag irgend welche Feierlichkeit zu verbinden, was innerlich auf ewig geschieden ist." In der sich offenbarenden Harmonie und Sympathie der Seelen liege der Beweis, daß die für einander Bestimmten sich wirklich gefunden haben. „Jedes Herz schmachtet nach dieser heiligen und schirmenden Liebe, die keine Unbeständigkeit kennt und bei den Wechselfällen des Lebens nicht schwankt, sondern stets erstarkt, in Krankheit und Gesundheit, in der Jugend wie im reiferen Alter, in Glück und Trübsal; eine Liebe, die jene edlen und schönen Seeleneigenschaften an den Tag bringt, die die unterscheidenden Merkmale zwischen den Geschlechtern bilden und den starken Mann und das milde Weib kennzeichnen." Obwohl Davis in diesen Sätzen die prädestinirte Seelenehe lehrt und das Recht der Seelengemeinschaft gegen das äußerliche und conventionelle Band der bürgerlichen Ehe vertritt, will er daraus doch nicht die ärgerliche Consequenz abgeleitet wissen, daß einmal verbundene Gatten nach ihrem prädestinirten Gefährten zu suchen anfangen und, sobald der Mann seine „Seelenbraut", die Frau ihren „Seelenbräutigam" gefunden zu haben wähnte, sich scheiden und die neue „Seelenehe" eingehen, ein Unfug, der bekanntlich in Nordamerika häufig genug sich ereignet.

Zu seinen Vorlesungen hatte Davis bereits angekü. daß für die allernächste Zeit die Manifestation von Geistern zu erwarten ie Erfüllung dieser Prophezeiung ließ nicht lange auf sich warten, derjenige, welcher in allen diesen Dingen Betrug wittern wollte, sich nahme zu- neigen könnte, daß zwischen Prophezeiung und Erfüllung ein sehr menschlicher Causalnexus bestand. Es geschah im März 1848, in einem Hause zu Hydesville bei New-York zuerst in Gegenwart eines jährigen Mädchens, Kate Fox, hierauf auch in Anwesenheit ihrer zwölfjährig hwester Leah sich unerklärliche Klagelaute vernehmen ließen, durch welc achdem man dieselben allmälig als Signale zu deuten begonnen hatte, im er des Hauses genau eine Stelle angegeben wurde, an welcher 6—7 Fi der Tiefe ein menschliches Skelett lag. Auch der Name des Todten w. aus den Lauten ermittelt, und es stellte sich bei genauerer Nachforschung us, daß eine solche Person vor 5 Jahren zum Besuche hier gewesen und m spurlos verschwunden war. Die Zeichen erklärten weiter, daß der Verst ie sie selbst veranlasse. Zunächst wurde die Familie Fox des Betruges bezüc hierauf prüften drei Comités, bestehend aus zuverlässigen Personen, die L gänge und überzeugten sich von ihrer Thatsächlichkeit, ohne eine Erklärn dafür finden zu können. Die Klopflaute ertönten auch dann noch an de Mauer und auf dem Fußboden, als die zwei Medien, nachdem sie von Frauen vollständig untersucht worden waren, „auf Kissen barfuß und mit fest rings um die Knöchel gebundenen Kleidern" standen. Im Berichte des dritten und am meisten skeptischen Comité's wurde besonders hervorgehoben, daß bei diesen Erscheinungen weder Maschinerie noch Betrug gespielt hätte und daß Fragen, von denen viele nur in Gedanken gestellt worden, richtig beantwortet worden seien. Man erinnerte sich nun an Ereignisse ähnlicher Art aus früherer Zeit, längst zu den Ammenmärchen geworfene Geschichten wurden wieder aufgetischt, darunter auch die Vorgänge im Hause des Pfarrers Samuel Wesley zu Egworth in England, des Vaters von John Wesley, dem bekannten Stifter des Methodismus, und ebenso die Beobachtungen, die hervorragende französische Gelehrte, wie Arago und Andere, mit dem vierzehnjährigen Bauernmädchen Angelique Cottin aus der Normandie gemacht haben wollten und wonach deren bloße Gegenwart in einem Zimmer ausgereicht haben sollte, alle Meubel in Bewegung zu setzen. Als während des vorigen Jahrhunderts zu Debisdorf ein ähnlicher Spuck hauste, äußerte selbst Lessing gegen Leisewitz: „Bei dieser Geschichte geht uns beinahe alles Latein aus."

Die Vorkommnisse mit den Misses Fox wirkten ansteckend, eine Menge von Personen wollten im Besitze ähnlicher Kräfte sein und in 2 bis 3 Jahren war die ganze Union von diesem Glauben an Geistermanifestationen so gewaltig aufgeregt, daß eine Reihe von intelligenten Männern in New-York — Richter, Senatoren, Doctoren, Rechtsgelehrte, Kaufleute, Geistliche, Schriftsteller u. A. — es für geboten erachteten, der Sache durch eine exacte Untersuchung auf den Grund zu gehen, und zu diesem Zwecke eigene Cirkel schufen. Immer wunder-

licher aber klangen die Berichte von den spiritistischen Phänomenen; die ganze mechanische Naturanschauung schien zu einem Spott von Klopfgeistern herabsinken zu sollen; bisher kaum erhörte Formen des Aberglaubens tauchten massenhaft empor; man fühlte sich von einer Geistesepidemie der unheimlichsten Art umfangen, wogegen, wie selbst das Beispiel großer Naturforscher zeigte, es so wenig wie gegen ein physisches Miasma ein Präservativ zu geben schien. Manch ungläubiger Saulus, der mit lautem Hohn an die Beobachtung gegangen war, kam als bekehrter Paulus, als glühender und fanatischer Vertreter der Sache zurück, die Zahl der Spiritualisten wuchs in's Ungeheure und die Propaganda konnte nur steigen, als so hervorragende und berühmte Männer, wie Richter Edmonds, der ehemalige amerikanische Gesandte in Neapel, Robert Dale Owen, der Geschichtsschreiber und Gesandte Bancroft, die Dichter Cooper und Bryant, die Professoren der Chemie Mapes und Hare, Horace Greely u. A. zu ihnen übergingen. Hare, der als Naturforscher ein Ansehen wie Liebig genoß, unterstellte, nachdem er auf Grund seiner eigenen Beobachtungen Faraday's Erklärung von der Ursache der Tischrückerei und dessen, was damit zusammenhängt, nicht mehr ausreichend erfand, die räthselhaften Erscheinungen einer strengen experimentellen Prüfung und construirte zu diesem Zweck einen Apparat, der zunächst seine Voraussetzung, daß hier nur die Kraft der bei den Versuchen betheiligten Personen im Spiele sei, erweisen sollte. Aber er fand sich in dieser Erwartung getäuscht, die Experimente schienen ihm den Schluß auf das Eingreifen noch anderer Kräfte aufzunöthigen, und so verfiel er leider allzurasch dem Glauben an die Einwirkung einer uns umgebenden unsichtbaren Geisterwelt, von der er sich bald auch Offenbarungen über die Zustände eines künftigen Lebens gefallen ließ. Eine dieser Geisterbotschaften lautete: „Meine Wohnung besteht aus einer Reihe von Zimmern, die höchst anmuthig mit Gemälden und Statuen und den elegantesten Erzeugnissen der geistigen Kunst geschmückt sind. Jedes Individuum kann seine Wohnung seinem eigenen besonderen Geschmack oder seiner Phantasie entsprechend haben. Je verfeinerter und erhabener der Geist ist, desto verfeinerter und schöner ist das Haus oder die Heimath, die er bewohnt." — Nach den Angaben von Wallace gab es bereits im Jahre 1870 in der Union 20 Staatsassociationen und 105 Gesellschaften, die sich mit dem Problem des Spiritismus beschäftigten, dazu 207 Vorleser und ungefähr ebensoviel öffentliche Medien. Heute hat sich die Zahl der letzteren wohl mehr als verdoppelt und es gibt keine Art menschlicher Bedürftigkeit, wofür sie sich nicht als hülfreiche Genien zur Verfügung stellen. Die Mediumnität soll in einer besondern Disposition des Organismus bestehen, wonach aus demselben ein äußerst sublimes Fluidum ausströmt und sich unsichtbar anwesenden Geistern als Mittel zu Wirkungen und Erscheinungen in der sinnlichen Welt darbietet. Diese Eigenschaft, die zuerst nur in der Erzeugung von Klopflauten, Tischrücken &c. sich bethätigt und methodisch zu immer erstaunlicheren Leistungen fortgebildet werden kann, florirt gegenwärtig in der Union und in England als ein sehr lucrativer

Geschäftszweig. Des Artikels der Geistermanifestationen bemächtigte sich dort wie hier die Speculation und so verdunkelte, entstellte und discreditirte maßloser Schwindel auf der einen und wahnwitziger Aberglaube auf der andern Seite den reellen Kern, der etwa in diesen seltsamen Vorgängen stecken mag. Im Annoncentheil des in Boston erscheinenden „Banner of light“ kündigen sich männliche und weibliche Individuen an, die aus eingesandten Haaren und Handschriften Krankheiten, Charakterzüge, ja ganze Lebensgeschichten diagnosticiren wollen, die durch magnetische Briefe heilen und auch verschlossene Briefe lesen; dann Astrologen, die alle Fragen beantworten und die Zukunft enträthseln; dann Medien, wie Mrs. Danskins, durch welche der vor 50 Jahren gestorbene Dr. Rush ordinirt und seine seit dieser Zeit im Geisterreich erworbenen medicinischen Erfahrungen zum Heile der Menschheit mittheilt. Mineralruthen für Metallsucher und Schatzgräber werden ausgeschrieben; ganz besonders aber wird das Planchette, nämlich der sogenannte Psychograph, als unentbehrlich für jeden Familienkreis, der mit verstorbenen Verwandten und Freunden Correspondenzen unterhalten will, empfohlen. Zahlreich sind die Anzeigen von spiritistischen Meetings. Diese Meetings tragen das Gepräge einer gottesdienstlichen Feier, beginnen mit Gebeten und frommen Gesängen, worin die guten Geister zur Theilnahme aufgefordert werden, und schließen mit Dank gegen sie. Es begegnet uns eine seltsame, bald mit wissenschaftlichem Anstrich auftretende, bald aber schon dem Titel nach völlig phantastische und abenteuerliche Literatur, die zum Theil sogar überirdischen Ursprungs sein will, wie z. B. die Vollendung des Romanes „The mystery of Edwin Drood,“ welche Charles Dickens, dessen fruchtbare Feder auch noch im Geisterreich nicht zur Ruhe gelangen kann, durch ein Medium dictirt haben soll, oder die Geschichte des Prinzen Hafed von Persien, der auf gleichem Wege seine diesseitigen wie jenseitigen Erlebnisse zum Besten gibt.

Das Hauptorgan des amerikanischen Spiritualismus oder wie der Titel des Blattes selbst pomphaft ankündigt, der spiritualistischen Philosophie des 19. Jahrhunderts ist der eben genannte „Banner of light“, der bereits in 43 Folianten als eine unerschöpfliche Fundgrube alles menschlichen Aberglaubens vorliegt. Metaphysische, psychologische, ethische, theologische und naturwissenschaftliche Artikel wechseln darin mit Correspondenzen über die Resultate spiritistischer Sitzungen und unter diesen Resultaten sind besonders häufig die Botschaften aus dem Geisterreich, worin mit Hilfe der Medien abgeschiedene Personen sich nach Namen und irdischer Herkunft vorstellen und ihre Lebensgeschichte mittheilen. Indem die Redaction die Publication dieser Offenbarungen an das Publicum besorgt, wünscht sie, daß dieselben durch etwa noch lebende Angehörige und Freunde verificirt werden möchten. Der Banner of light ist indeß der besonnenen Richtung der Spiritualisten selbst ein Greuel und wird von ihnen, wie dies neuestens wieder Daniel Home gethan hat, auch öffentlich desavouirt. Daß trotz dieser Extravaganzen des Betrugs und der Phantasterei noch soviele ernste, klare und wissenschaftlich

gebildete Köpfe an der Sache halten und für dieselbe Zeugniß ablegen, ist doch kaum anders erklärlich, als daß sie durch zwingende Thatsachen gewonnen worden sind. Erst im vorigen Jahre ließ sich Dr. Bloede aus New-York, ein verdienter politischer Schriftsteller, dem nach dem Urtheile der Redaction der „Gegenwart" ein wissenschaftlich-gebildetes Urtheil nicht abgesprochen werden könne und der ein Anrecht auf Vertrauen besitzt, dahin vernehmen: „Der Spiritualismus ist nicht Theorie, Speculation, metaphysische Träumerei, seine Grundlagen sind Thatsachen und das Experiment. Der Anspruch, welchen der moderne Spiritualismus auf Grund dieser erhebt, ist: daß die neue „Geistkunde" zu einem integrirenden und abschließenden Theile der Naturwissenschaft erhoben und entwickelt werde . . . Obgleich er schon hundertmal von Außen und Innen vernichtet worden ist, ist der Spiritualismus aus allen Kämpfen, auch den schwersten mit sich selbst, mit stets erneuter Kraft hervorgegangen und hat damit den besten Beweis abgelegt, daß er in sich selbst die Fähigkeit der Reinigung und Erneuerung besitzt, welche der Wahrheit und der Wahrheit allein innewohnt. Alles, was der Spiritualismus jetzt von seinen Gegnern verlangt, ist — Gerechtigkeit." — Ich selbst habe wiederholt Gelegenheit gehabt, die Bekanntschaft von Aerzten zu machen, welche weder von Gott noch von einer unendlichen Fortdauer der menschlichen Seele etwas wissen wollten und doch tiefüberzeugte Spiritisten waren. Was kann solche Männer, die kein metaphysisches Dogma und kein Herzensbedürfniß zu einem Glauben, der seine Bekenner vor der großen Welt zu Narren stempelt, prädisponirte, gleichwohl für denselben eingenommen haben? Es hieße daher das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man mit jenem Schwindel und jenen Ungeheuerlichkeiten die ganze Sache von vornherein verwerfen wollte. So lagen auch Astronomie und Chemie eine Zeitlang in den phantastischen Windeln der Astrologie und Alchemie, sie warfen aber allmälig diese Hülle ab und erstanden zu den glänzendsten Wissenschaften. Vielleicht haben wir es im Spiritismus mit der Beobachtung bisher unbekannter physischer und psychischer Kräfte zu thun, deren sichere Feststellung und deutliche Erkenntniß unsere Einsicht in das Leben der Natur und des Geistes vertiefen würde. —

Die Verbreitung des Spiritismus in Europa dürfte vorzugsweise auf den Schotten Daniel Home zurück zu führen sein. Derselbe wurde schon als Kind von Visionen heimgesucht und sollen ihm seine Spielsachen von selbst zugeflogen sein. Zehn Jahre alt kam er nach Amerika und scheint dort noch eine Schule in den Künsten des Spiritismus durchgemacht zu haben. Bei seiner Rückkehr nach Europa umdrängte ihn die hohe und allerhöchste Aristokratie. Insbesondere in den Tuilerien, bei Napoleon III. und der Kaiserin Eugenie, war er ein gefeierter und angestaunter Gast. Hier soll es während einer Sitzung geschehen sein, daß eine Geisterhand erschien und mit einer auf dem Tische liegenden Feder auf ein Blatt Papier den Namen „Napoleon" mit den Schriftzügen des großen Napoleon schrieb. Der Kaiser bat die Hand küssen zu dürfen und diese wanderte an seine Lippen und an

die Lippen der Kaiserin. Home's Gegner erklärten später die ganze Geschichte für erfunden, Home aber beruft sich zum Erweis der Wahrheit auf die Thatsache, daß er den Vorgang viele Jahre vor dem Tode Napoleons III. bekannt gemacht und dieser sie nicht dementirt habe. Aehnliches soll Kaiser Wilhelm bei einer Sitzung mit Home in Baden-Baden erlebt haben, wo sich ihm die rechte Hand des Kaisers Nikolaus mit den Ringen, die dieser daran zu tragen pflegte, gezeigt hätte. Im Jahre 1857 war Home in Rom zur katholischen Kirche übergetreten. Als ihn Pius IX. gläubig vor seinen Füßen knieen sah, reichte er ihm das Crucifix mit den Worten zum Kusse: „Dies ist unser Zauberstab." —

Napoleon III. war theils aus eigener Inclination des Gemüths theils aus socialpolitischen Erwägungen ein Gönner des Spiritismus. Er hielt dafür, daß derselbe den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele wieder stützen und insoferne gerade für die Beruhigung und Niederhaltung der proletarischen Bevölkerung sehr nützlich wirken könne. Seit Mesmers und Puysegur's Auftreten waren in Paris und Frankreich die magnetischen Cirkel nicht mehr ausgestorben; besonders der Adel und die vornehme Welt beschäftigte sich gerne mit den Wundern der Somnambulismus. Die neue Magie des Spiritismus, welche die letzteren nur fortsetzte und steigerte, fand daher auch hier ein sehr empfängliches Publicum. Vor allem aber waren es der Baron Güldenstubbe und der Pädagog Hippolyt Rivail, eine düstere bretonische Natur, die sich mit größtem Eifer der räthselhaften Sache hingaben, sie methodisch und experimentell cultivirten und schließlich zu einem religiös-philosophischen System fortbildeten. Güldenstubbe schrieb eine „Positive Pneumatologie", worin er seine Entdeckung der directen Geisterschrift, die er in mehr als 2000 Versuchen und vor mehr als 250 Zeugen, unter denen sich die besten Namen der französischen Gelehrten- und Schriftstellerwelt sowie auch andere Personen von Distinction befanden, constatirt haben will, zur Mittheilung bringt. Vor aller Augen und zwar auf einem Papier, welches, um den Verdacht einer vorgängigen chemischen Präparation auszuschließen, jeder Beobachter selbst mitbringen konnte, sollen Aufzeichnungen entstanden sein, welche nach Form wie nach Inhalt entweder von verstorbenen Verwandten und Freunden der Anwesenden oder von den Geistern, die sich in der Unterschrift namhaft machten, herzurühren schienen. Unter anderen wurde in Trianon auch eine Schrift von Marie Antoinette erhalten, deren Identität mit den Zügen, die die Königin im Leben schrieb, dadurch festgestellt wurde, daß man dieselbe mit ihren Unterschriften verglich, welche noch in ein paar Befehlen für die Ausführung von Gobelinstapeten aufbewahrt worden sind. Doch der größere Mystagoge und Prophet des Spiritismus in Paris war Hippolyt Rivail, unter dem Pseudonym Allan Kardec bekannt. Er gründete eine eigene Schule und Secte, in der die unheimliche Kunst der Nekromantie methodisch und technisch gepflegt wird und zu welcher sich nicht etwa nur geistesbeschränkte und düstere, sondern auch gebildete, im Leben sonst kritische, heitere und

angenehme Menschen halten. Im Ganzen aber stehen diese Kreise in dem begründeten Verruf größter Leichtgläubigkeit. Jeder Betrüger hat in ihnen leichtes Spiel, denn ihn unterstützt schon von vornherein die hier vorherrschende Sucht nach dem Wunderbaren. Am meisten wird hier das Experiment der sogenannten transitorischen Besessenheit betrieben, wobei nämlich, entsprechend der Reincarnations-Theorie des Meisters, abgeschiedene Seelen auf kurze Zeit in ein anwesendes Medium fahren und durch dasselbe in eine Conversation mit den Anwesenden eintreten sollen. Diese Vorgänge machen theils einen komischen theils aber auch einen höchst peinlichen Eindruck, wenn die angeblich Besessene in Convulsionen geräth und in gellenden Aufschrei ausbricht, endlich nach vollendeter Operation auf's Aeußerste erschöpft zusammensinkt. Die künstlich gepflegte Nervenerregung muß auf den Organismus zerrüttend wirken und dürfte zu geistigen Störungen disponiren.

Allan Kardec hat in fünf Schriften, welche für die Fundamentalwerke des Spiritismus gelten, das ganze Gebiet desselben ausführlich dargelegt und ähnlich wie Davis eine phantastische Speculation, der es auch an tieferen Ideen nicht fehlt und die namentlich von ethischen Gesichtspuncten bestimmt wird, geschaffen. Alle diese Schriften sind in zahlreichen Auflagen weit verbreitet und zum Theil auch in fremde Sprachen übersetzt. Von Allan Kardec rührt auch der Name „Spiritismus" für das ganze Gebiet dieser seltsamen Erscheinungen her, während die Amerikaner und Engländer dafür die Bezeichnung „Spiritualismus" festhalten. Sein grundlegendes Buch (Le livre des Mediums ou Guide des Mediums et des évocateurs) erörtert die verschiedenen Formen der angeblichen Geistermanifestationen, die Mittel, mit der unsichtbaren Welt zu verkehren, die Anleitung zur Entwickelung der Mediumnität und die Schwierigkeiten und Mißgriffe, denen man in der Praxis der Spiritismus ausgesetzt ist. Das zweite und dritte Buch (La genèse, les miracles et les prédictions selon le Spiritisme und „Le livre des esprits") bilden zusammen ein Ganzes, in ihnen ist Kardec's System entwickelt. Dasselbe beginnt mit dem Erweise der Existenz Gottes als der höchsten Intelligenz, anerkennt nur ein moralisch Böses, das aus dem Willen des Menschen stammt und zuletzt dem Menschen selbst so peinlich wird, daß er im Guten wieder eine Zuflucht sucht, und bespricht hierauf die Entwickelung der Natur bis zum Menschen hinauf: die niedrigsten organischen Formen sollen durch generatio aequivoca entstanden sein und sich aus ihnen die höheren allmählich und langsam hervorgebildet haben. Doch walte in der organischen Natur über den Kräften der Materie auch noch ein Princip des Lebens. Seiner physischen Seite nach hänge der Mensch mit der Thierwelt zusammen, aber nur bis hierher gingen Materialismus und Spiritismus gemeinsam; jetzt müsse der Erstere Halt machen, während der Andere noch weiter zu schreiten vermöge und eine neue Welt entdecke. Der Geist des Menschen stamme nicht aus der Entwickelung der Materie, er sei auch nicht mit dem Lebensprincip identisch, sondern er komme von Gott. Zugleich mit der materiellen Welt habe Gott von Ewigkeit

her auch die Geister geschaffen und er schaffe sie fortwährend. Bevor unsere Erde existirte, wäre der Weltraum bereits mit geistigen Wesen von allen Rangstufen erfüllt gewesen, beginnend mit denen, die erst ihren Weg durch's materielle Leben zu machen hatten, bis hinauf zu den reinen Geistern oder Engeln. Vollkommen sei kein Geist geschaffen, jeder habe sich erst vollkommen zu machen. Die Geister sollten in die Materie hinabsteigen, auf sie wirken und, indem sie dieselbe dadurch höher entwickelten, sich dabei zugleich selbst in ihren eigenen Fähigkeiten und Kräften fortbilden. Der Körper sei nur das Gefäß des Geistes, mit dem dieser durch ein ihm innewohnendes, aber doch halb materielles Fluidum, genannt Perisprit, zusammenhänge. Dieses Fluidum knüpfe ihn an den Keim im Moment der Befruchtung mit unwiderstehlicher Gewalt, und so beginne er darin gleichsam zu wurzeln und mit dem Organismus zu wachsen, und erst, wenn dieser sterbe, gewinne er seine Freiheit wieder. — Es wird unentschieden gelassen, ob die Geister nicht zuerst in Thierleibern sich incarniren und wir daher nicht in den Thierseelen künftige Menschenseelen zu betrachten haben. Hierauf ist von der Unsterblichkeit der Seele, von der Beschaffenheit der jenseitigen Geister und ihren Beziehungen zu den Menschen umständlich die Rede. Mit der Loslösung von seiner materiellen Hülle bliebe der Geist sich zwar selbstbewußt, aber er verliere die Erinnerung an seine Vergangenheit und nur die Fähigkeiten und Fertigkeiten, die er in derselben ausgebildet und erworben habe, seien noch in seinem Besitze. Höchstens, daß vielleicht Ereignisse seiner Vergangenheit wie ein flüchtiger Traum an ihm noch vorüberschwebten. Der Geist verharre aber in seiner Identität mit sich, er bleibe derselbe, der er gewesen vor und während der Incarnation; die Incarnation sei nur eine besondere Phase seiner Existenz. Zurückgekehrt in die Welt der reinen Geister erwäge und bilde er fort den Gewinn, den ihm sein Erdenleben gebracht habe. Sei er aber nicht bis zu jener Stufe emporgestiegen, wo er würdig sei, in einer höheren Welt eine höhere Incarnation anzunehmen, habe er für sich auf Erden noch weitere Errungenschaften zu machen, noch eine Mission für sich und Andere zu erfüllen, so müsse er abermals auf dieselbe zurückkehren und das Versäumte nachholen, er verfalle der Reincarnation. Die Reincarnation sei aber keineswegs als Strafe, sondern als gütige Veranstaltung Gottes zu Höherbildung des Geistes zu betrachten. Von des Geistes eigener sittlicher Thatkraft hänge es ab, ob und wie oft er wiederkehren müsse oder ob er des Materiellen immer mehr entledigt, in einer bessern Welt incarnirt werde, um in ihr bis zu jener Stufe des Fortschritts zu gelangen, wo er in das Reich der reinen Geister eingehen, sich des höchsten Glückes erfreuen und an den Rathschlüssen und der Weltregierung des Allmächtigen als Diener theilnehmen dürfe. So fänden fortwährend Einwanderungen von der geistigen in die körperliche Welt und Auswanderungen aus dieser in jene statt, wie eben Geburt und Tod sich unaufhörlich ereignen.

Die Reincarnationstheorie bildet den eigentlichen Centralgedanken von

Allan Kardec; mit ihr erneuert er die uralte Lehre von der Seelenwanderung, zu welcher sich zuletzt auch noch Lessing bekannte. Und wie schon die alten Religionen und Philosophen diese Idee zur Theodicee, zur Rettung des Glaubens an eine sittliche Weltordnung und zur Lösung der mannigfachen verwirrenden Räthsel des menschlichen Daseins zu verwehrten wußten, so geschieht es auch bei Kardec und zwar mitunter in überraschend geistvoller Weise. Aber sie wird für ihn und seine Anhänger zugleich die Verlockung zu dem Spiele einer von dem Leitbande des Verstandes losgelassenen Phantasie. Im weiteren Fortgange seiner Entwickelungen verwirft Allan Kardec die kirchliche Auffassung vom Wunder und setzt an ihre Stelle die Annahme einer beständigen, gleichfalls nach festen Gesetzen der Weltordnung sich vollziehenden, also natürlichen Einwirkung der Geister in den Bereich unserer Sichtbarkeit; mit andern Worten: er sucht die spiritischen Phänomene als in den allgemeinen Causalnexus aufgenommen darzustellen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir dem Autor in das Detail seiner physikalischen und psychologischen Ansichten folgen; nur um seine Stellung zum Christenthum zu zeichnen, sei noch hervorgehoben, daß er größer von dem Gründer desselben denkt, als Davis; Jesus erscheint ihm als ein höherer, von Gott gesandter Geist, dessen außerordentliche Thaten von den Erfahrungen des Spiritismus aus zugestanden, aber nach den Hypothesen desselben erklärt werden. In einer Art von Commentar zu den Evangelien soll der Spiritismus nicht als eine Negation, sondern nur als das reifere Verständniß der Lehre des Christenthums aufgezeigt werden. Schließlich fehlt es auch bei diesem Autor nicht an apokalyptischen Hoffnungen und Ausblicken auf eine bessere Zukunft des Menschengeschlechts auf Erden, und wird deren Beginn bereits von dem Auftreten und der Verbreitung des Spiritismus an datirt, da mit ihm zuerst eine moralische Erneuerung der Menschheit eintreten und daran von selbst eine große sociale Reform sich knüpfen müsse. Das vierte Werk (L'Évangile selon le Spiritisme) wendet sich den moralischen Lehren Jesu zu und legt ihre Uebereinstimmung mit der Ethik des Spiritismus dar. Einen wahrhaft unheimlichen Eindruck aber macht das fünfte Buch (Le ciel et l'enfer), wo die Zustände verklärter und verworfener Geister geschildert und zuletzt die Citationen mehrer derselben mitgetheilt werden.

Zu den glühendsten Anhängern von Kardec gehörte früher auch der Astronom Camille Flammarion. Derselbe hielt dem Meister im Jahre 1869 eine begeisterte und pietätsvolle Grabrede, will aber heute, obschon er die Realität des Spiritismus noch immer nicht in Zweifel zieht, von dieser seiner Jugendschwärmerei nicht gerne mehr hören. Bald nach Kardec's Tod ereignete sich der komische Vorfall, daß ein von ihm selbst hochgeschätztes Medium Morin ein reumüthiges Bekenntniß des Verstorbenen über die Herrschsucht und den Hochmuth, womit er erleuchtete Personen vom Spiritismus zurückgestoßen und dessen Verbreitung gehindert habe, erhalten haben wollte. —

Großes Erstaunen mußte es erregen, als der große Mathematiker Babinet,

welcher bislang behauptet hatte, daß der Wille nicht die Epidermis überschreite, aus seiner eigenen Erfahrung bestätigte, daß sich auf seinen Befehl ein Tisch vom Boden in die Luft erhoben habe. Es sind überhaupt manche hochgefeierte Namen in Frankreich und Paris, die mehr oder minder zu den Gläubigen zu zählen sind, so z. B. Victor Hugo, Louis Blanc, der Lustspieldichter Sardou und manches angesehene Mitglied der Linken in der Nationalversammlung zu Versailles. Gewiß ist, daß der Spiritismus in allen Kreisen der Pariser Gesellschaft gepflegt wird, in den vornehmsten Salons nicht minder, wie in den Kammern der Ouvriers von Belleville und Vilette. Ja, es gibt hier Personen, denen er zu einer Art von Sport geworden ist; wie ich denn selbst einen reichen Grafen aus der Havannah kennen lernte, der sich um das Honorar von 3000 Franken jährlich ein eigenes Medium zum Privatgebrauche hält und der in seinem Vertrauen auf dasselbe selbst dann nicht erschüttert werden konnte, als es wegen unzweifelhaften Betruges gerichtlich verurtheilt wurde. — Mehrere Revuen und eine Menge von Schriften, deren Zahl sich fortwährend vermehrt, beschäftigen sich auch in Frankreich mit der mysteriösen Kunst und Wissenschaft.

Die Reincarnationstheorie fand in Oesterreich-Ungarn an Adelma von Vay eine Vertreterin. Die schöne Gräfin ist ein interessantes psychologisches Räthsel: bei ihr, als einem gebornen Dichter, könnte man Wesen und Wirksamkeit der Phantasie und die Gesetze, nach welchen dieselbe wie in einer Art von natürlichem Wachsthum ihre Gebilde entstehen läßt, studiren. Aber die Phantasie steht bei ihr im Dienste eines wunderbaren Ahnungsvermögens, dessen Schöpfungen sich wieder unmittelbar in das Sinnessystem projiciren und zu symbolischen Bildern verdichten. Auch im wachen Zustande der Macht der Traumphantasie verfallend, dichtet Frau Adelma ganze Romane und schreibt sie ohne Reflexion auf, ähnlich wie beim Schlafwandel eine unbewußte Vorstellung zur Handlung treibt. Die religiösen Vorstellungen ihrer Jugend und später im Verkehr, oder aus der Lectüre eingesogene Ideen, verwebten sich in ihrem Geiste zu einer ihr selbst nicht vollbewußten Conception, die sich plötzlich triebartig gestaltete und nach Aeußerungen drängte. Diesem Impulse folgend und die blitzartig aufleuchtenden Gedanken schriftlich festhaltend, nahm die Gräfin ihren eigenen ideellen Besitz als Inspiration und Dictat fremder Geister und sie that dies im guten Glauben, da ja dieser Besitz in ihrer Seele ein mehr unbewußtes Depositum war. So erklärt sich psychologisch die Entstehung ihres Buches „Geist, Kraft und Stoff,“ das sie unter besonderer Leitung von Buddha, der Jungfrau Maria und dem Märtyrer Laurentius im Jahre 1869 innerhalb 36 Tagen verfaßt haben will und das sie nun als „eine heilige Gabe“ und in dem sicheren Gefühl hierin nur nach Gottes Willen zu handeln, publicirte. In dieser verworrenen Schrift sollen die Tiefen der dreieinigen Gottheit, die Geheimnisse der Schöpfung und die Schicksale der Geisterwelt aufgedeckt werden. Zuletzt verläuft sich die ganze Offenbarung in eine so dunkle Zeichen- und Zahlenmystik, daß selbst ein so

freundlicher Beurtheiler, wie Franz Hoffmann, darauf verzichtet, Klarheit in dieselbe zu bringen. Die Gräfin Vay erzählt in ihren „Studien über die Geisterwelt“ wie sie und ihr Mann Medien geworden seien und sich in diesem Zustand allmählich weiter entwickelt haben. Ihr Mann habe sich besonders zum Zeichnen angetrieben gefühlt und die Portraits von längst verstorbenen Bekannten und Unbekannten, dazu aber auch noch, und zwar unter dem Einflusse von A. von Humboldt, Katzen und Möpse aus dem Mercur darzustellen angefangen. Die Geister Hahnemanns und Mesmer's hätten durch sie beide homöopathische Heilmittel ordinirt und zahlreiche Curen gemacht, zuletzt habe sich ihre medicinische Praxis sogar auf abgeschiedene Geister erstreckt. Die Gräfin erzählt auch von ihrer wunderbaren Sehergabe, wonach sich ihr in einem Glase Wasser symbolische Visionen darstellten, welche ihr von Geistern auf Ereignisse, die sich entweder in der Ferne zugetragen, oder erst in der Zukunft verwirklichen sollen, gedeutet werden. Wenn wir den Mittheilungen Zschokke's von seinem räthselhaften Ahnungsvermögen, mittelst dessen er die ganze Lebensgeschichte ihm unbekannter Personen an seinem Geiste vorüberschweben sah, Glauben schenken, so haben wir wohl keinen Grund denselben der Gräfin Vay zu verweigern, wenn sie in schlichter Weise Thatsachen bringt, in der ihre Sehergabe constatirt wird.

Alle Ueberschwänglichkeiten ihrer Phantasie kommen aber erst in den bizarren Reincarnationsgeschichten zur Wucherung. Sie hat Allan Kardec's Lehre auf einen Gipfel der Phantasie geführt, daß auch den gläubigsten Spiritisten die Sache zu toll zu werden anfing und sie der exaltirten Dame ihren Verdruß nicht zurückhielten. Und doch ist kein Zweifel, daß dieselbe dabei in aufrichtigster Ueberzeugung zu Werke geht und aus derselben heraus sich auch gegen den Spott der Welt gewappnet fühlt. — Im Unterschiede von Allan Kardec vindicirt Adelma von Vay den abgeschiedenen Geistern eine vollkommene Erinnerung um ihr vergangenes Leben. Als ihr einmal ein Geist von einem Raubritter erzählt, der von seiner eigenen Tochter Valerie vergiftet worden sei, ahnt ihr, daß sie wohl selbst diese Vatermörderin gewesen sein könne; später wird ihr bestimmt mitgetheilt, daß sie im vierzehnten Jahrhundert bereits auf Erden gewesen und in Folge der Intriguen geistlicher Herren als Hexe verbrannt worden sei. — Da nach ihrer Behauptung alle Krankheiten von feindlichen Geistern herrühren, so kommt sie mit diesen durch ihre Patienten in näheren Verkehr und erhält von ihnen die wunderlichsten Aufschlüsse über ihre früheren Erdenschicksale und letzten Irrfahrten. Da entwickelt sich nun eine ganz neue und gewiß die sonderbarste Art von Romandichtung, worin Geister und Menschen zusammenwirken und der Schauplatz sowohl das Diesseits, wie das Jenseits ist. Als Probe mögen folgende zwei läppische Geschichten dienen: Bei Gelegenheit der Behandlung eines zweijährigen Mädchens M., das an der Epilepsie leidet, erfährt die Gräfin, daß ein gewisser Geist Raimund die Ursache dieses Zustandes sei. Das Mädchen wäre nämlich durch eine frühere Incarnation an ihn gekettet, sei seine Braut

gewesen, er aber habe das Mädchen vergiftet und suche nun in einem neuen Leib ihr Bruder zu werden, um sie recht peinigen zu können. Dieser böse Raimund wird aber durch der Gräfin und ihres Mannes Gebet bekehrt, das Mädchen gesundet, und jener erhält nun die Erlaubniß, sich der Mutter des Mädchens einzuverleiben und so dessen Bruder zu werden. Die Gräfin theilt der Mutter von M. mit, daß ihr die Entbindung von einem Knaben bevorstehe, scheint jedoch bei dieser Ankündigung aus Rücksichten auf ihre Freundin nicht sogleich Herkunft und Qualität des neuen Sprößlings verrathen zu haben. — Ein Bauer leidet gleichfalls an der Epilepsie und es stellt sich heraus, daß sein früheres Weib, die ihm nicht nur das Leben auf Erden sauer gemacht, sondern ihm auch noch nach dem Tode seinen Aufenthalt im Geisterreich zu verleiden gewußt hatte, so daß er, um ihr zu entfliehen, sich abermals incarnirte, ihn mit diesem Uebel behaftet habe. Dieselbe kann nämlich nicht ertragen, daß ihr Mann in seinem neuesten Erdenwallen sich abermals ein Weib genommen, und da sie gerne mit ihm wieder vereinigt sein möchte, sich aber nicht incarniren darf, so sucht sie den Ungetreuen zu tödten, damit er in's Geisterreich und zu ihr zurückkehren müsse. Wieder gelingt es den eindringlichen Vorstellungen von Frau Adelma und ihrem Gatten, den erzürnten Geist zur Einsicht und Besserung zu bringen, so daß er sich entschließt, durch Reincarnation seines ehemaligen Mannes Kind zu werden. Als dann die Erstere dem hergestellten Bauern von einem Kinde spricht, das ihm Gott noch schenken wolle, ist derselbe noch ungläubig wie Sara im alten Testament, da er doch schon 60 Jahre alt und bereits Großvater sei. Aber der Geist hält Wort, wird als Tochter seines früheren Mannes geboren, stirbt jedoch schon nach drei Monaten hinweg. Indem er jedoch hiedurch Sühne geleistet, darf er auf Wiedervereinigung hoffen. So mag denn auch ein Ehepaar seine eigenen Eltern wieder als seine Kinder erzeugen und mögen in neuen Incarnationen Eltern und Kinder sich miteinander verheirathen.

Adelma's Geister sind mitunter recht sonderbare Käuze; die Einen wissen zum Theil noch gar nicht, daß sie schon gestorben sind; Andere können trotz ihres Fortlebens nach dem Tode und ihrer eigenen Existenz im Geisterreich doch nicht an diese Thatsache glauben und werden erst allmälig von der Unsterblichkeit überzeugt. Zwischen all diesem wahnwitzigen Zeug läßt sich wohl noch ihr eigener Verstand warnend vernehmen, wenn ihr aus dem Jenseits wieder mitgetheilt wird, daß ihr ganzes Thun nur Thorheit und Selbsttäuschung sei. Ein Geist W., der einen Abstecher auf die andern Planeten gemacht hat und nun wieder in die Atmosphäre der Erde zurückgekehrt ist, gibt an, daß dieselbe in sieben Sphären um den Erdkörper sich lege und daß in jeder derselben eine besondere Species von Abgeschiedenen hause. So säßen in der dritten die Materialisten und Nihilisten mit dem Studium der Atome und Molecüle beschäftigt, ohne Glauben an den Geist und im Bewußtsein ihrer Fortdauer unsäglich elend. Darunter befände sich auch David Strauß, der ganz jammervoll stöhne, daß er noch nicht vernichtet sei.

Zu den Geistern, die unsere Gräfin in besondere Protection genommen haben, gehört auch Aloysius von Gonzaga; und dieser ist es, der sie mit Buddha in Beziehung bringt. Buddha aber gibt ihr dann theologische und moralische Lectionen und befestigt sie in dem Glauben, daß Christus der Sohn Gottes sei. Wie ihr Johannes der Täufer kundgibt, ist Buddha das zweitemal als Apostel Petrus und das drittemal als Franz Xavier incarnirt gewesen. Das Glaubenssystem, das neben Buddha auch noch die Jungfrau Maria und St. Laurentius der Frau Adelma inspiriren, weicht aber von der kirchlichen Orthodoxie ziemlich ab; wie denn dieselben ihr auch geringschätzige Meinungen von der Klerisey einflößen, so daß es wieder sehr begreiflich ist, wenn die letztere in den Offenbarungen der Gräfin nur Phantastereien, wenn nicht gar etwas Aergeres, nämlich Teufelsspuk, erkennen will.

Für die Sache des Spiritismus konnte nichts wichtiger sein, als daß die Naturwissenschaft aus ihrer spröden Zurückhaltung heraustrat und ihn einer exacten Beobachtung unterzog. Hierin folgte dem Chemiker Hare Professor Thury in Genf nach. Derselbe kam durch seine Untersuchungen zu dem positiven Resultat der Thatsächlichkeit der spiritistischen Phänomene, aber er wollte dieselben durchaus mechanisch und natürlich erklärt wissen und postulirte zu diesem Zwecke ein Fluidum oder Agens — er nannte es „Psychode“ — welches ähnlich dem in der Physik angenommenen Aether alle Materie durchdringen und dem Willen als Vehikel zu Wirkungen in die Ferne dienen solle. Doch erst durch die Zeugnisse englischer Naturforscher, deren Namen zu den gefeiertsten in der wissenschaftlichen Welt gehören, wurde der Spiritismus aus dem Verrufe, der auf ihm lastete, etwas befreit und ernster gewürdigt. Zu dieser Wendung scheint insbesondere Home die Veranlassung gegeben zu haben, indem er sich mit seinen merkwürdigen Fähigkeiten und Künsten mehreren Naturforschern zur Untersuchung stellte. Unter diesen war es nun in erster Reihe Alfred Russel Wallace, der weltberühmte Reisende und Mitbegründer der Selectionstheorie, welcher für die Realität der neuen Wunder sich verbürgte und dafür das ganze Gewicht seines wissenschaftlichen Ansehens einsetzte. Derselbe hatte sich in seiner Jugend viel mit dem Mesmerismus beschäftigt und dabei außergewöhnliche Dinge an seinen Somnambülen erlebt; er kam daher an die Prüfung des Spiritismus jedenfalls nicht mit einer ungünstigen Prädisposition des Geistes, doch wie er selbst versichert, immerhin als Naturalist, der von dem Dasein einer höheren geistigen Welt nichts wissen und in den Erscheinungen des Spiritismus, falls sie sich ihm bestätigen sollten, nur die Wirksamkeit einer noch unbekannten Naturkraft anerkennen wollte. Bis zu dem Zeitpunkt, wo er sich mit demselben eingelassen habe, erzählt Wallace weiter, sei er ein unerschütterlicher Skeptiker, ein Verehrer der Werke von Strauß, Carl Vogt und Herbert Spencer, kurz ein so entschiedener und starrsinniger Materialist gewesen, daß er damals in seinem Kopfe keinen Platz für die Vorstellung einer geistigen Existenz oder für irgend welche andere Wirkungsweise im Universum als für „Stoff und Kraft“ habe finden

können. Aber Thatsachen seien hartnäckige Dinge und Thatsachen, die ihm weder die neuere Wissenschaft noch die Philosophie zu erklären vermochten, hätten ihn endlich geschlagen, und ihn zuletzt selbst für die spiritualistische Hypothese gewonnen, indem diese nur allein jene räthselhaften Vorgänge verständlich mache. Wallace erwähnt einer stattlichen Anzahl distinguirter Personen, die mit ihm von der Realität des Spiritismus überzeugt seien, und unter denselben begegnet man Mathematikern, Astronomen, Chemikern, Physikern, Physiologen, Aerzten und Schriftstellern, wie Thackeray. „Ich setze voraus," sagt er, „daß man diese Personen für ehrliche Leute erachten wird. Wenn dann diese Thatsachen, welche Viele von ihnen wiederholt gesehen zu haben behaupten, niemals stattfinden, so muß ich es meinen Lesern überlassen, die unbezweifelte Thatsache des Glaubens an dieselben von Seiten dieser Personen sich selbst auf das möglich Beste zu erklären. Ich kann dieses nur thun, indem ich voraussetze, daß diese wohlbekannten Männer alle Narren oder Tollhäusler gewesen sind, was mir zu glauben weit schwieriger ist als anzunehmen, daß sie vernünftige Leute und im Stande sind, Thatsachen zu beobachten und sich ein gesundes Urtheil darüber zu bilden, ob sie möglicherweise mit ihnen getäuscht worden sein könnten oder nicht. Ein Mann von gesundem Verstande wird nicht leicht anzeigen, wie dies Viele von solchen thun, daß er gesehen hat, was andere für absurd und unglaublich halten, und daß er auch moralisch sich gewiß fühlt, in dem, was er sah, nicht getäuscht worden zu sein." — Wallace berichtet dann von seinen eigenen spiritistischen Erfahrungen, die er in physikalische und intellectuelle Phänomene theilt. Die ersten bestanden in einer Aufhebung der Schwerkraft oder in der Entstehung von Bewegungen und Klängen ohne sichtbare mechanische Einwirkung; bei den letzteren wurden oftmals Angaben über die anwesenden Personen oder ihre Verwandte, die dem Medium vorher nicht bekannt geworden sein konnten, gemacht. Das ganze Referat aber verräth doch, daß Wallace bereits einer Gemüthsverfassung verfallen war, die sein kritisches Auge umflorte und ihn dem Wunderbaren sehr zugänglich machte, wie er denn nun auch zur Aufstellung einer in die Transcendenz hinausschwärmenden Weltansicht gelangte, wonach der Geist, als Wesenheit für sich, den Körper entweder zeitweilig schon während des Erdenlebens oder für immer durch den Tod verlasse und dann in eine neue Daseinsweise eintrete, in welcher er nach seiner intellectuellen und moralischen Beschaffenheit zunächst das sein werde, wozu er sich selbst gemacht habe und einen ätherischen Körper als Mittel sein Inneres zu offenbaren empfange. Aber auch den auf Erden Zurückgebliebenen könne er sich wieder versichtbaren, indem er an den Effluvien menschlicher Körper ein Material für seine vorübergehende Versinnlichung gewinne. Ueber die triviale und phantastische Natur der Handlungen mancher dieser entkörperten Geister werde man sich nicht mehr verwundern, wenn man an die Myriaden trivialer und phantastischer Wesen denke, die täglich Geister werden und die wenigstens noch eine Zeitlang ihre menschlichen Eigenthümlichkeiten in ihrem neuen Zustand beibehalten. Die Aussichten auf

einen von der eigenen Thätigkeit des Geistes bedingten, unabsehbaren Fortschritt, auf dessen Bahn wohl ein Zurückbleiben, aber doch kein dauerndes Stehenbleiben möglich sei, so daß es keine bösen Geister im Sinne der Kirchenlehre geben könne, sondern nur Geister böser Menschen, von denen aber selbst die schlimmsten sich dem Proceß der Vervollkommnung nicht entziehen könnten, seien von höchster moralischer Bedeutung. In den höheren Sphären, zu welchen die Geister aufwärts strebten, gebe es über unsere Begriffe hinausliegende Schönheiten und Annehmlichkeiten. Ideen der Schönheit und Kraft werden dort durch den Willen verwirklicht und der unendliche Kosmos werde zu einen Gebiet, in dem die höchste Entwickelung des Verstandes sich an die Erwartung grenzenloser Kenntnisse wagen dürfe. — Bemerkenswerth bei Wallace ist, daß er Gott in den Zusammenhang seiner Constructionen nicht hineinzieht, sondern die völlige Unwissenheit sowohl der Menschen wie der Geister um denselben hervorhebt. — Die Erfahrungen, welche Wallace mit dem Spiritismus gemacht haben will, werden noch überboten durch das Zeugniß von Varley, einem der größten Ingenieure der Jetztzeit, welcher bekanntlich das transatlantische Kabel legte. Dieser erzählt in einem Briefe an Tyndall (vom Mai 1868) aus den Sitzungen mit Home, daß bloß in Gedanken gewünschte Berührungen augenblicklich an ihm stattgefunden haben, daß ein Tisch plötzlich 14—15 Zoll hoch vom Fußboden emporgehoben worden sei, in der Luft sich bewegt und erst allmählich sich wieder herabgesenkt habe, wie er es heimlich für sich verlangt; daß auf Wunsch Klopflaute in den Wänden, im Getäfel, an den Stühlen u. s. w. sich vernehmen ließen, welche sich noch anderthalb Stunden später, als er und seine Frau in ihre 5—6 Meilen entfernte Wohnung zurückgekehrt gewesen, in den Wänden derselben wiederholten, und endlich, daß leichte wie schwere Möbel sich ohne jede sichtbare Einwirkung bewegt haben. Varley wies auf Grund seiner Erfahrungen gleich von vornherein die Annahme zurück, daß hier Elektricität im Spiele sei. Alles, was er mit Home und ebenso vor wie nach der Begegnung mit ihm erlebt hatte, schien ihm auf das Eingreifen unsichtbarer geistiger Wesen hinzudeuten. Vor dem Comité der dialectischen Gesellschaft in London erklärte er wörtlich: „Meine Autoritäten für die Behauptung, daß die Geister verwandter Wesen uns wirklich besuchen, sind: 1) ich habe bei mehreren Gelegenheiten sie deutlich gesehen; 2) in mehreren Fällen sind nur mir selbst und der angeblich sich mir mittheilenden hingeschiedenen Person bekannte Dinge richtig berichtet worden, während das Medium die Umstände gar nicht kannte; 3) bei mehreren Gelegenheiten sind nur Beiden bekannte Dinge, die ich ganz vergessen hatte, durch den sich mittheilenden Geist wieder in meine Erinnerung zurückgerufen worden, weshalb dieses kein Fall von bloßem Gedankenlesen sein konnte; 4) bei manchen Gelegenheiten, in denen mir diese Mittheilungen gemacht worden, habe ich meine Fragen geistig gestellt, während das Medium die Antworten niederschrieb, dabei aber die Bedeutung der Mittheilungen durchaus nicht kannte; 5) die Zeit und Natur kommender Ereignisse, die

sowohl mir als dem Medium unerwartet und unbekannt waren, sind mir in mehr als einem Falle mehrere Tage vorher genau mitgetheilt worden. Da meine unsichtbaren Nachrichtgeber mir die Wahrheit in Betreff der kommenden Ereignisse sagten und ebenso auch behaupteten, daß sie Geister wären, und da die im Zimmer anwesenden Sterblichen keinerlei Kenntniß der von ihnen mitgetheilten Thatsachen hatten, so sehe ich keinen Grund ab, ihnen nicht zu glauben.“ —

Diese Aussagen von Varley sind wohl das Stärkste, was von Seiten eines Naturforschers für den Spiritismus bezeugt wurde. Werden wir sie einfach als Selbsttäuschungen abfertigen dürfen?

(Ein Schlußartikel, die „wissenschaftliche Prüfung“ enthaltend, folgt.)

Die Madonna im Oelwald.

Novelle in Versen.

Von

Paul Heyse.

— München —

Erstes Capitel.

Zu kurz ist immer mir der Wintertag
In Rom, der Abend oft zu lang erschienen.
Wer sel'ge Stunden zu verträumen pflag
Im Vatican, in Kirchen und Ruinen,
Sagt, wie er Abends sich verirren mag
Ins Schauspielhaus und Cossa's Messalinen
Beklatschen oder Boito's Mephistopheles
Und im Concert Triviales oder Schofeles?

Und vollends im Salon die blassen Phrasen
Des kunstbeflissnen Doctors Soundso,
Von Stilperioden und Entwicklungsphasen
Das hundertmal gedroschne leere Stroh;
Des Fräuleins hold verhimmelnde Ekstasen:
„Was halten Sie von Michelangelo?
Göttlich, nicht wahr? Doch lieb' ich auch Giorgione“ —
Und nun citirt sie keck den „Cicerone“.

Weit klüger doch, an des Kamines Flammen
Zu schau'n, wie sacht die Glut versinkt zu Asche,
Und finden Drei sich oder Vier zusammen,
Ein Spiel zu machen bei umflochtner Flasche,

Mag auch ein Schwärmer als profan verdammen,
Wer Karten mitführt in der Reisetasche.
Doch, hat erhab'ne Kunst die Seele mystisch
Uns aufgeregt, beruhigt sie der Whisttisch.

Noch höher preis' ich, wem das Glück geworden,
Daß am Clavier mit seelenvoller Hand
Er lösen mag in strömenden Accorden
Die Sinne, die der Tag ihm überspannt.
Wer dies entbehrt und seine Zeit zu morden
Mit Zeitungsblättern schwer sich überwand,
Der muß, wenn früh schon sich die Schatten senken,
Auf andre Kurzweil für den Abend denken.

Da lohnt sich's denn, Geschichtchen zu erzählen,
Verliebt, moralisch, witzig, wundersam;
An Stoffen wird's in diesem Land nicht fehlen,
Wo die Novellenflut den Anfang nahm.
Mich laßt die edle Form der Stanze wählen,
Ob auch in Mißcredit das Reimen kam:
Man träumt so süß, indeß die Strophen klingen,
Von lieblichen und sehnsuchtswerthen Dingen.

Nun denn, in jener vielgepries'nen Aera,
Die Renaissance in der Historie heißt,
Lebt' ein gewisser Graf von Roccanera,
Deß' Haupthaar früher als sein Herz ergreis't.
Und da im Ahnenschloß an der Riviera
Der Adria verwittwet und verwais't
Er lang gehaus't, konnt' er den Wunsch nicht zähmen,
Noch spät ein schönes junges Weib zu nehmen,

Das einz'ge Kind von einem wackren Paare,
Das in Florenz ein Goldschmiedlädchen hielt.
Viel seltner ward nach ihrer blanken Waare,
Als nach dem schlanken Töchterlein geschielt.
Ein reizend Herzchen war's mit blondem Haare,
Sehr scheu und stumm, das noch mit Puppen spielt,
Kurz eh' sie ward die lieblichste der Bräute.
Die Bellagioja nannten sie die Leute.

„Das schöne Kleinod" mag man's übersetzen.
Kein schönres hat ihr Vater je verkauft;
Doch wurde sie nach christlichen Gesetzen
Gigia, wie ihre Pathin hieß, getauft.
Die ganze Jugend lag in ihren Netzen
Und hat verzweifelt sich das Haar zerrauft,
Wobei manch wilder Fluch und Seufzer laut ward,
Als Gigia mit dem alten Herrn getraut ward.

Der zog mit ihr nach seinem Schloß am Strande
Und hielt so kostbar sie und liebevoll,
Wie ein Madönnchen im Brocatgewande,
Dran nie ein rauhes Lüftchen rühren soll,
Daß rings von diesem Muster-Ehestande
Ein feiner Ruhm im ganzen Land erscholl
Und selbst die schöne Helena von Troja
Beneidet hätte Gräfin Bellagioja.

Als Gräfin auch war sie ein Kind geblieben;
Ein drollig Püppchen dünkt' ihr der Gemahl.
Doch wenn sie Possen lang mit ihm getrieben
Zu übermüth'ger Kurzweil, auf einmal
Besann sie sich, recht kindisch ihn zu lieben,
Daß sie das Herz ihm aus dem Busen stahl.
So lebte sie vergnügt und ganz unsträflich,
Und hatt' er Gicht, so hielt sie das für gräflich.

Für gräflich auch, daß zu dem Dienst im Haus
Nur alte Frau'n und Greise tauglich schienen.
Es nehme, sprach der Graf, sich nobler aus,
Ließ' man von würd'gen Leuten sich bedienen.
Sie zog zuerst ihr schönes Näschen kraus,
Dann aber trieb sie Kurzweil auch mit ihnen,
Und nicht verstört' es ihren Kinderfrieden,
Daß sie umringt sich sah von Invaliden.

Da mußt' ihr theurer Spielgefährte sterben
(Die Gicht war, wie man sagt, zurückgetreten).
Sie aber sollte neuen Ruhm erwerben,
Indem sie that, was wenig Frauen thäten:
Statt lachend jetzt ihr goldnes Loos zu erben,
Spann sie sich ein in Fasten, Wachen, Beten
Und schien entschlossen, fern dem Sang und Klang
Der frohen Welt zu seufzen lebenslang.

Das Trauerjahr verstrich. Doch im April,
Da längst die Mandeln blühten und die Sänger
Im jungen Laube ganz im alten Stil
Ihr Liedchen zwitscherten, die Tage länger,
Die Nächte lauer wurden, sah man viel
Die junge Wittwe wandeln, bang und bänger,
Und blaß und blässer unter Lenzgewittern
Vor jedem Hauch in sich zusammenzittern.

Die alte Kammerfrau, hoch in den Funfzig,
Doch frisch und rüstig noch, ward dessen inne.
In wahrhaft christlichen Gemüthern stumpft sich
Das Mitgefühl nicht ab im Frost der Sinne.

Sie wußte, daß mit Schonung und Vernunft sich
So manches Weh läßt heilen im Beginne,
Und faßt' ein Herz sich endlich zu der Frage,
Was für ein Uebel die Frau Gräfin plage.

Ach, gute Renza, sprach da mit Erröthen
Die junge Wittwe, mir hilft nur das Grab.
Mein Leben schlepp' ich in so bittren Nöthen,
Daß ich die Lust daran verloren hab'.
Gieb Acht, der grimme Kummer wird mich tödten,
Denn wie die Zeit auch wächs't, er nimmt nicht ab;
Seit ich verloren meinen Herrn, den Grafen,
Hab' ich erquicklich keine Nacht geschlafen.

Oft schreck' ich auf aus einem bangen Traum,
Geweckt von meines eignen Herzens Pochen.
Vor seltsam schwüler Wallung athm' ich kaum
Und fühl' das Blut in allen Pulsen kochen.
Dann seh' ich Bilder rings im leeren Raum
Und schrei', als hätten Nattern mich gestochen
Grad' an der linken Brust — im Fegefeuer
Kann man nicht Qual bestehn so ungeheuer!

O Herrin, rief, zum Scheine sehr erschrocken,
Die kluge Alte, das sind böse Zeichen!
Es scheint an Eurem Herzchen was zu stocken,
Das wird, gebt Acht, so bald nicht von Euch weichen,
Besteht Ihr drauf, so einsam hier zu hocken.
Nur Eines hilft Patienten Euresgleichen:
Die Wallfahrt nach Loretto müßt Ihr machen;
Glaubt, da curirt man noch ganz andre Sachen.

Es ist nicht weit, vier kurze Tagesfahrten,
Wir gehn verkleidet, daß uns Niemand kennt.
Da sollt Ihr Wunder sehn von allen Arten;
Denn wofür sonst kein Arzt ein Mittel fänd',
Ein Heil'ger heilt's. Ich weiß bei Eurem zarten
Geblüt und zwanzigjähr'gen Temp'rament
Nichts Bessres, Euer Herzgebrest zu bannen.
Gleich morgen früh schon wandern wir von dannen.

So sprach die Kluge, die zum Schein ein heilig
Gesicht aufsteckte voller Andachtswonne.
Denn eine gläub'ge Christin war sie freilich,
Doch mehr als aller Fürspruch der Madonne
Schien ihr die muntre Wanderschaft gedeihlich.
Frau Gigia fürchtet zwar die schwüle Sonne,
Doch lockt sie auch das Abenteuer mächtig,
Und händeklatschend ruft sie: Das ist prächtig!

Geschwind bedenkt sie, daß für Pilgerinnen
Wohl eine Büßermiene sich gebühre.
Sie wolle, spricht sie, erst noch sich besinnen,
Obwohl sie längst schon einen Trieb verspüre,
An heil'ger Stätte Frieden zu gewinnen.
Was man für einen Anzug wohl erküre?
Ob unbeschuht der Fuß und bar das Haupt sei?
Ob unterwegs zu essen auch erlaubt sei?

Die alte Zofe rannte lachend fort
Und kam mit einem Arm voll Kleidern wieder:
Ein saubres Schleiertuch, so wie es dort
Getragen wird, ein pfirsichfarbnes Mieder
Mit Gold gestickt, ein Rock mit breitem Bord,
Der faltig schwankt bis zu den Knöcheln nieder —
Kurz, als die Gräfin sich im Spiegel sah,
Das schmuckste Bauernweib erblickt sie da.

Bewundernd lief zusammen das Gesinde.
Der Hauskaplan, ein neunzigjähr'ger Greis,
Schwur, daß er so die Frau noch schöner finde,
Und Alle stimmten eifrig bei im Kreis.
Doch sie gebot, daß sich ein Jedes binde
Mit theurem Eide, weder laut noch leis
Ein Wort von ihrer Pilgerfahrt zu plaudern,
Und früh ging's auf die Reise sonder Zaudern.

Kühl schauert' übers Feld der Morgenhauch,
Und bleicherloschen hing der Mond im Blauen,
Als muntern Schritts nach rüst'ger Weiber Brauch
Den Schloßberg nieder wandelten die Frauen,
In derben Schuh'n, die alte Renza auch
Ganz wie ein Dorfmatrönchen anzuschauen,
Das einen Gang zum nächsten Markte vorhat;
Im Korbe schleppt sie mit den Reisevorrath.

Sie mühte sich der Herrin nachzukeuchen,
Die wie beflügelt ihres Weges schritt,
Indeß an blüh'nden Bäumen und Gesträuchen
Ihr junges Aug' entzückt vorüberglitt.
Schon jetzt schien ihr der Gang den Druck zu scheuchen,
An dem das arme Wittwenherzchen litt.
Sie sang und sprang sogar. Nie war so froh ja
Seit ihrer Mädchenzeit Frau Bellagioja.

O Herrin, warnt die Alte, Frau'n vom Lande
Gehn mit bedächt'ger Eile, nicht im Flug.
Man merkt auf hundert Schritt die Frau von Stande;
Seid fromm wie Tauben, doch wie Schlangen klug,

Und schützt auch das Gesicht vorm Sonnenbrande.
Da stand die Gräfin athmend still und schlug
Das Kopftuch, das im Lauf ihr losgegangen,
Gleich einem Nonnenschlei'r um Stirn und Wangen.

Dann ging die Reis' im Pilgerschritt von Statten,
Bis mählig wuchs der Frühlingssonne Glut.
Da ruhten sie in eines Wäldchens Schatten
Und labten sich am Vorrath wohlgemuth
Und kühlten, den sie mitgenommen hatten,
Den Wein mit eines Bächleins reiner Flut.
Darauf entschlief die Wallerin so fest da,
Wie täglich sie im Schlosse that zur Siesta.

Süß träumte sie, von weichen Cithertönen,
Verliebtem Flüstern, Augen kühn und treu,
Von dem, was edle Frauen streng verpönen
Und doch ersehnen in beklommner Scheu.
Ein stolzer Ritter kniete vor der Schönen,
Sanft wie ein Lamm und feurig wie ein Leu.
Die Sache nahm den wohlbekannten Lauf,
Da weckt' ein raschelnd Eidechslein sie auf.

Sie sprang empor, rieb mit den schlanken Händchen
Die Augen aus und sah umher und lachte.
Dann knüpfte sie sich fester Tuch und Bändchen,
Die sie im Schlummer in Verwirrung brachte:
Renza! Ich hört' im Schlaf ein Citherständchen
Und Andres noch, was mich erröthen machte.
Es heißt, daß man nicht sünd'gen könn' im Schlafe,
Sonst wär' mir bang, daß sich mein Traum bestrafe.

Hast du den Korb, den Weinkrug nicht vergessen?
Ach, dieser Traum war süß! — Und munter nun
Ging's wieder eine Strecke fort. Indessen
War's doch beschwerlich in den schweren Schuh'n.
Ach! klagte sie, das Wagniß war vermessen!
Nicht wahr, nun muß mir viel zu Liebe thun
Die heil'ge Jungfrau, da ich so viel Plage
Wie eine Märtyrin geduldig trage.

Kein Zweifel! tröstet die getreue Renza.
Du lieber Christ, Ihr seid's ja nicht gewohnt.
Doch lernt sich's mit der Zeit. Ci vuol' pazienza! —
Und Gigia seufzt. Doch als der frühe Mond
Mit falbem Glanz herab vom Firmament sah,
Erreichten sie ein einsam Haus, bewohnt
Von einem Bauern, wo sie Herberg fanden,
Eh noch der Gräfin letzte Kräfte schwanden.

Der Wirth, den um ein Lager sie gebeten,
Da Müdigkeit erstickt des Hungers Trieb,
War gleich bereit, sein Ehbett abzutreten;
Doch nahmen sie mit einer Streu vorlieb
Im Kämmerlein, wo ohne langes Beten,
Da sie zur Nachtruh in den Kleidern blieb,
Die junge Pilgrin nur mit „Gott sei Dank!“
Und „Gute Nacht!“ in tiefen Schlummer sank.

Diesmal ist Nichts von Träumen zu berichten,
Wie bei der Siesta. Doch um Mitternacht,
Vielleicht vom Mond geweckt, der seinen lichten
Schein auf ihr Lager warf mit aller Macht,
Erwacht die junge Gräfin, und mit Nichten
Ward ihr das Weiterschlummern leicht gemacht.
Denn durch die Bretterwand hört sie genau
Die nächt'ge Zwiesprach zwischen Mann und Frau.

Jung waren Beide noch. Bei ihrem Bette
Im Wiegenkorbe lag ihr erstes Kind.
Doch gab's auch hier zuweilen Zankduette,
Die, wie man weiß, das Salz der Ehe sind:
Wie ihm gefiel, die Pilgrin die kokette,
Sie hab' es wohl bemerkt; sie sei nicht blind,
Auch sei's ihr gleich. Er mög' in Gottes Namen
Wallfahrten gehn mit hergelauf'nen Damen.

So leert die junge Frau des Zornes Kübel
Mit einer Flut von Schelten, Klagen, Stöhnen.
Und er darauf: Die Fremde sei nicht übel,
Doch lieg' ihm Nichts an so verdächt'gen Schönen.
Er liebe seine Mea und sein Bübel,
Und wollte man ihn auch zum Kaiser krönen,
Nie ließ' er sie im Stich! — und mehr dergleichen,
Wohl angethan, ein Steinherz zu erweichen.

Es glückt' ihm auch, und Frieden schlossen sie,
Doch sollten sie vorerst den Schlaf noch missen.
Der Säugling war vom Streit erwacht und schrie;
Da hat die Mutter erst ihn stillen müssen.
Dann, summend eine Ammenmelodie,
Trug ihn der Vater selbst herum im Kissen.
Das Alles hat die Gräfin wohl vernommen,
Und recht aus tiefer Brust seufzt sie beklommen.

Ach, anders sah ein Menschenloos sich an
Im schlechten Hüttlein, als im goldnen Schlosse,
Wo sie doch weich auf Händen trug ihr Mann,
Und sie vergöttert ward vom Dienertrosse.

Hier nahm nur Hund und Kätzchen Theil daran,
Der Haushahn rührte sich auf seiner Sprosse
Und stieß die Henne an: Mach, daß du wach wirst!
Horch! unser Tauber girrt schon unterm Dachfirst.

(Er hörte wie im Haus der Bauer summte.)
Doch als das Kind nun wieder sanft entschlief,
Geschah's, daß ringsum jeder Laut verstummte,
Nur noch das Mäuschen hin und wieder lief
Und mürrisch aus dem Traum der Zugstier brummte.
Die gute Renza lag und schnarchte tief.
Die Gräfin aber rief den Schlaf vergebens;
Wach hielt das Räthsel sie des Menschenlebens.

Früh brach man wieder auf in kühlem Schatten.
Doch nicht mehr sang und sprang die Pilgrin munter
Wie gestern durch die thaubenetzten Matten.
Sie sprach kein Wort und seufzte nur mitunter,
Und Schritt vor Schrittchen ging die Fahrt von Statten.
Da plötzlich, wo der Pfad sich wand bergunter,
Glitt aus ihr Fuß und mit verstörten Zügen
Rief sie: Ich kann nicht mehr! Hier bleib' ich liegen.

O liebe Gräfin, rief die treue Seele,
Es ging doch gestern; was verzagt Ihr nun?
Kommt! Eure Füßchen salb' ich Euch mit Oele,
Dann geht Ihr sanfter in den harten Schuh'n.
Schleppt Euch nur noch zu jener Felsenhöhle,
Da woll'n wir uns ein wenig gütlich thun. —
Sie sprach's und bog sich zu der Herrin nieder,
Da plötzlich lähmt ein Schrecken ihr die Glieder.

Wohin des Wegs ihr schönen Kinder? Halt!
Und Eurer Wallfahrt Zweck und Ziel vertraut mir! —
So scholl der Ruf, und aus dem dichten Wald
Sprengt vor ein alter Mönch auf seinem Grauthier.
Nun hält er an, und sehr vergnüglich schallt
Sein Lachen: Kinder, wie entgeistert schaut ihr?
Kommt her und küßt die Hand mir alle Beide!
Fra Corcontento thut euch nichts zu Leide.

Da ward ihr jähes Zagen bald beschwichtet,
Denn harmlos däucht sie dieser Gottesknecht.
Und Renza faßt ein Herz sich und berichtet
(Nur hehlt sie klug das gräfliche Geschlecht):
Sie hätten sich zu Fuß zu gehn verpflichtet
Durch ihr Gelübde; nun gerath' es schlecht;
Denn wenn auch Reitgelegenheit sich fände,
Sagt, würd'ger Herr, wär's Sünde nicht am Ende?

Pax dominus vobiscum! rief der Alte,
Mit deß Latinität es mißlich stand;
Wohl Sünd' ist's, daß man solch' Gelübd' nicht halte,
Doch von den läßlichsten, so mir bekannt.
Auch sind mir triftige und mannichfalte
Zeugnisse der Dogmatiker zur Hand,
Zumal von Kirchenvätern und dem seligen
Franz von Assis und aus den Evangelien.

Via et vita heißt's. Wer unterweges
Nicht leben bleibt, kann der das Ziel erreichen?
Von der Madonna glaub' ich fest, sie leg' es
Nicht anders aus und freue sich ingleichen
Der Büßenden, gleichviel ob sie ein träges
Fuhrwerk bestiegen, ob zu Fuße schleichen,
Ob eines Saumthiers muntern Trab regieren.
Est distinguendum zwischen Thier und Thieren.

Auf feur'gem Zelter nach Loretto sprengen,
Ist sünd'ge Weltlust. Doch mein Grauer hier,
Demüthig läßt er stets die Ohren hängen,
Bet' ich auf seinem Rücken mein Brevier,
Und wird gestachelt von den frommen Klängen
Der Glocken mehr als von der Geißel schier.
Drum mag das zarte junge Weib nur immer
Sich ihm vertrau'n. Er liebt die Frauenzimmer.

Mit solchen Worten steigt er ab und hält
Der müden jungen Pilgerin den Bügel,
Der solch ein Liebesdienst gar wohl gefällt.
Dann führt er selbst das fromme Thier am Zügel,
Und während sie gemächlich über Feld
Und Wiesen wandeln auf und ab die Hügel,
Spricht er: 's ist eine wahre Himmelsgnade,
Daß ich euch treffen sollt' auf meinem Pfade.

Seht, unser Kirchlein hat der Blitz vernichtet,
Und es gebrach am Geld, es neu zu bauen.
Da ward zum Terminiren ich verpflichtet
Von unserm Abt in christlichem Vertrauen.
Mehr als wir hofften hab' ich ausgerichtet,
Sechs Monde kreuz und quer mit meinem Grauen;
Doch, war der Herr auch in dem Schwachen mächtig,
Mir bangt, den Schatz nicht heil nach Hause brächt' ich.

Es wimmelt hier herum von frechen Dieben.
Nun mögen sie mich ausziehn splitternackt,
Wenn nur der Sattel unberührt geblieben,
In den ich all das Kirchengut verpackt.

Sagt dreist, das Thier sei euer, meine Lieben.
Euch lassen sie des Wegs ziehn ungeplackt,
Indeß sie stets bei uns nach Schätzen graben,
Die wir uns doch verlobt der Armuth haben.

Drauf zog er aus dem Abgrund der Kapuze
Die Dose, schnupft' und niest' und rief: Salute!
Den Frau'n, die hörten, daß zu seinem Schutze
Sie mit ihm zogen, ward nicht wohl zu Muthe.
Doch kam der jungen Gräfin sehr zu Nutze
Der schwere Sattel, drauf so weich sie ruhte,
Und ihrer Renza winkte sie mit Lachen,
Ein gut Gesicht zum bösen Spiel zu machen.

Ihr selber ward so lustig im Gemüthe,
Drin wieder junge Lebenslust sich rührt,
Daß sie vom nächsten Strauch, der silbern blühte,
Ein Zweiglein bricht und es als Geißel führt.
Das fromme Thier, von feurigerm Geblüte,
Als für ein Klosterlastthier sich gebührt,
Kaum fühlt es sich gekitzelt hinterm Rücken,
Beginnt zu munterm Trab sich anzuschicken.

Und wilder bald hinjagt es wie besessen,
Kein Zuruf hält's, kein Ruck des Zügels auf.
Erst lacht dazu die Reiterin, indessen
Das alte Paar nachkeucht in hast'gem Lauf.
Doch als der Graue, jeder Zucht vergessen,
Fortgaloppirt, daß sie am Sattelknauf
Sich halten muß, nicht jäh hinabzugleiten,
Ruft sie um Hülfe laut nach allen Seiten.

Wem nur der nord'sche Esel, der germanische
Bekannt, der schüttelt hier den Kopf, ich wette.
Doch der somaro, ciuco, der romanische,
Fügt nicht phlegmatisch sich der Sclavenkette;
Sein südlich Blut empört sich, das vulkanische.
Wer weiß, wie noch der Spaß geendet hätte,
Wär' nicht ein Jüngling, dem ihr Ruf erklungen,
Dem tollen Graukopf in den Weg gesprungen.

Frau Gigia, da sie kaum ihn angesehen,
Erröthet und verstummt. Der Jüngling auch
Bleibt wortlos und verworren vor ihr stehen,
Als kennt' er nicht galante Sitt' und Brauch.
Indeß zerrupft, als wäre nichts geschehen,
Der graue Sünder einen Distelstrauch,
Und wenn ein armer Esel lachen könnte,
Wohl glaub' ich, daß er jetzo sich's vergönnte.

Er denkt: Ein wenig Schicksal spielt' ich hier.
Warum so blöde nur die Zwei sich quälen? —
Schon aber will der Jüngling, der das Thier,
Statt es zu strafen, streichelt, sich empfehlen,
Da ihm zu jedem art'gen Wort und ihr
Zu jedem Dank der Athem scheint zu fehlen.
Da hören sie das Paar, das angstvoll nahte,
Die treue Renza mit dem wackren Frate!

Laus Deo gloria in excelsis, amen!
Lobsang Fra Corcontento der mit Fug
In dieser Stunde führt den heitern Namen,
Den Freund erblickend, der den Schatz ihm trug.
Doch eh' sie zu den jungen Leuten kamen,
Faßt sich der Fremde noch ein Herz und frug:
Ihr habt wohl Angst gelitten? Ihr seht bleich. —
Und sie: Nicht allzu sehr. Doch dank' ich Euch.

Trübsinnig lächelnd blickt er vor sich hin,
Als sei am schönsten Dank ihm kaum gelegen.
Ein Kummer, scheint's, verdüstert ihm den Sinn
Und treibt ihn einsam um auf öden Wegen.
Jung war er, schlank, kaum noch umflaumt das Kinn,
Die Kleidung zierlich, an der Hüft' ein Degen,
Wie zu Venedig in den schönen Tagen
Der Renaissance die Jugend sich getragen.

Frau Gigia mustert ihn vom Kopf zum Fuße:
Ihr Ritter ist's, den sie im Traume sah!
Doch hat sie nicht zu staunen lange Muße,
Schon sind die athemlosen Beiden da.
Der Pater faßt des Flüchtlings Saum, zur Buße,
Trotz seinem Reue heuchelnden Nah,
Und wie sie fürder ziehn im alten Gleise,
Fragt er den Jüngling nach dem Ziel der Reise.

Der schien zur Beichte wenig Lust zu tragen;
Doch wie vom Sattel aus Frau Gigia's Blick
Ihn streift mit freundlich stummberedtem Fragen,
Warf er die dunklen Locken ins Genick
Und hub erröthend an mit trotz'gem Zagen,
Zu künden selbstverschuldet Leidgeschick.
Der Pater schüttelt mehrmals die Kapuze,
Die Frauen seufzten. Dieses war's in nuce:

Sein Vater hatt' ein reichlich Gut erworben
Als Anwalt in Treviso; und obschon
An seinem Sohn ein Malgenie verdorben,
Sollt' er ihm folgen in der Themis Frohn.

Nun war vor Kurzem der Papa gestorben,
Und da er kaum begraben, zog der Sohn,
Jetzt aller Fesseln des Gehorsams ledig,
Wohin die Kunst ihn lockte, nach Venedig.

Da sei ihm neu das Leben aufgegangen,
Als ob ein Brunnen dem Verlechzten quölle.
Doch bald — und Schamglut schoß ihm in die Wangen —
Aus seinen Himmeln stürzt' er jach zur Hölle.
In Weibernetzen hab' er sich verfangen
Und liederlicher Freunde Zechgeselle
Bei einer Dame, die ein Bänkchen hielt,
In einer Nacht sein Vatergut verspielt.

Ja zu dem eignen noch die tausend Gulden,
Die ihm der Vater auf die Seele band
Im Testament, zur Tilgung alter Schulden
Bei einem Kaufherrn, ihm von fern verwandt.
Den müss' er anflehn jetzt, sich zu gedulden,
Sich selbst ihm liefernd als ein Unterpfand,
Und Ballen schnüren, Soll und Haben buchen,
Statt freien Flugs die Schwingen zu versuchen.

Und nun begann er sehnsuchtsvoll zu schildern,
Wie ihn der Meister Werke früh entzückt,
Des Tizian königliche Kraft, des mildern
Bellini Anmuth oft sich selbst entrückt.
Wie hab' er einst gehofft, in eignen Bildern
Schönheit und Kraft zu paaren hochbeglückt,
Und müsse nun, den Gläub'ger zu beschwichten,
Um Taglohn dienen und auf Ruhm verzichten.

Er schwieg und schritt gesenkten Haupts dahin.
Der gute Pater eilt' ihm zuzusprechen:
Verlust am Mammon sei am Heil Gewinn,
Armuth die höchste Tugend, kein Verbrechen. —
Kein Wörtchen sprach die schöne Reiterin;
Es schien an Mutterwitz ihr zu gebrechen,
Und vor sich hin in träumenden Gedanken
Ritt sie des Wegs auf ihrem Sitz, dem schwanken.

Zum Malen saß sie da. Wie Milch und Blut
Glänzt' ihr Gesicht. Mit kleinen weißen Zähnen
Hielt sie des Tüchleins Zipfel, das der Glut
Des Mittags wehrt; zwei ährenblonde Strähnen
Erglänzten drunter vor, die aus der Hut
Des Kammes sich befreit. Sie war von Denen,
Die Alles kleidet, Lachen, Schmollen, Weinen,
Die, wenn sie gähnen selbst, uns reizend scheinen.

Nur ihrem Retter schien der Sinn verschlossen
Für so viel Reiz. Auch lieh er kaum ein Ohr
Dem muntren Plaudern seiner Fahrtgenossen
Und wandelte trübsinnig wie zuvor.
Indessen war der halbe Tag verflossen,
Im schwülen Wald verstummt der Vögel Chor,
Da sprach der Mönch und trocknet' sich die Glatze:
Uf! Mich verlangt nach einem Ruheplatze.

Ihr, junger Herr — doch sagt, wie heißt Ihr auch? —
Ich? Liombrun. — Herr Liombrun, ich denke,
Ihr theilt mit mir nach armer Wandrer Brauch
Mein dürftig Mahl. Hier winkt uns keine Schenke.
Brod hab' ich noch, voll Beeren hängt der Strauch,
Nur leider, fürcht' ich, fehlt es am Getränke. —
Ehrwürden, sprach Frau Renza, Speis' und Wein
Trag' ich im Korb; ihr sollt geladen sein. —

So läßt der Herr die Seinen nicht verschmachten! —
Sie lagern sich in einem schatt'gen Thal,
Und während sie den Vorrath leichter machten,
Mit heitern Reden würzen sie das Mahl.
Auch Liombrun thaut auf, und zu betrachten
Beginnt er jetzt das liebliche Oval
Des blonden Hauptes, das vom Tuch befreit
Sich freundlich zu ihm neigt von Zeit zu Zeit.

Dann, als der Wein versiegt war, trug vergnüglich
Der Gottesmann ein altes Tanzlied vor.
Die Frauen stimmten ein, und unverzüglich
Klang auch des Jünglings silberner Tenor.
Frau Gigia's süße Tonkunst hätte füglich
Bezaubert auch das strengste Kennerohr.
Die letzten Wolken auf der Stirn, der bleichen,
Des Jünglings mußten dieser Stimme weichen.

O Zauberin Musik! Auf deinen Schwingen
Durch Höll' und Himmel trägst du unser Herz,
Daß in des Daseins Quellenschacht wir dringen,
Ins Heimlichste von allem Glück und Schmerz.
Du sprichst von unaussprechlich hohen Dingen,
Weltweiser Schwermuth, kindlich süßem Scherz,
Und vollends kannst du Wunder thun, zusammen
Mit schöner Augen seelenvollen Flammen.

So ward der Jüngling wehrlos fortgerissen
Zum tiefsten Abgrund sel'ger Schwärmerei.
Auf einmal fühlt er von Gewissensbissen
Und Lebensnöthen wundersam sich frei.

Er denkt an Nichts mehr, fordert nicht zu wissen,
Wie lang ihm dieses Glück beschieden sei;
Dem Augenblick nur will er angehören,
Dies Lächeln sehn und diese Stimme hören.

Woher sie kam, wohin sie ging, weß Standes,
Ob eine Fürstin sie im Bauernkleid —
Er fragt es nicht. Wie eines Märchenlandes
Bezirk schien diese Gegend ihm gefeit.
So in der Glut des sanften Seelenbrandes
Schmolz ihm die letzte Fessel mit der Zeit;
Nur wagt er ihre Hand nicht anzurühren,
Aus Furcht, den Neid der Himmlischen zu schüren.

Wer weiß, wie lang in träumender Ekstase,
Die Welt vor seinem Blick verschwunden wär',
Da fährt auf einmal aus dem weichen Grase
Der biedre Pater auf und späht umher.
Er horcht und wittert mit erhobner Nase,
Sein heitres Antlitz trübt sich mehr und mehr,
Und plötzlich ruft er aus voll Angst und Trauer:
Celesti Dei, er ist fort! mein Grauer!

Und gleich als müsse jeden Ruf des Herrn
Die rauhe Brust des Dieners widerhallen,
Hört man alsbald im Waldesdickicht fern
Des frommen Thiers wehmüth'ge Stimme schallen.
So schreit er, will man ihn am Halfter zerr'n!
Wehklagt der Mönch. Man hat ihn angefallen —
Jesus Maria Joseph, miseremini!
Mich trifft der Schlag! Mein Kirchenschatz! O Jemini!

Und in Verzweiflung schlägt er sich die Glatze,
Doch schon ist Liombruno aufgesprungen.
Er weiß kein Sterbenswort vom Kirchenschatze,
Von reinem Mitleid fühlt er sich durchdrungen,
Und wie ein Sturmwind von dem trauten Platze
Eilt er hinweg, den blanken Stahl geschwungen,
Der Gegend zu, wo drei verwegne Strolche
Das störr'ge Thier anspornten mit dem Dolche.

Muth! ruft Frau Gigia nach dem ersten Schrecken,
Wir müssen nach. Vier sind wir gegen Drei.
Brecht Euch vom Baum den ersten besten Stecken,
Ehrwürdigster, und springt dem Jüngling bei! —
O figlia mia, sucht Euch zu verstecken!
Ein Mann des Friedens bin ich, und ihr Zwei
Ihr macht das Raubgesindel nur noch dreister:
Will's Gott, wird Liombrun der Schufte Meister.

So rufend hält er sich an Gigia's Rocke,
Beschwört die Heil'gen, jammert weh und ach.
Sie aber greift nach ihrem Pilgerstocke
Und reißt sich los, und Renza läuft ihr nach.
In ihrem Herzen dröhnt's wie eine Glocke,
Den heißen Sturm einläutend, der so jach
In ihr entbrannt zu seligem Verderben;
Sie fühlt, sie muß ihm helfen oder sterben.

Doch wie sie um des Weges Krümme biegen,
Sehn sie den Jüngling kämpfen unversehrt.
Den Räubern ist er kühn zu Leib gestiegen,
Und tödtlich traf den Einen schon sein Schwert.
Ha, wie vom blanken Stahl die Funken fliegen!
Doch auch der Feind hat tapfer sich gewehrt.
Nun aber taumelt rücklings auch der Zweite
Und rafft sich blutend auf und sucht das Weite.

Der Dritte will beim Zaum den Esel nehmen,
Der aber beißt und stampft mit solchem Grimme,
Daß wüthend er zur Flucht sich muß bequemen,
Ob auch sein Spießgesell im Blute schwimme.
Und um die flieh'nden Schelme zu beschämen,
Tönt jetzt Triumphgesang des Grauthiers Stimme,
Und in des frommen Knechts siegsfrohes Ya
Stimmt ein sein Herr: Gepriesen sei Maria!

Als dieser Gute jetzt sich näher wagt,
Sieht er das Kampfgefild voll Blut und Graus,
Denn der gefallne Räuber stöhnt und klagt
Mit einem letzten Fluch sein Leben aus.
Der Held jedoch, da ihn die Gräfin fragt
Voll Angst, ob Wunden er empfing im Strauß —
Nur eine! lächelt er, und die brennt süße! —
Dann sinkt er ihr erblassend vor die Füße.

Hier aber scheint's gerathen, Halt zu machen,
Sonst lullt uns ein der Stanzen Melodie.
Auch sind verklungen schon die mannichfachen
Nachtstimmen Roms: „Fanfulla!“ — „l'Italie!“ —
Den Corso auf und ab das Singen, Lachen
Und plaudernde Gesumm; und vor uns — sieh!
Die Kohlen im Kamin sind längst verglommen:
's ist hohe Zeit, daß wir zu Bette kommen.

(Schluß folgt.)

Sprache und Aegyptische Sprache.

Von

C. Abel.

— Berlin —

Seitdem die griechischen Philosophen darüber stritten, ob die Worte von den Menschen instinctiv, und mit einer für alle Individuen gleichmäßig wirkenden Naturnothwendigkeit hervorgebracht, oder aber durch Uebereinkunft gemeinsam festgesetzt worden seien, ist man bei dergleichen Untersuchungen gewöhnlich von der Annahme ausgegangen, die Sprache sei immer so verständlich gewesen wie heut. Scheint doch unverständliche Sprache ein Widerspruch in sich selber zu sein. Scheint doch Sprache, so lange sie nicht verstanden wird, diejenigen Eigenschaften zu entbehren, die wir an der wunderbaren Vereinigung von Laut und Geist bei der Frage nach dem Ursprung aller menschlichen Rede zu erklären suchen.

Wie aber, wenn das, was im Munde begabter Völker ein so vollendetes Mittel des Gedankenausdrucks und der gegenseitigen Verständigung geworden ist, nicht immer so gewesen wäre? Wie, wenn den mannigfachen Spuren einer ehemals unvollkommneren Auffassung abgezogener und selbst sinnlicher Begriffe, die wir in den entwickeltsten Sprachen verfolgen können, eine noch mangelhaftere vorausgegangen wäre, welche nicht nur Verwandtes vermischt, sondern selbst Fremdes gleichmäßig bezeichnet hätte? In der gothischen Wurzel liub sind noch die Bedeutungen Glaube, Liebe, Hoffnung verbunden; in dem gothischen Worte leik die Bedeutungen Leiche und Leib gemeint. Nehmen wir an, liub und leik bezeichneten außerdem noch allerlei Dinge, die zu den genannten in keiner Beziehung stehen, und alle anderen, oder viele andere Worte des Gothischen wären ebenso vieldeutig, wie diese, so würden wir damit die Sprachperiode erreicht haben, welche wir die unverständliche nannten. Ob sie möglich sei, ob sie wirklich unverständlich gewesen sei, und was sich daraus über den Ursprung der Sprache ergebe, soll die folgende Skizze an der Hand der Erfahrung zu zeigen versuchen.

Digitized by Google

Das Aegyptische ist eine Sprache, welche sich in den hieroglyphischen Schriften bis etwa 3000 Jahre vor Christus, und in den koptischen bis etwa 1000 Jahre nach Christus verfolgen läßt. Es gewährt somit die Gunst, eine ungemein lange Periode sprachlicher Entwickelung — wahrscheinlich die längste, welche in irgend einer Sprache übersehbar ist — darzulegen. Da die primitive Gestalt, in welcher es bei seinem ersten Auftreten erscheint, überdies durch eine einfache Bildung und Weiterbildung unserem Verständniß nahegelegt wird, so eint es dem Vorzuge der Alterthümlichkeit und langen Entwickelung den weiteren, der Untersuchung ein offenes, in seinen wesentlichen Zügen erkennbares Antlitz zu bieten.

Das Aegyptische in seiner alten, hieroglyphischen Zeit ist in so hohem Grade eine Sprache der Homonymen, daß man, nach heutigen Ansprüchen messend, versucht wäre, es für unverständlich zu halten. Einige wenige Beispiele werden diese, durch unzählige andere belegte Eigenschaft erläutern: äb[1]) heißt tanzen, Herz, Kalb, Mauer, fortgehen, verlangen, linke Hand, Figur; äp-t heißt Brod, Kornmaaß, Krug, Stock, Schiffstheil, Hippopotamus; uaḥ heißt setzen, legen, arbeiten, Guirlande, Korn, Fisch; uet′ heißt grün, Pflanze, Gefäß, Steinart, Opferkuchen, Scepter, Augenwasser, verletzen; bä heißt Holz, Palme, Klinge, Steinart, heilige Barke, Opferbrod; mäk heißt bedecken (beschützen), anschauen (weil, denn), Leinwand, Boot, freuen; ḥes heißt Krug, anschauen, durchdringen, singen, jubeln, befehlen, Excremente; χ̣ebχ̣eb heißt öffnen, niederschlagen, Vase; χ̣emt heißt drei, ermangeln, verlangen, gehen, Feuer, heizen, Wurfspieß; χ̣er heißt umstürzen, angenehm, Opferstier, Myrrhe, Begräbniß, also, Processionsbarke, schreien, Feind, Bösewicht, Unterthan, tragen, Nahrungsmittel, bezüglich, durch, während; sensen heißt athmen, wiederhallen, Geruch, Vereinigung, glücklich, angenehm; śeṭ heißt bewirken, trennen (wählen, retten), ein Gewicht, nähren, lesen; ṭebḥ heißt nützlich (nothwendig, Geräth), bitten, schließen, Opfergabe, Korn, Gefäß u. s. w.

Zu der Verwirrung, welche durch diese Vieldeutigkeit der Worte, oder vielmehr, da die heterogenen Bedeutungen nicht verwandt sein können, durch diese Bezeichnung der verschiedensten Dinge mit demselben Lautcomplex angerichtet wird, kömmt eine andere, ebenso große. Entgegengesetzt der ebengenannten, entspringt sie dem Gebrauch einer Menge verschiedener Worte für einunddenselben, oder ziemlich denselben Begriff. Das zweite Phänomen ist nicht weniger außerordentlich als das erste. Zum Beispiel heißt schneiden äseχ̣, än, ṭen (ṭent, ṭenu, ṭenä, äṭn), ṭem (ṭemu, tem) mtes, śā, śāt, śeta, śet, nesp, peḥt, peχ̣, beχ̣n, beḥi, sau, us, usḥ, ust, ṭes, χ̣ab, χ̣eb, χ̣ebs, χ̣et, ḥebt, ḥent, ḥesb, sek, seχ̣, usχ̣, aseχ̣, seḥa, kaśa u. s. w.; rufen heißt

[1]) Die Haken, Punkte und Striche an den Buchstaben, mit welchen die ägyptischen Worte transscribirt sind, betreffen die Aussprache. ä z. B. ist das Ebräische א, a der lange, a der gewöhnliche Vocal: h ist h, ḥ=hh; t=t, t′=ebräisch ז und צ, ṭ=Θ, dj, d; ś=sch u. s. w.

χ̣en. semā, šen, t'aāuk, ḥun, àtu, àm, àmam, akeb, āš u. s. w.; salben heißt sesenàu, skenen, sbek, ṭeḥs, ūrḥu, ūarḥ, urḥ, ur, uru, merḥ; Schiff, Boot heißt karo, barī, kaka, kakau, kek, kebn, kebni, sehīr, t'a, t'aī, ṭī, u, uà, uàa, uàu, iua, àaut, ṭeks, ṭep, ṭepī, àtpa, àpt, menš, ḥā, ḥāu, ḥāī; Schmutz heißt seḥu, seḥeràu, ḥes, ḥet', àmā, àmem u. s. w.; Nacht heißt uš, uχ̣a, uχ̣au, uhau, àχ̣eχ̣, àχ̣χ̣u, χ̣au, χ̣aiu, t'āu, ut'u, mesī, kerḥ, kerḥu u. s. w.; nackt heißt ḥauum, ḥauu, beḳa, beš, kaī, ḥa, sḥa, ḥḥa; stark, mächtig heißt tar, tenr, tenro, ut'ro, neš, nāšt, next, neχ̣ī, neχ̣tā, ken u. s. w. Auch der Beispiele dieser Art ließen sich für fast jeden geläufigen Begriff eine außerordentlich große Zahl anführen. Beide Erscheinungen zusammengehalten, wird es da wundernehmen, daß der erste Blick in ein Hieroglyphenwörterbuch mitunter die staunende Frage hervorgerufen hat, ob wirklich die meisten Lautcomplexe die meisten Dinge bedeuten, und die meisten Bedeutungen durch allerlei beliebige Lautcomplexe gegeben werden können?

Eine Einschränkung erhält die Beweiskraft der Citate allerdings. Nicht alle Bedeutungen sind sicher; nicht alle vieldeutigen Worte sind in allen ihren Bedeutungen gleichzeitig und an denselben Stellen gebraucht worden; nicht überall ist gleichzeitig dasselbe Ding mit einer solchen überreichen Nomenclatur bedacht gewesen. Indessen, selbst wenn man diesen Restrictionen, deren Wirkung sich in dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft nicht genau übersehen läßt, Raum giebt, so bleibt die Thatsache zahlreicher, gleichzeitiger und gleichortiger Homonymen nichtsdestoweniger unzweifelhaft bestehen. Wir stehen also in der That vor einem fluthenden Wörtergewirr, in welchem viele Worte vielerlei bezeichnen, und Vieles durch vielerlei Worte bezeichnet werden kann. Mit einem Wort, wir stehen vor der scheinbaren Unverständlichkeit.

Um das Räthsel zu lösen, erinnern wir uns, wie das gegenwärtige Geschlecht Hieroglyphen lesen gelernt hat. Abgesehen von der Entdeckung des Alphabets und Syllabarium's, welche allem anderen vorauszugehen hatte, ist die Enträthselung der Hieroglyphen durch nichts mehr gefördert worden, als durch die erklärenden Bilder, welche die Aegypter dem buchstabirten Lautwerth eines Wortes hinzuzufügen pflegten. Alle Hieroglyphenschrift ist Text mit begleitender Illustration. Gewisse grammatische Abstracta ausgenommen, die sofort verständlich sein mußten, wird jedes Wort erst buchstabenmäßig geschrieben und dann durch ein Bildchen, welches die Begriffsklasse, zu der es gehört, bezeichnet, des Weiteren erläutert und sichergestellt. Hinter dem buchstabirten Namen einer Blume steht das Pflanzenbild; hinter dem buchstabirten Worte der Krankheit das Unglücks- oder Unreinheitsbild; hinter der buchstabirten Bezeichnung irgend einer Arbeit das Thätigkeitsbild. Da es solcher determinirender Illustrationen mehrere Hunderte giebt, welche sich als ebenso viel stehende Zeichen fortwährend wiederholen, so ist die Zuweisung eines Wortes an seine Begriffsklasse verhältnißmäßig leicht, und der allgemeine Sinn desselben, was auch der specielle sein möge, gewöhnlich bald ersehen. Und was den Nachlebenden (denen übrigens noch andere Hülfsmittel zu

Gebote stehen) die Entzifferung ermöglicht, hat sie auch für die Aegypter erleichtert.

Hätten ihre Worte bereits eine feste Form, hätte jeder ihrer Wortgedanken bereits nur diese eine Form gehabt, oder, anders ausgedrückt, hätte ihre Sprache bereits die Klarheit und Bestimmtheit der unsrigen besessen, so würde keine Veranlassung vorgelegen haben, eine Literatur von lauter Bilderbüchern zu verfassen. Wollte man gegen diesen Schluß vielleicht einwenden, daß das priesterliche Schriftthum, wie an die Sprache, so auch an die Schriftmethode der alten Zeit traditionell gebunden war, und sich demnach anhaltend einer Deutlichkeit befliß, welche nur in vorhistorischer, unentwickelter Sprech- und Schreibperiode wirklich vonnöthen gewesen, so ließe sich erwidern, daß, wenn es auch in der historischen Zeit viele, genügend individualisirte Worte gibt, deren Sinn ohne Illustration keinem Zweifel unterliegt, der anderen, die eine Erklärung bedürfen, dennoch Legion ist. Die determinirenden Bildchen sind demnach weder bloßer Archaismus, noch Zierrath. Sie sind vielmehr wirkliche Hülfsmittel zum Verständniß, und die Unvollkommenheit der Sprache, welche sie den Aegyptern aufzwang, hat auch uns den Sinn, welcher sonst in den meisten Fällen unenträthselbar geblieben sein müßte, enthüllt, oder der Enthüllung genähert.

Wenn die geschriebene Sprache mithin des Bildes bedurfte, um verständlich zu sein, wie konnte die gesprochene sich anders helfen, als durch die Geste? Da es nicht anders gewesen sein kann, so würden wir uns zu der Annahme gedrängt sehen, daß es so gewesen sein muß, selbst wenn dieselbe mehr Schwierigkeiten hätte, als in der That der Fall ist. Ist die Geste weniger unterscheidend als das Bild, so ist die gesprochene Rede eines primitiven Volkes dieser Unterscheidung auch weniger bedürftig, als die geschriebene. Sein Gedankenschatz ist so eng, ist auf so wenige, so sinnliche und so leicht mimetisch angedeutete Dinge gerichtet, daß er nicht vieler Worte bedarf. Selbst die letzten Stadien des eigentlich Hieroglyphischen zeigen noch wenig entwickelte Abstractionen: Die Liebe ist noch Verlangen, das Wollen Befehl, die Ehre Furcht oder Lob. Je weiter zurück, desto sinnlicher muß die tägliche Rede der Menge gewesen, desto eher durch Geberden vermittelt und begleitet worden sein. Ja, da genug von dieser Periode im Aegyptischen erhalten ist, um uns zu überzeugen, daß zuerst fast jeder nationale Laut fast jedes Ding zu bezeichnen vermochte, so muß die Geberde, das begleitende Bild, ursprünglich etwa ebenso wichtig gewesen sein, als das Wort. Halbverständliche Rede ward von der verstandenen Geberde erläutert, beziehungsweise ersetzt. Wo auch die Geste nicht hinreichte, und das Wort noch nicht fixirt genug war, um einen bestimmten Gedanken mitzutheilen, wird keine, oder mangelhafte Verständigung erreicht worden sein. Auch die Sprache hatte zu werden.

Indem wir von laut- und begriffsbestimmten Worten sprechen, gelangen wir zu einer vorgeschrittenen Stufe, welche schon im Alt-Aegyptischen neben

dem homonymen und synonymen Gewirr vorhanden ist. Schon in ihm giebt es zahlreiche Lautcomplexe, welche nur eine Bedeutung haben können; schon in ihm finden wir Begriffe, welche sich nur durch einen einzigen Lautcomplex ausdrücken lassen. Der Schritt von der niederen zur höheren Stufe kann nur dadurch geschehen sein, daß schließlich ein gewisser Lautcomplex zur Bezeichnung eines gewissen Dinges oder Gedankens besonders geeignet geschienen hat. Aber diese Bestimmung ist, wie wir gesehen, nicht ursprünglich geschehen. Also muß sie das Ergebniß einer fortgesetzten Wahl gewesen sein. Also muß sie der vereinte Erwerb einer allmälig errungenen genaueren Fassung der Gedanken, und eines nach und nach gebildeten nationalen Gehörs, welches gewisse Gedanken als besonders entsprechend auf gewisse Laute beziehen gelernt hatte, gewesen sein.

Und so sehen wir denn auch den späteren historischen Theil des Vorgangs sich vor unseren Augen vollziehen. Während die älteste erhaltene Sprache schon fixirte Worte neben der homonymen und synonymen Fülle hat, heben sich aus der letzteren im Laufe der Geschichte immer neue, immer unterschiedenere Lautgestalten, immer engere Bedeutungen hervor, so die äußere Form, wie den inneren Sinn differenzirend. Die Beobachtung des Processes ist allerdings dadurch erschwert, daß die hieroglyphische Literatur, an einen alten, den sogenannten „heiligen Dialect" gebunden, die neben ihr fortschreitende Differenzirung der Volkssprache verhältnißmäßig wenig in sich aufzunehmen vermochte. Aber die Totalsumme der geschehenen Veränderungen steht im Koptischen in beredter Klarheit und Schärfe vor uns. Die Kopten, wie die Aegypter bald nach Annahme des Christenthums genannt wurden, gaben mit der alten Religion auch die Schriftsprache des ehemaligen Priesterthums auf, und übersetzten die Bibel in die Volkssprache des Landes. Und siehe! die Volkssprache war wesentlich eine andere geworden, als die alte, aus der Urzeit überlieferte und so lange ehrerbietig gewahrte Sprache der Wissenschaft und Religion. Eine Unzahl von Homonymen und Synonymen waren verschwunden. Die Homonymen waren entweder mit Stumpf und Stiel untergegangen, oder, wo die Wurzeln lebendig blieben, hatten sie meist unterschiedliche, lautlich gesonderte Triebe erzeugt. Die Synonymen waren ebenso sehr zusammengeschmolzen durch den Untergang einer ungeheueren Zahl von Worten, als durch die Verengerung des Begriffs in den erhaltenen. Um sich die ganze Größe der Revolution vorzustellen, vergleiche man in Bezug auf die Homonymie die vielen, für hieroglyphisches χer obangeführten Bedeutungen: umstürzen, niederschlagen, angenehm, Opferstier, Myrrhe, Begräbniß, also, Processionsbarke, schreien, Feind, Bösewicht, mit den wenigen, auf welche sich koptisches χer zu beschränken hat: herausschlagen, herauswerfen, zerstören. Betreffs der Synonymen-Verringerung stelle man zusammen die Schaar der 37 obgenannten hieroglyphischen Worte für Schneiden: aseχ, ān, ṭen, ṭent, ṭenu, ṭenā, āṭn, ṭem, tem, ṭemu, mtes, šā, šāt, šetā, šet, nesp, peḥt, peχ, beχn, beḥi, sau, us, usḥ, ust, ṭes, χab,

χeb, χebs, χet, ḥebt, ḥent, ḥesb, sek, seχ, usχ, äseχ, seḥa, keša u. s. w., und betrachte sodann die zehn koptischen derselben Bedeutung: nuker, fekh, fēkhi, šat, šōt, bōč, pah, četčōt, četčōth, čeč (zu welchen sich freilich noch einige andere für den Begriff „zerschneiden, zernichten" fügen ließen). Dagegen ist diese Beschränkung der Gleichlauter und Gleichbedeuter ersetzt durch Differenzirung von Laut und Sinn, soweit nicht völliger Schwund eingetreten ist. Das χer, welches hieroglyphisch promiscue umstürzen, niederschlagen, angenehm, Opferstier, Myrrhe, Begräbniß, also, Processionsbarke, Schreien, Feind, Bösewicht, Unterthan, tragen, Nahrungsmittel, bezüglich, durch, während bedeutete, erscheint koptisch (mit seinen Wurzelverwandten) geschieden in χer niederschlagen, čreht Zerstörung, šaar, čari, šoršer zerstören, holč angenehm, šušouši, kholkhel Opfer, šal Myrrhe, hrau Geschrei [1]), von welchen letzteren Worten theilweis schon Ansätze im Hieroglyphischen enthalten sind, sich aber noch nicht genügend geltend zu machen wußten, um das allgemeine χer schon damals in eine engere Position zurückzudrängen. Aehnlich ist auch die Synonymik der angeführten Worte für Schneiden mit der Beschränkung der Wortzahl eine genauere geworden. Können wir nun diese Beobachtungen, wie leicht nachzuweisen wäre, auf eine große Anzahl der ägyptischen Wurzeln ausdehnen, so ist der Gang der ägyptischen Sprachentwickelung in seinen wesentlichen Zügen erkannt, und durch vorhandene und untergegangene Wörterdenkmale gleichmäßig erhärtet. Anfänglich Homonymie und Synonymie in erkenntnißarmer, vieldeutiger Wirre. Danach, bei wachsender Vernunft, Scheidung der Begriffe und Lautgestalten, und entsprechendes Zurücktreten der erklärenden Geste. Untergang der meisten Homonyme, oder Ersatz durch phonetische Differenzirung; Untergang tausender von losen Synonymen und Verengung und Schärfung des Begriffs der überlebenden. Kurz, allmäliges Auftauchen aus vagem Ton und Sinn in gesonderten Laut und präcisirte Bedeutung. Erhellung der Psyche und correspondirende Scheidung der Phonetik.

Es ist wahrscheinlich, daß ähnliche Vorgänge sich in anderen Sprachen finden ließen, könnten wir sie weit genug zurück verfolgen. Nachweisbar von einer niederen Stufe zu der Höhe einer der begabtesten Nationen aufsteigend, haben die Aegypter die Leiter des menschlichen Fortschritts bis zu einem Punkt erstiegen, der über die Erfordernisse einer vollkommeneren Sprachbildung hinausliegt. Sie stehen somit in ihren Anfängen auf dem Niveau der Naturvölker, ohne in ihren Zielen der Schwungkraft der Culturvölker zu entbehren. Sie geben Beides in ihrer Sprache, soweit es für unsere Zwecke in Betracht kommt, den Anfang und das Ende. Zu diesen allgemeinen Vorgängen tritt bestätigend ein besonderer. Sehen wir auch davon ab, daß die Aegypter mit den Semiten und Ariern wahrscheinlich urverwandt sind, so findet sich doch in den Sprachen dieser letzteren, geistigsten Rassen eine unverkennbare

[1]) Die genannten koptischen Worte lassen sich nach ägyptischen Laut- und Wortbildungsgesetzen auf hieroglyphisches χer, und Wurzelverwandte des χer, zurückführen.

Analogie der Erscheinungen, welche auf eine Analogie der Geschichte weist. Mit der Fülle der unzweifelhaften ägyptischen Homonymien vor uns, wird man sich nicht ferner abzumühen brauchen, gewisse vieldeutige Verben des Sanskrit, Arabischen und Ebräischen auf angebliche centrale Grundbedeutungen zurückzuführen, die wohl der Professor, nicht aber der Urmensch erdenken oder verstehen konnte[2]). Mit dem wilden Gestrüpp der altägyptischen Synonymik vor Augen, wird man fernerhin zwei ähnlichbedeutende Worte nicht nothwendigerweise in jeder Periode als zwei verschiedene Nüancen einer Bedeutung anzusehen haben. Es ist eben in einer Zeit, in der man den Plan der Pflanzung noch nicht übersah, mehr gewachsen, als nachmals gebraucht wurde; und nicht überall hat man nachmals sorgfältig gerodet. Die Aehnlichkeit der Anfänge in verschiedenen Sprachen zieht aber eine grundsätzliche Aehnlichkeit der Entwickelung nach sich, obschon sowohl das Lautgefühl, das einem Lautcomplex gewisse Bedeutungen zueignete, als die Mittel der späteren Differenzirung mehr oder weniger andere gewesen sein können, und in Wirklichkeit auch gewesen sind.

Damit ist die Frage, warum gewisse Begriffe durch gewisse Laute oder Lautcomplexe ausgedrückt werden, warum der Mann Mann und die Frau Frau heißt, anstatt daß der Mann Frau und die Frau Mann genannt wird, von der Sprachschöpfung getrennt und in eine verhältnißmäßig späte Periode gerückt. Damit ergiebt sich, daß unter den vielen Worten, die von verschiedenen Menschen und Geschlechtern zuerst tentativ für Mann und Frau erfunden worden sind, anhaltend gewählt wurde, bis die dem Sprachgehör der Nation am geeignetsten erscheinenden allgemeine Anerkennung erhielten, und die anderen, unnöthig geworden und verworfen, abstarben und in Vergessenheit geriethen. Wie weit sich die ungesiebte Wörterfülle der ersten, willkürlicheren Periode schon innerhalb eines nationalbeschränkten Sprachgefühls gehalten, und dadurch ebenso im Aegyptischen, wie in jedem anderen Völkerstamme eine eigenthümliche gewesen sei, läßt sich bei dem Mangel aller Zeugnisse aus jener fernsten Urzeit nicht untersuchen. Genug, daß das Sprachgefühl, selbst wenn es vom ersten Anfang an stammweis geschieden gewesen ist, nach ägyptischem Zeugniß innerhalb dieser Scheidung ein unsicheres sein, und einer langen Bildung bedürfen konnte, ehe es seinen Zweck, bestimmte Dinge mit bestimmtem Laute zu bezeichnen, erreichte. Wo derselbe Begriff demselben Volke ursprünglich durch eine Unzahl von Worten ausgedrückt werden konnte, wo diese Worte gleichzeitig einer Unzahl anderer Begriffe dienen konnten, kann die Sprache weder plötzlich als eine allgemeine Inspiration uniform aus den Köpfen der Gesammtheit hervorgebrochen sein, noch das Sprachgefühl, welches schließlich einen Laut einem Begriffe zuwies, anfänglich bestanden haben. Erst die fortgesetzte Wahl vieler Geschlechter muß vielmehr über den Zusammenhang zwischen Laut und Begriff entschieden haben.

[2]) Nichtbeachtung der Homonymie hat auch im Aegyptischen zur halsbrechendsten Divination metaphorischer Bedeutungsübergänge geführt.

Der Werth, welchen das ägyptische Sprachstudium somit für alle Sprachgeschichte erhält, rechtfertigt die Erwähnung zweier anderer Züge, die auf den ersten Blick ebenso fremdartig erscheinen werden, als die genannten. Im Aegyptischen können die Worte — wir wollen zunächst sagen, scheinbar — sowohl Laut wie Sinn umdrehen. Angenommen, das deutsche Wort gut wäre ägyptisch, so könnte es neben gut auch schlecht bedeuten, neben gut auch tug lauten. Tug wiederum könnte ebenfalls sowohl gut als schlecht besagen, und in einer geringen, lautlichen Modification, wie sie sich so leicht im Leben der Sprachen ergiebt, — etwa zu tuch — Veranlassung zu erneuter Umdrehung in chut erblicken, welches seinerseits noch einmal beide Bedeutungen zu vereinigen vermöchte. Was kann unglaublicher sein?

Da man sich bei der Würdigung von Mirakeln zunächst mit dem Thatbestande bekannt zu machen hat, so sei die Bemerkung gestattet, daß des Verfassers Koptische Untersuchungen ein 90 Seiten langes Verzeichniß derartiger Metathesen enthalten. Beispielshalber seien einige wenige angeführt. 1) Lautmetathese; ab Λ ba, Stein; àm Λ ma komm; ān Λ na Verzeichniß; àr Λ rā machen; ken Λ nek zerschlagen, zerstoßen; kenh Λ ḥnek blühen; penh Λ χenp fangen, nehmen; teb Λ bet Feige; sàr Λ raš zerschneiden, theilen; fes Λ sef reinigen, waschen; peh Λ ḥep gehen; šnà Λ anš Wind, wehen. 2) Sinnwechsel: kef nehmen V liegen lassen; ken stark V schwach; men stehen V menmen sich bewegen; tūa ehren V verachten; ṭem zerschneiden V verbinden; ṭerp nehmen V geben; χen stehen V gehen; neh trennen, zerschneiden V noh Band. 3) Laut- und Sinnwechsel: soš geziemend, ◇ šes ungeziemend; šeb mischen ◇ peš trennen; hen binden ◻ neh trennen; hot zerbröckeln ◻ toh festigen; ben nicht vorhanden sein ◇ neb alle; ϑerp zusammennähen ◇ preϑ zerbrechen, zertheilen u. s. w. Wie man an einigen dieser Beispiele bemerken wird, kann Lautwandel die Erscheinung begleiten.

Kann somit über die Thatsache kein Zweifel sein, so stehen wir vor der Frage nach einer rationellen Erklärung. Im Lichte der beobachteten Homonymie bietet sich zunächst eine ausweichende Antwort dar. Wie wenn wir nur scheinbar Laut- und Sinnverkehrungen, in Wahrheit aber verschiedene Wurzeln vor uns haben, welche sich zufällig in den genannten Weisen entsprechen? Dies gälte besonders in Bezug auf die Sinnverkehrung. Wenn es eine Menge gleichlautender Wurzeln giebt, die verschiedenes bedeuten, so könnte ja unter ihnen eine Anzahl vorhanden sein, die sich geradezu widersprechen. Wenn ken alles mögliche bedeuten kann, warum sollte es nicht neben stark, zufällig auch schwach besagen? Einer absichtlichen, bewußten Sinnverkehrung hätte es unter solchen Umständen nicht bedurft.

Ohne zu leugnen, daß eine Anzahl Sinnverkehrungen in dieser Weise entstanden sein können, läßt sich dennoch nicht annehmen, daß sie alle so mechanisch geschaffen, oder angewendet worden sind. Man stelle sich einmal vor, es habe sich ein ken „stark“, und ein ken „schwach“ im Wege zufälliger Homonymie ergeben, so würde sofort die Neigung, wenn nicht die Nöthigung

eingetreten sein, der Verständlichkeit halber eines der beiden Worte fallen zu lassen, und sich mit den vielen anderen Ausdrücken für „stark“ und „schwach“ zu begnügen. Ist das in diesem Fall, ist es in so vielen ähnlichen Fällen nicht geschehen, so sehen wir uns gezwungen, eine bewußte Verbindung zwischen den gegenfüßlerischen Worten vorauszusetzen. Der Frage nach dem Grunde läßt sich mithin nicht entgehen. Zu ihrer Beantwortung leitet wiederum die Aegyptische Schrift. Indem sie ken „stark“ von ken „schwach“ dadurch unterscheidet, daß sie dem buchstabenmäßig geschriebenen Lautwerthe beider Worte je nachdem ein determinirendes Bildchen der Stärke oder Schwäche hinzufügt, indicirt sie den logischen Grund der Erscheinung. Unsere Urtheile bilden sich nur durch Vergleich und Antithese. Sowenig wir, wenn wir den Begriff der Stärke einmal gefaßt haben, an die Schwäche zu denken brauchen, um uns die Stärke klar zu machen, so gewiß hat die Stärke ursprünglich nicht concipirt werden können, ohne sie von der Schwäche loszuheben, ohne sie an der Schwäche gegensätzlich zu messen. Man versuche es, über die Gedanken hinaus, welche uns durch bekannte Wortbedeutungen angewöhnt worden sind, ohne daß wir sie selbst zu finden brauchten, eine einzige neue Idee zu fassen, und man wird sich von der Natur des geistigen Vorgangs überzeugen. Jedermann wird heutigentags mit der Stärke bekannt, ohne sein eigenes Urtheil anzustrengen, weil der Begriff einmal in der Sprache existirt, weil er ihm von Kindheit auf zur Bezeichnung gewisser Leistungen, Dinge und Personen angeübt worden ist. Sobald wir aber, das Gebiet der Alltäglichkeit und die derselben entsprechenden Worte verlassend, eigene Gedanken zu bilden, oder seltenere, weniger gehörte Gedanken Anderer nachzudenken versuchen, befinden wir uns vor der Nöthigung zur bewußten Antithese. Um bei Wortgedanken zu bleiben, so hat kein Schüler den stumpfen, spitzen und rechten Winkel begriffen, ohne die drei in bewußten Gegensatz zu bringen; kein Student das Hegel'sche Sein aufgefaßt, ohne es mit dem Nichtsein zu confrontiren; überhaupt Niemand eine fremde Sprache einigermaßen eingehend gelernt, ohne diejenigen Wortbedeutungen, die von den heimischen abweichen, durch Vergleich mit den letzteren sich zu erläutern. In jene Kindheitsperiode der Menschheit nun, in welcher die ersten, gewöhnlichsten Begriffe in dieser überlegenden Weise errungen zu werden hatten, führt uns das Aegyptische zurück. Um die Stärke denken zu lernen, hatte man sie von der Schwäche zu scheiden; um das Dunkel zu begreifen, das Licht davon zu sondern; um „viel“ zu fassen, „wenig“ im Geiste dagegen zu halten. Diejenigen ägyptischen Worte, welche, in ihr Gegentheil umschlagend, die beiden Glieder des ursprünglichen Vergleichs erhalten zeigen, gewähren einen Einblick in die mühselige Werkstatt, in welcher die ersten und nöthigsten Gedanken — heute die geläufigsten und am mühelosesten übernommenen — geschmiedet wurden. In der gesprochenen Rede können hier nur der Zusammenhang und die Geste gezeigt haben, was gemeint war.

Uebrigens ist die Zahl der erhaltenen ägyptischen Worte, welche Sinn-

wandel ohne Lautwandel erleiden, keine allzu große. Meist sind die entgegengesetzten Bedeutungen durch phonetische Modificationen auseinandergehalten; mitunter geht auch die phonetische Differenzirung erst in geschichtlicher Zeit vor sich. Von ersterem ist meχ leer, V meh voll, ein gutes Beispiel; von letzterem zeugt men, das hieroglyphisch sowohl „stehen“ als reduplicirt oder in der Form menu „gehen“ bedeutet, koptisch aber durch moni für die Bedeutung „stehen“ und durch monmen für „gehen“ abgelöst wird.

Es ist ein glücklicher Umstand für die Erkenntniß dieses Theils der Sprachschöpfung, daß sich der Beweis für die bewußte Sinnverkehrung, abgesehen von ihrer inneren Rechtfertigung, geschichtlich und sachlich abschließend führen läßt. In einem ägyptischen Redetheile abstracter Bedeutung finden sich eine Anzahl Worte, welche die Schwierigkeit, abgezogene Begriffe zu fassen, dadurch zu überwinden gesucht haben, daß sie ihren Sinn und sein Gegentheil gemeinsam enthalten, und somit die Conception ihrer Bedeutung aus These und Antithese zum dauernden Ausdruck gelangen lassen. Dies sind die Präpositionen. So heißt hieroglyphisch m sowohl „in etwas drin“ als „zu etwas hin“ als „von etwas weg“, je nach dem Zusammenhang des jedesmaligen Contexts; er heißt sowohl „von etwas weg“ als „zu etwas hin“ als „mit etwas zusammen“; hr und χeft bedeuten sowohl „für“ als „gegen“; χont „in“ „unter“ u. s. w. Koptisch besagen ute und sa sowohl „von etwas weg“ als „in etwas drin“; kha ist „über“ und „unter“; ha „über, unter“ und „zu etwas hin“, „von etwas weg“; hi „zu etwas hin“, „von etwas weg“, „in etwas drin“ u. s. w. Wenn dies nichts anderes ist, als derselbe polarische Bedeutungswechsel, der sich bei vielen anderen Worten beobachten läßt, so hat es doch eine stärkere Beweiskraft. Hatten wir bei der Vieldeutigkeit ägyptischer Lautcomplexe zu bedenken, daß sich gleichlautende zufällig und ohne innere Beziehung mit antithetischem Sinn gegenüberstehen können, so ist diese Möglichkeit bei Präpositionen äußerst gering anzuschlagen. Wären von so schwierigen Begriffen, wie sie Präpositionen ausdrücken, zwei entgegengesetzte zufällig in demselben Laut zusammengetroffen, so würde das eine oder andere im Interesse der Deutlichkeit aufgegeben, und, bei der wuchernden Triebkraft der alten Sprache, leicht durch einen andern Laut übernommen worden sein. Man bringt nicht „für“ und „wider“ in demselben Worte unter, es sei denn absichtlich, und weil man das eine nur denken kann, indem man das andere mit denkt und es von seinem Gegenfüßler abhebt. Die Logik dieser Erwägung wird durch eine verwandte, in dem überlieferten Sprachmaterial erhaltene Erscheinung bestätigt. Neben seinen einfachen Präpositionen hat das Aegyptische eine große Anzahl zusammengesetzter, deren nicht wenige zwei Glieder von entgegengesetzter Bedeutung verbinden, um den durch das eine oder andere bezeichneten Sinn zu desto klarerem Verständniß zu bringen. Hier haben wir mithin die absichtliche Gegenüberstellung entgegengesetzter Begriffe zur Erfassung des einen oder anderen endgültig erhärtet. Man sehe: Die Präposition ebol, zusammengesetzt aus e „zu etwas hin“ und bol „von etwas weg“

bedeutet „von etwas weg". Die Präposition ebolkhen zusammengesetzt aus ebol „von etwas weg" und khen „in etwas drin" besagt „von etwas weg". ebolute, componirt aus ebol „von etwas weg" und ute, sowohl „von etwas weg" als „in etwas drin", heißt „von etwas weg" „vor etwas". ehraihm, gebildet aus ehrai „in, zu etwas hin" und hm „in etwas" wird zu „in' und „von etwas weg". Diese beredten, die Frage lösenden Beispiele ließen sich leicht vermehren.

Es fehlt nicht an Spuren ähnlicher Vorgänge in anderen Sprachen. Das Arabische hat polarischen Bedeutungswechsel in großer Fülle; im Chinesischen wird die durch den Tin Li markirte Literaturperiode (2000 vor Christus), geradezu durch dasselbe Phänomen charakterisirt; und was ist es anders, als ein auf vergleichende Zusammenstellung gebautes Urtheil, wenn der Engländer noch heut without[1]), d. h. mitohne sagt, um ohne auszudrücken? Und hat nicht with selbst ursprünglich sowohl „mit" als „ohne" geheißen, wie noch, aus withdraw „fortgehen", withgo „gesondert, zuwider, gehen", withhold „entziehen" u. a. zu ersehen ist?

Mit geringerer Zuversicht läßt sich über Lautumdrehung reden. Denn wir können uns eher in die Psyche, als in das Sensorium des Alterthums zurückversetzen. Es kann einerseits ein, durch den ursprünglichen Ueberreichthum an Wurzeln verursachtes Spiel des Zufalls sein, daß lautliche Metathesen sich in der Bedeutung entsprechen, oder widersprechen; um so mehr, als sie häufig keines von beiden thun. Da es ein ma giebt, das „Sehen" bedeutet, welches mit einem anderen ma „Kommen" nicht verwandt sein kann, warum soll ma „Kommen" nicht ebenso selbständig entstanden sein können, wie ma Sehen, ohne von am „Kommen" durch Metathese abgeleitet zu sein? Anderseits ist begriffliches Entsprechen selbst bei seltneren, metathesirten Lautcomplexen eine so gewöhnliche Erscheinung, daß es schwer fällt, der Annahme begrifflichen Zusammenhangs zu entsagen; ja daß die Wahrscheinlichkeit in's Auge gefaßt werden muß, der sprachgeschichtliche Beweis für den begrifflichen Zusammenhang lautverkehrter Worte werde sich dadurch führen lassen, daß die große Mehrheit solcher phonetischen Metathesen als sinnverwandt nachgewiesen wird. Die Erklärung begrifflichen Zusammenhangs bietet sich in der Weiterentwicklung einer Wurzelbildungsmethode, deren erste Schritte zu Tage liegen. Aegyptische Wurzeln sind fast ausnahmslos der Weiterbildung fähig durch Anlautwiederholung im Anlaut oder Auslaut, oder Auslautwiederholung im Auslaut. Das heißt, aus einem fs kann in regelmäßiger und ungemein häufiger Wandlung ein ffs, fsf, und fss werden; aus einem mt ein mmt, mtm, mtt ꝛc. Bedeutungsänderung ist dabei keineswegs stets erkennbar — es handelt sich sichtlich darum, der Lust an der Erfindung immer neuer Worte, der Freiheit in der Hervorbringung immer neuer Bildungen die Zügel schießen zu lassen. Die Periode,

[1]) Aehnlich das verwandte deutsche „wider", „wieder".

in der, innerhalb gewisser nationaler Grenzen, Jeder jeden Laut für jedes Ding ausstoßen durfte, ist auf dieser Stufe bereits vorüber; die Entscheidung für bestimmte Laute für bestimmte Dinge getroffen; aber die Möglichkeit ist gelassen, die so gewählten Laute, die Wurzeln, durch Wandel und Wiederholung ihrer einzelnen Bestandtheile weiter zu gestalten. Darf man es dieser Licenz, welche das noch flüssige Material der Sprache in wechselnde Formen gießt, darf man es diesem Ohr, welches fein genug war, den Anlaut im Auslaut noch einmal hören, und damit den musikalischen Effect des Wortes harmonisch abrunden zu wollen, gemäß halten, daß der Gedanke des Ganzen auch in der zweiten, lautlich correspondirenden Sylbe des somit aus dem einsylbigen geschaffenen zweisylbigen Lautcomplexes allein gefühlt werden konnte, so hätten wir die Umkehrung nicht als Umkehrung, sondern als Doppelung erklärt. Wir hätten die Reihe fes, fesf, fes-sef, sef aufzustellen, deren zwei Anfangsglieder und Endglied erhalten sind, während das dritte Glied fes-sef aus fesf zu ergänzen wäre, und allerdings mit Leichtigkeit ergänzt werden könnte. Haben wir aber einmal fes-sef, so steht dem Schluß, von dieser bereits vollzogenen Metathese habe jedes Glied allein genügt, um den Sinn der ursprünglichen, so wie der zweitheilig-verkehrten Wurzel zu verkörpern, keine sichtliche phonetische oder logische Schwierigkeit entgegen. Der wie ein Reim zusammenstimmende, wie Voraussetzung und Schluß sich ergänzende Klang beider Glieder des Gesammtwortes fessef konnte jedem von ihnen leicht den Werth und die Bedeutung des Ganzen verleihen. Die ersten beiden Stadien dieses Vorgangs, fes, fesf sind auch in den indogermanischen Sprachen unter dem Namen der gebrochenen Reduplication bekannt. Wir enthalten uns der Erörterung, warum diese Erklärung der Metathese der dreiconsonantigen nur scheinbar widerspricht.

Dem Geschlecht, das die Mühsal seiner ersten Anfänge vergessen, einen geschichtlichen Einblick in die allmäliche Erarbeitung von bestimmtem Laut und Begriff zu gewähren, ist das Verdienst der ägyptischen Grammatik.

Johannes Huber.

Von

M. Carriere.

— München. —

Mit Beiträgen von J. Friedrich und J. A. Meßmer.

Es gibt Gelehrte, denen Bücher die Aufgaben ihres Forschens und Denkens bieten; die dort überlieferten Thatsachen wollen sie sichten und darstellen, die dort ausgesprochenen Gedanken prüfen und fortspinnen; man pflegt sie wol als die eigentlich und rein wissenschaftlichen anzusehen, weil sie in und für Bibliotheken arbeiten. Andern stellt das Leben die Probleme und wenn sie sich auch darnach umthun, wie frühere Geister mit denselben gerungen, das eigne Herz drängt sie nach einem lösenden Wort, und treibt sie mit reformatorischem Eifer das zu verkündigen, erleuchtend, führend in das Leben einzugreifen. Zu diesen gehörte Johannes Huber. Sein Ziel war die Versöhnung von Glauben und Wissen in einer neuen freiern Fassung der christlich-religiösen Wahrheit, der ethischen Idee im Zusammenhange mit der Natur- und Geschichtsforschung unsrer Zeit; sie sollte aus dem Streit der Gegensätze, die sich zum geistmörderischen Ultramontanismus und geistleugnenden Materialismus zuspitzten, zu einer Verstand und Gemüth befriedigenden Weltanschauung führen, und von ihr aus sollte in einem von Liebe beseelten Organismus der Gesellschaft durch werkthätige Hilfe von außen, wie durch Befreiung und Bildung von innen, das Elend des Daseins, die Noth der Armen und Bedrückten erleichtert und überwunden werden. Huber ist gestorben als er sich anschickte, das zusammenfassende philosophische Werk zur Darstellung dieser Ideen zu schreiben; er ist gestorben nachdem er sich überzeugt, daß er einmal vergebens mit hoffendem Frohmuth sich als einen der ruhmgekrönten Leiter einer von Rom gelösten, freien, deutschen Kirche gefühlt. Wir werden darum dem redlichen, rastlosen Kämpfer unsre Theilnahme nicht versagen, dem talentvollen, selbstgemachten Manne unsre Achtung zollen.

Johann Nepomuk Huber war am 18. August 1830 zu München geboren, das einzige Kind in einem frommen, schlichten Bürgerhause. Der Vater betrieb ein Tändler- oder Trödlergeschäft, ließ es sich aber nicht nehmen, an seinem einfachen Familientisch einem und dem andern Studenten der Theologie einen Kosttag zu gewähren, das Gebet dabei aus dem Stegreif zu sprechen und dann von den Befreiungskriegen zu erzählen, die er als bayerischer Jäger mitgemacht. Daß alles aufgeboten werden mußte, um den strebsamen, vielbegabten Sohn einen Geistlichen werden zu lassen, stand den Eltern fest; und so bezog dieser 1850 die Münchener Universität. Theologen wie Döllinger, Haneberg, Stadlbaur bildeten damals den Kern dessen, was bald von Mainz und Münster aus als liberale Münchner Schule angefeindet werden sollte, sie verschlossen sich auch den protestantischen Büchern nicht, ebenso wenig der Gemeinschaft mit den Männern der Wissenschaft, die bald von König Max berufen als „Nordlichter" ihren Einzug an der Isar halten sollten. Unter dem Einfluß dessen, was Baader und Görres gewirkt, bildete sich 1848 in München eine Studentenverbindung Tafelrunde, die der vielfach negirenden Neuzeit gegenüber die christlichen Principien im Denken und Handeln obenanstellte, und ihre Farben schwarz, grün, gold durch den Wahlspruch erläuterte: Durch Zweifels Qual der Hoffnung Strahl zum goldnen Gral. Gedichte, Aufsätze wurden vorgetragen und besprochen. Huber trat ein und war bald ein hervorragendes Mitglied. „Sein Studium der griechischen Philosophie, seine Kenntniß der protestantischen Literatur, erzählt mir sein Studiengenosse Joseph Meßmer, unser Kunsthistoriker, gab ihm bald ein Uebergewicht. Dabei zog er unerbittlich die äußersten Consequenzen, behandelte auch Lieblingsdichter wie Hölderlin und Lenau als Philosophen und zwang sie in sein System hinein. Er erschien uns wie ein künftiger, strenger Dogmatiker, und war oft recht peinlich für mich, der ich verehrte Autoritäten, Menschen und Bücher ungern einem oder dem andern System unterworfen sah, der Logik des Freundes aber auf die Dauer nicht widerstehen konnte." In einer Rede, die Huber in der Tafelrunde hielt, findet sich bereits der charakteristische Ausspruch: „Entweder läßt der Mensch die Außenwelt über sich herrschen, dann gibt er sich selbst auf und verliert das Recht seines Daseins, das auf sein Fürsichsein basirt ist; oder er sucht die Außenwelt zu beherrschen und nach seiner Willkür zu bestimmen, mißkennt und verletzt ihr Recht und muß die Macht seines Gegensatzes erfahren; — oder aber er vermag ihr und sein Recht zu wahren und sich in freier Weise mit ihr zu versöhnen. Nur in der letzteren Lösung hat er sich selbst nach seiner Bestimmung und Bedeutung verstanden, nämlich als freies Glied im Organismus des Weltganzen." In der Scholastik habe die Außenwelt der Autorität über den Geist geherrscht, in der neueren Zeit habe dieser sich von jener losgesagt, die Gegenwart soll die eigne Vernunft mit der Vernunft im Universum wie in der religiösen Ueberlieferung in Einklang bringen. Doch war damals für Huber die Autorität das Maßgebende, die Individualität sollte sie in sich

aufnehmen, nicht meistern. Und wie er schon als Gymnasiast in die Augsburger „Sion", eine ultramontane Zeitschrift, Beiträge gesandt, so mischte er sich als Student in einen Streit der Philosophen.

Professor Prantl hatte im März 1852 in der Münchener Akademie eine Festrede über die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie gehalten. Er bezeichnete sie als Anthropologie: vom Menschen, dem sinnlich-geistigen soll sie ausgehen, dem Realen wie dem Idealen gerecht werden; die Synthese beider sei uns ja in uns selbst und namentlich in der Sprache gegeben, die die Gedanken im Laut verwirkliche; von der Erfahrung, nicht von Dogmen sollen wir uns leiten lassen; die Religion als Sache des Gefühls und Lebens sei ein Gegenstand philosophischer Forschung, nicht das Maß für sie. Dagegen trat nun die ultramontane Partei in Waffen; ja Prantl ward für eine Zeitlang an der Universität auf die Philologie als sein Gebiet verwiesen, bis König Max 1859 den ausgezeichneten Kenner und Darsteller der Geschichte der Philosophie zu deren Ordinarius ernannte. Ein katholischer Theologe Dr. Oischinger, der als Privatgelehrter zu München lebte, führte gegen Prantl das Wort in den Blättern und veröffentlichte eine Schrift, die ihn in eine Reihe mit Feuerbach stellte, der Selbstvergötterung, des plattesten Nihilismus, des Absurdismus beschuldigt, und einen förmlichen Fluch über dieses moderne Heidenthum aussprach. Da nun trat ein Student in die Schranken, der sich bald als Dichter, Historiker, Rechtsgelehrter einen Namen von weittönendem Klang gemacht, Felix Dahn. Mit gewandter, scharfer Feder schrieb er eine Entgegnung gegen Oischinger, in der er von dem Standpunkt freier Forschung aus die Philosophie als Selbstzweck, nicht als Magd der Theologie betrachtete, und den geschmähten Anthropologismus als dasjenige philosophische Princip darstellte, welches die relative Identität von Geist und Natur, wie sie in dem ganzen, unzerstückten Menschen erscheint, zum metaphysischen Ausgangspunkte, zu dem Maßstab der absoluten Identität von Geist und Natur, d. h. des Absoluten erhebt, im Gegensatz zum subjectiven Idealismus, welcher einseitig den geistigen, wie andrerseits zum objectiven Realismus, der nur den materiellen Factor erfaßt. Dahn zeigte, wie dies Streben nach Einigung der Gegensätze gerade an Knotenpunkten der Entwicklung in der Geschichte hervortrete, und suchte das Dialektische wie die historische Behandlung der philosophischen Fragen gegenüber den theologischen Dogmen in's Licht zu stellen.

Oischinger hatte eine kleine Schaar von Studenten um sich, die er mit der Literatur und den Problemen der Philosophie bekannt machte; unter ihnen war Huber, der ihm dies stets Dank wußte; so glaubte er nun für dieselben einstehen zu sollen, zumal zwischen ihm und Dahn schon seit dem Gymnasium eine gewisse Rivalität bestand, da stets einer dem andern es zuvorzuthun suchte, bis sie ihre verschiedenen Felder fanden, die sie bebauen und persönlich befreundet bleiben konnten. So schrieb denn Huber sein Pamphlet: „Der Anthropologismus des Dr. K. Prantl und seine jüngste

Bevorwortung," in welchem er Oischinger gegen Dahn vertheidigte und dabei weit mehr auf Prantl als auf dessen Schüler losschlug. Keiner der Rufer im Streit hatte sich den Unterschied von Religion und Dogmatik klar gemacht, wie die Religion Sache des Herzens, gottinniges Leben, Erhebung des Gemüths zum Ewigen und Heiligung des Willens ist, während die Dogmatik Satzungen über das Wesen Gottes, der Welt und des Menschen formulirt und Folgerungen aus Bibelsprüchen zieht. Dahn wies auf den Widerspruch von Vernunft und Dogmatik hin, Huber behauptete, daß, was das Gefühl als wahr empfände sich im Lichte der Vernunft bewähren müsse; so schossen sie aneinander vorbei. Mit Recht forderte Huber eine Philosophie des Lebens und der Wirklichkeit; er sah in der ganzen Realwelt ein System von Organismen, dessen Mittelpunkt urlebendig sei und alles trage, die Religion sei die Beziehung der vernünftigen Wesen zum Urwesen. Vom persönlichen Gott schien ihm eine übernatürliche Offenbarung leicht gewonnen, und dann sei alles Folgende in der katholischen Dogmatik so folgerichtig wie die Bücher Euklid's! Dahn sah nur Widerspruch darin, übervernünftige Wahrheiten vernünftig begründen zu wollen. Huber behauptete Prantls Absolutes sei nichts als die Substanz Spinoza's, die Identität Schelling's, der Gott des Speculanten sei des Menschen selbsteigenes Wesen, angeschaut unter der Idee der Gattung, während der Gott des Christenthums Person, Geist aber und Natur zwei verschiedene Wesenheiten seien. Doch bekennt Huber, daß die Theologie durch den Zwiespalt mit der Philosophie fast allen Einfluß auf die Zeit verloren habe, daß die Philosophie die Wahrheit des Christenthums der Gegenwart erschließen solle. Was diese Wahrheit sei, blieb unerörtert; damals war sie für Huber noch die römische Dogmatik. Aber damit, daß er die Philosophie als nothwendige Erklärerin des Christenthums forderte, that er einen ersten Schr it in's Freie. Hier sollte er sich bald heimisch fühlen, als er das akademische Lehramt in's Auge faßte und 1854 zum Gegenstand seiner philosophischen Doctordissertation die Cartesischen Beweise vom Dasein Gottes wählte. Er kam zur Einsicht: „Was die neue Zeit in allen ihren Lebenstiefen ergriffen hatte, auf dem Gebiete des Wissens und Handelns sich offenbarte und als Kampf gegen die alte Kirche und den alten Staat erschien, war das Princip der Autonomie des Subjects, das Cartesius wissenschaftlich fixirte, wodurch seine Philosophie von welthistorischer Bedeutung geworden ist." Der Geist persönlicher Selbständigkeit, das: „Ich denke, also bin ich," die Vernunft als Richterin über das Wahre und Falsche, das voraussetzungslose Forschen gewann den Sieg über die Autorität des Dogmas, so sehr auch Huber noch an die Rechtfertigung desselben dachte, wenn er von der beklagenswerthen, negativen Richtung der neueren Philosophie sprach, die indeß aus denkfauler Sicherheit aufrüttle, daß wir nicht länger morschen und gebrechlichen Stützen vertrauen, sondern den Bau der Wissenschaft auf unzerstörbarer Grundlage aufführen. Nicht minder wirkte das Studium Platon's; mit einer Schrift über dessen Lehre vom persönlichen Gott habilitirte sich Huber 1855 als Docent der Philo-

sophie. Er wies nach, daß die Idee des Guten allerdings das Wesen Gottes ausmache, daß aber Platon das Gute und das Vernünftige identificire, die Vernunft ohne Seele nicht denkbar finde, und darum nicht blos in mythischer, sondern auch in dialektischer Fassung das Göttliche als weltbildende Subjectivität anschaue. Und wenn auch Huber noch nach einigen Jahren in einer Abhandlung über die Willensfreiheit das Theologische allzusehr vor dem Naturwissenschaftlichen zum Ausgangspunkte nahm, er überreichte sie mir mit dem Spruch: „Denken ist Befreien."

Zu dieser Befreiung wirkte die frische Luft mit, die in München wehte, als nach der Berufung von Liebig und Geibel König Max sich mit ihnen persönlich befreundete, als auch Pfeufer, Jolly, Bischoff, Sybel, Riehl und ich an der Universität lehrten und die bereits vorhandenen, liberalen Kräfte damit Stärkung und Ermuthigung fanden, während noch kurz vorher die kirchliche und politische Reaction einige Professoren genöthigt hatte, ihre Vorlesungen einzustellen. Keiner der Neuberufenen war von der ultramontanen Partei mit mehr Erbitterung empfangen worden als ich; 1853. Die Blätter sprachen von Protesten der Bischöfe, ja des akademischen Senats gegen mein Auftreten, und überhäuften den Demagogen, den Atheisten mit einer Fluth von Schmähungen, um die Studenten von mir abzuschrecken. Huber ging „trotzigen Muthes in die Löwenhöhle", wie er selbst äußerte und war am Ende des Jahres mein Freund geworden. Trat doch auch in Döllinger nun von Tag zu Tag der unbefangene Historiker vor dem Dogmatiker, der wahrheitseifrige Gelehrte vor dem Gegner des Protestantenthums hervor, und ging Stadlbaur nicht mit der ultramontanen Partei. Von diesem, von Thiersch und dem Orientalisten M. J. Müller wurden die hervorragendsten der jungen Theologen, Huber und Meßmer, ermuthigt, sich an der Universität zu habilitiren. Meßmer that es als Theologe für christliche Archäologie und Kunst; später kam er als Professor an die philosophische Facultät, welcher sich Huber von Anfang an zuwandte. Ich besprach mit ihm die Sache; er solle die theologischen Examina machen, aber keine Weihen nehmen; die würden ihn als philosophischen Docenten in Conflict bringen; sollte er als solcher nicht den erwarteten Erfolg haben, dann könne er immer noch Dogmatiker werden. Indeß sein Erfolg als Kathederredner und seine schriftstellerischen Leistungen waren so bedeutend, daß er bald zum außerordentlichen und ordentlichen Professor ernannt wurde (1859 und 1864).

Nahmen ihn zunächst auch seine Vorlesungen über Logik und Psychologie, Rechts- und Religionsphilosophie, Geschichte der Philosophie in Anspruch, so hatte er doch ein wissenschaftliches Werk im Auge, das ihm zugleich den Ruf des Gelehrten sichern sollte und er wählte daher gern jenen Denker, der zur Karolingerzeit wie Karl der Große im Reich des Geistes dasteht, noch freier wie die mittelalterlichen Scholastiker, über ihre Gegensätze erhaben und zugleich der Vorläufer der mystischen Richtung, Scotus Erigena. Wie die Wahrheit des Pantheismus die Einheit alles Lebens, das der Welt

einwohnende Göttliche, zu versöhnen sei mit dem Deismus, der die göttliche und menschliche Persönlichkeit, die sittliche Freiheit mit gleichem Rechte betont, dies Problem der Gegenwart war auch von Huber mit weltoffenem Sinn und religiösem Gemüth ergriffen worden; in Scotus Erigena stand ihm einer der Erzväter einer speculativen und zugleich christlichen Philosophie gegenüber, und es gelang ihm die erste congeniale und unübertroffene Darstellung desselben. Wenn der Standpunkt der Scholastik vornehmlich ein Dualismus von Gott und Welt ist, die Mystik aber den Geist in die Anschauung Gottes versenkt und sich mit ihm eins fühlt und weiß, so betrachtet Scotus Erigena das ewig Eine, wie es sich zur Vielheit entfaltet und wieder zu sich zurückkehrt, wie es in der Welt sich offenbart und wie der Geist sich in seinem Urquell wiederfindet. Huber zeichnet sein eignes Ziel, das er auf der Grundlage des empirischen Wissens unsrer Tage und in der Religion zu erreichen hoffte, wenn er die Betrachtung Erigena's schließt: „Für ihn ist die Philosophie, was sie für Platon war, eine Auferstehung aus der Nacht des Irdischen in den Tag der Wahrheit, eine Himmelfahrt des Geistes." „Wie jede Philosophie, die die Welt begreift, in diesem Erkennen auch mit dem Anerkennen ihrer Ordnung endigt, sodaß nicht nur das Denken, sondern auch das Gemüth seine Versöhnung mit ihr feiert, so finden wir es auch bei Erigena. Alle Schatten des Daseins, alle Mißklänge des Lebens werden ihm zu dienenden Momenten in dem herrlichen Bilde und in der entzückenden Symphonie des Universums, in deren Erfassung der Geist sich von allem Schmerze der Endlichkeit befreit und sich selbst in ihre Harmonie selig aufgenommen fühlt."

Jenes Werk erschien 1861. Huber sagt in der Vorrede, man habe ihm vorgeworfen, daß er Erigena's Vermittlung der Transscendenz mit der Immanenz Gottes wieder aufleben machen wolle, wie das die neue Philosophie in pantheistischen oder semipantheistischen Lehren anstrebe. „Wie jeder Leser meines Buches sich überzeugen wird, so trifft mich dieser Vorwurf, denn ich bekenne mich in der That zu jener Richtung in der Philosophie, die die Welt für ein Moment des göttlichen Lebens erklärt, die Gottheit aber selbst in der Form übergreifender Subjectivität, d. h. als absolute Persönlichkeit erkennt. Ein Vorläufer dieses Standpunktes ist allerdings Erigena; aber ein solches Zusammentreffen mit einem alten Autor ist nicht mit einem Zurückgehen auf denselben identisch, denn wenn nach einem tausendjährigen Zwischenraum der eindringendsten Geistesarbeit dieselben Ideen abermals aufleben, so sind sie im Fortgange der geistigen Entwicklung selber gewachsen und damit auch in mancher Hinsicht anders geworden. Von dem gegenwärtigen Höhepunkte philosophischer Erkenntniß einfach auf die Ideen eines mittelalterlichen Denkers zurückzugehen, wäre in der That ein Rückschritt und hieße im Mannesalter wieder in die Kinderschuhe eintreten wollen. Aber jeder philosophische Betrachter der Geschichte weiß um die Entwicklung des Geistes in der Menschheit, wonach die Nachkommen von der Vorwelt die

Keime ihrer eigenen Ideen empfangen. Auf solche Weise erneuern wir jeden Philosophen in uns, der lebendige und damit unsterbliche Gedanken in die Welt gebracht hat; aber wir wiederholen ihn nicht blos, sondern er wächst in uns zu einer größeren Reife und reicheren Fülle der Anschauungen." Huber hätte noch einen Schritt weiter gehen und an das Wort Rahels erinnern sollen: „Man lernt nur, was man schon weiß!" Erst wenn wir eine Idee selber gedacht haben, verstehen und finden wir sie bei anderen. Als mir jener Gedanke von der Ueberwindung des Pantheismus und Deismus in einer tieferen und höheren Gottes- und Weltidee aufgegangen war, da verstand ich Giordano Bruno und Jakob Böhme in diesem Sinne, der Streit, ob sie Pantheisten oder Deisten gewesen, erschien mir müßig, sie waren eben beides und keines, vielmehr ein besseres Drittes; so hab' ich sie 1846 in der „philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit" dargestellt.

Wenn aber Huber in die Kinderschuhe der Scholastik nicht wieder treten wollte, so verlangten das gerade die Römlinge, die auf den Thomas von Aquin schwören, und unserm Freunde als einem Abtrünnigen nun Streit bereiteten. Er hatte nach den Quellen Erigena's forschend, eingehende Studien in der neuplatonischen wie in der altchristlichen Literatur gemacht, und sandte schon 1859 seinem erwähnten Werke „die Philosophie der Kirchenväter" als Einleitung voraus. In der Widmung an seine Jugendfreunde sprach er von den Mißverständnissen, die eingetreten seien, als er den Weg freien Denkens eingeschlagen, und setzte hinzu: „Mir war bewußt, daß wir an derselben Aufgabe arbeiteten, an dem Sieg des Geistes und der Idee über den praktischen und theoretischen Materialismus der Zeit, und so konnte ich Euch stets über den Gegensatz hierüber die Hand reichen." In der Darstellung der Kirchenväter zeigte es sich, wie viel selbstständiger, mannigfaltiger, geistvoller ihre Ansichten über Gott, Menschheit, Christus sind als die Lehrsätze, welche die Dogmatik fixirt hat. Das Buch war klar und anziehend geschrieben, so dünkte es dem erstarrten Pfaffenthum gefährlich, und es kam alsbald auf den römischen Index der verbotenen Bücher. Das schien nicht ganz gleichgiltig in einem Lande und an einer Universität, auf welche die Bischöfe seither Einfluß geübt, und welche als katholisch gelten sollte; der Erzbischof Scherr mahnte den jungen Philosophen, daß er der Censur sich laudabiliter unterwerfe, aber der vermied es, den hingehaltenen Ring zu küssen und behauptete das Recht seiner Ueberzeugung. Daß seine und Frohschammer's Absetzung in der Absicht des Münchner Ordinariates gelegen, hat Professor Friedrich uns versichert. Es setzte dies nicht durch, lähmte aber Hubers Lehrthätigkeit durch das Verbot an die Theologen, an die Gläubigen, die Vorlesungen desselben zu besuchen. Von anderer Seite ward Hubers religiöser Sinn als hinter der Zeit zurückgeblieben, als überwundener Standpunkt behandelt. Im Jahre 1863 hatten Döllinger und Haneberg eine Versammlung katholischer Gelehrten nach München berufen; Kirchlichkeit und Wissenschaft sollten verbündet werden oder bleiben. Rom schüttelte den Kopf dazu,

und schien zu ahnen, daß man sich auch gegen den Vatican wenden könne, wenn man einmal die Vernunft als Vertheidigerin der Dogmen annehme. Der Congreß suchte das Verhältniß der Vernunft und Forschung zur Autorität zu bestimmen; er erklärte es für Gewissenspflicht, bei der Entwicklung der Wissenschaft die geoffenbarte Wahrheit im Auge zu haben; Knoodt meinte, daß die Wissenschaft zwar auch eine Autorität sei, aber eine fehlbare, die sich der unfehlbaren Kirche unterzuordnen habe. Da bekannte Huber, daß er auf der linken Seite der Versammlung stehe und forderte einen positiven Ausspruch zu Gunsten der Freiheit. Er blieb mit Friedrich die kleine Minorität gegen achtzig Andre! Bei solch offnem Bruch mit dem Ultramontanismus war es ein Zeugniß der hohen Achtung vor Hubers Persönlichkeit und wissenschaftlicher Tüchtigkeit, wenn er berufen ward, den Söhnen des Prinzen Luitpold und selbst dem König Ludwig II. nach dessen Thronbesteigung philosophische Vorträge zu halten. Bis zu seinem Ende hat der naturwissenschaftlich gebildete Herzog Karl Theodor viel mit ihm verkehrt.

Hatte der eigne Kampf zwischen Autorität und Freiheit, und die Lösung, die er für sich gewann, unsern Freund zur Darstellung der Kirchenväter und Erigena's geführt, so ergänzte er sie durch Vorträge über die religiöse Aufklärung die 1867 in seinen Studien abgedruckt wurden. Während des begonnenen Streites aber mit der Hierarchie sah er längere Zeit muthig dem Tod in's Auge. „Wenn die Ungunst des Geschickes mich nicht vor der Zeit zerbricht," hatte er die Widmung des Buchs über die Kirchenväter geschlossen, „dann hoffe ich auf meinem Wege Ergebnisse zu erlangen, die für die große geistige Noth der Gegenwart nicht ganz nutzlos sind." Es bezog sich darauf, daß er schon als Knabe in Folge einer Erkältung leidend gewesen, und daß eine solche auf einer Gebirgsreise der Studentenzeit zu einem Gelenkrheumatismus geführt, der das Herz in Mitleidenschaft gezogen. Schon damals hatte die Mutter, als er einen neuen Rock begehrte, seufzend gefragt, ob er den noch tragen werde, jetzt, als es sich um seine Professur handelte, bat Karl Pfeufer mit der Verleihung nicht zu säumen, da er als Arzt kaum hoffe, daß Huber sich derselben lange erfreuen werde. Ein anderer College mahnte ihn daran, daß er sich als Todescandidaten betrachten müsse. Eine Wassercur bei Dr. Curtius brachte das Uebel zum Stehen, und er fand in einer Tochter desselben die Gattin, die ihn verstand und ihm und drei Kindern ein glückliches Heim bereitete. In solcher Stimmung, wo Tod und Liebe ihm nahe getreten, schrieb er „die Idee der Unsterblichkeit," die zum erstenmal 1864 erschien, und rasch mehrere Auflagen erlebte. In anmuthiger Darstellung legt er die Zukunftshoffnung der Menschheit mit den Worten ihrer Dichter und Denker dar, und gründet seine eigenen sinnigen Betrachtungen auf das Wesen der Natur und des Geistes. Ich setze eine Stelle hierher, die den Ton des Ganzen angeben mag: „Wäre die Natur niemals mit dem Geist in Widerspruch getreten, wäre der Mensch nie aus der glücklichen Heimath seiner Kindheit, von der die Sagen erzählen und die Dichter träumen, vertrieben

worden, wir hätten nicht die großen Errungenschaften zu bewundern, welche die Ehre und der Reichthum der Menschen sind. Nun aber stellt sie, statt eines Stilllebens ohne Ernst und Tiefe, in allen ihren Wandlungen und Conflicten doch nur einen Triumphzug des Geistes dar. Statt des Idylls eine gewaltige Tragödie, in welcher jener im Kampf mit dem Schicksal nur sein eigenes ideales Selbst weckt und erobert. Für diese ethische Ansicht der Dinge gibt es kein Verhängniß und keinen blinden Zufall mehr, denn alles dieses gestaltet der Geist zu einem sinnvollen Moment in seiner Entwicklung. Und nirgends mehr scheint es ihm in der Ordnung der Welt auf seinen Tod und Untergang, im Gegentheil auf sein inneres, höheres Leben und Wachsthum angelegt. Wenn ihm irgend etwas Frieden und Freiheit zu verleihen im Stande ist, so ist es diese Betrachtung, welche zugleich von der ästhetischen Auffassung des Lebens gefordert wird; denn es ist ein Gesetz der Tragödie, daß in ihr der Geist über dem Untergange seines äußeren Daseins, zur vollen Behauptung und Erhöhung seines innern eigensten Wesens gelange."

Die nächste Schrift Huber's heißt: Der Proletarier. Drei Vorlesungen zur Orientirung in der socialen Frage 1865. Diese hat ihn seitdem stets beschäftigt; in seinen kleinen Schriften vom Jahre 1871 sind die Abhandlungen über Communismus und über die Nachtseiten von London wieder abgedruckt; ein halbes Jahr vor seinem Tode begann er in der „Allgemeinen Zeitung" eine Reihe von Artikeln über die Nothstände der Menschheit in alter und neuer Zeit und über die Theorien und Versuche zur Heilung derselben; es kamen die Attentate und das Socialistengesetz, und hier und da erschrak man über die Schärfe und Kühnheit der Darstellung, sodaß dieselbe leider vertagt wurde. Professor Friedrich sagte in der Grabrede: „Huber's Abstammung und sein Ringen um eine Existenz, das in der That ein harter Kampf ums Dasein war, ließen es nicht zu, daß die Bücher seine Welt wurden. Er schämte sich auch seiner Jugendzeit nicht, sondern war stolz, ein Sohn aus dem Volke zu sein, wie er sich gern nannte, ja er rechnete sich als Arbeiter zum Arbeiterstande. Daher entsprang wohl auch sein außerordentliches Mitgefühl für die Nothleidenden und Armen, und wurde er ein bitterer Tadler jener Reichen, welche ihren Reichthum nur zu verprassen oder zur Ausbeutung der Schwachen zu mißbrauchen wissen, oder denen Hochmuth nur Verachtung der Minderbegüterten einflößt. Unauslöschlich standen die Eindrücke in seiner Seele, welche er auf seinen Reisen in Frankreich und Italien, vornehmlich auf der nach England, zu London in den Hütten der Armuth und des Elendes empfangen, durch die er sich von einigen Polizeibeamten geleiten ließ. Ich weiß, wie man ihn damals wegen seiner Vorträge über die sociale Frage als Schwarzseher verlachte; aber er hat das Verdienst, wenn auch als Rufer in der Wüste, schon zu einer Zeit auf die der Gesellschaft drohende Gefahr hingewiesen zu haben, als noch die meisten ahnungslos sich in vollster Sicherheit wiegten."

Huber forderte das Zusammenwirken von Selbsthilfe und Staatshilfe in Bezug auf die besitzlosen Arbeiter und ihre Association; ihn bekümmerte es, wie sie mehr und mehr eine Beute der irreligiösen materialistischen Lehren wurden; das Leben war ihm ja eine sittliche Aufgabe; er schloß jene Erstlingsschrift auf diesem Gebiete mit den wohlerwogenen Worten: „In der ethischen Lebensauffassung allein liegt eine die Welt überwindende Kraft der Resignation, ohne die wir auch in den glücklichsten Verhältnissen nicht zu bestehen vermögen. Darum ist es nicht gleichgiltig, ob eine solche sich der Gesellschaft und vor allem der gedrückten Classen bemächtigt, oder ob das Gegentheil von ihr zur allgemeinen Ueberzeugung wird. Es ist nicht gleichgiltig, ob jede Verzichtleistung auf sinnlichen Genuß als reiner Verlust erscheint, oder als ein ethischer Gewinn benutzt und betrachtet werden kann. Proletarier hat es zu allen Zeiten der christlichen Welt gegeben, aber sie haben ihr Schicksal weniger drückend empfunden, weil sie in dasselbe eine ethische Bedeutung hineinzulegen vermochten. Wird im Menschen hingegen nichts anderes erkannt als die letzte und höchste Stufe in der Entwicklung der thierischen Organisationen, wie kann man ihm noch einen Act sittlicher Freiheit gegenüber dem Naturtriebe zumuthen, da ihm mit jener Annahme zugleich die Möglichkeit hierzu abgesprochen wird? Es wird für die physische Wohlfahrt schlecht gesorgt, wenn die sittliche Quelle des Glückes verschüttet wird; denn aus ihr vor allem geht jene hervor. Indem man die idealen Fundamente der Gesellschaft untergräbt und die Begierde, für unwiderstehlich sie erklärend, entfesselt, wird nur der allgemeine Einsturz vorbereitet. Die Aufrechthaltung der ethischen und idealen Weltanschauung ist demnach eine dringende Nothwendigkeit, und indem die Philosophie die Vertretung derselben unternimmt und ihre Wahrheiten gegen die aus einer dürftigen Empirie entnommenen Angriffe vertheidigt, ist ihre Mission für die Lösung der großen Frage des Lebens auch in der Gegenwart nicht verkürzt, und wird ihre Sache eine gemeinsame sein mit der des Christenthums, das mit dem Gesetze der Liebe die Schöpfung einen moralischen Werth zu verwirklichen sucht."

Aber die officiellen Repräsentanten des Christenthums standen ja im Widerspruch mit den Männern, die von der Wissenschaft aus diese sittliche Weltordnung im Volksbewußtsein aufgerichtet oder aufrecht zu halten strebten neue Dogmen zu schmieden als Geistesfesseln war ihr Trachten, und bald sollte Huber in einen langen Streit mit ihnen verwickelt werden. Voran ging wie ein Vorpostengefecht ein offener Briefwechsel mit Professor Stöckl in Münster, der Huber's Erigenabuch als eine Frucht der liberalen Münchner Schule angegriffen hatte; Huber konnte demselben handgreifliche Plagiate nachweisen, als er gegen die Erneuung der mittelalterlichen Scholastik die Stimme erhob. Dabei war ihm die mächtige Bewegung willkommen, als das Jahr 1866 die deutsche Frage in Fluß brachte, so schlimm es war, daß zunächst Nord- und Süddeutschland gegen einander in Waffen standen. Er schrieb in der Vorrede zu seinen „Studien": „Trauriger als die Wehen, in

denen eine neue Zeit geboren wird, sind die Perioden der Stagnation zu durchleben, in denen der Muth und die Hoffnung des Bessern geschwunden scheinen und das Gegenwärtige wie ein unvermeidliches Verhängniß ertragen wird. Wer den Frühling will, der muß die Stürme nicht scheuen, welche die Ketten des Winters zersprengen." Es ist selbstverständlich, daß die Jahre 1870 und 1871 als die Erfüllung der Sehnsucht nach dem geeinten Vaterland und seiner Entwicklung freudig begrüßt wurden. Wir vereinten uns im Winter, während das Heer noch in Frankreich stand, mit mehreren Patrioten, um in München durch eine Reihe öffentlicher Vorträge die große Epoche und ihre Aufgabe zu erklären; Huber sprach begeisterte Worte über das Verhältniß der Philosophie zur nationalen Erhebung. Doch lag sein thatkräftiges Wirken nicht auf dem politischen, sondern auf dem kirchlichen Gebiet.

Pius IX. von den Jesuiten beeinflußt, plante ein allgemeines Concil, und es ward in den ultramontanen Blättern selbst verkündet, daß der Syllabus, diese Sammlung päpstlicher Aussprüche gegen die Freiheit im Leben und Erkennen, sowie die päpstliche Unfehlbarkeit selbst zur allgemein giltigen Glaubenssatzung erhoben werden soll. Dagegen empörte sich das deutsche Gewissen wie der wissenschaftliche Sinn in Männern wie Döllinger, Friedrich, Huber. Sie wußten, daß, wenn das Concil gesprochen habe, alsdann das Gefüge der Hierarchie viel zu starr und fest, der Gehorsam des Klerus viel zu blind sei, als daß noch auf entscheidenden Widerstand gerechnet werden könne. So sollte vorgebeugt werden; vor allem, die deutschen Bischöfe wie die öffentliche Meinung sollten zum Widerspruch gegen die Pläne der Römlinge gerüstet werden; Vorstand, nicht Alleinherrscher sei der Papst; vom Standpunkte der Apostel schien bereits das Papstthum, wie es geworden, ein entstellender, krankhafter, athembeklemmender Auswuchs am Organismus der Kirche; wer das Wohl derselben wolle, der müsse eine durchgreifende Reformation fordern, welche sie mit den Principien der politischen, intellectuellen und religiösen Freiheit in Einklang setze, wie solche aus dem Geist und Buchstaben des Evangeliums zu schöpfen seien, statt durch die Unfehlbarkeitslehre das System der Geistesknechtschaft zu besiegen. In diesem Sinne erschienen einige Aufsätze über das bevorstehende Concil in der „Augsburger allgemeinen Zeitung", die durch die Gediegenheit des Inhalts, wie durch die maßvolle Darstellung vielfaches Aufsehen erregten; man verlangte den besondern Abdruck, statt dessen traten sie in einer Erweiterung an's Licht, welche an der Hand der Geschichte mit staunenswerther Gelehrsamkeit darlegte, wie die päpstliche Unfehlbarkeitslehre im Widerspruch mit der Bibel, mit älteren Concilsbeschlüssen stehe, wie sie keineswegs immer und überall geglaubt worden sei noch werde, und darum trotz aller Fälschungen und Intriguen, durch die seit Jahrhunderten sie vorbereitet oder verbreitet werde, doch niemals Dogma werden könne. Das Buch hieß bekanntlich: Der Papst und das Concil von Janus. Ein Münchner Witzblatt zeichnete diesen Janus mit dem doppelten

Angesicht, dem älteren, das in die Vergangenheit, dem jüngeren, das in die Zukunft blickte, jenes mit Döllingers, dieses mit Hubers Zügen.

Während des Concils entfaltete Huber eine rastlose journalistische Thätigkeit. Er rief die „Stimmen aus der katholischen Kirche," eine Reihe von Flugschriften in's Leben, und schrieb dafür über Papstthum und Staat, über die Freiheiten der französischen Kirche. Er beförderte die berühmten Concilsbriefe an die „Allgemeine Zeitung", die scheinbar von Rom aus den Römlingen zum Trutz fortlaufend veröffentlicht wurden. Vergeblich, daß die päpstliche Polizei heute einen Gelehrten, morgen einen Journalisten auswies und die Post überwachte. Auf den mannigfachsten Wegen floß durch Geistliche und Laien, durch Deutsche, Engländer, Franzosen, durch Männer und Frauen das Material in München zusammen, wo es combinirt, gesichtet und besprochen ward; Huber's Feder war dabei so rasch wie unermüdlich. Da geschah das Unerwartete. Die meisten deutschen Bischöfe protestirten, verließen aber Rom vor der Abstimmung, und unterwarfen sich dann nicht blos, sondern forderten auch die Anerkennung des unfehlbaren Papstes von ihrem Klerus. Wir haben im Krieg mit Frankreich viel Glück gehabt, vielleicht ein noch größeres Glück darin, daß die Einigung Deutschlands nicht durch eine Revolution, sondern im Verein von den Fürsten und dem Volke vollzogen und der Kaiser zu Versailles ausgerufen ward; noch ehe die Schwindelperiode darauf folgte und eine Nemesis wachrief, sprachen wir vom Ring des Polykrates; — mich wollte es bedünken, der sei der deutsche Bischofsring gewesen: diese Verleugnung des deutschen Geistes, diese Selbstverknechtigung des Klerus gerade zur Zeit, wo das Reich siegreich neu aufgerichtet ward!

Huber und seine theologischen Freunde unterwarfen sich nicht; sie retteten ihre und die nationale Ehre, so viel an ihnen war. Er entwickelte jetzt in heiligem Zorn und in ernster Sache ein Agitations- und Organisationstalent, das er seither wohl in Universitätsangelegenheiten oder als Leiter und Gründer einer heitern Gesellschaft Aula gezeigt, wo Männer der Wissenschaft und Kunst mit ihren Familien sich zwanglos zusammenfinden; da bewahrte er auch in trüben Stunden seinen Humor, wie sein poetisches Talent in launigen Preisgedichten an Universitätsfesten hervortrat. Jetzt war es, wie Friedrich bestätigt, ihm zu danken, daß die Opposition gegen das Concil nicht auf eine literarische Fehde beschränkt blieb, sondern in das öffentliche Leben hinübertrat. Er berief eine Versammlung angesehener Männer aus allen Kreisen, und legte mit feuriger Rede ihr eine Erklärung vor, die als die Münchner Museumsadresse nach dem Ort der Unterzeichnung bekannt geworden und den Anstoß zur Gründung der altkatholischen Gemeinde gab. An den König gerichtet erbat sie das Verbot, die neue Lehre in den öffentlichen Bildungsanstalten zu verbreiten, erbat sie Abwehr ihrer gefährlichen Folgen und eine neue gesetzliche Regelung der Verhältnisse von Staat und Kirche. Als der Erzbischof von München nun in einem Hirtenbrief gegen Huber sich vernehmen ließ, antwortete dieser mit einer an Lessing erinnernden Schneidig-

keit. Er antwortete weiter damit, daß auf seinen Betrieb der Altkatholikencongreß in München zusammentrat. Und er besuchte nicht blos als stets gefeierter Redner die folgenden Congresse, er hielt auch regelmäßige Monatsversammlungen der Altkatholiken in München, in denen er die socialen, politischen und religiösen Fragen der Zeit besprach und mit seinen Freunden zur Erörterung brachte. Wohl sah er mit Schmerz, wie alle Begabung und aller Eifer des Einzelnen von der Strömung des öffentlichen Geistes getragen sein müsse, wenn sie Erfolg haben solle; — der Stein im Sumpf macht keine Ringe, hat einmal Goethe bitter gesagt; wohl fühlte er das Halbe, das darin lag, nur gegen ein neues Dogma zu protestiren und so vieles unglaublich gewordene Andere bestehen zu lassen; er hatte von Anfang an den Fortschritt der Bewegung geglaubt, die zu einer zweiten, der Bildung der Gegenwart entsprechenden und sie mit dem Christenthum versöhnenden Reformation in Deutschland geführt werden sollte; aber wie gering auch der äußere Erfolg war, er hielt treulich aus bei der einmal erhobenen Fahne, und hat sie unversehrt bewahrt, bis sie aus der Hand des Sterbenden sank. Als Mann der Wissenschaft schrieb er das Buch: Der Jesuitenorden nach Verfassung, Doctrin, Wissenschaft und Geschichte, — das Beste was wir über diesen Gegenstand haben. Es beruht auf gründlichen Quellenstudien, hebt neben dem dunklen Schatten auch die Lichtseiten des Ordens hervor, und würdigt ihn im historischen Zusammenhang unbefangenen Muthes. Eine französische Uebersetzung hat rasch vier Auflagen erlebt. Bismarck dankte dem Verfasser für seine verdienstvolle Förderung der guten Sache, und nannte die deutsche Wissenschaft die mächtige Bundesgenossin der Reichsregierung im Kampf für Frieden und Glaubensfreiheit gegen hierarchische Anmaßung. Huber's altkatholische Genossen wünschten 1875 seine Wahl in die bayrische Kammer, aber am Tage der Entscheidung wollte er sich der Parteischablone nicht fügen, zum voraus sich an Clubbeschlüsse nicht binden, und darum blieb er in der Minderheit. So war der philosophische Katheder der Universität und Militairakademie auch fernerhin seine Tribüne, und den Drang nach größerer Oeffentlichkeit mußte die Presse befriedigen; so schmerzlich es ihm anfangs fiel, es war besser so; in einer Kammer wie die gegenwärtige würde er wenig erreicht haben, nicht einmal Befriedigung des Ehrgeizes.

Neben der Thätigkeit im Gebiete des Altkatholicismus, die dem Kampf gegen die Hierarchie und der Vertheidigung der Geistesfreiheit gewidmet war, richtet sich die schriftstellerische Wirksamkeit Huber's gerade wie zur Ergänzung vornehmlich gegen den theoretischen und praktischen Materialismus, gegen die Dogmatik des Unglaubens und die Leugnung der sittlichen Welt, wie solche in unseren Tagen aus dem Salon in die Kneipe hinabgestiegen ist, bei der Halbbildung seelenverwüstend wirkt und bereits zu frevelhaften Unternehmungen ausgeschlagen ist, die das Publikum, das über Schwarzseherei die Achseln zuckte, denn doch aus seiner Gleichgiltigkeit aufschreckten und nachdenklich machten. In der Regel waren es größere Aufsätze in der Beilage der „Allgemeinen

Zeitung", die dann Huber zu Flugschriften erweiterte. So 1871 über die Lehre Darwins, wo er die Idee der aufsteigenden Lebensentwicklung freudig annahm, aber auch nachwies, wie der Uebergang aus einer Thierart in die andere keine beobachtete Thatsache sei und nicht durch die natürliche Zuchtwahl und den Kampf um's Dasein allein erklärt werden könne, sondern innere Anlagen und Bildungsgesetze verlange, die wiederum über den Stoff und die blindwirkenden Kräfte hinaus auf eine weltdurchwaltende Vernunft und auf Ideen hinweisen. Das Jahr 1875 brachte eine Beleuchtung von Häckels natürlicher Schöpfungsgeschichte, besonders um den Unterschied von Thier und Mensch nicht verwischen zu lassen. Der alte und der neue Glaube von Strauß und E. v. Hartmann's Selbstzersetzung des Christenthums führten 1873 und 1875 zu Erörterungen über die Religion mit den „Gebildeten unter ihren Verächtern", wie wir in der Erinnerung an Schleiermacher sagen können. Gerade weil Huber die großen Verdienste von Strauß als theologischem Kritiker wie als Biograph von Hutten anerkannte und dessen Darstellungsweise bewunderte, that es ihm weh, daß derselbe in seinem letzten Buch von der philosophisch so viel höheren und tieferen Auffassung der Dinge zu Flach- und Plattheiten auf dem Gebiete der Natur und Geschichte herabgesunken war, die bei dem wohlverdienten Ansehen des Verfassers nun von den seichtesten Köpfen als moderne Weisheit weitergetragen wurden. Schon in seinen „Studien" hatte Huber dargethan, wie in Christus das Idealbild des Menschen in seinem Verhältniß zu Gott realisirt sei, wie er als sittlicher und religiöser Genius die Einigung des menschlichen Wesens mit dem göttlichen lebendig darstelle.

Wieder auf Seite der Naturwissenschaft standen zwei Schriften: Die Forschung nach der Materie (1877) und die Philosophie der Astronomie (1875); diese ein Blick auf das Weltganze und seine Entwicklung im Anschluß an die neueren Entdeckungen und Theorien, jene ein Blick in das Innere, die Atome, die als wirkende Kräfte die Materien hervorbringen, und von Huber mit Zöllner und Häckel als strebend und empfindend angenommen werden. Das Objective, das Handgreifliche, Stoffliche, Massige ergibt sich als das Phänomen der Bewegung und Wechselwirkung von aufeinanderbezogenen Kräften: „indem Hülle um Hülle vor dem innersten Kern des Universums sinkt, erweist sich der Schein der Materie nur als der Schleier der Isis, hinter welchem der absolute Geist als der alles Bedingende und Allgegenwärtige offenbar wird."

Die Art und Weise wie in einigen neueren Schriften den sittlichen Ideen Hohn gesprochen, der Unterschied von Gut und Böse, die Freiheit verleugnet und die Selbst- und Genußsucht gepredigt ward, veranlaßte Huber zu einer Darstellung der sittlichen Welt mit Bezug auf die größten Dichter und Denker des Alterthums wie der christlichen Zeit in einer Erörterung der ethischen Frage (1875). 1876 wog er Recht und Unrecht des Pessimismus gegeneinander ab, und zeigte, wie gerade die Noth und der Schmerz des

natürlichen, sinnlichen Lebens uns zur Erhebung in das geistige, sittliche, in die Freiheit und den Frieden des Ideenreichs leiten.

Die Schrift über das Gedächtniß (1878) sollte mit einer andern über den Traum und mit der in diesen Blättern veröffentlichten Abhandlung über die Erscheinungen und Theorien des Spiritualismus einen Band psychologischer Betrachtungen bilden, dann wollte Huber daran gehen, die Grundzüge eines Systems der Philosophie zu entwerfen, für das all diese Einzeluntersuchungen wieder Bausteine geliefert hätten. Für das Gedächtniß reichen, wie er darthut, die Spuren und Residuen früherer Wahrnehmungen im Gehirn nicht aus; denn wenn Eindrücke wiederkehren, wenn wir uns an Vorstellungen erinnern, so muß die Subjectivität im Act des Wiedererkennens aus sich das Wissen erzeugen, daß diese Vorstellung ihr schon einmal gegeben war. „Nicht eine objective Gehirnspur kann wissen und urtheilen; das kann nur die Subjectivität, darum ist die Erinnerung ihre That.“ Aus dem Aufsatz über moderne Magie werden die Leser ersehen, wie vorurtheilsfrei und unbefangen Huber den Dingen nicht aus dem Wege, sondern entgegen ging, fern von Köhlerglauben und Köhlerunglauben, stets um Erkenntniß der Wahrheit bemüht.

Er klagte mir, daß ihm dieser Aufsatz, den er im Laufe des Winters schrieb, ungewöhnlich schwer falle. Sein Arzt mahnte zur Ruhe; er sollte die Vorlesungen einstellen; er unterbrach sie kurze Zeit, um sie dann mit dem Aufgebot der letzten Kraft zu Ende zu führen. Nun verließ er einige Tage lang sein Zimmer nicht mehr, und wie er am Abend des 19. März sanft entschlummert war, stand das Herz still; es war übergroß geworden, die Klappen schlossen nicht mehr. „Wie wenn er eben glücklich am Schlusse eines Gedankenganges angekommen wäre, so ruhig vor sich hinblickend lag er da,“ als die Seinen, die Freunde nach Tagesanbruch an sein Bett traten. Er hat einen guten Kampf gekämpft, ein Mann mehr des Lebens als der Schule, der sich von der äußeren Autorität befreite und der inneren Autorität des sittlichen Selbstbewußtseins, der Vernunft und des Gewissens unverbrüchliche Treue hielt.

Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur.

Von

Ludwig Geiger.

— Berlin. —

Auf einer der letzten Berliner Kunstausstellungen wurde meine Aufmerksamkeit durch ein Bild erregt, das Gustav Adolf's Landung an der pommerschen Küste darstellte. Denn was die Kritik auch sagen mag, um der That des schwedischen Heldenkönigs ihren idealen Schimmer zu nehmen, und seinen Zug nach Deutschland als einen Act politischer Berechnung zu erklären, man wird nicht aufhören, in ihm den Märtyrer zu sehen, wird sich ihn gern vorstellen als einen frommen Helden, der beim Betreten des Landes, das ihm ein heiliges dünkt, das Kniee beugt und das Haupt entblößt, in dem Gedanken, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun. So zeigt sich ein freundlicher Strahl aus dem Dunkel jener dreißigjährigen Leidenszeit; bietet die ganze Epoche ein gleich erfreuliches Bild?

Der dreißigjährige Krieg bringt eine Periode zum Schluß und beginnt eine andere. Noch einmal ringen in fürchterlichem Kampfe zwei Paare gewaltiger Gegner mit einander: Protestantismus und Katholicismus heißt das eine, Fürsten- und Kaisermacht das andere, jenes, das schon manchmal auf Tod und Leben gestritten, vereinigt sich dahin, von nun an äußerlich verträglich nebeneinander zu leben, dieses, das bisher dem Kaiser die Gewalt überlassen, entschließt sich, die Fürsten als fast ebenbürtig anzuerkennen. Bis es zu diesem Resultate gelangt, gleicht Deutschland dreißig Jahre lang einem wilderregten Meere, das unter seinen hochgethürmten Wogen Leichenhaufen begräbt und die stolzesten Schiffe in erbärmliche Trümmer verwandelt.

Kann ein Krieg, der solche Wirkungen hervorruft, eine Literatur erzeugen, kann er die Fortexistenz einer bestehenden gestatten? Man sollte meinen, daß das alte Wort: Inter arma silent musae, wenn es überhaupt richtig

ist, ganz besonders für diesen Krieg paßt, daß er, der die Cultur des Bodens auf Jahrzehnte vernichtete, auch die Pflege des Geistes hemmte und störte. Doch dies ist nicht der Fall: die geschichtliche Entwicklung kann nicht gestört, die Literatur kann wol zu minder vernehmlichem Reden, aber nie zu völligem Schweigen gebracht werden. Indessen an mannigfachen Einwirkungen des Krieges fehlt es nicht: der Druck, der auf den Geistern lastet, hindert das freie Aussprechen des Gedankens, das Eindringen der Fremden, besonders der Franzosen, bringt fremde Elemente in das deutsche Geistesleben. Zu diesen Merkmalen der Literaturepoche des dreißigjährigen Krieges kommen andere, welche dem 17. Jahrhundert im Allgemeinen angehören: das einseitige Werthlegen auf die Form, deren kunstvolle oder gekünstelte Gestaltung für die Armuth des Inhalts entschädigen soll, das Hervordrängen des gelehrten Elements, das den frischsprudelnden Quell der Volkspoesie trübt oder durch Gestrüpp und Geröll seine freie Bewegung hemmt.

Trotzdem wir diese Mängel erkennen, werden wir uns hüten müssen, die ganze Zeit zu verdammen. Vielmehr gilt es hier wie bei allen geschichtlichen Ereignissen, das Einzelne zu prüfen und nach einer Erforschung der besonderen Momente ein allgemeines Urtheil zu fällen, nicht aber nach vorgefaßten Meinungen über Personen und ganze Zeiten zu richten.

Daher darf man Martin Opitz (1597—1639) nicht blos als eine literarische Curiosität betrachten, sondern muß versuchen, ihn nach seinen Schöpfungen im Verhältniß zu seiner Zeit zu würdigen.

Opitz' Hauptbedeutung liegt in seiner kleinen Schrift: „Von der deutschen Poeterei", die, wie er selbst sagt, in wenigen Tagen entstanden und, wie wir wissen, mit Zugrundelegung eines Buches von Ronsard gearbeitet ist. In dieser Schrift spricht Opitz drei für den Dichter giltige Grundsätze aus, 1. er müsse sich die Alten zu bestimmten Vorbildern wählen, 2. er müsse nach bestimmten Vorschriften dichten, unter denen die wichtigste, daß er den Silben nach ihrer Betonung einen verschiedenen Werth zu geben habe, 3. er müsse sich der deutschen Sprache bedienen und deutsche Gesinnung in sich und in den Lesern nähren; Grundsätze, welche von ihm und seinen Genossen treu befolgt, eine neue Epoche der deutschen Poesie hervorriefen.

Opitz begnügte sich indeß nicht mit dem Aussprechen von Theorieen, sondern versuchte sich auch in der Praxis, freilich mit geringerem Erfolge. Denn in allen seinen zahlreichen poetischen Werken, lyrischen Gedichten und Dramen, Lehrgedichten und Beschreibungen zeigt er wohl Verstand, aber eine Phantasie, legt er übergroßes Gewicht auf die Form und prunkt mit einer oft übel angebrachten Gelehrsamkeit. Er zeigt nicht selten gewandte Verse und eine Spur von guter Gesinnung, am meisten in den „Trostgedichten in Widerwärtigkeiten des Krieges", wo neben allen historischen und philosophischen Reminiscenzen der gewaltige Gegenstand ihm manch männliches Wort entlockt, aber niemals und nirgends zwingt er uns zu dem Bekenntniß, daß wir einen bedeutenden Dichter vor uns haben.

Opitz hat neben so manchem Anderen, das er in Deutschland schuf oder durch seine Autorität mit einer Bedeutung umkleidete, die es früher nicht besessen und auch nicht verdient hatte, die Gelegenheitsdichtung zu hohen Ehren gebracht. Nicht jene, an welche Goethe denkend, den oft angeführten Satz ausgesprochen, daß jedes gute Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein müsse, dessen Wesen darin besteht, daß der Dichter zur passenden Zeit das passende Wort sage, daß er nur solche Gefühle ausspreche, die wirklich in ihm leben, daß er Vorgänge der Außenwelt nur dann feiere, sobald er innerlich an ihnen betheiligt ist, sondern jene, die dem wahren Poeten immer am schlechtesten gelang, und dem schlechten stets am besten aus der Feder floß, die auf Bestellung oder nach Bezahlung Thaten feierte, die den Versmacher nichts angingen, Persönlichkeiten pries, denen gegenüber er nur in dem Verhältniß eines Nehmers zum Geber stand.

In jenem Jahrhundert nun war der Lobdichter Theilhaber einer Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit: feierte er Viele im Liede, so wurde er selbstverständlich bei passenden Gelegenheiten gleichfalls angesungen; Opitz, der am kräftigsten Lobende, war darum auch der am meisten Gelobte. Als er starb, trauerte ganz Deutschland; unter den Dichtern, die ihn lobten, war keiner eifriger, keiner aufrichtiger, als Paul Fleming. In vier Gedichten hat er seinem, Deutschlands, Europas Schmerz um den Verlust Ausdruck gegeben, sich beklagt, daß er in der Fremde ein solches Ereigniß erleben müsse, mit Deutschland getrauert, daß es durch diesen Todesfall aus der Reihe der bestimmenden geistigen Mächte geschwunden sei, Europa bejammert, daß ein Mann geschieden sei, welcher der ganzen Welt Glanz und Ansehen verliehen habe.

Daß Opitz solches Lob nicht verdient, wissen wir; woher kam es, daß Fleming solches spendete? Schlechte Absichten verfolgte er dabei nicht, unüberlegt gehandelt zu haben, kann er nicht beschuldigt werden; sein Lob fließt vielmehr aus derselben Quelle, aus der das Lob Redlichdenkender so mancher Zeiten entströmt; aus dem pflichtgemäßen Beugen vor der Autorität, aus der scheuen Verehrung eines bestimmt erkennbaren, äußerlich sichtbaren Erfolges. Denn in diesem war Opitz Allen überlegen. Was er gefunden hatte — der glückliche Griff einer müßigen Stunde, das schnell gewonnene Resultat einer scharfsinnigen Ueberlegung, das brach sich rasch und überallhin Bahn; es war äußerlich, nothwendig, konnte von dem mittelmäßigsten Kopfe angewendet werden: lauter Bürgschaften für einen ungeheuern Erfolg.

Opitz wurde Schulhaupt, Parteiführer, Jeder wünschte, ihn zu verpflichten und hütete sich wohl, es mit ihm zu verderben; Fleming war ein Mann für sich, wer ihn ignorirte, kam weder in Acht noch in Bann. Und doch wie unendlich hoch steht Fleming über Opitz. Dieser, nach Ehre und Würde geizend, Berühmtheiten aufsuchend in allen Landen, um von ihrem Glanz einen Schimmer für den eigenen Ruhm zu erhaschen; Jener, mit Wenigen bekannt und denen, die er kennt, willig sich unterordnend, nicht

darauf achtend, ob er durch ihren Ruhm dem eigenen Namen Ehre und Vortheil gewinnt. Opitz begiebt sich in Dienstbarkeit, wirft die äußere Freiheit weg, weil ihm die Empfänglichkeit für die innere abgeht, ist Lehrer, Hofdichter, Secretär, Gesandter; immer aber Schmeichler, von der Gunst emporgetragen und von der Ungunst herabgeworfen; Fleming behagt sich nur in der Freiheit und sehnt sich nach einem Berufe, in dem er, von den Hohen unabhängig, der Wissenschaft und ihrer Ausübung leben kann. Fleming fühlt sich nur wohl, wenn er, ganz unähnlich den Meisten seiner Zeit, in gemischter Gesellschaft, zwar im Dienste eines Fürsten, aber entfernt von ihm, ohne den lästigen Zwang der Hofetikette in fremden Ländern umherschweifen kann; Opitz hat wohl die pflichtmäßige Reise unternommen, die ein Jeder machen mußte, der im 17. Jahrhundert auf den Namen eines gebildeten Mannes Anspruch zu erheben trachtete, aber sonst hütet er sich vor Reisen in unbekannte Gegenden ebenso sehr, wie vor dem Umgange mit Menschen ohne Titel und Würden, denn diese mochten für seine Lieder, jene für seinen Namen nicht genügendes Verständniß besitzen oder Anerkennung gewähren. Und weil Opitz überall, wohin er kommt, nur sich sucht, vermag er Menschen und Dinge außer sich nicht recht zu betrachten: seine Beschreibungen von Gegenden, seine Schilderungen des Landlebens sind platt und nüchtern, sie lassen weder den geschilderten Gegenstand gebührend hervortreten, noch die Individualität des Dichters erkennen; bei Fleming gewinnt Alles Leben: wir durchwandern mit ihm Rußland, wir lernen fremde Menschen kennen, und fremde Gewohnheiten, wir sehen das Schiff schaukeln auf unbekannten Gewässern und erleben mit dem Dichter schwere Gefahren. Und wie die Fähigkeit des äußern Darstellers, so war das innere Leben, das Empfinden bei beiden Männern verschieden. Opitz, der heute dieser, morgen jener politischen Partei diente, der, obwohl Protestant, katholische Fürsten verherrlichte und seine eigenen Glaubensgenossen angriff; der, obwohl Deutscher, den König von Frankreich rühmte, vermochte weder eine bestimmte politische noch religiöse Gesinnung zum Ausdruck zu bringen; Fleming blieb, obgleich ihn seine wissenschaftliche Richtung vom Religiösen eher abzog, als zu demselben hintrieb, ein wackerer Protestant, der, ohne streitsüchtig zu werden, seine Gesinnungen vertheidigte, so oft es Noth that und verharrte stets, obgleich er meist im Auslande lebte, in seiner innigen Liebe zum Vaterlande. Beide haben von Liebe gesungen; aber wie weit steht der, der nur von Liebe spricht, hinter dem zurück, der Liebe wahrhaft empfindet. Von Opitz wissen wir, daß er in seinen jungen Jahren an lockerem Leben Gefallen fand, daß er fast vierzigjährig einem Mädchen von noch nicht 15 Jahren die Hand bot, aber seine Liebesklagen und Geständnisse an Phyllis, Asteria, Galathea, Flavia, Dorinde u. A. m. sind leer, weil sie keiner wahren Empfindung entsprechen; was Fleming von Liebe gesungen, angeregt durch eigene Stimmung trübe und selige, das klingt noch heute wieder und findet in unserm Herzen eine sichere Stätte.

Die Nachwelt, von der man behauptet, daß sie gerecht richtet, hat hier ihres Amtes seltsam gewaltet: Opitz hat stets und überall hohen Ruhm genossen, Fleming wird nur von einer kleinen Gemeinde gekannt und geehrt; von Opitz weiß jeder Schulknabe, daß er der Regenerator der deutschen Poesie gewesen, von Fleming wußte Goethe nur zu sagen, daß seine Werke in Franzband, ehrenvoll mit goldverzierten Rücken in seines Vaters Büchersammlung standen, und doch war Opitz ein feiler Verskünstler, Fleming ein charaktervoller Dichter.

Ein Dichter der Liebe und des Vaterlandes, in einer Zeit, in welcher der Haß des Einen gegen den Andern gepredigt und die Vaterlandslosigkeit fast zum Dogma erhoben war. Von seiner Jugend an hat er die Liebe gepriesen und wenn er auch die Unsitte seiner Genossen, den von ihnen Besungenen Schäfernamen zu geben, beibehielt, so zwang er sich doch niemals zu verlogenen Empfindungen. Er mag mit Petrarca verglichen werden, nicht blos, weil er, gleich Jenem, die Sonettenform unter seinen Genossen als einer der Ersten und Geschicktesten handhabt, sondern weil er, wie der italienische Meister, in der Wollust des Schmerzes, in hoffnungsloser Resignation sich am wohlsten fühlt.

Auf seiner Reise nach Asien, die er (1633) mit der Gesandtschaft des Herzogs von Holstein-Gottorp machte, lernte er in Reval die ältere Tochter Elise eines angesehenen Bürgers Niehusen kennen und lieben. Aber das Verhältniß dauerte nicht lange. Schon auf seiner Reise mußte er hören, daß Elise einem Andern ihre Hand gereicht habe und, lange untröstlich über diesen Verlust, entschloß er sich endlich, sich mit ihrer jüngeren Schwester Anna zu verloben, die er freilich, durch einen zu frühen Tod überrascht, auch nicht heimführen konnte. In zahlreichen Gesängen besang er die beiden Mädchen, pries das Glück der Liebe, und beklagte das Unglück derselben, beschrieb und verherrlichte die Gunstbeweise der Geliebten, die geringfügigen Vorgänge seines Liebelebens und schilderte mit traurigem Behagen ihre Untreue und seinen Schmerz, ihre leichte Auffassung der Lebensverhältnisse und seine schwermüthige, ihn und Andere bedrückende Betrachtungsweise. Denn er fühlt sich niemals wohl. Wenn er von der Liebe gefesselt ist, sehnt er sich, da er doch den Unbestand des Mädchens voraussieht, nach der Freiheit, und hat er diese erlangt, so möchte er wieder in Banden sein, oft weiß er nicht, ob er lachen oder weinen solle.

Ich schlaf', ich träume bei dem Wachen,
Ich ruh' und habe keine Ruh',
Ich thu' und weiß nicht was ich thu',
Ich weine mitten in dem Lachen,
Ich denk', ich mache dies und das,
Ich schweig', ich red' und weiß nicht was.
Die Sonne scheint für mich nicht helle,
Mich kühlt die Gluth, mich brennt das Eis,
Ich weiß und weiß nicht, was ich weiß,
Die Nacht tritt an des Tages Stelle,
Jetzt bin ich dort, jetzt da, jetzt hier,
Ich folg' und fliehe selbst vor mir.

Aber aus dieser unbehaglichen Stimmung reißt er sich selbst durch den Gedanken an ein Höheres: an die Gottheit und an das Vaterland.

Fleming besitzt ein kindlich-frommes Gemüth. Er hat nicht blos in jenem allbekannten Liede: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen" das beständige Vertrauen auf Gottes väterliche Fürsorge ausgesprochen, sondern in vielen anderen, die theils durch seine gefahrvolle Reise, theils durch sein Liebesunglück, theils durch die elende Lage des Vaterlandes veranlaßt waren, seine Ueberzeugung von Gottes Macht und von der Nothwendigkeit seines baldigen Eingreifens in die irdischen Dinge verkündet.

Die Geschicke des Vaterlandes verfolgte Fleming von der Fremde aus theilnahmsvoll und in schmerzlicher Erregung. Grade in der Fremde konnte er erkennen, wie sehr der deutsche Name an Herrlichkeit verloren, von hier aus konnte er seine Wünsche, daß Ruhe und Frieden bald eintreten möchten, um das Gedeihen des Ganzen zu fördern, aussprechen, ohne in das Getriebe der Parteien einzutreten, er konnte seine Liebe und seine Sehnsucht nähren, ohne durch den Anblick des Jammers und des Elends stets erschreckt zu werden.

Unter den Männern, von denen er die Erhebung des Vaterlandes am ehesten hofft, steht Gustav Adolf in erster Reihe. Aber in den ihm gewidmeten Gedichten erhebt er sich nicht über das Maß des Gewöhnlichen und theilt hierin das Loos der meisten Volks- und Kriegsliederdichter jener Zeit. Sie alle nämlich leiden an gemeinsamen Mängeln, welche das Volkslied des 17. Jahrhunderts von der Höhe, die es im 16 Jahrhundert erreicht hatte, herabschleudern. Die Lieder entspringen erstens nicht mehr aus der Mitte des Volks, sondern verdanken ihren Ursprung gelehrten Leuten, die nicht im Tone des Volkes reden, ihre Sprache vielmehr mit fremden Wörtern überreich beladen; sie vertreten zweitens nicht mehr die Gesammtheit, die sich eines Sinnes fühlt, sondern eine der streitenden Parteien; sie sind drittens nicht mehr sangbar, weil der Dichter nicht mehr der Sänger ist, oder sind auf fremde Melodien gepfropft so daß der Zusammenhang zwischen Wort und Lied zerrissen ist; sie sind viertens nicht mehr Ausdruck eines Gefühls, einer Empfindung über Ereignisse, sondern wortreiche, mit Erwägungen überladene Berichte von denselben. Nur in einer Beziehung sind die Volkslieder des dreißigjährigen Krieges denen des 16. Jahrhunderts ähnlich, darin nämlich, daß sie sich bestimmte Lieblinge erkiesen. Wie im 16. Jahrhundert Maximilian I. und Ulrich von Würtemberg die Helden, so ist nun Gustav Adolf der Abgott. „Als Held aus dem Norden", als „Agathander" wird er gepriesen, als Herkules, der die Ungeheuer, die sich ihm widersetzen, vernichtet, als Bräutigam, der seine sehnsuchtsvolle Braut endlich beglückt, auch scherzhaft wird er „des heiligen römischen Reiches Lichtputzer", „der Arzt, der den Bandwurm von Liga tödtet", „der Jäger der Breitenfeldischen Schweinhatz" angeredet. Man verherrlicht seine Thaten, seine Siege, man will an seinen Tod mitten in der siegreichen Schlacht nicht glauben, und kann sich, nachdem das traurige Gerücht zur Wahrheit

geworden, nicht genug thun in Wehklagen über das hilflose Deutschland, über die vaterlosen Waisen, in Verwünschungen der Feinde.

Diese Feinde nun, sollte man denken, hätten auch ihrerseits ihren Helden erhoben, man möchte den Liedern zu Ehren Gustav Adolf's Triumphgesänge Wallenstein's gegenüberstellen; aber man wird schwerlich solche finden. Wenn auch Tilly und Pappenheim, Churfürst Maximilian von Baiern und der Kaiser ihre Lobredner erhalten, Wallenstein erlangte unter den Sängern keinen Verehrer, sondern Neider und Feinde und statt des Zweifels an seinem Tode, wurde schon bei seinen Lebzeiten folgende Grabschrift bekannt:

Hier liegt der Wallenstein ohn' Fried,
Des Reiches Fürst und doch kein Glied,
War ohne Schiff ein Admiral,
Und ohne Schlacht ein General,
Ein Landsaß ohne Herzogstand,
Ohn' Kopf ein Herr in keinem Land,
Gut römisch und ein Mameluck,
Aufrichtig, voll der Untreu Stuck,
Mit Krieg im Sinn ein Friedemann,
Voll süßer Worte ein Tyrann,
Wollt endlich mehr als Kaiser sein,
Büßt drüber mit einander ein
Leib', Ehr' und Gut, fast Seel' dazu, —
Ei, seht doch, was die Ehrsucht thu'.

Gewiß war Wallenstein, als dieses Lied erschien, schon von der Höhe seiner Macht herabgestiegen, denn das Volkslied beugt sich auch in jener Zeit dem Erfolge, schmeichelt dem Mächtigen und höhnt den Besiegten. Diese Tendenz des Volkslieds tritt deutlich in den Gesängen hervor, welche zwei bedeutenden Ereignissen jener Zeit gewidmet sind: der vergeblichen Berennung Stralsunds und der furchtbaren Belagerung und endlichen Zerstörung Magdeburgs. Jene Stadt, mit einem Sonnenstrahl verglichen, wird verlacht, da zuerst ihre Anstrengungen gegen den gewaltigen Friedländer unmächtig erscheinen und später gerühmt, da sie, durch günstige Umstände unterstützt, ihrem Feinde sich gewachsen zeigt; diese, als Mädchenburg oder Jungfrau bezeichnet, zuerst wegen ihrer Sprödigkeit gepriesen, mit der sie in Erwartung des wirklichen Bräutigams (Gustav Adolf) den ungestümen Bewerber (Tilly) abweist, sodann aber als leichte Dirne verhöhnt, die den Lockungen des Verführers erlegen ist.

Schon in diesen Liedern, noch mehr aber in denen, welche es mit dem böhmischen Königthum des Pfalzgrafen Friedrich, und mit der hundertjährigen Gedenkfeier der Augsburger Confession zu thun haben, zeigt sich die Neigung der Dichter, nicht blos zu schildern und zu erzählen, sondern zu erbauen und zu strafen, der Ansatz zu zwei damals sehr eifrig gepflegten Dichtungsarten: dem geistlichen Lied und der Satire. Der Zahl der Pfleger beider Dichtungsarten entsprach leider die Qualität der Gedichte nicht. Auch hier, welch ein Abstand gegen die Dichtungen des 16. Jahrhunderts.

Diese sind individuell gefärbt, zeigen uns wahrhaft dichterische Persönlichkeiten und lassen uns die Veranlassungen erkennen, durch welche die Gedichte entstanden, die des 17. Jahrhunderts sind meist ohne jede eigenthümliche Färbung, schablonenartig, so daß weder Dichter noch Veranlassung erkennbar ist. Damals haben die Dichter noch ein Bewußtsein von sich, sie schleudern Worte kraftmüthigen Zornes gegen ihre Widersacher, gegen die Ungläubigen, ja sie unterfangen sich wohl mit Gott zu hadern und ihm, wenn auch nicht geradezu Vorschriften über die Weltregierung zu geben, so doch Vorstellungen zu machen über manches Uebel, das geschehen, manches Unrecht, das abzustellen ist; jetzt aber wühlen sie mit Behagen in dem Bekenntniß ihrer Sündhaftigkeit, winseln mit erheuchelter Demuth um Gnade und Erbarmen, setzen an die Stelle des wahrhaft erquickenden innern Zusammenhangs, in welchem die Dichter der Reformationszeit sich mit der Gottheit fühlten, süßlich-widerliche Spielereien mit „Lämmlein", „Jesulein", die, mögen die Liebkosungsworte noch so zahlreich sein, kein wahres Gefühl kundgeben; sie ersetzen durch die Zahl der Gedichte, was ihnen an Kraft, an dichterischem Gehalt gebricht.

Eine solche Verurtheilung gilt den meisten Dichtern geistlicher Lieder in jener Zeit, all den Pfarrern und Schulmeistern, die sich für berechtigt und verpflichtet hielten, zu Gottes Lob in Versen zu sprechen, am wenigsten vielleicht zwei hervorragenden Dichtern, Paul Gerhardt und Simon Dach. Beide haben schöne Lieder gedichtet, Zeugnisse wahrer Frömmigkeit und poetischer Empfindung, aber keineswegs alle der Unsterblichkeit würdig, beide sind achtungswerthe, gelehrte, wackere Männer, jedoch nicht frei von seltsamen Eigenheiten. Dach (1605—1659) hat sich sein ganzes Leben hindurch sehr quälen, für seinen Unterhalt Hochzeits- und Leichengedichte machen und sich vor Personen beugen müssen, die weit unter ihm standen, er macht darum manchmal den Eindruck eines Bettelpoeten und kann das warme Wort des Lobes, selbst wenn es wirklich von ihm gefühlt wird, wie für den Kurfürsten von Brandenburg, sein Haus und seinen Staat, nicht immer finden. Paul Gerhardt hat demselben Herrscher gegenüber, den Dach besang, eine Halsstarrigkeit gezeigt, die uns befremdlich ist, dessen Gebot, Schmähungen gegen Religionsverwandte auf der Kanzel zu unterlassen, für unvereinbar mit seiner Ueberzeugung erklärt, und um seinen Standpunkt zu wahren, seine Stellung in der Residenz mit einem Amt in einer Provinzialstadt vertauscht. Beide Dichter hätten, so sollten wir meinen, durch ihre Beziehungen zu dem Fürsten durch ihr Mitanschauen der Schrecknisse des Krieges, Veranlassung genug gehabt, von diesen Greueln in ihren Liedern zu reden, aber sie thun es selten genug, und wenn sie von Zerstörungen und Mord sprechen, so schildern sie so farb- und gegenstandslos, daß man an jeden beliebigen Aufruhr ebensogut denken könnte, wie an den gewaltigen Krieg, der Europa erschüttert, beide haben sie 1648 Friedenslieder gedichtet, aber auch in ihnen erheben sie sich wenig über die conventionellen Phrasen. In den Fällen aber, in

denen sie wirklich von Herzen reden, bewähren sie sich als Dichter: Dach's rührende Bittgebete, zur Zeit seiner Krankheit und bei dem Anblick fremder Leiden entstanden, Gerhardt's jubelnde Dankhymnen für Gottes Güte und seine strafenden und mahnenden Bußgesänge wird man auch heute nicht ohne Erbauung lesen und singen.

Mit der geistlichen Dichtung steht die Satire jener Zeit in engerem Zusammenhang, als man auf den ersten Blick vermuthen möchte, nicht nur dadurch, daß ein hervorragender Satiriker jener Tage Geistlicher ist, der Protestant Balthasar Schupp, sondern auch durch ein inneres Band. Der Pfarrer ist Strafredner seiner Gemeinde, der Theologe überhaupt Strafredner der ganzen Welt. Jemehr sie sich in geistliche Dinge vertiefen, je reiner sie sich das himmlische Leben ausmalen, um so verwirrter, unreiner und hassenswerther schildern sie das irdische Treiben, den Lauf der Welt. Ihn zu ändern versuchen sie zuerst durch Bitten und Ermahnungen, sodann, wenn sie mit diesen nichts ausrichten, durch Ausmalung der Verderbtheit, in welcher sich die Welt befindet, endlich durch satirische Wendung gegen einzelne Personen und Ideen. Aber dieser theologische Anstrich gereicht der Satire nicht zum Nutzen; der Geistliche muß, um wirksam zu sein, die Dinge derber schildern, als sie wirklich sind, er muß den Höllenpfuhl malen, um als Gegenbild das himmlische Paradies erscheinen zu lassen; was er an Deutlichkeit gewinnt, verliert er an künstlerischer Abrundung.

Trotzdem bleibt dem genannten Satiriker Schupp (1600—1661) seine hohe Bedeutung. Er war Pfarrer und fleißiger Schriftsteller und benutzte die Kanzel eben so gern wie den Schreibtisch, um seine Meinung gerade heraus zu sagen und seine Gegner schonungslos anzugreifen. Solcher Gegner hatte er besonders zwei Klassen, die Gelehrten und die sündige Welt. Als Schriftsteller bekämpfte er die ersteren, als Geistlicher die letzteren. Jenen warf er Dünkel und falsche Meinungen vor, verspottete ihre mangelhafte Kenntniß der lateinischen Sprache und ermahnte sie, deutsch zu schreiben, geißelte den Unverstand, den sie in der Behandlung ihrer Untergebenen, der Schüler, zeigten, und die Erbärmlichkeit, die sie in ihrem Verhältniß zu den Höherstehenden kundthaten; diesen hielt er ein Spiegelbild ihres Lebens vor und suchte ihnen „mit Lachen die Wahrheit zu sagen". Denn er liebte es, seine Predigten und Reden mit Witzen und heiteren Anspielungen zu verzieren, die er für wirksamer hielt als ernste Mahnworte, scheute nicht grobe Bemerkungen, besonders über geschlechtliche Verhältnisse, seltsame Ausrufe oder Predigtanfänge, durch welche er Staunen erregen oder die Aufmerksamkeit anreizen wollte, wie er z. B. einmal anhob: „Ich wünsche Euch, daß Ihr alle heut Abend möget zur Hölle fahren," wählte seltsame Themata z. B. über das „Wörtlein Nichts", und konnte heute über das jüngste Gericht, morgen über eine auffällige Stadtgeschichte, die Aufsehen und Aergerniß erregt und ein anderes Mal über tolle Gerüchte predigen, die man gegen ihn ausgesprengt hatte, z. B. darüber, daß aus einer Tonne Bier, die er in seinen Keller gelegt

hätte, Blut geflossen sei. Schupp ist in Manchem das Vorbild Abraham a Santa Clara's geworden, der sein Muster übertrieb und durch diese Uebertreibung an Kunst ebensoviel verlor, wie an drastischer Einwirkung gewann.

Einen allgemeineren Standpunkt als dieser immerhin einseitige Prediger nimmt der Satiriker J. M. Moscherosch (Philander von Sittewald) in seinen „Gesichten" ein. Ihm erscheint in diesem künstlerisch mißglückten und sprachlich nicht genug vollendeten Werke der Zustand Deutschlands, wie er sich während und in Folge des grauenvollen Krieges herausgebildet hatte. Er schildert das rohe Treiben der einheimischen und fremden Soldateska, welche die kriegerischen Tugenden vergißt und nur der Befriedigung ihrer Zerstörungswuth und Beutesucht nachgeht; geißelt das Gebahren der Frauen, die fern von weiblicher Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, mit den Männern in Lastern zu wetteifern sich bemühen und Fleiß und Eifer nur in der Herbeischaffung ausländischer, kostspieliger und unzüchtiger Moden beweisen; tadelt das Hofleben, in welchem nur „Ohrenbläser, Fuchsschwänzer und Schalksnarren" herrschen, von wo aus die Laster, unter denen auch das Tabakrauchen genannt wird, nachdem sie gepflegt und großgezogen worden, ihren Siegeszug bis zu dem Volke antreten; und beklagt den Verlust dreier Güter, von deren Wiedergewinn er die Erhebung und Kräftigung des Vaterlandes abhängig macht: die Freiheit der Ueberzeugung und das offene Bekenntniß derselben; die altdeutsche Kraft und Tüchtigkeit die sich in den Kämpfen der Germanen gegen die Römer so glänzend bewährte; die Pflege der deutschen Sprache, ihre Reinhaltung und Säuberung von all den ausländischen Zuthaten, die sich wie die fremden Eindringlinge ins Land, in der Sprache festzusetzen versuchten.

So interessant und wichtig für die Beurtheilung jener Zeit Philander von Sittewald's Gesichte sind, so werden sie wegen der Dürftigkeit der Erfindung, und der Weitschweifigkeit ihrer Darstellung stets Eigenthum der Gelehrten bleiben. Dagegen verdienen die satirischen Schriften zweier anderer Männer: Fr. Logau und Andr. Gryphius die allgemeine Beachtung; die Sinngedichte des Ersteren und das Drama: Horribilicribrifax des Letzteren.

Man wird Gryphius (1616—1664) freilich nicht gerecht, wenn man ihn einen Satiriker nennt, man müßte vielmehr, um seine Bedeutung zu würdigen, seine Dramen und seine lyrischen Gedichte eingehend betrachten. Denn auf beiden Gebieten hat er Erstaunliches geleistet: seine Dramen beweisen eine zu jener Zeit einzig dastehende Geschicklichkeit in Erfindung und in der Behandlung des Stoffes; seine lyrischen Gedichte, besonders seine Kirchhofgedanken zeigen eine Innigkeit der Empfindung und eine Gluth der Sprache, die noch heute ihren Eindruck nicht verfehlt. Und derselbe Mann hat in dem genannten Drama, das zugleich ein hübsches Muster kunstvoll verknüpften Intriguenspiels ist, eine vortreffliche Satire auf einzelne Fehler seiner Zeit geschrieben. Die Abenteurer nämlich, welche theils im Verlaufe des dreißigjährigen Krieges, theils kurz nach demselben Deutschland überschwemmten, treten hier, als seltsame Wesen schon durch ihre komischen Namen: Horribilicribrifax

und Taradiridatumtarides bezeichnet, auf. Sie sind beide feige, aber rühmen sich ihrer glänzenden Kriegsthaten, einfältig, aber prahlen mit ihrem Verstande, sie können keine Sprache richtig sprechen, mischen aber Brocken aus den Sprachen aller Länder, die sie angeblich durchwandert, in ihre Rede und erzeugen dadurch ein fast unverständliches Kauderwelsch, sie sind häßlich und widerwärtig, bilden sich aber ein, durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit Eindruck auf die Frauen hervorzubringen. Diese letztere Einbildung hetzt sie gegen einander: der Eine, der einem schönen Mädchen in unverschämter Weise entgegengetreten war, soll, im Auftrage dieses Mädchens, von dem Andern zur Rechenschaft gezogen werden. Aber zu einem Kampfe kommt es nicht. Denn die beiden Maulhelden erkennen sich grade durch die furchtbaren Drohungen, durch welche sie sich anfänglich gegenseitig zu schrecken versucht hatten, als gleichstehende Genossen und wollen lieber wie ehedem, auch ferner gemeinsam schlechte Streiche verüben, als gegen einander kämpfen. Neben den militärischen Abenteurern steht ein gelehrter Strauchdieb, ein Schulmeister, der keinen Satz sprechen oder schreiben kann, ohne lateinische Floskeln und Reminiscenzen aus seinen gelehrten Studien anzubringen, der aber auch den Lebensgenuß liebt und in den Besitz einer schönen, reichen Frau auf sehr wenig ehrenhafte Weise gelangen will. Wie die Unterredung jener beiden Soldaten, so ist der Liebesbrief des Schulmeisters an seine Dame ein Meisterstück satirisch komischer Darstellung, das uns sehr treu und lebendig Gestalten und Zustände jener Zeit vor Augen führt.

Auch Friedrich von Logau 1604—1655 erkennt die Unsitten und Fehler seiner Zeit und weiß sie mit kurzem, treffenden Wort zu nennen und zu verdammen. Wie Gryphius ist er durch seine Gemüthsstimmung, durch traurige Erfahrungen seines eignen Lebens, durch Krankheiten und Verlust seiner Lieben, durch Unzufriedenheit mit seinem Berufe und endlich durch die wehmüthige Erkenntniß des trostlosen Zustandes Deutschlands und der geringen Aussicht auf eine baldige Heilung traurig und verzweiflungsvoll geworden, er hält die Lage für noch schlimmer als sie wirklich ist. Diese seine Stimmung spiegelt sich in seinen kurzen Sinngedichten wieder, die nach Tausenden zählen und seitdem sie von Lessing hervorgezogen und neuerdings in manchen Ausgaben wiederholt worden, ziemlich bekannt geworden sind. Auch sie dürfen als ein rechtes Erzeugniß des dreißigjährigen Krieges betrachtet werden. Denn so sehr sie auch einzelne Personen und Stände verlachen, welche immer von den Pfeilen der Satire getroffen werden, als Juristen und Aerzte, Höflinge und Priester, so erlangen sie doch erst ihre rechte Kraft, sobald sie das Ganze, das darniederliegende Deutschland und seine Feinde, vor allem die Franzosen, behandeln. Diese zu bekämpfen wird Logau nicht müde, sie darzustellen als diejenigen, durch deren verderblichen Einfluß die deutsche Sprache entkräftet, der deutsche Sinn in falsche Bahnen gelenkt und die alte Sitteneinfalt vernichtet worden sei. Es ehrt ihn, daß er gegen die Alleinherrschaft der französischen Sprache entschieden protestirt, und Kraft

und Herrlichkeit der Deutschen unermüdlich verkündet, es ehrt ihn gleicherweise, daß er, im Gegensatz zu den meisten Schriftstellern jener Zeit, in den Schweden, trotz der religiösen Bundesgenossenschaft, die nationalen Feinde sieht, deren Begehrlichkeit er enthüllt, aber es fehlt ihm zur wahren Größe und zur Erzeugung eines mächtigen, nachhaltigen Eindrucks das wahre Vertrauen in sich und die Ueberzeugung, daß seine Wünsche in Erfüllung gehen müssen. Statt Lebensfreudigkeit predigt er Lebensüberdruß, statt Hoffnung verkündet er Entsagung und als „das Beste in der Welt" bezeichnet er:

Das Beste, was ein Mensch in dieser Welt erlebet,
Ist, daß er endlich stirbt und daß man ihn begräbet.
Die Welt sei, wie sie will, sie hab' auch, was sie will,
Wär' Sterben nicht dabei, so gelte sie nicht viel.

Solche Aussprüche sind begreiflich in einer Zeit, in welcher Leben und Eigenthum gefährdet, Treu und Glauben fast vernichtet sind, aber sie sind nicht im Stande, die im Sinken begriffene Lebenskraft zu erheben.

Wenn die bisher erwähnten Werke die einzigen wären, welche uns, durch Ungunst der Zeiten, aus der Epoche des dreißigjährigen Krieges erhalten wären, so würden wir wol eine Anschauung einzelner Zustände besitzen, aber nicht eine lebendige Vorstellung der ganzen Zeit in ihrer erschreckenden Furchtbarkeit. Eine solche ist uns aber in dem Roman „Simplicissimus" des Hans Jakob Christof von Grimmelshausen erhalten. Der genannte Roman, nicht das einzige Werk unsers Verfassers, sondern das erste in einer ziemlich langen Reihe ähnlicher Schriften, ist freilich erst 20 Jahre nach dem Frieden erschienen (1669), aber es schildert die Zeit des Krieges und lehnt sich an Vorgänge an, deren Zuschauer der Verfasser selbst, bald leidend, bald mithandelnd, war. Seit 1635 nämlich, in welchem Jahre er, der zehnjährige Knabe als Gefangener fortgeschleppt wurde, bis zum Ende des Krieges war er selbst an dem Kriege betheiligt, erst später suchte er sich Kenntnisse anzueignen, begann bald zu schriftstellern und wurde, nachdem er zum Katholicismus übergetreten, 1665 Amtmann zu Renchen. Dieser Uebertritt bedeutet bei ihm keine innere Wandlung, sondern ist ein äußerlicher Schritt, der ihm die Erlangung des Amtes möglich machen soll; trotz der Annahme dieser Religion bleibt Grimmelshausen ein freisinniger Mann, der die Duldung Andersgläubiger vertheidigt, Heuchelei und Scheinheiligkeit verdammt, und die Verderbtheit der Priester auf's Stärkste tadelt. Wie die religiöse, so liebte er die politische Freiheit und trug daher, als diese 1675 durch den Einfall der Franzosen bedroht schien, kein Bedenken, nochmals die Waffen zu ergreifen und gegen die Feinde zu ziehen. Bald nach der Rückkehr aus diesem Kriege ist er am 17. August 1676 und zwar ohne die letzte Oelung gestorben.

Versuchen wir den Inhalt seines hochbedeutenden Romans anzugeben: Melchior Sternfels von Fuchsheim, der Held unseres Romans, ist der

uneheliche Sohn eines vornehmen Herrn und einer vornehmen Dame. Diese seine adelige Abkunft erfährt er aber erst, da er schon herangewachsen ist, durch einen Zufall; seine Kindheit verbringt er ohne jede Erziehung in äußerster Dürftigkeit in einem Dorfe, wo seine Mutter auf der Flucht ihn geboren hatte und bald nach der Geburt gestorben war. Seine Pflegeeltern, die ihn seine Heimathslosigkeit nie fühlen lassen, müssen durch den Krieg Manches leiden, aber sie vergessen alle die kleinen Mühseligkeiten bei den schrecklichen Folgen eines räuberischen Ueberfalls fremder Soldaten, welche in dem Dorfe furchtbar hausen, die Häuser anzünden, die Männer peinigen und an den Weibern ihre rohe Lust befriedigen. Der Knabe, der nichts von dem, was geschieht, begreift, entflieht, da er seine Pfleger in hilflosem Zustande sieht, und weder Kraft besitzt noch Mittel kennt, ihnen beizustehen und kommt, nach längerem Umherirren in einem Walde zu einem Einsiedler. Dieser ist sein Vater, der nach dem Tode seiner Geliebten, von der er nicht weiß, daß sie ihm einen Erben hinterlassen hat, seinem wüsten Leben entsagt hat und in der Stille des Waldes ein frommes, mit den härtesten Entbehrungen verknüpftes einsiedlerisches Leben führt. Er zieht, ohne zu ahnen, wem er diesen Liebesdienst erweist, den Knaben, der von Religion noch keine Ahnung besitzt und der in geistigen Dingen gänzlich verwahrlost ist, sorgsam auf, und hegt ihn mit solcher Liebe, daß er in dem Knaben die zarten Regungen treuer Anhänglichkeit und liebevollster Verehrung erweckt, und durch seinen Tod in der Seele des jugendlichen Genossen ungeheuren Schmerz erregt, aber auch die Sehnsucht hervorruft, in ähnlicher Weise wie der Verstorbene ein gottgeweihtes Leben zu führen.

In diesem Vorsatze jedoch wird der Knabe durch Soldaten gehindert, die in den Wald einbrechend, seine friedliche Ruhe stören und seinem Leben eine neue Richtung geben. Sie führen ihn gefangen nach Hanau, wo der schwedische Gouverneur, ein Herr von Ramsay in seinen Zügen Verwandtschaftliches zu erkennen glaubt — wirklich war die Mutter des Knaben die Schwester des Gouverneurs — und ihn als Pagen annimmt. Hier erhält er nun wegen seiner Einfalt den Namen Simplicius, dem dann, als der Knabe dem inspicirenden General mit irgend einem Familiennamen vorgestellt werden muß, der Name Simplicissimus hinzugefügt wird. Als Page belustigt er durch seine naturwüchsigen, oft drolligen Antworten seinen Herrn und dessen Umgebung und benutzt die Sonderstellung, die ihm bald als eine Art von privilegirtem Spaßmacher eingeräumt wird, dazu, Allen, selbst den Höchstgestellten, und namentlich den Frauen des Hofes derb und rücksichtslos die Wahrheit zu sagen, wird aber auch trotz seiner Jugend in alle Schlechtigkeiten eingeweiht, an denen das damalige Abenteurer- und Soldatenleben reich war.

Den Schweden wird er von den Kroaten geraubt, von ihnen, bei denen er allerlei Hantirung lernt, die ihm später sehr nutzbringend wird, kommt er zu dem geordneten kaiserlichen Heer. Noch immer ist seine Stellung die

eines Narren, aber bereits eines solchen, der nicht in Thorheit befangen närrische Dinge sagt, sondern der die Schwächen der Menschen erkennend die Laster Anderer geißelt. Als solcher wird er auch von dem alten Hofmeister erkannt, der ihm von dem General beigegeben wird, welcher, seine Selbstgespräche belauschend, sein innerstes Wesen ergründet und ihm die Zukunft voraussagt. Aber der Hofmeister stirbt bald eines gewaltsamen Todes, Simplicissimus, seines Narrenpostens entlassen, geräth in eine schlimme Lage, die sich dadurch noch mehr verschlechtert, daß er Weiberkleidung anzieht, durch welche er manchen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen gehofft hatte, und wird aus derselben durch seinen Freund, den Sohn jenes Hofmeisters, Herzbruder, gerettet, mit dem er für das Leben innige Gemeinschaft schließt.

Nun aber sind seine Lehrjahre zu Ende, die Wanderjahre beginnen. Der Jüngling reichen Geistes, wenn auch noch ziemlich reinen Sinnes, tritt in die Welt ein und die finstern Mächte der Welt, die schon früher von ihm erkannt waren, aber ihn zu beherrschen vergeblich versucht hatten, sind nun in ihren Anschlägen auf ihn glücklicher und reißen ihn fort in den Strudel der Lüste und des Verbrechens. So lange der Knabe das Narrengewand trug, war er weise und gut, sobald er die äußerliche Absonderung von den Menschen aufgiebt, vermag er auch nicht mehr, sich innerlich von ihnen, von der allgemeinen Verderbtheit entfernt zu halten.

Er zieht dem Glücke nach. In dieser Jagd hat er in Schönheit und Jugend helfende Göttinnen. Rasch gelangt er zu angesehener Stellung, rasch sammelt er Schätze; da wird er von den Schweden gefangen, zu Nichtsthun verdammt und dadurch den Frauen zugeführt, die bisher in seinem Leben keine Rolle gespielt hatten. Ohne wahre Neigung taumelt er von einem leicht erworbenen Genuß zum andern; als ihm zum ersten Male von der schönen Tochter eines hohen Offiziers Widerstand entgegengesetzt wird, versucht er, nur um seinen Ruhm als Frauenheld nicht schmälern zu lassen, den Widerstand zu brechen, wird aber nun genöthigt, das Mädchen zu heirathen. Doch bald reißt er sich aus dem verhaßten Zwang los. Angeblich um sein Geld zu erheben, das er bei einem Kaufmann in einer größeren Stadt niedergelegt, in Wirklichkeit aber, um seine alte Freiheit wiederzugewinnen, reist er nach Köln, schließt sich hier Abenteurern an und kommt mit ihnen nach Paris. Hier wird er Schauspieler und der Beifall, den er auf der Bühne findet, verschafft ihm solches Glück bei den Frauen, daß er, der früher Unersättliche, übersättigt ihnen entfliehen muß. Er kommt wieder nach Deutschland zurück, wo der Krieg noch nicht ausgetobt hat.

Aber der Charakter desselben ist noch wüster, noch schrecklicher geworden. Hatte es sich früher wenigstens in gewissem Maße noch darum gehandelt, große Grundsätze zu verfechten, den Gegensatz zwischen kaiserlicher und fürstlicher Macht, zwischen Katholicismus und Protestantismus, zum Ausdruck zu bringen, so galt es in den letzten Jahren dieses schaudervollen

Krieges nur die Ländergier und Beutesucht zu befriedigen. In dem entsetzlichen Treiben der wilden Horden thut es Simplicissimus den Genossen gleich, aber bei unmenschlichen Thaten bewahrt er doch menschliche Gesinnungen und Gefühle.

Nachdem er sich einem verbrecherischen Gesellen angeschlossen, mit dem er viele Unthaten begeht und von dem er, nach dem Tode desselben, reiche Beute für sich nimmt, erkennt er in einem herumziehenden elenden Bettler seinen alten Freund Herzbruder, den er aus seinem Elend herauszieht. Schon durch ihn werden die Gefühle des Guten in Simplicissimus auf's Neue erweckt, fromme Gedanken, welche ihn nie ganz verlassen haben, so daß er, wie er sich einmal ausdrückt, mit frommeren Sinn zum Rauben ausgegangen sei, als Andere in die Kirche, kehren in ihn ein; er gedenkt mit Herzbruder eine Wallfahrt zu unternehmen, da verschlingen ihn auf's Neue die Wogen des Krieges. Aber bald stirbt Herzbruder, Simplicissimus steht allein, der Friede wird geschlossen. Nun sucht er, da das Abenteurerleben ein gewaltsames Ende gefunden hat, in den bürgerlichen Zustand sich wieder hineinzuleben, und da er Kunde davon erhält, daß seine erste, wider seinen Willen ihm verbundene und treulos von ihm verlassene Frau gestorben ist, schließt er ein neues Eheband. Aber er ist in seiner Wahl unglücklich und besitzt auch in sich noch nicht die Lust und die Bedingungen zu einem ruhigen wahrhaft beglückenden Leben. Seine Frau ist sein verzerrtes Abbild; auch sie lebt in Schwelgerei und Sittenlosigkeit. Und als in einer Nacht seine Frau ein Kind bekommt, das seinem Knecht, seine Magd eins, das ihm selbst ähnlich sieht und von einer dritten Frau eins auf seine Schwelle gelegt wird, das ihm gleichfalls angehören soll, da entflieht er auf's Neue den äußeren Banden, die ihn nicht zu fesseln vermochten, um sich selbst Bande anzulegen, die vermögend seien, ihn zum wahrhaften Menschen zu machen.

Von dem ärmlichen Dorfe, in welchem dürftige, aber redliche Menschen seine Pflegeeltern gewesen waren, war er ausgegangen, nach wilddurchbrachten Jahren einer langen Pilgerfahrt kehrt er in das Dorf zurück, das die Stätte seiner Kinderzeit gewesen war. Noch lebt sein „Knan" (Pflegevater), der ihm erzählt, wer seine Eltern gewesen, und ihm durch die Erinnerung an seine Mutter, die edle Frau, welche aus wahrer Liebe gefehlt, an seinen Vater, der aus Schmerz über seine Sünden und aus Trauer über den Tod seiner Geliebten ein verfehltes Leben durch Einkehr in sich, durch ein mühseliges gottesdienstlichen Uebungen und qualvoller Buße geweihtes Alter zu sühnen versucht hatte, das Verlangen erweckt, seinen Erzeugern gleich zu werden, noch sind die Stätten, auf denen er zuerst verweilte, vorhanden, welche die träumerisch-glückseligen Jugendtage ihm zurückrufen und grausam an die verlorene Unschuld erinnern.

Da erzählen ihm andere Bauern von den Wundern des Mummelsees im Schwarzwalde. Er zieht dorthin und erfährt von dem Fürsten des Sees, daß die Wassergeister, so sehr sie dem Menschen an Macht überlegen seien,

dadurch hinter ihm zurückständen, daß sie keine unsterbliche Seele besäßen und mit dem Verluste des Leibes jedes Anrecht auf Fortexistenz aufgeben müßten. Durch diese Erinnerungen und Mahnungen wird Simplicissimus bewogen, die Welt zu verlassen, die den Menschen nur reize und verführe, Gott aber allein sein Herz zu weihen. Daher nimmt er feierlich Abschied von der Welt und wird ein Einsiedler.

Damit war der Roman in seiner ersten Fassung zu Ende.

Er fand jedoch bei den Zeitgenossen eine so ungeheure Theilnahme, daß nicht nur fast unmittelbar nach der Originalausgabe verschiedene Nachdrucke erschienen, sondern daß von unberufener Seite Fortsetzungen gearbeitet wurden, die den Simplicissimus wieder in's Leben einführten und ihn neue Abenteuer bestehen ließen. Um diesem Unwesen entgegenzutreten, und um seinem Gedanken noch klareren, bestimmteren Ausdruck zu geben, ließ auch Grimmelshausen seinem Roman eine Fortsetzung folgen, die, im Gegensatze zu manchen späteren Zusätzen, Nachträgen und Nachbildungen im nothwendigen Zusammenhange mit dem Hauptromane steht.

Simplicissimus ist auch in der Einsamkeit ein Weltkind geblieben, zwar nicht in Thaten, aber in Gesinnungen. Noch glaubt er dadurch, daß er sich von dem Schlechten zurückzieht, ein besonderes Verdienst zu erlangen, noch ist er nicht zu der Ueberzeugung vorgeschritten, daß er dadurch bloß seine Pflicht erfülle. Bei diesem Zustande gewinnt er durch Träume und Lectüre die Ansicht, daß er nicht im Abschließen von der Welt, sondern im Kampfe mit der Welt seine Tugend bewähren müsse, und begiebt sich auf's Neue in's Leben, um seine Widerstandskraft zu erproben.

Aber nun ist sein Zug nicht mehr dazu bestimmt, bunte Abenteuer zu häufen; vielmehr gedenkt er, wie es für den guten Katholiken sich ziemt, durch Italien nach dem heiligen Lande zu gehen. Jedoch dieses Ziel wird nicht von ihm erreicht. Ein letztes Abenteuer läßt ihn nicht dahin gelangen; sondern das Schiff, auf dem er sich befand, untergehen und ihn selbst mit einem Gefährten auf eine einsame Insel gerathen. Noch einmal erscheint ihm der Teufel und zwar in weiblicher Gestalt, verschwindet aber vor dem Zeichen des Kreuzes; der Gefährte stirbt, Simplicissimus bleibt allein. Er hat des Lebens Prüfungen überstanden, nun birgt für ihn die Einsamkeit keine Gefahren mehr. Er bleibt allein und widersteht den Lockungen vorbeifahrender Seeleute, die ihn nach seinem Geburtslande bringen möchten: seine Insel ist seine Heimath geworden, die er nicht mehr verlassen will. Das ist nun der wirkliche Abschluß des Romans.

Der Roman ist nicht nur eine der hervorragendsten culturgeschichtlichen Schilderungen unserer Literatur, sondern zugleich eine der bedeutendsten Erzählungen, welche wir besitzen. Reichthum der Erfindung, Vortrefflichkeit der Charakteristik, rascher Fluß der Darstellung zeichnen ihn aus. Man hat auch ihm den Vorwurf der Unsittlichkeit nicht erspart, den man gegen so manches bedeutsame Werk anderer Literaturen erhoben. Aber der Vorwurf

trifft unser Werk nicht, denn es gefällt sich niemals in absichtlicher Darstellung frivoler Situationen und Geschichten, sondern wendet bei aller Derbheit eine gewisse Zurückhaltung an und führt den Helden nach manchem leichtfertigen und bösen Streiche zu einem reuevollen Ende. Doch mag der Autor sich lieber selbst verantworten.

„Wird nun," so schließt er sein Werk, „heute oder morgen, entweder vor oder nach meinem Tode Jemand dies finden und lesen, denselben bitte ich, dafern er etwa Wörter antrifft, die Einem, der sich gern besserte, nicht zu reden geschweige denn zu schreiben wohl anstehen, er wolle sich darum nicht ärgern, sondern gedenken, daß die Erzählung leichter Händel und Geschichten auch bequeme Worte erfordere, solche an den Tag zu geben. Und gleichwie die Mauerraute von keinem Regen leicht naß wird, also kann auch ein rechtschaffenes gottseliges Gemüth nicht sogleich von einem jedweden Diskurs, er scheine so leichtfertig als er wolle, angesteckt, vergiftet and verderbt werden. Ein ehrlich gesinnter christlicher Leser wird sich vielmehr verwundern und die göttliche Barmherzigkeit preisen, wenn er findet, daß ein so schlimmer Gesell wie ich gewesen, dennoch die Gnade von Gott gehabt, die Welt zu resigniren und in einem solchen Stand zu leben, darinnen er zur ewigen Glorie zu kommen und die selige Ewigkeit nächst dem heiligen Leiden des Erlösers zu erlangen erhofft, durch ein seliges Ende."

Auch unsere Betrachtung hat damit ihr Ende erreicht. So flüchtig sie auch an wichtigen Erscheinungen vorübergehen mußte, so hat sie doch vielleicht gezeigt, daß der Satz: Unter den Waffen schweigen die Musen, keine volle Berechtigung für den dreißigjährigen Krieg besitzt, aber auch dargethan, daß die Auffassungsweise jener Tage von der der unsern sehr verschieden ist. Aus den Stürmen des dreißigjährigen Krieges rettet der größte Schriftsteller jenes Zeitraums sich selbst, indem er sich aus dem tollen Treiben in ein kleines Städtchen zurückzieht, in ein ruhmloses aber ruhevolles Amt, das ihn ernährt, wenn auch nicht befriedigt, rettet er seinen Helden dadurch, daß er den zur Selbstbefreiung Gelangten in einer stillglückseligen Einsamkeit auf einer wüsten Insel sein Leben beschließen läßt. Das ist der schönste poetische Abschluß jenes Werkes, vielleicht auch die einzig mögliche Lösung des Räthsels vom Menschenleben, welche jene Zeit kannte oder gestattete, aber sie ist nicht die einzig mögliche überhaupt, nicht die, welche uns erlaubt ist. Nicht im Zurückziehen von der Welt, sondern im Zusammenleben mit derselben, nicht im Vermeiden der feindlichen Mächte, sondern im Bekämpfen derselben besteht unsere Aufgabe; auch für uns gilt das Wort, das Schiller in jener köstlichen Schilderung des Wallenstein'schen Lagers für die Soldaten des dreißigjährigen Krieges gebraucht hat:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein.

Die staatliche und sociale Entwickelung Japans in den letzten zehn Jahren.

(1868—1878.)

Von

Asiaticus.

(Schluß.)

Die Landschaften.

Als Mittelglied zwischen den Gemeinden und dem Kreis sind nach mannigfachem Wechsel seit Beginn dieses Jahres die Landschaften, Kori, — alte geographische Untereintheilungen, die ihre frühere administrative Bedeutung unter der Feudalherrschaft verloren hatten, organisirt worden. Sie umfassen auf dem Lande durchschnittlich etwa sechszig Dörfer mit dreißig bis fünfzigtausend Einwohner. An der Spitze steht der Guntcho, der vom Präfecten aus den Gemeindevorstehern der Landschaft gewählt wird. Er führt die Oberaufsicht über die letzteren und vermittelt ihren Verkehr mit dem Präfecten. Er hat den Vorsitz in den monatlichen Versammlungen der Gemeindevorsteher, in denen die Ausgaben der Landschaft während des vergangenen Monats für Verwaltung, Volksschulen und Instandhaltung der Wege geprüft, und die zu deren Deckung erforderlichen Steuerbeiträge der einzelnen Grundeigenthümer festgesetzt werden.

Die Kreistage.

Wie schon oben erwähnt worden, sind seit Beginn dieses Jahres Landtage organisirt worden, in denen den Kreiseingesessenen über die Verwendung der Kreissteuern — „Mimpi" — eine berathende Stimme gewährt worden ist. Diese Steuern, welche zur Bestreitung der Kreisausgaben dienen, werden in den Landkreisen fast ausschließlich vom Grund und Boden erhoben und sollen ein halb Procent des Bodenwerthes nicht übersteigen, in Wirklichkeit aber wird diese Grenze nicht eingehalten. Die drei Stadtkreise erheben außer den Grundsteuern, die hier unbedeutend sind, Accisen von Holz, Fischen u. s. w.

Digitized by Google

Jede Landschaft schickt zwei Vertreter in den Landtag, die auf drei Jahre gewählt sind; Wähler und wählbar sind alle diejenigen, welche jährlich mehr als zehn Dollars Grundsteuern an den Staat entrichten. Da diese Landtage in der kurzen Zeit ihres Bestehens erst ein Mal haben zusammentreten können, so läßt sich über ihre Wirksamkeit und Bedeutung für die innere Verwaltung noch nichts sagen, jedoch darf man von Bauern, die überhaupt erst seit einigen Jahren politisch frei sind, zunächst wenig Verständniß für die öffentlichen Dinge erwarten. Die durch ihre Stellung und Erziehung hierzu befähigten Samurais sind, wie schon oben angeführt wurde, von der Wählbarkeit zu den Landtagen ausgeschlossen, da die meisten kein Grundeigenthum haben. Man kann der Versicherung der Regierung, daß sie die Landtage geschaffen hat, um die Bauern allmählich zur Theilnahme an den Fragen des Staatswohls zu erziehen, wohl glauben. Ueberhaupt fällt bei einem Vergleich der jetzigen Verwaltung mit der früheren, zur Zeit der Taikune, gleich in die Augen, daß die damalige Maxime ausschießlich darauf gerichtet war, aus dem Bauernstande möglichst viel Abgaben herauszuziehen, während dem jetzigen System unsere Auffassung des Verhältnisses von Staat und Unterthanen zu Grunde liegt.

Das Justizwesen.

Mit der Verwaltung hat auch das Gerichtswesen eine den Ideen der civilisirten Völker entsprechende Umwandlung erfahren. Unter der früheren Regierung war es mit der Verwaltung vereinigt; sowohl Criminal- wie Civilgerichtsbarkeit wurde von den Gouverneuren der Stadt- und Landbezirke ausgeübt. Der Anfang der Trennung dieser beiden Gewalten fand schon im Jahre 1868 für Yokohama statt, wo die Rücksicht auf die Fremden Veranlassung dazu gab; allgemein ist dieselbe durchgeführt seit etwa 3 Jahren. Bei der Organisation der Gerichtshöfe und des Verfahrens ist man hauptsächlich französischen, zum Theil aber auch englischen und amerikanischen Einrichtungen gefolgt, und das Ganze sieht äußerlich recht entsprechend aus. Allein das Innere birgt noch Vieles von dem Barbarismus der Vergangenheit; man hat die Form recipirt, aber nicht den Geist, der sie belebt. Kurz, das japanische Gerichtswesen hat durch die Reformen wenig gewonnen und befindet sich in einem Zustande, der in vielen Fällen nur Rechtlosigkeit erzeugt.

Die Schuld liegt an den Personen sowohl wie an den Verhältnissen, oder, um auf den Urgrund zurückzugehen, an dem mangelhaften Rechtsbewußtsein, das allen asiatischen Völkern eigen ist. Die Unterscheidung von öffentlichem und Privatrecht, sowie von Civil- und Criminalprozeß, fehlt ganz. Unter dem Druck des Despotismus konnte sich keine Rechtslogik entwickeln, nicht einmal die fundamentalen Begriffe von Besitz und Eigenthum sind ausgebildet: das Verständniß für Rechtsgeschäfte ist äußerst gering, nur der Kauf-, Leih- und Cessionsvertrag sind in der allerrohesten Form vorhanden. Die Willkür

der einzelnen Machthaber war Recht, allein das Tribunal hatte für seine Territorien einige Rechtsnormen den chinesischen Philosophen entlehnt. Gewohnheiten, Gebräuche, Ortsrechte u. s. w. konnten sich somit nicht ausbilden, und wenn die Regierung jetzt beginnt, Rechtszustände zu schaffen, so findet sie nichts vor, worauf sie aufbauen könnte. Für das Strafrecht hat man im Allgemeinen den Code pénal recipirt und unter gleichzeitiger Abschaffung der Folter ein milderes Strafverfahren eingeführt. In Wirklichkeit aber werden die Strafen von den Richtern willkürlich verschärft und die Folter noch immer, wenn auch nur ausnahmsweise, angewendet. Zwischen Samurais und dem gewöhnlichen Volk ist, trotz der gesetzlichen Gleichberechtigung aller, der Unterschied beibehalten, daß jene für Verbrechen im Allgemeinen milder und nicht in so entehrender Weise bestraft werden, wie diese. Für das Civilrecht ist weiter nichts geschehen, als daß mit der Codification eines Civilproceßrechtes der Anfang gemacht ist, aber mit zu wenig System und Verständniß, als daß sie praktisch brauchbar wäre.

Daß aus den geschilderten Verhältnissen keine rechtskundigen Männer haben hervorgehen können, ist natürlich; europäisch gebildete Juristen giebt es kaum. Bei der Besetzung der Richterstellen berücksichtigt die Regierung nicht die besondere Fähigkeit für das Fach, sondern die politische Stellung des Candidaten. Der Wechsel der Personen ist in der Justiz eben so groß wie in der Verwaltung; die erste Bedingung für die Zuverlässigkeit des Richterstandes, die Unabsetzbarkeit, somit unerfüllt. So tritt denn ganz natürlich zu den vorher erwähnten Mängeln des Rechtszustandes an und für sich, Unfähigkeit, Nachlässigkeit und Parteilichkeit der Richter, und vor Allem tyrannische Behandlung des Recht suchenden Publicums. Der Japaner, der einen Proceß führt, ist Wochen und Monate lang seiner Beschäftigung entzogen; denn so lange der Proceß schwebt, muß er täglich im Gerichtshofe anwesend sein, damit er jeder Zeit, wenn es dem Richter gefällt, sich mit seiner Sache zu beschäftigen, gegenwärtig ist; wagt er Vorstellungen, so wird er bestraft. Der gewöhnliche Mann, der keine Mittel besitzt, sich einen Stellvertreter oder Advocaten zu nehmen, erleidet daher lieber die empfindlichsten Verluste, als daß er vor Gericht geht. Der Ausländer, der eine Klage gegen Japaner hat, wird persönlich allerdings glimpflicher behandelt, nicht aber seine Sache. Wird ihm aber schließlich nach langen Verschleppungen und unendlichen Aergernissen sein Recht zuerkannt, so stellt sich eine andere Schwierigkeit ein. Die meisten Urtheile nämlich sind unexecutirbar, weil der Beklagte gewöhnlich sein Vermögen in seiner Familie in Sicherheit bringen kann. In Japan tritt die Individualität gegen die Familie zurück. Der Chef der Familie ist nur deren äußerer Vertreter, das Vermögen gehört ihr, nicht ihm. Alle Familienmitglieder treten für einander ein, was sich auch im früheren Rechtswesen dadurch aussprach, daß dieselben für Vergehen oder Schulden der einzelnen mit ihrem Vermögen, ja sogar mit ihrem Leben hafteten. Diese Haftbarkeit der einzelnen Familienmitglieder untereinander

ist rechtlich abgeschafft worden, was eine große Rechtsunsicherheit zur Folge gehabt hat; denn die Interessengemeinschaft und die gegenseitige Ergebenheit der Familienmitglieder in ihrer dem Europäer ganz unverständlichen Stärke dauern fort. Der unredliche Schuldner also läßt sich vermittelst der neu eingeführten Concursordnung bankerott erklären, sein Vermögen ist längst vorher auf einen jüngeren Bruder oder Adoptivsohn übertragen, der jetzt die Vertretung der Familie übernimmt, der Gläubiger aber hat das Nachsehen.

Die culturhindernde Wirkung der Familie in Japan und China, indem sie die freie Thätigkeit der Entwickelung des Individuums hemmt, ist zu allgemein anerkannt, als daß es eines besonderen Eingehens auf dieselbe bedarf.

Wohlthätige Wirkung der Restauration auf die socialen Verhältnisse.

Wenn wir aber jetzt den Blick von dieser dunkeln Stelle abwenden und die Lichtseiten aufsuchen, welche die Culturbestrebungen Japans in dem verflossenen Decennium bieten, so wird unsere Sympathie bald wieder erwachen. Derjenige, welcher frisch von Europa kommend, die japanischen Zustände betrachtet, wird allerdings im staatlichen und socialen Leben des Volks eine solche Masse von Halbheiten, Verzerrungen und Ungeheuerlichkeiten zu entdecken vermeinen, daß er seinen Culturleistungen keinen hohen Werth beilegen wird; ganz anders aber urtheilt derjenige, der Zeuge der letzten Tage des Taikunats gewesen ist. Das Volk war eine Heerde Sclaven, die der Laune der Fürsten und Samurais dienten. Vor dem geringsten Beamten mußte der Bürger und Bauer in den Staub sinken; ritt der Gouverneur durch die Straßen, von den Fürsten gar nicht zu reden, so stockte alle Bewegung unter dem Volk, alle sanken stumm in die Kniee; zog der Taikun aus, so mußten alle Häuser in der Umgegend geschlossen werden, derjenige, welcher einen Samurai auf der Straße, auch nur aus Unvorsichtigkeit anstieß, wurde sofort gezüchtigt, wer es wagte, seine Hand gegen ihn zu erheben, war dem Tode verfallen. Es gab eine ganze Kaste von Menschen, die Yelas und Bettler, welche ganz von der Gesellschaft ausgeschlossen waren. Jene wohnten abgesondert in einem schlechten Stadtviertel und durften nur unehrenhafte Gewerbe als Abdeckerei und Gerberei betreiben, diesen war das Recht der Arbeit ganz genommen; sie waren Bettler von Geburt, ohne Wohnung und Heimath, kein Mensch gab ihnen Beschäftigung. Die Prostitution war unter Aufsicht und mit Zuthun des Staates in entsetzlicher Weise ausgebildet, der Verkauf von Mädchen war gesetzlich gestattet und geschützt. Keine Polizei wachte über die öffentliche Sicherheit; der Arme und Schwache war den Bedrückungen und Mißhandlungen des Reichen und Starken ausgesetzt, ohne daß er beim Staate wirksamen Schutz fand. Unter den Samurais war die Blutrache üblich. Alle diese traurigen Zustände sind im Laufe der letzten zehn Jahre, sei es durch gesetzlichen Zwang, sei es in Folge der Aufklärung, welche die Regierung

verbreitet hat, verschwunden; humane und gesunde Einrichtungen sind an ihre Stelle getreten. Wie mangelhaft auch die Rechtspflege ist, Person und Eigenthum sind wenigstens gegen offene Gewalt geschützt. Bauer und Bürger sind wirkliche Eigenthümer ihrer Ländereien geworden; unter dem alten Regime war es Grundsatz, daß aller Grund und Boden dem Staate gehöre, und die Unterthanen jeder Zeit bereit sein müßten, ihren Besitz für öffentliche Zwecke zu räumen. Die Bauern sind gleichzeitig von den Frohndiensten befreit, die sie früher für Instandhaltung der Wege, Brücken und Flußdämme zu leisten hatten, sowie von der zwangsmäßigen Kuliarbeit als Boten und Träger zur Beförderung von Briefen, Gepäck und Reisenden. Auch dürfen sie auf ihren Aeckern bauen, was sie wollen, was ihnen früher nicht gestattet war. Die Steuerlast ruht nicht mehr auf dem Grund und Boden allein, auch der Handel, die Gewerbe, Capitalien und Beamtengehälter werden allmählich mitbelastet und jene dafür erleichtert. Nicht minder ist die Regierung auf die geistige Hebung des Volkes bedacht gewesen durch Organisation eines allgemeinen Schulwesens. In früheren Jahren bestanden Schulen für das Volk nur in den Städten, auf dem platten Lande fast gar nicht; überhaupt überließ der Staat die Volkserziehung vollständig der Privat-Unternehmung. Jetzt hat jedes Dorf seine Schule; wo das Volk selbst nichts that, da griff die Regierung ein, indem sie die Reicheren zu Geldspenden veranlaßte und wo es nöthig war, selbst beisteuerte. In allen größeren Städten sind höhere Lehranstalten errichtet, die hauptsächlich darauf berechnet sind, den Söhnen der Samurais unentgeltlich eine höhere Ausbildung zu gewähren. In der Hauptstadt endlich finden wir eine Universität, ein Polytechnikum, Berg- und Gewerbeschulen. Die Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, sind ganz außerordentliche gewesene. Von unserer Lehrmethode und Schuldisciplin hatte man nicht die entfernteste Ahnung, und an Lehrern fehlte es ganz. Als solche wurden und werden noch mit großen Kosten Ausländer herangezogen; jetzt schon verfügt Japan über eine größere Anzahl einheimischer Gelehrten, Ingenieure u. s. w., die meistens auf Staatskosten im Auslande erzogen worden sind, und nach dem Urtheil aller Kenner ist die Zeit nicht fern, wo der Unterricht auch in den höheren Disciplinen ausschließlich von Japanern ertheilt werden kann.

Dem Bestreben der Regierung, das Volk aufzuklären, verdanken auch die Zeitungen ihr Dasein, indem die erste 1870 von dem damaligen Cabinetsminister Kido gegründet wurde. Jetzt sind sie über das ganze Land verbreitet, und das Zeitungslesen ist bei Hoch und Niedrig zu einer wahren Manie geworden. Der Zweck der Regierung aber ist nicht erreicht worden, da diese Zeitungen, das Beispiel der englischen Blätter in Yokohama und den anderen offenen Häfen vor Augen, nur in der Kritik alles Bestehenden ihren Beruf erblicken und dabei alle Rücksichten des Anstandes, der Autorität und Politik außer Acht lassen. Nichts ist ihnen heilig und so werden dem Volke von ihnen Ansichten entwickelt, in deren Verbreitung jede andere Regierung eine Gefahr für die öffentliche Ordnung erblicken würde. Die japanische

Regierung legt in dieser Beziehung eine ganz unbegreifliche Gleichgiltigkeit an den Tag; zwar hat sie Preßgesetze erlassen, die den Anschein der Strenge haben, ihre Anwendung ist aber thatsächlich auf persönliche Verläumdungen der Beamten beschränkt.

Auch für das leibliche Wohl des Volkes ist in vieler Hinsicht gesorgt worden; so hebe ich nur hervor die Communal- und Staats-Krankenhäuser und Armenhäuser, die Polizei, den Sanitätsdienst, die Verbesserung und Beleuchtung der Straßen in den Städten u. s. w.

Volkswirthschafts-Politik der Regierung.

Indem die Regierung bei der Definition des Staatszweckes die Auffassung der civilisirten Nationen sich zu eigen gemacht hat, hat sie gleich bei ihrem Entstehen angefangen, der Entwickelung der Volkswirthschaft ihre Hauptaufmerksamkeit zuzuwenden. Doch hat sie ihre Aufgabe nicht recht verstanden. Anstatt sich darauf zu beschränken, durch zweckmäßige Einrichtungen die freie Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte zu fördern, hat sie dieselben selbst entwickeln wollen. Sie vermeinte, indem sie industrielle Unternehmungen in's Leben rief, Fabriken erbaute und Handelsgesellschaften gründete, deren Muster sie in den europäischen Culturstaaten fand, das Land auf gleiche Stufe mit jenen erheben zu können und bedachte nicht, daß solche Schöpfungen einen lange und sorgfältig vorbereiteten Boden verlangen, daß überhaupt der Sinn und das Verständniß für Handel und Industrie im Volke nur langsam im Laufe vieler Decennien sich entwickeln. So sind viele Millionen für Unternehmungen geopfert worden, die schon beim Beginn den Keim des Todes in sich trugen, und die Entwickelung der einzelnen ist nur gehemmt worden. Ich habe vorher auf die Unselbständigkeit und Unterwürfigkeit der Bürger und Bauern aufmerksam gemacht; auf diese rechnet die Regierung bei ihren volkswirthschaftlichen Experimenten. Rief der Präfect die Kaufleute seines Kreises zusammen und stellte ihnen vor, daß das Genossenschaftswesen es sei, welches dem Handel und der Industrie in Europa und Amerika einen solchen Aufschwung gegeben habe, so waren sie gleich bereit, eine solche Gesellschaft zu bilden, sei es zu Handels- oder Industriezwecken, ganz wie der Präfect befahl. Auf solche Weise sind viele Kaufleute und Capitalisten zu ganz unvernünftigen Unternehmungen verleitet und um ihr Vermögen gebracht worden. Ganz verwerflich aber ist das System der Selbstwirthschaft, welches die Regierung nunmehr als das geeignetste zur Hebung der Volkswirthschaft zu betrachten scheint. Die Capitalien, die sie dazu verwendet, belaufen sich auf Millionen; aber auch keine einzige ihrer Unternehmungen, als da sind: Musterfarmen, Schaf- und Rindviehzucht, Wollen- und Baumwollenwebereien, bergmännischer Betrieb, Glashütten, Papier-, Schuh- und Indigo-Fabriken, Gerbereien u. s. w. hat bis jetzt auch nur Aussicht auf Erfolg. Zuletzt ist die Regierung ihrer ursprünglichen Absicht, durch solche Unternehmungen das

Volk zu eigenem Handeln aufzumuntern, nicht mehr treu geblieben, sondern verfolgt dabei auch Finanzzwecke. Manche industriellen Unternehmungen könnten für Private sehr rentabel sein, z. B. chemische Fabriken; aber die zu fürchtende Concurrenz der Regierung schreckt von jedem Versuch ab.

Die natürlichste Bestimmung Japans als Agriculturstaat hat die Regierung bis jetzt nicht erkannt. Nur ein Zehntel der Bodenfläche ist bebaut, in der gebirgigen Schweiz dagegen mehr als die Hälfte. An müßigen Arbeitskräften ist Ueberfluß und mit wenigen Mitteln könnte Vieles geleistet werden. Vor allem müßte für gute Landstraßen und Wasserwege gesorgt werden. Freilich bietet der gebirgige Charakter des Landes der Anlage von Landstraßen Hindernisse, deren Ueberwindung Hunderte von Millionen erfordern würde. Die Regierung hat deshalb der Wasser-Communication ihre Hauptaufmerksamkeit zugewendet und durch Subventionirung einer großen Dampferlinie die Küstenpunkte mit einander in Verbindung gebracht. Hierdurch sind die Verkehrsverhältnisse gegen früher, wo allein die langsamen unsichern Djunken den Küstenverkehr vermittelten, allerdings sehr verbessert, aber da die erwähnte Dampfschifffahrtsgesellschaft ohne Concurrenz ist und somit die Frachtsätze beliebig hochstellen kann, so ist der Verkehr immer noch sehr gedrückt. Seine rechte Entwickelung würde er finden, wenn die Regierung auch ausländischen Schiffen die Cabotage gestattete und so den Segelschiffen die Theilnahme am Verkehr möglich machte. Dieses billige Beförderungsmittel findet in Japan fast gar keine Anwendung, da es an tüchtigen, einheimischen Kapitänen mangelt. Dampfer zählt die Handelsmarine einige achtzig. Die Zahl der Segelschiffe, meistens kleine Schooner, füllt keine zwei Dutzend.

Sonst hat die Regierung für das Verkehrswesen viel gethan, als durch Anlage von Eisenbahnen und Telegraphen, deren Drähte den größten Theil des Landes überspannen, durch Beleuchtung der Küsten und Einrichtung eines vorzüglichen Postdienstes.

Finanzen.

Ueber die Lage der japanischen Finanzen gehen die Ansichten unter den Japanern sowohl, wie unter den Ausländern sehr auseinander; die einen fassen sie als äußerst günstig auf, die anderen wollen schon Symptome der Zerrüttung an ihnen bemerken. Die Wahrheit wird auch hier in der Mitte liegen. Aeußerlich jedenfalls erscheint das Finanzwesen ziemlich geordnet; die Regierung ist bisher allen ihren Verpflichtungen pünktlich nachgekommen; Beamte und Soldaten erhalten regelmäßig ihren Gehalt, Beraubung des Staatsschatzes durch die Beamten, und Verschwendung des Hofes, zwei Uebel, woran alle orientalischen Staaten leiden, sind in Japan nicht zu beklagen. In den leitenden Kreisen herrscht Ehrlichkeit, die Hofhaltung ist weit entfernt von Luxus und Pracht.

Eine eingehende Beurtheilung der Finanzverhältnisse ist unmöglich, da

ihre bisherige Geschichte nur in dunklen, unbestimmten Umrissen bekannt ist. Zwar sind seit dem Jahre 1870 wiederholt officielle Mittheilungen über den Stand der Finanzen in die Oeffentlichkeit gelangt, und seit 1875 werden gesetzmäßig alljährlich die Etats für das kommende Jahr mit einer Uebersicht der wirklichen Einnahmen und Ausgaben für das vergangene vom Finanzminister bekannt gemacht; allein diese Aufstellungen sind so verworren und voll von Fehlern und Ungenauigkeiten, daß sie eine sichere Basis für die Untersuchung nicht bieten.

Das Budget dieses Jahres veranschlagt die Einnahmen und Ausgaben auf 53 Millionen Yens. Die Gesammtsumme der öffentlichen Schuld beträgt 375 Millionen, wovon 12½ Millionen für fremde Anleihen. 255 Millionen sind durchschnittlich mit 6% verzinst, während 120 Millionen zinsloses Papiergeld darstellen. Diese Schulden hofft der Finanzminister in 28 Jahren zu tilgen, indem er dazu von den jährlichen Einnahmen mindestens ca. 22 Millionen bestimmt. Diese Tilgung ist an und für sich nicht unmöglich, nur dürfen keine Bürgerkriege dazwischen kommen, die die Oekonomien der vergangenen Jahre wieder verschlingen würden. Daß die Einnahmen in den nächsten Jahren vergrößert werden können, ist unter den obwaltenden unbefriedigenden volkswirthschaftlichen Verhältnissen nicht zu erwarten; der Grundbesitz, welcher drei Viertel sämmtlicher Steuern aufbringt, bedarf im Gegentheil der Entlastung.

Als die Regierung die Erbschaft der Taikune übernahm, bestand eine consolidirte öffentliche Schuld nicht; ich habe aber früher bereits auseinander gesetzt, daß die Fürsten in Folge des Restaurationskrieges durchaus verschuldet und alles Baargeld aus ihren Territorien verschwunden war. Die Regierung übernahm die Verpflichtungen derselben, die sich auf circa 50 Millionen beliefen. Rechnet man 190 Millionen hinzu, welche zur Ablösung der Jahrgehälter der Fürsten und Samurais verwendet wurden, so ergiebt sich, daß die Liquidation des Feudalwesens 240 Millionen gekostet hat. Es bleiben somit nach Abzug dieser Summe von der Gesammtschuld 135 Millionen, welche der zehnjährigen Verwaltung der kaiserlichen Regierung zur Last fallen. Vieles allerdings ist hiervon für die vorher geschilderten volkswirthschaftlichen Experimente nutzlos ausgegeben worden, im Allgemeinen aber kann die Höhe dieser Schuld nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß die Regierung mehrere Rebellionen niederzuwerfen hatte, wovon die der Satzumaner, allerdings die bedeutendste von allen, allein 42 Millionen kostete, daß sie neben all' den volkswirthschaftlichen Einrichtungen, wovon die vorzüglicheren an betreffender Stelle aufgezählt wurden, eine ganz nach europäischem Muster organisirte Armee von circa 30,000 Mann mit Arsenalen und Magazinen und eine kleine aber treffliche Flotte mit Docks und Werften schuf; daß sie eine große Steuerreform durchführte, die in den ersten Jahren mit großen Ausfällen in den Einnahmen verbunden war.

Bedenklich im höchsten Grade ist die Thatsache, daß in Folge des jahre-

langen Ueberwiegens der Einfuhr über die Ausfuhr alles Metallgeld aus dem Lande verschwunden und Papiergeld das einzige Umlaufsmittel ist. Die von der Regierung ausgegebene Summe beträgt 120 Millionen, außerdem aber circuliren noch etwa 40 Millionen Banknoten, wofür Staatspapiere bei der Regierung als Deckung hinterlegt sind. Der Umstand, daß Papiergeld, welches früher Pari und darüber stand, seit einigen Monaten, wahrscheinlich in Folge der inzwischen stattgefundenen Emission von Banknoten und vielleicht auch wegen des Darniederliegens des Exporthandels, auf 13% Disconto gesunken ist, muß jedenfalls als ein Beweis gelten, daß die Emission das Maß der Erträglichkeit bereits überschritten hat.

Das Verhalten zum Auslande.

Schon bei der Schilderung der inneren politischen Verhältnisse hatte sich Gelegenheit gefunden, auf die Stellung der Regierung zum Auslande näher einzugehen. Haß gegen die Fremden, wenn er überhaupt jemals bestanden hat, ist unter dem Volke nicht mehr vorhanden; keine der bestehenden politischen Parteien ist gegen sie gerichtet, Volk und Regierung sind sich vielmehr gleich sehr bewußt, daß ihnen der Verkehr mit dem Auslande bereits zu einem dringenden Bedürfniß geworden ist. Nur ein Moment stört diesen Verkehr und muß ihn auf die Dauer ganz unerträglich machen, nämlich die Exterritorialität der im Lande lebenden Ausländer. — Als vor zwanzig Jahren die ersten Verträge geschlossen wurden, war nur ein beschränkter Verkehr in Aussicht genommen, dem entsprechend die Fremden nur in gewissen Hafenstädten, innerhalb bestimmter Grenzen wohnen und Handel treiben durften. Auf diese Voraussetzungen war auch das Privilegium der Exterritorialität gegründet. Aber die politische und sociale Umgestaltung, deren Impuls die Ankunft der Fremden gegeben hatte, hat die Verhältnisse durchweg geändert. Zuerst nur gezwungen in den Verkehr mit dem Auslande eintretend, haben Regierung und Volk das Verständniß für denselben jetzt gefunden; sie wünschen ihn soviel als möglich zu entwickeln und die enge Sphäre, worin die Verträge von 1858 ihn gebannt, zu erweitern. Der freie ungehinderte Verkehr mit dem Auslande ist die Bedingung ihrer weiteren Entwickelung geworden. Ueberall aber tritt die Exterritorialität ihren Wünschen hindernd entgegen. Sie macht es unmöglich, die Fremden, wie es ihr und der Japaner Interesse fordert, in das Innere einzulassen, ihre Capitalien für Ausbeutung der Bergwerke und des Bodens zu gewinnen, oder ihnen selbst letztere zur Bearbeitung zu überlassen. Diese die volkswirthschaftliche Entwickelung hemmende Wirkung der Exterritorialität wird von den Japanern besonders bitter empfunden; auf der andern Seite muß die Thatsache, daß Staaten, welche auf derselben oder einer noch niederen Stufe der Entwickelung stehen, wie die central- und südamerikanischen Republiken oder sogar die Negerrepublik Hayti, die volle Justizhoheit besitzen, das nationale Bewußtsein stark verletzen. Allerdings

macht der Zustand der japanischen Justiz das Aufgeben unserer exterritorialen Rechte für den Augenblick unmöglich, aber bei ihrer Ausübung sollte billiger Weise an Stelle der bisherigen strengen Consequenz eine gewisse Mäßigung treten. Unter keinen Umständen darf das exterritoriale Privileg zur Folge haben, daß die Regierung außer Stand gesetzt ist, ihren Quarantaine- und Jagd-Vorschriften bei den Fremden Achtung zu verschaffen, oder daß sie geschehen lassen muß, daß fremde Zeitungen in Japan die Zustände und Sitten des Landes, oder die Handlungen hoher und höchster Personen in beleidigender und roher Weise kritisiren. Es würde ganz unbedenklich sein, Japan die Polizeigewalt über die Fremden zurückzugeben; werden auch Ausschreitungen Seitens der niederen Beamten im Anfang unausbleiblich sein, so kann man doch aus dem bisherigen Verhalten der Regierung die Ueberzeugung schöpfen, daß sie im Allgemeinen mit Schonung ihre Rechte ausüben und Alles thun wird, um Conflicte zu vermeiden. Auch ließe sich vielleicht ein Modus finden, der gestattete, den Japanern die Jurisdiction in Handelssachen zu bewilligen; so nämlich, daß Streitigkeiten zwischen Einheimischen und Ausländern von einem Richtercollegium entschieden würden, in welchem der Präsident ein Japaner, die Beisitzer Mitglieder der von den Fremden in den offenen Häfen gegründeten Handelskammern wären. Die Usancen, welche sich im Laufe der Jahre in der ausländischen Kaufmannswelt Japans und Chinas gebildet haben, würden in vielen Fällen genügen, den Mangel geschriebener Gesetze auszufüllen, tüchtige Advocaten würden die Richter mit ihrer Rechtskenntniß unterstützen. So wäre ein Keim gepflanzt, aus dem sich mehr entwickeln könnte, und eine Einrichtung geschaffen, die jedenfalls besser wäre, als die Gerichtshöfe der kaufmännischen Consulate.

Die von den Japanern angestrebte Zoll-Autonomie müßte ihnen aus Billigkeitsrücksichten zwar zugestanden werden, im Interesse des Handels aber liegt es, vorläufig noch den Rechtsstandpunkt der Verträge beizubehalten. Denn die augenblicklich maßgebende Volkswirthschaftspolitik würde sie zu Maßregeln bestimmen, die den Ruin alles Handels in kurzer Zeit zur Folge haben würden. Die Regierung hat sich nämlich in den Gedanken hineingelebt, daß sie durch Prohibitiv-Zölle die einheimischen Industrien mit den ausländischen concurrenzfähig machen und so dem Abfluß des Baargeldes ein Ziel setzen könne. Alle diese Industrien aber, worauf sie ihre Hoffnung setzt, sind künstliche und bis jetzt nur durch Staatssubvention im Gang gehalten worden; keine einzige hat eine solche Entwickelung erreicht, daß der Zollschutz ihr Nutzen bringen könnte.

Die religiöse Toleranz.

Für die humane und aufgeklärte Politik der Regierung, sowie für die Civilisation des Volkes liefert den besten Beweis die jetzt allgemein herrschende Duldung der christlichen Religion. Bekanntlich wurde dieselbe von dem Gründer des Taikunats, Jyegassu, 1606 verboten. Ihre Anhänger, deren

Zahl zwei Millionen betragen haben soll, mußten ihren Glauben abschwören; die fremden Priester wurden ausgetrieben, wiederholte Versuche derselben, wieder einzudringen, mit dem Tode bestraft. Hundert fünfzig Jahre hindurch schien jede Spur des Christenthums erloschen, bis plötzlich 1867 die Kunde in die Oeffentlichkeit drang, daß die Regierung in den südlichen Theilen des Landes eine Anzahl Leute habe verhaften lassen, weil sie dem christlichen Glauben anhingen. In der That stellte sich in der Folge heraus, daß in jenen Theilen des Landes mehrere Gemeinden den christlichen Glauben, wenn auch in entarteter Form, aus jener Zeit bewahrt hatten; und es scheint, daß die französischen Missionare zu Nagasaki von ihrer Existenz Kenntniß erlangt und Beziehungen mit ihnen angeknüpft hatten. Die Verfolgung dieser Leute war das Werk der Hofadligen, die, wie ich bei der Schilderung der Vorgänge der Restauration anführte, gerade um jene Zeit beim Taikum großen Einfluß erlangt hatten. Gleich nach des Letzteren Sturz wurden im Juni 1868 auf Betreiben eben dieser durch Fremdenhaß und Fanatismus geleiteten Partei viertausend Christen zur Deportation auf wüste Inseln verurtheilt; es gelang aber den Vorstellungen der fremden Mächte, die Ausführung dieser Maßregel längere Zeit aufzuhalten, bis auf einmal im Januar 1870, als es schon schien, daß die Regierung die Sache auf sich beruhen lassen wolle, über drei Tausend Christen aus ihren Dörfern in der Nähe von Nagasaki weggeführt und in verschiedene fürstliche Territorien zur Strafarbeit vertheilt wurden. Alle Anstrengungen der fremden Vertreter halfen nichts, die Regierung nahm ihre Anordnungen nicht zurück. Aber nach und nach wurden die culturfeindlichen Elemente aus der Regierung verdrängt, und als seit 1871 der Sieg der jungjapanischen Partei entschieden war, da kamen auch in Betreff der Christenfrage humanere Anschauungen zur Geltung. Ohne daß von irgend einer Seite ein Druck wäre ausgeübt worden, nahm die Regierung im Sommer 1872 jenen Verbannungsbefehl zurück und gestattete den Christen die Rückkehr in die Heimath. Seitdem legt die Regierung, obschon das Verbot des Jyegassu formell nicht zurückgenommen ist, der Ausbreitung des Christenthums thatsächlich keine Hindernisse mehr in den Weg. Viele Lehrerstellen in ihren Schulen zu Yedo, Osaka und Kiyoto sowie im Innern waren bisher von protestantischen Missionaren besetzt; die katholischen, protestantischen und russisch-griechischen Geistlichen haben in Yedo und Osaka außerhalb der Grenzen, innerhalb welcher die Fremden wohnen müssen, Kirchen und Bethäuser errichten dürfen; in ihren Schulen und Pensionaten werden viele Hunderte von japanischen Kindern unterrichtet; viele Japaner sind bekehrt oder wohnen ihren Andachtsübungen bei. Die Protestanten zählen etwa 1500 Anhänger in 15 Gemeinden; die russisch-griechische Kirche soll in Hakodate, in den nördlichen Provinzen und in Yedo 5000 Mitglieder haben, und die französischen Missionare geben die Zahl der Anhänger ihres Bekenntnisses auf 12000 an.

Unter dem Volke besteht keinerlei religiöser Fanatismus, nur die An-

hänger der Sinto-Lehre, jene Schwärmer für das Alterthum, zeigten, als sie für einige Zeit zu politischem Einfluß gelangt waren, Neigung dazu; die budhistische Religion endlich ist ihrem Wesen nach duldsam. Aber manche ihrer Secten haben, besonders im Süden viel Einfluß über das Volk, und ihre Priester wissen aus der Opferwilligkeit der Gläubigen jährlich große Summen zu ziehen. Bisher haben die christlichen Missionare sich enthalten ihnen entgegen zu arbeiten, eine Aufgabe dieser Reserve aber würde unzweifelhaft das Ende des religiösen Friedens zur Folge haben. Dies ist auch der eingestandene Grund, weshalb die Regierung Bedenken trägt, das Verbot des Iyegassu offen zurückzunehmen.

Indem ich hiermit die Schilderung der staatlichen und socialen Entwickelung schließe, will ich nur noch hinzufügen, daß in den letzten Wochen Anzeichen dafür sprechen, als versuche die Regierung die Führer der Opposition, Soyedjima und Itagaki, zum Wiedereintritt zu bestimmen. Jedenfalls würde das Vertrauen des Volkes zu ihr sehr erstarken und dem Lande die Aussicht auf dauernde Ruhe erwachsen, wenn sie sich entschließen wollte, ihre Exclusivität ganz aufzugeben und tüchtige Männer aus allen Theilen des Landes zur Theilnahme an der Staatsleitung zu berufen.

Tokyo, im November 1878.

Bibliographie.

Karl Hirsche, das projectirte Lessing-Denkmal auf dem Hamburger Gänsemarkt — soll es ein genrehaftes Sitzbild des Hamburger Dramaturgen oder ein monumentales Standbild des deutschen Geisteshelden sein? Eine kunstkritische Zeitstudie über Professor Schaper's Denkmals-Entwurf. 8. 123 S. Hamburg, 1879, Hoffmann und Campe *M.* 2. —

Der nicht sehr geschmackvolle Titel der vorliegenden Schrift kennzeichnet zur Genüge ihre Tendenz: sie richtet sich gegen die beabsichtigte Ausführung von Schaper's preisgekröntem Modell zu einem Lessing-Denkmal, das Lessing sitzend darstellt, aber sicherlich zu den eindrucksvollen Schöpfungen der neuesten Denkmals-Plastik gehört. Dem Verfasser, ein Nachfolger Melchior Goeze's im Hauptpastorate der Hamburger St. Catharinenkirche, ist die Frage „in ihrem eigentlichen Kerne keine Kunst- sondern eine Geschichts- und Herzensfrage." Es gewinnt jedoch hin und wieder den Anschein, als lägen dieser, zu so energischem Ausdruck gelangten und mit so unverhältnißmäßig großem Apparat arbeitenden Gegnerschaft auch andere Motive zu Grunde, welche die Herzensfrage im Sinne einer Personenfrage umgestalten.

Max Perty, Erinnerungen aus dem Leben eines Natur- und Seelenforschers. 8. VIII und 486 S. mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich. Leipzig, 1879, C. F. Winter.

Der bekannte Anthropolog und Verfasser des weitverbreiteten Buches „die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur, einer Art Apologie des Spiritismus „verfolgt durch dieses Buch keine andere Tendenz" als die, ein möglichst treues Bild von sich zu entwerfen, wie auch manche Maler also gethan haben. Er weiß wohl, daß der vortreffliche Physiolog Johannes Müller dem Professor Osensee geantwortet hat, als dieser sich für sein Werk Müllers Biographie ausbat: „vom Leben eines Gelehrten sei außer seinen Schriften nichts zu bemerken, als sein Geburts- und Sterbejahr — aber er glaubt doch, daß es außer der gelehrten Arbeit auch noch andere Seiten hat, die der Betrachtung und Darstellung werth sind und daß aus jenen allein ein menschliches Individuum nicht erkannt werden könne, weshalb Müller's Fassung etwas zu eng und abstract erscheint." Nun, treu mag das Bild sein, welches der vielfach verdiente Gelehrte von sich entworfen hat, aber gut gemalt ist es nicht. Als schriftstellerische Leistung sind diese „Erinnerungen" durchaus unzulänglich: eine einfache Aneinanderreihung in chronologischer Folge aller möglichen Erlebnisse, die für den Verfasser und ihm Nahestehende werthvoll und vielleicht auch interessant sein mögen, aber kaum geeignet sind, das Interesse weiterer Kreise zu erregen. Der zukünftige Geschichtsschreiber der deutschen Cultur unserer Zeit wird vielleicht aus den tagebuchartigen Aufzeichnungen des Verfassers das Eine oder Andere mit Vortheil benützen und der unbefangene Leser wird an einzelnen geistreichen Beobachtungen des Verfassers seine Freude haben können, besonders sofern Perty's Verkehr mit zeitgenössischen Gelehrten in Betracht kommt, aber eine Bereicherung der Memoirenliteratur bedeuten sie nicht. Das Buch bietet z. B. auf sieben Bogen eine mit kurzen biographischen Notizen und Charakteristiken begleitete Aufzählung berühmter oder verdienter Personen des 19. Jahrhunderts und der in dasselbe fallenden „Vorgänge in der Natur," als, wie es uns scheinen will, an

dieser Stelle oder doch in der von Perty beliebten Form ganz Ueberflüssiges, wenn der Verfasser auch in der Vorrede den Nachweis der Nothwendigkeit dieser Excurse versucht. Die Mittheilungen Perty's über „das innere Leben" bilden den einzig interessanten Theil des Buches und dieses Theiles wegen ist es nicht ganz zu bedauern, daß der 75jährige Verfasser die Veröffentlichung des Buches nicht unterlassen oder vielleicht gewandteren Händen überlassen habe.

Helene von Racowitza, geb. von Dönniges, meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle. 6. Auflage Kl. 8. 188 S. Breslau, 1879, S. Schottlaender *M.* 3. geb. *M.* 4. —

Alle Welt weiß, welche verhängnißvolle Rolle Helene von Dönniges im Leben des geistvollen Ferdinand Lassalle gespielt hat. Bis jetzt hatten über das tragische Schlußkapitel im Dasein Ferdinand Lassalles nur dessen Freunde und naturgemäß einseitig berichtet. Aus dem Becker'schen Buche hatte man nur diese eine Seite kennen gelernt, von der andern, die durch die Verhältnisse in einen Gegensatz zu Lassalle gebracht worden war, hatte keinerlei Veröffentlichung stattgefunden. Jetzt hat Frau von Racowitza, die Hauptbetheiligte, das Wort ergriffen. Diese Schrift wirkt nicht wie eine tendenziöse Vertheidigung und eine advocatorisch spitzfindige Rechtfertigung des nicht zu Rechtfertigenden. Sie wirkt vielmehr wie eine einfache wahrhafte Darstellung des Sachverhalts. Alle, die Ferdinand Lassalle persönlich gekannt haben, und es leben derer ja noch genug, müssen zugeben, daß die Worte, die die Verfasserin ihm in den Mund legt, die Handlungen, die sie von ihm mittheilt, durchaus den Eindruck des Glaubwürdigen machen. Die Persönlichkeit dieses merkwürdigen Mannes ist wohl niemals echter geschildert worden, als von dieser klugen, scharf beobachtenden Frau, die ihn unter den eigenthümlichsten Situationen allerdings am besten kennen zu lernen und am besten zu studiren Gelegenheit gehabt hat. Diejenigen, welche in den Aufzeichnungen der Frau von Racowitza eine sogenannte „pikante Lectüre" und recht viel Skandal zu finden hoffen, werden bitter enttäuscht werden. Das Buch ist durch und durch decent, mit feinem Takt, geistvoll und mit überraschender Correctheit geschrieben, dabei in der Anlage und Composition so geschickt und fertig, daß man nirgends die literarische Anfängerin erkennt. Man würde demnach dem Buche großes Unrecht zufügen, wenn man es zur sogenannten Skandalliteratur zählen wollte. Es ist ein literarisch und psychologisch werthvoller Beitrag zur Charakteristik eines der interessantesten Männer unserer Zeit.

Robert Prölß, Beiträge zur Geschichte des Hoftheaters in Dresden in actenmäßiger Darstellung. Lexikon-Format. XVI und 230 S. Erfurt, 1879, Fr. Bartholomäus.

„Die nachstehenden Mittheilungen sind theils als Ergänzungen meiner „Geschichte des Hoftheaters in Dresden" anzusehen, für die sich in dieser der entsprechende Raum nicht darbot, theils mögen sie zur Begründung verschiedener darin ausgesprochener Urtheile dienen." Beide Zwecke erfüllt das Buch in vollem Maße, es ist aber auch abgesehen von diesem Zusammenhange mit dem älteren, umfangreicheren Werke ein ebenso interessanter wie werthvoller Beitrag, nicht nur zur Geschichte des Dresdener Theaters, sondern mehr noch zur Psychologie des Schauspielers. In diesem Sinne sind ganz besonders die mitgetheilten Correspondenzen zwischen den verschiedenen Devrients (Wilhelmine Schröder-Devrient, Emil, Eduard und Karl) und den betreffenden Intendanten des Hoftheaters von unschätzbarer Bedeutung: sie sind ebenso lehrreich, wie ergötzlich und — abstoßend. Nicht minder interessant ist die auf wirklich abgedruckte Documente sich stützende Darlegung des Verhältnisses von Richard Wagner zum Hoftheater. Der Abschnitt „Aus der Verwaltung des Generaldirectors Wolf Adolph von Lüttichau. 1824—1862", ergänzt das Bild einer Persönlichkeit, welche in der Geschichte des „schauspielerischen Virtuosenthums" als schwankendes Charakterbild erscheint. Zu bedauern ist, daß dem Buche kein Register beigegeben ist; für das ungewöhnliche Format scheint eine innere Nothwendigkeit nicht vorgelegen zu haben. — Das Ganze ist eine sehr dankenswerthe Leistung.

Siegfried Samosch, italienische und französische Satiriker. (Boccaccio. Parini. Giuseppe Giusti. Paolo Ferrati. — Rateboeuf. Jean de Meung. Villion. Rabelais. — André Chénier. Henry Murger.) 8. 144 S. Berlin 1878, B. Behr's Buchhandlung.

In gewählter Form und auf eingehendster Kenntniß der italienischen und

französischen Literatur beruhende Studien über die auf dem Titel genannten literarischen Charaktere.

Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano, nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von G. von Loeper. 8. LI u. 214 S. Berlin 1879, W. Hertz. M. 6.

Der besondere Werth dieser Sammlung besteht in der ersten Veröffentlichung eines Briefes von Bettina an Goethe und von 14 Briefen desselben an Bettina. Doch der Vergleich der letzteren mit den von Bettina in dem „Briefwechsel mit einem Kinde" abgedruckten läßt die angeblich von Bettina begangenen Fälschungen der Goethe'schen Briefe in einem wesentlich anderen, milderen Lichte erscheinen. Bettina hatte freilich nicht den Wortlaut dieser Briefe, aber in der Hauptsache doch den Geist derselben wiedergegeben, so daß durch die Feststellung dieser Thatsache dem „Briefwechsel mit einem Kinde" eine viel größere literarische Bedeutung beizumessen, als bisher im Allgemeinen angenommen worden ist. Auch von dem Vorwurfe, Bettina habe Goethe'sche Sonette als eigene Dichtungen ausgegeben, reinigt der vorliegende Briefwechsel die merkwürdige Frau, indem er beweist, daß Goethe hier (wie auch in anderen erwiesenen Fällen) einzelne ihrer Briefe „in Gedichte übersetzt" habe. Zum ersten Male erscheint hier auch Goethe's Dichtung „des Künstlers Vergötterung" und seine „Uebersetzung des hohen Liedes." Die Arbeit des Herausgebers: die Herstellung der Chronologie der Briefe, deren Erläuterung in ihren Beziehungen auf Personen und Dinge, die Charakteristik von Sophie Laroche und die Erörterung der Beziehungen Bettina's zu Goethe, ist mustergiltig wie Alles, was der hochverdiente Herausgeber auf dem Gebiete der Goetheforschung geleistet hat. Die Ausstattung ist nobel.

Portraitkatalog. Verzeichniß einer reichhaltigen Sammlung von ungefähr 3000 seltenen und schönen Portraits zur Geschichte der Literatur, der Musik und des Theaters, welche von E. H. Schröders Kunsthandlung in Berlin zum Verkauf gebracht werden. (Portraitkatalog 5. Heft.) Ausgegeben am 1. Mai 1879. 8. 62 S. M. — 50.

Conrad Kraus, das Eckhaus an der Albanskirche. Eine historische Erzählung aus den letzten Tagen von Kur-Mainz. 8. III u. 242 S. mit 30 Original-Illustrationen von Wilh. Ohaus, in Holz geschnitten von Emil Singer. Mainz, 1879, Fr. Kirchheim.

Die Zeit Friedrich Karls, des letzten Kurfürsten von Mainz, bietet dieser spannenden und an psychologischem Detail reichen Erzählung den historischen Untergrund. Das lebhafte culturgeschichtliche Localcolorit verleiht dem Buche einen eigenthümlichen Reiz, stark genug, um dem Leser über gewisse Seiten hinwegzuhelfen, deren dichterische Wirkung durch den kirchlichen Standpunkt des Verfassers unnöthigerweise beeinträchtigt wird. Daß „das Eckhaus an der Albanskirche" durch die glückliche Sicherheit, mit der der Verfasser nicht nur den Localton getroffen hat, von den Aeußerungen eines localen Patriotismus begleitet ist, erscheint selbstverständlich und vervollständigt noch mehr die Aehnlichkeit zwischen den dichterischen Erscheinungen des Verfassers und Franz Trautmanns, des Bayern. Diese Hervorhebung soll dem vorliegenden Buche ein ernstgemeintes Lob bedeuten.

Fr. Kreyssig, Geschichte der französischen Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit, für die oberen Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. 5. Auflage, vielfach verbessert und vermehrt unter Mitwirkung von F. Lamprecht. 8. XII u. 410 S. Berlin 1879, Nicolai. M. 6.

Johs. Scherr, 1870—1871. Vier Bücher deutscher Geschichte. 2. Band. (Drittes Buch: Straßburg. — Metz. — Paris. Viertes Buch: Orleans. — Belfort. — Versailles. 8. 444 S. Leipzig 1879, O. Wigand.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Band 9. — Juni 1879. — Heft 27.

Einladung zum Abonnement.

Mit dem nächsten Juli-Heft beginnt der zehnte Band (Juli, August, September) von

„Nord und Süd“

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben von 13

Paul Lindau.

Preis eines Bandes (3 Hefte mit je einer Kunstbeilage) 5 Mark.

Bestellungen

werden in allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen jederzeit entgegengenommen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Die verehrlichen Abonnenten, welche „Nord und Süd“ durch die Post beziehen, werden ersucht, ihr Abonnement für das III. Quartal (Juli/September) 1879 gefälligst umgehend zu erneuern, damit in der Zusendung der Hefte keine Unterbrechung eintritt.

MAGAZIN für die LITERATUR des AUSLANDES

Begründet von Joseph Lehmann

48ter Jahrgang 1879.

Wöchentlich 2 Bogen in gr. 4°. Preis vierteljährlich Mark 4. Das *Magazin* wird auch ferner seinem Programm getreu sich *hauptsächlich den literarischen Bewegungen des Auslandes* widmen und sich mit der deutschen Literatur *nur* in ihren Beziehungen zum Auslande beschäftigen. Neben der *französischen* und *englischen* Literatur wird nun auch den *andern europäischen* und *ausser-europäischen Literaturen* der gebührende Raum im « Magazin » eingeräumt werden, so dass es als ein *Spiegelbild der literarischen Entwickelung aller gebildeten Nationen* gelten darf. Zusendungen an die Redaction werden durch die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung erbeten. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Abonnements an. *Probe-Nummern versendet auf Verlangen* die Verlagshandlung **Wilhelm Friedrich**,

Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

BAD HOMBURG

[84-86] eine halbe Stunde von Frankfurt a/M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs**, auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht**, **Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder**.

Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwässer.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit seinen reichausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes und Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle.

Von

Helene von Racowitza,

geb. v. Dönniges.

Sechste Auflage.

Elegant broschirt M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

☞ Von diesem so hochinteressanten Buche wurden in wenigen Tagen **viele Tausend** Exemplare verkauft, und spricht diese Thatsache für die Bedeutung des Werkes wohl mehr als jede weitere Anpreisung.

Secunden-Bilder.

Ungereimte Chronik

von

Ernst Dohm.

8°. **Elegant broschirt Preis M. 3.—; fein gebunden M. 4.—**

„Secundenbilder" nennt Ernst Dohm, der weltberühmte Kladderadatsch-Gelehrte, die in den wohlgefügtesten Versen gedichtete „Ungereimte Chronik" der Jahre 1877/78. Mit Secundenschnelle und doch mit photographischer Treue ziehen die Ereignisse unserer neuesten Tagesvergangenheit an uns vorüber — und dieses bunte Bild steht in dem Rahmen jener geistsprühenden, stets witzig-treffenden, echt humoristischen Darstellungsweise Dohms, die zur Genüge in aller Welt bekannt ist und bei diesem schon an und für sich so eigenartigen Werke ohne Zweifel dazu beitragen wird, den Namen Dohms in noch weitere Kreise zu tragen — seiner humoristischen Muse noch zahlreichere Verehrer zuzuführen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die amerikanische Papierwäsche-Fabrik

von

MEY & EDLICH, LEIPZIG

fertigt die so **vorzüglichen, eleganten, soliden** und **billigen**

Kragen, Manschetten und Vorhemdchen

mit leinen-appretirtem

Stoffüberzug

für

Damen, Herren und Kinder.

TRADE-MARK TRADE-MARK

Diese mit **wirklichem Stoff-Ueberzug** hergestellten **Kragen** und **Manschetten** (also keine blossen Papierkragen) kosten **kaum** den Preis des Waschens der wirklichen Leinenwäsche, **passen besser** und **bequemer** als alle Leinenkragen und Manschetten; zeichnen sich durch ihr **vollendetes Appret** aus, welches Staub und Schweiss **schwer annimmt**, und bieten die denkbar grösste Bequemlichkeit, da man sie nach dem Gebrauch wegwirft. **Man trägt also immer neue, tadellos sitzende Kragen und Manschetten. Grösste Auswahl der Façons.**

Die Fabrik hat für **Privatleute** ein **Special-Versandtgeschäft** eröffnet, welches **an Jedermann** von einem Dutzend an gegen vorherige Einsendung der Cassa oder gegen Nachnahme versendet. Es wird nach allen europäischen Ländern expedirt.

Alle Diejenigen, welche Kragen und Manschetten tragen, sollten sich den mit über 100 Abbildungen der fabrizirten Façons versehenen Preis-Courant kommen lassen, welcher auf Verlangen von Mey & Edlich, Leipzig franco und gratis versandt wird.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Briefe sind zu richten an MEY & EDLICH, 9 Neumarkt Leipzig

Neuer Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hillebrand, K., Zeiten, Völker und Menschen. Band I. **Frankreich und die Franzosen.** 3. gänzl. umgearb. u. verm. Aufl. 8⁰. M. 6.00.

Naumann, Prof. Dr. E., **Deutsche Tondichter von Seb. Bach bis auf die Gegenwart.** 4. Aufl. 8⁰. Geh. M. 5.00, gebd. M. 6.00.
— — Pracht-Ausgabe. Mit 6 Photogr. Gr. 8⁰. Geh. M. 12.00, gebd. M. 15.00

J. Scheible's Antiquariat in Stuttgart.

Ankauf von Bibliotheken, sowie einzelnen Werken von Werth. Prompte Erledigung. Lager von ca. 250,000 Bänden; hervorragend in **literarischen Curiositäten und Seltenheiten.** Jährlich eine größere Reihe Fachkataloge, die auf Wunsch gratis und franco zu Diensten stehen. [53-56]

Bücher-Ankauf.

Grössere und kleinere Büchersammlungen kauft zu höchsten Preisen
L. M. Glogau Sohn. Hamburg.

Gegen Nachnahme.

Praktisch für Jedermann.
G. Linck's
patentirter
Serviettenhalter,
äußerst praktisch für Damen und Herren, sind versilbert à 1 M. zu beziehen von
G. Linck, Graveur in **Stuttgart.**

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1879er Frische Füllung 1879er.

Täglicher Versand seit Anfang März.

Quellen
und deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58,5° R.
Mühlbrunn . . 41° R.
Schlossbrunn . 40° R.
Theresienbrunn 48° R.
Neubrunn . . . 49° R.
Marktbrunn . . 39° R.
Russ. Kronquelle 29° R.
Felsenquelle . . 47° R.
Kaiser Karlsqu. 34° R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Digitized by Google

Ansprache des Verfassers.

Bei allen Völkern, welche eine Literatur besitzen, ist dieselbe ein Spiegel der geschichtlichen Entwicklung. — Wir finden in ihr sowol das Abbild jener Perioden, in denen große Gedanken und ein thatkräftiger Geist das Leben der Nation beseelten, wie auch derjenigen, in welchen es auf Jahrzehnte erstarrt erschien, bis die gesunde Volkskraft die Krankheitsstoffe wieder ausschied.

Erzählt uns die politische Geschichte, wie die Ahnen gekämpft und sich ihre heutige Stellung errungen haben, so die Literaturgeschichte, wie sie gefühlt und gedacht. Wir belauschen in den Werken unseres Schriftthums das häusliche und öffentliche Leben verwehter Jahrhunderte, Scherz und Ernst, Tage des Jubels, Tage der Noth und Verzweiflung, Fortschritt und Stillstand. Aber wir sehen in ihnen nicht nur den geschichtlichen Werdegang der Nation, sondern auch die ursprüngliche Fülle von Geist und Gemüth, die in unserem Volke gelebt, und jenen tiefgründenden Idealismus, der es zu allen Zeiten beherrschte, wo es in Thaten und Gedanken Großes vollbracht.

Alles, was wir unter dem gemeinsamen Namen Literatur zusammenfassen, vornehmlich die Werke unserer Dichter, ist eine Schatzkammer, voll von schönen, großen Gedanken, edlen und erhebenden Empfindungen, voll von den Schöpfungen poetischer Einbildungskraft, welches Alles wir in unserem Geiste wieder zu neuem Leben wecken sollen.

In ihnen besteht das edelste Vermächtniß unserer Vorfahren, uns nicht gegeben, damit es vermodere, sondern daß wir damit weiter arbeiten, daraus Nutzen ziehen, uns daran erfreuen und erheben, es unseren Kindern bereichert und vermehrt hinterlassen.

Diese Auffassung von dem Zweck der Literaturkenntniß hat den Verfasser bei Niederschrift des vorliegenden Buches begleitet. Es ist kein gelehrtes Werk, sondern will ein Führer sein, der gemeinverständlich für Haus und Schule das bis jetzt als sicher Begründete vorträgt.

Der künstlerische Schmuck entspricht der literarischen Gestaltung. Ein echter Künstler hat schon vor Jahren mit Ausschmückung des dem Werke zu Grunde liegenden Planes begonnen und weiter herangezogene Kräfte ersten Ranges haben an der Vollendung des Ganzen mitgewirkt.

Der Verfasser.

Die Unterzeichnete hat diesem zur Ergänzung das Nachstehende hinzuzufügen:

Es dürften wenige literarische Unternehmungen aufzuweisen sein, denen größere Wandlungen bis zu ihrem Hervortreten vorbehalten waren. Das vorliegende Werk lag schon vor zehn Jahren in einem umfassenden Plane vor, entworfen vom Chef der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung. Die nach einander für das Werk gewonnenen Schriftsteller und Schulmänner sahen sich jedoch zuerst durch dauernde Krankheit und weiterhin durch berufliche Abhaltung und Pflichten außer Stand, den übernommenen Verpflichtungen nachzukommen. Länger sich hinziehende Unterhandlungen mit Autoren, deren hervorragende Stellung als Literaturhistoriker und Kritiker dem Buche zum vornherein einen weitgehenden Erfolg gewährleistet haben würde, hat das Hervortreten des Werkes noch mehr verzögert. Diese und andere immer nur zu neuem Aufschub zwingenden Zwischenfälle hatten jedoch das eine Gute, daß es dem Illustrator des Werkes, Herrn Ludwig Burger, verstattet war, seine geistvollen Zeichnungen ohne jegliche Ueberhastung während fünf Jahren (Juni 1873 bis Ostern 1878) auszuführen und in Holzschnitt ausgeführt zu sehen; fernerhin konnte die ursprüngliche Anlage des Werkes durch den gegenwärtigen Verfasser wesentliche Veränderungen zu Gunsten des Ganzen erfahren und auch der Illustrationsplan hat sich erweitern lassen. — Neuerdings haben sich dem ersten grundlegenden Künstler hinzugesellt Herr E. v. Luttich, der geistvolle Urheber des Prachtwerkes „Deutschlands Minnesänger in Bild und Wort", sodann die Herren B. Mörlins und H. Vogel, von welchen die Mehrzahl der Original-Zeichnungen zur Illustrirten Weltgeschichte in demselben Verlage herrührt.

Illustrationen-Probe.

Anfangsvignette des Abschnitts: **Das historische Volkslied.**
Zeichnung von Ludwig Burger.

(Verlag von Otto Spamer in Leipzig.)

Subskriptions-Schein

auf

Otto von Leixner's Illustrirte Literaturgeschichte.

Pracht-Ausgabe.

In 25–30 Lieferungen (von 4–5 Bogen) à 50 Pf. = 30 Kr. Oe. W

= **Auch in etwa fünf Dreimarklieferungen beziehbar.** =

Unterzeichneter bestellt
Exemplare . des Werkes und wünscht*):
a) Zusendung jeder Lieferung nach Erscheinen;
b) allmonatlich Lieferungen auf einmal;
c) das Werk complet auf einmal, geheftet;
d) dasselbe gebunden
Betrag anbei — ist durch Postvorschuss zu erheben.

*) ***Nichtgewünschtes gefälligst zu durchstreichen.***

Name, Wohnort und Stand:

Die Zusendung wird gewünscht durch:

Digitized by Google

Um die Weiterverbreitung dieses Prospektes in nachstehenden Kreisen

Digitized by Google

Biographische Blätter aus deutscher Geschichte.

Die Bedeutung der **Geschichte** für die sittliche Erziehung des Menschen, für Erweckung der Vaterlandsliebe, für den Aufschwung zum Idealen ist allseitig zugestanden.

Dennoch beruht nicht in der Aneinanderreihung und Beschreibung der einzelnen Ereignisse, in der wenn auch noch so warmen und geschickten Darstellung der Begebenheiten des Krieges und Friedens der eigentliche Reiz und Werth der Geschichte für größere Kreise, sondern vielmehr in den *Lebensbildern* der großen Männer, — in der **Biographie**. Diese Lebensbilder, die **großen Beispiele**, — nicht die theoretischen Lehren der Geschichte — sind packend, **sie** prägen sich ein und eifern zur Nachahmung an, sie zeigen uns die Männer, welche im Denken und Handeln Hervorragendes geleistet, die Fürsten, Feldherrn und Staatsmänner, Gelehrte, Dichter und Künstler, welche für die Größe des Vaterlandes *gearbeitet* und ihre Nation auf einen höheren sittlichen Standpunkt gehoben, — diese praktischen, leibhaftigen, großen Beispiele bilden das Herz, sie veredeln den Charakter, sie spornen an zu eigner eifriger Arbeit, zu treuer Pflichterfüllung, sie wecken Vaterlandsliebe und Königstreue.

Durch die Zeichnung solcher Lebensbilder wird auch der Zusammenhang geschichtlicher Ereignisse klarer und in schärferen Umrissen hervortreten, denn die *Persönlichkeiten* auf allen Gebieten machen und bestimmen die Geschichte.

Wer wollte es leugnen, daß in unserer Zeit der Verstandesthätigkeit und der Blüthe der Intelligenz, aber leider auch des derbsten Realismus, in einer Zeit, in der Herz, Gemüth, selbstlose Pflichterfüllung und idealer Aufschwung durch Parteiinteressen, Egoismus und Gewinnsucht hart bedrängt werden, daß es *gerade* jetzt uns wohl ansteht, für die Pflege der ersteren Faktoren zu thun, was jeder vermag. Diesen Gesichtspunkten verdanken die

„Biographischen Blätter aus deutscher Geschichte"

ihre Entstehung.

Diese Blätter wollen für eigene Arbeit, Pflichttreue, nationalen Sinn, Religiosität, Liebe zum Vaterlande und Herrscherhause durch *Beispiele* wirken und kämpfen.

Diese Blätter verfolgen das Ziel, durch ihre Bearbeiter, ihre Ausstattung und ihren billigen Preis in jedem guten deutschen Hause Eingang zu finden und sich in ihrer Gesammtheit zu einer werthvollen **National-Bibliothek** zu gestalten.

Wie unsere billigen Klassiker-Ausgaben in den großen Kreisen des Volkes die Bildung erweiterten, die Empfänglichkeit und das Verständniß für hohe Gedanken, Geschmack an edlen Formen erweckten und fördern halfen, so wollen auch diese Blätter in alle Kreise des Volkes eindringen und ihr bescheidenes Theil an der nationalen Arbeit beitragen. —

Uns hierin zu unterstützen, fordern wir Jeden auf, der für sich und seine Familie mit den dargelegten Motiven zur Herausgabe der **„Biographischen Blätter aus deutscher Geschichte"** übereinstimmt.

Die Biographie ist ja keine Wissenschaft von heute; es giebt vielmehr sehr viele biographische Arbeiten. Aber alle sind nicht in das Volk derart gedrungen, wie z. B. unsere Klassiker, obgleich sie vollwerthig hierzu denselben Anspruch haben. Der Grund hierfür ist ein doppelter. Einmal war die Biographie bisher meist ein Monopol der Wissenschaft, des Gelehrtenthums; sie trat in dem Gewande der Materialiensammlung, des Archiv-Studiums, der Documente und Actenstücke auf und entzog sich hierdurch, wie durch ihren Umfang und dementsprechenden höheren Preis von Hause aus dem Eingange in größere, nicht wissenschaftliche Kreise. Andererseits scheiterte wohl mehrfach der von Einzelnen gemachte Versuch, eine Reihe von Biographien volksthümlich zu behandeln daran, daß es eben dem *Einzelnen* nicht möglich ist, sich in die verschiedenen Charaktere, ihre Arbeit und ihr Wirken derartig zu vertiefen, um das *Beste für alle und jede* Biographie zu leisten.

Die *„Biographischen Blätter"* suchen diese beiden Mißstände zu vermitteln. Sie werden von Männern geschrieben, welche das Material vollkommen beherrschen, aber welche bestrebt sind, ihre Wissenschaft dem großen Ganzen, der Nation, dienstbar zu machen und sie deshalb des gelehrten Apparates, der trotzdem eine Vorbedingung ist, entkleiden und sie in den Rahmen einer nationalen, allgemein verständlichen und anziehenden Darstellung bringen.

Die *„Biographischen Blätter"* können ihrem Endzweck nach nicht von wenigen Personen bearbeitet werden. Ihre ganze Anlage gipfelt vielmehr darin,

> daß der sach- und fachkundige Geschichtsforscher, der Biograph von Fach, seine Wissenschaft nicht nur besonderen Kreisen, sondern dem ganzen Volke nutzbar macht, daß er die geschriebenen Bände, auf wenige Bogen zusammengedrängt, **in volksthümlicher Darstellung, schlicht und recht in Wort und Sinn, unpartheiisch und wahr, fern von jeder Uebertreibung und Lobhudelei, — der ganzen Nation darbietet.**

Wenn dies geschieht, — wir haben manchen glänzenden Namen in dieser Beziehung bereits gewonnen und glauben, daß Viele unserer berühmten Biographen hier mitarbeiten werden, denn die Wissenschaft nimmt zu an Ehren durch die Erweiterung des Kreises, in welchem sie wirksam wird, — dann hoffen wir, das uns vorschwebende Ziel zu erreichen. —

Neben dem obigen Programm der „Biographischen Blätter" ergiebt sich aus der nachfolgenden Uebersicht der vorläufig in Aussicht genommenen Biographien die Anlage des Unternehmens. — Es zeigt diese vorläufige Uebersicht, daß die „Biographischen Blätter" Werth darauf legen, neben der, einen gewissen Zeitabschnitt bestimmenden oder kennzeichnenden *Persönlichkeit*, auch diesen *Zeitabschnitt* selbst und seine charakteristischen, für die

Ueberall, wo ein Zweifel entsteht, ob der Person oder den Verhältnissen mehr Rechnung zu tragen ist, wird die Person in den Vordergrund treten, es wird gezeigt werden, daß und in welcher Weise die Persönlichkeiten einen dominirenden Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse hatten.

Von lebenden Personen wird nur Kaiser Wilhelm aufgenommen werden, und zwar: 1. In seiner Ehe (Festschrift), 2. In seiner Politik (Fürst Bismarck) I. und II., 3. Als Feldherr (Graf Moltke), 4. Als Soldat und Reorganisator (Graf Roon), wodurch gleichzeitig die biographische Darstellung seiner drei Paladine und ihrer persönlichen Verdienste und Leistungen in dem Rahmen des welthistorischen Wirkens des Kaisers zur Geltung gelangt. Diese 5 Hefte bilden eine vollständig in sich abgeschlossene Geschichte der Regierung Sr. Majestät des Kaisers und werden bis zur Mitte des Jahres 1880 vollendet sein.

Die Ausstattung der „Biographischen Blätter" wird typographisch eine würdige sein. Der Preis wird die Anschaffung überall gestatten. —

G. von Glasenapp.

Biographische Blätter aus deutscher Geschichte.

Vorläufiges Programm der ersten 6 Bände.

(Vorbehaltlich etwaiger Abänderungen.)

Band 1.

Fünfzig Jahre. Eine Festschrift zum 11. Juni 1879. Von Otto von Seemen.
Kaiser Wilhelm. Zwanzig Jahre Preußischer Politik. 1858 bis 1878. I. Von Hugo Jacobi.
Kaiser Wilhelm. Zwanzig Jahre Preußischer Heeresgeschichte. 1. Der Generalstab. Von A. Frhr. von Fircks.
Kaiser Friedrich II. und die Kirchenfrage des Mittelalters. Von Dr. Otto Steinecke.
Der Große Kurfürst. Von Kaehler, Oberstlieutenant und Regiments-Commandeur.
Kaiser Wilhelm. Zwanzig Jahre Preußischer Politik. 1858 bis 1878. II. Von Hugo Jacobi.

Band 2.

Karl der Große. Von Dr. Ernst Friedlaender, Geheimer Staats-Archivar.
Derfflinger. Von Ernst Graf zur Lippe.
Friedrich der Große als Feldherr und Soldat. Von von Taysen, Major im Großen Generalstabe.
Kaiser Wilhelm. Zwanzig Jahre Preußischer Heeresgeschichte. 2. Die Armee. Von G. von Glasenapp.
Stein. Von Dr. Paul Baillen.
Ludwig I., König von Bayern. Von Dr. Karl Theodor Heigel, Secretär des Staatsarchivs.

Band 3.

Friedrich der Große und seine äußere Politik. Von Dr. Reinhold Koser.
Deutsche Philosophen. I. Kant. Von Dr. H. Klee.
Seydlitz. Von Kaehler, Oberstlieutenant und Regiments-Commandeur.
Scharnhorst. Von G. von Marées, Major im Großen Generalstabe.
Eugen von Würtemberg. Von Prof. Wilhelm Müller.

Band 4.

Deutsche Gelehrte. I.
Friedrich Wilhelm I.
Friedrich der Große und seine innere Politik.
Zieten.
Blücher.
Wrangel.

Band 5.

Götz von Berlichingen.
Friedrich der Große und seine Werke.
Deutsche Maler. (Dürer, Cranach, Holbein, Kaulbach ꝛc.)
Hardenberg.
Friedrich Wilhelm IV.
König Johann von Sachsen.

Band 6.

Hans Sachs.
Deutsche Künstler. (Cornelius, Schadow, Rauch, Schinkel ꝛc.)
Walther von der Vogelweide.
Frundsberg.
König Friedrich I.
York.

Welchen besseren Zeitpunkt und welche bessere Biographie hätten wir für das ins Leben treten der „Biographischen Blätter" wählen können, als die goldene Hochzeit unseres Kaiserpaares, ein Fest, das noch nie ein Deutsches Kaiserpaar gefeiert, ein Ereigniß, welches jeden lebenden Deutschen auffordert, den Blick rückwärts zu richten auf **„Fünfzig Jahre deutscher Geschichte"**, auf fünfzig Jahre nationaler Thätigkeit und Wirkens, auf fünfzig Jahre pflichttreuer Arbeit eines Ehepaares, das durch Geburt und eigenes Schaffen berufen und berechtigt ist, den ersten Platz einzunehmen, soweit deutsche Geschichte reicht, soweit deutsche Zunge klingt. —

Wie sich die **Ehe des Kaisers und der Kaiserin**, die am 11. Juni 1879 auf ein fünfzigjähriges einmüthiges Wirken, auf stets gemeinsame nationale Bestrebungen zurückblicken, welche sich gegenseitig stets ergänzt und gestützt haben, — wie sich die Ehe dieses Kaiserpaares, in der sich fünfzig Jahre preußischer und deutscher Geschichte wiederspiegeln, gestaltete, — dies zu schildern nach ihren bescheidenen Kräften war die **erste Aufgabe** und ist der **Ausgangspunkt** der **„Biographischen Blätter"**.

Heft I.

Fünfzig Jahre.

Seine Majestät der Kaiser Wilhelm und Ihre Majestät die Kaiserin Augusta in Ihrer fünfzigjährigen Ehe.

Eine Festschrift zum 11. Juni 1879

von

Otto von Seemen.

Mit den photographischen Portraits Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm und Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta in eleganten Holzschnittrahmen. Die Portraits sind die **besten**, welche je von Ihren Majestäten edirt wurden.

Preis des einzelnen Heftes: 2 Mark.

Der Herr Verfasser hat in dieser Darstellung in gedrängter und übersichtlicher Weise die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben unseres Kaiserpaares vorgeführt; er zeigt die gemeinsamen Beziehungen in sich und zu den hervorragendsten Zeitereignissen. Seine Arbeit stützt sich auf das **Studium der besten, bisher vorhandenen Schriften und die Benutzung einer großen Zahl bisher der Oeffentlichkeit noch nicht übergebenen Original-Quellen**, und dürfte dieselbe in solcher Weise als eine dem deutschen Volke zum 11. Juni 1879 gebotene Festschrift, wie auch als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte unseres Vaterlandes und als ein würdiger Ausgangspunkt der „Biographischen Blätter" zu betrachten sein.

Volks- und Armee-Ausgabe.

Die besondere Bedeutung des 1. Heftes der „Biographischen Blätter" (**Fünfzig Jahre**) veranlaßt uns, gleichzeitig von demselben eine **Volks- und Armee-Ausgabe** zu veranstalten, welche besonders für Schulen, für Vereine u. s. w. geeignet ist. Der Text ist derselbe der großen Ausgabe, nur sind die Photographien durch gute Holzschnitte ersetzt.

Preis des Heftes: 1 Mark.

Digitized by Google

Prospect der Verlagshandlung.

Die **„Biographischen Blätter"** erscheinen in Heften von 5—6 Bogen, in eleganter Ausstattung. Jedem Heft ist ein sehr gutes photographisches Portrait beigefügt.

Je 6 Hefte bilden einen Band, und beträgt der **Preis des Heftes**, im Abonnement auf einen Band, nur 1 M. 50 Pf. Jedes Heft bildet ein in sich völlig abgeschlossenes Ganzes und sind auch die einzelnen Hefte, soweit der Vorrath reicht, käuflich. Der Preis des einzelnen Heftes (ohne Abonnement) beträgt 2 Mk.

Das Abonnement verpflichtet immer nur auf einen Band (6 Hefte).

Alle 6—8 Wochen ist das Erscheinen eines Heftes in Aussicht genommen, so daß ungefähr alle Jahre ein Band zur Ausgabe gelangt.

Wir bitten hiernach bei Bestellungen festzuhalten:

Biographische Blätter im Abonnement auf Band 1 (6 Hefte) à Heft 1 Mark 50 Pf. (Heft 1: **Fünfzig Jahre** von **Otto von Seemen**).

Im Einzelkauf: **Fünfzig Jahre** von **Otto von Seemen.** Heft 1 der Biographischen Blätter mit den photographischen Portraits. Im Einzelverkauf 2 Mark.

do. **Fünfzig Jahre** von **Otto von Seemen. Volks- u. Armee-Ausgabe.** Mit den Holzschnitten à 1 Mark.

„MILITARIA",
Verlags-Buchhandlung für Militär-Literatur.
Berlin W., Blumenthalstraße 10.

Unterzeichneter wünscht

zur Ansicht zu erhalten, mit der Verpflichtung, nicht convenirenden Falls in 14 Tagen zu remittiren.

Große Ausgabe. Fünfzig Jahre von Otto von Seemen. Mit den Photographien. Preis 2 Mark.

Volks- und Armee-Ausgabe do. Mit den Holzschnitten. Preis 1 M.

Unterschrift: Ort:

Gefl. nach vollzogener Unterschrift abzuschneiden und zu senden an die

Verlags-Buchhandlung „Militaria", Berlin, W. Blumenthalstr. 10.

☛ Gefl. nach vollzogener Unterschrift abzuschneiden und zu senden an die
Verlags-Buchhandlung „Militaria", Berlin, Blumenthalstr. 10.

Unterzeichneter subscribirt hierdurch auf
Band 1 (Heft 1—6)

Biographische Blätter

Herausgegeben von
G. von Glasenapp.

Band 1. (Juni 1879 bis April 1880.)

Fünfzig Jahre. Eine Festschrift zum 11. Juni 1879. Von Otto von Seemen.
Kaiser Wilhelm. Zwanzig Jahre Preußischer Politik. 1858 bis 1878. I. Von Hugo Jacobi.
Kaiser Wilhelm. Zwanzig Jahre Preußischer Heeresgeschichte. 1. Der Generalstab. Von A. Frhr. von Fircks.
Kaiser Friedrich II. und die Kirchenfrage des Mittelalters. Von Dr. Otto Steinecke.
Der Große Kurfürst. Von Kaehler, Oberstlieutenant und Regiments-Commandeur.
Kaiser Wilhelm. Zwanzig Jahre Preußischer Politik. 1858 bis 1878. II. Von Hugo Jacobi.

Unterschrift: Ort:

☛ Subscriptionspreis (im Abonnement auf 6 Hefte) nur 1 Mark 50 Pf. pro Heft.

☛ **Heft 1 des Werkes wird auf Wunsch sofort franco zur Ansicht übersandt, ohne jede Verpflichtung des Empfängers, dieses Heft 1 oder die folgenden Hefte zu behalten resp. zu beziehen.**

Digitized by Google

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1888er. Frische Füllung. 1888er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade

Sprudel . .	58[20] R
Mühlbrunn .	40 „
Schlossbrunn	41[8] „
Theresienbrunn	47[1] „
Neubrunn . .	47[3] „
Marktbrunn .	31[5] „
Felsenquelle .	47 „
KaiserKarls-Qu.	33[4] „
Kaiserbrunn.	39[1] „

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.* | *Die halbe Flasche oder Krug,* 25 *Pf.* } *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,
Augsburg,
Baden-Baden,
Bamberg,
Barmen,
Berlin,
Bielefeld,
Bochum,
Bonn,
Braunschweig,
Breslau,
Coblenz,
Coburg,
Crefeld,
Creuznach,
Dortmund,
Dresden,
Duisburg,
Düren,
Düsseldorf,
Elberfeld,
Ellwangen,
Essen,
Frankfurt a/Main,
Freiburg i/B.,
M. Gladbach,
Görlitz,
Halle a/S.,
Hamburg,
Hamm i/W.,
Hannover,
Harburg,
Heidelberg,
Heilbronn,
Herford,
Ingolstadt,
Kaiserslautern,
Karlsruhe,
Kassel,
Kempten i/B.,
Köln,
Landau,
Leipzig,
Ludwigshafen,
Magdeburg,
Mainz,
Mannheim,
München,
Münster i/W.,
Nürnberg,
Osnabrück,
Plauen i/V.,
Posen,
Remagen,
Remscheid,
Saarbrücken,
Schwerin i/M
Stettin,
Stuttgart,
Trier,
Wiesbaden,
Worms,
Würzburg,
Zweibrücken

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

DAVIS
INTERLIBRARY LOAN

FEB 18 1970

DAVIS
INTERLIBRARY LOAN

LD21A-60m-6,'69
(J9096s10)476-A-32

General Library
University of California
Berkeley

YD 07281

M48396 AP30
N6
1879:1

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google